Enc. 256 g/2

V/ 1
I

KÖNIGL. BAYER. HOF THEATER INTEND.

Real-Encyclopädie
oder
Converſations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Zweiter Band.

Br — Cz.

G76/1242

Anzeige.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt Abzug bringen.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Zweiter Band.

Br bis Cz.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1824.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Brabant

Brabant, das Herzogthum, iſt eine der wichtigſten Provinzen der Niederlande. Die nördliche Grenze deſſelben macht Holland und Geldern, die weſtliche Seeland und Flandern, die ſüdliche Hennegau und Namür, die öſtliche Lüttich und Geldern. In der ganzen früheren Geſchichte Belgiens ſcheint dies Herzogthum eine Art Vorzug unter den andern belgiſchen Provinzen behauptet zu haben. Die Herzöge von Brabant übten ein großes Anſehen über die Regenten der benachbarten belgiſchen Staaten aus, und in der Periode der ſpaniſchen und hernach der öſtreichiſchen Regierung behaupteten die Deputirten von Brabant den erſten Platz in der allgemeinen belgiſchen Ständeverſammlung, ſtimmten auch zuerſt ab. Weil ein Theil von Brabant, und zwar der größere der öſterreichiſchen Souveränität, und der kleinere der Souveränität der vereinigten Niederlande angehörte, ſo nannte man erſteres das ſpaniſche oder öſterreichiſche und letzteres das holländiſche oder Staatsbrabant. Der ſüdliche Theil Brabants heißt der walloniſche. Die dortige gemeine Landesſprache iſt ein verdorbenes Franzöſiſch, und im nördlichen Theil iſt ſolche das Flämiſche. Die vornehmeren Klaſſen der Brabanter reden aber allgemein rein franzöſiſch. Vormals war Brabant in vier Quartiere eingetheilt, nemlich Löwen, Brüſſel, Antwerpen und Herzogenbuſch. Beide erſtere und ein Theil des dritten waren öſterreichiſch und das übrige den Generalſtaaten der Niederlande unterworfen. Ganz Brabant begriff in ſich 28 Städte und 700 Dörfer. Im Jahre 1746 eroberten die Franzoſen das ganze öſterreichiſche Brabant, gaben es aber 1748 im achener Frieden der öſterreichiſchen Hoheit zurück. Abermals eroberte Frankreich ſolches im Jahre 1794 und behielt daſſelbe im Frieden von Campo Formio (1797) und im Frieden von Lüneville (1801). Das nördliche öſterreichiſche Brabant hieß dann das Departement de deux Nethes, das ſüdliche de Dyle. Im Jahre 1810 vereinigte Frankreich auch noch das holländiſche Brabant mit ſeinem Reiche und bildete ſolches mit einem Theil von Geldern, das Departement des bouches du Rhin. Vor der franzöſiſchen Revolution hatte das öſterreichiſche Brabant ſeine Stände für ſich. Sie beſtanden aus zwei Biſchöfen, eilf Äbten, aus den Herren der Herrſchaften (Baronien), endlich aus ſieben von den Magiſtraten zu Brüſſel, Löwen und Antwerpen erwählten Deputirten. Zwiſchen dem Monarchen und den Staaten von Brabant und Limburg exiſtirten gewiſſe Compactate joyeuse entrée (der fröhliche Einzug) genannt, kraft deren die Stände jener verbündeten Lande nicht blos an der Geſetzgebung, ſondern auch an der Geſetzvollziehung Antheil hatten. Die Privilegien dieſes Theils der Niederlande wurden einſt ſo hoch geſchätzt, daß manche Ehefrauen aus andern Provinzen in Brabant oder Limburg Wochenbette hielten, um ihren neugebornen Söhnen das Indigenat dieſer

Lande zu verſchaffen. Während der Regierung des Kaiſers Joſeph II. entſtand ein großer Streit über die Auslegung der joyeuse entrée mit den Ständen von Brabant und Limburg, deren Heftigkeit die Aufhebung der Stände zur Folge hatte. Dieſe Provinzialſtände verſammelten ſich aber außerordentlich und ſprachen kühn die ewige Trennung Brabants von der Landeshoheit des Hauſes Oeſterreich aus. Der Tod des Kaiſers Joſeph II. machte den damaligen Streitigkeiten durch Herſtellung der alten Vorrechte ein Ende. Jetzt bildet Brabant in Folge der Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 einen Haupt- und wichtigen Theil des neuen Königreichs der Niederlande. Außer den ſchon erwähnten vier Quartierſtädten beſitzt Brabant noch folgende wichtige Städte, als Tirlemont, Arſchott, Dieſt, Gemblours, Judeigne, Nivalles, Breda, Bergen op Zoom und Eyndhoven. Nordbrabant iſt mit Moor, Heid und Wald bedeckt, im Ganzen iſt Brabant reich an Getreide, beſonders an Weizen, aber auch an Hopfen und Flachs. Selbſt in gemeinen Kornjahren bringt es mehr Getreide hervor, als die Bevölkerung verzehren kann. Auch ſind die Tuch- und Spitzenmanufacturen anſehnlich. Eine Menge Kanäle erleichtern den inländiſchen Handel und der auswärtige hat ſeit der Oeffnung der Schelde zugenommen. Südbrabant ſchickt acht und Nord- oder das vormalige Staatenbrabant ſieben Deputirte zu den Generalſtaaten des Königreichs.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebaut, ruhend. Wie die thieriſche Natur, glaubt man, bedürfe auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. Man läßt deshalb ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbeſäet, wo es alsdann, ſich ſelbſt überlaſſen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verweſung der Klee- oder Graswurzeln ſammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung wieder Getreidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Grasland zu benutzen. In Niederſachſen heißt es dann Dreeſche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erſtenmale wieder pflügen, es ſtürzen; in manchen Gegenden wird es für brach liegen laſſen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. Brachmonat iſt der ſechſte des Jahres, der Sommermonat, Junius, weil man in demſelben zu brachen pflegt.

Brachygraphie, die Kunſt mit Abkürzungen zu ſchreiben, die Schnellſchreibekunſt, iſt gleichbedeutend mit Stenographie oder Tachygraphie. Brachylogie iſt die Kunſt, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch gezwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Muſik gebraucht, wenn in einem langſamen Geſange eine geſchwinde Klauſe vorkommt. Brachykatalektiſch heißt in der Dichtkunſt ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen, ſind Münzen von Gold- oder Silberblech mit unförmlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche geſtempelt ſind, und daher das Gepräge von der einen Seite erhaben und von der andern hohl darſtellen. Sie wurden in den mittlern Zeiten häufig geſchlagen und ſtammen aus Thüringen, wo die erſten bald nach Anfang des 12. Jahrh. erſchienen. Man findet deren noch hie und da unter der Erde. Die großen Bracteaten ſind Schauſtücke, welche durch die unter Kaiſer Heinrich II.

aufgekommenen Majeſtätsſiegel veranlaßt wurden, und ſchon zu Ende des 13. Jahrh. wieder verſchwanden.

Bradley (James), 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitſames, aſtronomiſchen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine beſonderen Ereigniſſe dar. Nachdem er zu Oxford Theologie ſtudiert hatte, ward er als Pfarrer angeſtellt; allein ſeine angeborne Neigung zog ihn bald von dieſer Laufbahn ab auf diejenige, in der er ſich berühmt gemacht hat. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Mathematik; eigner Fleiß brachte ihn weiter, und 1721 ward er Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford. Sechs Jahre darauf (1727) machte er ſeine ſchöne Entdeckung über die Abirrung des Lichts bekannt (ſ. d. Art.). Aber ſo bedeutend auch die Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen durch dieſe Entdeckung befördert, und ſo genau die Abweichungen beſtimmt wurden, ſo entgingen die noch bleibenden, wiewohl ſehr geringen Unterſchiede Bradley's Beobachtungsgeiſte nicht. Er ſtudierte ſie unermüdlich, verfolgte ſie achtzehn Jahre lang mit bewunderungswürdiger Beharrlichlichkeit, und kam endlich dahin, das Geſetz dieſer Erſcheinung aufzufinden. Er zeigte, daß man ſie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe ſchwankende Bewegung beilege, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet werde. Er nannte dieſe Erſcheinung das Wanken der Erdaxe (Nutation) und machte die Entdeckung 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die phyſiſche Urſache dieſes Wankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgeſtellt. Beide Entdeckungen ſind von dem größten Einfluß auf die ganze Aſtronomie geweſen; durch ſie erſt iſt es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unſerer Erzählung zur chronologiſchen Ordnung zurückzukehren, müſſen wir anführen, daß 1726 Bradley in einer eignen Abhandlung zeigte, wie man vermittelſt der Verfinſterung des erſten Jupiterstrabanten die Längen meſſen könne. 1730 ward er Profeſſor der Aſtronomie und Naturphiloſophie am Muſeum zu Oxford, und 1741 erhielt er, nach Halley's Tode, den anſehnlichen Poſten eines königlichen Aſtronomen und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Reſt ſeiner Tage in völliger Zurückgezogenheit, und ohne andern Verkehr als mit dem Himmel, ſammelte Bradley mehrere Foliobände von ſeinen eigenen Beobachtungen. Aus dieſer reichen Fundgrube hat man tauſende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geſchickt mit einander verbunden, in alle unſere aſtronomiſchen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier ſchöpfte Mayer die Elemente ſeiner berühmten Mondtafeln. Es iſt ehrenvoll für die Wiſſenſchaften, hinzuſetzen zu können, daß ein Mann, der ſo viel für ſie that, zu gleicher Zeit beſcheiden, wohlwollend, menſchlich und großmüthig war. Bradley ſtarb 1762 in einem Alter von 70 Jahren.

Braga, ſ. Nordiſche Mythologie.

Braganza, ſ. Portugal.

Brahe, ſ. Tycho de Brahe.

Brake (Kolk), iſt ein bei Deichdurchbrüchen entſtandener, ins Land tief aufgeſtaueter Waſſerkeſſel, der mit dem Vorwaſſer Gemeinſchaft hat und Ebbe und Fluth hält, wenn ſolche im Vorwaſſer ſtatt findet. **Brakdeich**, ein von Fluthen durchbrochener Deich. **Brackmann**, derjenige Beſitzer einer Deichſtrecke, deſſen Pfand durchbrochen worden iſt.

Brama, nach der indiſchen Mythologie, das erſte unter den drei erſterzeugten göttlichen Weſen, die Perſonification desjenigen Theils von dem Weſen des allmächtigen Gottes, den er zuerſt hervorrief, ſeine ewigen Abſichten zu vollziehen. Brama heißt die Wiſſenſchaft der Geſetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Weſen dieſen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Geſetzen der Natur ordnete. Außerdem iſt er der Gott des Schickſals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher ſeine unwandelbare Richtſchnur iſt, die von demſelben angefangene Schöpfung fortſetzt und allen Geſchöpfen das Daſein gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieſes Daſeins beſtimmt, und nicht allein das Leben, ſondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brama ſterbe nach gewiſſen großen Perioden, und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern ſtirbt er alle Jahre einmal. Unter den Thieren iſt ihm der Schwan gewidmet. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben ſo viel Armen.

Bramanen oder **Braminen** heißen die Genoſſen der erſten und vornehmſten Giadi oder Kaſte der Hindu. Nur ſie ſind fähig, Prieſter zu werden. Die Braminen ſind aus Brama's Gehirn entſprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu leſen, und Andere zu lehren, zu opfern, Andern beim Opfern beizuſtehen, Almoſen zu geben, wenn ſie reich ſind, und wenn ſie arm ſind, Geſchenke zu nehmen. Ihnen iſt ein außerordentliches Anſehen beigelegt. Ein Bramine, er ſei gelehrt oder unwiſſend, iſt eine mächtige Gottheit. Ein König ſoll die Braminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn ſind ſie erzürnt, ſo können ſie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, ſammt ſeinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen, ins Verderben ſtürzen. Schon von ſeiner Geburt her iſt ein Bramine ſelbſt bei den Göttern ein Gegenſtand der Verehrung, was er aber dem menſchlichen Geſchlechte verkündigt, iſt entſcheidender Ausſpruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Braminen zu tödten; und wäre er auch aller Verbrechen überführt, ſo darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne ſein Vermögen einzuziehen, oder ſeinen Körper zu beſchädigen. Vgl. **Hindus**.

Bramante von Urbino (Franceſco Lazzari), ein berühmter Baumeiſter und nebſt Brunelleſchi der eigentliche Wiederherſteller der Baukunſt, war zu Caſtel Duranti im Gebiet von Urbino gegen 1444 geboren. Er beſchäftigte ſich anfangs mit der Malerei; aber ſein entſchiedenes Talent für die Architectur gewann bald die Oberhand, und er entwickelte es mit dem glücklichſten Erfolg. Zunächſt ging er nach Mailand, deſſen Dom ihn mächtig anzog und unabläſſig beſchäftigte. Papſt Alexander VI. ernannte ihn, nachdem er durch Ausführung einiger Gebäude ſeinen Ruf begründet hatte, zu ſeinem Architecten, und Julius II. zum Intendanten ſeiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticaniſchen Palaſt. Er bewog den Papſt, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere erſetzen zu laſſen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben ſollte. 1513 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuern Baukunſt bewundert wird. Doch ſtarb er ſchon 1514, ohne das Ende ſeines Werks zu ſehen. Man hatte mit unglaublicher Schnelligkeit begonnen, aber ſeine Nachfolger, Raphael, Julius

von San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, änderten den erſten Plan und ließen von Bramante's Arbeiten nichts ſtehen, als die Bogen, welche den Thurm der Kuppel tragen. Seine erſt 1756 aufgefundenen Schriften ſind theils in Proſa, theils in Verſen, und in demſelben Jahre in Mailand erſchienen.

Bramarbas bedeutet einen Großſprecher, einen Menſchen, der, um ſich geltend zu machen, oder andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig iſt. Der Ausdruck kommt von einer ſo benannten Perſon dieſes Charakters in einem von Holbergs Luſtſpielen her.

Brand (Ewald), ſ. **Struenſee.**

Brand (medicin.), das Abſterben eines Theils des organiſchen, beſonders des thieriſchen Körpers. Die nächſte Urſache davon iſt das Erlöſchen der Empfindung (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöſe Entzündungen ſo leicht in Brand übergehen, und nervöſe Fieber eher tödtlich werden als andere (ſ. Fieber). Von dem Gegenſatze der Empfindung und der Reizbarkeit, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einfluſſe der Nerven auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des lebenden Organs, das Beſtehen deſſelben in organiſcher Form, gänzlich ab; allein beide ſtehen auch in beſtändiger Wechſelwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervenſyſtem ſeinen Urſprung aus dem Arterienſyſtem, und Sömmerring hat durch die genaueſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen dargethan, daß die Nerven von dem ſie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinſten Endungen deſſelben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Mittel des eigentlichen Nervenfluidums angeſehen werden müſſe. Aus dieſer Wechſelwirkung beider Syſteme auf einander ſind die Erſcheinungen bei dem Brande erklärbar. Iſt die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Urſache (ſ. weiter unten) gänzlich geſunken, ſo hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßſyſtem deſſelben auf, die Empfindung dieſes Theiles erliſcht, die Ernährung deſſelben ſtockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil ſtirbt ab. Entfernte Urſachen des Brandes können verſchieden ſein; in den meiſten Fällen entſteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar iſt die nervöſe Entzündung, bei welcher das den Nerven ſelbſt umgebende Arteriengewebe ergriffen iſt, am meiſten geneigt in Brand überzugehen, wahrſcheinlich, weil die Abſonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt iſt, und die Erhöhung der Reizbarkeit eine Erniedrigung ihres Gegenſatzes, der Empfindlichkeit oder Empfindung zur Folge hat, deren gänzliches Erlöſchen alsdann auch das Sinken der Reizbarkeit oder das Abſterben der Arterie nach ſich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn ſie durch ihre große Heftigkeit bis zu nervöſen Gebilden ſich fortpflanzen und dieſe ergreifen, oder wenn die Empfindlichkeit eines Organs ſchon geſchwächt und herabgeſunken iſt, z. B. bei durch Ausſchweifungen oder übermäßige Anſtrengung geſchwächten Menſchen. 2. Vom Mangel des Zufluſſes des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zuſammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensſchwäche die Empfindlichkeit bis auf Null herabſinkt. So entſteht bei ſehr alten Perſonen nicht ſelten der Brand an den Fußzehen von ſelbſt, indem an dieſen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerſt erliſcht, wozu wahrſcheinlich auch die in der Abnahme befindliche Reizbarkeit und die daher ſchwächere Thätigkeit des Arterienſy-

ſtems mit beiträgt. Endlich iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Einwirkungen und Subſtanzen gibt, welche unmittelbar die Empfindung ergreifen, die Nervenkraft ſo ſchwächen, daß ſie plötzlich oder allmälig unterliegen muß. Anſteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das ſich mit allgemeinem oder örtlichem Brande tödtlich endet. Meiſtens geht dem Brande eine örtliche Entzündung voran. Ehe der Brand ſelbſt eintritt, ſteigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchſten Grad, die Schmerzen werden brennend und ſtechend, der Theil wird dunkelroth. Dieſen Punkt der Entzündung, wo ſie im Begriff iſt, in Brand überzugehen, kann man den heißen Brand, Gangrän, nennen, im Gegenſatz zu dem ausgebildeten, welchen man deshalb auch den kalten (Sphacelus) nennt. Plötzlich laſſen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt ſich ſcheinbar beſſer (beſonders bei innern Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht ſieht); allein der Puls wird klein, weich und ſchwach. Bei äußern Theilen ſieht man, daß die Geſchwulſt ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich ſchwarz wird. An dem brandigen Theile entſtehen Blaſen von dem Abſondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt ſind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt und verhält ſich als todte Maſſe. Das Lebende ſucht das Fremdartige abzuſtoßen, wenn noch Lebenskraft genug da iſt, oder dieſe hinlänglich unterſtützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet ſich in dieſem Falle eine Grenze, welche der Brand nicht überſchreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung ſtößt das Abgeſtorbene von ſich. Iſt aber die Lebenskraft zu ſchwach hierzu, ſo kriecht der Brand weiter und verbreitet ſeine verderbliche Wirkung über das ganze Nervenſyſtem. Es ſcheint, als wenn von dem todten faulenden Theile ſich ein lähmendes Gift auf daſſelbe verbreite, welches bald ſeine ſchwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter ſtets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei ſchwacher, ungeſunder, kachektiſcher Leibesbeſchaffenheit iſt der Brand allemal gefährlicher; an innern Eingeweiden iſt er faſt immer tödtlich. Stellen ſich bei dem Brande Zufälle eines verletzten Nervenſyſtems ein, ſo iſt er ebenfalls beinahe immer tödtlich. H.

Brandaſſecuranz, ſ. Feuerverſicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Brand- oder Schlagrohr, ſ. Bomben.

Brandenburg. Vormals lebten in dieſem Landſtrich die Sveven (Schwaben), das größte und ſtreitbarſte Volk, welches Julius Cäſar in Deutſchland kannte, und welches zwiſchen der Elbe, Saale und Weichſel, ja ſogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Oſtſee wohnte. Unter ihnen hatten beſonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Im J. 5 nach Chriſti Geburt wurden die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehen, aber bald nachher von Marbod, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrſchte, zurück gedrängt. Nachdem ſie ſich darauf im J. 19 in den Schutz des Cheruskers Hermann begeben hatten, theilten ſie, während der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, das Schickſal der übrigen norddeutſchen Völkerſchaften, verließen auch bei der großen Völkerwanderung, nebſt den Semnonen, ihr Vaterland, und ſtifteten das lom-

bardiſche Reich in Italien. In die verlaſſenen Länder rückten nun Wenden oder ſlaviſche Völker, von denen die Wilzen die vornehmſten waren. Dieſe bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) ſich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit den Franken und Sachſen in der jetzigen Altmark, (die zu Oſtphalen oder Oſtſachſen gerechnet wurde) in Kriege verwickelt, und geriethen nachher, (789) nebſt dieſen unter die Botmäßigkeit Carls des Großen, machten ſich jedoch unter ſeinen Nachfolgern wiederum unabhängig, und beunruhigten (902) Sachſen und Thüringen durch häufige Einfälle. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutſchen, die Wenden, überwand die Heveller an der Havel, die Retharier in der Ukermark, und eroberte auch Brannibor. Zur Beſchützung der ſächſiſchen Grenze wurden (931) beſondere Grafen eingeſetzt, welches die erſten Markgrafen von Nordſachſen, oder von der wendiſchen Mark waren. Die Markgrafen Gero und Dietrich beſiegten zwar die unruhigen Wenden, doch erneuerten ſich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechſelndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niederſachſen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, ſeitdem dieſe Mark an die Markgrafen von Stade gekommen war. Graf Luther war von dieſen der erſte, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten die Kriege der Wenden mit den deutſchen Ländern an der Elbe gewährt, als Kaiſer Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Ascanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafſchaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Albrecht machte der Herrſchaft der Wenden in dieſen Gegenden ein Ende, und nannte ſich zuerſt Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte ſich auch der Mittelmark, Priegnitz und Ukermark, und legte Berlin entweder ſelbſt an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, ſo wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Urſprung verdanken. Er hinterließ zwei Söhne. Der älteſte Otto I. folgte in der Markgrafenſchaft Brandenburg, und war der erſte bekannte Erzkämmerer des h. römiſchen Reichs. Seine Enkel Johann I. und Otto III., eroberten die vorher verlorne Ukermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, ſtifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, ſtifteten 1267 zwei Linien; jener kaufte 1300 dieſem, der Meißen beſaß, die Niederlauſitz ab. Waldemar aus dem Hauſe Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach deſſen Tode die Mark erbte, war unter allen ältern Markgrafen von Brandenburg der mächtigſte. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, ſtarb 1320, und mit ihm erloſch der askaniſche oder anhaltiſche Stamm. Nun ertheilte der Kaiſer Ludewig IV. von Baiern 1322 ſeinem älteſten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieſer hatte zwar große Mühe zum Beſitz zu gelangen und ſich darin zu erhalten, doch ſtellte er ſich ſeinen Feinden mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch (1349) ſeinen Bruder Ludewig den Römer, zum Mitregenten an, und überließ ihm ſpäter die ganze Regierung. Dieſer nahm wieder ſeinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach Ludewigs Tode alleiniger Churfürſt wurde, und mit Kaiſer Carl IV. und dem lützelburgiſchen Hauſe eine Erbverbrüderung ſchloß, wodurch letzterer das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto ſelbſt ein träger und verſchwenderiſcher Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiſer auch die Nie-

derlauſitz, welcher dieſe mit Böhmen vereinigte, und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiſer belehnte ſeinen Sohn Wenzel, König von Böhmen mit der Chur Brandenburg, und ſo bekam dieſe 1373 Churfürſten aus dem lützelburgiſchen Geſchlechte. Als Wenzel römiſcher König geworden war, gab Carl IV. die Churmark ſeinem zweiten Sohne Siegmund. Unter der Regierung dieſes eilfjährigen Fürſten gerieth die Mark in große Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte ſich unter einander; die angrenzenden Fürſten thaten ungeſcheuet Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich zerſtört. Siegmund häufte am Ende eine ſo große Schuldenlaſt zuſammen, daß er 1388 die Churmark ſeinem Vetter, dem Markgrafen Jodocus (Jobſt) von Mähren, für das ihm vorgeſchoſſene Geld zum Unterpfande überlaſſen mußte. Während dieſer Zeit hatte die Verwirrung im Lande den höchſten Gipfel erreicht, und Jobſt ſo wenig, wie ſein Statthalter konnten derſelben Einhalt thun. Nach ſeinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiſer erwählt worden war, zurück. Siegmund ſetzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. aus dem Hauſe Hohenzollern, zu ſeinem Statthalter in der Churmark ein. Von dieſem Friedrich VI. ſtammt das jetzt regierende, königlich preußiſche Haus ab, und hat alſo mit dem Hauſe Lothringen, Oeſterreich und dem Hauſe Baden einerlei Urſprung. Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiſer nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden geborgt und andere wichtige Dienſte geleiſtet, wofür er endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt erhielt. Die verwilderte Mark ſah unter dieſem Regenten, der nun Friedrich I. hieß, und ſeinen Sitz in Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II., der Eiſenzahn, trat 1440 ſein Stammland in Franken ſeinen beiden Brüdern, dem Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, ſo wie ſeinem dritten Bruder, Friedrich dem Dicken, die Altmark und Priegnitz ab, durch deſſen Tod aber beide wieder an die churfürſtliche Linie kamen. Die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeiſter des deutſchen Ordens verpfändet hatte, löſete Friedrich für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlauſitz, die ſich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobetsberg, Storkow und Beskow. Auch verſicherte er ſich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er ſowohl die böhmiſche als polniſche Krone ausgeſchlagen, und ſeinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 ſeinem Bruder Albrecht, dem deutſchen Achilles, die Regierung. Dieſer gab noch bei ſeinen Lebzeiten die Churwürde ſeinem älteſten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anſpach, und dem dritten, Siegmund, Baireuth. Dieſe beiden letzteren haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken geſtiftet. Johann ſtarb 1486. Unter ſeinem Nachfolger, Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürſten, der die Univerſität Frankfurt ſtiften wollte, aber daran durch ſeinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und geſitteter zu werden, wozu deſſen Sohn und Nachfolger, Joachim I. (Neſtor) noch vieles beitrug. Dieſer Churfürſt, für ſeine Zeit ein ſehr gelehrter Mann, ſuchte jedoch, als ein eifriger Freund der römiſch-katholiſchen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weiſe zu hindern, hörte aber in ſeinen ſpä-

tern Jahren auf, die Proteſtanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangeliſche Religion ein, und machte ſie zur herrſchenden. Er wußte den Krieg von ſeinen Ländern entfernt zu halten. Unterdeſſen war Herzog Albrecht von Preußen (1568) geſtorben. Da deſſen Sohn Albrecht Friedrich, die Belehnung von Polen erhielt, ſo verſchaffte Joachim II. ſich und ſeinen Nachkommen die Mitbelehnung. Nachdem er und ſein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg, der 1598 ſtarb, die Neumark wieder mit der Chur. Unter der Regierung des folgenden Churfürſten, Johann Friedrich, der ſchon viele Jahre Erzbiſchof von Magdeburg geweſen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die geſammten fränkiſchen Länder des Hauſes Brandenburg, ſondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürſtliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte dieſe ſämmtlichen Länder wieder unter ſeine Familie. Seinem Bruder Chriſtian gab er Baireuth, und dem andern, Joachim Ernſt, Anſpach. Dieſe ſtifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf theilte er ſeinem zweiten Sohn Johann Georg zu. Das Gymnaſium zu Joachimsthal, jetzt zu Berlin, iſt von ihm geſtiftet worden. Er ſtarb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie ſein Vater, die Regierung von Preußen ſtatt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach deſſen Tode er 1618 zum wirklichen Beſitze dieſes Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, weil ſeine Gemahlin eine Tochter der älteſten Schweſter deſſelben war, ſeine Anſprüche auf dieſe Länder zu behaupten, angefangen. Wirklich bemächtigte er ſich auch ihrer gemeinſchaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und das Herzogthum Cleve, die Grafſchaften Mark und Ravensberg verblieben ihm. Um dieſe Zeit trat er zur reformirten Kirche über und ſtarb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, ſeine meiſten Länder wurden aber deßungeachtet zu Grunde gerichtet, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung derſelben hatte, überdies auch ſtatt ſeiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, ſich mit dem Könige von Schweden, Guſtav Adolph, zu vereinigen, und nahm in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch der Churmark einige Erleichterung zu verſchaffen. Er war in ſeinen Unternehmungen unglücklich; die weſtphäliſchen Länder wurden ihm von den Holländern und Spaniern ſtreitig gemacht, und Preußen ward durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern ſtarben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 ſein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil die Schweden das Land eingenommen hatten. Auch ſeine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieſes Krieges nicht, und hinterließ ſein Land in unbeſchreiblicher Verwirrung. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, deſſen kräftiger, beſonnener Muth Ordnung, Ruhe und Wohlſtand wieder herſtellte. Man ſehe über ihn und ſeine Regierung den eignen Artikel. Sein Sohn, Churfürſt Friedrich III., ſetzte ſich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß ſeitdem Friedrich I., König von Preußen (ſ. Preußen). Die Mark Brandenburg, eine der größten Landſchaften des ehemaligen oberſächſiſchen Kreiſes, hat einen Flächeninhalt von 664 Q. M., keine Berge, viel

Sand, mitunter aber auch guten Boden, iſt alſo theilweiſe fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Fiſchereien, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht, beſonders Schafzucht; hat auch Kalk, Salpeter, Torf, etwas Eiſen ꝛc. und iſt reich an Manufacturen und Fabriken, ſo wie ſie auch zur Handlung ſehr bequem, da ſie viele Canäle, Seen und Flüſſe, und viele daran liegende Städte hat. Die meiſten der Einwohner ſind der lutheriſchen, die übrigen der reformirten Religion zugethan. Es haben ſich insbeſondere von 1685 bis 1688 viele franzöſiſche Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen, auch Pfälzer in dieſem Lande niedergelaſſen. Unter der Regierung Friedrichs II. ſind bis 1777 über 10,000 Koloniſtenfamilien eingeſetzt worden. Die Zahl der Civileinwohner beträgt 1,155,300 in 141 Städten, 21 Marktflecken, und 3241 Dörfern. Das Land wird von der Elbe, Havel, Spree, Oder, Warte, Netze, Uker durchſtrömt. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, mit der Hauptſtadt Stendal; 2. die Priegnitz, mit der Hauptſtadt Perleberg; 3. die Mittelmark, mit der Hauptſtadt Berlin; 4. die Ukermark, mit der Hauptſtadt Prenzlau. II. Die Neumark. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürſt Friedrich II. ſie von dem deutſchen Orden, an den ſie bis dahin verpfändet war, 1455 wieder einlöſete. Die Hauptſtadt iſt Küſtrin, und in der Civilverwaltung iſt Brandenburg die erſte Provinz mit den 3 Regierungsbezirken Berlin, Potsdam und Frankfurt. (Vgl. Preußen.)

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunſtmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder ſchon angezündet mit günſtigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder ſo einrichtet, daß es ſich erſt entzündet oder in die Luft fliegt, wenn es bei den feindlichen Schiffen ankommt. Zuweilen zündet auch die Mannſchaft den Brennſtoff nach Art der Minen an und begibt ſich dann auf Böten wieder fort.

Brandes, J. C., deutſcher Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, war geboren zu Stettin 1735, woſelbſt er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und ſich durch Preußen bettelte. In Polen ward er Lehrburſche bei einem Tiſchler, dann Schweinefütterer, Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenſtand bei vornehmen Herren trat, worauf er ſich 1756 beim Schönemannſchen Theater in Lübeck anſtellen ließ. Seine erſten Verſuche fielen eben nicht glücklich aus. Nach einem Jahre ward er entlaſſen, ſchrieb die altonaer Zeitung, wurde abermals Bedienter, und trat endlich wieder bei der Schuchſchen Bühne als Schauſpieler auf, von welcher Zeit an, er ſich ganz dem Theater widmete. Er ſpielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt ſich zuletzt in Stettin und Berlin privatiſirend auf, und ſtarb in Berlin 1799. Er war nur mittelmäßiger Schauſpieler, aber einer der fruchtbarſten Schau- und Luſtſpieldichter, auch ſchrieb er kurz vor ſeinem Tode eine ſehr anziehende und belehrende Selbſtbiographie. Seine Theaterſtücke ſind für den Zuſchauer berechnet, ſie verrathen kritiſches Studium und Theaterkenntniſſe. Das Melodrama, Ariadne auf Naxos, welches er beſonders für ſeine Frau, eine geſchätzte Schauſpielerin, geſchrieben hatte, war der erſte Verſuch in dieſem Fache, der auf dem deutſchen Theater Glück machte. Seine Tochter, Charlotte Wilhelmine (Minna) Franciſca Brandes, erſte Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin 1765, war gleich groß als Sängerin und Schauſpielerin. Das

Klavier ſpielte ſie meiſterhaft, und beſaß zugleich viele theoretiſche Muſikkenntniſſe. Zu früh für die Tonkunſt und Muſik ſtarb ſie ſchon zu Hamburg 1788, wo ſpäterhin eine Sammlung ihrer ſchätzbaren Compoſitionen herauskam.

Brandes (Ernſt), Gelehrter, Staatsmann und geiſtreicher deutſcher Schriftſteller, war zu Hannover 1758 geboren. Eine ſorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reiſen in fremde Länder, ein Geſchäftskreis, der ſeinen Blick ſchärfte, eine vieljährige enge Verbindung mit den ausgezeichnetſten Köpfen Deutſchlands, und günſtige Glücksumſtände, trugen, vereint mit ſeinen glücklichen Geiſtesanlagen, dazu bei, dieſem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verſchaffen. Von 1775 bis 1778 ſtudierte er auf der Univerſität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöveriſche Regierung zum Cabinetsſecretäre ernannte, und ihm die oberſte Leitung der Univerſität, welches Amt ſein Vater ſchon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Bei einer Reiſe, die er in den Jahren 1780 und 1781 durch Deutſchland und Frankreich machte, waren beſonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Nachforſchung, und er ſprach ſich darüber in den bekannten Bemerkungen über die londoner, pariſer und wiener Theater aus. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 ſein Aufenthalt in England, wo er Gelegenheit erhielt, nicht allein ſehr wichtige literariſche und politiſche Verbindungen anzuknüpfen, ſondern auch ſich eine möglichſt erſchöpfende Kunde der brittiſchen Staatsverfaſſung zu verſchaffen, ſo wie denn auch dieſe Reiſe beſonders dazu mitwirkte, ſeinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Nachdem er mehrere anſehnliche Poſten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt. Als 1803 die Franzoſen Hannover beſetzten, war er einer der Abgeordneten, welche mit Mortier unterhandelten, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommiſſion eintrat. Brandes hatte ſich eine ſo allgemeine Achtung erworben, daß ſein Tod, welcher 1810 erfolgte, von allen ſeinen Mitbürgern als ein Verluſt für den Staat betrauert wurde, obgleich er, bei der Unabhängigkeit, die ſein bedeutendes Vermögen ihm gewährte, von der weſtphäliſchen Regierung keine Dienſtſtelle angenommen hatte. Eine große Gabe der Beobachtung und eine große Welt- und Menſchenkenntniß waren ſein Eigenthum, und zeigten ſich in allen ſeinen Werken, von denen folgende die wichtigſten ſind: Politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, Jena, 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution in Rückſicht auf Deutſchland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geſchlecht, Hannover 1802; Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland, Hannover 1803; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeiſtes auf die höhern Stände, als Fortſetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810.

Brandkugel, iſt ein zwilchener Sack, welcher über zwei kreuzweiſe über einander geſpannte eiſerne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg beſtrichen iſt, um Gegenſtände damit in Brand zu ſtecken. Brandkugeln ſind länglichte, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eiſernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre verſehen und mit einem getheerten Tuche umwickelt ſind. Beide Arten werden aus grobem Geſchütz geworfen. (S. auch Carcaſſe.)

Brandſilber, heißt das von allen unedeln Metallen geſchiedene und im Feuer völlig gereinigte Silber.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Ufers, auch bei Mündungen von Flüſſen gelegene Ort, wo die Strömung mit großer Gewalt, mit Schäumen und Ziſchen, an verborgene Klippen oder an das felſige Ufer ſchlägt. Auch dieſe ſchäumende Brechung der Wellen ſelbſt heißt Brandung. Die Kraft des Aufruhrs im Waſſer richtet ſich nach dem Winde, nach der Strömung und nach der Beſchaffenheit der Klippen. In den Meeren, welche Paſſatwinde haben, ſind die Brandungen am gefährlichſten.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wache, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherheit der Gefangenen beſtimmt iſt und für die Unterhaltung des Kochfeuers zu ſorgen hat. Sie beſteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30 — 40 Mann für jedes Regiment. In der Seeſprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht- auch als Kundſchaftsſchiff gelegt wird. An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannſchaften, welche des Nachts ausgeſchickt werden, um Veranlaſſungen zu Feuersbrünſten zu verhüten, und bei ſchon ausgebrochenen die erſten Löſchanſtalten zu bewirken.

Brand (Sebaſtian), genannt Titio, geboren zu Straßburg, 1458, ſtarb daſelbſt als Canzler (Stadtſyndicus) 1520. Er hatte in Baſel die Rechte ſtudirt, daſelbſt promovirt und bis 1494 mit vielem Beifalle Vorleſungen über ſeine Wiſſenſchaft gehalten. Aber außer ſeinen juriſtiſchen Kenntniſſen erwarb ihm auch ſein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiſer Maximilian I. berief ihn mehrmals an ſeinen Hof. Vorzüglich hat ſeinen Ruf begründet das Narrenſchiff oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laſter und Thorheiten ſeines Zeitalters ſchildert. Ein Narrenſpiegel, meint der Dichter, würde dienlich ſein, dem Thoren die nöthige Selbſtkenntniß zu verſchaffen;

Denn wer ſich für einen Narren acht,
Der iſt bald zu eim Weiſen gemacht.

Man findet in ſeinem Buche eine Reihe von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Laſtern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt ſind, welche keinen andern Zuſammenhang unter ſich haben, als daß ein gemeinſchaftlicher Titel ſie verbindet. Der Vortrag iſt im Ganzen wenig poetiſch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen iſt er körnicht und gedrungen, und das Narrenſchiff bleibt immer ein ſchätzbares Buch, voll geſunden Verſtandes, voll Welt- nnd Menſchenkenntniß. V. d. Hagen hat es in ſeinem Narrenbuche aufs neue abdrucken laſſen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren und ſtarb 1614. In ſeiner ſelbſt verfaßten Grabſchrift ſpricht er mit viel Ruhmredigkeit von ſich und erzählt, die erſten Waffen habe er unter dem großen Franz von Guiſe getragen, und nachher fortgefahren, den Königen, ſeinen Herren, zu dienen. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er ſich auf ſeine Güter zurück, und ſchrieb hier ſeine Memoiren, die bei allem Selbſtlobe, das er ſich darin beilegt, doch eine Menge anziehender Sachen enthalten. Sie ſind ein lebendiges Gemälde ſeines Zeitalters; alle großen Perſonen deſſelben hatte er kennen gelernt,

von allen wichtigſten Ereigniſſen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer geweſen. Brantôme hat ganz den Charakter ſeines Geburtslandes (Gascogne) und ſeines Standes. Recht oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er ſieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um ſo freimüthiger, als er ſelbſt nicht gewiß iſt, ob ſie gut oder böſe ſind. Die Ehre der Frauen iſt ihm eben ſo gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und ſtellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufſehen zu machen iſt. Er ſpricht von dem guten König Ludwig XI., der ſeinen Bruder habe vergiften laſſen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur ſeine Feder aufzeichnen kann. Von ſich ſelbſt ſpricht er nicht ſelten mit naiver Eitelkeit. Allenthalben aber verſetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemälde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöſchende Ritterthum mit den aufſtrebenden, aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieſer Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des umherſchweifenden Lebens, das er geführt hatte, wiſſenſchaftlicher gebildet, als die meiſten ſeiner Waffengefährten. Er hinterließ folgende Werke, die erſt lange nach ſeinem Tode herausgegeben wurden: Mémoires ou Vies des hommes illustres et grands Capitaines français; Vies des grands Capitaines étrangers; Vies des Dames illustres; Vies des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et jurements des Espagnols. Seine Schriften wurden 1666 bis 1740 zwölfmal, theils zuſammen, theils in einzelnen Abtheilungen herausgegeben.

Branntwein, iſt eine geiſtige Flüſſigkeit, welche aus verſchiedenen in geiſtige oder Weingährung gebrachten mehlhaltigen Pflanzenſtoffen, als Getreide, Kartoffeln, Obſt, Bier- und Weinhefen, Weintrebern ꝛc., auch Wein, meiſtens aber aus Getreide durch Deſtillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er iſt im Allgemeinen eine mehr oder minder ſtarke Miſchung von Alkohol und Waſſer. Das Verfahren iſt kürzlich dieſes: das zum Brennen beſtimmte Getreide wird, nachdem es geſchrotet, mit dem dazu kommenden Malze in den Meiſch- oder Möſchbottig eingemeiſcht, d. h. mit lauem Waſſer eingerührt. Wenn es eine Viertelſtunde geſtanden, wird es in heißem, aber nicht kochendem, Waſſer ſo lange gerührt, bis es lau iſt. Dann kommt die Hefe dazu, um die geiſtige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemiſch bleibt ruhig ſtehn, bis die Gährung erfolgt und der Meiſch oder Möſch, d. i. die Maſſe, in die Branntweinbläſe kömmt. Es wird Feuer darunter gemacht, und die Maſſe fortwährend gerührt. Der Geiſt entwickelt ſich in Dämpfen und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüſſigkeit über. Dieſer erſte Abzug, der noch ungenießbar iſt, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug giebt den einfachen Branntwein, der dritte den doppelten; der vierte den Weingeiſt (Spiritus vini rectificatus), und der fünfte endlich den waſſerfreien Weingeiſt (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er ſeinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen, und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten, Cognac oder Coignac, Orleans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben aus Rocken, Waizen, Gerſte, Hafer, einzeln oder gemiſcht. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc geben Branntwein. Man ſehe ferner die Art. **Arak**, **Rum**, **Taffia** und **Ratafia**. Setzt man

zur zweiten Deſtillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, ſo erhält man Aquavite, die dann, nach den Beſtandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citronen-Branntwein ꝛc. heißen. Dieſe mit dem gehörigen Zucker, um ſie wohlſchmeckend zu machen, zubereitet, geben den Roſoglio, Roſoli, der auf unzählige Art abgeändert und danach, oft auch ganz willkührlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber ſind die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennerkunſt. Die Tartaren ziehen auch Branntwein aus Milch. Branntweinwage ſ. Aräometer.

Braſilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich in Südamerika, das zu den reichſten und fruchtbarſten Ländern des Erdbodens gehört, und das man ſeit zehn Jahren durch Kruſenſtern, Koſter, Mawe, Grant, Langsdorf, Eſchwege, den Prinzen Max von Neuwied und Andere genauer kennt. Es hat große Heerden Rindvieh, auch viele und gute Pferde, und bringt Safran, Baumwolle, Cryſtall, Ambra, Balſam, Braſilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, Kaffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getreide, Holz u. dgl. m. in Ueberfluß hervor; ſeine wichtigſten Erzeugniſſe aber ſind Diamanten und Gold. Beide werden meiſtens auf dem Grunde der Flüſſe und in den vom Regen gemachten Gräben geſucht. Noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrh. betrug die Maſſe des an die Regierung abgelieferten Goldes jährlich an 30,000 Mark. Außer den Ureinwohnern, welche noch ſehr roh ſind, wohnen in Braſilien europäiſche Portugieſen, Creolen, Meſtizen und Neger, (deren ehemals jährlich 40 — 50,000 dahin gebracht wurden), im Ganzen anderthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 100,000 Q. M. geſchätzt. Durch das Innere ziehen ſich Fortſetzungen der Cordilleras, die nach den Küſten zu laufen und mehrere Vorgebirge bilden. Die Hauptflüſſe ſind: der Maranhon oder Amazonenfluß, der Gran Para oder Tocantines, Parana, Rio Francesco u. ſ. w. Der größte Landſee iſt der Xarayes. Von Meerbuſen nennen wir die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder Mirunſee. Das Clima iſt, da Braſilien in der heißen Südzone liegt, im Norden zwar ſehr heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im Süden gemäßigter und geſunder. Die neun Capitänſchaften oder Gouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, Maranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minas-Geraes, Goyaz, Matto-Groſſo. Die Einkünfte werden auf 20,000,000 Gulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke liefern. Von der Geſchichte Braſiliens führen wir folgendes an: Oſtindien führte die Portugieſen nach Amerika. Nicht zufrieden mit dem von Vasco de Gama aufgefundenen Wege um das Cap, ſandte König Emanuel (1500) Caspar Cortereal aus, Cabots Spuren nachzugehen und eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen; da er jedoch ohne Hoffnung eine ſolche Durchfahrt zu finden, zurückkam, ſo ſetzten die Portugieſen ihre Entdeckungsreiſen nach Amerika nicht fort. In demſelben J. 1500 aber, da Cortereal Nordamerika abſichtlich aufſuchte, ward Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Braſilien verſchlagen. Er ankerte an der Küſte im 15° S. Br., an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land ſelbſt nannte er Santa Cruz, und nahm es in Beſitz, ohne eine Niederlaſſung daſelbſt anzulegen. Den Namen Braſilien erhielt das Land ſpäterhin von einem Farbeholze, welches daſelbſt häufig gefunden ward, und welches man, da ſein Anſehen dem einer glühen-

den Kohle (portugieſiſch Braſa) gleicht, Braſilienholz genannt hatte. Seinen Reichthum kannte man anfangs nicht; man beſtimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daſelbſt den Zuckerbau an, wozu man ihnen die Pflänzlinge aus Madera lieferte; ſeitdem bekam Braſilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugieſiſchen Hofes für einen beſſern und ſchnellern Anbau. In dieſer Abſicht erlaubte er 1525 ſeinem Adel, Strecken Landes für ſich zu erobern, und das Eroberte als ſein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. Eine ſolche Anlage ward San Salvador, San Vincent u. ſ. w., bis tief in das Innere des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jeſuiten übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Bei der Beſitznehmung von Portugal, fiel auch Braſilien den Spaniern und darauf den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (1621), eine weſtindiſche Geſellſchaft errichtet. Obgleich, nach den portugieſiſchen Geſetzen, allen Fremden der Zugang verſagt war, hatten ſich doch ſchon früher einige holländiſche Schleichhändler nach Braſilien geſchlichen und das Land ausgekundſchaftet. Ihre Nachricht, daß unter der ſpaniſchen Herrſchaft Braſilien in die größte Unordnung gerathen ſei, veranlaßte die weſtindiſche Geſellſchaft im J. 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzuſenden. Sobald ſich die holländiſche Flotte zeigte, ergaben ſich San Salvador und andere portugieſiſche Pflanzungen ſogleich. Anfangs achtete das ſpaniſche Miniſterium dieſe Schläge nicht. Erſt Philipp IV. ermunterte die Portugieſen zur Gegenwehr, und 1626 ging eine portugieſiſche Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Unternehmung gelang gegen die nicht vorbereitete Geſellſchaft und Braſilien blieb bis 1630 von den Holländern frei, die nur ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugieſen fortſetzten, bis ſie 1630 mit neu geſammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieſer landete auf der Küſte Fernambuk, und dehnte von da bis 1635 nach und nach ſeine Eroberungen über den angebauteſten Theil von Braſilien aus. Die Reichthümer, welche die Geſellſchaft aus dem Lande zog, reizten die Generalſtaaten, den Prinzen Moritz von Naſſau dahin abzuſchicken, und ſo kamen alle Küſten von San Salvador bis zum Amazonenfluſſe, in den Beſitz der Holländer. 1640 warf endlich Portugal das ſpaniſche Joch ab, und ſetzte den Herzog Johann von Braganza auf den Thron. Dieſer vereinigte ſich mit England, Frankreich und Holland, Spaniens Feinden, und ſchloß 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Bündniß in Europa, und einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre in Oſt- und Weſtindien. Die niederländiſche Republik hielt ſich nun für ganz ſicher in dem Beſitz von Braſilien, und ließ ihre dortige Militärmacht bald dergeſtalt in Verfall gerathen, daß der Portugieſe Juan Fernandez de Vieira es unternehmen konnte, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwiſſen und Schutz der Regierung ſammelte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, wo er ſeinen Zweck erreicht hatte. Die portugieſiſche Regierung ſtellte ſich, als ob ſie ſelbſt den Krieg mißbilligte Dies ſchläferte die Compagnie ein, und ehe ſie ernſthaft gerüſtet war, hatten ſchon die Holländer 1654 durch Capitulation Braſilien geräumt. 1661 ſchloß Portugal, unter Englands Vermittelung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht Millionen im Beſitze Braſiliens. Seitdem ward das Land an den Küſten hin immer mehr angebaut, be-

ſonders durch die Miſſionen der portugieſiſchen Jeſuiten; ſie reichten bald bis an den Amazonenfluß, an deſſen Ufern ſich oft die Spanier und Portugieſen bekämpften. Von 1698 an ward Braſilien erſt den Portugieſen recht wichtig; ein Zufall ließ in der Provinz Minas-Geraes große Schätze von Gold entdecken, an denen man ſpäter auch andere Gegenden reich fand. 1728 entdeckte man in demſelben Sande, aus welchem man das Gold ſchied, auch Diamanten. Aber am wichtigſten für den portugieſiſchen Hof war Braſilien im J. 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, ſich dorthin zu flüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen; die geſammte Flotte, worauf ſie eingeſchifft waren, kam im Febr. 1808 unter engliſcher Bedeckung in Braſilien an. Die Gegenwart der Regierung in der Haupt- und Reſidenzſtadt Rio-Janeiro hat ſeitdem auf das Land den vortheilhafteſten Einfluß gehabt, und Handel, Gewerbe und Bildung gehoben. Die Vermählung des Kronprinzen mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin hat ſeit 1817 mehrere Deutſche dahin gezogen. Seit 1821 iſt Liſſabon wieder die Reſidenz des Hofes, der Kronprinz iſt indeß bisher in Braſilien geblieben. (Vergl. Portugal und Südamerika.)

Bratſche, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt geſpielt wird, daher man auch häufig die Vorzeichnungen Tenor oder Alt davor ſetzt. Der Name iſt aus dem Italieniſchen Viola di braccio entſtanden.

Brauen, Bierbrauen, iſt das Geſchäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerſt muß die Gerſte oder der Waizen gemalzt werden (ſ. Malz), dann wird das Malz von den Keimen befreit, angefeuchtet und hernach grob geſchrotet. Das Malzſchrot wird mit weichem (natürlichem, oder in deſſen Ermangelung, künſtlich bereitetem) kalten Waſſer eingerührt, dann mit ſiedendem Waſſer angemengt, und in der Braupfanne gekocht, bis ſich die Hülſen (Träber) abſondern, und die Flüſſigkeit hell wird, welche abgeſchieden, die Würze heißt. Dieſe wird darauf in hölzernen Gefäßen, Kühlſchiffen, Kühlfäſſern, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan, und durch die Würze entweder zur ſchnellen Gährung, auf dem Gährbottich, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fäſſern, wenn es leichtes Bier werden ſoll, zur Gährung gebracht wird. Will man dem Biere die große, faſt widerliche Süßigkeit benehmen, ſo wird die Würze vor der Abkühlung mit Hopfen abgekocht. Die Doppelbiere werden durch eine, vermöge der Gährung ſtärkere Entwickelung des Weingeiſtes erzeugt. Dieſe gründet ſich auf die Verwandlung des Mehlſtoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet iſt, werden die Hefen, ſowohl Ober- als Unterhefen, abgeſondert, und zum weitern Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die beſtimmten Fäſſer gefüllt. Aus dem abgebrauten Meiſch macht man durch nochmaliges Hinzuthun von Waſſer das Nachbier, Dünnbier, Kofent.

Bräune (Angina), eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, die in Entzündung des Halſes beſteht. Sie iſt jedoch verſchieden nach dem Theile oder der Gegend des Halſes, welche die Entzündung beſonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre ſein, dann heißt die Krankheit auch Luftröhrenentzündung (Cynanche), von der eine eigne Art der Croup (ſ. d. Art.) iſt; oder die Entzündung iſt im Schlunde, eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halſes liegenden Drüſen, an den ſogenannten Mandeln

(Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem ſogenannten Zäpfchen (Angina uvularis). Die weſentlichen Zufälle der Bräune, welche freilich bei den verſchiedenen Arten derſelben von einander abweichen, ſind: ſchmerzhafte Erſchwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halſe, die beſonders nach jedem Schlafe ſehr oft bis zum Gefühle von Erſticken zunimmt; Röthe und Geſchwulſt der innern Theile des Halſes, wenn die Entzündung an einem, dem Blicke erreichbaren Theile, ſitzt; veränderte Stimme; vermehrte Abſonderung von Speichel und Schleim. Dazu geſellen ſich noch mehrere Zufälle, theils von dazukommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes auf die benachbarten Theile. Eine gefährliche Art dieſer Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewiſſe räuberiſche Erzart genannt; auch ein angeflogenes Weſen an dem Geſteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Dieſes Herzogthum beſteht aus dem Fürſtenthume Wolfenbüttel, dem Fürſtenthume Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghauſen und dem Communion-Unterharze. Der Antheil des herzogl. Hauſes am Unterharze iſt durch den Tauſchvertrag mit Hannover von 1788 beſtimmt, und beträgt ſeitdem nur noch $\frac{3}{7}$ vom Rammelsberge, dem Iberge und der Saline Juliushall. Auf den Flächeninhalt der herzogl. braunſchweigiſchen Staaten kommen 71 Q. M., wovon das Ackerland 542,000, die Wieſen, Weiden und Anger 446,000, die Holzungen 496,000, die Städte, Dörfer, Wege, Flüſſe, Teiche und nicht urbaren Plätze, 97,000 braunſch. Morgen einnehmen. Der wolfenbüttelſche und ſchöningenſche Bezirk haben den zum Ackerbau am meiſten geeigneten Boden. Der Harz- und Weſerbezirk ſind weit gebirgiger und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur hie und da gibt es fruchtbare Aecker, unter welchen die Aue, das Odfeld, das Weſer- und Leinthal ſich auszeichnen. Das Hauptgebirge des Landes iſt der Harz mit ſeinen Vorbergen: der Hube, dem Kühler und Hils. Die ſämmtlichen Gebirge ſind mit Laub- und Nadelholz beſetzt. Von dem ungeheuren Waldbruche, dem von der Ohre durchſtrömten Drömling, kommt nur etwa $\frac{1}{7}$ auf den braunſchweigiſchen Antheil. Unter den Flüſſen ſind die Weſer, Aller, Leine, Oker und Fuſe die vorzüglichſten, ſie gehören ſämmtlich zu dem Gebiete der Weſer. Nur die unbedeutendern, die Ohre, Bode, Zorge und Wieda vereinigen ſich mittelbar oder unmittelbar mit der Elbe. Das Klima überhaupt iſt geſund, am mildeſten in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den ſüdlichen und im Blankenburgiſchen, wo die Kälte im Winter oft ſehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre ſtrenger, aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenſtrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als auf dem flachen Lande iſt. Bei den Bundestags-Verhandlungen behuf Ausmittelung des Conſcriptions-Fußes der deutſchen Bundesmacht, iſt die Bevölkerung, nach den neueſten Zählungen, zu 209,600 Seelen angegeben worden. Die große Volksmaſſe in den herzogl. braunſchweigiſchen Staaten gehört ihrer Abſtammung nach, zu den Saſſen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die erſten Rollen ſpielten. Hermann der Cherusker war ein ſaſſiſcher Fürſt, und ſein Allode lag an den Ufern der Weſer. Hier ward auch auf dem

Idhtfelde (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Druſus Germanicus gekämpft, den Tiber ſandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern zu rächen. Durch Heinrich des Löwen Fall ward das große ſaſſiſche Herzogthum zerſplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf ſeine Allodialländer über, und es entſtand das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg, deſſen Einwohner ſich von nun an Braunſchweiger nannten. Doch iſt noch jetzt ihre Abſtammung in Sitten nnd Gebräuchen, wie in dem Nachhall altſaſſiſcher Geſetze unverkennbar. Später ſind Wenden eingewandert, von deren Abkunft ſich noch Spuren in der Ausſprache und in den Namen mancher Wohnſitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhauſen erhalten haben. Das jetzige Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, deſſen Fürſten ſich Herzoge zu Braunſchweig-Lüneburg nennen, ward vor Jahrhunderten zuſammengeſetzt aus uralten Allodialbeſitzungen des Hauſes Welf-Eſte, und aus den Gütern mehrerer Dynaſten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den Stamm. Hinzu kamen in der Folge durch Anfall, Erbſchaft oder Waffengewalt, die Stammgüter der Grafen von Kattlenburg, Sommerſchenburg, Eberſtein, Daſſel, Winzenburg, Aſſel, Warberg und Bartensleben. Das Fürſtenthum wurde nach der Theilung im J. 1495 conſolidirt. Die Beſitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbſchaft gleichfalls an Braunſchweig-Wolfenbüttel; aber ein Prozeß mit Preußen über die Grafſchaft Reinſtein fiel ungünſtig aus. Das Ganze ward am 28. Oct. 1806, als erobertes Land für Napoleon in Beſitz genommen, und nachher zum Königreiche Weſtphalen geſchlagen, bis nach der Leipziger Befreiungsſchlacht 1813, auch Braunſchweig ſeinen Erbfürſten, Friedrich Wilhelm, am 22. Dec. wieder ſah (ſ. pag. 25). Nach dem frühzeitigen Tode deſſelben 1815, übernahm der Prinz Regent, jetzige König von England, im Namen des älteſten, 1804 gebornen Prinzen die vormundſchaftliche Regierung des Landes. Die ehemalige ſtändiſche Verfaſſung iſt mit einigen zeitgemäßen Aenderungen und Erweiterungen wieder hergeſtellt worden. Das, leider ſehr bedeutende und in der Minderjährigkeit wenig veränderte Landesſchuldenweſen iſt in der trefflichſten Ordnung; eine im J. 1814 contrahirte Anleihe von 150,000 Thlrn. iſt bereits wieder abgetragen, ſo wie auch die von der Stadt Braunſchweig auf das Land übernommenen, aus der weſtphäliſchen Zeit herrührenden Schloßbau-Schulden; die übrigen weſtphäliſchen Schulden ſind zwar, der dabei obwaltenden beſondern Umſtände wegen, noch nicht anerkannt, und ſelbſt in Rückſicht der ältern Landesſchulden hat noch keine Rückzahlung angeordnet werden können, dennoch aber iſt das Zutrauen, welches die Regierung genießt, ſo groß, daß wenigſtens die 4 procentigen Landesobligationen, obgleich ſie keine beſondere Hypothek haben, für voll verkauft werden können. Die Zinſen werden übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht pünktlich bezahlt. Braunſchweig hat auf dem Bundestage, in Gemeinſchaft mit Naſſau, eine Geſammtſtimme, und im Plenum für ſich zwei Stimmen. Das Bundescontingent beträgt 2000 Mann. Getreide, Rübſamen, Flachs, Tabak, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendſten Gegenſtände des Handels und der Fabriken aus. Aus dem Thierreiche zieht man Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh und Bienen hinlänglich für der Landesbewohner Bedarf. Fettes Rindvieh und Pferde werden zum Theil eingeführt. Die Wälder haben wilde Schweine, Edelhir-

ſche, Rehe Haſen, Auer=, Birk=, Reb= und Haſelhühner, doch nimt, weil kein Wild gehegt wird, die Jagd=Ausbeute eher ab als zu. Von Raubthieren kennt man hier nur die kleineren. Die Berggegenden liefern Eiſen, Kupfer, Salz, Marmor, Steinkohlen, Porzellanerde, Glaserde und andere Gattungen von Mineralien. Der Rammelsberg gibt Silber, Kupfer, Blei, Arſenik, Vitriol und Schwefel, auch etwas Gold zur Ausbeute. Unter den Steinarten zeichnen ſich die Emmerſtedter Steine mit Diamantenglanz, die Achate, Jaspiſſe, Pſeudokarniole, Bergkryſtalle und Porphyre aus, die man auf dem Harzgebirge findet. Torf ſteht in den Sandgegenden der nördlichen Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hilſe und Ihdte. In Anſehung der Verarbeitung der Erzeugniſſe ſind beſonders die Brauereien (Mumme) und Branntweinbrennereien, die Garnſpinnerei (der verbreitetſte Gewerbzweig im Lande), die Leinwand= und Ledermanufacturen, die Papier=, Seifen=, Tabak=, Salmiak=, Krapp= und Cichorienfabriken zu bemerken. Die braunſchweigiſchen lackirten Waaren ſind überall, auch im Auslande, berühmt. Das Fürſtenberger Porzellan wird ebenfalls geſchätzt. Die Seele und der Mittelpunkt des Handels iſt die Hauptſtadt Braunſchweig. Auch fehlt es dem Lande nicht an gut erhaltenen Straßen zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Handels.

Braunſchweig, die Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, unter dem 52° 18′ nördl. Br. und dem 28° 15′ öſtl. Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen. Der Urſprung der Villa Brunswick, deren zuerſt ums J. 1031 in Urkunden gedacht wird, reicht ſicher bis in die Zeiten Heinrich des Städteerbauers hinauf. Eckbrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlöſſer Hohewort, Dankwerderode und Melwerode beſaß, mag die Villa ausgebaut, und ſolche nach ſeinen Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibnitz und ſpäter Büſching von des Orts hohem Alter ſagen, hat keinen hiſtoriſchen Beweis für ſich. Brunswick lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schloſſes Dankwerderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Dieſem Fürſten hat der Ort ſeine Vergrößerung, ſeine Befeſtigung und ſein ſtädtiſches Recht zu verdanken, womit der Name Dankwerderode aus der Geſchichte verſchwand, und an ſeine Stelle der von Braunſchweig trat. Der Ort wuchs ſchnell empor unter den braunſchweigiſchen Ottonen, trat bereits 1247 zur Hanſe, wurde bald eine Quartierſtadt derſelben; von dieſer Zeit an ſtrebte er eine Reichsſtadt zu werden, deshalb kaufte er von den Fürſten, wenn ſie Geld bedurften, die Münze, den Zoll und faſt alle Regalien in ihren Stadtmauern, und pfandweiſe die Gerichte Eich, Aſſeburg, Campen, Wendhauſen und Neubrück, rings um die Stadt. Nur die Uneinigkeit in ihren eignen Mauern und die oftmals wiederholten Fehden zwiſchen dem Rathe und den Gilden hielten die Stadt ab, ſich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indeſſen ſchloß ſie, nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem jüngern, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewiſſe Unabhängigkeit ſicherte. Als aber im 17. Jahrh. die Hanſe in Verfall gerieth, ſank auch Braunſchweig. Es war in eine zerſtörende Schuldenlaſt gerathen, Rath und Bürgerſchaft lagen gegen einander in ſteter Fehde, Herzog Rudolph Auguſt benutzte dieſe Schwäche, und die Stadt unterwarf ſich 1671 dem Herzoge. Der Ort ſchien jetzt ſchnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Meſſen wurden neu belebt, das fürſtliche Schloß (der graue Hof)

und das große Schauſpielhaus wurden erbaut. 1754 erklärte der Herzog Carl die Stadt, zur beſtändigen Reſidenz ſeines Hauſes. Für ihre Verſchönerung that ſein Nachfolger Carl Wihelm Ferdinand noch weit mehr. Die Zeitumſtände ſelbſt vermehrten ihren Wohlſtand außerordentlich, und in dem letzten Regierungsjahre des verewigten Helden, der bei Auerſtädt fiel, wurden die Feſtungswerke der Stadt abgetragen, um ſchönen Anlagen Raum zu geben. Die Stadt, deren Umfang eine Stunde beträgt, iſt in ſechs Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthoren haben. Ihre vorzüglichſten Plätze ſind der Schloß- und der Burgplatz, der Hagen-, Aegidien-, Kohl- und Altſtadtmarkt. Unter ihren Kirchen ſind der von Heinrich dem Löwen erbaute Dom, die Martins-, Brüdern-, Katharinen- und Andreaskirche die vorzüglichſten. Unter den öffentlichen Gebäuden ſtechen hervor: das fürſtliche Reſidenzſchloß, das landſchaftl. Haus, das Zeughaus, das Opernhaus, das Altſtadtrathhaus oder der ſogenannte Autorshof, jetzt zum Meßgebäude eingerichtet, das Neuſtadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, das große Waiſenhaus und das Armenkrankenhaus. Vor mancher größern Stadt genießt Braunſchweig des Vortheils und der Bequemlichkeit trefflicher, mit großen Steinplatten geflaſterter Fußwege, und eines Reichthums an Fluß- und Quellwaſſer. Die Bevölkerung betrug in 2845 Häuſern, mit Einſchluß des Militairs, zwiſchen 31 und 32,000 Seelen. Die Reformirten beſitzen eine eigene Kirche, ſo auch die Römiſch-katholiſchen. Die Juden haben ihre Synagoge. Das Muſeum von Kunſtſachen und Antiken, als deſſen Hauptzierde das berühmte ſogenannte Mantuaniſche Onyx-Gefäß betrachtet wird, iſt jetzt durch die größtentheils aus Paris zurückerhaltenen trefflichen Schildereien der ehemaligen ſalzdahlumſchen Gallerie erweitert. Die Stadt beſitzt in dem wieder hergeſtellten Collegio Carolino eine höhere Lehranſtalt, die zwiſchen den ſogenannten lateiniſchen Schulen und den Univerſitäten in der Mitte ſtehend, von ihrer erſten Stiftung durch Herzog Carl (1745) an, vermöge ihrer trefflichen Einrichtung und den ausgezeichneten Männern, die zu den Lehrſtellen an derſelben berufen wurden, nicht allein in Deutſchland ſondern auch im Auslande, beſonders in England und Rußland, eines wohlverdienten guten Rufes ſich erfreut hat. Außer dieſem Collegio hat Braunſchweig 2 Gymnaſien, eine anatomiſch-chirurgiſche Anſtalt und mehrere trefflich eingerichtete Arbeitsſchulen. Sie iſt reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet ſind aber vorzüglich die treffliche, nach dem Muſter der hamburgiſchen, neu eingerichtete Armenanſtalt und das große Waiſenhaus. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porzellan-, Papiertapeten-, Lakir-, Papier-Maché-, Tabak-, Salmiak- und 20 Cichorienfabriken.

Braunſchweig (M. J. Leopold, Prinz von), königl. preuß. Generalmajor, der jüngſte Sohn des Herzogs Carl von Braunſchweig, geboren zu Wolfenbüttel 1752, wurde ſehr ſorgfältig erzogen und von dem bekannten Abt Jeruſalem unterrichtet. Er ſtudirte darauf zu Straßburg ein Jahr lang die militairiſchen und andere Wiſſenſchaften, bereiſ'te unter Leſſings Führung Italien, und trat 1776 als Chef eines Infanterieregiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garniſon ſtand, in preußiſche Kriegsdienſte. In dieſer Stadt, die ſeit 1779, wo er aus dem kurzen baieriſchen Erbfolgekriege zurückkam, ſein beſtändiger Aufenthaltsort war, erwarb er ſich bald durch Menſchenfreundlichkeit und eine ſeltene Herzensgüte, womit er einen durchdringenden Verſtand und unermüdlichen Eifer für die Wiſſenſchaf-

ten verband, die allgemeinſte Verehrung. 1780 dankte es ihm Frankfurt faſt allein, daß die Waſſerfluth den Damm nicht durchbrach, und die Vorſtadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünſten, welche dieſe Stadt betrafen. Oft ſtieg er viele Treppen in Dachſtuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzuſuchen; denn Menſchenliebe war ſeine herrſchende Leidenſchaft. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürſt ſeinen Tod, als er bei einer im Frühjahr 1785 eingetretenen Ueberſchwemmung am 27 April den bedrängten Vorſtädtern auf einem Kahne zu Hülfe eilen wollte. Sein Andenken lebt noch jetzt bei allen Deutſchen, und die ihm geſtifteten Denkmähler werden auch den folgenden Geſchlechtern die Achtung und Verehrung bezeugen, die er ſich während ſeines kurzen Lebens erworben hatte.

Braunſchweig (Ludwig Ernſt, Herzog von), dritter Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Lüneburg, war 1718 geboren und in kaiſerliche Dienſte, 1750 aber als Feldmarſchall in die Dienſte der Republik Holland getreten, ſeit 1759, während 7 Jahren, als Generalcapitain der Union und adminiſtrirender Vormund, Repräſentant des unmündigen Erbſtatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte ſeit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beſchwornen Conſultationsacte hatten ihn die Generalſtaaten nach der Volljährigkeit des Erbſtatthalters dieſem als Rathgeber zur Seite geſetzt. Aber es gelang der ſogenannten patriotiſchen Partei, gegen dieſen Fürſten Verdacht bei dem Volke zu erregen, und man machte ihm ſelbſt das Recht, ſeine Ankläger vor Gericht zu ziehen, ſtreitig. Endlich überredete man ſogar den Erbſtatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig ſich in ſein Gouvernement nach Herzogenbuſch begäbe, alle Unruhen ſogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog ſich am 24. Mai 1772 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbſtatthalter vorher geſagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten griffen nun dieſen an, ohne darum den Herzog außer Acht zu laſſen. Er ſtarb 1788. Schlözer hat in ſeiner meiſterhaften Vertheidigungsſchrift des Herzogs die Sache vor den Richterſtuhl des Publikums gebracht. Indeß bleibt bei alle dem nicht zu leugnen, daß des Herzogs Hervorziehen des Adels und der Fürſtenſöhne im Militär vor den gebornen Holländern, der wahre Grund des Haſſes der Magiſtratur-Geſchlechter in den holländ. Städten, die er wenig bei der Municipalregierung anſtellte und ſie als Sinecuren Höflingen gab, gegen ihn war.

Braunſchweig (Ferdinand, Herzog von), am 11. Jan. 1721 zu Braunſchweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht, und wurde von ſeiner früheſten Jugend an für den Militärſtand erzogen. In ſeinem 18. Jahre durchreiſ'te er Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1749 als Oberſter und Chef eines Regiments in preußiſche Dienſte. Die beiden erſten ſchleſiſchen Kriege waren für ihn eine Schule, in welcher er ſich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des ſiebenjährigen oder dritten ſchleſiſchen Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entſchieden und bei andern Gelegenheiten die glänzendſten Proben ſeines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König, gegen das Ende des Jahres 1757, den Oberbefehl über das verbündete Heer in Weſtphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. Er entwickelte als Heerführer, ſtets einem ungleich

ſtärkern franzöſiſchen Heere gegenüber, den ganzen Reichthum ſeines Talents, und bezeichnete ſeine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen bleibenden Ruhm in der Geſchichte zuſichern. Sein trefflicher Rathgeber war der zu wenig gekannte nachmalige Land-Droſt von Weſtphalen, der als Amtmann zu Rendsburg im däniſchen Staatsdienſte ſtarb. Ferdinand vertrieb die Franzoſen aus Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen, und ſiegte in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (ſ. den Art. ſiebenjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwiſchen ihm und dem Könige entſtand, bewogen, ſeinen Abſchied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechſelnd in Braunſchweig, oder in der Nähe davon, auf ſeinem Luſtſchloſſe Vechelde, und widmete ſeine Muſe hauptſächlich maureriſchen Beſchäftigungen, auf welche er auch dadurch, daß er für den Unterricht armer talentvoller Jünglinge ſorgte, einen großen Theil ſeines Vermögens verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in ſeinem Schloſſe den ſanften Künſten des Friedens, und jedes wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben war ſicher, in ihm einen Beſchützer zu finden. Als ſolchen bewies er ſich insbeſondere gegen Mahler und Muſiker. Dabei zeigte er die trefflichſten Eigenſchaften des Herzens und eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme. Nur in zwei Stücken verdient er Tadel, einmal, daß er ſich im Frieden von gehaltloſen Günſtlingen leiten und mißbrauchen ließ, ſodann, daß er ſich zu ſehr zum Ausländiſchen, beſonders zu den Franzoſen hinneigte, und dadurch auch ſeiner Seits das ſpäter über Deutſchland gekommene Unglück vorbereitete. Er ſtarb am 3. April 1792, von allen Menſchenfreunden, beſonders von den Armen, beweint.

Braunſchweig (C. W. Ferdinand, regierender Herzog von), einer der verdienſtvollſten, aber am Ende ſeines langen, thätigen und rühmlich angewandten Lebens einer der unglücklichſten deutſchen Fürſten der neuern Zeit, war 1735 geboren, und der älteſte Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunſchweig und einer Schweſter König Friedrich des Großen. Mit ſeinem ſiebenten Jahre wurde ſeine Erziehung dem Abt Jeruſalem, damaligen Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; ſeit dem zwölften beſuchte er unter Jeruſalems Leitung das damals geſtiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen, aber ſehr unmoraliſchen Kammerherrn von Wittorf. Früh ſchon regte ſich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten ſeines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., immer lebendiger wurde. Der ſiebenjährige Krieg gab ihm die erſte Gelegenheit, ſeine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch deſſelben führte er die braunſchweigiſchen Truppen zum Heere der Verbündeten, und bewies in der für ſie unglücklichen Schlacht bei Haſtenbeck, am 28. Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden beſtimmt habe, indem er eine von den Franzoſen im Mittelpunkte des verbündeten Heeres genommene Batterie wieder eroberte. Am 23. Juni 1758 entſchied er den Sieg bei Crefeld. Er nahm überhaupt an Allem, was die Armee unter ſeinem Oheim Ferdinand ausführte, den thätigſten Antheil; ſein Name ward neben dem Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in dieſem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn ſtieg immer höher, wie aus deſſen Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, und aus ſeiner Ode auf den Erbprinzen von Braunſchweig genugſam erhellt. Nach Beendigung jenes Kriegs vermählte ſich der Prinz 1764 mit der Prinzeſſin von Wallis, Auguſte. Da er frühzeitig die wahre

Lage ſeines Vaterlandes kennen gelernt, und aus der ſteten Verlegenheit, in welcher ſich ſein Vater befunden, eine heilſame Lehre geſchöpft hatte; ſo machte er ſich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparſamkeit zur Pflicht, und lebte, meiſtens von Geſchäften entfernt, nur den Wiſſenſchaften und Künſten. 1773 trat er in preußiſche Kriegsdienſte, ward General der Infanterie, hatte aber bei dem langen, durch den baieriſchen Erbfolgekrieg nur auf ſehr kurze Zeit unterbrochenen Frieden keine Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach ſeines Vaters Tode (1780) trat er die Regierung mit Ernſt und Thätigkeit an. Zuerſt auf die nothwendige Verbeſſerung der Finanzen bedacht, beſchränkte er ſeine Hofhaltung, ſorgte für die Verminderung der Landesſchulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterſtützte anſehnliche Bauten, und ſorgte auch für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeldlich italieniſche Opern, Redouten und dergl. geben ließ. Doch hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem beſten Willen den beabſichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen, oder nur theilweiſe zu erreichen. Dies war unter andern der Fall bei der beſchloſſenen Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Koſten Gelehrte in ſeine Staaten zog, die, da jener Verbeſſerung unzählige Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die ſie zogen, und für die ſie keine Geſchäfte hatten, dem Staate zur Laſt fielen. Schon ſechs Jahre ſeiner Regierung waren verfloſſen, als er ſich 1787 an die Spitze eines preußiſchen Heeres ſtellen mußte, um den holländiſchen Erbſtatthalter in ſeine Rechte wieder einzuſetzen. Die Leichtigkeit, mit welcher dieſer ſogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht mehr als er verdiente. Man erwartete daher, als fünf Jahre nachher der franzöſiſche Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben ſo ſchnelle Beendigung deſſelben. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das öſterreichiſche und preußiſche Heer zugleich, und erließ unter dem 15. Jul. 1792 von Koblenz aus jenes berüchtigte Manifeſt, deſſen drohender, hochfahrender Ton, nur Spott und Erbitterung erregen konnte, und einzig durch die Unerfahrenheit des Herzogs, und durch die falſchen Vorſpiegelungen der Ausgewanderten erklärlich iſt. Der Herzog hatte den kühnen Plan, ſogleich von Lothringen aus auf das, nur wenige Tagereiſen von den franzöſiſchen Grenzen entfernte Paris, loszugehn, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuſchneiden, und dann durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Dem zufolge drangen die ſämmtlichen deutſchen Heere mit dem Anfange des Aug. gegen Lothringen vor. Schon am 23. Auguſt ergab ſich Longwy; Verdün folgte am 2. Sept. nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch ſteile Gebirge, enge Päſſe und Wälder unwegſam und an ſich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für das Heer von den Grenzen her erſchweren. Ueberdieß ſtand den Verbündeten Dumouriez in ſeinem Lager bei St. Menehould entgegen, mit dem ſie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptſchlacht vermied, theils um Frankreichs Schickſal nicht in einer Schlacht aufs Spiel zu ſetzen, theils weil er vorausſah, daß die Deutſchen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Wirklich ſtellten ſich dieſe gefährlichen Feinde nur zubald ein. Daher ſuchte der Herzog, Dumouriez wider deſſen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20 Septbr. einen Angriff auf das Corps unter Kellermann bei Valmy (ſ. d.) oder Suippe wagte. Allein die Fran-

zoſen behaupteten ihre Stellung, und ſomit ſahen ſich die Deutſchen ſchon zwei Tage darauf zu einem Waffenſtillſtande und am 29. Sept. zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieſes Rückzugs Cuſtine Speier u. Worms, auch am 21. Oct. die Feſtung Mainz in ſeine Gewalt gebracht und darauf Frankfurt genommen, welches letztere jedoch ſchon am 2. Dec. von den Preußen und Heſſen wieder erobert ward, ſo mußten nun alle Anſtrengungen der Deutſchen zunächſt auf die Wiedereroberung jener Feſtung gerichtet ſein. Der Herzog eröffnete daher 1793 gemeinſchaftlich mit den Oeſtreichern, am Oberrheine den Feldzug, nahm am 7. März die Feſtung Königſtein, eroberte Mainz am 22. Juli, und ſuchte die Eroberung der ſtarken franzöſ. Feſtung Landau vorzubereiten. Die Franzoſen unternahmen dagegen, am 14. Sept., einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmſer und den Herzog, der an dieſem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau bei Pirmaſens im Darmſtädtiſchen zu kämpfen, und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzoſen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt, und genöthigt, ſich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat ſpäter gelang es dem Herzog, gemeinſchaftlich mit Wurmſer, am 13. Oct., die berühmten weißenburger Linien zu erobern und auf dieſe Art, Landau näher zu kommen. Um bei der vorrückenden Jahreszeit noch einen feſten Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. einen Sturm auf das Bergſchloß Bitſch, den Schlüſſel zum vogeſiſchen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmaſens, Weißenburg und Straßburg vereinigt. Dieſer Verſuch mislang. Dagegen ſchlug er eine Abtheilung der franzöſ. Moſel=Armee unter Hoche, die, um Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, vom 28. bis 30. Nov. in einer blutigen Schlacht bei Kaiserslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rückſicht auf ihren Menſchenverluſt, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der öſterreichiſchen Linien, welche Pichegru am 22. Dec. bei Froſchweiler an dem Mottar bewerkſtelligte, nöthigten die Oeſterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, welcher, da ſich bereits Misverſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und Preußen erhoben hatten, im Anfange des J. 1794 den Oberbefehl niederlegte, und Möllendorf zum Nachfolger erhielt. Bei gewohnter Thätigkeit arbeitete der Herzog jetzt von neuem für das Wohl ſeines Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Sein berühmtes Schulden=Edict aus jener Zeit, iſt als ein Muſter für deutſche Fürſten zu rühmen. Bereits in das Greiſenalter getreten, hätte er ſich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatz zurückziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernahm er jetzt Laſten, die ſeine Kräfte überſtiegen. Noch zu Anfange des Jahres 1806 machte er in Auftrag des Königs von Preußen, eine Reiſe nach Petersburg, die auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Nun erklärte Preußen an Frankreich den Krieg, und der Herzog trat als Oberbefehlshaber an die Spitze des preußiſchen Heers. Die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte waren zu ungleich, das zeigte die Schlacht bei Jena und Auerſtädt (ſ. d. Artikel), welche dem preußiſchen Staate den Untergang zu bringen ſchien. Der Herzog mußte verwundet ſein väterliches Erbe verlaſſen, und beſchloß ſein Leben in Ottenſen bei Altona am 10. Nov. 1806. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil hat den Herzog bitter getadelt, das Commando gegen Buonaparte

übernommen zu haben. Allerdings verkannte er ſeine Kraft und lebte in einer Zeit, die längſt vorüber war. Allein dieſer Irrthum war bei ihm, dem Greiſe, wohl verzeihlich, und immer bleibt der Heldenmuth preiswürdig, womit er gegen den Deſpotismus ankämpfte, ging er auch in dieſem ungleichen Kampfe unter. Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft, ſo iſt auch die Verläumdung bereit, die Verwaltung ſeines Landes für eine der glücklichſten zu erklären. Um gerecht zu ſein, müſſen wir aber bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der ſich in den meiſten Handlungen ſeines Lebens offenbarte, die Urſache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks geweſen ſein mag. Nicht minder ſpürten die Unterthanen des Herzogs, ſeine Liebe zu dem Ausländiſchen, beſonders die in ihren nächſten und entfernten Folgen ſo verderbliche Hinneigung zu der franzöſiſchen Nation, die ihm durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine ſehr ſchmerzliche Weiſe.

Braunſchweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von), war der vierte und jüngſte Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Geboren 1771, genoß er in der Folge mit ſeinem zweiten und dritten Bruder, die nur wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bis die militäriſche Laufbahn, für welche er beſtimmt war, ſeinem Unterrichte eine beſondere Richtung geben mußte. Von ſeinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und dennoch ſehr hart behandelt, ward er 1786 vom Könige von Preußen zum Nachfolger ſeines Oheims, Friedrich Auguſts, Herzog von Oels und Bernſtadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lauſanne, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei ſeiner Zurückkunft als Capitän bei einem preußiſchen Infanterieregiment angeſtellt. In dem 1790 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich focht er in den preuß. Heeren, ward zweimal verwundet und litt an dieſen Wunden lange Zeit. Nach dem baſeler Frieden erhielt er als Generalmajor ein Regiment, und verband ſich darauf 1804 mit der Prinzeſſin Maria Eliſabeth Wilhelmine von Baden. Aus dieſer Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch leben. 1805 ſtarb ſein Oheim, und er wurde jetzt Herzog von Oels und Bernſtadt. 1806 nahm er an dem gegen Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer, das die Unterdrückung Deutſchlands und ſeines Vaters unglückliches Schickſal in ihm entflammte, Antheil. Er befand ſich zuletzt bei demjenigen Corps, das unter Blücher ſtand, und ward mit demſelben bei Lübeck gefangen. Durch den bereits im Sept. d. J. erfolgten Tod ſeines älteſten Bruders, des zwar verheiratheten, aber kinderloſen Erbprinzen, und durch die ſchon früher vom Vater eingeleitete Uebereinkunft zwiſchen ihm und ſeinen andern beiden Brüdern, die wegen unheilbarer Blindheit regierungsunfähig, übrigens auch nicht verheirathet waren, würde er nach dem Tode ſeines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunſchweigiſchen Lande gelangt ſein, der tilſiter Friede und der Wille Buonaparte's verfügten es aber anders. Seit dieſer Zeit lebte er eingezogen zu Bruchſal, wo ihm im April 1808 ſeine Gemahlin ſtarb. 1809 beim Ausbruche des öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges warb er in Böhmen ein Freicorps. Bereits war Schill in Stralſund untergegangen, als der Herzog ſeine neue militairiſche Laufbahn durch einen Einfall in Sachſen eröffnete. Aber er mußte mit ſeinen ſchwarzen Huſaren Dresden und Leipzig räumen, als der damalige König von Weſtphalen mit weit überlegener Truppenzahl ihm entgegen kam. Der Herzog und der öſterreichiſche General Am Ende zogen ſich

von Dresden ſeitwärts nach dem Fränkiſchen zu, wohin die Oeſterreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12. Juli bei Znaim geſchloſſenen Waffenſtillſtand räumten die Oeſterreicher Dresden, das ſie zum zweiten Male beſetzt hatten abermals, und zogen ſich über die böhmiſche Grenze zurück. Dahin folgte der Herzog aber ihnen nicht, ſondern rückte, indem er dem Bündniſſe des öſterreichiſchen Kaiſers entſagte, mit ſeinem 1500 Mann ſtarken Corps, worunter 700 Mann Cavallerie waren, von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daſelbſt befindlichen wenigen Militär, ſetzte er ſogleich ſeinen Marſch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, ſondern traf ſchon am 30. Juli bei Halberſtadt ein, wo an demſelben Morgen der weſtphäliſche Oberſt Wellingerode mit dem fünften Infanterieregimente eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerſtand leiſtete, ſo ward es dennoch endlich geſchlagen, und der Oberſt ſelbſt gefangen. Nun wandte ſich der Herzog nach Braunſchweig, ſeiner Vaterſtadt. Am 31. Juli traf er daſelbſt ein und bivouaquirte mit ſeinen Truppen auf den Wällen; er ſelbſt brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte ſich keine Ruhe geſtatten, denn von allen Seiten waren ihm ſeine Verfolger auf der Ferſe. Der weſtphäliſche General Reubel zog 4000 Mann ſeiner Diviſion bei Ohof in der Nähe von Braunſchweig zuſammen, der General Gratien war mit einer holländiſchen Diviſion von Erfurt aufgebrochen, und der däniſche General Ewald ging von Glückſtadt ins Hannöverſche über die Elbe, um dieſen Strom zu decken. Am nächſten folgte Reubel dem Herzoge, und am 1. Aug. ſtießen Beide ganz in der Nähe von Braunſchweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander und es entſtand ein Gefecht (das eilfte ſeit ſeinem Aufbruche aus Sachſen), welches des Umſtandes wegen merkwürdig in der Geſchichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor einem Häuflein Leute, das ſich kaum auf 1500 belief, nicht allein zurückwich, ſondern denſelben auch gerade den Weg öffnete, auf dem ſie allein entkommen konnten. Am 2. Aug. verließ der Herzog das trauernde Braunſchweig, ſeine Vaterſtadt; der Weg, den er einſchlug, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den weſtphäliſchen Truppen verfolgt wurde. Statt deſſen aber ging er auf Hannover, wo er noch an demſelben Tage einrückte, aber auch ſogleich nach Nienburg weiter ging. Hier ſetzte er über die Weſer, brach die Brücken hinter ſich ab und marſchirte an dieſem Fluſſe hinunter. Am 4. Aug. kam er zu Hoya an, und eilte auf dem linken Weſerufer weiter, während ſich ein Theil ſeines Corps, um eine falſche Demonſtration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5ten die ſchwarzen Huſaren ein, beſetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdeſſen ſetzte der Herzog ſeinen Marſch durch das Oldenburgiſche fort. In Delmenhorſt brachte er die Nacht vom 5. auf den 6. Aug zu, und es ſchien, als ob er Oſtfriesland zu erreichen ſuche, um ſich an deſſen Küſten einzuſchiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den ſich in die Weſer ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte ſich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsſchiffe und Weſerfahrzeuge, ſchiffte ſeine Mannſchaft in der Nacht vom 6. auf den 7., mit Zurücklaſſung der Pferde, ein, und verſchaffte ſich mit Gewalt in dieſer von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog ſelbſt, mit aufgezogener engliſcher

Flagge, unter Segel, und ſchon am 8. landete er auf Helgoland, von wo er am 11. mit ſeinem Corps nach England abſegelte. Das rettende Meer allein entzog ihn dem Untergange, denn ſchon am 7. Aug. rückte Reubel in Bremen ein, ſo wie ſich die Vorhut deſſelben ſchon bei Huchting mit den zur Deckung der Einſchiffung zurückgelaſſenen ſchwarzen Huſaren ſchlug. Am 8. erſchien Reubel ſelbſt bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlaſſen hatte. In England wurde der Herzog mit ſeinem ganzen Corps, welches ſogleich in engliſche Dienſte überging und ſpäterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit der lebhafteſten Theilnahme aufgenommen, und er ſelbſt erhielt vom Parlament eine jährliche Penſion von 6000 Pf. Sterl., bis er am 22. Dec. 1813 als regierender Herzog in ſeine Erbſtaaten zurückkehren konnte. Seine Geſinnungen als Menſch haben ſich im Verlauf ſeines Lebens auf eine unzweideutige Art offenbart, und es charakteriſirt ihn mit Recht die öffentliche Meinung als den offenſten, freimüthigſten und rückhaltloſeſten Fürſten ſeiner Zeit, der allen Formen einer täuſchenden hinterliſtigen Höflichkeit, ſchon von Jugend auf abgeneigt war. In ſeinem Erblande wollte er das Gute mit reinem Willen; aber er wollte es zu ſchnell, überſah darum die gewohnten Formen, ſtieß eben deßwegen überall an, und wurde bald eben ſo ſehr verkannt, als man ihn mit unbeſchreiblichem Jubel voll überſchwenglicher Erwartungen, die er nicht erfüllen konnte, aufgenommen hatte. Er fand nichts, worauf er ſich hätte ſtützen können in der ganz umgewandelten Landesverfaſſung. Einſeitige Rathgeber, vielleicht mit gutem Willen, kamen hinzu, um ihn auf Abwege zu leiten. So wollte er ſäen und ernten zugleich. Daraus entſtanden Misgriffe aller Art. Sein kriegeriſcher Geiſt und ſein geſunder Verſtand ließen ihn neue gefahrvolle Unternehmungen, von Seiten des großen Gewaltherrſchers, ahnen. Die Vorliebe und die großen Anſtrengungen, welche er, weit über die Kräfte des Landes und ſeine übernommenen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, ſind aus dieſer ihm eigenthümlichen Anſicht der Zeitverhältniſſe vom J. 1814 u. 1815 erklärbar, und fallen keineswegs auf Rechnung eines kleinlichen Soldatenſpiels. Aber die Finanzen ſchienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die verhaßten Steuern mußten fortdauern; die Zinſen der Landesſchuld wurden nicht bezahlt. So ward er verkannt, mußte verkannt werden als Regent eines Landes, welches unter ſeines Vaters Scepter, bei ganz verſchiedenen Weltverhältniſſen, in Segen und Wohlſtand blühete. Doch hatte er recht geſehen. Die Ereigniſſe des Jahrs 1815 riefen ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit ſeinen Scharen und ſtarb den ſchönen Heldentod am 16. Jun. 1815 (ſ. d. Art. Ligny und Waterloo), der ihm in jedes Deutſchen Herzen ein unvergängliches Ehrendenkmal geſtiftet hat. Eine ausführliche Biographie von ihm iſt enthalten im 3. Hefte der Zeitgenoſſen.

Braunſtein, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunſteinmetall führt, ſtahlgrau ausſieht und ſehr hart, ſpröde und ſtrengflüſſig iſt. Kein anderes Metall zieht den Sauerſtoff ſo leicht an, wie dieſes. Es verkalkt ſich ſchon an freier Luft ſehr bald, und wird zu einem ſchwarzen Pulver. Gediegen findet es ſich in der Natur ſehr ſelten, vermiſcht aber kommt es häufig vor. Als Metall iſt der Braunſtein jetzt nur zu chemiſchen Verſuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher nehmen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; auch wird er zu amethyſtvioletten Gläſern und zu Porzellanfarben angewandt.

In der Arzneikunſt iſt er wichtig, weil er, für ſich in den Deſtillirgefäßen erhitzt, unter allen bekannten Körpern den meiſten Sauerſtoff von ſich gibt, vorzüglich durch Zuſatz gleicher Theile Vitriolſäure; ferner, weil er die damit deſtillirte Salpeterſäure am wohlfeilſten von der Vitriol- und Salzſäure reinigt; und endlich weil er die Salzſäure in den Stand ſetzt, ſich mit dem Weingeiſte am innigſten zu verbinden.

Brauwer (Hadrian), oder, wie man auch ſchreibt, Braur oder Brouwer, ein berühmter Mahler der niederländiſchen Schule, geboren 1608 zu Harlem, oder wahrſcheinlicher zu Oudenarde, wo ſein Vater ein gewöhnlicher Tapetenmaler war. Er führte eine ſehr wüſte Lebensart, aber von der Natur mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet, brachte er es dahin, daß ſeine Gemälde in ihrer Gattung zu den vorzüglichſten gehörten, und daß Rubens ſelbſt ihn bewunderte. Brauwer war in Armuth geboren und erzogen, und dies hatte vielleicht Einfluß auf ſein Betragen. Als Kind ſchon malte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die ſeine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geſchickter Mahler, der des jungen Künſtlers Talent erkannte und benutzen wollte, nahm ihn mit ſich nach Harlem. Hier brachte Brauwer bei anſtrengender Arbeit und ſchlechter Koſt, ſeine meiſte Zeit auf einer Dachkammer zu, wo er kleine Gemählde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einſtrich. Man führt aus dieſer Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Er wollte ſich endlich ein einträglicheres Leben verſchaffen, und es gelang ihm, nach Amſterdam zu entfliehen, wo er zu ſeinem Erſtaunen hörte, daß ſeine Werke gekannt und geſchätzt wurden. Er gewann anſehnliche Summen, aber ſtatt ſich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunſt zu widmen, machte er das Wirthshaus zu ſeiner Werkſtätte, und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltſam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er ſeinen Eigenſinn ſo weit, daß er das Gemählde, wofür er den geforderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ein neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er während des niederländiſchen Krieges nach Antwerpen kam, ſah man ihn hier für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Mahler ſei, berief ſich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und mahlte, nachdem er auf dieſes Fürſten Verwendung mit allem Nöthigen war verſehen worden, die ihn bewachenden Soldaten, wie ſie ſich in den Wachſtuben mit dem Spiele beſchäftigten, mit ſo viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: „das iſt Brauwers Werk; nur ihm können dieſe Gegenſtände gelingen!“ Rubens bewirkte ſeine Loslaſſung gegen Bürgſchaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnung und Tiſch. Brauwer aber, ſtatt für dieſe Großmuth dankbar zu ſein, entwich heimlich von ſeinem Wohlthäter, um in noch größere Ausſchweifungen zu fallen. Er nahm ſeine Wohnung bei einem Bäcker Craesbeke, der durch ihn ebenfalls zu einem geſchickten Mahler gebildet wurde. Dieſer Mann, der in ſeinen Neigungen mit Brauwer übereinſtimmte, hatte eine hübſche Frau, und die Verbindung unter dieſen drei Perſonen ward ſo innig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß ſo groß, daß ſie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hoſpital ſtarb. Rubens, der nur der Talente Brauwers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Karmeliterkirche beerdigen, und wurde nur durch den Tod daran gehindert, ihm noch außer-

dem ein Denkmahl zu ſetzen. Brauwer benutzte ſeine Zeit zu ſchlecht und ſtarb zu früh, um viele Gemählde geliefert zu haben. Allen merkt man an, welche Orte dieſer Künſtler beſuchte; auch verſtand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenſtänden die Mannichfaltigkeit zu geben, deren ſie fähig ſind. Dennoch werden ſeine Gemälde von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That ſchwer ſein, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geiſtreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leiſten.

Bravo, ein aus dem italieniſchen entlehntes Wort, deſſen wir uns als Beifallsbezeugung bedienen. Auch bezeichnet man damit eine Art italieniſcher Banditen, Meuchelmörder für Geld.

Bravourarie, iſt eine Arie, welche ſo geſetzt iſt, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft ſelbſt eingeflochtene Verzierungen, Läufe, Sprünge ꝛc. ſeine Geſangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brawe (Joach. Wilh. von), geboren zu Weißenfels 1738, geſtorben 1758 zu Dresden, als er eben zum Regierungsrath in Merſeburg ernannt worden war, gehört zu den erſten Trauerſpieldichtern in Deutſchland, welche durch ihre Werke den Weg zum Beſſern bahnten. Als Fr. Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften einen Preis für das beſte Trauerſpiel, das man den Herausgebern einſenden würde, ausgeſetzt hatte, trat auch Brawe unter die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawes Freigeiſt aber, (ein bürgerliches Trauerſpiel) ward dem Kodrus von jenen zunächſt geſtellt. Ehe er noch über dieſes Stück das Urtheil der berliner Kritiker erfuhr, ſchrieb er ſeinen Brutus, ein heroiſches Trauerſpiel in fünffüßigen Jamben, in welchem beſonders die für ſeine Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraſchten. Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geſchmückte Reden überſtrömt, mehr ſchimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuſchauer erſchüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken mehr gezeigt, was er bei längerem Leben würde geleiſtet haben, als daß er ſchon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was er geleiſtet hat, doch von der Art, daß Leſſing nicht verſchmähte, Herausgeber davon zu ſein.

Breccie, eine gemengte oder zuſammengeſetzte Steinart, die aus größern Stücken oder Brocken anderer Steine beſteht, welche in die ſandſteinartige Hauptmaſſe gleichſam eingebacken ſind. Man hat Quarzbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brecher nennen die Schiffer ſchäumende, ſtark anſchlagende Meereswellen in der Gegend von Klippen unter dem Waſſer.

Brechung der Lichtſtrahlen, Refraction, heißt die Ablenkung der Lichtſtrahlen von ihrer Richtung, welche erfolgt, ſobald ſie aus einem durchſichtigen Mittel, in ein anderes von verſchiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieſer Eigenſchaft der Lichtſtrahlen beruhen alle Erſcheinungen des Sehens durch durchſichtige Mittel, z. B. durch die verſchiedenen Gläſer, durch gefärbte und ungefärbte Flüſſigkeiten, durch die Luft u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft, welche dieſe Erſcheinung aus den Geſetzen der Strahlenbrechung erklären lehrt, heißt die Dioptrik (ſ. d. Art.) Es kommen dabei folgende Kunſtausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchſichtige Mittel oder Materien an einander grenzen, und wo die Brechung geſchieht, wird die Brechungsfläche genannt; die gerade Linie, welche ſenkrecht auf dieſer Fläche, und zwar auf dem Punkte derſelben ſteht, wo der Lichtſtrahl auffällt, heißt das Einfallsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffallenden Strahle

macht, führt den Namen Neigungswinkel; der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe iſt der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und der gebrochene Strahl einſchließen, der Brechungswinkel, welche Ausdrücke jedoch nicht von allen Phyſikern, in gleicher Bedeutung gebraucht werden. Folgende merkwürdige Naturgeſetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1. Geht ein Lichtſtrahl aus einem dünneren in ein dichteres Mittel über, ſo wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der gebrochene Winkel iſt kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkel bleibt dabei unverändert, dieſe beiden Winkel mögen groß oder klein ſein; wird aber für jedes andre brechende Mittel wieder ein unveränderliches Anderes. 2. Ein Lichtſtrahl, der aus einem dichteren in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslothe ab= oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und iſt bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen. 3. In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebene. 4. Aus dieſen Geſetzen der Brechung folgt von ſelbſt, daß Lichtſtrahlen, die nicht in ſchiefer, ſondern ſenkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebrochen, fortgehen. Schon die Alten kannten die Erſcheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorſtellungen vom Sehen und vom Lichte, die Urſache davon aufzufinden. Im 11. und nachher im 13. Jahrh. bemühte man ſich, ſie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den ſpäter verſuchten Erklärungsarten iſt die Newtoniſche die befriedigendſte Er leitete auf eine ſchon bei bloßem Nachdenken überaus ſinnlich anſprechende Weiſe die Brechung, die der Lichtſtrahl z. B. bei ſeinem Uebergange aus der dünnern Luft in das dichtere Waſſer erfährt, und die Jeder beobachten kann, wenn er einen Stab ins Waſſer taucht, der ihm nun gebrochen erſcheinen wird, aus der ſtärkern Anziehung her, die das Waſſer auf den Lichtſtrahl ausübt. Auch verſuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verſchiedenen Materien feſtzuſetzen. Er glaubte, daß aus ſeinen Verſuchen hervorgehe, daß ſich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte verſteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Uebermaß brennbarer und öhlichter Theile die brechende Kraft verſtärkt, durch Mangel derſelben aber geſchwächt werde. Dieſe Vermuthungen des unſterblichen Geometers haben in neueren Zeiten eine unerwartete Beſtätigung erhalten. Er ſchloß aus der unverhältnißmäßig großen brechenden Kraft des Diamanten, daß derſelbe ein verbrennlicher Körper ſei (Adamas, ſagt er, qui, ut probabile est, substantia est onctuosa coagulata) und wie bekannt hat die neuere Chemie ihn wirklich verbrennen gelehrt. Dergleichen Blitze großer Geiſter verdienen überall angeführt zu werden. Mehrere gemeine Erſcheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt ſind, demſelben bei unveränderter Richtung ſichtbar werden, wenn man Waſſer in den Becher gießt; warum ein Fiſch im Waſſer nicht an ſeiner wahren Stelle, ſondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche geſehen wird; warum Sterne

ſchon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. ſ. w.

Brechungswinkel, ſ. den vorſtehenden Artikel.

Bredow (Gabr. Gottfr.), preuß. Regierungsrath und Profeſſor der Geſchichte zu Breslau, war 1773 zu Berlin von armen Aeltern geboren, beſuchte das Joachimsthaliſche Gymnaſium unter Meierotto, der das aufſtrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freiſtelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologiſche Seminar unter Wolf trat, und bald die Theologie mit den Alterthumswiſſenſchaften vertauſchte. 1794 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerſeminars, und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtſchule den Unterricht der erſten Klaſſe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem ſodann ſeine Unterſuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erſchien ſein ſpäter vervollkommnetes Handbuch der alten Geſchichte, dem die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtädt. Hier eröffnete ſich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchſchaute die Lage des deutſchen Vaterlandes und ganz Europa's, und ſtellte ſie mit Kraft und Freimüthigkeit in ſeiner Chronik des neunzehnten Jahrhunderts dar. Aber ſchon beim 2ten Bande traten dem wahrheitsliebenden Patrioten ſo große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortſetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab, eine geſchichtlich fortſchreitende Darſtellung aller geographiſchen Syſteme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritiſchen Berichtigung der kleinern griechiſchen Geographen. Den Stoff dafür zu ſammeln, reiſete er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbſt blieb, und eine reiche Ausbeute machte. Nach ſeiner Rückkehr verwickelten ihn ſeine Freimüthigkeit und ſein Eifer, womit er in der Jugend den deutſchen Sinn anzuregen ſuchte, bald in Unterſuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Univerſität von dort nach Breslau verlegt wurde, ſchon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und ſtarb nach großen Leiden im Sept 1814. In dieſe letzte Zeit fällt die Herausgabe ſeiner Epistolae Parisienses und ſeine ſchätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines fleißigen, gründlichen und geiſtvollen Geſchichtſchreibers und eines wahren deutſchen Patrioten.

Breisgau, eine ehemalige Landgrafſchaft im ſüdweſtlichen Theile von Schwaben, meiſtentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, einer der geſegnetſten und glücklichſten Landſtriche Deutſchlands. Ergiebige Nahrungszweige ſind: in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf dem flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getreidegattungen, auch noch ſehr viele Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Blei- und einige Eiſengruben; es herrſcht durchaus viel Gewerbfleiß, beſonders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die bekannten gemeinen hölzernen Uhren in großer Menge gefertigt, und durch ganz Europa, ja ſelbſt nach Amerika geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Breisgau's, mit Einſchluß der

dazu gezogenen ſogenannten vier Waldſtädte und ihrem Bezirk, werden ungefähr zu 300,000 Gulden angenommen. Die Volksmenge betrug mit der Ortenau, die 16,000 Einw. zählt, vor dem letzten franzöſ. Kriege 160,000 Seelen, in 17 Städten, 10 Flecken uud 440 Dörfern. Der Hauptort war Freiburg. Das Breisgau war eine der älteſten Beſitzungen des Hauſes Habsburg. (Rudolph von Habsburg wurde auf dem Schloſſe Limburg geboren.) Seine Landesverfaſſung war mit jener der böhmiſch = öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſelbe. Im Frieden zu Lüneville (9. Febr. 1801) wurde das Breisgau nebſt der Landvogtei Ortenau (zuſammen 60 Q. M.), mit Ausnahme des Frickthals (ſ. d. Art.), von Oeſterreich an den Herzog von Modena abgetreten. Nach deſſen Tode (Oct. 1803) erhielt es ſein Schwiegerſohn, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, als Herzog von Breisgau; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an Baden, mit Ausſchluß eines Theils, welcher an Würtemberg fiel, nachher aber, gegen Entſchädigung, dem Großherzogthume Baden wieder einverleibt wurde.

Breite (geographiſche), heißt der Abſtand eines Orts auf der Erde vom Aequator, gemeſſen durch den zwiſchen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen eines Mittagskreiſes. Die geographiſche Breite iſt demnach entweder nördlich oder ſüdlich, je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord = oder Südpole hin liegt. Dieſe Breite iſt das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abſtand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe genannt wird, ſo iſt die Breite eines Orts ſeiner Polhöhe gleich. Oerter im Aequator ſelbſt, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad ſteigen, d. h. weil der Pol höchſtens im Zenith ſelbſt liegen kann. Die Breiten dienen, nebſt den Längen (ſ. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu beſtimmen. Auf dieſer Beſtimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landcharten. In der Aſtronomie ſpricht man von der Breite der Geſtirne, und verſteht darunter den Abſtand eines Geſtirns von der Ekliptik, welcher durch den zwiſchen der Ekliptik und dem Geſtirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik ſenkrecht ſtehenden größten Kreiſes gemeſſen wird. Man unterſcheidet auch hier nördliche und ſüdliche Breite. Ein Geſtirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine ſehr geringe. Auch die Breite eines Geſtirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufſteigung und der Abweichung gefunden.

Breitinger (Joh. Jac.), Canonikus und Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache zu Zürich, ward daſelbſt 1701 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt 1776. Nachdem er den alten Claſſikern ein unausgeſetztes Studium gewidmet hatte, fühlte er ſich unwiderſtehlich zur Philoſophie und Literatur hingezogen, wovon er in ſeinen Schriften damals Beweiſe gab. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verſchiedenen Streit-

ſchriften gegen die ſogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottſched, Schwabe, Triller, Schönaich u. ſ. w., hervorgingen. Unſtreitig trug dieſe ſeine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewohl nicht an Gelehrſamkeit, ſehr nachſtand, zu dem Rufe bei, den er auch in jenem Zeitraume ſich erwarb, und dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen ſein, wie über **Bodmer** (ſ. d. Art.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und ruhmſüchtig als jener geweſen ſei, und ſich mehr für die Sache ſelbſt, als für den Zweck, Aufſehen zu erregen, aufgeopfert habe. So ſah es auch Breitinger ohne Neid und Eiferſucht, daß ihm Bodmer faſt immer vorgezogen wurde. 1750 gab er ſeine Bibel der Siebenzig in 4 Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition, heraus, welche er durch eine alexandriniſche und eine vaticaniſche Handſchrift verbeſſerte, deren Varianten er mittheilte. Im folgenden J. ward ihm an dem Gymnaſium zu Zürich eine Profeſſur übertragen, und nun fing er an, auf eine Verbeſſerung des Schulunterrichts bedacht zu ſein, und legte ſeine diesfalſigen Ideen in einer Diſſertation: De eo quod nimium est in studio grammatico, dar. In Folge dieſer lobenswerthen Bemühungen, und von den erſten Magiſtratsperſonen der Stadt unterſtützt, gelang es ihm auch, die beabſichtigte Aenderung auf dem Gymnaſium zu Zürich zu bewirken. Allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, unterſtützte und befeuerte er ſie. Eben ſo thätig verwandte er ſich auch für die Lehranſtalten Zürichs, in welchen ſich die Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der aſcetiſchen Geſellſchaft, welche noch beſteht. Die vorzüglichſten Schriften Breitingers ſind: Kritik der poetiſchen Kunſt, 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmarum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, ſchweizeriſche Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfaſſers Tode herauskamen.

Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel), war im J. 1719 in Leipzig geboren, wo ſein Vater (Bernhard Chriſtoph) in demſelben Jahre, mit einem ſehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt, und Alles glücklich hatte gedeihen ſehen. Ungern gab dieſer daher der Neigung des Sohnes nach, welcher ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften widmen wollte. Nach einigen Jahren ſeiner akademiſchen Studien, in welchen er die Geſchäfte ſeines Vaters mit betreiben helfen mußte, entſchloß er ſich plötzlich, auch noch Mathematik zu ſtudiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in ſeiner Kunſt ihn der praktiſche Theil jener Wiſſenſchaft führen würde. Es fielen ihm die Werke Albrecht Dürer's in die Hände, der bekanntlich die Figuren der Buchſtaben mathematiſch berechnet hat, um ihnen eine ſchöne Form zu geben. Hierauf fußend, machte er die Fortbildung und das Studium der Buchdruckerkunſt, deren gelehrteſter Kenner jener Zeit er wurde, zum Hauptgeſchäft ſeines Lebens. Er fing eine allgemeine Aenderung mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederherſteller des guten Geſchmacks in typographiſcher Schönheit für Deutſchland. Als der Vorſchlag häufig wiederholt wurde, die deutſche Schrift, die man für geſchmacklos anſah, ganz abzuſchaffen und dafür die geſchmackvollere lateiniſche einzuführen, erklärte er ſich mit Lebhaftigkeit dagegen, und legte auf das thätigſte Hand an die Verſchönerung der deutſchen Schrift, der er das gothiſche Anſehn und die Ecken möglichſt zu benehmen ſuchte. Dieſe Arbeiten beſchäftigten ihn bis an ſeinen Tod, ohne daß ihn die Ergeb-

niſſe ganz befriedigen konnten. Daß er neben ſeinen Bemühungen um die Buchdruckerkunſt auch noch 1755 die Kunſt, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher ſie jetzt ſteht, iſt bekannt. Weniger bekannt, aber auch von weniger practiſchen Nutzen ſind ſeine Erfindungen, Landkarten, ſogar Bildniſſe und endlich chineſiſche Charactere, mit beweglichen Typen zuſammen zu ſetzen. Ob ihm gleich wegen der letzten Erfindung der Papſt Glück wünſchen ließ und die pariſer Akademie ihm ihren Beifall bezeigte, ſo ſind die von ihm dargeſtellten chineſiſchen Charactere doch ſo unvollkommen und ſo mißgeſtaltet, daß kein Chineſe ſie wiedererkennen würde, weßhalb auch nie davon Gebrauch gemacht worden; doch wäre dieſen Mängeln vielleicht abzuhelfen. Alle bisher aufgezählten Verbeſſerungen und Erfindungen beziehen ſich auf die Typen. Er ſuchte aber auch die Metallmaſſe zu den Typen zu verbeſſern, und ihr die möglichſte Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor ſeinem Ende noch eine neue Methode, ſeinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleichtern. Auch an den Preſſen hat ſein nachdenkender Fleiß manches verbeſſert. Mit beſonderm Eifer ſtudirte Breitkopf die Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Schon im J. 1774 gab er ein Werk heraus: Ueber die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geſchichte der Buchdruckerkunſt, deren Ausarbeitung ihn unabläſſig beſchäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. 1784 gab Breitkopf den erſten Theil eines Verſuchs heraus, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu erforſchen. Dieſer erſte Theil, der nur die beiden erſten Gegenſtände abhandelt, iſt mit großer Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgefaßt; das ganze Werk iſt unvollendet geblieben, wie denn der, 1801 von J. C. F. Roch, aus den hinterlaſſenen ſehr reichhaltigen, aber gänzlich ungeordneten Papieren des Verf. mit großer Mühe geſammelte und herausgegebene 2te Theil deſſelben, zwar ſehr ſchätzbare Beiträge zu einer Geſchichte der Holzſchneidekunſt, beſonders aber der Schreibekunſt ꝛc. enthält, und daher auch unter dem Titel: Beiträge zu einer Geſchichte der Schreibekunſt ꝛc., einzeln verkauft wird, übrigens aber, ſeiner Natur nach, ein ſehr unförmliches Ganzes bildet, da der Herausgeber geglaubt hat, nur das geben zu dürfen, was er bei Breitkopf fand, ohne an den flüchtig hingeworfenen Notizen, Gedanken ꝛc. etwas zu ändern, oder ihnen das Geringſte hinzuzufügen. 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen ſeines Lebens an, eine Buchdruckergeſchichte zu ſchreiben, aber ſeine ſinkende Geſundheit ließ ihn damit nur bis auf das ſiebente Capitel kommen. Er ſtarb 1794, und hinterließ eine der größten Buchdruckereien und Schriftgießereien. Außerdem folgte ihm der Ruf eines deutſchen Biedermanns im ganzen Umfange des Worts.

Bremen an der Weſer, im ehemaligen Erzbisthume, nachherigen (ſeit 1648) Herzogthume Bremen gelegen, ſeit dem Entſtehen der Hanſa eins der ausgezeichnetſten Mitglieder dieſes einſt mächtigen Städtebundes. Schon im 13ten Jahrh. hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geiſtlichen Oberherren, als aber die Kirchenreformation eintrat, und die Stadt die lutheriſche Lehre annahm, ward der Erzbiſchof verjagt, und verurſachte zwar durch ſeine Klagen bei Kaiſer Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen (1547) belagert wurde; doch entſetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe

der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg, ward ſchon 1562 eine neue Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magiſtrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete ſeit jener Zeit die Oberhand. 1640 wurde die Stadt unter dem Widerſpruche des damaligen letzten Erzbiſchofs, zum Reichstage berufen, und erhielt Sitz und Stimme im reichsſtädtiſchen Collegium; da jedoch die Krone Schweden, durch den weſtphäliſchen Frieden Beſitzerin des ſäculariſirten, und in ein Herzogthum umgewandelten Erzſtiftes, die frühern Anſprüche des Biſchofs auf die Stadt nicht wollte fahren laſſen, ſo brachen die deshalb obwaltenden Streitigkeiten zu verſchiedenen Malen in offene Feindſeligkeiten aus, welche der Stadt in den Jahren 1654 und 1666 ernſtliche Angriffe und Belagerungen von Seiten der Schweden zuzogen, und obgleich beidemale die Sache durch Vermittelung beigelegt ward, ſo blieb doch die eigentliche Reichsfreiheit der Stadt unausgemacht. Erſt als Churbraunſchweig zum Beſitz des Herzogthums Bremen kam, geſtand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen von der Stadt an Hannover die Irrungen wegen der ſchuldigen Contribution aus den vier bremer Gohen ausgeglichen. Zum Behuf des lutheriſchen Gottesdienſtes war ſeit 1639 der Dom eingeräumt und hing bis zum Frieden von Amiens von Hannover ab. Durch jenen Frieden kam er unter des Magiſtrats Botmäßigkeit. Bremen wird durch die Weſer in die Alt- und Neuſtadt getheilt; die Feſtungswerke ſind ſehr mittelmäßig und ſchon längſt durch Anlegung ſogenannter engliſcher Parthieen in öffentliche Spaziergänge verwandelt; die Bevölkerung ſchätzt man auf 40,000 Seelen in 5350 Häuſern. Die Altſtadt, weit größer als die Neuſtadt, iſt in vier Kirchſpiele oder Quartiere getheilt. In der Neuſtadt iſt nur eine Hauptpfarrkirche und in den Vorſtädten ſind zwei Töchterkirchen. Unter dem Chor der Domkirche, zu welcher ſich die Lutheraner halten, iſt der, wegen einiger darin befindlichen unverweſeten Körper, merkwürdige Bleikeller. Man findet in der Stadt ein Gymnaſium; auch iſt für den wiſſenſchaftlichen Unterricht das bremer Pädagogium merkwürdig. Der Magiſtrat, welcher faſt ganz reformirter Religion iſt, beſteht aus vier Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren, und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zuſammengeſetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen, wird die Wittheit (Wiſſenſchaft) zuſammenberufen, welche aus Aelterleuten und ſämmtlichen Schoß entrichtenden Bürgern beſteht. Der Magiſtrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch ſetzte bis zum Frieden von Amiens Hannover wegen des Herzogthums Bremen einen Stadtvogt, der gewiſſe Vorrechte hatte. Das ſtädtiſche Gebiet, 3½ Q. M., mit 8000 Einw. in 1 Flecken und 35 Dörfern, beſteht aus vier Gohen (Gauen); auch gehört der Stadt der Hafen Vegeſack am Weſerſtrom. 1810 ward Bremen der Hauptort des franzöſiſchen Departements der Weſermündungen; aber das J. 1813 gab Bremen die Freiheit wieder. Der wiener Congreß hat Bremen, als freie Stadt in den deutſchen Bund aufgenommen; ſie hat in der Bundesverſammlung eine eigene Stimme im Plenum und mit den drei übrigen freien Städte gemeinſchaftlich eine Geſammtſtimme.

Brennbare Luft, ſ. Gasarten.

Brennglas heißt ein Linſenglas, welches die darauf fallenden Sonnenſtrahlen in einem ſo engen Raume vereinigt, daß ſie einen verbrennlichen Körper, auf welchen ſie fallen, wie Feuer entzünden. Ge-

meiniglich bedient man ſich zu Brenngläſern ſolcher Linſen, die auf beiden Seiten erhoben ſind, weil dieſe wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am ſtärkſten auf einen Punkt werfen. Die Wirkungen eines Brennglaſes ſind um ſo ſtärker, je größer ſeine Oberfläche und je kleiner ſein Brennraum iſt. Soll ein ſolches Glas ſeine gehörige Wirkung thun, ſo müſſen die Sonnenſtrahlen ſenkrecht darauf fallen, welches der Fall iſt, wenn das im Brennen entſtehende Sonnenbild völlig kreisrund erſcheint. Setzt man zwiſchen das Brennglas und ſeinen Brennraum noch ein zweites Linſenglas von einer kürzern Brennweite mit dem erſten in gleicher Richtung, ſo lenkt man die Sonnenſtrahlen noch weit mehr zuſammen und vereinigt ſie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verſtärkt wird. Dieſe zweite Linſe heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer ſcheinen die Brenngläſer, oder doch denſelben ähnliche helldurchſichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13. Jahrh. wurden ſie bekannter, aber erſt am Ende des 17. ließ von Tſchirnhauſen die größten, aus einem Stücke beſtehenden Brenngläſer, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe ſchleifen. Zwei davon, die ſich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmeſſer, und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläſer wirken dem heftigſten Feuer gleich. Sie entzünden ſelbſt naſſes und hartes Holz im Augenblick, und bringen kaltes Waſſer in kleinen Gefäßen ſogleich zum Sieden; Metalle ſchmelzen und verglaſen ſie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglaſen. Da indeß die Tſchirnhauſiſchen Gläſer nicht völlig rein ſind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: ſo unternahmen es 1774 Briſſon und Lavoiſier, zwei hohle, den Uhrgläſern ähnliche Linſengläſer zu einer Linſe zuſammenzuſetzen, deren innern Raum ſie mit einer durchſichtigen Flüſſigkeit anfüllten. Hier laſſen ſich, bei ungleich geringern Koſten, viel leichter Blaſen und Adern vermeiden. Sie brachten auf dieſe Weiſe ein Brennglas von 4 Fuß Durchmeſſer zu Stande, deſſen größte Dicke in der Mitte 8 Zoll betrug, und welches ſchon für ſich viel ſtärker wirkte, als das Tſchirnhauſenſche Glas, mit einem Collectivglaſe verbunden aber die außerordentlichſten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Phyſik ſind die Verſuche mit großen Brenngläſern von Wichtigkeit. Uebrigens vermag das Brennglas, bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung, dennoch weniger, als der Brennſpiegel, welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat, und von der Farbenzerſtreuung frei iſt. Dagegen iſt das Brennglas, der Lage ſeines Brennpunkts wegen, der ſich hinter dem Glaſe befindet, weit bequemer. Der Brennpunkt (focus), iſt nicht ſowohl ein Punkt als ein Raum, ein Bild der Sonne, deſſen Durchmeſſer den 108ten Theil der Brennweite hat, und deſſen Mittelpunkt der eigentliche Brennpunkt iſt. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelſchnitten Brennpunkte beigelegt, weil z. B. die Parabel, Linien oder Lichtſtrahlen, welche parallel mit der Axe auf ſie fallen, durch Zurückwerfung genau in Einem Punkte derſelben vereinigt.

Brennſilber, iſt in Scheidewaſſer aufgelößtes und mit Salmiak vermiſchtes Silber, welches der Gürtler zum Verſilbern gebraucht.

Brennſpiegel ſind Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf ſie fallenden Sonnenſtrahlen in einer ſolchen Richtung zurückwirft, daß ſie ſich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engern Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in dieſen Brennraum bringt,

wie das heftigſte Feuer wirken. Hohlſpiegel vereinigen die mit ihrer Axe parallel einfallenden Strahlen in enge Räume. Sphäriſche Hohlſpiegel ſind die gewöhnlichſten; man bedient ſich aber auch der paraboliſchen, und ſelbſt Planſpiegel kann man wie Hohlſpiegel brauchen, wenn mehrere derſelben auf eine geſchickte Weiſe vereinigt werden. Soll ein Brennſpiegel die gehörige Wirkung thun, ſo muß ſeine Axe genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenſcheibe gerichtet werden. Dies iſt der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der Axe des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht, eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann ſteht der Brennraum in gerader Linie zwiſchen der Sonne und dem Spiegel. Dieſe Lage des Brennraums macht die Verſuche mit dem Brennſpiegel unbequemer, als jene mit dem Brennglaſe, obſchon die Wirkung des Spiegels, bei gleicher Fläche und Krümmung, etwa vier Mal ſtärker ſind, als die Wirkungen des Brennglaſes. Schon die Alten ſind damit bekannt geweſen, wie man aus mehreren ihrer hinterlaſſenen Schriften ſieht. Daß Archimedes mit Brennſpiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syracus in Brand geſteckt habe, iſt nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planſpiegeln geſchehen ſei, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus hiſtoriſchen Gründen zu verwerfen wäre. Daß ſich mit letztern große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen laſſen, haben Verſuche gelehrt. Kircher ſtellte fünf Planſpiegel von gleicher Größe auf ein Gerüſt in ſolche Lage, daß ſie die Strahlen auf eine hundert Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planſpiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit vierzig dieſer Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Büchenbret, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß, ein getheertes Bret von Tannenholz faſt augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß brachte er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flaſche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld zum Schmelzen. Nachher verbrannte er mit ſeiner Maſchine Holz in einer Weite von 200, ſchmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrh. wurden unter andern in Italien mehrere große Brennſpiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Caſſel übrig ſind. Auch v. Tſchirnhauſen brachte 1687 einen zu Stande, der drei leipziger Ellen im Durchmeſſer und 2 Ellen Brennweite hat, und aus einer dünnen, ſehr gut polirten Kupferplatte beſteht. Er befindet ſich gegenwärtig auf dem mathematiſchen Saale zu Dresden. Dieſer Spiegel ſetzt Holz in Flammen, kocht und verdünſtet Waſſer, ſchmelzt 3 Zoll dickes Zinn und Blei, verglaſet Ziegel, Knochen u. dgl. Es iſt übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennſpiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien ſind dazu dienlich; es verſteht ſich, daß die Oberfläche polirt ſein muß.

Brennſtoff, Phlogiſton, nannte man in der ältern oder Stahlſchen Naturlehre und Scheidekunſt einen gewiſſen feinen brennbaren Stoff, welchen man in allen Körpern annahm, und durch deſſen Daſein man das Verbrennen derſelben erklärte. Von den neuern Naturlehrern iſt ſein Daſein vollkommen widerlegt worden. Daher heißen dieſe Antiphlogiſtiker, jene hingegen Phlogiſtiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer galliſchen Feldherren und bezeichnete eigentlich ihre Würde. Nicht unwahrſcheinlich iſt ſeine Ab-

leitung von dem celtiſchen Worte Brenn, Oberhaupt. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer galliſchen Völkerſchaft, der unter dieſer allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360, in Italien ein. Der Anlaß davon war folgender. Ein Hetrurier, Aruns, der bei einem Streite mit ſeinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte ſich an die Senonen, um durch ſie an ſeinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beſchreibung von dem Ueberfluſſe Hetruriens, machten jene ſich auf, und eroberten in Kurzem Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten ſie Cluſium, deſſen Einwohner Geſandte nach Rom ſchickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorſtellungen wegen der Unrechtmäßigkeit ſeines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er ſein Recht auf ſein Schwert gründe, nach dem Beiſpiel der Römer ſelbſt. Dieſer Uebermuth entrüſtete die Fabier. Sie begaben ſich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und verſprachen ihnen Hülfe. Ja ſie ſtellten ſich bei einem Ausfalle ſelbſt an die Spitze der Cluſier. Brennus beſchloß, dieſe Treuloſigkeit zu rächen, und zog, die Belagerung von Cluſium aufhebend, gegen Rom, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefodert hatte. Dieſe wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt, und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgegen. Am Fluſſe Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer erlitten eine völlige Niederlage, und Brennus beſetzte die von Einwohnern verlaſſene Stadt. Nur das Capitol war mit einer Beſatzung verſehen worden, und einige vierzig Greiſe, ehrwürdige Prieſter, Conſularen und Feldherren, hatten ſich entſchloſſen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdiſchen Göttern ein Opfer zu bringen. In ihren prieſterlichen, conſulariſchen und Triumphgewändern ſetzten ſie ſich als feſtlich geſchmückte Opfer auf ihre obrigkeitlichen Stühle mitten auf den Markt, und erwarteten den Tod. Als Brennus auf den Markt kam, ſetzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer, welche mit Faſſung und Stillſchweigen den Feind ankommen ſahen, in Erſtaunen. Man hielt ſie für Bildſäulen oder Gottheiten, und ſcheute ſich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte ſich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu, und faßte ihn bei dem Bart. Dieſer hob ſeinen elfenbeinernen Stab gegen den Uebermüthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth, und opferten alle jene ehrwürdigen Greiſe ihrer Rache. Rom ward geplündert, und was von Einwohnern ſich noch in den Häuſern fand, ohne Erbarmung niedergehauen. Brennus beſtürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde, ſteckte er zur Rache die Stadt in Brand, zerſtörte die Tempel und Mauern, und machte alles dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war ſo feſt, daß er den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er beſchloß, es auszuhungern, und ſchickte indeſſen Streifparteien aus, das platte Land zu plündern, und Brandſchatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine ſolche Partei erſchien auch vor Ardea, dem Verbannungsorte des tapfern Camillus. Dieſer edle Patriot beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Ueberfall, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Belagerern an. Durch dieſen Sieg, ward der Muth der aus der Stadt

entflohenen Römer neu belebt; ſie ſammelten ſich, 40,000 Mann ſtark, erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn, und der Senat, in geheim davon benachrichtigt, ernannte ihn zum Dictator. Indeß war die Beſatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus verſuchte einſt in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen ſein würde, wenn nicht die der Juno geheiligten Gänſe durch ihr Geſchrei die Römer geweckt und die Gallier verrathen hätten. Der ehemalige Conſul Manlius machte zuerſt Lärm unter der Beſatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch von dem Mangel der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abgeſchnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch zu Stande kam. Brennus verſprach für ein Löſegeld von 100 Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römiſche Gebiet zu verlaſſen. Das Gold ward herbeigeſchafft und dargewogen, aber die Gallier bedienten ſich dazu unrichtigen Gewichts und als ſich darüber die Römer beklagten, warf Brennus mit den Worten: „Wehe den Beſiegten!“ ſein Schwert noch zu dem Gewicht in die Schale. Schon waren die Römer willens, dieſe Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus noch zu rechter Zeit mit ſeinem Heere herbeieilte, und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen, nach einem kleinen Verluſt zogen ſich die Gallier zurück, und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage, und ſchlug ſie. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und Keiner erreichte ſein Vaterland wieder. — Ein anderer Brennus fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre ſpäter, mit einem ungeheuren Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, ſchlug den Soſiſthenes, durchzog Theſſalien und Griechenland, und ging nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte, oder plündern wollte: denn nach der Erzählung Mehrerer erhob ſich ein fürchterlicher Sturm; Gewitter und Erdbeben geſellten ſich dazu, um die Götter zu rächen; ein griechiſches Heer rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein; Brennus tödtete ſich ſelbſt.

Breſche iſt die Oeffnung oder der Weg, den der Belagerer in den Feſtungswall macht, um in die Feſtung eindringen zu können. Man muß ſie daher dahin legen, wo die wenigſte Vertheidigung iſt, d. i. in den Geſichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarſchiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerſtand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Geſichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravelinface Breſche gelegt. Dies geſchieht mit ſchwerem Geſchütz, und nur da, wo die Kanonen nicht hinreichen, mittelſt der Mine. — **Breſche-Batterie**, ſ. **Batterie**. — Practicabel, gangbar, heißt die Breſche, wenn ſie ſo groß iſt, daß ſie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dieß iſt nach der allgemeinen Annahme der Fall, wenn ſie für 14 Mann in der Linie gangbar iſt. Doch kann ſie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieſer Breite vortheilhaft benutzt werden.

Breslau, die Hauptſtadt von Schleſien, am Einfluſſe der Ohlau in die Oder, mit gegenwärtig weit über 70,000 Einw., worunter mehr als 4000 Juden. Eine der anſehnlichſten und bedeutendſten Städte des preußiſchen Staats, vorzüglich auch als Hauptſtadt und Centralpunkt einer Provinz von 2 Millionen Einwohnern, die, auch vermöge ihrer geographiſchen Lage noch immer manche Eigenthümlich-

keit, ja eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit bewahrt. Breslau iſt der Sitz des commandirenden Generals wie des Ober-Präſidenten von Schleſien, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts u. ſ. w. Die ehemals hier beſtandene katholiſche Univerſität, die, 1702 von Kaiſer Leopold I. geſtiftet, im Beſitz der Jeſuiten war und nur zwei Facultäten hatte, iſt ſeit der 1811 geſchehenen Vereinigung mit der von Frankfurt a. d. O. dahin verlegten proteſtantiſchen, eine wahre Univerſität im deutſchen Sinne geworden, und zählt gegenwärtig (1822) gegen 600 Studenten. Trotz der, bis auf 2, aufgehobenen Klöſter beträgt die Zahl der katholiſchen Kirchen noch über 20, von denen die Cathedralkirche zu St. Johann auf der Dominſel, der Sitz des Biſchofs von Breslau iſt. Unter 84 Lehranſtalten ſind 4 bedeutende und zahlreich beſuchte Gymnaſien, 2 lutheriſche, 1 reformirtes und 1 katholiſches; unter den Bibliotheken iſt vorzüglich die Königliche und Univerſitäts-Bibliothek (Central-Bibliothek) und die der Stadt gehörige Rhedigerſche (letztere beſonders wegen ihres Reichthums an Handſchriften) zu merken. Von den vielfachen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Vereinen nennen wir nur die ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, welche ſich ſeit einigen Jahren, beſonders durch die Aufmunterung und Unterſtützung, welche ſie der zeichnenden Kunſt und der Technik angedeihen läßt, ſehr verdient macht. Die Stadt beſitzt, vorzüglich in ihrem Rathhauſe und der auf der Sandinſel gelegenen Kreuzkirche herrliche Denkmäler älterer deutſcher Baukunſt, und bewahrt an öffentlichen Orten wie in Privatſammlungen manche vorzügliche Werke der bildenden Kunſt. Für den Genuß der dramatiſchen iſt durch ein ſtehendes Theater geſorgt. Breslau treibt bedeutenden Handel, allein er iſt durch die neueren Alles umgeſtaltenden Zeitverhältniſſe außerordentlich geſunken. Indeß ſind die 2 alljährlich hier gehaltenen Wollmärkte ſehr anſehnlich, und werden von weit her zahlreich beſucht. Unter den Schickſalen, welche die Stadt in der neueren Zeit erfuhr, muß wegen des großen und dauernden Einfluſſes, die Belagerung hervorgehoben werden, welche ſie 1806 und 7 von den Franzoſen und Rheinbundstruppen erlitt; denn nach erfolgter Einnahme fingen die Franzoſen an die Feſtungswerke zu zerſtören, woran ſich denn in der Folge die gänzliche Schleifung derſelben anſchloß. Dadurch hat die Stadt in mehrfacher Hinſicht erſtaunlich gewonnen, und durch die an der Stelle der weitläufigen Werke entſtandenen Spaziergänge und neuen Gebäude eine gegen ehedem kaum mehr kenntliche Geſtalt erhalten.

Breſt, eine wohlbefeſtigte Stadt im ehemaligen Bretagne, jetzt der Hauptort eines Bezirks im Departement Finisterre, mit 27,865 E. in 2600 Häuſ. Der Card. Richelieu erhob ſie 1631 zu einer Stadt und zu dem wichtigen Seeplatze, der ſie jetzt iſt. Sie hat den beſten Kriegshafen in Frankreich, mit einer Rhede, auf welcher 500 Kriegsſchiffe ſicher liegen können. Ferner ſind hier zu bemerken die Seearſenäle, die Schifffahrt-, die Schiffbauſchule, eine Schule des Seeingenieurcorps u. ſ. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der franzöſiſchen Seemacht. Die Fiſchereien ſind ſehr beträchtlich, beſonders der Sardellenfang. Am 1. Juni 1794 ward bei Breſt die franzöſiſche Flotte von den Engländern unter Howe geſchlagen, welcher ihr 6 Linienſchiffe abnahm und ein ſiebentes verſenkte.

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von), geb. 1733, ein in den Annalen der franzöſiſchen Diplomatie merkwürdiger Mann. Er

war anfangs als bevollmächtigter Miniſter bei dem Churfürſten von Cöln, dann am ruſſiſchen Hof, hierauf nach und nach als Botſchafter in Schweden, Holland, Neapel, zu Wien und auf dem Congreß zu Teſchen. Hauptſächlich von ſeiner Geſandtſchaft in Wien, kann man ſeine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette rechnen. Als Miniſter und Staatsſecretair war er ein eifriger Vertheidiger der Monarchie; er galt daher für einen der erklärteſten Revolutionsgegner. Nach dem 14. Juli entging er durch eine ſchleunige Flucht dem Schickſale Foulons. 1790 übertrug ihm Ludwig XVI. einige geheime Unterhandlungen mit den vorzüglichſten nordiſchen Höfen. Der Convent ließ einen Anklagebeſchluß gegen ihn ergehen. Man findet in der Geſchichte der Revolution von Bertrand de Moleville ſchätzbare Belehrungen über ſeine letzten diplomatiſchen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurück, und ſtarb 1807 zu Paris.

Bretzner (Chriſtoph), geb. zu Leipzig 1748, geſt. daſelbſt 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Mitglied einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünktlichkeit und Eifer vorſtand, ſo daß nur ſeine Nebenſtunden der Poeſie gewidmet waren, welche ihn doch ſo ſehr anzog. Dieſer Urſache muß man es zuſchreiben, daß er in ſeinen Werken uns mehr ſeine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein komiſches Talent war nicht gering, allein ſein Dialog iſt öfters unbeholfen und ſteif, und ſein Witz fällt zuweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er ziemlich genau, allein er machte ſich dabei auch zu ſehr vom Schauſpielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige oft willkommener iſt, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die beſſern zählen, und auch ſein Roman: Leben eines Lüderlichen, wozu ihm Hogarths und Chodowiecky's Zeichnungen als Leitfaden dienten, iſt nicht ohne Verdienſt. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, unter denen beſonders die Entführung aus dem Serail durch Mozarts Muſik berühmt geworden, iſt bedeutend.

Breugel (Peter), ein Mahler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, ſtudirte unter zwei Lehrern, bereiſete hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, beſonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Boſch etwas Comiſches in ſeine Zuſammenſtellungen legte, nannte man ihn Peter den Drolligen. 1551 ward er Mitglied der Akademie zu Antwerpen. Kirchweihfeſte und Bauernhochzeiten waren ſeine Lieblingsgegenſtände, und er miſchte ſich, um die Natur genau zu ſtudiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er ſtarb zu Brüſſel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den Höllen-Breugel und den ſammetnen nannte. Jener mahlte mit Vorliebe Hexen- und Räuberſcenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Verſuchung des heiligen Antonius. Der ſammetne Breugel (Johann) hatte den Namen von ſeiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenſtände als ſein Vater, und nicht ſo ſchwarze wie ſein Bruder. Sehr reizend ſind ſeine Landſchaften. Sein Adam und Eva im Paradieſe, ehemals im Muſeum Napoleon, gilt für ſein Meiſterſtück. Er war gegen 1568 geboren und ſtarb gegen 1642.

Breve iſt ein päpſtliches Schreiben an einen König, Fürſten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Weſen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Datarii oder Secretarii

ausgefertigt, und welche Reſcripte, Depeſchen, Conceſſionen, Befehle u. ſ. w. ſind, werden auf Pergament geſchrieben und mit dem Fiſcherringe in rothem Wachs beſiegelt. Die an Fürſten und Biſchöfe gerichteten Hirtenbreven ſind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze in den Formalien, da ſie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papſtes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevier, das Taſchenbuch der katholiſchen Geiſtlichen, welches gewiſſe Texte aus der Bibel auf jeden Tag, nebſt Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geiſtliche täglich zu leſen verbunden iſt.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Cord Breyhan, welcher es 1526 zu Hannover zuerſt braute, ſo genannt.

Briareus oder Aegeon, ſ. Centimanen.

Bridgewater, ſ. Canäle.

Brienne (Kardinal de Loménie von), ſ. Loménie.

Brienne, ein Städtchen im Aube-Departement (ehemals Ober-Champagne), beſteht aus Brienne-la-Ville und Brienne-le-Château, welche zuſammen 285 Häuſer und 3200 Einw. zählen, mit Fabriken und Weinbau. In der ehemaligen Militär-Adelsſchule zu Brienne le Château machte Napoleon die erſten Studien in der furchtbaren Kunſt, welche ihn zur Geißel der Menſchheit gebildet; jetzt iſt Brienne berühmt, weil hier der letzte Rückhalt jener ſo lange und ſchwer laſtenden Macht, gebrochen wurde. Denn hier wurde die erſte, wenn auch nicht durch ſich, doch durch ihre Folgen bedeutende Schlacht der Verbündeten auf altfranzöſiſchem Boden gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen des Heers auf Napoleon erſchüttert, der Zauber gelöſet, daß die Franzoſen, an ihrem Heerde kämpfend, unüberwindlich ſeien. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiſerwürde war gebahnt. Nach dem Gefecht bei Bar-ſur-Aube (24. Jan. 1814), dem erſten Widerſtande, den die Verbündeten ſeit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her gefunden, rückten ſie ſchnell vor. Napoleon, der mit großen Verſprechungen Paris verlaſſen, Blücher am 26ſten bei Vitry durch ſeine Uebermacht zurückgedrängt hatte, ſammelte am 28ſten, wo Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St. Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenſtein in Vaſſy ſtanden, ſeine ſämmtlichen Streitkräfte bei Brienne, und griff am folgenden 29ſten mit aller Macht die verbündeten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finſterniß brach ein, und die Flammen des entzündeten Brienne erleuchteten die gräßlichen Anſtrengungen, deren Erfolg noch unentſchieden blieb. General Chateau hatte mit zwei Bataillonen das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müſſen. Erſt mit der eilften Stunde endete ſich das Gefecht. Aber am andern Morgen begann es von neuem, und durch die Ueberzahl wurde Blücher gezwungen, ſich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31. hatte ſich Napoleon in den Ebenen zwiſchen La Rothière und Trannes entwickelt. Indeß ſtießen am 1. Febr. die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen Giulay und die ruſſiſchen Grenadierreſerven zu Blücher, und Fürſt Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte Blücher in drei Colonnen vor: General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil. General Wrede zog indeſſen von Doulevent gegen Brienne. Der Boden erlaubte nur wenig Geſchütz ſpielen zu laſſen; aber der Muth der Truppen erſetzte

dieſen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg führte den erſten Streich, er warf den Feind aus ſeiner Waldſtellung, und entriß ihm den wichtigen Poſten von La Gibrie, den zwar dieſer ſogleich wieder angriff, nach einem mehr als ſtündigen wüthenden Ringen aber dem Sieger überlaſſen mußte. Giulay nahm Unienville und Sacken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirkſamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wohl das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht, und kämpfte, ſich oft perſönlich der Gefahr ausſetzend, mit allem Muth und allen Kräften, welche das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu ſiegen, geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeiſterten ihre Heere durch ihre kühne Gegenwart auf dem blutigen Felde der Entſcheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sacken wieder um deſſen Beſitz; ſchon ſtand die feindliche Cavallerie vor den Bajonetten ſeines Fußvolks; da erhielt er Verſtärkung. Er griff wieder an; die Reiterei wurde geworfen und bis Alt-Brienne verfolgt, wo ſie auch die Infanterie in Unordnung brachte; er eroberte 32 Kanonen. Während des hatte Blücher friſche Truppen gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Masnil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbündeten war entſchieden. Die Franzoſen zogen ſich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von Brienne zurück und ließen daſelbſt noch eine ſchwache Nachhut, welche aber am andern Morgen das Schickſal des Hauptheers theilen mußte. Der Verluſt war auf beiden Seiten groß. Die Verbündeten eroberten 60 Stück Geſchütz, und machten eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die weitern Folgen dieſes Sieges ſind im Artikel **Ruſſiſch-deutſcher Krieg** angeführt.

Brigade heißt beim deutſchen Kriegsweſen eine Truppenabtheilung aus mehreren Bataillonen Fußvolks (etwa vier), und mehreren (etwa ſechs) Escadronen Reiterei: daher der Brigadier, ein Officier, der eine ſolche Brigade befehligt. In der franzöſiſchen Kriegsſprache heißt Brigade bei der Cavallerie eine Corporalſchaft, und bei der Infanterie ein Regiment von zwei Bataillonen; bei den Sappirern, deßgleichen bei den Douaniers, eine Abtheilung von 6 Mann; Brigadier heißt bei der franzöſiſchen Cavallerie ein Corporal; bei der Infanterie oder im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberſte, der eine Brigade befehligt, Brigadegeneral.

Brigantine, Brigg, iſt ein Schiff mit Niederbord, welches von jeder Seite 10—15 Ruder hat, dabei auch Segel führen, und bis 100 Mann faſſen kann. Die Ruderer müſſen zugleich Soldatendienſte thun, und haben ihre Muskete unter der Ruderbank. Die Brigantinen werden beſonders häufig im mittelländiſchen Meere, zu Seeräubereien gebraucht, wovon ſie auch den Namen haben. Sie ſind vorzüglich ſchnelle Segler.

Brigg, urſprünglich ein engliſches Wort, oft mit Brigantine gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimaſtige Kriegs- und Kauffahrteiſchiff, welches einen großen und einen Fockmaſt mit Stengen und Bramſtengen führt, und deſſen großes Segel ein Baum- oder Girkſegel iſt. Man ſpricht und ſchreibt auch Brick.

Brighella, ſ. **Masken.**

Brighthelmſtone, abgekürzt Brighton, noch vor wenig Jahren ein unbekannter Fiſcherort in Suſſexſhire an der Südküſte Englands, nur beſucht von Reiſenden, denen es bequemer war, von Dieppe in Frankreich hierher, oder umgekehrt, als zwiſchen Calais und Dover überzufahren; jetzt eins der beſuchteſten und glänzendſten Seebäder Englands, mit trefflichen Anlagen und 12,000 Einwohnern. Seine ſchnelle Aufnahme verdankt dieſer Ort einzig und allein der Vorliebe des Prinz-Regenten von England, der aus irgend einer geheimen Urſache einſt auf den Einfall kam, hier, und nicht an den ſonſt gewöhnlichen Badeörtern das Seebad zu gebrauchen, und ſich daſelbſt ſo wohl gefiel, daß er regelmäßig alle Jahre dahin zurückkehrte, ſich eine prachtvolle Sommerwohnung daſelbſt erbaute, und auf dieſe Weiſe auch den Großen ſeines Hofes Veranlaſſung gab, daſelbſt ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Unter den neuen Anlagen zu Brighton, erwähnen wir nur den Marſtall des Prinz-Regenten, und den ſogenannten Creſcent mit dem davor gelegenen ſchönen Platze und der gut gearbeiteten, ähnlichen, aber geſchmackloſen Bildſäule des Prinzen in Dragoner-Uniform.

Brillant, ſ. Diamant.

Brillantiren, einen Diamant oder ſonſt einen Edelſtein auf Brillantart ſchleifen.

Brille. Dieſes allgemein bekannte Inſtrument iſt einer doppelten Einrichtung fähig, der zu Folge es ſowohl für Kurzſichtige als für Weitſichtige (ſ. beide Art.) ein Hülfsmittel zum deutlichen Sehen abgibt. Die Erfindung deſſelben gehört unſtreitig zu den nützlichſten und wohlthätigſten. Die alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im 12. Jahrh. findet man von einem arabiſchen Schriftſteller, Alhazen, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des 13ten Jahrhunderts redet Roger Baco davon. Die eigentlichen Brillen müſſen 1280 und 1311 erfunden worden ſein. 1270 kannte man in Deutſchland ſchon Brillen.

Briſéis, ſ. Achilles.

Briſſac, ſ. Coſſé.

Briſſot de Warville (Jean-Pierre), geboren 1754, in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, wo ſein Vater Kuchenbäcker und Speiſewirth war, und eine kleine Beſitzung hatte, welches ſeiner Eitelkeit Gelegenheit gab, ſich den Beinamen d'Ouarville, den er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In ſeinem 20ſten Jahre hatte er ſchon mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine 1784 ihn in die Baſtille brachte. Frau v. Genlis ſagt in ihren Memoiren, daß ſie es geweſen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres ſeine Freiheit wiederverſchaft habe. Er heirathete eine Perſon aus dem Hauſe der Madame d'Orleans und ging darauf nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beſchäftigte ſich zu gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Verſuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich, und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 machte er eine Reiſe nach Amerika, wie man ſagte, um die Grundſätze der Democratie zu ſtudiren. Nach ſeiner Zurückkunft gab er 1791 ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Bei der Zuſammenberufung der Generalſtändeverſammlung ließ er einige Pamphlets, und hierauf das Journal, den franzöſiſchen Pa-

trioten, in Paris erſcheinen. Als ſich im Juli 1789 die Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derſelben. Er war einer der Hauptanſtifter des Aufſtandes auf dem Marsfelde, wo man die Abſetzung Ludwigs XVI. und eine republicaniſche Verfaſſung verlangte. Er ſprach beſtändig feindſelig und heftig gegen alle fremde Mächte, und bewirkte die erſte Kriegserklärung gegen Oeſtreich. Den 10. Auguſt ward das neue Miniſterium faſt ganz aus ſeinen Parteigängern zuſammengeſetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatiſchen Ausſchuſſes, in deſſen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Prozeß verſuchte er den Urtheilsſpruch in die Gewalt des Volks zu bringen, und ſtimmte hierauf für des Königs Tod mit Aufſchub der Vollziehung, bis die Conſtitution von den Urverſammlungen genehmigt ſein würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub ſich unmerklich ſeine Partei. Nach mehreren Anklagen führte ihn den 28. Mai 1793 Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine föderative Verfaſſung mit zwei Parlamenten einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31. Mai vollendete ſeinen Sturz. Es ward der Verhaft gegen ihn beſchloſſen: er ſuchte unter dem Namen eines Kaufmanns von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet, und nach Paris zurückgeführt, wo er den 31. Oct. auf der Guillotine in ſeinem 39. Jahre ſtarb. Er zeichnete ſich durch ſeine Kleidertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Americaner, hatte er die Sitte der Quäker angenommen, und zuerſt die Mode, das Haar ungepudert zu tragen, eingeführt. Er war eigentlich geringer, als ſein Ruf, und vermochte unter den Girondiſten höchſtens die Meinungen zu leiten, während viele andere dieſer Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten weit überlegen waren.

Briſtol, nach London und Liverpool die wichtigſte Handelsſtadt in den drei brittiſchen Reichen, iſt in der Grafſchaft gleiches Namens am Fluſſe Avon gelegen. Man rechnet dieſe Stadt für eine der Aelteſten; ohne der Tradition zu folgen, welche ihr Alter bis 4 Jahrhundert vor Chriſti Geburt zurückführt, wird ſie von Gildas ums Jahr 430, unter den befeſtigten Städten Brittanniens, genannt. Im 11ten Jahrh. wurde hier, wie verſichert wird, ein Markt für den Sclavenhandel gehalten und im 12ten wurde es von Robert, illegitimen Sohn Heinrichs I. mit einem ſtarken Walle umringt. Unter Heinrich II. wurde Briſtol ſchon als eine ſehr reiche und anſehnliche Stadt betrachtet. Ihren Hauptflor erreichte ſie aber im 18ten Jahrh. durch die Schiffbarmachung der Avon. Im J. 1727 fuhr im Fahrwaſſer die erſte Barke von Briſtol nach Bath. Der Hafen iſt geräumig und gewährt volle Sicherheit und ſind demſelben im Laufe dieſes Jahrhunderts und zwar 1803 bis 1809 durch unermeßliche Bauten, die mehr als 600,000 Pf. St. gekoſtet haben, noch viele Bequemlichkeiten verſchafft worden. Es befinden ſich in Briſtol ſehr bedeutende Fabriken, z. B. große Branntweinbrennereien, Metallgießereien, Seifenſiedereien, Vitriol- und zahlreiche ſonſtige Anſtalten zur Erzeugung und Verarbeitung anderer Kunſt- und Naturproducte, die durch den Ueberfluß der vortrefflichſten Steinkohlen ſehr begünſtigt werden. Briſtols auswärtiger Handel iſt vorzüglich nach Weſtindien gerichtet, auch ſeit dem freigegebenen Handel mit Oſtindien dahin. Der Verkehr mit Irland gehört ebenfalls zu den bedeu-

tendſten. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 100,000 Seelen. Die heißen briſtoler Heilquellen (hot wells genannt) werden ſtark beſucht. In einer der Kirchen wird ein Monument der berühmten Freundin Sternes Eliſe Draper gezeigt. So bedeutend der Handel und der Verkehr Briſtols auch immer noch iſt, ſo hat er im Ganzen doch nicht mit dem Liverpool's Schritt gehalten.

Britannicus Cäſar, eigentlich Tiberius Claudius Germanicus, war der Sohn des Kaiſers Claudius und der Meſſalina, welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürſten, ſo wie ſeinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieſer letztere von ſeinem Zuge nach Britannien ſiegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich als erſtgeborner Sohn des Kaiſers, rechtmäßiger Thronerbe war, ſo ließ doch Claudius ſich von ſeiner zweiten Gemahlin, der herrſchſüchtigen Agrippina bereden, ihren Sohn erſter Ehe, Domitius Nero an Kindes Statt anzunehmen, und dieſen, da er drei Jahre älter war als Britannicus, für ſeinen Thronfolger zu erklären. Der feile Senat gab dieſer Verfügung ſeine Zuſtimmung. Agrippina ſuchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichſter Abhängigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Sie entfernte ſeine Diener, und erſetzte ſie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Soſibius ließ ſie morden. Sie erlaubte ihm nicht, außerhalb des Palaſtes zu erſcheinen, ja ſie hielt ihn ſogar von ſeinem Vater entfernt, indem ſie vorgab, daß er blödſinnig und epileptiſch ſei. Der alte ſchwache Kaiſer gab zwar zu verſtehen, daß er Agrippinens Ränke durchſchaue; ſein durch ſie bewirkter Tod hinderte ihn jedoch, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Nero ward nun zum Kaiſer ausgerufen, und Brittannicus blieb fortwährend unter ſtrenger Verwahrung. Als Agrippina ſpäter ſich mit Nero ſelbſt veruneinigte, und ihm drohte, ſtatt ſeiner Brittannicus auf den Thron zu ſetzen, begann dieſer den unglücklichen, damals vierzehnjährigen Jüngling ſo ſehr zu fürchten, daß er, um vor ihm ſicher zu ſein, ſich ſeiner durch Gift entledigte.

Britannien nannten die Römer, nach Ariſtoteles, das heutige England und Schottland. Dieſe Benennung entſtand vielleicht von dem alten Worte brit, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemahlen pflegten. Nach Plinius und Ariſtoteles führte die Inſel vor Zeiten auch den Namen Albion (ſ. d.). Das Meer, welches Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländiſchen, atlantiſchen, heſperiſchen Ocean. Bis auf Cäſar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginenſer aber kannten es ſchon, beſonders die erſten, ſeit den älteſten Zeiten, indem ſie von dort Zinn holten. Deshalb gaben ſie ihm auch den Namen Zinninſel, der beim Herodot vorkommt. Zu Cäſars Zeiten waren die Einwohner noch völlig roh. Er rühmt ſich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber dieſe Beſitznehmung, ſo viel Koſten er auch darauf wandte, war von wenig Beſtand. Erſt unter Claudius faßten die Römer feſten Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab, und vergrößerten ihre Provinz, welche ſie Britannia romana nannten. Die wichtigſten Erweiterungen derſelben geſchahen unter Hadrian, Antonin und Conſtantin. Endlich nahmen die beſiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war ſchon zu Cäſars Zeiten ſehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, frucht-

bar. Es wurde in das römiſche und barbariſche Britannien getheilt, welches erſtere die Römer ſeit Hadrian, durch einen mit Thürmen und Baſteien verſehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu ſchützen ſuchten. Unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog ſie aber wieder zurück. Unter ihm theilte man die römiſche Provinz in den öſtlichen (prima oder inferior) und in den weſtlichen Theil (secunda oder superior). Conſtantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens ſtammten theils von einer urſprünglichen Kolonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutſchen vermiſcht von Gallien aus ſich hier niederließen. Die celtiſchen Koloniſten, oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die Gallier, die an der Küſte wohnten. Daher waren ſie auch nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die galliſchen Einwohner an den Küſten hatten ſchon eine Art von Eigenthum, und ließen ſich daher eher in Furcht ſetzen, als jene wild in Wäldern umher zerſtreuten Völker. Sie trieben ſämmtlich keinen Ackerbau; ſondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung beſtand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reiſern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Prieſter, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrſchaft über ſie aus.

Brizard ſ. Franz. Theater.

Brocken, ſ. Blocksberg.

Brockes (Barthold Heinr.), geboren in Hamburg, 1680 Senator daſelbſt, und einer der geſchätzteſten Dichter ſeiner Zeit. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verſchiedenen gelehrten Reiſen ward er 1720 in das Rathskollegium ſeiner Vaterſtadt aufgenommen, und machte ſich durch eine geſchickte Geſchäftsführung ſo verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsſtelle in Ritzebüttel auf ſechs Jahre übertrug. Er ſtarb zu Hamburg 1747. Sein irdiſches Vergnügen in Gott iſt ſein Hauptwerk. Außerdem überſetzte er in Verſe den Bethlehemitiſchen Kindermord des Marino, Thomſons Jahrszeiten und Popes Verſuch vom Menſchen. In ſeinen zahlreichen Gedichten zeigt ſich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles ſieht, anſtaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. In zu hohem Grade beſaß er die Gabe, viel und ſchnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen ſich auf Dinge aus, die kein poetiſches Colorit annehmen wollen, daher die öftere mißtönige Farbenmiſchung, und die matten, ermüdenden Wiederholungen. Er tändelt viel mit ſeiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, mahleriſchen Tönen enthält, den ſelbſt Geßner und Wieland der Benutzungen nicht unwerth fanden.

Brockmann (Franz Carl), einer der berühmteſten deutſchen Schauſpieler, wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren. Er ſpielte zuerſt auf der Bühne ſeiner Schwiegermutter, die eine Geſellſchaft in Ungarn führte. Hierauf ſpielte er einige kleine Rollen zu Wien, und kam von da 1768 zur Kurziſchen Geſellſchaft, bis er 1771 nach Hamburg gerufen ward, wo er ſein glückliches Talent bildete, und ſich einen Ruhm erwarb, der ihn unter die erſten Schauſpieler Deutſchlands ſetzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain. 1778 betrat er in Berlin als Gaſt die Bühne, und ward nach der Vorſtellung

Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauſpieler in Berlin wiederfahren war. Es ward eine Münze auf ihn geprägt, mit der ſchönen Inſchrift: Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit, welche ſo treffend ſein ruhig kräftiges Spiel, im Gegenſatz der ſonſt gewöhnlichen Uebertreibung bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künſtler, der durch tiefes Studium, durch unablässigen Fleiß, durch Nachbildung der großen Muſter, die er vor ſich hatte, ſich die Natürlichkeit, die Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen ſo vortheilhaft auszeichnete. Kaiſer Joſeph II. berief ihn 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum erſten Male als Eſſex in der Gunſt der Fürſten auf die Bühne. Aber eben ſein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch ſchadete ſein fleiſchiger Körperbau ſeinen Helden- und Liebhaberdarſtellungen. Es bedurfte einiger Zeit, ſich an ihn zu gewöhnen, ſpäter wurde er der Liebling des wiener Publikums, und blieb es bis an das Ende ſeiner Schauſpielerlaufbahn; ein Umſtand, der den unzweideutigſten Beweis ſeines Werths gibt. Es iſt ſchwer, ſeine vorzüglichſten Rollen auszuheben; denn er hatte, wie Garrik, das ſeltene Talent, alle Rollen im Luſt- und Trauerſpiele vortrefflich zu ſpielen. Sein Geſicht, ſein Körper waren Alles, was er vorſtellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu ſchwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künſtler hervor, der Alles groß, Alles richtig, Alles merkwürdig darſtellt. Er ſtarb zu Wien 1812.

Brody, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreiſe, an der ruſſiſchen Grenze. Sie hat 2600 Häuſer und 24,000 Einw. worunter 16,000 Juden, die hier eine hohe und eine Realſchule haben. Der Speditionshandel der 38 meiſtens jüdiſchen Großhändler iſt ſehr wichtig, indem die Stadt zum Umtauſch der polniſchen Erzeugniſſe gegen die der Walachei, Krimm u. ſ. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unſchlitt, Häuten, Pelzwerk, Anis, eingemachten Obſt u. ſ. w. beſtehen, ſehr bequem gelegen iſt.

Broglio, eine in den Jahrbüchern der franzöſiſchen Kriege und Diplomatik berühmte Familie, aus dem Piemonteſiſchen herſtammend. Wir führen aus ihr an: 1) François Marie, Marſchall von Frankreich, geb. 1671 und geſt. 1745. Er nahm ſeit 1689 an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch ward er in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht. Er ſtieg durch alle Grade bis er 1734 Marſchall von Frankreich wurde. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Baiern und Böhmen, führte aber das Heer auf die franzöſiſchen Grenzen zurück, wodurch er ſich die Ungnade des Hofes zuzog. — 2) Victor François, der älteſte Sohn des Vorſtehenden, ebenfalls Marſchall von Frankreich, geb. 1718. Er begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in der Schlacht von Guaſtalla und Parma, 1734, und focht fortan in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im ſiebenjährigen Kriege kämpfte er unter d'Eſtrées bei Haſtenbeck, und bei Roßbach unter Soubiſe. Als Oberbefehlshaber war er um ſo glücklicher bei Bergen. Der Kaiſer ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürſten. Spätere Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem von der Pompadour begünſtigten Soubiſe zogen ihm ſeine Zurückberufung und

ſeine Verweiſung zu. Er trat erſt 1789 wieder auf die große Weltbühne. Ludwig XVI. ernannte ihn beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminiſter, und er befehligte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten ſollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln, und Broglio wanderte bald darauf aus. In dem Kreuzzuge von 1792 befehligte er mit geringem Erfolg eine Abtheilung Ausgewanderter. Nach Beendigung dieſes unglücklichen Feldzuges zog er ſich ganz zurück, und ſtarb 1804 in Münſter im 86ſten Jahre. — 3) Claude Victor, der dritte Sohn des Vorſtehenden, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Abgeordneten des Adels von Colmar bei den Generalſtänden ernannt. Nach der Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung ward er als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee angeſtellt, bei ſeiner Weigerung aber, die Dekrete vom 10. Aug. anzuerkennen, außer Thätigkeit geſetzt, ſpäter dieſerhalb vor das furchtbare Revolutionstribunal geführt, und im Juni 1794 guillotinirt. — 4) Charles François, ein Bruder von Victor François, iſt in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik vorzüglich dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Leitung ſeines geheimen Miniſteriums anvertraut hatte. Ob ſich gleich Broglio des ſchwierigen Geſchäfts mit vielem Verſtande entledigte, ſo entſtanden doch durch dies geheime Miniſterium, das dem öffentlichen nicht ſelten ganz entgegenwirkte, die größten, oft die lächerlichſten Verwirrungen. So ward er vom Könige der Form nach verbannt, erhielt aber auch zugleich in Geheim wieder den Auftrag, auch in der Verbannung ſeine Geſchäfte wie ſeither fortzuſetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht, und ſtarb 1781. — 5) Victor, Pair von Frankreich, Sohn Claude Victors (3) geb. 1785 und vermählt mit einer Tochter der Frau von Staël. Er war unter Napoleon mit mancherlei Miſſionen beauftragt. In ſeinen politiſchen Anſichten wird er zu den Doctrinairs gerechnet.

Bromius, ein Beiname des Bacchus.

Bronkhorſt (Peter van), ein berühmter holländiſcher Mahler, 1588 in Delft geboren und 1661 geſtorben. Er ſtellte ſehr gelungene Perſpectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte dieſe durch ſchön ausgearbeitete Figuren. Auf dem Rathhauſe von Delft befindet ſich noch ein Urtheil des Salomo. — Johann van Bronkhorſt, 1648 in Leiden geboren, lernte die Mahlerei ohne andere Leitung als die ſeines Genies, und brachte es darin bald zu einem hohen Grad von Vollendung. Er mahlte vorzugsweiſe Thiere, mit beſonderem Fleiße aber Vögel. Das Leichte und Glänzende der Federn ſtellte er ſehr täuſchend dar. Er war eigentlich Paſtetenbäcker, und trieb die Mahlerei blos zu ſeinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van Bronkhorſt, geb. zu Utrecht 1603, war Glasmahler; einige ſchätzbare Werke von ihm befinden ſich noch in der neuen Kirche zu Amſterdam. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Poelemberg geſtochen.

Bronner (Franz Xaver), geb. 1758 zu Höchſtädt an der Donau. Aus dem niedrigſten Stande erhob ſich Bronner durch eine ſorgfältige Ausbildung ſeiner natürlichen Anlagen, zwar nicht zu hohen Ehrenſtellen und Reichthum, aber zu jener größern Ehre, die der Menſch durch das, was er wirklich iſt und leiſtet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelbrennerei. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben

zum Singen bemerkte, erbot ſich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jeſuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren ward er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete ſich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Phyſik, Mathematik und Philoſophie, und den Uebungen in der Muſik und Poeſie. Beſonders dichtete er Schäferſpiele und Fiſcheridyllen, wozu ihn ſeine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenſter ſeiner Kloſterzelle aus die tägliche Ausſicht auf ein nahes Fiſcherdorf hatte. Indeſſen gefiel ihm das Kloſterleben nicht lange. Er entfloh, und kam unter dem Namen Johann Windfried 1784 nach Baſel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notenſetzer in einer Druckerei Anſtellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete ſeine Fiſcheridyllen mit einer Vorrede. Inzwiſchen hatte er ſich durch Verſprechungen bewegen laſſen, nach Augsburg in ein anderes Kloſter zurückzukehren. Aber man hielt nicht Wort und er ergriff zum zweiten male die Flucht, und wurde von ſeinen ſchweizeriſchen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonſchule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Profeſſor nach Kaſan, doch kam er im Herbſte 1817 wieder aus Rußland zurück. Sein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben iſt anziehend. In ſeinen Gedichten, ſagt Geßner, mahlt ſich ſein eigener Charakter; zu beſcheiden wagte er es lange nicht, ſie ſeinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in ſeinen Beſtrebungen fort; er beſuchte den Landmann in ſeiner Hütte oder bei ſeinen Feldarbeiten, beſuchte die angenehmſten Gegenden an Flüſſen und Bächen, und entwarf hier ſeine Gemälde. Daher das naive Detail von ſo vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher dieſe Wahrheit, dieſe friſche reine wahre Farbe: überall ſieht man das feinſte Gefühl für das ſittlich Schöne; überall die feinſte Bemerkung jener Schönheit der Natur.

Bronze, ein künſtliches Metall, eine Miſchung aus Kupfer und Meſſing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth, woraus Bildſäulen und andere Kunſtſachen gegoſſen werden. Bronzirte Kunſtſachen, z. B. Statuen, Vaſen u. dergl. von Gips, die äußerlich das Anſehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man ſie mit fein zerriebenem Pulver von Meſſing und Kupfer überzieht; daher bronziren.

Bronziren. Dies iſt eine Kunſt, die darin beſteht, daß man Bildſäulen, Büſten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch ſie das Anſehn erhalten, als wären ſie von Bronze. So bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gyps und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzuge gibt, ſind willkührlich. Gewöhnlich nimt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man Goldſchaum mit Jungfernhonig auf einem Steine ſo lange, bis das Gold in die allerkleinſten Theilchen zermahlen iſt. Jetzt thut man dieſe Miſchung in ein Geſchirr mit Waſſer, wodurch der Honig aufgelöſt wird, und das Goldpulver zu Boden fällt. Dann ſchüttet man das Waſſer ab, und läßt das Pulver trocknen. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Muſivgold, und wird auf folgende Weiſe bereitet. Man ſchmilzt ein Pfund Zinn in einem Tiegel, und thut ½ Pfund Queckſilber hinzu. Iſt die Miſchung kalt, ſo pulvert man ſie, und mahlt ſie auf einem Steine mit ½ Pfunde Salmiak und 7 Unzen gereinigtem Schwefel zuſammen, bis alles eine gleichförmige

Maſſe wird. Dieſe bringt man in eine Retorte, worauf ſich, bei verſtärktem Feuer, das Queckſilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, und das Zinn, mit dem Schwefel und der Salzſäure zu einer Art von Kalk verbunden, als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man der Maſſe ein röthliches Anſehn geben, ſo kann man ſie mit etwas Mennig zuſammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen beſonderen Firniß, den man aus Animagummi und Leinöl macht. Ein Pfund Leinöl und vier Unzen gepulverter Anima kocht man unter beſtändigem Umrühren, bis es ſo dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch verſetzt man es noch mit etwas Cochenille, und verdünnt es zugleich mit ſoviel Terpentinöl, daß es mit einem Pinſel aufgetragen werden kann. Dieſen Firniß ſtreicht man zuerſt mit einem Pinſel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, und läßt ihn trocknen, doch ſo, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht ſie in das Pulver, und reibt dies ſorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinſel auf dem klebrigem Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze, um den Staub abzuhalten, und läßt es ſo trocknen. Zuletzt wird das etwa loſe Goldpulver mit einem weichen Pinſel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert noch eine eigenthümliche Vorkehrung. Man reibt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pfeifenthon, einzeln mit Waſſer auf Steinen, und miſcht ſie in einem Geſchirr in ſolchen Verhältniſſen, wie die gewünſchte Farbe es fodert, zuſammen. Gewöhnlich nimmt man halbmal ſoviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieſer Ueberzug getrocknet iſt, trägt man erſt zu zwei verſchiedenen malen die obige Miſchung auf. Wenn auch dieſe vollkommen trocken iſt, bringt man das oben beſchriebene Bronzepulver mit einem Pinſel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächſt mit einer dünnen Lage ſpaniſcher Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eiſen bronziren, ſo muß dies vorher ſo ſtark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Broſchiren heißt bei den Seidenwebern vielfarbige Blumen in Seidenſtoffe einweben, broſchirte Arbeit; auch wird bekanntlich das bloße Zuſammenheften der Bücher broſchiren genannt.

Broſſes (Charles de), erſter Präſident im Parlament von Bourgogne, geboren zu Dijon 1709. Da er für ein obrigkeitliches Amt beſtimmt ward, ſo beſchäftigte er ſich mit dem Rechtsſtudium, ohne darum die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem Auge zu verlieren, zu denen er viel Neigung hatte. Die genaue Bekanntſchaft mit der römiſchen Geſchichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien zu beſuchen, welches er 1739 bereiſete. Bei ſeiner Rückkehr gab er ſeine Briefe über den jetzigen Zuſtand der unterirdiſchen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erſchien ſeine Abhandlung über den Fetiſchdienſt. Auf Buffons Einladung, der ſein Jugendfreund war, hatte er ſich auch mit einer Geſchichte der Seereiſen nach Auſtralien beſchäftigt, welche 1756 gedruckt ward. Man glaubte damals an ein ſüdliches Feſtland, dem de Broſſes den Namen Magellanien beilegte, und deſſen Nichtdaſein erſt durch Cook bewieſen wurde. Dieſem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang

und die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe ihres Verfaſſers beweiſet eine Abhandlung über die mechaniſche Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Unterſuchungen, geiſtreiche Vermuthungen und Anſichten; zugleich beſchäftigte ſich de Broſſes ſein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entſchluß gefaßt, den Salluſt zu überſetzen, und die Lücken dieſes Geſchichtſchreibers auszufüllen. Ueber ſiebenhundert Bruchſtücke des Salluſt brachte er zu dieſem Behuf zuſammen, aus denen er mit beträchtlichen Einſchaltungen die Geſchichte des 7. Jahrh. der römiſchen Republik mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit zuſammenſetzte. Ein Werk, welches noch mehr Beifall würde gefunden haben, wenn das Verdienſt des Styls mit der Tiefe und dem Scharfſinne der Nachforſchungen übereingeſtimmt hätte. So ſchwierig und zeitraubend auch dieſe verſchiedenen Arbeiten waren, ſo hinderten ſie doch de Broſſes nicht, auch ſeinen Aemtern ein volles Genüge zu leiſten. Er ſtarb 1777. Seine hinterlaſſenen Handſchriften ſind während der Revolution verloren gegangen.

Brot. Es konnte der Aufmerkſamkeit des Menſchen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der beſten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu dieſem Behufe ſchon in dem früheſten Alterthume, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, ſo wie ſie die Natur gab, bewog den Menſchen, auf Mittel zu ſinnen, ſich denſelben zu erleichtern. So entſtand nach vielen Verſuchen das Brot. So gemein und leicht uns die Bereitung deſſelben zu ſein ſcheint, ſo muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewiſſen Vollkommenheit darſtellte. Man zerrieb erſt die Körner zwiſchen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Waſſer einen Brei, oder getrocknete feſte, ſchwer verdauliche Kuchen. Dies iſt noch die Hauptnahrung der Caravanen, die in Nordafrikas Wüſten reiſen und Güter transportiren. Auch die Carthaginenſer aßen kein Brot und wurden von den Römern daher ſpottend pultiphagi (Breieſſer) genannt. Nur nach vielen Verſuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, kam man darauf, das mit Waſſer vermiſchte Mehl in Gährung zu ſetzen, welche die klebrige Eigenſchaft deſſelben faſt gänzlich zerſtört, den Geſchmack verbeſſert und die Maſſe fähig macht, ein lockeres, wohlſchmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin geſundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken iſt folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geiſtige Gährung aufgequollen und locker geworden iſt, und dadurch einen ſauren aber geiſtigen Geruch bekommen hat, und Sauerteig heißt, unter die große Maſſe des neuen Teiges; hiedurch entſteht in dieſem in minderen Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es entwickelt ſich darin viel Luft oder Gas, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm ſeine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dies nennt man das Gehen des Teiges. In dieſem Zuſtande wird der Teig in den geheizten Ofen gebracht, wo ſich während des Backens die in den Höhlen eingeſchloſſene Luft und das geiſtige Weſen durch die Hitze noch mehr ausdehnt, und bewirkt, daß das Brot lockerer wird, und von den Maſſen, die man aus ungebackenem Teig erhält, ganz verſchieden iſt.

Brot im Abendmahl, ſ. **Hoſtie.**

Brotbaum, ein Baum in Oſtindien und beſonders auf den Inſeln der Südſee (Auſtralien), den die Engländer in neuern Zeiten auch nach Weſtindien verpflanzt haben, von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, deſſen Blätter anderthalb Fuß lang ſind, und einen milchichten Saft enthalten, und deſſen 20—30pfündige Frucht, die Brotfrucht (Artocarpus L.), groß, lang, mit Buckeln beſetzt und gelb von Farbe iſt. Dieſe Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerſchnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröſtet, nach welcher Zubereitung ſie wie Waizenbrot ſchmeckt und als Brot genoſſen wird. In jedem der verwachſenen Fruchtknoten ſteckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar verſehener Samenkern, und auch dieſe Kerne ſind eßbar. Sie gleichen den Kaſtanien, und werden auch wie dieſe in der Aſche gebraten. Forſter fand den Geſchmack der auf dieſe Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Waizenbrot mit Kartoffeln vermiſcht. Man weiß ſelbſt Leckereien aus Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht blos auf die Frucht beſchränkt ſich die Nützlichkeit dieſes wohlthätigen Baumes. Das Holz, beſonders des veredelten, iſt gelblich und dient zu allerlei Kunſtſachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tiſchdecken; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeſchnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen feſten Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen braucht man als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaumes, der in 60 bis 70 Jahren ſeine volle Größe erreicht, geſchieht durch Samen, durch Ableger und abgeſchnittene Zweige. Während ſeines Flors trägt er ſo reichlich, daß ein Menſch von drei Brotbäumen acht Monate lang leben kann.

Broturtheil oder die Probe des geweihten Biſſens. S. **Ordalien**.

Brotverwandlung, ſ. **Transſubſtantiation**.

Brougham, ausgeſprochen: Bruhm oder Brohm (Henry), geb. zu London um das J. 1779, iſt Mitglied des engliſchen Parlaments, der königlichen Geſellſchaft von London, Advokat und geweſener Mitarbeiter an der literar. Vierteljahrſchrift the Edinburgh Review, u. hat ſich beſonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppoſitionspartei durch die Kraft und Bündigkeit ſeines Ausdrucks erworben. Seine Sprache iſt gewählt und ſchön, und ſein Vortrag feurig ohne Uebertreibung, indem er bei aller Kühnheit der Darſtellung ſich doch ſtets in den Schranken der Mäßigung hält. Weil er ſich die allgemeine Achtung erworben hatte, allen Anreizungen des Vortheils oder des Ehrgeizes zu widerſtehen: ſo wählte ihn die nun verſtorbene Königin Caroline von England in ihrem vor dem Oberhauſe verhandelten Proceß zu ihrem Rechtsbeiſtand (Counsel), und unternahm nichts gegen ſeinen Rath. Er vertheidigte ſie mit ſtandhaftem Muth und erſchütterte zuletzt noch die brittiſchen Pairs, durch eine der kühnſten Apoſtrophen, die man in den Annalen der brittiſchen Beredſamkeit kennt. Schon bei den früheren parlamentariſchen Verhandlungen über die Königin (damals Prinzeſſin von Wallis), und bei jenen über die Civilliſte der Prinzeſſin Charlotte, hatte er ſich freimüthig redend ausgezeichnet. Außerdem erkannte man ſein ausgezeichnetes Verdienſt in dem trefflichen Bericht über das engliſche Armenweſen, und in ſeinen Vorſchlägen wegen Errichtung von Armenſchulen, an. Bekannte Werke von ihm ſind: Forſchungen über

die Kolonialpolitik der europäiſchen Mächte, 1803, 2 B. in 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizuſtehen. Ueber den Zuſtand der Nationen in mehreren Ausgaben in 8. nebſt andern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Phyſik, die ſeine Lieblingsbeſchäftigung iſt.

Brouſſonet (Pierre-Marie-Auguſte), ein berühmter Arzt und Naturforſcher, geboren zu Montpellier 1761. Die Naturgeſchichte beſchäftigte ihn hauptſächlich, namentlich die Zoologie, in welcher er zuerſt in Frankreich das Linnéiſche Syſtem einführte. Er machte damit den erſten Verſuch in einem Werke über die Fiſche, das er in England anfing, und von dem leider nur ein Heft erſchienen iſt: Ichthyologiae decas Ia. Londini 1782. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubenton, obgleich ein Gegner Linnés, zu ſeinem Stellvertreter am Collège de France und 1784 zu ſeinem Gehülfen in der Thierarzneiſchule ernennen ließ. Brouſſonnet übergab indeß der Akademie mehrere ſchätzbare Abhandlungen, und ward Mitglied derſelben. 1785 ward er Secretär der pariſer Ackerbaugeſellſchaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für dieſe Geſellſchaft gab Brouſſonet das für den Landmann ſo nützliche L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auf ſeinen Betrieb wurden die erſte Merinoherde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben dieſen mannichfaltigen Geſchäften fand er noch Zeit, Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Reiſen im Norden, zu überſetzen. Bis hieher war ſein Leben ruhig und glücklich geweſen; auch ihn ſollte die Revolution darin ſtören. 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris gerufen. Im geſetzgebenden Körper machte er ſich wenig bemerklich, und nach Eröffnung des Convents zog er ſich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31. Mai als Girondiſt und ernanntes Mitglied des Inſurrectionsconvents, welcher zu Bourges verſammelt werden ſollte, verhaftet wurde. Er entfloh, rettete ſich über die Pyrenäen, und kam von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die ausgewanderten Royaliſten ihn aber vertreiben ließen. Joſeph Banks, der ſeines Freundes Zuſtand erfuhr, ſchickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louisd'or, mit welchem Brouſſonet auf einem engliſchen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Liſſabon einzulaufen. Ungeachtet des Anſehns des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus dieſem Zufluchtsorte. Er durchirrte Algarvien und Andaluſien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des amerikaniſchen Geſandten zu Marokko nach Afrika über. Hier nahm er ſeine botaniſchen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen ſandte er von hier an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliſte geſtrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Conſul zu Mogador und zum Reiſenden des Inſtituts ernannt, deſſen Mitglied er, den Statuten zuwider, trotz ſeiner Abweſenheit geblieben war. Er ging mit ſeiner Familie als Conſul nach den kanariſchen Inſeln, und verwaltete daſſelbe Amt auf dem Kap, als der Miniſter Chaptal, ſein Verwandter, ihn zum Profeſſor der Botanik zu Montpellier ernannte. Dieſem Lehramte ſtand er auf das ehrenvollſte vor. 1805 ward er Mitglied des geſetzgebenden Körpers, aber

ſchon im Juli 1807 ſtarb er in Folge eines Falles, der die pſycholo- giſch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Na- men und Subſtantiva vergeſſen hatte; die Adjectiva hingegen ſich ihm leicht und in Menge darboten, und mit deren Hülfe er die Gegen- ſtände bezeichnete. Er hat Handſchriften von großem Werthe hinter- laſſen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin, wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafſchaft Berwick in Schottland geboren. Früh ſchon zeigte er ungewöhnliche Talente, weßwegen ihn ſeine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er die Lehrjahre aushalten ſollte, wieder wegnahmen und ſtudiren laſſen wollten. Er kam daher ungefähr in ſeinem 16ten Jahre nach dem Städtchen Dunſe auf die lateiniſche Schule, wo er ſeinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle ſeine Mitſchüler übertraf. In der Erntezeit verdung er ſich als Schnitter, um ſich dadurch die zu ſeinem Studiren nöthigen Mittel zu verſchaffen. Durch anhaltenden Fleiß und Geſchicklichkeit erwarb er ſich die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Damals ging ſein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatiſten zu werden, zu deren Secte ſeine Aeltern und auch er ſich hielten, und deren vornehmſte Glieder die Veranlaſſung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einſtmals beſuchte er aber die Dunſer Pfarr- kirche, und wartete den Gottesdienſt in derſelben ab. Darüber fiel er bei den Separatiſten in Ungnade. Er trennte ſich von ihnen und ging zur herrſchenden Kirche über. Um Medicin ſtudiren zu können, ging er endlich nach Edinburgh, ſuchte ſich durch Ueberſetzungen, auch wohl durch Verfertigung der Inauguraldiſputationen für die Studen- ten und durch Unterricht in der lateiniſchen Sprache ſeinen Lebensun- terhalt zu verſchaffen, und beſuchte zugleich die mediciniſchen Vorle- ſungen, welche er alle frei bekam. 1765 verheirathete er ſich, und nahm Studenten in die Koſt, um den erfoderlichen größern Aufwand ſeines Hauſes beſtreiten zu können. Im Anfang entſprach auch der Erfolg ſeiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte nach einigen Jahren Banquerott. Die mediciniſchen Vor- leſungen beſuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgeſetzt. Bei dem berühmten Profeſſor Cullen ſtand er im Anfang ſehr gut. Die- ſer übertrug ihm den Privatunterricht in ſeiner Familie, empfahl und unterſtützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge ſogar die Erlaubniß, Abendvorleſungen zu halten, und in dieſen ſeine eigenen Morgenvorleſungen zu wiederholen, wozu er ihm ſelbſt ſeine Hefte anvertraute. Nach und nach entſtanden jedoch zwiſchen beiden Män- nern Mißhelligkeiten, die endlich zu offenbarer Feindſchaft führten. Bald nach dieſem gänzlichen Bruch mit Cullen trat Brown mit ſei- ner neuen Theorie der Heilkunde hervor, und gab 1779 ſeine Ele- menta medicinae heraus, worüber er auch Vorleſungen hielt. Er gerieth darüber mit allen Lehrern der Medicin in Edinburgh in Feind- ſchaft, und die mitunter freie Aufführung ſeiner Anhänger unter den Studenten, ſo wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von ſich und Andern ſprach, brachten das Syſtem nebſt ſeinem Ur- heber in ſchlechten Ruf. Zwei Mal (1776 und 1780) wurde Brown zum Präſidenten der mediciniſchen Geſellſchaft gewählt. Zu St. An- drews, einer Univerſität in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Profeſſoren und alle Aerzte in Edinburgh

mit harten Angriffen von Browns Anhängern ſo gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht ſelten in Duelle übergingen, und die mediciniſche Societät zu dem Geſetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfodern würde, aus der Geſellſchaft geſtoßen werden ſollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte deſſen ungeachtet fort, Brown ſprach von der Gelehrſamkeit, den Talenten und dem Syſtem der mediciniſchen Profeſſoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen ſollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Diſſertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. 1784 ſtiftete er, um ſich Anhänger zu machen, die Freimaurergeſellſchaft, die Loge zum röm. Adler genannt. In ſeinen Vorleſungen war er gemeiniglich ſehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer ſolchen Stimmung ſchreibt ſich ſein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtſpruch angeführten: Opium mehercle! non sedat! her. Bisweilen, wenn er ſich mit vieler Anſtrengung beſtrebte, ſeinen Zuhörern die Grundſätze ſeiner Theorie recht lebhaft vorzuſtellen und hierauf ſich matt fühlte, pflegte er ſich dadurch wieder zu ermuntern, daß er 40 bis 50 Tropfen Laudanum in einem Glaſe Rum nahm, und dieſe Gabe 4 bis 5 Mal während der Vorleſung wiederholte. Hiedurch in Feuer und Flammen geſetzt, wurde ſeine Einbildungskraft bis zum Wahnſinn erhöht, ſeine Geſundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in ſeinen Vorleſungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältniſſe wurden auch ſeine Schüler ſaumſeliger. Nach und nach kam er ſo ſehr in Verfall, daß er Schulden wegen ins Gefängniß geſetzt wurde, wo jedoch ſeine Schüler ſeine Vorleſungen noch beſuchten. 1786 zog er nach London; es ging aber dort nicht beſſer mit ihm. Vorleſungen über ſein Syſtem wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. 1787 gab er ſeine Bemerkungen über die alten Syſteme der Phyſik heraus. Er lebte nach ſeiner gewohnten Weiſe fort. Selbſt ſeine beſten Freunde mußten ſich ſeiner ſchämen, und zogen ſich immer mehr zurück. Er ſprach mit der lebhafteſten Gewißheit von dem Triumphe, den ſein Syſtem endlich erhalten würde: aber er ſelbſt that wenig dabei. Im October 1788, ſtarb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu ſich genommen hatte. Edinburgh nahm ſich der hinterlaſſenen Familie an. Wie jede neue Theorie, zumal wenn ſie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umſturz droht, großen Widerſpruch findet, ſo ging es auch der Brown'ſchen Lehre. Doch vereinigten ſich bei dieſer noch mehrere Umſtände, um ihr, wenigſtens bei dem ſchon gebildeten Theile der Aerzte in England den Eingang zu erſchweren. Dieſe waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in ſeinem Vaterlande ſtand, ſeine Feindſchaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das ärztliche Publicum geleitet wurde, ſeine unordentliche Lebensart; ferner die Verworrenheit ſeines Styls, ſo wie das ſchwerfällige Latein ſeiner erſten Schrift. Seine Anhänger beſtanden jedoch größtentheils nur aus ſeinen eigenen Schülern. Außerhalb England fing das Brown'ſche Syſtem zuerſt in Italien an, allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, beſonders als von Maſſini und Moscati eine eigene Auflage der Brown'ſchen Elemente 1782 veranſtaltet wurde, und Raſori in Pavia eine Ueberſetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutſchland kam erſt 1794 dieſes Syſtem in Umlauf. Weikard war der erſte Arzt in Deutſchland, der es begeiſtert anpries, und in ſeinem ganzen Umfange vertheidigte.

Seine übertriebenen Lobeserhebungen, ſeine Ausfälle auf die bisherigen mediciniſchen Lehren, ſeine Verachtung der feinern Anatomie ꝛc. verſchafften zwar dem Brown'ſchen Syſteme viele Anhänger, beſonders unter den Studenten, den noch ungebildeten Aerzten und ſelbſt unter den Nichtärzten; allein er erregte auch zuerſt den Kampf zwiſchen den Brownianern und ihren Gegnern, welcher in der Folge auf eine Art geführt wurde, die den Wiſſenſchaften weder Ehre noch Gewinn brachte. Wie aus den Veränderungen des Brown'ſchen Syſtems durch die Bearbeitung der deutſchen Aerzte die ſogenannte Erregungstheorie entſtand, und endlich dieſe wieder durch die neue Naturphiloſophie verdrängt worden iſt, darüber ſiehe die Art. Naturphiloſophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde.

Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von) k. k. Generalfeldmarſchall, geboren zu Baſel 1705. Sein Vater Ulyſſes von Browne, ging im April 1690 mit ſeinem jüngern Bruder, Georg, unter König Jacob II. aus Irland, ward kaiſerl. Oberſter und ſtarb 1721. Maxim. Ulyſſes diente von Jugend auf bei dem kaiſerl. Heere, zeichnete ſich im italieniſchen Kriege, beſonders in den Schlachten bei Parma und Guaſtalla aus, und wurde 1739 Feldmarſchallieutenant und Beiſitzer des Hofgerichts. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen beförderte er die Sache Maria Thereſiens mit Einſicht und Eifer, und gewann unter andern, 15. Juni 1746, gegen die Franzoſen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bocchetta ein, und machte ſich zum Meiſter von Savona. Im Jahr 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, ſammt der Oberbefehlshaberſtelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, und 1756 ward er Feldmarſchall des kaiſerl. Heeres, eben zu der Zeit, als König Friedrich II. durch Sachſen nach Böhmen zog. Durch die Schlacht bei Lowoſitz, obgleich er ſie verlor, hinderte Browne dennoch, für den Feldzug von 1756, alle weitere Unternehmungen des Königs gegen Böhmen, und ſieben Tage nach derſelben trat er jenen berühmten Marſch nach Sachſen an, um die zwiſchen Pirna und dem Königſtein eingeſchloſſenen ſächſiſchen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches gelungen, des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig geweſen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldnen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit ſeiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er, 7. Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht und ſtarb im Juni 1757, mit dem Ruhme, daß er nicht bloß ein großer Feldherr, ſondern auch ein Eingeweihter in der Politik und ein geſchickter Unterhändler geweſen. Friedrich II. nannte ihn ſeinen Lehrer.

Bruce (James), wurde 1730 zu Kinnaird in Schottland geb. und in der Nachbarſchaft von London erzogen. Er erregte ſchon früh große Hoffnungen. Nach Vollendung ſeiner Studien war er anfangs willens, ſich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulaſſen, gab aber nachher dieſen Plan auf, und kam in ſeinem 23. Jahre nach London, wo er in der oſtindiſchen Geſchäftsexpedition angeſtellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den aſiatiſchen Reichthümern, häusliche Freuden vor. Allein ſie waren von kurzer Dauer; ſeine Frau ſtarb im erſten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er ſie des milden Klimas wegen gebracht hatte.

Seit dieſer Begebenheit verlor er allen Geſchmack an Geſchäften, und ſuchte ſich nur, in der Abſicht, eine Reiſe auf dem feſten Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in ſeiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. 1757 beſuchte er Portugal, Spanien, Frankreich u. die Niederlande. 1761 übertrug ihm Lord Halifax das Conſulat in Algier, und Bruce nahm dieſe Stelle an, um unter dem Schutze dieſes öffentlichen Charakters Afrika bereiſen zu können. Er verließ England im Juni 1762, hielt ſich aber noch einige Zeit in Italien auf, um daſelbſt die herrlichen Denkmähler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den er als Conſul in Algier verlebte, war durch große Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet. Nach mehreren Reiſen, ſowohl in das Innere von Afrika, als an den mittelländiſchen Küſten, ging er 1767 nach Aſien über, beſuchte Balbek und Palmyra, und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er ſich beſonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereiſen ſich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung ſteht. Im Frühling 1768 ging er nach Kairo, wo er ſich gegen Ende deſſelben Jahres einſchiffte, um den Lauf des Nils ſtromaufwärts zu verfolgen. Er kam jedoch zu Waſſer nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück, und benutzte eine Karavane bis Koſſeir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küſte bis Jedda ſegelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mekka und die benachbarten Länder beſtimmte Hafen iſt. Hier hielt er ſich einige Zeit auf, ſteuerte dann an der Küſte hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im Sept. 1769 nach Maſnah zurück, einer kleinen Inſel an der afrikan. Küſte des rothen Meeres nahe an Abyſſinien. Von Mühe und Gefahren umringt drang er bis Gondar, Abyſſiniens Hauptſtadt, vor, wo er ſich unter dem wildeſten Volke befand, das er noch geſehn hatte. Es hatten ſich erſt kürzlich in dieſem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieſer Krankheit verſchafften Bruce durch Anwendung der europäiſchen Behandlungsart, ſowohl bei Hofe als beim Volke, großes Anſehn. Er blieb über 3 Jahre in Abyſſinien, beſuchte die Quellen des Nils, und brachte ein ganzes Jahr damit zu, ſeine Reiſe nördlich durch Nubien und die ungeheuren Wüſten, welche dieſes Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien fortzuſetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abweſenheit von 11 Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und ſchien ſich allen literariſchen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod ſeiner Gattin 1785 veranlaßte, Troſt für ſeinen Verluſt in der Erinnerung an ſeine vormaligen Unternehmungen und in der Beſchreibung jener Länder zu ſuchen, die er durchwandert hatte. Dieſe Beſchreibung erſchien 1790 in fünf Quartbänden. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe ſein Leben. Bruce war groß und ſtark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anſtrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in ſeinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauſete ſein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntniſſen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüſtet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbeſtechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine Behauptungen, daß Aethiopien der Sitz der älteſten Aufklärung, daß die Falaſha, Agavs und Bewohner vom Amhara und Gafat urſprünglich Abkömmlinge aus Paläſtina wären:

ſeine Theorien über den Urſprung der Künſte, Wiſſenſchaften und der Handlung: ſeine Erzählung von der Erbauung von Apum, Meroe u. Theben und der alten Geſchichte Abyſſiniens ſcheinen zwar des gelehrten Hartmann Urtheil im Edriſi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, ſich oft widerſpricht und den Schein von Kenntniſſen annimt, die ihm doch fehlen, ſo daß ſein Werk nur mit großer Vorſicht gebraucht werden könne. Doch hat ſich in den neueſten Unterſuchungen der Reiſenden manches ſonderbar genug wieder bewährt, was Bruce behauptet hatte und es ſcheint natürlicher, anzunehmen, daß ſein wahrer Fehler darin beſteht, daß er Dinge als eigne Erfahrung erzählt, welche richtiger angegeben, er nur von andern hörte und dadurch getäuſcht wurde. — Ueber Michael Bruce, der bei der berühmten Befreiung Lavalettes eine Hauptrolle übernommen hatte, ſehe man den Art. Lavalette.

Bruch (medicin.), 1. Hernia, eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, da aus irgend einer Höhlung des Körpers ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichſten Brüche kommen am Unterleibe vor, wenn ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erſchütterung oder Anſtrengung des Körpers aus ſeiner Lage gebracht wird, und ſich abwärts ſenkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor ſich her- und nach außen durchdrängt, und mit der äußern Haut eine Geſchwulſt bildet, die anfangs klein iſt, in der Folge aber immer größer wird, je mehr die Gedärme vortreten. Man benennt die Brüche des Unterleibes verſchieden, theils nach dem Orte, als Leiſtenbruch, in den Dünnen, welcher durch den ſogenannten Bauchring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geſchloſſene Nabelöffnung ſich hervordrängen; theils nach dem, was ſie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leiſtenbruch kommt am öfterſten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geſchwulſt, von der Größe einer Haſelnuß, meiſtens nach irgend einer Anſtrengung oder Erſchütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von ſelbſt, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verſchwindet, aber immer wiederkömmt und immer größer wird. Die vorbereitenden Urſachen ſind Erſchlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger ſind, als ehedem. Heftiger Huſten, Fallen, Sprünge u. ſ. w. ſelbſt Blähungen und bei Kindern heftiges Schreien, können Veranlaſſung dazu geben. Der angeborne Bruch kömmt auch öfters bei Kindern, beſonders bei Knäbchen vor, die ihn gleich bei der Geburt an ſich haben. Der Waſſerbruch gehört nur der Benennung wegen hieher, indem es blos eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Teſtikels oder des Samenſtranges iſt, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch iſt ein beſchwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachläſſigt wird und ſich entzündet, wozu Einklemmung deſſelben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verſtopfung des Stuhlgangs verurſacht, oft Veranlaſſung gibt, gar bald den Tod verurſachen. Das beſte Mittel, ſich vor Gefahr zu ſchützen, iſt, den Bruch ſobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches ihn verhindert, ſich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn ſich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zuſammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche

am häufigſten vorkommen. Zur Heilung dieſer Brüche gehört, daß die Theile zuvörderſt wieder in die richtige Lage gebracht, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geſchieht, und dann durch Binden und Schienen ſo lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruch-Enden ausſchwitzende und ſie wieder verbindende Knochenſaft (callus) verhärtet iſt. H.

Brücke. Was Brücken ſind, weiß ein Jeder. Wir wollen hier einige hiſtoriſche Nachrichten über die Brücken der Alten mit kurzen Berichten über die neueſten Prachtbrücken in England und einige andere merkwürdige Brücken verbinden, ohne uns in Erörterungen einzulaſſen, welche den höheren Baukünſtler allein intereſſiren würden. Es iſt gefragt worden, ob die Alten Bogenbrücken gehabt, oder ob die letztern aus bloßen geradlinigen Verbindungen zuſammengeſetzt geweſen ſeien. Es läßt ſich nun nicht läugnen, daß die Griechen ſchon Gewölbe und Dome kannten: denn das Wort Tholos bedeutet zuverläſſig einen Dom, oder ein Zimmer mit einer Kuppel, Tholos nannte man den Speiſeſaal, worin die Prytanen ſchmauſten. So ſieht man wirklich noch Bogen und Gewölbe in den Ueberreſten der alten griechiſchen und römiſchen Baukunſt, und die herrlichen Waſſerleitungen beweiſen, daß die Römer allerdings in Gewölben zu bauen verſtanden. In den neueſten Zeiten hat man beſonders in England die Pollhamiſche Theorie der Brückenwölbung auf das glücklichſte ausgeführt. Smeaton, Telford, Darby, Paine und Walker ſind die größten Brückenbaumeiſter in England. Die neueſten und berühmteſten Brücken in London ſind die Vauxhall-, die Southwark- und die Waterloobrücke. Die Bogen dieſer Brücken ſind durchgehends nach der Kettenlinie gewölbt. An Feſtigkeit und Länge übertrifft die Waterloobrücke alle übrigen. Sie beſteht aus neun Bogen, von denen jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Brückenpfeiler ſind 20 Fuß dick, von großen Granitblöcken aufgeführt. Die obern Zwiſchenräume der Bogen ſind zum Theil mit Mauerſteinen, zum Theil mit Erde oder Sand ausgefüllt. Die Brückenſtraße iſt 28 Fuß breit, und hat noch an jeder Seite einen Weg für die Fußgänger von ſieben Fuß Breite. Dieſe Brücke wird in jeder Rückſicht als ein Triumph der neuern Baukunſt angeſehn. Die in ihrer Art, und beſonders auch wegen der weiten Spannung ihrer Bogen eben ſo merkwürdige eiſerne Southwark-Brücke, hat nur drei Bogen, den mittlern zu 240, und die beiden äußern, jeden zu 210 Fuß Spannweite. Das zu derſelben verwandte Eiſen beträgt 11,200,000 Pfund an Gewicht. — Unter den großen deutſchen Brücken verdient beſonders die dresdener Elbbrücke, von 17 Bogen und 1100 Fuß Länge genannt zu werden; auch die reich verzierte 1790 Fuß lange Brücke über die Mulde zu Prag iſt merkwürdig. — Wir ſchließen dieſen Art. mit nachfolgender, aus „Aytons Reiſe rund um Großbritannien" entnommenen anziehenden Schilderung einer Seilbrücke: „Bei dem großen weſtl. Vorgebirge der Inſel Angleſea ſieht man ungeheure Abgründe, weite Höhlen, Leuchtthürme und eine Seilbrücke, auf der man über einen ſchmalen Meerarm nach der kleinen Inſel Holyhead (der Station für die Packetböte zwiſchen England und Irland) kommt. Die Brücke iſt aus Netzen von ſtarken Stricken gemacht, die Seiten ſind etwa vier Fuß hoch, und der Fußboden von Tannenbrettern etwa über 3 Fuß breit. An beiden Enden iſt ſie mit eiſernen Bolzen in dem Felſen befeſtigt. In der Mitte beugt ſie tief hinab, ſo daß ſie einen umgekehrten Bogen bildet. Sie iſt 80 Fuß lang, und ihr niedrigſter Theil

ſteht 70 Fuß hoch über dem Meere. Man behauptet, die Befeſtigung ſei hinlänglich ſicher, aber die Brücke knarrt und beugt ſich beim Darübergehn dermaßen, daß auch dem Herzhafteſten nicht wohl zu Muthe wird. Im Sturm iſt ſie gar nicht zu paſſiren, wegen der heftigen Erſchütterung und wegen des durchnäſſenden Seewaſſers, welches der Wind aus der fürchterlichen Brandung hinaufſchleudert. Vor Errichtung der Brücke war jedoch der Uebergang noch weit gräßlicher, denn er beſtand bloß in einem Seile, zu beiden Seiten an dem Felſen befeſtigt, und in einer daran hängenden Wiege, in die der Reiſende ſich legen, und ſodann, vermittelſt eines Strickes und Klobens ſich auf die andere Seite hinüber winden mußte."

Brückenbrüder, ſ. Brüderſchaften.

Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes nannte ſich im 13. Jahrh. eine in den Rheingegenden entſtandene Religionsgeſellſchaft, weil nach bibliſchen Stellen, die ſie misverſtanden, Chriſten keinem Geſetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Dieſe Freiheit ſuchten ſie in der Abſonderung vom herrſchenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienſt für überflüſſig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit ſie die Wahrheiten des Chriſtenthums wunderlich vermengten. Pantheiſtiſche Phantaſien miſchten ſie in den Glauben; durch den Dünkel ſittlicher Vollkommenheit verwirrten ſie die Moral, und weil ſie ſich einbildeten, alle ſinnlichen Triebe erſticken und jeder Verſuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geſchlechter, unſchickliche Vertraulichkeiten) bald in ſchamloſe Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schweſtrones zuzog; einige ſollen ſogar ihre Laſter mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beſchönigt haben. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 beſchloſſen ihren Untergang, und in den Verfolgungen, die nun über ſie ergingen, wurden ſie theils bekehrt, theils getödtet oder zerſtreut. Ihre Reſte verloren ſich unter den Begharden, und ſcheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu ſein, wo man während der Huſſitiſchen Unruhen ähnliche Separatiſten entdeckte. Vergl. den Art. Adamiten.

Brüdergemeinde (evangeliſche) oder Brüderunität läßt ſich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgeſellſchaft am liebſten nennen. Sie entſtand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmiſchen oder mähriſchen Brüder (ſ. d. Art. Böhmiſche Brüder), welche ſich 1722, unter Begünſtigung des Grafen Zinzendorf, auf dem Gebiete ſeines Ritterguts Berthelsdorf in der Oberlauſitz, an der Mittagsſeite des Hutberges, anbauten, und ihre Kolonie Herrnhut nannten. Erſt als mehrere nachgekommene böhmiſche und mähriſche Auswanderer den Ort vergrößerten, und die Verſchiedenheit der Koloniſten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinſchaftlichen Uebereinkunft über feſte Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des ſchon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muſter der erſten apoſtoliſchen, eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewiſſe Vereinigungspuncte feſtgeſetzt, in denen man die Unterſcheidungslehren der verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe, deren Verwandte ſich hier verſammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Chriſtenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mähriſchen Brüderkirche geregelte Verfaſſung und Kirchenzucht ein-

führte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverſtändniſſes nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 dieſe Statuten an, und bildeten ſo den erſten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der, von nun an ganz für ſie lebende Zinzendorf (ſ. d. Art.) anzuſehen iſt. Die Nachkommen jener Ausgewanderten, denen bald durch landesherrliche Verbote unterſagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinſten Theil dieſer jetzt ſo zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mähriſche, zu dem die von jenen Auswanderern abſtammenden, und alle, weder aus der lutheriſchen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutheriſche und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern iſt weder erlaubt noch nöthig, da die Verſchiedenheit dieſer Tropen im Innern der Gemeinde verſchwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorſtellungen und Ausdrücken ihres religiöſen Gefühls, die als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen ſind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfaſſung und Kinderzucht mit einander übereinſtimmen. Doch wollen ſie keineswegs für eine beſondere Religionspartei gehalten ſein, ſondern ſetzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottſeligkeit, und haben, obwohl Zinzendorfs und Spangenbergs Schriften bei ihnen im großen Anſehn ſtehen, keinen eigenen, durch beſondere ſymboliſche Bücher feſtgeſetzten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten ſie ſich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte des augsburgiſchen Bekenntniſſes, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu ſehr ins Sinnliche hinüberſpielenden, aber jetzt durch einen beſſern Geſchmack zum Theil veralteten Religionsvorſtellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als ſie an eine zuſammenhängende Darſtellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; ſo nahm auch dieſe nach und nach eine eigenthümliche Geſtalt an, welche ſich von dem Lehrbegriffe der proteſtantiſchen Kirchen merklich unterſcheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiöſen Anſicht beſteht darin, daß ſie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verſtandes betrachten, und, in ſo fern ſie ſubjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangeliſchen Wahrheit erklären, dabei aber beſonders an gewiſſen ſelbſt erfundenen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das neue Teſtament die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum einkleidet; beſonders halten ſie ſich an die Idee des Mittleramtes Chriſti, und denken ihn am liebſten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus nennen ſie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der chriſtlichen Geſinnung; allein dadurch entfernen ſie ſich von ſeinem Ernſte, daß ſie in dieſem Gefühle eine gewiſſe Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus halten ſie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber iſt ihnen eigenthümlich, daß ſie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortſetze und wiederhole; den chriſtlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jeſu beſchreiben, und auch in den überſchwenglichen Gefühlen dieſer

Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Chriſti über ſeine Kirche, haben ſie weitläufig ausgemahlt, und auf alle Lebensverhältniſſe angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren ſie die Gottheit; alle Werke in der ſinnlichen und überſinnlichen Welt ſchreiben ſie ihm zu; im Namen des Heilandes thun ſie Alles, was ſie beſchließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: „der Heiland will es,“ begründet. Eine ausdrückliche Erklärung ſeines Willens iſt ihnen die Entſcheidung durch das Loos, deſſen ſie ſich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbeſetzungen, Miſſionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dergl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur denjenigen, welcher looſet, nicht aber nothwendig auch die, für welche gelooſet wird, ſo daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und dieſe wiederum den auf dieſe Art ihr angetragenen Bräutigam ausſchlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich ſind, verdient jedoch der durchaus praktiſche Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöſer, von den Laſtern der Welt abgeſonderter, durch Arbeitſamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weiſen Beſchränkung glücklicher Menſchen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgeſinnten gefunden hat. Dabei haben ſie ſich überall nach den Umſtänden gerichtet, und die Lehren der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre ſchöne Idee, eine Chriſtokratie, d. h. ein ſittliches Reich, wo allein Chriſtus regiert, zu errichten, nicht in ſo großem Umfange zur Ausführung gekommen ſein würde; denn jene Anſichten, Phantaſien und Bilder, welche ihre Theologie charakteriſiren, und nur vermittelſt ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeiſtes nicht hinreichend ſein, die Glieder ihrer Gemeinde zuſammenzuhalten, wenn ſie dafür nicht auf das zweckmäßigſte durch eine Gemeinverfaſſung und Zucht geſorgt hätten, in der die ſyſtematiſche Folgerichtigkeit, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt iſt. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinden ſind nach Geſchlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder derſelben ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schweſtern-, Ehe-, Witwer- und Witwenchor findet. Jedes Chor hat ſeinen Chorhelfer, der die Seelſorge und Sittenzucht, und ſeinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors beſorgt. Bei den weiblichen Chören werden dieſe Aemter von weiblichen Perſonen verwaltet, und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Beiſtände vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlaſſenen Knaben in dem Brüderhauſe, einem großen Gebäude, worin ſie mit allerlei Künſten und Handwerken beſchäftigt, und zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zuſammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schweſternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperſon zugelaſſen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuſer für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Dienſten ſtehende Glieder dieſer Chöre dürfen ſich auch, mit beſonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Dienſtherrſchaften aufhalten. Das Ehechor beſteht aus ſämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäuſern wohnen und ihre Geſchäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufſicht und Berathung der Chorbeamten ſtehen. Durch dieſe Chorbeamten wird die Aelteſtencon-

ferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäuſern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Dieſe, alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde beſteht aus dem Gemeindehelfer, welcher als der oberſte Vorſteher der Gemeinde den Vorſitz führt, dem Ortsprediger und dem Chorbeamten. Beigeordnet iſt ihr ein Aufſehercollegium, welches über den Nahrungsfond und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten ſchlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausſchuſſes aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden ob.rn Behörden zur Entſcheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget ſich mit dieſen Collegien ein weiterer Ausſchuß, und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde ſind Biſchöfe, welche die Prediger weihen, und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder beſtimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöceſanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfaſſung und die Verhältniſſe zu den reſpectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angeſtellt ſind, oder zu Miſſionen gebraucht werden; Diaconen, welche den Predigern beigeordnet ſind, und Diaconiſſen, welche ſich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geſchlechts beſchäftigen. Der Mittelpunkt der in ſo viele Zweige getheilten Aufſicht und Gewalt war, ſo lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorſtand. Aus den, ihm zur Hülfe beigegebenen Biſchöfen und Aelteſten bildete ſich ein Collegium, welches unter dem Namen Unitätsälteſten-Conferenz gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft leitet. Der Sitz dieſes Directoriums iſt nicht beſtimmt; ſeit 1789 hält es ſich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verſchiedenheit ſeines Geſchäftskreiſes wird es in vier Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die reinkirchlichen Sachen beſorgt, und die Stelle eines Oberconſiſtoriums vertritt; das Aufſeherdepartement, welches über die Aufrechterhaltung und Zucht wacht; das Dienerdepartement, welchem die öconomiſchen Angelegenheiten anvertraut ſind, und das Miſſionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wiſſen u. Willen dieſer Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geſchehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Anſehens und Einfluſſes bleibt ſie doch den die ganze Unität vertretenden Synoden verantwortlich, welche ſie, ſo oft es die Umſtände erfodern und erlauben, zuſammenberuft. An dieſen Synoden, welche ſonſt wohl in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber, wegen der Kriege ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsälteſten, ſelbſt alle Biſchöfe, Civilſenioren, Vorſteher der Tropen, die Herrſchaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität ſind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schweſtern Theil. Die Verſammlungen derſelben dauern mehrere Monate, und haben meiſt wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beſchlüſſe, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem ſorgt die Unitätsälteſten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erſcheinenden Memorabilien, für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntſchaft aller Glieder mit dem Zuſtande und den Angelegenheiten der geſammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die ſogenannten Loſungen, d. h.

die für jeden Tag im Jahre beſtimmten bibliſchen Denkſprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung iſt durch eine, das Herz ungemein anſprechende Anordnung der gottesdienſtlichen Verſammlungen geſorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die ſorgfältigſte Reinlichkeit geſchmückten Saale, wo ein grünbehangener Tiſch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderſtunde, an der auch Erwachſene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt ſind, die Gemeinſtunde mit einem Lehrvortrage oder einer bibliſchen Vorleſung, und um 9 Uhr die Singſtunde, wo Liederverſe, die ſich auf die Loſung des Tages beziehen, geſungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderſtunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singſtunde für die Abendmahlsgenoſſen und Abends die Gemeinſtunde gehalten. Auch in der Woche finden zu ſchicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgiſche Verſammlungen ſtatt, in welchen letztern Brüder und Schweſtern im Geſange abwechſeln, und jeder Theilnehmende ſeinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demſelben die Nachrichten des Wochenblatts vorgeleſen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewiſſe Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigſten Begebenheiten aus der Geſchichte der Unität und des Orts, und jedes Chor ſeine Feſte. Der Jahrsſchluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorleſung der Memorabilien der Unität begangen. Beſonders rührend und eindringlich iſt die Feier des Abendmahls, welches alle, die dazu fähig ſind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das ſogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieſer Feier, wobei jeder Chorhelfer ſich mit den Communicanten ſeines Chors einzeln über ihren Seelenzuſtand beſpricht. Das Fußwaſchen findet jetzt nur noch am grünen Donnerſtage ſtatt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenuſſe wird, nach dem Muſter der Agapen der apoſtoliſchen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Geſang Thee mit Milch nnd Backwerk genießen. Nachahmungswürdig iſt der religiöſe Gebrauch der Muſik bei den Herrnhutern; ſie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verſchönert ſelbſt den Tod, den ſie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand geſtorben iſt, wird ein Lied vom Thurme mit Poſaunen geblaſen, aus deſſen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verſtorbene gehörte, weil jedes ſeine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht ſtatt. Unter Poſaunenſchall wird die Leiche im hellangeſtrichenen Sarge auf dem Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmliſchen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen ſich, ihr zugeſellt zu werden. Am Oſtermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Muſik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferſtehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verſtorbenen, und nun mit ihm lebenden Glieder. Dieſe in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten polizeilichen und gottesdienſtlichen Anſtalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um ſo weniger verfehlen, da die Cultur der Wiſſenſchaften, welche die Mei-

nungen trennt, im Allgemeinen eher Widerſtand als Beförderung bei dieſer Geſellſchaft findet. Um die Jugendbildung haben die Herrnhuter weſentliche Verdienſte; ihre Erziehungsanſtalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Frankiſchen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland zum Muſter, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen, meiſt mit gutem Erfolg, in ihre Koſtſchulen, weil ihre Jugendlehrer, ſelbſt durch Gehorſam und Gewöhnung gebildet, wohl herzuſtellen verſtehen, was den Kindern durch folgerechte Beherrſchung und ſtrenge Gewöhnung, Gutes angeeignet werden kann. Beſonders haben ihre Lehranſtalten vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöſe Richtung erhalten. Die Mädchenanſtalt in Herrnhut und die Knabenanſtalt in Niesky ſtehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanſtalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der geſammten Unität, welcher darin die Waiſen arm verſtorbener Beamten und Diener, erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanſtalten ſind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die ſich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnaſiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Univerſität vertritt. Letzteres iſt vorzüglich zur Bildung der Prediger beſtimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrſamkeit keinen Anſpruch. Ueberhaupt verengen die vielen Zucht-Rückſichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu ſehr, als daß ſich jemals ein freies wiſſenſchaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen beſondern Stand ausmachen, erheben ſich in ihrer Bildung nur ſelten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu erſetzen wiſſen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredſamkeit abgeht, ſo fällt die Kunſtloſigkeit Anderer nicht ſelten ins Gemeine und Abgeſchmackte, was um ſo leichter geſchehen kann, da auch Unſtudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf perſönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und praktiſche Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wiſſenſchaftliche Bildung geſehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutiſchen Beamten mehr erfahrene, kluge und anſtellige Menſchen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schweſtern lebt in einer Beſchränktheit und Unkunde deſſen, was nicht gerade in der Gemeinde angenommen iſt, oder ihr beſonderes Gewerbe betrifft, wobei ſie den aus der Abgeſchloſſenheit ihres Syſtems, und aus ihrer Abſonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geiſteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrſchaft über die Gewiſſen und die geiſtliche Vormundſchaft, in der ſie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geiſt der Zeit ſie weniger, als man bei ihrem vielſeitigen Handelsverkehr denken ſollte, berühren; und wenn ſie auch ſeit mehreren Jahrzehenden manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfaſſung geändert haben, ſo blieben ſie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einfluſſe der Mode. Dies zeigt ſich nicht blos in dem Stillſtande ihrer Denkart, ſondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer ſieht man bei ihnen die den Unterſchied der Stände wenigſtens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schweſtern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem ſie gehören; feuerroth tragen es die jungen

Mädchen, blaßroth die ledigen Schweſtern, blau die Ehefrauen und weiß die Witwen. Noch immer werden andere als unſchuldige Geſellſchaftsſpiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel ſind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gaſthäuſern) zu finden; auch Tanz und Romanenleſen geſtatten ſie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geſchlechter, die ſelbſt auf den Spaziergängen einander vermeiden müſſen, zuſammenbringt. So wird das Erwachen der Geſchlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weiſe verhütet, und ſelbſt junge Leute, die man mit einander verheirathen will, ſehen und ſprechen ſich in der Regel nicht eher, als bei einer unter Aufſicht der Aelteſten, veranſtalteten Zuſammenkunft. Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erſt durch liebreiche Ermahnungen, und wo dieſe nicht fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausſchließung vom Abendmahle und andern Zurückſetzungen beſteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirkſamſten Mittel, jede Unſittlichkeit von ihnen abzuhalten, iſt die anhaltende und angemeſſene Beſchäftigung, die ſie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wiſſen. Ihre Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit in Künſten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels iſt rühmlich bekannt, und ohne den Gewerbfleiß wäre es auch unbegreiflich, wie ſie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anſtalten und Unternehmungen beſtreiten könnten. Die Sage von einer Heilandskaſſe, in welche jedes Mitglied ſein Vermögen werfen müſſe, iſt gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsälteſten-Conferenz eine der ganzen Geſellſchaft angehörende Kaſſe, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtniſſe erhalten wird. Die Abgaben jedes beitragenden Bruders mögen im Durchſchnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man ſie aber auch geringer anſchlägt, ſo müſſen die Einkünfte der Kaſſe ſehr bedeutend ſein, da ſich gegenwärtig die Geſammtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einſchluß der Negergemeinden, ſchon 1786 auf 500,000 geſchätzt. So hat ſich dieſe Geſellſchaft, die 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählig vergrößert und erweitert. In der Oberlauſitz zeichnen ſich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schleſien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neuſalz und Gnadenfeld bei Koſel aus. Anſehnlich ſind auch die Gemeinden zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenſtein, zu Chriſtiansfeld im Schleswigſchen, und zu Zeyſt bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eignen Verſammlungsſälen in Baſel, Amſterdam, Harlem, Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Yſenburgiſchen vertriebene Gemeinde ging, und ein beſonderes Stadtviertel anbaute, in Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden ſie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tataren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im aſtrachaniſchen Gouvernement. Beſonders aber haben ſie in England Eingang gefunden, wo ſie durch eine Parlamentsakte von 1749 als eine alte biſchöfliche Kirche anerkannt ſind. Ueberall haben ſie ſich des Schutzes der Regierungen würdig bewieſen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Erwerbſamkeit und Genügſamkeit zu den beſten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgeſetze, und tragen die bürgerlichen

Laſten, ob ſie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinweſens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünſchen. Ihre Kolonien außer Europa entſtanden durch ihre Miſſionen; denn fortwährend haben ſie das verdienſtliche Geſchäft der Heidenbekehrung mit dem unverdroſſenſten und verſtändigſten Eifer betrieben. Ihre erſte Miſſion nach St. Thomas ward von Zinzendorf 1732 unter Begünſtigung der däniſchen Regierung veranſtaltet. Die meiſten und blühendſten Kolonien haben ſie in Nordamerica gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inſeln der neuen Welt, gibt es herrnhutiſche Pflanzörter, und ſelbſt zu den Hottentotten am Kap haben ſie Glaubensboten geſandt. Weniger glückliche Fortſchritte macht ihre Heidenbekehrung in Oſtindien; doch iſt ſchon das, was ſie bisher geleiſtet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menſchenfreundlichen Bemühungen begleitet. Daß indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfaſſung annehmen, und ſich der Brüdergemeinde einverleiben möchten, was wohl bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünſcht worden iſt, ſcheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet ſich nur für kleine Gemeinden; er würde als Grundſatz der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfaſſung großer Reiche, ſeine Vorzüge mit ſeinem wahren Charakter verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde, was ſie iſt, ſo wird ſie ſich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der ſeltſamen Miſchung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfaſſung, Denkart und Handlungsweiſe wahrnimt, durch treues Feſthalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmahl des frommen Sinnes einer nun verſchollenen Zeit, als eine ſchätzenswerthe Bewahrerin der proteſtantiſchen Unterſcheidungslehren und als ein Muſter der ſtillen Tugenden, die den Menſchen glücklich machen, noch lange unter uns in Anſehn und Gedeihen erhalten. E.

Brüderſchaften (religiöſe), ſind Geſellſchaften zu frommen Uebungen und wohlthätigen Zwecken, die das Beſtreben, die geiſtlichen Orden nachzuahmen, ſchon im Mittelalter häufig zuſammenbrachte. Vom 12. bis in das 15. Jahrh. kannte man nichts Heiligeres und Verdienſtlicheres, als ſolche Orden ſtiften oder ihnen angehören. Laien, die keine Kloſtergelübde ablegen wollten, ſchloſſen daher engere Verbindungen, um neben ihrem Weltleben doch bei gewiſſen Gelegenheiten als Religioſen zu erſcheinen; anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Ermächtigung, weßhalb mehrere dieſer Geſellſchaften, die die Anerkennung der Kirche nicht erlangten oder nicht ſuchten, den Charakter eines Separatismus annahmen, der ſie in den Verdacht der Ketzerei brachte, z. B. die Beguinen und Begharden, die Brüder u. Schweſtern des freien Geiſtes, die Apoſtelbrüder, die Geißler oder Flagellanten und Kreuzbrüder (ſ. dieſe Art. und im Art. Orden die Franciskaner, deren dritter Orden ähnliche Erſcheinungen aufweißt). Die Kirche hat ſie längere oder kürzere Zeit geduldet, aber endlich doch als Ketzer verfolgt und unterdrückt. Selbſt die alten Baucorporationen oder Brüderſchaften der Bauleute und Gewerken, von denen der Freimaurerorden ſeinen Urſprung herleitet, ließen bisweilen Zunftgeheimniſſe errathen, deren religiöſer Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verfängliche Gnoſis und Symbolik hindeutete (ſ. Freimaurer). Anders verhält es ſich mit der unter kirchlicher Aufſicht entſtandenen oder doch von der Kirche be-

ſtätigten frommen Brüderſchaften, die keine Geheimniſſe, ſondern anerkannt löbliche Zwecke theils zu der wegen Mangel an Polizei- und Armenanſtalten nöthigen Aushülfe der Reiſenden, Schutzloſen, Bedrängten, Kranken und Verlaſſenen, theils zur Befriedigung eigner Buß- und Andachtsbedürfniſſe hatten. Von dieſer Art waren die Brückenbrüder (fratres pontifices), welche vom 13. bis in das 15. Jahrh. im ſüdlichen Frankreich blühten, Brücken, Fähren, Hoſpize und beßre Wege anlegten und unterhielten, über die Sicherheit der Heerſtraßen wachten, und durch Almoſen und Schenkungen bedeutende Reichthümer erlangten, die, nachdem dieſer aus Rittern, Mönchen und Arbeitern zuſammengeſetzte Orden unter üppigen Großmeiſtern ſeiner erſten Beſtimmung ungetreu und von Pius II. aufgehoben worden war, den Johannitern zufielen; ferner die ihnen ähnlichen Ritter und Geſellen der h. Hermandad (ſ. d. Art.) in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienſte der ſpaniſchen Inquiſition (ſ. d. Art. Inquiſition), die Kalandsbrüder in Deutſchland (ſ. d. Art.) u. a. m. Die Beſtimmung, Kranke und Gefangne zu beſuchen, Almoſen zu ſammeln und auszutheilen, Miſſethäter zu tröſten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmeſſen zu veranſtalten, wählten ſich die Alexianer (nach dem h. Alexius, ihrem Schutzheiligen), welche zu Anfang des 14. Jahrh. in den Niederlanden meiſt aus den untern Volksklaſſen entſtanden, mit einem weiblichen Zweige, den ſchwarzen Schweſtern, vermehrt, ſich bis in die Rheinlande verbreiteten und, obwohl Laien, Häuſer hatten und unter geiſtlicher Führung zwei Provinzen ihres Ordens bildeten, übrigens nach ihren ſchlechten Wohnungen Celliten oder Cellbrüder, wegen ihrer leiſen Klaggeſänge (Lullen) bei Beerdigungen Lollharden oder Nollbrüder, wegen ihrer Mäßigkeit Matemans genannt wurden, und in Antwerpen, Utrecht und Cöln in den noch jetzt beſtehenden Brüderſchaften zur Leichenbeſtattung fortleben; die Brüder des Todes vom Orden des h. Einſiedlers Paul, die 1620 zu Rouen geſtiftet, ſchwarz wie die Alexianer gekleidet und durch einen Todtenkopf auf dem Skapulier ausgezeichnet waren, aber von Urban VIII. ſchon wieder unterdrückt wurden; und jene Unzahl von Büßern, d. h. Brüderſchaften, die dergleichen Liebesdienſte als Bußübungen verrichten, in den Hauptſtädten Italiens (in Rom allein über 100) noch beſtehen und Laien von allen Ständen, auch vom höchſten Adel, in ſich vereinigen. Da gibt es noch jetzt graue (alte Erzbrüderſchaft von der Kirchenfahne zu St. Lucia in Rom ſchon 1264, in Frankreich unter Heinrich III.), ſchwarze (Erzbrüderſchaften der Barmherzigkeit und des Todes), rothe, blaue, grüne, violette Büßer, von jeder Farbe der Kutte mehrere, die ſich durch abſtechende Farben des Gürtels oder Mantels von einander unterſcheiden; auch hat jede dieſer Brüderſchaften ihr eigenes Schild mit kirchlichen Symbolen oder dem Bilde ihres Schutzheiligen auf der Schulter. Gleich ſind ſie einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußſack beſteht, der Kopf und Schultern verhüllt, und nur zwei Löcher für die Augen hat, daher ſie in dieſer Vermummung unerkannt bleiben. Die Erzbrüderſchaften ſind durch ihre Privilegien von den übrigen, die von ihnen abſtammen, ausgezeichnet; geiſtliche und weltliche Obrigkeiten begünſtigen ſie, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrtsanſtalten ausfüllt und oft wahrem Bedürfniß, wie durch Ausſtattung armer Mädchen, durch Bekehrung der Buhle-

rinnen, durch Sorgfalt für ſchutzloſe Fremde und Elende abhilft. (S. Tagebuch einer Reiſe nach Italien von Eliſe von der Recke. 2ter Theil. Berlin 1816). Unter die ehrwürdigſten Geſellſchaften dieſer Art gehört die vom h. Philipp von Neri 1548 zu Rom geſtiftete Brüderſchaft der h. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger und Geneſenen aus den Hoſpitälern, die 1645 zu Paris geſtifteten Brüderſchaften der Schuſter und Schneider zur religiöſen Belehrung unwiſſender Lehrlinge und Geſellen dieſer Handwerke, die 1678 ebendaſelbſt vom Minimen P. Barre gegründeten Brüder und Schweſtern der chriſtlichen Schulen des Jeſuskindes, die Freiſchulen für arme Kinder unterhalten und um die vernachläſſigte Jugend in Frankreich große Verdienſte haben, auch dem Erziehungshauſe der Maintenon zu St. Cyr Lehrerinnen gaben. Dieſe Brüderſchaft, die nach Art der geiſtlichen Orden lebt, und von einigen Obern regiert wird, erhielt ſich während der Revolution und wird jetzt wieder aufgemuntert, ja in den Lancaſterianismus eingeweiht. Die neuſten, ſeit der Rückkehr der Bourbonen von ſogenannten Miſſionsprieſtern in Frankreich geſtifteten Brüderſchaften, z. B. die 1815 geſtiftete Genoſſenſchaft zum h. Jeſusherzen zu Tours, verbergen unter dem Schleier der Religion politiſche Zwecke, ſtehen unter der Leitung anticonſtitutioneller Geiſtlichen, und machen mit den Ultra's Partei (Censeur Européen 1817. Vol. II.). Nicht zu verwechſeln ſind mit den Brüderſchaften die Orden der barmherzigen Brüder und Schweſtern, deren Hoſpitäler zur Aufnahme der Kranken durch den Ertrag der Almoſen, die ſie einſammeln, in den bedeutendſten Städten der katholiſchen Chriſtenheit entſtehen. Dieſe Barmherzigen ſtiftete 1540 Johann von Gott in Spanien, gab ihnen ſchwarze Kleidung und die Verfaſſung eines Bettelordens. Sie leiſten alle Mönchsgelübde und ſtehen in Europa, wo man ſie faſt überall findet, unter einem gemeinſchaftlichen General. Die außer Europa verbundenen Barmherzigen haben braune Kutten und ihren beſondern General in Amerika. Die barmherzigen Schweſtern beſtehen aus mehreren von einander unabhängigen Genoſſenſchaften, und haben unter andern das große Hôtel-Dieu zu Paris inne. Beide Orden wurden, wo ſie ihrer erſten Beſtimmung treu blieben, bis jetzt erhalten. E.

Brühl (Heinrich Graf von), Miniſter Auguſts III., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, ſachſen-weißenfelſiſcher geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, ſeine fünf Kinder auszuſtatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienſte der Herzogin Eliſabeth. Sein heiteres Weſen und die Anmuth ſeiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunſt dieſer Fürſtin und bald darauf auch Auguſts II., deſſen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ ſich von ihm auf allen Reiſen begleiten. Brühl benutzte die Gnade ſeines Herrn zu ſeinem Vortheil, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1. Febr. 1733 zu Warſchau ſtarb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polniſche Krone ſamt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reiſete er nach Dresden, überbrachte ſie dem neuen Churfürſten, Auguſt III., und war ſehr thätig, ihm den Thron zu ſichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünſtigen, und er ſelbſt verſtand meiſterhaft, daſſelbe ſich unterzuordnen. Klug und gewandt beherrſchte er ſeinen Herrn; zugleich entfernte er

Alle, die es hätten verſuchen können, ein gleiches Anſehn um einen gleichen Preis zu erkaufen. Auguſt III. hatte ſeine Gunſt dem Grafen Sulkowsky geſchenkt; Brühl, der ſich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund ſeines Nebenbuhlers, und theilte das Miniſterium mit ihm. Inzwiſchen vermählte er ſich mit der Gräſin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und ſo gelang es ihm, durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein ſich im Vertrauen Auguſts, und mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Geſchicklichkeit war er unabläſſig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die ſich ihm nähern wollten. Kein Lakai trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienſte; begab ſich derſelbe in die Kapelle, ſo wurden zuvor alle Wege von Zuſchauern und Begegnenden frei gemacht. Auguſt verlangte von ſeinem Miniſter einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte dieſen Wunſch ſeines Gebieters im weiteſten Umfange. Er hielt zweihundert Domeſtiken, und bezahlte ſeine Garde beſſer als der König; ſeine Tafel war die köſtlichſte und ſeine Garderobe die glänzendſte. „Brühl," ſagt Friedrich II., „war der Mann dieſes Jahrhunderts, der die meiſten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäſar würde ihn zu jenen ſchön friſirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." Auguſt III. war nicht Cäſar, und Brühl galt Alles bei dieſem ſchwachen Regenten. Nie wurde ein Fürſt ſklaviſcher bedient; immer befand ſich Brühl in ſeinem Gefolge, ganze Tage in ſeiner Nähe, ohne ein Wort zu ſprechen, während der geſchäftsloſe Fürſt rauchend umherſchlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu ſehen. „Brühl, habe ich Geld?" — „Ja, Sire." — Das war beſtändig ſeine Antwort. Aber um dieſe Antwort geben zu können, wurden die Kaſſen erſchöpft und das Land mit Schulden belaſtet. Dagegen hatte man das Heer vermindert, und als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachſen nur 17,000 Mann ſchlecht gezogener Soldaten, die ſich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemählde und Porcellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlaſſen. Nicht minder eitel als herrſchſüchtig hatte ſich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Poſen, erklären laſſen. Die Kaiſerin Eliſabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin ſtarb, ſchenkte ihm der König die ganze Apanage derſelben, um ihn für die in Sachſen erlittenen Verluſte zu entſchädigen. Auguſt war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5. Oct. 1763 ſtarb. Schon am 28. deſſelben Monats folgte ihm Brühl, der bereits ſeit einiger Zeit gegen ſeine Erſchöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günſtlings unausgeſetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn perſönlich haßte, ließ, als Adminiſtrator von Sachſen, die Brühlſchen Güter mit Beſchlag belegen, und eine Unterſuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls geſammtes Vermögen auf ſeine Nachkommen überging; und wirklich ſcheint er ſeine anſehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit ſeines Fürſten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch iſt es rühmend anzuerkennen, daß er mit ſeiner Prachtliebe und ſeinem Aufwande den Künſten und Wiſſenſchaften weſentliche Vortheile gewährt hat. Seine Bibliothek, an welcher einſt Heyne als Bibliothekar angeſtellt war, kaufte der Churfürſt für 50,000 Thaler. — Von ſei-

nen vier Söhnen erwähnen wir hier vorzugsweiſe den älteſten: Friedrich Aloyſius. Er wurde 1739 zu Dresden geboren und genoß, wie alle ſeine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Die Mutter, eine höchſt würdige, einſichtsvolle und geiſtreiche Frau, erzog ihre Kinder mit möglichſter Sorgfalt, und bewies dabei eben ſo viel Klugheit, als eine ihrem Geſchlechte ſonſt nicht gewöhnliche Strenge. Brühl ſtudirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in ſeinem 19. Jahre polniſcher Kron-Generalfeldzeugmeiſter. Nachdem er Europa durchreiſet hatte, wohnte er im ſiebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oeſterreicher bei. Nach dem Tode Auguſt III. verlor er ſeine Aemter in Polen und Sachſen. Jedoch ſöhnte er ſich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derſelben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlauſitz, wo er in ſtiller Abgezogenheit für die Wiſſenſchaften und ſeine Freunde lebte. Bei einem Beſuche, den er ſeinem Bruder Carl in Berlin machte, ſtarb er daſelbſt 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der ſchönſten Männer, und beſaß dabei eine bewundernswürdige Leibesſtärke. Die meiſten europäiſchen Sprachen ſchrieb und ſprach er mit Grazie und Ausdruck. Von ſeinen Einſichten in die ſchöne Literatur und Schauſpielkunſt, zeugen ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Auf dem Baſſon war er Virtuoſe, und ſpielte außerdem faſt alle Inſtrumente. Er zeichnete und mahlte mit Geſchmack und Einſicht. In den mathematiſchen Wiſſenſchaften hatte er ſich die ausgezeichnetſten Kenntniſſe erworben, beſonders in der Artillerie und der damit verbundenen Luſtfeuerwerkerei. Um ſich von der erſten genaue Kenntniß zu verſchaffen, arbeitete er zu Augsburg faſt ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerſt mäßig, eine Tugend, die ſich bei Charakteren ſeiner Art höchſt ſelten findet. Eine ſonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath ſchlafen. Die Kunſt der Unterhaltung war ſein Triumph. Seine Schauſpiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutſchen Bühnen geſehen wurden, ſind in fünf Theilen erſchienen (1785 bis 1790). Eins der beſten Stücke darunter iſt die Brandſchatzung, der eine wahre Anekdote aus dem ſiebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch überſetzte er Meißners Alcibiades ins Franzöſiſche.

Brühl (C. F. Moriz, Graf von), geb. zu Pförten in der Niederlauſitz 1772, Generalintendant der königl. Schauſpiele in Berlin. Seine geiſtreiche Mutter (Gemahlin des Grafen Moritz, jüngſten Sohnes des Grafen Heinrich v. Brühl [ſ. vorſt. Art.] geb. Schleierweber 1756 und geſt. 1816), welche der Erziehung ihres Sohnes die höchſte Sorgfalt widmete, beſaß große Talente für Geſang und Muſik ſowohl, als für theatraliſche Darſtellung; ſein oben genannter Oheim war Theaterdichter und eben ſo leidenſchaftlicher als glücklicher Schauſpieler in ernſten und edeln Charakteren; ſein Vater ſelbſt beſaß ein entſchiedenes Talent für Darſtellung komiſcher Rollen, und ſo war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und ſelbſt Theilnehmer muſikaliſcher und theatraliſcher Kunſtübungen im Kreiſe ſeiner eigenen Familie, welche von geiſtreichen Perſonen, z. B. Meißner, Naumann u. a. ſtets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf Privattheater hielt, auf welchen der berühmte Reinecke, deſſen Gattin, und der nicht minder geſchätzte Schauſpieldirector Brandes mitwirkend auftraten. 1785 begleitete der junge Graf ſeine Aeltern auf

einer Reiſe nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geiſtreichſte Fürſtin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward ſein Geiſt immer enger an die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gezogen, und obſchon er in Bezug auf eine Beſtimmung im ſtaatsgeſellſchaftlichen Leben ſich für das Studium der Forſtwiſſenſchaften entſchieden hatte, blieben ſie doch immer ſeine Lieblingsneigung. Im 18. Jahre wurde er im Preußiſchen, wo ſein Vater die Stelle eines Oberſten und Chauſſée=Bau=Intendanten bekleidete, als Jagdjunker angeſtellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunſt und in der Muſik unter Genelli, Faſch und Thürſchmidt Kenntniſſe und Uebung zu erlangen. Eine forſtwiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin; er hielt ſich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſie umgaben, und wurde Mitglied des geſellſchaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieſer Periode ſchrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, beſtimmte die erſtgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete ſein Studium derſelben, wodurch ſeine Einſicht in das Weſen der Kunſt nothwendig ſehr erweitert werden mußte. Mit dem Prinzen Heinrich von Preußen verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geſchieden von der Theaterkunſt, da der Prinz eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der franzöſiſchen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieſer Fürſtin für Theater und Muſik die Veranlaſſung gegeben hatte. Von jetzt an widmete der Graf dieſen Künſten und ihren Hülfswiſſenſchaften ein ernſtliches Studium, und benutzte jede Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe derſelben. Dieſe Gelegenheiten mehrten ſich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, ſeine Kunſtſchätze und ſeine Theater ſah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unſterblichen Shakſpeare in der Urſprache hörte. So vorbereitet ward er 1814 an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunſtanſtalt für Schauſpiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geſchichte ſeiner Kunſtbildung berechtiget. Um die Oper, für welche ſein Vorgänger Iffland am wenigſten zu wirken vermocht hatte, erwarb er ſich bald ein in die Augen fallendes Verdienſt. Minder ſchnell geht die Verbeſſerung des Schauſpiels von Statten, welcher das Verhängniß ſelbſt ungünſtig zu ſein ſcheint. Iffland, der geniale Schauſpieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei geſellſchaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen ſind. Der Tod raubte dieſer Bühne bald darauf die unerſetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwieſenen Judenanklage wegen, Berlin verlaſſen, und das Schauſpielhaus, mit einer Garderobe, deren ſchönſter und correcteſter Theil eine Geiſtesſchöpfung des jetzigen Intendanten war, ward im Jul. 1817 ein Raub der Flammen. Er war es, der einen Devrient anſtellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich)

befórderte, das in Góthe's Schule gebildete Künſtlerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräſentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragódie anvertraute, zuerſt Calderon auf die Bühne brachte (ſ. d. beſ. Art.), die Maxime von der Unantaſtbarkeit des Rollenbeſitzers abſchaffte, den Einwirkungsverſuchen einer pedantiſchen Cenſur beharrlich widerſtand, und die dramatiſchen Dichter in ein anſtändigeres Verhältniß gegen die Bühne zu ſetzen ſuchte. Daß der würdige Lenker dieſer Anſtalt mit Hinderniſſen kämpft, hat ſelbſt diejenige ſtrenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt ſeit einigen Jahren ſeine Kunſtverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es iſt ſo unverkennbar als verdienſtlich, daß er dieſelbe, wo es thunlich iſt, nicht unberückſichtiget läßt. Er verwaltet ſein Amt mit unzweifelhaftem Beſtreben, die Kunſt zu fördern, ſo weit die Kraft Eines Mannes, im Durchkreuzen ſo vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe, irgend zureichen mag. Uebrigens iſt derſelbe ſeit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskrieg Militaircommandant war.

Brumaire der 18. (9. Nov. 1799). Einer der Haupttage in den Jahrbüchern der franzöſiſchen Revolution. An ihm ſtürzte der damalige General Buonaparte das Directorium, ſprengte den Rath der 500 auseinander und ward von dem Rathe der Alten zum erſten Conſul ernannt. S. d. Art. **Buonaparte**, **Napoleon** und **Frankreich**.

Brun (Charles Le), geboren zu Paris 1618, erſter Mahler des Königs, Director der königl. Gobelinmanufacturen und der Mahler- und Bildhauerakademie, und ſogenannter Fürſt der Akademie von St. Lucas zu Rom. Schon in ſeinem 3. Jahre zeichnete er mit Kohle und im zwölften mahlte er ein Portrait ſeines Großvaters, welches hernach nicht für das ſchlechteſte ſeiner Bildniſſe erkannt worden iſt. Er wurde Schüler des berühmten Vouet, und übertraf nicht allein in kurzem alle ſeine Mitſchüler, ſondern auch bald ſeinen Lehrer ſelbſt. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König geſchickt und wo er unter Pouſſins liebevoller Leitung vornehmlich die Antike und Raphaels Werke ſtudirt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heil. Michaelsorden ernannt. Er beſaß ein umfaſſendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Mahler haben das menſchliche Gemüth und die verſchiedenen Regungen, welche die Leidenſchaften in demſelben entſtehen laſſen, beſſer gekannt als er. Seine Traités sur la physionomie und sur le caractère des passions beweiſen, wie ſehr er über dieſen Gegenſtand nachgedacht hat. Von Seiten der Erfindung erreichte er an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verſchiedenheit ſeiner Werke die größten Meiſter, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhafteſten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten, die reiſſte und ſicherſte Urtheilskraft; er ſtrebte nach der möglichſten Correctheit, und zog ſelbſt über die unbedeutendſten Gegenſtände das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe. Die ſchwache Seite ſeiner Gemälde iſt die Farbengebung, beſonders im Nackten, an welchem man jetzt faſt überall die Unterlage von Zinnober oder Mennige durchſcheinen ſieht, deren er ſich bediente, um die lebendige Fleiſchfarbe hervorzubringen, wie denn ſeinem

Colorit im Allgemeinen eine gewiſſe Eintönigkeit und Mangel an Kraft mit Recht vorgeworfen wird. Sein ſittlicher Charakter iſt, beſonders in künſtleriſcher Hinſicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum erſten Mahler des Königs ernannt, wurde er auch ſchon der deſpotiſchſte Tyrann aller Künſtler ſeiner Zeit. Mahler, Bildhauer, ja ſelbſt die Baumeiſter, von ihm in Knechtſchaft gehalten, büßten auf dieſe Weiſe nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künſtler, und daher tragen faſt alle Denkmähler der Kunſt aus jener Zeit daſſelbe Gepräge; nichts iſt originell, in Allem iſt die Nachahmung ſichtbar. Le Brun ſtarb 1690. Er hatte eine zahlreiche Schule gebildet. Seine vorzüglichſten Gemählde ſind: die Schlachten Alexander des Großen; die büßende Magdalena; die Kreuztragung; die Kreuzigung; der heilige Johannes auf der Inſel Pathmos u. ſ. w.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, unter Napoleon Reichserzſchatzmeiſter von Frankreich. Er war Secretair von Maupeou und gilt für den Verfaſſer der Reden, welche dieſer 1770 bei Gelegenheit ſeines Streits mit den Parlamenten hielt. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung ſeiner Familie beſchäftigt. Als Abgeordneter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalſtändeverſammlung machte er ſich durch ſeine Mäßigung bemerklich. Er wählte ſich die Gegenſtände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu ſeiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieſelben betreffende Beſchlüſſe aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er ſich denſelben Gegenſtänden widmete. Die Revolution vom 18. Brumaire begünſtigte er, ward Präſident der einſtweiligen Commiſſion des Raths, und nachher dritter Conſul. 1803 wählte ihn die 3. Klaſſe des Inſtituts zum Präſidenten. Napoleon, der in Le Brun ein ſeinen Abſichten ſich anpaſſendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzſchatzmeiſter und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches Le Brun 1806 als franzöſiſches Departement organiſirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Verbündeten 1813 vertrieben ihn von dieſer Stelle und den 6. April 1814 unterſchrieb er die Zurückberufungsakte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commiſſair des Königs in die 14. Militairdiviſion nach Caen geſchickt, und im Juni deſſelben Jahrs zum Pair ernannt. 1815 nahm er auch von Napoleon die Pairswürde an, verlor nach der Rückkehr des Königs ſeine Staatswürden und lebt jetzt von ſeinen Dotationen als unabhängiger Privatmann im Vaterlande.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrteſten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg 1729 geboren. Er ward bei den Jeſuiten zu Paris erzogen und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, vernachläſſigte aber dieſelben, als er unmittelbar darauf in das Geſchäftsleben trat. Erſt geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück. Er befand ſich als Kriegscommiſſair, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Profeſſor, der durch Rath und Beiſpiel den Geſchmack für die Wiſſenſchaften in ihm weckte und ihn zum Leſen der Klaſſiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechiſchen, und beſuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorleſungen

eines Profeſſors der griechiſchen Sprache bei der Univerſität. Der Eifer, der ihm zu dieſem mühſamen Studium Muth gemacht hatte, ſtieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachläſſigkeiten, die er in den griechiſchen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachläſſigkeiten der Abſchreiber ſeien. In dieſer feſten Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anſtößig war, warf die Ordnung der Verſe um, und erlaubte ſich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Dieſer Wuth zu ändern überließ er ſich zu ſehr, beſonders in den Randgloſſen ſeiner Bücher und in den zahlreichen Abſchriften, die er mehr zu ſeinem Vergnügen, als zum Gebrauche von den griechiſchen Dichtern machte; dieſe Willkür iſt auch in ſeinen Ausgaben ſo ſichtbar, daß ſie nur einen ſehr vorſichtigen Gebrauch, ſelbſt der beſten, erlaubt. Dennoch iſt es nicht zu verkennen, daß Brunck der griechiſchen Literatur von weſentlichem Nutzen geweſen, und daß, ſeit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wenige Gelehrte ſo kräftig ihre Fortſchritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geleiſtet hat. Auch auf die römiſchen Dichter wandte er ſeinen Fleiß, und beſorgte eine ſchätzbare Ausgabe des Virgil. Von ſeinen griechiſchen Ausgaben nennen wir die Analekten, den Apollonius Rhodius, den Ariſtophanes und ſein Meiſterwerk, den Sophokles, für den ihm der König einen Jahrgehalt von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Reviſion des Plautus. Um dieſe Zeit unterbrach die franzöſiſche Revolution ſeine Studien. Mit Feuer ergriff er die neuen Ideen, und war eins der erſten Mitglieder der Volksgeſellſchaft in Straßburg, ohne ſich jedoch von den Grundſätzen einer anſtändigen Mäßigung zu entfernen. Dies beweiſet der Umſtand, daß er während der Schreckenszeit zu Beſançon verhaftet war, und erſt nach Robespierre's Tode ſeine Freiheit wieder erlangte. 1791 nöthigten ihn ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe, einen Theil ſeiner Bibliothek zu verkaufen, und 1801 mußte er nochmals zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zuflucht nehmen, welches für ihn ſehr bitter war, da er ſeine Bücher leidenſchaftlich liebte, und bei ſeinen vormals glänzenden Vermögensumſtänden eine köſtliche Bibliothek geſammelt hatte. Wenn man ihm von einen Autor ſprach, den er beſeſſen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechiſchen Studien verhaßt; dagegen beſorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er 1803 ſtarb. Viele ſeiner nachgelaſſenen Papiere ſind auf der pariſer Bibliothek.

Brunduſium (jetzt Brindiſi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatiſchen Meere, deren Hafen zu der Römerzeit einer der beſuchteſten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Aſien überfuhr, daher auch die appiſche Heerſtraße dahin führte. Auch von Conſtantinopel nach Rom, durch die albaniſch-macedoniſchen Gebirge ging der nächſte Weg über Brindiſi, außerdem dadurch bekannt, daß Virgil hier ſtarb. Jetzt zählt ſie 5900 Einw., im 12. Jahrh. 60,000.

Brune (G. M. A.), Reichsmarſchall, Sohn eines Advokaten zu Brives la Gaillarde, kam jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und Schriftſteller, und hatte ſich ſchon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete ſich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Klub der Cordeliers, ſtand in Verbindung mit Danton, ſpielte in den verſchiedenen Stürmen jener

Zeit eine thätige Rolle, und ward in Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) verhaftet. Bis zum 10. Aug. 1792 beſchäftigte ihn die Herausgabe eines Tageblatts, dann ging er als Civilcommiſſair nach Belgien. 1793 kam er nach Paris zurück, trat in Militairdienſte und befand ſich bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Den 10. Oct. 1795 half er Barras die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Grenelle angegriffen hatten. Bald nachher ward er als Brigadegeneral bei der italieniſchen Armee angeſtellt, und befand ſich im Jan. 1797 bei dem Angriffe auf Verona. Er zeichnete ſich hier und nachgehends in der Schlacht bei Arcole aus, und erhielt bei dieſer Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Buonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, erhielt Brune den Oberbefehl des zum Angriff beſtimmten Heers, drang (Jan. 1798) ohne großen Widerſtand ein, und bewirkte eine neue Organiſation des Landes. 1799 übernahm er den Oberbefehl in Holland, ſchlug die Engländer in Nordholland (19. Sept.) bei Birghen, und nach einigen andern glücklichen Gefechten nöthigte er den Herzog von York zu der Uebereinkunft von Alkmaar (18. Oct.), zufolge welcher die vereinigten Engländer und Ruſſen Nordholland räumen mußten. Im Januar 1800 wurde er in den Staatsrath berufen; darauf kam er an die Spitze der Weſtarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils ſein Werk. Den 13. Aug. ward er zum Obergeneral der italieniſchen Armee ernannt; gegen Ende Decemb. ließ er ſeine Truppen über den Mincio gehen, und ſchlug die Oeſterreicher zurück. Den 8. Jan. 1801 ging er über die Etſch, beſetzte Vicenza und Roveredo, und ſchloß (16. Jan.) zu Treviſo auch mit dem öſterreichiſchen General Bellegarde einen Waffenſtillſtand, durch welchen verſchiedene feſte Plätze in Italien den franzöſ. Truppen eingeräumt wurden. Als ihn gegen Ende Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem geſetzgebenden Körper den Friedensſchluß mit dem neapolitaniſchen Hofe zur Beſtätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambaſſadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Conſtantinopel ab. Er ſiegte daſelbſt anfangs über die engliſche Partei, und empfing von dem ottomaniſchen Miniſterium die größten Ehrenbezeugungen; als ſich aber neue Spaltungen zwiſchen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei. Er war in ſeiner Abweſenheit, 19. Mai 1804, zum Reichsmarſchall ernannt worden. Zu Ende des J. 1806 ernannte ihn Napoleon zum Generalgouverneur der Hanſeſtädte, und bald darauf zum Anführer der Truppen in Schwediſch-Pommern gegen den König von Schweden. Dieſer Monarch lud den Marſchall zu einer perſönlichen Zuſammenkunft ein, in welcher er ihn aufforderte, ſich für die Sache Ludwigs XVIII., ſeines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mochte er ſich durch einige Aeußerungen in dieſer Unterredung, oder durch Begünſtigung des engliſchen Schleichhandels in Hamburg, Napoleons Ungunſt zugezogen haben; genug, er ward von ſeinem Poſten abgerufen, und blieb bis zu deſſen Sturz ohne Anſtellung. Nach der Revolution von 1814 erkannte er Ludwig XVIII. an, und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht angeſtellt. Dies machte, daß er ſich zur Partei der Mißvergnügten neigte, und bei Napoleons Rückkehr ſich ſogleich für ihn erklärte. Er bekam den Oberbefehl eines Beobachtungsheers im ſüdlichen Frankreich, und ward zum Pair ernannt. Als ſich

die Umſtände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er beſetzt hielt, Ludwigs XVIII. Truppen übergab, und ſeine Unterwerfung dem Könige einſandte. Dieſer Umſtand und die in ſeinem Commando ausgeübte Strenge mochten wohl die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er ſich von Toulon nach Paris begab, ward er in Avignon von dem königlich geſinnten Volke erkannt, das ſich ſogleich vor dem Wirthshauſe, wo er abgeſtiegen war, zuſammenrottete. Noch mehr wurden die ſchon erhitzten Köpfe aufgeregt, da ſich das Gerücht unter ihnen verbreitete, Brune ſei der eigentliche Mörder der unglücklichen Prinzeſſin Lamballe (ſ. d. Art.). Doch kam es nicht zu Thätlichkeiten und man ließ den Marſchall ruhig wieder abfahren. Kaum aber hatte der Wagen die Stadt verlaſſen, als ein Haufen des Geſindels welches gefolgt war, ihn anhielt, und den Poſtillon zwang, nach dem Gaſthofe zurückzufahren. Als der Marſchall ausgeſtiegen war, und ſich, die Folgen dieſes Vorfalls erwartend, mit ſeinen zwei Adjutanten in ſein voriges Zimmer begeben hatte, wurden die Thüren des Hauſes verſchloſſen. Die Zahl der blutgierigen Empörer hatte ſich indeß noch bedeutend vermehrt, und mit großem Geſchrei foderte man den Tod des Marſchalls. Umſonſt vertheidigten ihn der Präfect und der Maire, da keine Truppen in der Stadt waren, perſönlich und mit Gefahr ihres Lebens 4½ Stunden lang. Die Thüre ward endlich geſprengt, ein Haufen Mörder drang in das Zimmer, und der Unglückliche fiel, von mehreren Piſtolenſchüſſen getroffen, nach einigen nutzloſen Verſuchen ſich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Sein Leichnam ward auf eine barbariſche Weiſe gemißhandelt, von dem Gaſthofe bis zur Rhonebrücke geſchleift und endlich in den Fluß geſtürzt. Die beiden Adjutanten entkamen wie durch ein Wunder, während das Volk an die Rhone gezogen war.

Bruneholb, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Auſtraſien ſeit 568, eine weſtgothiſche Prinzeſſin, voll Verſtand, unternehmenden Geiſtes, heroiſcher Entſchloſſenheit und tiefer Staatswiſſenſchaft; aber von einem Charakter, der Alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrſchbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen ſeinen Bruder Chilperich, u. als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete ſie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König v. Soiſſons, ſie in ſeine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum ſchrecklichſten Tode verdammte. S. d. Art. Fredegonde.

Brunelleſchi (Filippo), wurde 1377 zu Florenz geboren. Er fühlte ſich früh zu den ſchönen Künſten hingezogen, und widmete ſich unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichenkunſt, der Bildhauerkunſt, der Phyſik, der Mechanik und der Perſpective, deren ſämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verſchiedene Figuren, und erfand ſehr ſinnreiche Maſchinen. Doch widmete er ſich der Baukunſt vorzugsweiſe. Er lernte die Zeichenkunſt, um ſeine architektoniſchen Plane ſelbſt machen, die Bildhauerei, um jene damit ausſchmücken, und die Mechanik, um über die Maſſen derſelben gebieten zu können; ſo wie er auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde ſtudirte. Man behauptet auch, daß er die perſpectiviſchen Anſichten der vornehmſten Denkmähler von Florenz zeichnete; eine Kunſt, die damals noch in Erſtaunen ſetzte. Alle dieſe verſchiedenartigen Kenntniſſe ſetzten ihn in den Stand, kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und verſchafften ihm den Namen eines Wiederherſtellers

der Baukunſt. Zuerſt zeigte er ſich als Bildhauer, welches Talent er ſeinem innigen Verhältniſſe mit Donatello verdankte, der damals freilich noch ſehr jung, aber ſchon ſehr geſchickt war. Beide gingen nach Rom, und hier faßte Brunelleſchi die Idee, die Baukunſt nach den Grundſätzen der Griechen und Römer neu umzuſchaffen. Als 1407 die Baumeiſter ſich zu Florenz verſammelt hatten, um über den Bau der Kuppel des dortigen Doms zu berathſchlagen, fand auch Brunelleſchi ſich ein, fand aber wenig Gehör und ging wieder nach Rom zurück. Inzwiſchen thaten die Künſtler, nachdem ſie vergebens ihre Talente und Hülfsmittel erſchöpft hatten, Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überſtieg. Man war gezwungen, zu Brunelleſchi ſeine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wolle, das durch ſeine eigene Schwere und einzig durch die Stärke des Zuſammenhanges ſeiner einzelnen Theile ſich ſchwebend erhalten ſolle. Dieſe Behauptung ſchien allen Baumeiſtern und Kunſtverſtändigen ſo ſonderbar, daß man deren Urheber für wahnſinnig hielt, und ihn mit Gewalt aus der Verſammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünſchen und der Erwartung der Magiſtratsperſonen eben ſo wenig entſprachen, ſo rief man Brunelleſchi von neuem zurück, und forderte ihn auf, ſeinen Plan und die Art und Weiſe, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dieß ſchlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach ſeinem neuen Syſteme, worauf ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während deſſelben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortſchritt, immer mehr Zeit verloren ging, ſo kam er auf den Gedanken, auf dem Gewölbe der Kirche ſelbſt kleine Wirthshäuſer anzulegen, und ſomit den Arbeitern die Zeit des Hinauf- u. Herunterſteigens zu erſparen. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, einzig von ſeinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen ſeiner Zeitgenoſſen, und zur Ehre ſeines Vaterlandes, jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes iſt, zu vollenden. Aber er ſollte die Vollendung ſeines Werkes nicht erleben; die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als er 1444, im 67. Jahre ſeines Alters ſtarb; doch ward ſie nach ſeiner Angabe beendet. Kein Denkmal der alten Baukunſt iſt ſo hoch, als dieſer bewundernswürdige Bau, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche ſeitdem erbaut iſt, übertrifft ſie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo erklärte, es ſei ſchwer, Brunelleſchi nachzuahmen, und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleſchi hat noch eine Menge anderer Meiſterwerke der Baukunſt ausgeführt, deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſein würde.

Brunet, ſ. Pariſer Theater.

Brünn, die Hauptſtadt von Mähren und einem eigenen nach ihr benannten Kreiſe am Einfluß der Zwitta in die Schwarza. Sie iſt mit Graben, Wall und Baſteien umgeben, und hat ein, zum Theil abgetragenes 816 Fuß hohes Bergſchloß, den Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorſtädten zählt gegen 27,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz des Landesguberniums und eines Biſchofs; hat ein Gymnaſium, ein Fräuleinſtift, ſechs Pfarrkirchen, wovon drei in den Vorſtädten, und viele ſchöne Häuſer. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeiſter zeichnen ſich durch ihre feinen Waaren aus. Sonſt findet man noch Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seife,

Wagenſchmiere, Leder, Cattun, Tuch und Muſſelin u. dergl. Der Speditionshandel iſt wichtig.

Brunnen- und Badereiſen. Den Gegenſtand dieſer Reiſe ſiehe in den Art. Bäder, Geſundbrunnen u. Mineralwaſſer. Bei der Auswahl des Waſſers für die Kranken kann man alle Mineralwaſſer in Hinſicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptklaſſen theilen, in Stahlwaſſer und Säuerlinge, in ſchwefelhaltige und in ſalzhaltige. Die Stahlwaſſer, wenigſtens die bedeutendern u. wirkſamern darunter, ſind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. ſie enthalten eine reichliche Menge von kohlenſaurem Gas, welches den Antheil von Eiſen aufgelöſt hält. Bei welchen dies der Fall nicht iſt, die haben ſo wenig Eiſengehalt, und dies Wenige iſt in der dürftigen Menge von Kohlenſäuregas ſo ſchwach gebunden, daß es ſich ſchnell zerſetzt, das Eiſen von der Waſſermaſſe ſich trennt, und als Ocker niederſchlägt, beſonders wenn das Waſſer zum Baden erwärmt wird, wodurch es dann vor gemeinem Waſſer nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäſche beſchmutzt. Die reichhaltigen Stahlwaſſer wirken auf das Blutſyſtem; indem ſie durch ihren Antheil an Eiſen den Cruor im Blute vermehren, ſehr ſtärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von geſunkener Kraft dieſes Syſtems, in Bleichſucht, Kachexie überhaupt, in Magenſchwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen ſie den an den Lungen, an Vollblütigkeit Leidenden, ſchädlich ſind. Außer den wenigen, wirklich gehaltreichen Eiſenwaſſern gibt es in Deutſchland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es ſehr häufig der Fall iſt, daß ſich einige Gran Eiſen in einem großen Schwall von Waſſer, das ja das allgemeinſte Auflöſungsmittel iſt, auflöſen, oder vielleicht auch erſt darin bilden. In vielen Waſſern dieſer Art würden kaum dem Geſchmacke nach beſondere Beſtandtheile zu vermuthen ſein, wenn nicht die verrätheriſche Galläpfeltinctur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eiſen entdeckte, obgleich das Waſſer von ſolcher Kleinigkeit, gleich als ſchämte es ſich ſeiner Armuth, nur roth wird. Doch haben dieſe geringhaltigen Waſſer das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängſtlich zu ſein braucht, da ſie nicht ſchaden, wenn ſie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Luſtpartien gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gaſthöfen. Schwefelhaltige Waſſer ſcheinen vorzüglich auf das Nervenſyſtem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen ſie bei Anlage zu Anhäufungen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die ſaliniſchen, z. B. Bitterſalz u. ſ. w. enthaltenden Waſſer wirken auf die eigentlichen Verdauungswerkzeuge, namentlich auf die Schleimabſonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieſer Theile und können von ſolchen Perſonen mit Nutzen getrunken werden, welche an Verſtopfung u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche ſchon mit einer krankhaften Abſonderung dieſer Theile behaftet ſind, ſie vermeiden müſſen. Die warmen Quellen und die Seebäder ſind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirkſamen Beſtandtheile, welche ſich in den Geſundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und beſtimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, beſonders die Bade- u. Brunnenärzte, verſichern,

daß die Beſtandtheile der mineraliſchen Waſſer, durch die innigere Miſchung u. Auflöſung von der Natur ſelbſt zubereitet, weit wirkſamer als dieſelben Mittel in Arzneien oder in künſtlichen Bädern wären. In Anſehung der Beſtimmung der Kranken, nach welchem Bade und Geſundbrunnen ſie reiſen ſollen, iſt ſchon oben Einiges erwähnt. In Anſehung der ökonomiſchen Umſtände der Kranken ſollten aber beſonders ihre Aerzte ſehr umſichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder auch nur minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten. Zudem iſt in Anſchlag zu bringen, daß ſolche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden ſo gut wie für den Reichen ſorgen, doch auf die heilſame Wirkung der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem ſie denſelben meiſtens entſagen und von ferne ſtehen müſſen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, beſonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit ſpürt (ungefähr wie die Menſchen, die ſich an das Aderlaſſen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo ſie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Beſtandtheilen nicht ängſtlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegaſt ſein. Wer noch ſchwankend ſein ſollte über die heilſamen Wirkungen der Bäder, der leſe nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welch' eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Univerſalmittel Ehre machen würde, aufgeführt iſt, die alle durch die wunderſame Kraft der Heilquelle weggeſpült werden. Die Erfahrung ſelbſt beſtätigt es aber auch; der Ungläubigſte würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäſte ſprechen könnte, wie geſund und heiter die meiſten wieder nach Hauſe kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondriſt hat ſeinen Spleen erſäuft; der Unvermögende läßt taufen; die Krämpfe ſind verſchwunden u. ſ. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilſamen Wirkungen der Quelle längſtens in einem Vierteljahre nachkommen ſollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilſamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Beſtandtheile des Mineralwaſſers, ſondern anderer Nebenumſtände ſind, ſo können wir doch behaupten, daß dieſe Vortheile durch keine andern Mittel ſo gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnenkuren. Schon der bei manchen Menſchen ungewöhnliche Eindruck des bloßen Waſſers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das geſammte Nervenſyſtem, iſt von den heilſamſten Folgen für die Geſundheit. Zu Hauſe könnten wir dieſen Vortheil auch haben, aber zu Hauſe achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür alſo wären wir den Bädern großen Dank ſchuldig, daß ſie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Geſundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menſchen, die eine gewiſſe Art von Waſſerſcheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Waſſer vertragen kann, wenigſtens einige Wochen mit dieſem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken beläſtigt wird. Wie wohlthätig ferner iſt die körperliche Bewegung, welche das Gebot des Arztes, noch mehr das allgemeine Beiſpiel, die Mode, die Langeweile, erzwingt.

Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beſchwerlich oder unanſtändig hielt, der Gelehrte, welcher an ſeinem Arbeitstiſche ſich krumm geſeſſen hat, der Geſchäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefeſſelt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha ſich zu pflegen gewohnt iſt, alle müſſen ſich Bewegung machen, allen iſt ſie äußerſt wohlthätig, und alle dieſe würden ſie ohne Badereiſen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menſchen ſo ſelten iſt, der wohlthätige Einfluß der Reiſe ſelbſt iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Zudem wie mannichfaltig iſt nicht die Veranlaſſung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet ſich eine beſſere Gelegenheit, mit dem gültigſten Grunde von der Welt (Geſundheit geht ja über Alles) ſich von den drückenden häuslichen Sorgen, von läſtigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der ſtrengen Aufſicht einer alten Tante u. ſ. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbſt die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, ſie kommen des Jahrs nur einmal, ſind nicht mit dem läſtigen Zwang verbunden, der andere Vergnügungen ſtört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerſtreut iſt, und größere Bäder können ſelbſt als eine Art von fortwährender Redoute angeſehen werden, nur in umgekehrtem Verhältniſſe zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei dieſen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zuſammenkommen, bei jener aber verſchiedene Zwecke ſich unter Eine Maske ſtecken. Doch iſt auch in Rückſicht des Verhaltens in den Bädern noch Einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz ſein. Unter drei Wochen kann ſich niemand bedeutenden Nutzen von der Kur verſprechen. Die Badeärzte ſehen es am liebſten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu ſtrengen Diät braucht ſich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine paſſende Diät, überlaſſen dann weislich die nähere Beſtimmung derſelben dem Kranken, der ſeine Natur ſelbſt am beſten kennen muß. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen Bädern den Badegäſten zu Statten kämen. Die meiſten ſind in kleinen und ſelbſt in den unberühmten Bädern auch zu genießen. Seit dem, zuerſt durch D. Struve in Dresden, in mehreren großen Städten, die Mineralwaſſer künſtlich und befriedigend nachgemacht werden, wird das Reiſen zu Bade- und Brunnencuren zum Theil entbehrlich gemacht oder ſind damit noch die Annehmlichkeiten zu verbinden, welche größere Städte darzubieten pflegen. (H.)

Bruno der Große, Erzbiſchof von Cöln und Herzog von Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaiſers Otto I. Er hatte großen Antheil an den Begebenheiten ſeiner Zeit, und übertraf alle damaligen Biſchöfe an Fähigkeit und Einſichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, ſelbſt aus Griechenland, ſchloß ſich ſtets an ihn an, und ſein ſchönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden ſtrebten. Er ſtarb zu Rheims den 11. Oct. 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Moſis und einige Lebensbeſchreibungen von Heiligen bei.

Bruno (der heilige), Stifter des Cartheuſermönchsordens, war zu Köln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geſchlechte geboren, das noch in der Mitte des 18. Jahrh. beſtand. Er wurde in der Schule der Collegialkirche St. Cunibert erzogen, bei welcher er auch in der Folge ein Kanonicat erhielt, und ſtudierte dann zu Rheims,

wo er ſich ſo auszeichnete, daß ihm der daſige Biſchof Gervais die Aufſicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, den nachherigen Papſt Urban II. Die Sittenloſigkeit ſeiner Zeit bewog ihn, die Einſamkeit zu ſuchen; daher begab er ſich mit ſechs gleichgeſinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Biſchof von Grenoble, und dieſer führte ſie ſelbſt 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüſte, welche Chartreuſe heißt, und von welcher der hier entſtandene berühmte Orden ſeinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei ſchroffen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felſen überragten Thale war es, wo Bruno und ſeine Gefährten ein Bethaus und kleine abgeſonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der ſtrengſten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieſer Wüſte mehrten ſich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, ſchufen durch Arbeit und Kunſt einen Theil der Waldung in Gärten um und belebten durch ihren Fleiß einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere beſtimmt zu haben ſchien. Dabei lebten ſie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen grobe Kutten, genoſſen nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beſchäftigten ſich mit Gebet, mit Leſen und Abſchreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papſt geworden, und berief 1089 ſeinen vormaligen Lehrer zu ſich. Bruno gehorchte wider Willen, ſchlug aber jede geiſtliche Würde aus, und erhielt 1094 die Erlaubniß, eine zweite Carthauſe in der Einſamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weiſe, ſtand ſeiner neuen Kolonie mit gleicher Weisheit vor, und ſtarb in den Armen ſeiner Schüler 1101. Leo X. erlaubte 1514 den Cartheuſern, ihm zu Ehren eine eigene Meſſe zu halten, und Gregor XV. dehnte 1623 dieſelbe auf die ganze catholiſche Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen verſetzt. Bruno hatte ſeinen Schülern keine beſondern Geſetze gegeben, erſt 1581 kam eine vollſtändige Regel für die Cartheuſer zu Stande, welche Innocenz XI. beſtätigte.

Brüſſel, die ehemalige Hauptſtadt der öſterreich. Niederlande, mit 72,280 meiſt catholiſchen Einw. in 9500 Häuſ. jetzt, nach Amſterdam, die wichtigſte Stadt im Königreiche der Niederlande, liegt am Fluſſe Sienne oder Senne und dem großen Schelbecanale, iſt trotz der großen Ungleichheit des Bodens, die mitten in der Stadt die Anlegung einer ſchönen ſteinernen Doppeltreppe von 50 Stufen veranlaßte, ſchön gebauet und hat zahlreiche Paläſte. Die alte ehrwürdige St. Gudula-Kirche, und die neue Jacobs-Kirche, von reicher, wenn auch nicht nicht ganz reiner Architektur, ſind beſonders ſehenswerth. Der Königsplatz iſt einer der ſchönſten öffentlichen Plätze in Europa. Die ehemaligen Feſtungswerke dienen jetzt zu Spatziergängen. Eine Hauptzierde der Stadt iſt der liebliche, in einem vormaligen Sumpf angelegte Park, eine halbe Stunde im Umfang. Man zeigt daſelbſt dem neugierigen Fremden einen mit Quadern eingefaßten Brunnen, deſſen Inſchrift beſagt: daß Peter der Große denſelben, durch ein unfreiwilliges Bad eingeweiht habe. Eine andere, aber höchſt geſchmackloſe und ſogar unanſtändige Merkwürdigkeit Brüſſels iſt ein öffentlicher Springbrunnen, mit einer zwergartigen, modern gekleideten Bronzefigur, die den Waſſerſtrahl aus einer Oeffnung fließen läßt, welche man vor geſitteten Leuten nicht zu nennen pflegt. Die Brüſſeler betrachten dieſen ſogenannten „Manneckep...“ gewiſſermaßen als das Palladium ihrer Stadt und man erzählt, da er bei der erſten Eroberung derſelben durch die Franzoſen (1792) nach Paris ſei abge-

führt worden, ſo habe man ſpäterhin ſeine Rückgabe zu einer der Hauptbedingungen der Unterwerfung gemacht, und der Tag ſeiner Wiederaufſtellung ſei von den guten Brüſſelern aufs höchſte gefeiert. Dagegen aber iſt die Sommerreſidenz in dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen, und durch üppig grünende Baumreihen mit derſelben verbundenen Dorfe Laeken (ſprich: Laken) in jeder Hinſicht ſehenswerth. Es ward vor etwa vierzig Jahren auf Veranlaſſung der Erzherzogin Chriſtine, damaligen Oberſtatthalterin in den öſterreichiſchen Niederlanden, von dem franzöſiſchen Architekten Montauger in einem ſchönen und leichten Styl erbauet. Seine Lage, auf einem ſanft emporſteigenden Hügel, mit der Ausſicht auf die große Stadt und auf die reiche, mit gutgebauten Dörfern und lieblichen Landhäuſern bedeckte Gegend, iſt äußerſt angenehm, und ſein lieblicher Park iſt einer der vorzüglichſten Spazier- und Sammelplätze der Brüſſeler ſchönen Welt. Die Stadt treibt anſehnlichen Handel, und iſt wegen ihrer Spitzen- und Teppich-Manufacturen, auch wegen der daſelbſt verfertigt werdenden trefflichen Kutſchen berühmt. Die Fabrikation der Spitzen (Brabanter Kanten) beſchäftigt in und um Brüſſel gegen 9000 Menſchen. In frühern Zeiten war Brüſſel die Reſidenz der Herzoge von Brabant, ſpäterhin die Hauptſtadt der geſammten öſterreichiſchen Niederlande und der Sitz ſämmtlicher obern Landes-Collegien. Den 24. Oct. 1792 zogen die Franzoſen unter Dümouriez, nach dem Gefechte bei Anderlach, in Brüſſel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Oeſterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder. Den 9. April kam Kaiſer Franz II. daſelbſt an, beſchwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzoſen aufs neue, und behielten es im Friedensſchluß. Brüſſel war die Hauptſtadt des Dyle-Departements, bis es 1813 von der inzwiſchen lieb gewonnenen franz. Herrſchaft befreit und nachher zum Königreiche der Niederlande geſchlagen wurde. Der König reſidirt abwechſelnd dort und im Haag. Eben ſo halten die beiden geſetzgebenden Kammern in Haag und Brüſſel abwechſelnd ihre Sitzungen.

Bruſt, der vordere Theil des Oberleibes, der die Bruſthöhle bildet, ſie erſtreckt ſich vom Halſe bis zum Anfange des Unterleibes und wird vornehmlich durch das Bruſtbein und die Rippen gebildet. Erſteres läuft vom Halſe an, der Länge nach, durch die Mitte der Bruſt hinab; letztere ſind hinten am Rückgrathe befeſtigt, und wölben ſich nach dem Bruſtbeine hin, mit welchem ſie ſich vermittelſt eines Knorpels feſt verbinden. Bei den Fiſchen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüſſelbeine, die Schulterblätter, der Bruſtknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die ſehr kleine Bruſthöhle befindet ſich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Inſecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruſtſtück.

Bruſtwehr heißt in der Kriegskunſt jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schuſſe ſichern ſoll. Da Holz und Stein durch das Anprallen der Kugeln zerſpringen und umherfliegen, ſo ſind ſie zu Bruſtwehren nicht brauchbar. Am beſten macht man dieſe aus Erde, in beſondern Fällen wohl auch aus Faſchinen, Miſt, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollſäcken. Die Dicke der Bruſtwehr muß ſich nach dem feindlichen Geſchütze richten; in der Regel darf ſie nicht unter 10 und nicht über 18—24 Fuß dick ſein. In Anſehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müſſe die Bruſtwehr ſo hoch machen,

daß man aus dem innern Raume der Schanze, in die Entfernung eines Kanonenſchuſſes, nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Kann man dieſe Regel wegen zu bedeutender Höhe naher Berge nicht befolgen, ſo ſichert man ſich durch im Innern der Schanze aufgeführte Querwälle.

Brutal=Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendſten Widerſacher der Schutzpocken, aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken=Impfung.

Brüten der Vögel. Die Vögel legen bekanntlich, wie die meiſten Amphibien, wie die Fiſche, Inſecten und Würmer, Eier, aus welchen ſich das Junge mittelſt der Wärme entwickelt. Die vier letztgenannten Klaſſen der Thiere überlaſſen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel bedienen ſich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entſteht für ſie ein beſonderes wichtiges Geſchäft, das Brüten. Alle bekannten Vögel verrichten dieſes Geſchäft ſelbſt, nur der Kukuk nicht, der ſeine Eier in die Neſter der Bachſtelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man ſonſt alles Brüten abſprach, brütet in Geſellſchaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Bei vielen Vögeln, z. B. den Enten, Gänſen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei andern aber, und inſonderheit bei denen, welche ſich paarweiſe zuſammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meiſen, nimt auch das Männchen daran Theil. Es löſet ſein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und ſich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen ſitzen, ſchützen es vor feindlichen Anfällen und tragen ihm Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anſtrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimt die unbequemſte Stellung an, um ſeine Eier nicht zu beſchädigen, und vergißt darüber Geſellſchaft und Nahrung. Unſere Gänſe, Enten und Hühner machen durch ihr öfteres Zerſtoßen und Verlaſſen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durſt, ſein Neſt verlaſſen, ſo bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehrſten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Neſt mit der augenſcheinlichſten Lebensgefahr. Die Haushenne ſetzt ſich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige, in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man ſie im Brüten ſtöre. Viele verlaſſen ihre Neſter, wenn eine Menſchenhand in ihrer Abweſenheit die Eier betaſtet; das thut ſogar der Canarienvogel. Die allmählige Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man beſonders bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erſte Bedeckung des jungen Vogels iſt eine Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neuausgekrochene Vögelchen hält ſich noch einige Stunden oder länger im Neſte unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt iſt. Die Aeltern, beſonders die Mutter, beweiſen nun die bewundernswürdigſte Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihre Jungen, ſie zu beſchützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig iſt, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird, ſo lange ſie noch blind ſind, vom Aelternpaare aus dem Neſte geſchafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume ſchade. Waſſer= und Sumpfvögel verlaſſen bald nach der Geburt das Neſt, und ſchwimmen oder laufen mit der Mut=

ter umher, von der ſie, ſo wie vom Vater, angewieſen werden, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen. Die Mutter beſchützt ſie, nimt ſie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es ſich oft ſauer werden, um es ihnen bequem zu machen. Die Zeit des Brütens iſt gewöhnlich nach der Größe der Vögel verſchieden. Wenn der Hänfling nur 14 Tage fodert, ſo brütet die gewöhnliche Henne in 21, der Schwan aber in 42 Tagen ſeine Jungen aus. In wärmeren Climaten ſoll die Brütezeit etwas abgekürzt werden. So ſagt man, daß in Afrika die Henne nur 13 Tage ſitze. Auch wiſſen wir, daß bei ſehr kühler Witterung Gänſe und Hühner viel länger ſitzen, als wenn das Wetter recht warm iſt. Im Durchſchnitt iſt eine Wärme von 104 Grad Fahr. dazu erforderlich. Das künſtliche Ausbrüten der Eier iſt nicht bloß auf Aegypten eingeſchränkt, ſondern man hat auch in Neapel während des 15. Jahrh. dergleichen Brütöfen angelegt. Aber in Aegypten iſt dieſe Kunſt auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die dazu eingerichteten Oefen ſind von Ziegelſteinen, und etwas in die Erde hineingearbeitet. Sie beſtehn aus zwei Stockwerken, die mit einander in Verbindung ſtehen, und in mehrere Kammern abgetheilt ſind. In einem Winkel des Gebäudes iſt ein Ofen, den man 10 Tage hinter einander, täglich 3—4 Stunden, mit Kuh- und Kameelmiſt, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, heizt. Um den rechten Grad der Wärme zu geben, hat man kein anderes Mittel, als das eigene Gefühl der Arbeiter. Man vergleicht die Temperatur, die man hervorbringen will, mit der Wärme der Bäder. Wird die Hitze zu ſtark, ſo öffnet man eigene Luftzüge. Der Boden der Abtheilungen oder Kammern wird mit Matten, und einer Schichte Stroh darüber, bedeckt, und darauf legt man die Eier, doch ſo, daß ſie einander nicht berühren. Täglich werden ſie 2 Mal, und eben ſo oft des Nachts, umgewandt. Nach 8 oder 10 Tagen unterſucht man ſie mit einer Lampe, ob ſie auch bekommen. Die fehlſchlagenden wirft man weg, und bringt die übrigen am 14. Tage in das obere Stockwerk. Am 20. oder 21. Tage kriechen die Küchlein aus, und werden nun ihren Eigenthümern zurück gegeben, oder verkauft. Für das Ausbrüten nimt der Beſitzer des Ofens ein Drittheil der Eier. Solcher Oefen ſollen 400 in Aegypten ſein, und in jedem Ofen (faſt unglaublich) 50,000 Küchlein ausgebrütet werden. Die Einwohner eines Dorfes, Bermé im Delta, ſind im Beſitz dieſer Kunſt, die ſie durch ganz Aegypten treiben. Auch in China iſt dies künſtliche Ausbrüten in Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchſen, die, mit Sand gefüllt ſind, und ſtellt dieſe auf eiſerne erhitzte Platten. Reaumür machte zwei Vorſchläge bekannt, wodurch er das künſtliche Ausbrüten auch in Europa einführen wollte. Auf gewöhnlichen Backöfen ſollte ein bewegliches Geſtell von Bretern angebracht werden, worauf man die Eier legen könne. Ein anderer Vorſchlag war, die Eier in Miſthaufen einzugraben; allein theils die Unſicherheit der Temperatur, theils die ſchädlichen Luftarten, die aus den Miſthaufen aufſteigen, hinderten den glücklichen Erfolg dieſes Unternehmens: die meiſten Eier wurden faul. Neuerlich hat ein ungenannter Franzoſe ein eigenes Werk über das künſtliche Ausbrüten herausgegeben, worin er die ägyptiſchen Brütöfen in größerer Zweckmäßigkeit einzuführen ſucht. Er heizt die Oefen mit kochendem Waſſer.

Brutto (Ital.), im Gegenſatze von Netto, wird in der Kaufmannsſprache die Waare mit Inbegriff deſſen, worein ſie verpackt iſt, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der

Waare, daher man z. B. ſagt: das Faß Kaffée wiegt 9 Ct. Brutto d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Faſſes.

Brutus (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete ſein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er ſich blödſinnig ſtellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Geſellſchafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als ſie ſich wegen einer in Rom ausgebrochenen Peſt dahin begaben. Als Lucretia, des Collatinus Gemahlin, ſich ſelbſt den Dolch in den Buſen ſtieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und ſchwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erſtaunten das Räthſel ſeiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anweſende, und ließ, da man ſich ſeiner Leitung unterwarf, ſogleich die Thore ſperren, das Volk zuſammenrufen, den Leichnam öffentlich ausſtellen und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem ſie beſchloſſen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuſchaffen und eine freie Verfaſſung einzuführen. Da beſtimmte man, daß zwei Conſuln auf ein Jahr die höchſte Gewalt ausüben ſollten, und ertheilte dieſes Amt zuerſt dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore geſperrt und ſich von dem Heere verlaſſen ſah, ſchickte Geſandte nach Rom, die wenigſtens ſein Privateigenthum zurückfodern und zugleich verſprechen ſollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieſes Begehren; dennoch verſuchten die Geſandten eine Verſchwörung und zogen mehrere Jünglinge in dieſelbe, unter denen ſich auch die beiden Söhne des Brutus, und ſeine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sclave, Namens Vinder, entdeckte das Vorhaben vor ſeinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Conſuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erſchüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterſtuhl zu ſehen, der ſie verurtheilen ſollte. Collatinus weinte, und ſelbſt der ſtrenge Valerius ſaß ſtumm da. Aber Brutus ſtand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwiderſprechlich erwieſen worden, den Lictoren, das Geſetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch ſeiner Söhne änderten ſeinen Entſchluß. Er wohnte dem ſchrecklichen Schauſpiele mit Standhaftigkeit bei, und erſt nach der Hinrichtung verließ er die Verſammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus ſeine ſchuldigen Vettern zu retten wünſchte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Conſul. Indeß hatte Tarquinius, von Porſenna unterſtützt, ein Heer verſammelt, und rückte gegen Rom an. Die Conſuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquins Sohn. Beide durchſtießen ſich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen (im Jahre Roms 245). Die Römer ſiegten, und Brutus ward feierlich begraben. Die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr lang als den Rächer der Ehre ihres Geſchlechts.

Brutus (Marcus Junius). Dieſer, vorzugsweiſe mit dem Namen des letzten Römers ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der ſeinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber ſeinen Privathaß und verſöhnte ſich mit Pompejus, als

ſich derſelbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberſtelle an und ergab ſich nach der unglücklichen pharſaliſchen Schlacht dem Cäſar, der ihn mit der zärtlichſten Freundſchaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und ſogar ihn für ſeinen Sohn hielt, indem Brutus Mutter, eine Schweſter des ſtrengen Cato, Cäſars Geliebte geweſen war. Bei Vertheilung der Staatsämter wies der Dictator dem Brutus Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch ward Brutus ein Haupt der Verſchwörung gegen Cäſar, da er die zärtlichſten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müſſen glaubte. Caſſius, von Haß gegen Cäſar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, ſuchte anfangs durch ſchriftliche Auffoderungen, dann durch ſeine Gemahlin Junia, des Brutus Schweſter, denſelben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich ſeinen Plan einer Verſchwörung gegen den nach der Alleinherrſchaft ſtrebenden Cäſar, in welche Brutus einging und durch ſein Anſehn viele der vornehmſten Römer zog. Cäſar ward im Senat ermordet. Brutus erklärte durch öffentliche Reden die Abſicht dieſer That, konnte jedoch das Misvergnügen des Volks nicht beſiegen und begab ſich mit ſeiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Conſul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäſars Schwager, ſich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbare Gegner zeigten ſich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verſchont hatte, ſöhnte ſich nur zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäſars Teſtament vorleſen zu dürfen. Hierdurch gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäſars zu reizen. Ein allgemeiner Aufſtand zwang die Verſchwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und ſuchte dort unter dem römiſchen Adel eine Partei zu bilden; auch gewann er die Truppen in Macedonien. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um ſo leichter ward, da die übrigen Pompejaniſchen Truppen ſeit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Theſſalien herumſchweiften. Hortenſius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei und ſo ſtand Brutus, Meiſter von ganz Griechenland und Macedonien, in Kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Aſien, wo er ſich mit Caſſius, deſſen Waffen hier einen eben ſo glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Sämmtliche Verſchworne waren verurtheilt worden, und man ſchickte ſich an, ſie zu bekriegen. Brutus und Caſſius aber unterwarfen ſich die Lycier und Rhodier mit großer Anſtrengung und gingen dann nach Europa zurück, um den Triumvirn die Spitze zu bieten. Des Geſpenſtes, welches nach Plutarch dem Brutus, auf dem Marſche von Sardes nach Abydus (in Kleinaſien) erſchienen ſein ſoll, erwähnen wir hier nur beiläufig. Das Heer ging über den Helleſpont und ſammelte ſich, 19 Legionen und 20,000 Reiter ſtark, in den Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn, Antonius und Octavian mit ihren Legionen eintrafen. Obgleich die römiſchen Geſchichtſchreiber in ihren Berichten über die Schlacht von Philippi nicht übereinſtimmen, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß zwar Caſſius vom Antonius geſchlagen ward, und ſich von einem ſeiner Sklaven den Tod geben ließ; daß aber Brutus mit mehrerem Glück gegen die Heeresabtheilungen kämpfte, an deren Spitze Octavian ſtand, der aber durch Unpäßlichkeit behindert ward, dem Treffen in Perſon beizuwohnen; daß Brutus nach der Schlacht eine

vortheilhafte Stellung inne hatte, wo er ſchwer anzugreifen war, und daß er, durch die thörichte Hitze ſeiner Krieger gewiſſermaßen gezwungen ward, den Kampf zu erneuern, der nun auch für ihn unglücklich ablief. Er ward völlig geſchlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er ſeine Sache rettungslos ſah, bat er einen ſeiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte ſich dieſer: als er ihn aber feſt entſchloſſen ſah, hielt er ihm mit abgewandten Geſicht ſein Schwert entgegen, in welches Brutus ſich ſtürzte. So ſtarb er im Jahre der Stadt 712 im 43. Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfaſſer der Charaktere und Sitten ſeines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe bei Dourdan unweit Paris, 1639 geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er kaufte ſich anfangs die Stelle eines Schatzmeiſters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Biſchof Boſſuet mit einer Penſion von 3000 Livres zu dem Herzoge von Burgund, um denſelben in der Geſchichte zu unterrichten, und hielt ſich in deſſen Hauſe ſeine ganze übrige Lebenszeit auf. Er überſetzte 1687 die Charaktere des Theophraſt mit vieler Eleganz ins Franzöſiſche, und begleitete ſie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten ſeiner Zeit mit ſcharfem Blicke und in einem bis zum Epigrammatiſchen ſinnreichen und witzigen Vortrage darſtellte. Dieſes Werk ſteht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm ſeine Charaktere nicht ſelten von lebenden Perſonen (wiewohl er dies läugnete), und Malezieux ſagte daher, als ihm La Bruyère ſein Manuſcript zeigte: „Sie werden ſich viele Leſer, aber auch viele Feinde dadurch erwerben.“ Dieſe Vorausſagung traf allerdings ein; doch ſcheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart. 1693 ward er, nicht ohne Schwierigkeit, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ſtarb 1696.

Bruyn (Corneille le), ein geſchickter Maler, aber ungleich berühmter als Reiſender, war im Haag 1652 geboren. Er lernte das Zeichnen und Malen von Theodor van der Schnur, ging 1674 nach Rom, wo er zwei und ein halbes Jahr ſeine Kunſt ſtudirte. Hierauf folgte er ſeiner Neigung zum Reiſen, beſuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, ſchiffte ſich nach Smyrna ein, durchreiſete Kleinaſien, Aegypten und die Inſeln des Archipelagus, Alles, was er ſeiner Aufmerkſamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Dann ließ er ſich in Venedig nieder, beſchäftigte ſich aufs neue mit ſeiner Kunſt, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. 1693 kam er in ſein Vaterland zurück und machte 1698 ſeine Reiſen bekannt. Die günſtige Aufnahme dieſes Werks erweckte aufs neue ſeine Reiſeluſt. Er verließ Holland 1701 und beſuchte Rußland, Perſien, Indien, Ceylon und einige aſiatiſche Inſeln. In Rußland mahlte er unter andern Peter den Großen und verſchiedene Prinzen ſeiner Familie, im J. 1706 in Batavia verſchiedne dort angeſehene Männer. 1708 kam er abermals in ſein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erſchien ſeine zweite Reiſebeſchreibung, deren Werth, wie der Werth der erſtern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverläſſigen Bemerkungen beſteht. Den Reſt ſeiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit ſeiner Kunſt beſchäftigt bald im Haag, bald in Amſterdam zu, und ſtarb zu Utrecht bei ſeinem Freunde und Beſchützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter und Alterthums- forſcher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde und 1804 ſtarb. Er ſtudirte in Cambridge, ward darauf Erzieher Lord Marlborough's, eines Sohnes des berühmten Feldherrn, mit dem er auch als Privat- Secretär einen Theil des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland und den Niederlanden zubrachte. Nach ſeiner Rückkehr bekam er einen einträglichen Poſten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße ge- ſtattete, ſeinen gelehrten Unterſuchungen über bibliſche, römiſche und griechiſche Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigſtes Werk iſt das Syſtem der alten Mythologie, welches in drei Quartbänden 1774 bis 1776 herauskam. So ſehr man den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit des Verfaſſers bewundert, ſo tadelt man doch mit Recht, daß er Ein- bildungen ſtatt ſtrenger Beweiſe angenommen, und ſich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologiſchen Erklärungen begeben. Nächſt- dem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Daſein von Troja. In mehreren Schriften ſuchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen von Homer erdichtet ſei. Eine frühere Abhandlung, die 1767 erſchien, ſetzt die Inſel Melite, an welcher der Apoſtel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Schein- gründen, nicht nach Malta, ſondern in das Adriatiſche Meer. Die heiligen Schriften ſuchte er durch Erläuterungen des Joſephus, Phi- lo des Juden und des Juſtinus Martyr zu erläutern.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen ab- ſtammend, widmete ſich früh den öſterreichiſchen Dienſten und ſtieg darin allmälig zum Kammerherrn und Feldmarſchall-Lieutenant. Zu Ende 1812, ward er von ſeinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denſelben nach Dresden geſandt. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 eine öſterreichiſche Heerabtheilung mit vieler Auszeichnung, und erhielt 1814 den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heers, welches über Genf in das ſüdliche Frankreich eindringen ſollte, wobei er eben ſo viel Vor- ſicht im Vorrücken, als Schonung und Menſchlichkeit gegen die ſtür- miſchen Bewohner zeigte. Bei Lyon ſtand er dem Marſchall Auge- reau gegenüber, ohne dieſen beſiegen oder die Stadt mit Gewalt neh- men zu können, bis die Corps von Bianchi und Heſſen-Homburg ihm zur Unterſtützung ankamen, und der Prinz von Heſſen-Homburg den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarſch der verbündeten Heere in Lyon, und begab ſich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder ſein Corps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, und ſtand in Savoyen dem Marſchall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieſer über Lyon zurückmarſchirt war. Nun beſetzte er ohne Widerſtand Lyon, errich- tete daſelbſt ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit ſtrenger verfuhr. Im Sep- tember trat er ſeinen Rückmarſch nach Oeſterreich an, und erhielt für ſeine ausgezeichneten Dienſte ſchöne Güter in Böhmen von ſeinem Kaiſer zum Geſchenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetſten Gene- rale, beſonders in Führung leichter Truppen. Bei den Piemonteſi- ſchen Unruhen im J. 1821 erhielt er den Oberbefehl über die öſter- reichiſchen Truppen, welche gegen Piemont beſtimmt wurden. Vgl. **Piemont.**

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieſes Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Menſch und halb Stier oder Eſel war.

— Auch führte dieſen Namen die große prächtige Galeere, in welcher der Doge von Venedig ſich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatiſchen Meere vermählte. (S. Venedig.)

Bucephalus, das berühmte Pferd Alexander des Großen, welches derſelbe für dreizehn Talente (etwa 15000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Theſſaliers, der es dem Könige Philipp zum Kaufe anbot. Aber ſchon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinwegzuführen, als der junge Alexander ſich erbot, es zu beſteigen. Wirklich ſchwang er ſich hinauf und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ ſich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum ſo lieb, daß er nie ein anderes Pferd beſtieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüſtet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde geſtorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben und erbaute um ſein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Buch, mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Dieſe deutſche Benennung entſtand vielleicht daher, weil man ehedem zum Einbinden die Rinde, Blätter und auch das geſchliffene Holz der Buche nahm. Im Lateiniſchen heißt das Buch liber, welches Baſt bedeutet, weil man ſonſt auf das Baſt ſchrieb. Eben ſo kommt vielleicht die Benennung Blätter von den Baumblättern, deren man ſich ſtatt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein=, Blei=, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. Die älteſten ſchriftlichen Urkunden ſuchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder= und Hieroglyphenſchrift, Andere bei den Babyloniern. Unter allen auf unſere Zeiten gekommenen Büchern ſind die Urkunden des Moſes, der um das Jahr der Welt 2453 ſchrieb, und das Buch Hiob die älteſten.

Buchanan (Georg), ein als Dichter und Hiſtoriker berühmter Schotte, war 1506 zu Kilkerne geboren, ſtudirte zu Paris von 1520 bis 1522; nachdem er früher im franz. Hülfsmilitair in Schottland 1523 Dienſte genommen hatte, verließ er ſolche, weil ihm die Kriegsſtrapatzen eine ſchwere Krankheit zugezogen hatten, und ging 1524 auf die Univerſität St. Andrews, aber noch im nämlichen Jahre nach Paris, lebte dort bis 1526 in höchſter Dürftigkeit und wurde nun Lehrer der Grammatik im Collegio der heil. Barbara. Hier wählte ihn der junge ſchottiſche Graf Caſſils zu ſeinem Lehrer und nahm ihn 1534 mit nach Schottland. Als dieſer 1536 ſtarb, ernannte ihn Jacob V. zum Lehrer ſeines unehelichen Sohns Jacob Stuart, Grafen Murray. Weil er eine beißende Satyre gegen die Franciscaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, blieb einige Jahre in Frankreich und ging endlich nach Portugal, um eine Lehrſtelle an der neuerrichteten Univerſität Coimbra zu übernehmen. Seine Feinde unterließen jedoch nicht, ihn auch hier zu verfolgen und er ward, ſowohl wegen jener Satyre, als auch weil man ihm im Allgemeinen den Vorwurf machte, kein ächter Katholik zu ſein, auf einige Monate, um ſich beſſer zu unterrichten, in ein Kloſter geſperrt, in welchem er ſeine poetiſchen Umſchreibungen der Pſalmen verfaßte. Nach vielem Herumſchweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte ſich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs, Jacobs VI., nachmaligen Jacobs I., den er ſtreng hielt, und ihn ſelbſt oft körperlich züchtigte. Auch nachdem Jacob zur Regierung gekommen war, ſagte er ihm bittre Wahrheiten. Er ſchrieb 1565 die ſchottiſche Ge=

ſchichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die katholiſche Religion und gegen ſeine ehemalige Wohlthäterin, die Königin Maria Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung, Director der königl. Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 dieſe Stelle, ging nach Edinburgh, und ſtarb daſelbſt 1582. Er hat theils durch ſeine obs erwähnten Pſalmen, theils durch andere Gedichte ſeine Meiſterſchaft in der lateiniſchen Dichterſprache bewieſen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satyriker witzig und geiſtvoll.

Bucharei, ein großes Land in Aſien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt, von denen jene zur Tatarei (ſ. d.), dieſe zu China (ſ. d.) gehört.

Buchdruckerkunſt wird in Abſicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographiſche, typographiſche u. ſtereographiſche eingetheilt. Die xylographiſche Buchdruckerkunſt beſteht darin, daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einſchneidet, ſie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß iſt die älteſte Art der Buchdruckerkunſt, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche iſt. Die typographiſche Buchdruckerkunſt iſt diejenige, bei welcher man ſich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zuſammenſetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geſchnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt, gegoſſene. Die ſtereographiſche Buchdruckerkunſt endlich iſt diejenige, zu welcher man ſich, nach der neueſten Verbeſſerung, ganzer Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chineſen ſollen ſchon unter ihrem Kaiſer Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte, die xylographiſche Buchdruckerkunſt gekannt haben, doch ſchreiben ſich auch die Japaner die erſte Erfindung derſelben zu. Auch in Tibet ſoll nach dem Berichte verſchiedener Reiſenden, dieſe Kunſt ſeit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich ſchon ſeit Jahrtauſenden Sitte war, mit dem Petſchaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlaſſung zur Erfindung der Buchdruckerkunſt hätte geben können; ſo wurde doch erſt etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derſelben geleitet. Denn es iſt mit Recht zu beſtreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutſchen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunſt bei den Chineſen gehabt haben, obgleich nicht zu läugnen ſteht, daß ſchon vor Guttenberg, und zwar 1423, die Kunſt, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu ſchneiden, bekannt war. Drei Städte ſtritten um die Ehre der Erfindung der typographiſchen Buchdruckerkunſt, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger Lorenz Janßon Coſter, bereits 1430 die Kunſt, die Schrift in Holztafeln einzuſchneiden, erfunden habe. Die Straßburger ſchreiben dieſe Erfindung Guttenbergen zu, der ſie in Straßburg zuerſt gemacht haben ſollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieſer Guttenberg nicht in Straßburg, ſondern vielmehr in Mainz die typographiſche Buchdruckerkunſt erfunden habe. Die Wahrheit iſt, daß Guttenberg in Straßburg die erſte Idee ſeiner nachherigen Erfindung faßte, ſie aber erſt in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieſer Joh. Guttenberg hieß eigentlich Joh. von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von ſeinen beiden in Mainz belegenen Häuſern, Gänsfleiſch und Gudenberg, auch Joh. Gänsfleiſch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden ſtets der Name Henne Gänsfleiſch beigelegt wird. Es iſt erwieſen, daß Guttenbergs Druckzeug bereits 1436 fertig

war, und daß er auch ſchon in dieſem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere dergleichen in Holz abgedruckt hatte und ihm dieſe Methode bei der öftern Wiederholung zu mühſam ſchien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchſtaben drucken und dieſe hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß führte ihn auf die Erfindung der beweglichen Lettern, die er noch vor 1442 muß gemacht haben, denn bereits in dieſem Jahre beſaß man abgeſetzte Lettern. Mit 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunſt. Guttenberg verband ſich in dieſem Jahre mit einem reichen Goldſchmid in Mainz, Namens Joh. Fuß (Fauſt), einem gebornen Engländer, zu einer typographiſchen Geſellſchaft. Fauſt nahm darauf auch ſeinen Bruder, Jac. Fauſt, und bald darauf (wahrſcheinlich 1453) einen gewiſſen Pet. Schöffer, einen Mönch und ſehr erfinderiſchen Kopf, in dieſen Verein auf, welcher nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunſt wurde. Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und dieſe anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geſchnitten. So blieb aber die Buchdruckerkunſt noch ein ſo mühſames als koſtſpieliges Geſchäft, bis von Joh. Fauſt oder Pet. Schöffer die gegoßnen metallnen Lettern und andre Vortheile dabei erfunden wurden. Das älteſte, mit gegoſſenen Lettern von Guttenberg u. Fauſt in Mainz gedruckte Werk, welches gegen 1455 vollendet wurde, iſt die ſogenannte Guttenbergiſche lateiniſche Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil ſie auf jeder vollſtändigen Columne 42 Zeilen hat. Als ſich Fauſt 1456 von Guttenberg getrennt, und, in Folge eines von ihm demſelben zu machenden Darlehns von 2020 Gulden, ſich deſſen Druckerwerkzeug zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Pet. Schöffer größere typographiſche Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunſt nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Fauſt insbeſondere den Druck der lateiniſchen und deutſchen Bibel betrieb, durch deren Abſchrift die Mönche bisher einen anſehnlichen Verdienſt gehabt hatten, letztere ohnehin die erſtaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten, und dieſe Kunſt deßhalb einer Eingebung des Satans zuſchrieben, ſo gerieth er darüber mit ihnen in einen gewaltigen Streit. Er war nämlich mit ſeiner 1462 zum erſtenmal mit der Jahreszahl gedruckten Bibel nach Paris gereiſet, um ſie daſelbſt zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutſchland gehört und deßhalb Paris ſchleunig verlaſſen hatte, ſo veranlaßte dieß wahrſcheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts deſto weniger reiſete Fauſt 1466 zum zweiten Male nach Paris, und ſtarb aber daſelbſt an der Peſt, worauf Pet. Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunſt allein fortſetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Fauſt hatte erſterer Mittel gefunden, ſich eine neue Druckerei anzuſchaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbeſondere der bekannte aſtrologiſch-mediciniſche Kalender in Folio von 1457 merkwürdig iſt, welcher als der erſte bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieſes Kalenders von denen mit welchen Fauſt und Schöffer druckten, durchaus verſchieden ſind ſo ſchließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Kalender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden ſei. Seit 1462 zerſtreuten ſich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien außer Deutſchland, zuerſt in Italien, hernach in Frankreich, deſſen damaliger König der erſte Fürſt war, der ſich der neuen Kunſt annahm. Nebſt Fauſt, Schöffer und Guttenberg war ein gewiſſer Albrecht Pfiſter,

man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunſt gelangt; derſelbe ſoll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach und nach die Buchdruckerkunſt bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbeſſert worden war, machten ſich J. G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau und Franz Ambroſius Didot in Frankreich beſonders um die Vervollkommnung dieſer Kunſt verdient. Neuerlich erhielt Phil. Ruſher in England ein Patent für verbeſſerte Drucklettern, wodurch der Druck ſchöner, ebenmäßiger und leichter werden ſoll. Auch erfand Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchſtaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barcley 1790 ein Patent erhielt. Uebrigens ſcheint die Buchdruckerkunſt, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchſte Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht ſich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzten Seiten in ſolide Maſſen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunſt durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben dieſe Beweglichkeit iſt auch Urſache, daß ſich, ſo oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einſchleichen und daß ſich beim Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus, weil der Drucker ſie nicht immer wieder an den rechten Ort einſetzt, neue Druckfehler entſtehen. Dieſe Unvollkommenheiten waren insbeſondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen beſteht, ſehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambroſ. Didot, dachte daher, als er die logarithmiſchen Tafeln von Callet drucken ſollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieſes gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchſtaben und Zahlen zuſammengeſetzten und aufs genaueſte corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß ſich ein Buchſtabe verſchiebt. Durch dies Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entſtehen neuer Druckfehler während des Drucks, unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen ſtehen gebliebenen Fehler, ſo wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchſtabens durchbohrt, der falſche Buchſtabe herausgenommen, der rechte dafür eingeſetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Dieſe ſo verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechiſchen *στερεος*, feſt, feſtſtehend, und *τυπος*, Form, Geſtalt. Er ließ mit ſelbigen bereits 1795 Callets oben genannte logarithmiſche und trigonometriſche Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, ſondern wird den Holländern zugeſchrieben. Denn ſchon ſeit mehr als 100 Jahren ſoll man in Holland verſtanden haben, mit ſtehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derſelben ſoll J. van der Mey, der Vater des bekannten Malers dieſes Namens, geweſen ſein, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tauſend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieſer Bibel befinden ſich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. u. J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunſt, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigſtens wurde ſeitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil dieſe Art zu drucken zu koſtſpielig war. Auch ſoll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange

des 18. Jahrh., die Kunſt, von gegoſſenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Salluſt von zuſammengelöthеten Typen abgedruckt haben. Man ſieht hieraus, daß Didot im ſtereotypiſchen oder ſtereographiſchen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er dieſe Kunſt ſehr verbeſſert, ſo daß durch dieſelbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Anſehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbeſſertes Verfahren iſt folgendes. Er nimt bewegliche Lettern, die ſich von den gewöhnlichen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie etwas kürzer und von einer weit härtern Maſſe ſind. Dieſe werden auf die gebräuchliche Weiſe geſetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichſt fehlerfrei iſt. Alsdann wird jede mit dieſen harten Lettern geſetzte Seite in ein Viereck vom weichſten Blei abgedruckt. Dieſe Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, und die oben erwähnten Lettern von harter Maſſe ſind alſo die Patrizen, welche zur Verfertigung dieſer Matrizenplatte dienen, und nachdem ſie dieſen Dienſt geleiſtet haben, wieder auseinander genommen, anders geſetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine ſolche Seite, die als Matrize dient, ſo wird ſie abgeklatſcht, d. h. ſie wird auf eine Teigmaſſe abgedruckt, die ſich hinterher verhärtet und zum Druck dient; beim Abdruck ſelbſt werden die verſchiedenen ſoliden Platten oder Seiten auf eine meſſingene Platte geſchoben, welche die Stelle der Form vertritt, und nothwendig iſt, um dem Ganzen Haltung zu geben, da dieſe ſehr dünnen ſtereotypiſchen Seiten oder Columnen dem Drucke ſchwerlich widerſtehen würden. Ein anderes Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Buchdruckers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, beſteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine beſondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern ausſehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterſchiede, daß die Buchſtaben gerade und vertieft in der Matrize ſind, ſtatt daß ſie verkehrt und erhaben auf der Druckletter ſtehen; daß man ſodann dieſe von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch ſein ſoll, ſetzt und damit ſogleich die zum Druck dienenden ſtereotypiſchen Tafeln oder Columnen abklatſcht und mithin das Verfahren abkürzt. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu ſchneiden, wovon jeder Character in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geſchnitten iſt. Die Maſchinen, die er zur Ausführung dieſer beiden Gegenſtände erfunden hat, ſind höchſt ſinnreich. Außerdem haben ſich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürge, zu Wien, der Graf Proſper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbeſſerung der Stereotypen-Druckerei ſehr verdient gemacht. In Deutſchland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Carl Tauchnitz in Leipzig angelegt. Für typographiſche Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Breitkopf, Göſchen, Degen, Tauchnitz und Vieweg in Deutſchland am meiſten geleiſtet. Nächſt den Lettern iſt das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunſt die Buchdruckerpreſſe, worein die geordneten Lettern geſetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf daſſelbe abgedruckt werden. Anfangs druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieſes Reibers erfand

Guttenberg die Preſſe. Aus einer ſtraßburgiſchen Urkunde ergibt ſich, daß ſie bereits im J. 1436 im Gange geweſen iſt. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Preſſen; denn Carl VII. ſchickte in dieſem Jahre Jemand nach Straßburg, der daſelbſt die Buchdruckerkunſt erlernen ſollte. Leonhard (Joh.) Danner, der 1585 ſtarb, brachte 1550 zuerſt zu Nürnberg die meſſingenen Spindeln in der Buchdruckerpreſſe an, wozu ihm die Erfindung der Brechſchraube Veranlaſſung gegeben hatte. Verbeſſerte Druckpreſſen erfanden nach und nach, ſämmtlich in der zweiten Hälfte des vor. Jahrh., Wilh. Haas in Baſel, Joh. Gottfr. Freitag in Gera, Franz Ambroſ. Didot und Amiſſon in Paris, und Joſeph Tidley, ein Engländer. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Preſſe erfunden, welche ſelbſt die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beiſtand einer einzigen Perſon, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpreſſen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maſchine, auf welcher, vermittelſt eines Drucktiſches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden können. (S. auch Dampfdruckmaſchine.) Die Buchdruckerſchwärze iſt eine ſchwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibdinte; dann bediente er ſich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erſt um 1450, oder noch etwas ſpäter, erfanden Fauſt und Schöffer die Buchdruckerſchwärze, welche aus Kienruß und ſtarkem Firniß bereitet wird. In Paris wird die vorzüglichſte und ſchönſte verfertigt und davon ſelbſt nach England und Deutſchland verſandt.

Büchercenſur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entſtehen anfing, und ſelbſt durch die Leichtigkeit des Mittels, ſeine Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu verbreiten, die denkenden Geiſter angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen und durch Mittheilung ihrer Anſichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks und in den Kreis eines unſichtbaren Publikums hervor, und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerſt die geiſtliche Macht ſich bewogen, dieſe Freiheit (Freiheit der Preſſe oder Preßfreiheit genannt) einzuſchränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungsſyſtem der katholiſchen Kirche widerſprächen und gefährlich würden. Dies geſchah vorzüglich durch die Büchercenſur, welche ſchon ſeit 1479 vorkommt, aber erſt ſpäterhin durch ein Edict Alexanders VI. von 1496, und durch die Bulle ſeines Nachfolgers Leo X. von 1515, eine dauernde Einrichtung bekam, die darin beſtand, daß Buchdrucker und Verleger die Schriften, bevor ſie gedruckt wurden, der Prüfung öffentlich niedergeſetzter Perſonen (Cenſoren) unterwerfen, und daß letztere beurtheilen mußten, ob dieſe Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widerſprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Cenſur nannte. Nur die Unterſchrift des „Imprimatur“ von Seiten der Cenſoren gab die Erlaubniß, dieſe Schriften zu drucken. Begreiflich iſt es, daß man in dieſer Büchercenſur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben ſuchte, ein wirkſames Mittel fand, die Fortſchritte der Bildung zum Vortheile der Prieſterſchaft zu beſchränken, und durch dieſelbe einen ſtrengen Zwang in der

Kirche ausübte. Allein auch dieſe Feſſel konnte den einmal erwachten Geiſt der freiern Forſchung nicht lange aufhalten, wiewohl ſpäterhin ſelbſt proteſtantiſche Regierungen für gut fanden, dieſelbe, nur allerdings weniger ſtreng als ſie auch in neuern Zeiten in den katholiſchen Ländern geweſen iſt, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war beſonders am Ende des 16. Jahrh. ziemlich allgemein, übrigens nach Zeitumſtänden und nach den beſondern Grundſätzen der Regierungen verſchieden. Jetzt ſind wir ſowohl durch Erfahrung als durch feſtere Grundſätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umſtänden, der Geiſtesfreiheit eben ſo gefährlich werden könne, als eine ungezügelte Preßfreiheit den heiligſten Zwecken der Geſellſchaft, und daß mithin die Bücherceuſur an ſich ſo wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geiſtesfeſſel, als eine durchaus uneingeſchränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen iſt. Denn im Grunde iſt jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung wie das Recht des Bürgers, beſchränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau beſtimme, was dieſe in beſondern Verhältniſſen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt ſich beſtimmen, daß das Anſehn des Staats, ſeine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrückſichten jeder Bücherceuſur ſein müſſen. Das Erſtere gebietet z. B. denjenigen Büchern oder Stellen derſelben den Druck zu verſagen, in welchen ſich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchen die ſchuldige Achtung gegen dieſelbe leidet, oder Aeußerungen, welche mit dem politiſchen Syſteme des Staats im Widerſpruche ſtehen, und dadurch dem Wohl des Ganzen gefährlich werden können; dies kann ſich aber nicht auf allgemeine wiſſenſchaftliche Grundſätze erſtrecken, deren Prüfung nur der wiſſenſchaftlichen Kritik obliegt. Schwerer iſt die Grenze in Hinſicht der Religion des Staats zu beſtimmen, von welcher ſich die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchreiten größtentheils entfernt, eben ſo in Hinſicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunſt häufig im Streite liegt. Hier kann die Cenſur nur da hindernd ſein, wo eine offenbare Verletzung der Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo von der Verſchiedenheit der Anſichten die Rede iſt; daher, wenigſtens in neuerer Zeit, das Politiſche die Hauptrückſicht und die Cenſur größtentheils eine politiſche iſt. Die Anſicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geſchäfte des Cenſors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftſteller zu beurtheilen verſteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, ſondern die eigentliche politiſche Cenſur wird mit Recht nur dem gebildeten Staatsmann, die Cenſur religiöſer, wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Werke dem öffentlich angeſtellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbeſondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung ſtehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber ſoll die Beſchränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken verſuchen; auch iſt Letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeſchränkteſte Preßfreiheit. Wir verſtehen alſo unter Bücherceuſur die unter öffentlicher Autorität (durch Cenſoren) angeſtellte Beurtheilung der zum Druck beſtimmten Schriften, in Hinſicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Beſtehens, inſofern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorſam gegen den Staat und die ſchuldige Ehrfurcht

Bayerische Staatsbibliothek München

gegen die Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beſchränkte Freiheit, ſeine Gedanken durch den Druck mitzutheilen. Sie findet Statt, wo die Cenſur mit Begünſtigung der Geiſtesfreiheit nach liberalen Grundſätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengeſetzt aber iſt der (rechtswidrige) Preßzwang, Beſchränkung der Druckfreiheit durch eine der Geiſtesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengeſetzte Büchercenſur. Die neueſte Rechtsphiloſophie nimt es inzwiſchen mit dieſen beiden Begriffen ſchärfer. Nach ihr iſt überall Preßzwang, wo Cenſur iſt, und Preßfreiheit nur da, wo Jedermann drucken laſſen kann, was er will: ſo daß er für das Gedruckte, inſofern es ein Vergehen enthält, bloß den im Staate geltenden Geſetzen und ſeinem ordentlichen Richter verantwortlich bleibt. Wider dieſe Preßfreiheit ſcheinen zwei Rechtsgründe zu ſprechen: einmal daß der Staat verbunden iſt, Vergehungen, wenn er kann, zu hindern; ſodann daß das durch den Druck begangene Vergehen durch die Verbreitung des Gedruckten fortgeſetzt werden könnte, während der Richter darüber die Parteien hörte. Aber jener Grund rechtfertiget die Cenſur nicht, nach deren Einrichtung das veto oder imprimatur in der Willkür eines Staatsbeamten ſteht. Aus ihm ließe ſich blos die Rechtmäßigkeit eines Preßfiscals ableiten, welcher den Druck aufhalten könnte, bis auf ſeine Anklage der Richter entſchieden hätte, ob der Druck ein Vergehen wäre. Der zweite Grund hingegen iſt darum unerheblich, weil der Richter ſelbſt die Verbreitung des Gedruckten bis nach Austrag der Sache durch Beſchlag nach Rechtsgrundſätzen hemmen könnte. Die Cenſur hat vier Grade. Entweder 1) es darf kein Buch verkauft werden, ohne daß ſolches vorher dem Cenſor gezeigt werde. So war ſie unter Napoleon und ſo iſt ſie in Rom und in Wien. Bei dieſen iſt ſie es theils aus politiſchen, theils aus religiöſen Gründen. Oder 2) die Bücher dürfen in der Regel frei eingehen, aber was im Staate gedruckt wird, muß vorher dem Cenſor gezeigt werden. So iſt es in Berlin. Oder 3) die Bücher dürfen frei gedruckt werden, aber Journale und Zeitungen bedürfen zuvor der Einſicht des Cenſors. So iſt es jetzt in Frankreich und in den preußiſchen Provinzen am Rhein. Oder endlich 4) auch die Zeitungen dürfen frei gedruckt werden, ſo iſt es in England. Dann iſt Preßfreiheit, und die Preßvergehen werden nach den Preßgeſetzen beſtraft, wenn ſie begangen ſind, dahingegen die Cenſur ſolche vorſehend verhindert, und die Verantwortlichkeit vom Verfaſſer abnimt und dem Cenſor auflegt. Die Bedingungen, unter denen Preßfreiheit möglich iſt, ſind unter den Artikeln Preßfreiheit und Staatsverfaſſung angeführt worden. Den Preßgeſetzen ſtehen die Cenſurgeſetze gegenüber. Jene werden nach dem Drucke angewendet, dieſe vor demſelben.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt, einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal ſelbige gebrochen ſind. Iſt der Bogen ein Mal gebrochen, ſo daß er 4 Seiten gibt, ſo heißt das Format Folio; iſt er zweimal gebrochen und liefert 8 Seiten, ſo iſt es Quart; iſt er dreimal gebrochen und liefert 16 Seiten, ſo iſt es Octav; iſt er viermal gebrochen und liefert 32 Seiten, ſo iſt es Sedez u. ſ. w., indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten ſich verdoppelt. Außerdem ſind noch gewöhnliche Formate das Duodez, wo der Bogen 24, und das Octodez, wo er 36 Seiten liefert und höchſtens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner iſt, fällt

auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die ſich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite faſt das Quartformat erreichen und wieder andre, die faſt Sedez ſind. Um dieſe Verſchiedenheiten einigermaßen zu bezeichnen, unterſcheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und ſpricht daher von Groß-, Mittel- und Klein-Folio, Groß-, Mittel- und Klein-Quart u. ſ. w.

Bücherkataloge. Kataloge bedeutender Bibliotheken ſind unter einem doppelten Geſichtspunkte zu betrachten, ſowohl unter einem *allgemeinen literariſchen*, als auch unter einem beſondern, welchen man den bibliothekariſchen nennen könnte. In erſterer Hinſicht haben ſie Intereſſe, wenn die Bibliothek, welche ſie verzeichnen, entweder überhaupt ſehr zahlreich iſt (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bänd., Bibl. Firmiana. Mailand 1783, VI. 8. Catalogue du duc de la Vallière, Par. 1783—88. IX. 8.), oder ſich durch gute Auswahl, Reichthum an ſeltnen und koſtbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae von Mich. Maittaire. Lond. 1743—1745. V. 8., wegen ſeltner Bücher Sam. Engels (Bern 1743. 8.) und Dan. Salthens (Königsb. 1751. 8.) Kataloge wegen alter Drucke (I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana. Lond. 1814. IV. 8., Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15. impressor. bibl. Magliabechianae. Flor. 1793. III. F.), wegen ausgezeichnet ſchöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, (Cat. de la bibl. de Mac-Carthy. Par. 1815. II. 8.) oder auch durch einzelne ſtark beſetzte Fächer auszeichnet. So ſind für die Naturgeſchichte wichtig die Kataloge von Joſ. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Cobres (Augſp. 1782. II. 8.), für die ungariſche Geſchichte der des Grafen Szecheny (Sopronii 1799 ff. 8.), für die klaſſ. Literatur die des Grafen Rewiczky (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die franzöſ. Literatur die zweite Abtheilung des Vallièreſchen Katalogs, für die italien. Literatur die Kataloge von Capponi (Rom 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutſche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indeſſen erhalten die Kataloge, auch der reichſten Bibliotheken, ihren wahren Werth und ihre Brauchbarkeit erſt durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch zugleich auch ein ſpecielles bibliothekariſches Intereſſe. Dazu iſt außer der Vollſtändigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche ſie bei alten Drucken und vorzüglich ſeltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Cuſtos u. ſ. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beſchaffenheit der Kupfer, ſo wie der Namen der Künſtler erſtrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu überſehende Anordnung der Bücher erfoderlich. Franzoſen waren hierin die erſten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Ismael Bullialdus und Joſ. Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieſer Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographiſche Genauigkeit zeichnete ſich im 18. Jahrh. der pariſer Buchhändler Gabriel Martin aus (Kataloge von Bulteau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738), und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten Debure im Kataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der erſten Abtheilung des Vallièreſchen Katalogs, ſo wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieſelbe

Zeit lieferte auch Jac. Morelli in Venedig den, durch dieſelben Eigenſchaften ſich empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelli (Ven. 1787. VI. 8.). Da indeſſen alle dieſe Kataloge blos zum Behuf des Verkaufs verfertigt wurden, ſo ließen ſie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wiſſenſchaftlichen und bibliothekariſchen Standpunct erhoben ſich, um der frühern mangelhaften Kataloge der Bodlejaniſchen (Oxf. 1738. II. Fol.) und pariſer Bibl. (1739. VI. Fol.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in ſeinem Realkataloge der Bünauiſchen (Leipz. 1750. VII. 4.) u. Audiffredi in dem alphabetiſchen der Caſanatiſchen Bibliothek (Rom 1761. IV. Fol.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, ſind unübertroffne, vielleicht ſelbſt unübertreffliche Muſter, und namentlich kann mit dem erſtern der mit kindiſchen Fehlern angefüllte und höchſt unzuverläſſige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joſeph v. Sartori (Wien, 1801. XIII. 4.) auf keine Weiſe verglichen werden. Endlich gibt es noch beurtheilende Kataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beſchreibungen ſeltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preiſe enthalten. Außer den wenigen allgemein intereſſanten Werken dieſer Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. ſind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna (Amſt. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüſſel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (ſ. oben), ſo wie Denis Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek, Wien 1780. 4. As.

Büchernachdruck iſt der im Weſentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranſtaltet von Jemanden, der das vom Verfaſſer ausgehende Recht, daſſelbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber dieſen Gegenſtand iſt vieles geſchrieben und geſtritten worden; doch ſind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede ſein) nicht ſowohl darüber verſchieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges, ſondern vielmehr, warum er es iſt. Uns ſcheint, man müſſe dabei nicht von dem, größtentheils ſehr unbeſtimmten Vertrage zwiſchen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, ſondern von der Natur und dem Zwecke des Geſchäfts ſelbſt, worauf ſich der unbeſtimmte Vertrag immer ſtillſchweigend bezieht. Das Recht, ſein Werk, wie es iſt, zu drucken, wird von dem Verfaſſer deſſelben auf den Verleger oder Drucker übertragen, und dieſes Recht muß inſofern als Eigenthum des Letztern, welches ſelbſt der Gelehrte (er müßte denn ſeinen Geiſteswerken eine durchaus neue Geſtalt geben) nicht zum zweiten Male veräußern kann, angeſehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keinesweges ſein Recht, daſſelbe zu drucken, ja ſelbſt bei ausdrücklicher Veräußerung dieſes Rechts könnte ein Streit entſtehen, welcher bei der Unbeſtimmtheit des Vertrags zwiſchen Verleger und Verfaſſer nicht zu heben iſt, ſondern er veräußert nur das Eigenthum und den Gebrauch des Exemplars, als ſolches. Soll nun der Staat, deſſen Pflicht es iſt, jedes Gewerbe zu ſichern und zu ſchützen, den freien Verkehr der Geiſteswerke und ihrer Verbreitung, als ein rechtmäßiges Gewerbsgeſchäft befördern, ſo muß er dieſe Grundſätze, welche aus dem Zweck jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weiſe zwiſchen Schriftſteller und Verleger geſchloſſen werden ſollte, zur Vermeidung aller Rechtsunſicherheit geſetzlich feſtſtellen, und mit nachdrücklichen Mitteln in Aus-

führung zu bringen ſuchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger, wie dem Verfaſſer, der Lohn ihrer Arbeit ungeſchmälert bleibe, ſondern auch die ſichere Ausſicht auf Beſtrafung des ſchändlichen Nachdrucks beide zu literariſchen Unternehmungen aufmuntere, und dadurch der literariſche Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieſes nicht der Fall iſt, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftſtellers, ſondern auch das Publicum, welchem die Bücher wohlfeil, aber ſchlechter angeboten werden, ungemein. Die Regierungen machen ſich daher um Literatur und dadurch auch um die Cultur ſehr verdient, wenn ſie dem Schriftſteller ſein Recht auf den Ehrenlohn des veräußerten Geiſteswerks, ſo wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck feſter beſtimmen, und wie jedes andere Eigenthum im Staate, durch eine den Nachdrucker nicht nur beſchimpfende, ſondern auch allen Gewinn ſeines wirklich entehrenden Geſchäfts vernichtende Strafe, gewährleiſten. So werden ſie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geiſtigen Bildung ausrichten. Sollen aber Veranſtaltungen in dieſer Hinſicht vollkommene Wirkung haben, ſo müſſen ſich die Regierungen aller durch gleiche Bildung, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten zu dem edlen Zwecke der Förderung gemeinſamer Bildung auch wechſelſeitig gegen allen Nachdruck, der in ihrer Sprache gedruckten Geiſteswerke, verbinden. Der Unfug indeß, welcher durch unweſentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die brandmarkende Benennung des Nachdrucks abzuwenden, die auch noch nie ein Nachdrucker ſchamlos genug geweſen iſt, ſeiner Auflage vorzuſetzen, ferner auch die weſentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, ſollen von den gelehrten Tribunalen ſtets gebührend gerügt und mit ſtrenger Mißbilligung bemerkt werden. S. übrigens den Art. Nachdrucker.

Bücherprivilegium iſt die ausſchließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder ſonſt Jemanden über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteſte Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Biſchof zu Bamberg, 1490. Nächſt demſelben gibt es ein venetianiſches von 1491. In Polen waren ſie um 1500 gebräuchlich; das älteſte päpſtliche iſt von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erſte kaiſerliche iſt von 1510.

Bücherverbot ſ. Büchercenſur.

Buchhalterei iſt die Kunſt, vermöge welcher ein Kaufmann oder ſonſtiger Rechnungsführer, ſeine Einnahmen und Ausgaben, ſowohl in Geld als Waaren oder ſonſtigem Werth, in ſeinen Büchern verzeichnet, ſo daß er mittelſt einer leichten Ueberſicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und ſeines ganzen Geſchäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder deſſen, was man beſitzt oder doch einzunehmen, und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italieniſche Buchhalterei eingetheilt. In der erſten werden die Poſten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch ſo verzeichnet, daß jedes bloß einzeln erſcheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beſtändiger wechſelſeitiger Verbindung mit einander ſtehen, zu welchem Ende alle Poſten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Verſehen

vorgebeugt wird. Als beſondere Regel der doppelten Poſten iſt folgendes zu merken: Alle eingehende Gelder und Waaren werden Debitores an den, der ſie geliefert hat; dagegen werden alle diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Caſſe oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, ſind hauptſächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geſchäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung, eingetragen wird; ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgeſondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Poſten auf ihre ordentliche Rechnung geſtellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die beſten Anweiſungen gelten: Berghaus, ſelbſtlehrender doppelter Buchhalter und Wagner's neues vollſtändiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — **Buchſchuld** iſt eine Schuld, welche der Kaufmann in ſein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsgebrauche hat eine anerkannte Buchſchuld bei Kaufleuten Wechſelkraft.

Buchhandel, Buchhändler. Vor Erfindung der Buchdruckerkunſt trieben die Abſchreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo diejenigen, welche Abſchriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandriniſchen Griechen hatten einen beſondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und deſſen Pflanzſtädten gab es Buchhändler, welche Abſchreiber und Schönſchreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris, ſiedelten ſich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii hießen. Die Werke, womit ſie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen ſie jedesmal nur vier zum Leſen oder Abſchreiben, für hohe Preiße überließen. Die Benutzung großer Werke war daher Aermern nicht leicht möglich. In Paris durfte ſeit 1342 Niemand mit Büchern handeln, der nicht von der Univerſität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von beſonders dazu verordneten Beamten die Abſchriften durchgeſehen und die Verkaufpreiſe beſtimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt war der Buchhandel urſprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Fauſt, der erſte Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitern Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andere betriebſame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem ſie die Verlagsbücher verſchiedener Druckereien in die Stifter und Kloſterſchulen, damals die Hauptpfleger der Wiſſenſchaften, zum Verkaufe brachten. Dies Geſchäft trieben beſonders die Abſchreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15. Jahrh. gab es in Deutſchland ſolche Buchhändler, z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entſtanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handſchriften abkauften und dieſelben auf ihre Koſten drucken ließen. Der erſte bis jetzt bekannte Buchhändler dieſer Art war Joh. Otto in Nürnberg, der 1516 auf ſeine Koſten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu beſitzen, wie andere nürnbergſche Buchhändler. In Leipzig ließen ſich erſt um das J. 1545 zwei Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den, ſtarken Handel treibenden Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt am Main zur Meſſe gebracht. Später kam die Buchhändlermeſſe zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 ſchon von 19 fremden

Buchhändlern beſucht ward, welche eine Mittheilung der Büchercommiſſion unterſchrieben. Der leipziger Meßkatalog erſchien bereits im J. 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen ſich immer noch in drei Claſſen: Buchdrucker, welche ihren Verlag ſelbſt auf der Meſſe abſetzen (deren es aber gegenwärtig im deutſchen Buchhandel nicht viele mehr gibt, obgleich mehrere große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien beſitzen), Verlagshändler, welche die Schriften, die ſie auf ihre Koſten haben drucken laſſen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (ſogenannte Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche ſie von den Verlegern beziehen. Die letztern haben in der Regel zugleich eigenen Verlag, um deſſen Artikel gegen fremde durch Tauſchhandel umſetzen zu können, oder (da dieſer Tauſchhandel in den neueren Zeiten wegen der vermehrten Verlagshandlungen nicht mehr ſo allgemein Statt finden kann), um mit dem etwanigen Vortheil des Verlagshandels den des Sortimentshandels zu verbinden. Dieſer Verkehr wird in Teutſchland durch die Büchermeſſen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Oſtermeſſe von ſämmtlichen Buchhändlern Deutſchlands und einigen Buchhändlern der angrenzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Lieflands, Preußens, beſucht, um gegenſeitig die Rechnungen abzuſchließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutſche Verleger gibt die bei ihm erſchienenen Bücher zum Theil dem Sortimentshändler à Condition, d. h. in Commiſſion auf eine beſtimmte Zeit, nach deren Ablauf dieſer das Verkaufte bezahlt, und das Nichtverkaufte zurückgeben darf, welche Einrichtung zwar den Vertrieb der Bücher erleichtert, jedoch nicht immer ſo vortheilhaft für den Verleger iſt, als die Einrichtung im franzöſiſchen Buchhandel, wo der Sortimentsbuchhändler größtentheils gleich ſeinen muthmaßlichen Bedarf von einem Artikel auf beſtimmte Rechnung nehmen muß, wie dies ehedem auch in Deutſchland beinahe durchgängig der Fall war. Merkwürdig und in ihrer Art einzig iſt die Einrichtung im deutſchen Buchhandel, daß beinahe jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutſche Bücher verlegt, oder damit Sortimentsgeſchäfte macht, in Leipzig ihren Commiſſionair hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutſchen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als ſeinen Commiſſionair, an den er Exemplare ſeines Buchs frei einſendet, um daſſelbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung ſtehende Sortimentshandlungen von Wien bis Hamburg, und von Straßburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eigenen Commiſſionair in Leipzig hat, zu verſchicken, wozu er ihm ſeine Vorſchrift über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. gibt dieſe Neuigkeitsexemplare nun in Leipzig an die Commiſſionaire der Sortimentshändler ab, welche ſolche wöchentlich oder nach Maßgabe des Verbrauchs öfter oder ſeltener durch die Poſt oder durch Fuhre auf Koſten des Empfängers abſenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit geſandten Exemplare findet, daß ſie für ſeine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt deren mehr; allein er ſchreibt deßhalb nicht an A. nach Riga, ſondern ſchickt an ſeinen Commiſſionair D. in Leipzig einen Zettel, auf welchem die Anzahl der Exemplare welche er verlangt, bemerkt iſt. D. übergibt dieſen Zettel an B., der ſolchen expedirt, das Verlangte, D. zur Beförderung an C. einhändigt und den Zettel gelegentlich, als Beleg, an A. einſendet.

Durch dieſe Einrichtung entſtehen für den deutſchen Buchhandel, ſo wie für Leipzig ſelbſt, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei Leipzig und dadurch, daß ſich für ihn, von allen Theilen Deutſchlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpakete ſammelt, die er zuſammenpacken und an ſich abſenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler, als wenn er jedes einzelne Paket beſonders zugeſandt erhielte, und das Geſchäft wird dadurch vereinfacht. Für Leipzig entſpringen durch dies Commiſſions- und Speditionsgeſchäft, und dadurch, daß ſich auf der Oſtermeſſe aus allen Theilen Deutſchlands und andern Ländern mehrere Hundert Buchhändler — die ſich während der Meſſe auf einer eigenen Börſe mit einander berechnen — mit ihren Gehülfen verſammeln, große Vortheile, und es läßt ſich erwarten, daß die königl. ſächſ. Regierung dies immer mehr erwägen, und die Freiheit und Sicherheit eines ſo großen Verkehrs durch liberale zweckmäßige Einrichtungen ſchützen werde. Dadurch, daß ſich die Buchhändler, gleich andern Kaufleuten, über gewiſſe Procente einigen, welche ſie ſich gegenſeitig als Rabatt von ihren Verlagsartikeln bewilligen, iſt es nur allein möglich, daß dieſelben in allen Buchhandlungen Deutſchlands, mit wenigen Ausnahmen, zu einem und ebendemſelben Ladenpreiſe verkauft werden können. Mehrere oder mindere Entfernung von dem Stapelplatz des deutſchen Buchhandels, ſo wie der wechſelnde Geldcours, der verſchiedene Münzfuß, die ungleichen Abgaben u. ſ. w., vermehren oder vermindern natürlich die Unkoſten des Verkehrs, und ſomit auch den Gewinn bei dem Sortimentsgeſchäfte, da überdies der Sortimentshändler nicht ſo wie andre Kaufleute dergleichen Unkoſten auf die feſtbeſtimmten Preiſe ſeiner Waare ſchlagen kann, wogegen er eben ſo wie jene Verluſten aller Art ausgeſetzt bleibt. Gegen den Krebsſchaden des deutſchen Literaturverkehrs, den Nachdruck, darf man nach dem 18. Artikel der deutſchen Bundesacte vom 8. Juni 1815 geſetzliche Hülfe hoffen. In andern europäiſchen Ländern, z. B. in England u. in Frankreich, beſteht bis jetzt keine ſolche, den Verkehr befördernde, Verbindung unter ſämmtlichen Geſchäftsgenoſſen, wie in Deutſchland, und noch weniger ein ſo wichtiger Mittelpunkt des Handels als die Büchermeſſe in Leipzig iſt. Jedoch iſt in Frankreich Paris der Centralpunkt für den franzöſiſchen Verlagshandel. In Großbritannien wetteifert darin Edinburgh mit London. In den Niederlanden ſind die wichtigſten Verlagsbuchhandlungen in Amſterdam, Utrecht, Leyden und Harlem. In Brüſſel und Lüttich werden viele franzöſiſche Originalwerke nachgedruckt. Auch treten in Frankreich und England oft mehrere Buchhandlungen zu gemeinſchaftlichem Verlage größerer Werke zuſammen, welches in Deutſchland ſelten der Fall iſt. Im J. 1802 ſtifteten die nordamerikan. Buchhändler eine Meſſe zu New-York, und ſetzten eine Meßordnung feſt. In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt, die denſelben in frühern Zeiten jedesmal vorgedruckt wurde. Rückſichtlich der Verlagsartikel verdient noch bemerkt zu werden, daß ſich bei Uebernahme eines ſolchen, der Verleger mit dem Verfaſſer gewöhnlich über das zu bezahlende Honorar zu einigen, außerdem auch die Koſten des Drucks, die Koſten und Mühe des Debits ꝛc. zu tragen hat, wogegen das Werk als ſein Eigenthum betrachtet. Für den Fall neuer Auflagen werden gewöhnlich beſondre Beſtimmungen gemacht. Der Verleger, welcher Honorar, Druck, Papier ꝛc. gleich beim Erſcheinen des Buchs zu bezahlen hat, findet daſſelbe nun Käufer oder nicht,

wagt bei der Verlags-Uebernahme alſo ſein Capital, wie der Kaufmann bei ſeinen Speculationen. Hieraus geht zugleich hervor, wie ſehr der Nachdrucker, der ſeine Hand nur nach ſchon gangbaren Artikeln ausſtreckt und kein Honorar dafür entrichtet, gegen den rechtmäßigen Verleger in (ungerechtem) Vortheil ſteht.

Büchſe, ein Feuergewehr mit gezogenem, d. h. inwendig gerieſeltem Lauf, im Gegenſatze der glattläufigen Flinte. Der Zeitpunct ihrer Erfindung kann nicht genau beſtimmt werden. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsſtädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchſen zu ſtellen. 1498 wurden ſchon die gezogenen Röhre beim Scheibenſchießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger Wolf Danner, der 1552 ſtarb, verbeſſerte das Ausbohren und Schmieden der Büchſenröhre. Auguſtin Kotter, ein Büchſenmacher zu Nürnberg, der gegen 1630 ſtarb, ſoll 1624 die mit Stern- und Roſenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber ſie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchſiren oder **Bugſiren**, im Taue ſchleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelſt angelegter Taue buchſirt, d. h. ans Land oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verluſt ſeiner Maſten außer Stand iſt zu ſegeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Winde ſeine Segel eingezogen hat.

Buchſtaben, ſ. **Schrift**.

Buchſtabenrechnung, ſ. **Algebra**.

Bucht, ſ. **Bai**.

Bückeburg, ſ. **Lippe**.

Buckinck (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erſte Künſtler, welcher Landcharten in Kupfer ſtach und druckte. Er brachte dieſe Kunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunſt bei den Erfindern Fauſt und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den koſtbaren Handſchriften deſſelben enthaltenen Charten war der Holzſchnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, ſie in Kupfer zu ſtechen und verband ſich dazu mit Buckinck. Jener ſtarb während der Ausführung; Buckinck vervollkommnete und vollendete ſie. Die erſte Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falſche Jahreszahl) erſchien endlich zu Rom 1473 in Folio und ſchließt mit folgender Unterſchrift: Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Buckinck e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedrückte Selbſtlob mißfällt bei ſeiner Naivetät um ſo weniger, als dieſe Charten wirklich beſſer geſtochen ſind, als alle ſpätern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrh., ſelbſt die von Mercator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erſchienen. Letztere iſt mit einer Weltcharte von einem Deutſchen, Johann Ruyſch, vermehrt, in welcher zuerſt die Entdeckungen des Columbus und Americus Vespucius angegeben ſind. Wahrſcheinlich ſind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen, Charten von demſelben Ruyſch.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunſt, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloſer Weiſe davon machte, war 1592 zu Brookesby

in der Grafſchaft Leiceſter geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelm des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung ſeines Geiſtes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verſchwenderiſch mit Schönheit, Anmuth und Geſchmeidigkeit begabt, und dadurch zog er zuerſt die Aufmerkſamkeit König Jacobs I. auf ſich und gewann bald deſſen Gunſt in einem ſo hohen Grade, daß er ihn beherrſchte. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufſeher der fünf Häfen u. ſ. w. und verfügte zuletzt über alle Ehrenſtellen, Aemter, Gnadenbezeugungen und Einkünfte der drei Königreiche, nach ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Habſucht, ſeinem Eigenſinn. Die Nation entrüſtete ſich, das Verdienſt verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu ſehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günſtling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dies ward er 1624 im achten Jahre ſeiner Gunſt. Er wollte den Grafen Briſtol, einen eben ſo geſchickten als rechtſchaffenen Miniſter, von den Geſchäften entfernen. Dieſer unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligem Carl I. Buckingham's Beſtreben war, ſich nicht nur mit dem Prinzen auszuſöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, ſondern den wahrſcheinlichen Thronerben zugleich abhängig von ſich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacob die Fortdauer ſeiner Macht zu ſichern. So flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, ſelbſt nach Madrid zu gehen und durch ſeine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuſchneiden. Dem Könige ward in einer ſchwachen Stunde die Einwilligung dazu entriſſen, und wiewohl er lange deßhalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie Jacob ihn vorher geſehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Beſcheidenheit ſeiner Sitten die königl. Familie und die Nation entzückte, beleidigte ſie Buckingham, der ihn begleitete, durch Anmaßungen und Zügelloſigkeit. Er erreichte ſeinen Zweck: die durch Briſtol ſchon weit geförderte Unterhandlung ward abgebrochen, und damit kein Anderer ſie ſpäter glücklich beendigen könne, erlaubte er ſich die gröbſten Beleidigungen gegen das ſpaniſche Miniſterium, reiſete ſchnell mit dem Prinzen ab, täuſchte den König durch falſche Berichte und bewog ſogar das Parlament zu der Erklärung, daß man, ſtatt ſich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müſſe; und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Indeß verſagte das Haus der Gemeinen, obgleich es in den Krieg gewilligt hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erfoderlichen Gelder. Buckingham verband ſich mit der Partei der Puritaner, und faßte den Plan, die biſchöfliche Würde abzuſchaffen, die Beſitzungen der Kirche zu verkaufen und mit den daraus gelöſeten Gelde den Krieg fortzuſetzen. So ward Jacob in allen ſeinen Intereſſen der Politik, des Herzens und Gewiſſens von ſeinem Günſtling verrathen und ſtarb in der Mitte dieſer Verwirrungen. Es war ihm zwar gelungen, den Heirathsvertrag ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu ſchließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, ein engliſches Heer, welches ſeinem Schwiegerſohn dem unglücklichen Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V. ſeine Erbländer wieder erobern ſollte, durch die ſchlechten Maßregeln Buckingham's zu Grunde gehen zu ſehen, wäh-

rend die Verbindung mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieſes Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumſchränkter und tyranniſcher Miniſter zu ſein; aber er mußte jetzt auch die Prophezeihung ſeines vorigen Königs eintreffen ſehen. Er, der in dem Unterhauſe des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlamente für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten ſeines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dies geſchah zur Zeit eines Krieges, deſſen Fortſetzung mehr als je das vollkommenſte Einverſtändniß mit dem Unterhauſe erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die ſich am meiſten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen ſtatt bewilligter Abgaben, willkürliche Gefangenſetzung derer, die ſie zu zahlen ſich weigerten; kurz Alles, was den tugendhafteſten König dem ſchrecklichſten Ende entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und ſchmähliche Unternehmung auf Cadix hätte belehrt ſein ſollen, daß er dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um ſich im Namen ſeines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, ſeine verwegenen Wünſche bis zur Königin von Frankreich zu erheben und war Willens, da ihn dieſe Fürſtin mehr mit Nachſicht als Unwillen zurückgewieſen hatte, als engliſcher Geſandter an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war jedoch nicht unbemerkt geblieben und Ludwig XIII. verbot ihm ſchriftlich, auch nur den Gedanken an dieſe Reiſe zu hegen. Dafür ſich zu rächen, verband Buckingham ſich zu einem Einfall in das franzöſiſche Gebiet mit den Proteſtanten von Rochelle. Dieſe Unternehmung und der Angriff auf die Inſel Rhé (1627) übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeſchicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Miniſter, Admiral und Feldherr, ſchien mit ſich ſelbſt zu wetteifern, in welcher dieſer Eigenſchaften er ſich am tiefſten herabwürdigen könne. Nachdem er die Einwohner von Rochelle zum Aufſtand bewogen, um ſie der Rache Richelieu's zu übergeben, nachdem er ⅓ des engl. Heers aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben ſo ſehr von ſeinen Mitbürgern, als von ſeinen Feinden verachtet und verwünſcht. Die dringenden Bedürfniſſe machten Zuſammenberufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung, daß der König ſich derſelben wohl überheben gekonnt, und daß, wenn man die Gelder verweigere, Se. Maj. andere Mittel finden würden, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen. So ſtreuete er den Samen der Zwietracht zwiſchen König und Volk, die gegenſeitig ſich nur zu verſtändigen wünſchten. Er mußte in den Debatten ſich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wiſſen, wann er nachgeben und wann er widerſtehen müſſe, beſtritt er auf's äußerſte die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherſtellen ſollte, ließ aber plötzlich von ſeinem Widerſtande ab, als er hörte, daß man im Unterhauſe eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zuſtimmung des Königs zu benutzen, um ſeine Feinde zu zerſtreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Beſchwerden über ihn nahmen

aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man ſich ſtatt einer förmlichen Anklage mit dem Geſuch, daß der König von ſeiner Perſon und aus ſeinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der die Haupturſache des öffentlichen Unglücks ſei. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflöſung des Parlaments. Carl beſchloß, auf's neue den Proteſtanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen, kehrte aber, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beſchimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, ſich ſelbſt an die Spitze einer neuen Rüſtung zu ſtellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben und war in Portsmouth im Begriff ſich einzuſchiffen, als er im Aug. 1628, mitten unter ſeinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines Subalternofficiers, Felton, fiel. So endigte ein Mann, deſſen bloßer Name die Idee der unbeſchränkteſten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuſer, dem Haſſe Richelieu's und Olivares, und ſelbſt der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke ſeines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüſtungen betrieben, die Gunſt ſeines Königs wiedergewonnen und im Vertrauen auf die ungeheuren Hülfsmittel, mit denen er ſich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegenſehen durfte.

Bückler (Johann), bekannter unter dem Namen **Schinderhannes** als der Anführer jener berüchtigten Räuberbande, die lange gegen das Ende des vorigen Jahrh. am Rhein ihr Unweſen trieb. Von armen Aeltern geboren, trat er in die Dienſte eines Scharfrichters, der, mehr aus Mitleid, als weil er ſeiner bedurfte, ihn zum Beiläufer annahm. Aber ſchon nach einigen Monaten entwich er, nachdem er ſeinem Dienſtherrn einige Felle entwendet hatte. Er wurde ertappt und zu 25 Stockſchlägen verurtheilt. Dieſe öffentlich an ihm vollzogene Strafe entſchied, nach ſeiner ſpätern Ausſage, über das Schickſal ſeines künftigen Lebens. Ohne zu wiſſen, was er jetzt anfangen ſollte, trieb er ſich herrnlos herum, und beſchäftigte ſich meiſtentheils damit, Schafe zu ſtehlen. Er kam zum zweiten Mal in Unterſuchung, fand aber Gelegenheit zu entſpringen. Jetzt geſellte er ſich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte zu ſeinen alten Bekannten zurück, welche ſich jetzt unter dem ſogen. ſchwarzen Peter, einem höchſt verwegenen Böſewicht, vereinigt hatten. Da dieſer bald darauf gefangen wurde, gewann Schinderhannes als ein ſchon gewandter Dieb um ſo leichter Anſehn unter ſeinen Spießgeſellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebſtahl. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nach Simmern geführt, fand aber Gelegenheit auf's neue zu entſpringen. Er beſchloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben und bildete zu dem Ende eine große Bande. Bald ſetzten ſie die ganze Gegend in Schrecken. Schinderhannes fand ſich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er ſich in eine gewiſſe Julchen Blaſius verliebte, und ſie heirathete. Ein Lied, das er auf ſie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend geſpielt. Um dieſe Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es ſicherer und bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuſer zu brechen; die erſten Verſuche gelangen, ſo daß ſchnell Einbruch auf

Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unweſen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbeſondere von ihm geängſtigten Juden ordentliche Geſandtſchaften an Schinderhannes abſchickten, um ſich mit ihm abzufinden. Endlich wurde eine allgemeine und ſorgfältige Durchſuchung der ganzen Gegend beſchloſſen. Auf einer dieſer Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der ſich nicht hatte ausweiſen können. Man erkannte Schinderhannes, und er wurde nach Frankfurt gebracht. Er geſtand ſogleich ſeinen wahren Namen und einen großen Theil ſeiner Verbrechen ein. Er und ſeine Kameraden wurden nun dem Specialgericht zu Mainz übergeben. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und ſchien ſich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn ſeiner Gefährten ward das Todesurtheil geſprochen, worüber Schinderhannes einen Augenblick betroffen war: er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne, einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21. Nov. 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Faſſung.

Bucoliſches Gedicht, Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Buddäus (Guillaume), eigentlich **Budé**, der größte franzöſ. Gelehrte ſeiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 geſt., war kön. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes) und Vorſteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er ſtudirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er ſeine Jugend in beſtändigen Zerſtreuungen zubrachte. Erſt im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wiſſenſchaften, aber nun auch mit einer ſolchen Gewalt, daß er keine andere Beſchäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er ſelbſt an ſeinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmete. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige ſpricht ſich in der bekannten Antwort aus, die er einſt einem Bedienten gab, der ihm meldete, daß ſein Haus brenne. „Sag' es," erwiderte er trocken und nur eben von ſeinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: du weißt, daß ich mich um die Wirthſchaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wiſſenſchaften, beſonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntniſſe hatte er in der griechiſchen Sprache. Unter ſeinen vielen gelehrten Werken ſind ſeine Abhandlung De Asse et partibus ejus, worin er die Lehre von den Erbtheilungen abhandelt und ſehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und ſeine Commentare der griechiſchen Sprache, welche das Studium der griechiſchen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigſten. Sein Styl, im Lateiniſchen ſowohl als im Franzöſiſchen, iſt kraftvoll, aber oft rauh und durch griechiſche Wortſetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, ſondern auch als Menſch und Bürger achtungswerth und auch allgemein geſchätzt. Ludwig XII. ſchickte ihn in königl. Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Anſehen ſtand, brauchte ihn zu verſchiedenen Verhandlungen und ſtiftete auf ſeine Veranlaſſung das Collège royal de France, legte auch unter ſeiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich Bedarfstaſche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erforderlichen Auflagen, welche der Finanzminiſter dem Unterhauſe jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres. So heißt eine ſpaniſche Statthalterſchaft in Südamerika, die zwiſchen den großen Andes-Gebirgen und den braſiliſchen Bergen eingeſchloſſen iſt. Ihre ſüdliche Grenze mag ſich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erſtrecken, nördlich geht ſie bis an das ſogenannte Amazonenland. Die Länge dieſer Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und ſiebzig Meilen. Die Bevölkerung ſoll ſich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier ſind. Es wird dieſe Statthalterſchaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt, nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptſtadt gleiches Namens, am Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptſtadt Aſumption. 3) Tucuman, worin San Jago del Eſtero und Cordova. 4) Potoſi, mit der Hauptſtadt gleiches Namens. 5) Chiquitti, ſonſt zu Chili gehörig, worin die Hauptſtadt Mendoza. Der Silberſtrom, oder Rio de la Plata und eine Menge anderer Flüſſe, die er in ſeinem Laufe aufnimt, bewäſſern das ganze Land. Er iſt bei ſeinem Ausfluß faſt 25 Meilen breit, und ſchon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage ſeiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinüberſehen, obgleich er da noch 28 Meilen von ſeinem Ausfluſſe iſt. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Urſache der heftigen Stürme, die aus Weſten und Südweſten über die ungemeſſenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen iſt, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus dieſen ergießen ſich viele kleine aber ſeichte Flüſſe, welche gewöhnlich zweimal im Jahr anſchwellen, und ſich alle entweder in den großen Silberſtrom, oder in den Paraguay ergießen. Dieſe faſt grenzenloſen Ebenen, die Pampas, ſind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an ungemein großen Waldungen, und tragen, wo ſie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier ſieht man zahlloſe Herden wilder Pferde und das ſchönſte Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der erſten Güte ausgeführt werden. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeſchäftigung der Bewohner, müſſen ſo angeſtellt werden, daß man Wagen voll Proviant und friſches Waſſer mitnimt. Auch Salz findet ſich im Boden, und wird faſt von allen Flüſſen und Seen abgeſetzt. Dies Salz ſoll viel ſchöner und reiner als das europäiſche ſein. Außer dem Getreide, dem Vieh und allen Arten europäiſcher Früchte wird beſonders der Paraguaythee, zu 25,000 Centner jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieſer Ausfuhr beträgt 700,000 Piaſter. Gold und Silber werden zwar auf rohe Weiſe, aber in ſolcher Menge gewonnen, daß das Ganze 8 Mill. Piaſter jährlich ausmacht. Der Binnenhandel iſt äußerſt beſchwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die ſchroffen Gebirge im Weſten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe darbieten. Obgleich dieſe Länder zwiſchen dem 15° und 40° ſüdl. Breite liegen, ſo iſt das Klima doch durchgehends faſt gleich angenehm. In der Hauptſtadt Buenos Ayres (34° 35′, 3000 Häuſ. 60,000 Einw.) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Waſſer etwas gefroren iſt. Die Gewitter ſind dagegen vielleicht nirgends häufiger und ſchrecklicher. Während des letzten Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittiſchen Geſchwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indeſſen war dieſe Eroberung nur die

Folge einer plötzlichen Ueberraſchung; denn ſobald die Spanier ſich von ihrem Schrecken erholt hatten, griffen ſie die Engländer an und machten ſie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Crawford Verſtärkungen: allein man ließ die Britten ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehn, und alsdann empfingen ſie die Spanier mit einem ſo fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geſchütz und Gewehren, daß wenigſtens der dritte Theil des brittiſchen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man ſich auf brittiſcher Seite glücklich ſchätzen, einen Waffenſtillſtand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in 2 Monaten nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes kein Britte mehr den Silberſtrom ſehen dürfe. So zeigten ſchon damals die amerikaniſchen Spanier eine Selbſtändigkeit und Freiheitsliebe, welche ſie aufs glänzendſte bewährt haben, als Buonaparte ſeinen Bruder Joſeph auf dem ſpaniſchen Thron geſetzt hatte. Dieſem unterwarfen ſie ſich ſo wenig, daß ſie vielmehr ſich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen ſuchten. In Buenos Ayres bildete ſich 1810 eine Junta und 1816 ein Congreß zu Tucuman, der den 3. Dec. 1817 der Republik der Vereinigten Provinzen von Südamerika ein Verfaſſungsgeſetz gab. Später zerrütteten Factionen die junge Republik. (Vergl. Südamerika.)

Buffon (G. L. L. Graf v.), einer der berühmteſten Naturforſcher und größten Schriftſteller des 18. Jahrh., war zu Montbar in Bourgogne 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments ſeiner Provinz, beſaß ein hinreichendes Vermögen, um ſeinen Kindern, nach einer ſorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer Laufbahn volle Freiheit zu laſſen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingſton zuſammen, deſſen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geſchmack für die Wiſſenſchaften einflößte. Sie bereiſeten gemeinſchaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging ſodann auf einige Monate nach England. Um ſich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, überſetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächſe von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Phyſik und Landwirthſchaft bearbeitete. Er ſchrieb über dieſe Gegenſtände Unterſuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zu deren Mitglied er 1733 ernannt wurde. Die wichtigſten betrafen die Zuſammenſetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan haben ſoll, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Verſuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, ſie beſonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen ſchält. Buffon, der in den erſten Jahren nur von einer unbeſtimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beſeelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens 1736 eine beſtimmte Richtung auf die Wiſſenſchaft, in welcher er ſich unſterblich gemacht hat. Indem er jetzt die Naturgeſchichte im Zuſammenhange und in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand er keine andern Werke über dieſelbe vor, als talentloſe Compilationen und trockne Namenregiſter; über einzelne Gegenſtände die trefflichſten Beobachtungen, aber kein umfaſſendes Werk. Zu dieſem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredſamkeit des Plinius und dem Scharfſinn des Ariſtoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein ſo wei-

läuftiges Ganze zu umfaſſen, und Lebhaftigkeit, es zu ſchreiben, fühlte er in ſich: aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, ſo zahlreiche und oft kleinliche Gegenſtände zu beobachten und zu beſchreiben. Er verband ſich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenſchaften beſaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die drei erſten Bände der Naturgeſchichte, denen ſie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur der Thiere und die Geſchichte des Menſchen und der Säugethiere umfaſſen. Der glänzendſte Theil derſelben, die allgemeinen Theorien, die Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturerſcheinungen ſind von Buffon. Daubenton beſchränkte ſich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erſchienen, enthielten die Geſchichte der Vögel, an denen Daubenton ſeine Theilnahme verſagte. Dadurch veränderte ſich die Geſtalt des Werks; weniger ausführlichere Beſchreibungen und faſt ganz ohne Anatomie wurden den hiſtoriſchen Artikeln einverleibt, welche anfangs Guenau von Montbeillard und nachher der Abbé Bexon redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den ſieben Supplementbänden, deren letzter erſt nach ſeinem Tode 1789 erſchien, bildete der fünfte ein abgeſondertes Ganze, das von allen Werken Buffons das berühmteſte iſt. Er enthält ſeine Epochen der Natur, in welchen der Verfaſſer in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem ſiegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufſtellt, welche von der in den erſten Bänden entworfenen ganz verſchieden iſt, wiewohl er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Dieſe große Arbeit, mit welcher ſich Buffon unabläſſig funfzig Jahre hindurch beſchäftigte, iſt indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geſchichte der Wallfiſcharten, der Schlangen und der Fiſche rühmlich fortgeſetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben iſt. Ueber Buffon als Schriftſteller gibt es nur Eine Stimme; in Anſehung der Erhabenheit des Standpunkts, von welchem er ausgeht, in Anſehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majeſtät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegenſtänden, iſt er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemählde großer Naturſcenen ſind von einer hinreißenden Wahrheit, und jedem iſt der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf ſeines Werks ſchnell begründet, allgemein und ohne Widerſpruch. Es erweckte einen allgemeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte, und erwarb dieſer Wiſſenſchaft die Gunſt und Unterſtützung der Fürſten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfaſſer in den Grafenſtand und d'Argivilliers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei ſeinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Naturalienkabinet des Königs errichten, mit der Inſchrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr ſind die Urtheile über Buffon als Phyſiker und Naturforſcher getheilt geweſen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben ſeine Hypotheſen und ſeine unbeſtimmte Art nach allgemeinen Anſichten zu philoſophiren, ſtreng getadelt. Allein, wenn auch Buffons Syſteme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, ſo hat er doch das Verdienſt, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Geſtalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen

hervorgegangen, denen nachzuſpüren unmöglich; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten ſind. Seine Theorie der Zeugung iſt von Haller und Spallanzani, und ſeine Hypotheſe eines gewiſſen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thieriſchen Inſtinkts ſetzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch ſind ſeine beredten Gemählde von der phyſiſchen und moraliſchen Entwickelung des Menſchen, ſo wie ſeine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes Organs auf die Natur der verſchiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem größten Werthe und dem höchſten Intereſſe. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Grenzen, welche die Klimate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweiſen, ſind wahre Entdeckungen, die ſich mit jedem Tage beſtätigen, und den Reiſenden eine Baſis für ihre Beobachtungen angeben, welche vorher fehlte. Der Haupttheil ſeines Werks iſt die Geſchichte der vierfüßigen Thiere, der ſchwächſte dagegen die Geſchichte der Mineralien, wo ſeine Unbekanntſchaft mit der Chemie und ſeine Neigung zu Hypotheſen bedeutende Mängel verurſacht haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten ſeine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung ſeines großen Plans aufzuhalten. Er ſtarb zu Paris den 16. April 1788, 81 Jahre alt, mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohns, der in der Revolution unter der Guillotine ſtarb. Buffon war von einer edeln Geſtalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachläſſigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone ſeiner Schriften nicht übereinſtimmte *). Die geſchätzteſte Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte iſt die von 1749 bis 1788 in 36 Bänden erſchienene.

Buffone, Bouffon, ein komiſcher Sänger in der Opera buffa oder dem italieniſchen Intermezzo. Das Wort iſt wahrſcheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher Buffo (Pausback) derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblaſenen Backen erſchien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuſchauer zu erregen. Daher buffa Backen, buffare Pausbacken machen. Nachher Poſſenreißer, Spaßmacher überhaupt.

*) Wohl iſt es einer Erwähnung werth, daß Buffon, von dem d'Alembert einſt ſagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière, qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz paſſend, antwortete: Oui, c'est comme ce sot de I. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,

au lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derſelbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß, ſich offen gegen alle Poeſie und ſelbſt gegen die Verſe Racine's erklärte. Ich habe, ſagt Laharpe, der Verfaſſer des Cours de littérature, den ehrwürdigen Greis Buffon ſehr zuverſichtlich behaupten hören, daß auch die ſchönſten Verſe voller Fehler ſeien und die Vollkommenheit der guten Proſa nie erreichten. Er ſcheute ſich nicht, die Verſe der Athalie zum Beiſpiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verſe der erſten Scene. Alles, was er ſagte, verrieth eine ſolche Unbekanntſchaft mit den Elementen der Dichtkunſt und der Verſification, daß es unmöglich geweſen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man ſehr unrecht gethan haben würde.

Bufoniten, Krötenſteine, verſteinerte Zähne gewiſſer Fiſcharten.

Bukareſt, die Hauptſtadt der Wallachei, Reſidenz des Hospodars und eines griechiſchen Biſchofs; ein weitläuftiger Ort, der meiſtens aus Lehmhütten beſteht und etwa 46,000 Einw. zählt, worunter eine Menge Griechen, Juden und Armenier. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert, ſondern ſämmtlich mit eichenen Bohlen belegt. Die Griechen haben hier ein Gymnaſium mit 12 Lehrern, welches 1810 244 Studenten beſuchten. Der Handel mit Wein, Häuten und andern Landesprodukten iſt ziemlich lebhaft. Den 28. Mai 1812 wurde hier ein Friede zwiſchen Rußland und der Pforte geſchloſſen, der den Ruſſen Beſſarabien und die Moldau bis an den Pruth gab.

Bukowina, ſ. Galizien und Oeſterreich.

Bulen (**Boolen**) oder **Buleyn** (Anna), eine der Gemahlinnen und eines der Opfer Heinrichs VIII. von England. Sie war, als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Boolen mit der Tochter des Herzogs von Norfolk, 1499 oder 1500 geboren, und begleitete Maria, Heinrichs Schweſter, welche ſich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derſelben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs ſie zur Witwe gemacht hatte, ſondern begab ſich an den Hof der Königin Claudia Gemahlin Franz I. und nach deren Tode zur Herzogin von Alençon, der Schweſter des franzöſiſchen Monarchen. Schön, jung, geiſtreich und lebhaft, gefiel ſie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht nur zu ſehr. Aus unbekannten Urſachen kehrte ſie um die J. 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden ſollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerſtand, und Anna erklärte gegen Heinrich ſtandhaft, daß er ſie nur als Gattin beſitzen könne. Sie wußte, daß der König ſchon mit dem Gedanken umging, ſich von ſeiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, ſcheiden zu laſſen, ſie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die catholiſche Religion der Ausführung dieſes Plans entgegenſetzte. Cranmer ſoll ſich zum Werkzeuge der Wünſche des Königs dargeboten, und dies die erſte Veranlaſſung zu dem nachherigen Abfall Englands von der römiſchen Kirche gegeben haben. Aber der zügelloſe Heinrich wartete nicht einmal, bis die Diener ſeiner neuen Kirche die Scheidung ausgeſprochen, ſondern vermählte ſich heimlich am 14. Nov. 1532 mit Anna Boolen, die er zuvor zur Marquiſe von Pembrock erhoben hatte. Erſt als die Schwangerſchaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erſte Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit beiſpielloſem Pomp in Weſtminſter als Königin gekrönt. 1533 gebar ſie die berühmte Eliſabeth. Die ungezügelten Lüſte des eben ſo ausſchweifenden als tyranniſchen Königs vermochte Anna jedoch nicht auszulöſchen, und wie ſie als Ehrendame Catharinens ihre Gebieterin verdrängt hatte, ſo ward ſie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch geſellte ſich zu dem Ueberdruß Heinrichs, der Argwohn der Untreue; und allerdings ſcheint er nicht ganz ungegründet geweſen zu ſein, obgleich das gegen ſie eingeleitete gerichtliche Verfahren durchaus unregelmäßig war. Anna ward 1535 verhaftet, angeklagt, und vor eine Commiſſion geſtellt. Ein Muſiker, Smetton, der nebſt Andern eingezogen worden, bekannte, die Gunſt der Königin beſeſſen zu haben, und am 17. Mai 1536 ward ſie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab An=

na vor, ſchon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs geweſen zu ſein; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade anſah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (den 19. Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehrere intereſſante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwächters rufen, warf ſich vor ihr auf die Knie und ſagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieſer Stellung, wie ihr mich ſeht, die Prinzeſſin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verurſacht habe." Dem Könige ſchrieb ſie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben ſtets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Marquiſe, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher ſteigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen."

Bulgarei, ſ. Türkei.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Perſonen werden von einem unerſättlichen Hunger gequält; ſo viel ſie auch Speiſe zu ſich nehmen, ſo haben ſie doch nie das Gefühl von Sättigung, und wenn ihr Magen durch die gewaltige Maſſe deſſen, was ſie zu ſich genommen, überfüllt iſt, ſieht man ſie in Ohnmacht fallen, und ſich des Genoſſenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erſcheint dieſe Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewiſſer intermittirender Fieber, bei mehrern Eingeweidekrankheiten, beſonders ſolchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch iſt ſie ſehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erſchöpft haben, und entſteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlornen Kräfte wieder zu erſetzen. In gewiſſen Fällen aber ſcheint das außerordentliche Verlangen nach Speiſe, von einer beſondern Beſchaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei manchen Frauen während ihrer Schwangerſchaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Perſonen, die gewürzhafte und erhitzende Nahrungsmittel zu ſich nehmen. Alsdann iſt die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, ſondern nur eine erhöhte Eßluſt. Als Krankheit iſt ſie furchtbar wegen ihrer ſchädlichen Folgen; dieſe ſind Magerkeit, Bruſtfieber, Schwindſucht, Verſtopfung, Waſſerſucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Urſachen wegräumen, welche ſie unterhalten. Beſonders muß er ſein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten, und ihm, mit allmähliger Steigerung, nur ſolche Speiſen erlauben, welche der Magen verarbeiten kann; ſonſt würde ſtatt gründlicher Heilung eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John), eigentlich Hans Stier oder Ochſe. Rind-Neat, Bullock. Dieſer Name bezeichnet ſcherzhaft den perſonificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach ſtellt John Bull den großen Haufen, die Geſammtheit des engliſchen Volks in ſeinen beſondern Nationaleigenthümlichkeiten dar. Swift hat dieſen Ausdruck zuerſt gebraucht und in Gang gebracht.

Bulls, irländiſche Bulls, ſind widerſinnige, eine komiſche Wirkung erregende Reden, die man in England beſonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden ſie in den engliſchen Luſtſpielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beiſpiel, ein Irländer,

der ſehr häßlich iſt, erzählt, er ſei als Kind ſchön geweſen, aber ſeine Mutter habe ihn vertauſcht.

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papſtes in Glaubens- und Kirchenſachen, auf Pergament geſchrieben, und mit einem bleiernen Siegel verſehen; urſprünglich das Siegel ſelbſt. Gemeiniglich werden die päpſtlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: In coena Domini; Cum inter; Unigenitus; Ascendente u. ſ. w. Die goldene Bulle heißt vorzugsweiſe dasjenige Grundgeſetz des deutſchen Reichs, das Kaiſer Carl IV. 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Kurfürſten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Kurfürſt und die Stadt Frankfurt erhielten damals Originalausfertigungen davon. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiſerwahl und was damit in Verbindung ſtand, auf möglichſt ſichere Beſtimmungen zu ſetzen; auch war dieſe Abſicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorſchriften der goldenen Bulle hatten ſich größtentheils, bis auf die neueſten Veränderungen in Europa, erhalten. Außerdem wollte man dem damaligen Unweſen des Fauſtrechts Einhalt thun, womit man jedoch damals noch nicht zu Stande kam.

Bullion, in ſeiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieſes Wort hat ſeit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, auch für das Ausland, erhebliche Bedeutung gewonnen, als es ſich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erſchwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rückſichten zuverläſſigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der londoner Bank für England geworden waren, zu ſchließen? In den Jahren von 1808 bis 1810 nämlich war der Preis einer Unze dieſes Barren-Goldes, wofür die brittiſche Münze 3 Pf. 17 Sh. $10\frac{1}{2}$ P. bezahlt, und aus welchem ſie nach dieſem Verhältniſſe Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagſchatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. geſtiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, geſetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preisſteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. koſtete, und das bloße Einſchmelzen des gemünzten Goldes und deſſen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15—18 pCt. eintrug, ſo darf das Verſchwinden ſämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demſelben Verhältniſſe als ſich die Guineen verloren, mußte ſich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums ſo vollſtändig erſetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine weſentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war. Dieſe unerhörte Erſcheinung iſt nur aus der vollkommenen Verfaſſung der Londoner Bank (ſ. dieſen Artikel), insbeſondere aber aus dem Umſtande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkürlich, ſondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollſtändiges Unterpfand ſolider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emitirte Papier nicht blos, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpunkte ausſtrömte, ſondern eben ſo regelmä-

ſig und nothwendig mit dem Verfall der Wechſel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenſcheinlich, daß ein ſolches blos auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländiſchen Marktes überſteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nämlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöſchte, nicht, wie ein willkürliches Papiergeld, blieb, ſondern die Canäle der Circulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht blos inländiſcher Markt iſt, ſondern auch Weltmarkt, ſo mußte zur ganz vollkommenen Organiſation jenes Discontgeldſyſtemes noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derſelben präſentirt, und, als ein Wechſel auf Sicht, baar realiſirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, ſondern ſelbſt des Auslandes, weil bei allen zum Discont präſentirten Wechſeln und Effecten, nunmehr nicht blos auf die inländiſche Sicherheit und Solidität, ſondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen geſehn wurde. Dieſer größeren Vollkommenheit hatte die Bank von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der franzöſiſcher Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg dieſen Staat in die Nothwendigkeit brachte, ſich ſelbſt in Belagerungsſtand zu verſetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieſes Belagerungsſtandes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu beſtehn, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfniſſen genügende Land- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolgloſen Demonſtrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalſperre) eintrat, und Ausfälle aus der Feſtung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diverſionen im Rücken des Feindes, und mancherlei Verſuche, den Entſatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an dieſem Kriegsbedürfniſſe ein, der um ſo empfindlicher war, weil England im Friedensſtande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländiſchen Wechſel nahm in der beſchriebenen empfindlichen Progreſſion zu. Nun erhob ſich inner und außer den Thüren des Parlaments die Beſorgniß, daß eine zu weit getriebene Emiſſion der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechſelpreiſe bewirken möchte, daß alſo vielleicht die Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank dieſe für den Commerz des Landes ſchwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament ſetzte zur Unterſuchung der Sache einen Ausſchuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausſchuſſes (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, faſt ausſchließlich mit dieſem Probleme beſchäftigt. Der Bericht der Comité, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derſelben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geiſtreicher Schriften über die Bullion-Angelegenheit ſind ein Denkmal des Ernſtes und Tiefſinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endreſultat, welches jedoch erſt nach eingetretenen Frieden überſehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derſelben als Weltwährung, als leichtverſchmerzliche Kriegeslaſt ſtatt gefunden. Ohne

daß die baaren Zahlungen der Bank hergeſtellt worden ſind, haben ſich Bullion-Preiſe und Wechſel-Cours nach dem Frieden allmälig in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbeſprochenen Beſorgniſſe iſt für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldſtaates von Großbritannien und ſein ganzes inneres Getriebe iſt ans Licht gekommen; England iſt deſſen, was es im natürlichen Laufe ſeiner Entwickelung erworben, bewußt, alſo mächtig und ſicherer, und eine Wiſſenſchaft des Geldumlaufes iſt möglich geworden.

Bülow (Heinr. von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, und zu Falkenberg im Brandenburgiſchen geboren. Er genoß in dem Hauſe ſeines Vaters eine liberale Erziehung, machte ſich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den franzöſiſchen Formen vertraut, und ward früh bei einem Infanterieregiment in Berlin angeſtellt; von da trat er zur Cavallerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald ſehr einſam. Ihn feſſelte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rouſſeau. Dieſe Schriftſteller erfüllten ſeinen Kopf mit ſo vielen neuen Ideen, daß ſie ſein ganzes Weſen veränderten. Er nahm ſeinen Abſchied und ging nach den Niederlanden, wo damals ein Aufſtand gegen Joſeph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preuß. Taktik hatte, verſchaffte ihn bald eine Stelle in einem Regimente; doch fehlte es ihm an Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, kehrte er in ſein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenſchaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Geſellſchaft von Schauſpielern zuſammen. Bald aber verließ er auch dieſe, und ging in Begleitung ſeines Bruders nach Amerika. Er fand aber auch dort die Freiheit nicht, die er ſuchte, und von der er ſelbſt keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdruſſe, den getäuſchte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeiſt der Amerikaner beide Brüder angeſteckt. Sie wendeten den letzten Reſt ihres väterlichen Erbes zum Ankauf eines beträchtlichen Vorrathes von Glaswaaren an, und ſchifften ſich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da ſie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas ſchnell abzuſetzen, vielen Kredit geben mußten: ſo ſahen ſie ſich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. Jetzt trat Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geiſt und Gemüth als Schriftſteller auf. Sein erſtes Werk war ſein Syſtem der Kriegskunſt. Es bewies auf eine eminente Weiſe ſein Genie. Er fühlte dies ſelbſt, und durch die Lobſprüche verſtändiger Männer in ſeinen Erwartungen aufs höchſte geſpannt, kam er 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalſtabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt zu werden. Zu ſeinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieſer Verwaltungszweige ſtanden, keinen Beruf, ſich mit einem ſo genialiſchen Menſchen einzulaſſen. Um leben zu können, ſah er ſich genöthigt, von der Schriftſtellerei Profeſſion zu machen, ſo weit dies einem Manne von Genie möglich iſt. Er ſchrieb ein Buch über das Geld, überſetzte ſodann Mungo Park's Reiſen aus dem Engliſchen, und gab im Winter 1801 die „Geſchichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm ſeine Abneigung gegen die gewöhnlichen Anſichten zugezogen hatte, faßte er den Entſchluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieſes Land zu ſchreiben. Er

kam glücklich in London an. Aber die erſten Hefte ſeines Journals fanden keine Käufer. Aus dieſer getäuſchten Hoffnung entſtanden für ihn Verlegenheiten, und er ward Schulden halber verhaftet. Nachdem er ſechs Monat in England geweſen, ging er nach Paris, und blieb daſelbſt bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Er mußte, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftſtellerei ſeine Zuflucht nehmen, und war fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten ſchnell auf einander. Es waren: „die Lehrſätze des neuern Krieges; die Geſchichte des Prinzen Heinrich von Preußen; ſeine militäriſche Monatsſchrift, und endlich ſeine Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte.“ In dem erſten dieſer Werke gibt er zuerſt den genauen Unterſchied zwiſchen Strategie und Taktik an und bringt alle Kriegsunternehmungen auf die Dreieckgeſtalt zurück, in welchen Grundſätzen er jedoch von Jomini und andern Franzoſen beſtritten worden. Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geſchichte des Feldzuges von 1805“ zu ſchreiben. Er ſchrieb ſie nach ſeiner Anſicht. Dieſes Buch konnte in Rußland und Oeſterreich keinen günſtigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Geſandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß ſetzen. Als man nach der Schlacht bei Jena der Ankunft der Franzoſen in Berlin entgegenſah, führte man ihn, gegen den Ausſpruch der Aerzte, die ſeine Freilaſſung zu ſeiner Erhaltung nöthig erklärten, nach Colberg, von da nach Königsberg, und endlich nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängniſſe am Nervenfieber ſtarb. — Es iſt noch zu bemerken, daß Bülow ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch ſeine anziehende, in Colberg verfaßte und nach ſeinem Tode erſchienene Schrift: Nunc permiſsum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne. 8. 1809, an den Tag gelegt hat. Er prophezeiht darin, daß im J. 1817 oder 1818 das hohe Licht, das Swedenborg angezündet, alle bisherigen kirchlichen Formen umwerfen und die neue beſſere Lehre ſich feſtgründen werde.

Bülow (Friedr. Wilh. Graf) **von Dennewitz**, königl. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrer hohen Militärorden u. ſ. w., berühmt durch ſeine bedeutenden Siege im letzten Befreiungskriege, wurde 1755 auf dem Gute ſeines Vaters, Falkenberg, in der Altmark, geboren. Er trat im 14. Jahre in das preuß. Militär, und war bis zum Capitän geſtiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als ſolcher den rheiniſchen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz war es ſeine Entſchloſſenheit, welche den beabſichtigten Ueberfall bei Marienborn vereitelte. Beim Sturm der Zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienſtorden. 1795 hörte ſein Amt beim Prinzen auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Obriſtlieutenant in dem belagerten Thorn, und focht in mehrern Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5. April das erſte glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle, und ſchützte dann das bedrohte Berlin zum erſten Male durch den Sieg bei Luckau (4. Juni). Nach dem Waffenſtillſtande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren (28. Auguſt). Zum dritten

Male endlich half er es retten durch den großen Sieg bei Dennewitz. (S. d. Art.) Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl ſeiner Großritter des eiſernen Kreuzes auf, und bekleidete ihn, nach Beendigung des Feldzugs, für ſich und ſeine Nachkommen, mit dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz. Wir bemerken hier noch, daß Bülow nach einander Generallieutenant und General von der Infanterie ward, den preuß. großen rothen, den ſchwarzen Adlerorden, den Verdienſtorden mit Eichenlaub, mehrere höchſte Orden von Rußland, Schweden, Oeſterreich u. a. erhielt. — An der Erſtürmung Leipzigs, am 19. Oct., hatte er einen ausgezeichneten Antheil. Er focht ſodann mit demſelben Ruhme in Weſtphalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soiſſons und Lafere, und beſchloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Oſtpreußen und Lithauen. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 erhielt er den Oberbefehl des vierten Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance ſo weſentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15. Linienregiments ernannte, welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen ſollte. Am 11. Jan. 1816 kehrte der Held zum General-Commando nach Königsberg in Preußen zurück und ſtarb daſelbſt 6 Wochen darauf, am 25. Febr. 1816. Bülow, der als Feldherr glänzte, war eben ſo achtungswerth als Bürger und als Menſch. Er hatte die Kriegskunſt von früher Jugend an gründlich und wiſſenſchaftlich ſtudirt, ſetzte dieſes Studium während ſeiner militäriſchen Laufbahn unabläſſig fort, und war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Muſen. Sein gebildeter Geiſt war im Gebiete der ſchönen Künſte kein Fremdling. Die Tonkunſt zog ihn vorzüglich an, und er hat mehrere Motetten, eine Meſſe und die Pſalmen 51 und 100 componirt.

Bülow (Graf v.), königl. weſtphäl., dann königl. preuß. Finanzminiſter, aus derſelben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General, von deſſen Perſon und Verdienſten wir im vorhergehenden Artikel geſprochen haben. Er war Präſident der Regierung von Magdeburg, bis dieſe Provinz mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienſte des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath, und bald darauf zum Finanzminiſter ernannte. Seine Freimüthigkeit, ſein offenes Widerſtreben gegen die Härten der neuen Regierung, und das ganze Syſtem konnten den König nie bewegen, ihn zu entlaſſen, denn ſeine Erfahrung, ſein Scharfblick und ſeine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebene den freundlich humanen Miniſter verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreich abreißen wollte, und Bülow, der dies zu verhindern an ihn geſandt war, offenbare Beweiſe ſeines Haſſes erhielt, konnte ſein König ihn nicht länger ſchützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erſt 1813, als Weſtphalen wieder erobert und die entriſſenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminiſter Friedrich Wilhelms III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade ſeines Königs beſtätigte ihn im Grafenſtande, den er ſchon vom Exkönige Hieronymus erhalten hatte. Eine umſtändliche Biographie dieſes Staatsmanns aus einer wohl unterrichteten Feder findet man in den Zeitgenoſſen, Heft 24.

Bund, ſ. Teſtament.

Bund (deutſcher), ſ. Deutſchland und deutſcher Bund.

Bundſchuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Bauernaufſtand in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. bezeichnet, weil die Aufrührer einen ſolchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg.)

Buol-Schauenſtein (Baron v.), war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaiſers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiſerl. Geſandten in Baſel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Miniſter zum Reichstag nach Regensburg, wo er vergeblich ſich bemühte, die verſchiedenen Fürſten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach ward er als Geſandter bei dem niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Lange Jahre verſchwand ſein Name aus allen öffentlichen Verhältniſſen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestag zu Frankfurt als k. k. öſterr. Geſandter erſchien, und zum Präſidenten deſſelben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daſelbſt dieſe Würde, und verfolgt das Intereſſe und die politiſche Anſicht ſeines Hofes mit milder Feſtigkeit.

Buonaparte (die Familie), erhob ſich, und ſtürzte mit und durch Napoleon Buonaparte. Deſſen Mutter, die ſchöne Maria Lätitia Ramolini, geb. 24. Aug. 1750 zu Ajaccio in Corſica, vermählte ſich 1766 mit Carlo Buonaparte, der durch Marboeuf damaligen Gouverneur von Corſika, Beiſitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann ſeiner Geſundheit wegen ſich nach Montpellier begab, und daſelbſt 40 J. alt 1785 ſtarb. Mad. Lätitia Buonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Giuſeppe, Napolione, Luciano, Luigi, Mariana, Carletta, Annunziada und Girolamo. Die junge Witwe ſuchte, da ſie ohne Vermögen war, mächtige Beſchützer, und fand ſie. Ihre Bekanntſchaft mit dem Grafen von Marboeuf, gründete das Glück der Familie. Die Corſen behaupteten ſämmtlich Edelleute zu ſein, und weigerten ſich, Steuern zu bezahlen. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden ſollten. In dieſe Liſte ſetzte Marboeuf auch die Familie Buonaparte. Als die Engländer 1793 Corſica eroberten, flüchtete ſich Mad. Lätitia mit ihren Töchtern nach Marſeille. Bald nach dem 18. Brümaire (Nov. 1799) kam ſie nach Paris; allein erſt nach Napoleons Erhebung zur Kaiſerwürde huldigte man der Madame mère, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Franzöſin war, und nicht ſonderlich in den neuen Rang ſich ſchicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofſtaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schweſtern (Soeurs de la Charité) und der Hoſpitaliterinnen des franzöſiſchen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andre fanden ſie geizig. Die Größe, welche ſie umgab, hat ſie wenigſtens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt ſie den Exkönig von Holland, Louis, am meiſten. Sie lebt ſeit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Card. Feſch. Durch den Pariſer Tractat vom 20 Nov. 1815 wurde die geſammte Familie Buonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amneſtiegeſetz wurden von der Amneſtie ausgenommen Napoleon Buonapartes ſämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daſelbſt nichts beſitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen ſollen.

Hierauf beſtimmte die kön. franz. Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Buonaparte, die durch das Geſetz vom 12. Jan. 1816 eingezogen worden waren, zur Unterſtützung verdienter Militärperſonen und ſolcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden ſollen. Wir handeln in den nächſten Artikeln Joſeph, Napoleon, Lucian, Ludewig und Hieronimus Buonaparte ab, und verweiſen wegen Mariana, nachher Eliſa genannt, auf Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, auf Borgheſe, wegen Annunziada, nachher Annonciade Caroline genannt, auf Murat. Nächſtdem ſehe man die Artikel Feſch, Eugen (deſſen Schweſter Hortenſia bei Ludewig Buonaparte angeführt iſt) und Marie Louiſe (Leopoldine Caroline).

Buonaparte (Joſeph), geb. den 7. Jan. 1767 zu Ajaccio, begann die juriſtiſche Laufbahn als Gehülfe eines Rechtsgelehrten; flüchtete dann 1793 mit ſeiner Familie nach Marſeille, wo er ſich 1794 mit Marie Julie Clary, der Tochter eines reichen Kaufmanns (Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, Carl Johann), vermählte. Auf ſeines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegscommiſſär, Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Adminiſtration bei der italieniſchen Armee. Nach dem 18. Fructidor trat er als corſiſcher Abgeordneter in den geſetzgebenden Rath ein. 1797 ging er als Ambaſſadeur der Republik nach Rom, das er nach des Generals Düphot Ermordung verließ, worauf das Directorium den Kirchenſtaat beſetzen ließ. Im Rath der Fünfhundert ſprach er wenig; doch wählte man ihn zum Secretär d. 21. Juni 1798. Nach dem 18. Brümäre ernannte ihn ſein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Dem verſchloſſenen, ſchlauen und mit politiſchen Kunſtgriffen, noch aus ſeiner Advocatenlaufbahn, wohlbekannten Joſeph fehlte es keineswegs an Talenten, ſich geltend zu machen; daher ernannte ihn Napoleon zu ſeinem Bevollmächtigten, um mit dem Verein. Staaten von Nordamerika einen Freundſchafts- und Handelsvertrag (Paris den 30. Sept. 1800) abzuſchließen; hierauf den 11. Oct. 1800 zum bevollmächtigten Miniſter beim Friedenscongreſſe zu Lüneville. Als ſolcher unterzeichnete er den daſelbſt geſchloſſenen Frieden (9. Febr. 1801), und den mit England zu Amiens (1802). Auch leitete er nebſt Cretet und Bernier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Conſalvi, dem Erzbiſchof Spina, und dem Pater Caſelli, wegen des nachher am 15. Juli 1801 abgeſchloſſenen Concordats. Als Napoleon die Kaiſerkrone erworben, ſah ſich Joſeph ſchnell nach einander zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüſſel, dann zum Großoffizier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eiſernen Krone, endlich zum franzöſiſchen Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon ſchien ihm unter ſeinen Brüdern das meiſte Vertrauen zu ſchenken, obgleich Lucian ſeinem Ehrgeize weſentlichere Dienſte geleiſtet hatte. Uebrigens ſoll Joſeph bei einem ächt italieniſchen Charakter nicht zur Grauſamkeit geneigt, vielmehr milde, und für ſich ſelbſt keiner durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigſten aber ein guter Soldat oder Taktiker ſein, obgleich er als Lieutenant des Kaiſers in deſſen Abweſenheit der Regierung vorſtand. Deſſenungeachtet gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel, und beſtimmte ihn, nachdem die Dynaſtie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum

Beherrſcher beider Sicilien. Joſeph hielt am 15. Febr. 1806 ſeinen Einzug in Neapel, und am 30. März d. J. erſchien das kaiſerl. Decret, wodurch Joſeph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfaſſung des Reichs beſtimmt, ſechs große Reichslehen darin errichtet, und eine Million Franken von den Einkünften des Landes für franzöſ. Militärs ausgeſetzt wurden. Indeß widerſtand ihm noch in Gaëta der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal, und die engliſchen Unternehmungen von Sicilien aus unterſtützten die entſchloſſene, mit großer Rachſucht vergeſellſchaftete Widerſetzlichkeit der Calabreſen. Der neue Herrſcher befolgte in ſeiner Verwaltung ganz Napoleons Vorſchriften. Schon in den erſten Monaten des J. 1807 wurden die geiſtlichen Orden aufgehoben, ihre Güter eingezogen, das Feudalſyſtem abgeſchafft, und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Zugleich eröffnete Joſeph die am 18. März d. J. geſtiftete Akademie der Alterthümer. Auch ward der Orden beider Sicilien geſtiftet. Aber ehe noch der neue Staat geordnet war, verſetzte Napoleons Machtwort ſeinen Bruder Joſeph, den 6. Juni 1803, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem die Bourbons damals herabgeſtoßen worden waren. Vor ſeiner Abreiſe von Neapel, den 23. Juni, machte Joſeph die eiligſt entworfene Conſtitution des Reichs bekannt und Joachim Mürat trat in ſeine Stelle ein. (S. den Art. Mürat). Nachdem hierauf in Bayonne Spaniens neue Conſtitution von der Junta beſchworen worden war, reiſete Joſeph von Bayonne ab, und hielt ſeinen Einzug in Madrid am 20. Julius. Allein die Nation ergriff gegen den Eindringling (intruso) die Waffen, und Duponts Unglück in Andaluſien zwang ihn, eiligſt Madrid zu verlaſſen, um unter dem zuſammengezogenen franzöſiſchen Heere bei Vittoria Schutz zu ſuchen. Nach den Schlachten bei Burgos, Espinoſa, Tudela und Sommo-Sierra fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in franzöſiſche Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die Bewohner Madrids beugten ſich noch einmal unter Napoleons Willen, indem ſie den entflohenen Joſeph nicht nur zurück erbaten, ſondern ihm auch vor dem Altare der Hauptkirche beſtändige Treue und Gehorſam gelobten. Zum zweitenmale hielt alſo Joſeph ſeinen Einzug in Spaniens Hauptſtadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen; denn der Haß und der gekränkte Stolz der Nation konnten nimmer beſchwichtigt werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reyna (27. und 28. Juli d. J.) drohte Joſeph wieder aus ſeiner Reſidenz zu verjagen; doch Wellington konnte, wegen Cueſta's ſchlechter Mitwirkung und Venegas Niederlage bei Almonacir, den Sieg nicht benutzen. Joſeph kehrte daher nach Madrid zurück, wo er, im Geiſte ſeines Bruders, ungleich ſtrengere Maßregeln zur Behauptung des Thrones nahm, und war glücklich genug, durch die am 18. Nov. d. J. bei Ocana gewonnene Schlacht, ſich den Weg zur Eroberung des ſüdlichen Spaniens zu eröffnen. Im Anfange des J. 1810 ward Andaluſien erobert. Joſeph zog in Sevilla ein, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle franzöſiſche Berichte verkündigten das baldige Ende des ſpaniſchen Krieges. Allein Cadix widerſtand, und im folgenden Jahre trieb Wellington die franzöſiſchen Heere aus Portugal. Die Guerillas wütheten in allen Provinzen, ja ſelbſt vor den Thoren von Madrid, wo Joſeph wie ein Staatsgefangener lebte, und, gänzlich abhängig von dem Willen ſeines Bruders und den Verfügungen franzöſiſcher Marſchälle, (namentlich Jourdan's, der ihm als Major-General

beigegeben war) den Spaniern um ſo verächtlicher erſchien. Im J. 1812 trieb Wellingtons Sieg bei Salamanca den König Joſeph zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. dahin zurück; allein die Unglücksfälle des J. 1813, beſonders die Niederlage bei Vittoria den 21. Juni, wo Joſeph ſelbſt commandirte, machte ſeinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachſetzenden engliſchen Dragonern, die ſeine Wagen, nebſt allen Schätzen, dem Scepter und der Krone, ſo wie Jourdan's Marſchallsſtab erbeuteten. Joſeph lebte ſeitdem in Frankreich dem Vergnügen auf ſeinem Landſitze zu Morfontaine, und befehligte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies aber dabei große Unentſchloſſenheit. Endlich gab er ſeine Zuſtimmung zu der Capitulation von Paris, welche Marmont abſchloß, und entfloh mit der Kaiſerin nach Blois. Nach Napoleons Abſetzung zog er ſich, mit einem ihm zugeſicherten Einkommen von 500,000 Franken, in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte. Bei Napoleons Rückkehr, 1815, erſchien er wieder in Paris als franzöſiſcher Prinz, Connetable und Pär des Reichs; allein nach der Schlacht von Waterloo ſchiffte er ſich zeitig genug nach den vereinigten Staaten von Amerika ein, wo er nebſt vielen Begleitern im Sept. zu Neu-York anlangte, und ſich bald darauf in Trenton, (Neu-Jerſey) ankaufte, wo er als reicher Privatmann unter dem Namen eines Grafen von Survilliers lebt. Joſeph hat 1799 einen Roman, Moina, geſchrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. (K.)

Buonaparte (Napoleon), der zweite Sohn Carls Buonaparte, ward den 15. Aug. 1769 zu Ajaccio geboren. Die von einigen ſeiner blinden Haſſer aufgeſtellte Behauptung, er ſei eigentlich ſchon am 5. Febr. 1768 geboren, und habe ſich eigenmächtig, aus allerlei läppiſchen Gründen um etwa 1½ Jahr jünger gemacht, widerlegt ſich dadurch, daß auf dieſe Weiſe ſein Bruder Joſeph nur 4 Wochen älter ſein würde, als er. Der Gouverneur von Corſica, Graf von Marboeuf, verſchaffte dem jungen Napoleon eine königliche Freiſtelle in der Militärſchule zu Brienne, wo er von 1778 bis 1784 zum Officier gebildet ward. Durch neue Begünſtigung erhielt er einen Platz in der Militärſchule zu Paris, und ſchon 1785, im 17. Jahre ſeines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angeſtellt; zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung nahe Stürme verkündigte und einem entſchloßnen Geiſte große Ausſichten eröffnete. Der junge Corſe hatte ſchon in ſeinem Vaterland den Sinn für politiſche Parteikämpfe in ſeinen von Natur verſchloßnen Geiſt aufgenommen. Er hatte haſſen gelernt; denn ein unbeſiegbarer Haß gegen Genua, das die Corſen nicht zu bezähmen vermochte, und gegen Frankreich, das anfangs Corſica für Genua, dann für ſich unterjochte, wurzelte in aller Herzen. Er ſah die Theilnahme ſeines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, deſſen Freiheitsſinn und Haß der Unterjochung, und bewunderte den Helden Paoli. Aber zugleich lernte er die Menſchen verachten, und Haß und Rache im Buſen verbergen; wilde Kampfluſt wurde eben ſo bei ihm vorherrſchende Neigung, als Paoli's Ruhm ſeine Ehrſucht entzündete. Verſchloſſen, wie alle, die ihn umgaben, gewöhnte er ſich, die Menſchen zu beobachten, ſich ſelbſt der Beobachtung Andrer zu entziehen, und während das gemeinſame Intereſſe faſt zerſtört war, nur das eigne zu ſuchen. So geſellte ſich die ſtolzeſte Selbſtſucht zu innerer Leidenſchaft. Kein ſanfteres Gefühl drang in ſeine eherne Bruſt. Vielmehr mußte

er bei ſeinem Eintritt in die Militärſchule zu Brienne bald ſein Uebergewicht wahrnehmen; kein Lehrer, kein Mitſchüler — ſie waren ja Franzoſen — gewann ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In ſich zurückgezogen, ſuchte er die Einſamkeit, war finſter, hinbrütend, und verachtete die Spiele ſeiner Gefährten. Nichts konnte ihn aus dem Phantaſienkreis, in den er ſchon gebannt war, herausreißen. Dazu wirkten auch ſeine Studien mit. Im Kriege geboren, warf er ſich mit entſchiedner Neigung auf die Kriegswiſſenſchaften. Die tiefſinnigſten Lehren der Mathematik wurden ſeine Luſt, weil er ſie alle auf Kriegskunſt bezog, die der Mittelpunkt ſeines Lebens ward. Und gerade die Kriegswiſſenſchaft mußte auf ſeinen Charakter am mächtigſten einwirken, indem die Menſchen ihm hier immer mehr Maſchinen wurden oder Feinde, die man überliſten oder nach allen Regeln der Kunſt ſchlagen und vernichten mußte. Siegen, herrſchen ward ſeine heftigſte Neigung, und nur darum trat er ſeinen Mitſchülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er ſchon im Großen dachte. Man weiß, wie er ſeine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angeſtiftet und ſich ein Anſehen unter den Knaben erworben, obwohl die meiſten ihn haßten. Bemerkenswerth iſt auch, daß er ſich endlich zwei von jenen, und gerade ſehr beſchränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auswählte, und dieſe ſo an ſich zu feſſeln wußte, daß ſie in demüthiger Bewunderung ſeiner Ueberlegenheit ſich zu Werkzeugen ſeiner Abſichten gebrauchen ließen. Neben ſeinen mathematiſchen Studien beſchäftigte ihn beſonders die Geſchichte des Alterthums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigne Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporſtreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, deſſen er fähig war. Was freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend iſt, das haftet nicht an denen, die in der ſchroffen Selbſtſucht einſeitiger Richtung und finſtrer Abgeſchloſſenheit ſich gefallen. Daher mußten ihm die Helden der Vorzeit nur als die Starken gefallen, die ihre Umgebungen zu ihren eignen Zwecken zu gebrauchen wußten, und die Helden Plutarchs, deſſen Lebensbeſchreibungen er mit beſonderer Neigung betrachtete, konnte ihn darum minder mit Weisheit als mit Herrſchſucht und Menſchenverachtung erfüllen. In ſpätern Jahren zog ihn auch das düſtre Nachtgemälde des Nordens in Oſſians Schlachtgeſängen an; Tacitus hingegen, den er nur den Verläumder des Nero nannte war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbſtabhärtung, der Kampfluſt und jener Wortkargheit, die über den Sinn ihrer Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in ſeinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache ſich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu ſagen, als die Hörer erkennen ſollten, oder auch wohl eine tiefere Bedeutung, als er ſelbſt hineinlegte, muthmaßen zu laſſen. Zugleich lernte er auf kleine Umſtände achten, nichts, was der eignen Abſicht förderlich ſein könnte, überſehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern, und ſie in unbewahrten Augenblicken überliſten. So weit brachte es ſchon der Jüngling in der kleinen Welt von 150 Franzoſen, die ihn zu Brienne umgaben. Sein Wille ward hier immer beharrlicher und ſtrenger, und ſeine Lehrer, die ſein Talent, ſeine raſchen Fortſchritte in den Kenntniſſen, die ſeinem Sinn entſprachen, ehren mußten, hatten oft Urſache, ſeine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte (wie Poeſie, Grammatik, Orthographie, Latein u. ſ. w.), ſeine Verſchloſſenheit und Hinterliſt,

ſeine unbeugſame Hartnäckigkeit, und eine Leidenſchaft, die zuweilen in wilde Wuth ausbrach, wenn ſie Widerſtand fand, zu tadeln. Daher bemerkte einer der Lehrer ſchon damals bei Napoleons Namen: „Ein Corſe von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn die Umſtände ihn begünſtigen.“ So war Buonaparte, als er in die große Welt zu Paris eintrat. Zum Soldaten geboren, wußte er als Officier, fern von den Genüſſen der Jugend, durch Pünktlichkeit im Dienſt, durch ausgezeichnete Kenntniſſe in ſeinem Fache, und durch fortgeſetzten Fleiß, die Achtung ſeiner Obern zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere ſeines Alters hervorragte, deſto mehr durfte er hoffen, ſich emporzuſchwingen. Ein ungemeiner Menſch, wie er war, ſah er nur Einen Zielpunkt vor ſich, auf den er unbeweglich Alles bezog: Macht für ſeine Kraft! Als nun die erſten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen ſollte. Als General, ſoll er ſelbſt geſagt haben, „hätte ich mich an den Hof gehalten, als Lieutenant ohne Vermögen mußte ich die Partei des Volks ergreifen.“ Indeß ward Paoli nach Paris berufen. Mit ihm ſchiffte Napoleon gegen Ende des Jahres 1790 nach Corſica, wo ſchon die Parteien der Ariſtokraten und Demokraten mit einander kämpften. Napoleon, der damals ſein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit in Umlauf ſetzte, zeichnete ſich unter den Letztern aus, und wurde zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt. Verwegen ohne Patriotismus, hoffte er, in dem Sturm der Revolution ſelbſt an die Spitze ſeiner Landsleute zu treten, zumal da Paoli in der Volksgunſt immer mehr ſank. Allein er war nicht glücklich. Seine Unternehmung auf die Inſel Maddalena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen im Namen der Republik beſetzte, mißlang, und die damit zuſammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien verunglückte gänzlich. Paoli aber, der die zügelloſen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief nun die Hülfe der Engländer an. Napoleon ſelbſt hatte ſich durch revolutionäre Ausſchweifungen und grobe Vergehungen ſo verhaßt gemacht, daß er 1793, auf Paoli's uud Pozzo di Borgo's Veranſtaltung, mit vielen andern Aufrührern aus Corſica verbannt ward. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie nach Marſeille ein, wo damals ein hitziger Parteikampf herrſchte warf ſich in die jacobiniſchen Klubs, und verſuchte ſich noch einmal als Schriftſteller in einem Geſpräch zwiſchen Marat und einem Föderaliſten, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem die ausſchweifendſten Grundſätze vorgetragen waren. Aber weder dieſe bald vergeſſene Flugſchrift, noch andre Bemühungen konnten ſeine Lage verbeſſern. Endlich wurde er als Capitän im 4. Artillerie-Regimente angeſtellt, und diente bei dem republicaniſchen Heere unter Kellermann, welches Lyon belagerte. Als hierauf die Republicaner Toulon angriffen, das ſich am 28. Aug. 1793 den Engländern ergeben hatte, ward er durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er ſich ſo vorzüglich aus, daß es ihm beſonders zuzuſchreiben war, daß Toulon noch vor Ende des Jahres in die Gewalt der Republik zurückfiel. Damit begann ſeine republicaniſche militäriſche Laufbahn. 1794 ward er zum Bataillonschef ernannt, und ſollte Corſica wegnehmen; allein ſeine Verſuche, ſich Ajaccio's zu bemächtigen, mißlangen. Doch empfahl ihn ſein Jacobinismus der herrſchenden Partei, und er wurde im J. 1795 Brigadegeneral der Artillerie bei der italieniſchen Armee. Dieſes Heer war in ſchlechtem

Zuſtande, und durch öftere Niederlagen muthlos. Da entwickelte ſich zuerſt ſeine Kunſt, trotz aller Hinderniſſe, ein Ziel unverrückt ins Auge zu faſſen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf Einen Punkt loszubrechen, und im Fluge ihn zu beſiegen. Er ſuchte die Heerführer zu überzeugen, daß ſie ihr Vertheidigungsſyſtem verlaſſen, und, obwohl mit geringer Macht, Piemont überwältigen müßten. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte ſeinen Flug. Robespierre, und mit ihm die Schreckensregierung, war gefallen. Der Nationalconvent ließ alle Schreckensmänner entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon jenes furchtbare Syſtem mit grenzenloſem Ungeſtüm predigte, erſchien der Deputirte Beffroi, der ihn ſogleich gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er ſeine Freiheit wieder, verlor aber ſeinen Poſten bei der italieniſchen Armee. Er eilte nach Paris, um ſich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er ſich an Aubry, der im Wohlfahrtsausſchuß Präſident des Kriegs-Comité war, und die Schreckensmänner unverſöhnlich haßte. Er ſah ſich auf's neue hülflos, und lebte von der kärglichen Unterſtützung einiger Freunde. Die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllte ſeine Seele noch mehr mit finſterm Unmuth, Menſchenhaß und Verachtung. Er beſchloß daher, Frankreich zu verlaſſen, und in der Türkei ſein Glück zu verſuchen. Allein man verweigerte ihm die Erlaubniß. Dagegen erhielt er endlich auf die Verwendung des Jean Debry und Freron, eine neue Anſtellung bei der Artillerie in Holland. Eben bereitete er ſich, dahin abzugehn, als er zu einem belohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Mehrere pariſer Sectionen hatten ſich gegen die dritte Conſtitution der Republik vom 23. Sept. 1795 verbunden. Der Convent zog Streitkräfte zuſammen und wählte zuverläſſige Generale. Barras empfahl Buonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; dieſem ward das Untercommando anvertraut. Er entſprach den Erwartungen, als am 5. Oct. in Paris der Kampf der royaliſtiſchen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach. An dieſem Tage, dem 13. Vendemiaire, ſagte er: J'ai mis mon cachet sur la France. Der dankbare Convent erhob ihn ſofort zum Diviſionsgeneral. Drei Monate ſpäter, im J. 1796, gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italieniſche Armee. Dies bewirkte Barras, der bis dahin im vertrauten Verhältniß mit der Wittwe des General Beauharnois geſtanden hatte, und auf deſſen Vermittlung die reiche Frau (ſ. d. Art. Joſephine) dem General Buonaparte die Hand gab. Damit begann die glorreiche Laufbahn des 26jährigen Feldherrn. Am 30. März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherer's Nachfolger, den Heerbefehl. Bewährte Generale ſtanden ihm zur Seite. Aber das Heer war ſchwach, und befand ſich in einem Zuſtande gänzlicher Auflöſung. Ihm gegenüber ſtand Beaulieu an der Spitze von 60,000 Mann Oeſterreicher und Sarden. Doch Napoleon begeiſterte ſeine Soldaten durch ſtolze Worte. Wie Hannibal zeigte er ihnen Alles, was ſie brauchten und wünſchten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er ſie in den Kampf. Es gelang ihm, durch Umgehen oder Vordringen im Rücken des Feindes deſſen Plan zu vereiteln, und ihn aus ſeiner Stellung zu werfen. Am 12. Apr. 1796 ſchlug er bei Montenotte (ſ. d. Art.) den öſterreichiſchen Feldherrn d'Argentau. Ein glücklicher Flankenmarſch gewann ihm den erſten Sieg. Unaufhaltſam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung des öſterreichiſchen Heeres von dem piemonteſiſchen war ſein nächſtes Ziel. Schon am 13. Apr. griff er von neuem an, und erfocht am 14. den glänzenden

Sieg bei Milleſimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Heere vollſtändig erreicht. Er warf ſich jetzt zuerſt auf den ſchwächern Theil, griff am 16. das verſchanzte Lager der Piemonteſer bei Ceva an, drängte dieſelben nach Mondovi zurück, und ſchlug am 17. im feindlichen Lager ſein Hauptquartier auf. Am 22. Abends zog er ſiegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin bot Friedensunterhandlungen an; doch der Sieger bewilligte unter harten Bedingungen nur einen Waffenſtillſtand (am 28. April), der ihm die wichtigſten Feſten Piemonts einräumte, und ihn zum Meiſter des ganzen Landes und ſeiner Hülfsquellen machte. Unterdeſſen hatte ſich der öſterreichiſche Feldherr hinter den Po gezogen, um den Feind von Mailand abzuwehren. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuſcht, daß dieſer zwiſchen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po verſuchen werde. Jener aber bewirkte ſchon am 8. Mai den Uebergang ſeiner Armee von Piacenza aus und nöthigte den Feind, ſich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verſchanzten ſich die Oeſterreicher; das Vordringen über die lange, ſtark vertheidigte Addabrücke ſchien unmöglich. Napoleon führte einen Theil ſeines Heers an die durch ein mörderiſches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; aber ihre Führer drangen unerſchrocken vorwärts, und das erſte Wagniß von Napoleons blutiger Tactik — es koſtete 10,000 Mann! — war gelungen (10. Oct.). Am 12. zog er in Cremona, am 13. in Pavia und ſchon am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war in ſeiner Gewalt, und die Oeſterreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da ſuchten, von dem unerwartet ſchnellen Erfolge betäubt, die Fürſten Italiens den Frieden. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma einen Waffenſtillſtand erhalten; am 17. der Herzog von Modena. Dem König von Sardinien war am 18. Mai zu Paris Friede gegeben worden, welcher der Republik außerordentliche Vortheile ſicherte. So hatte Buonaparte, indem er das Unglaubliche bewerkſtelligt, alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Kriegsſteuern erhalten, und ſein Heer mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünſtigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten Italiener, denen er Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Ueberall ſuchte er die Unterthanen ihren Fürſten, ihrer Verfaſſung zu entfremden, und Empörung unter den Vorſpiegelungen des Republicanismus anzufachen. Faſt unerſchwingliche Summen foderte er für unſichern Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen ſtets ſo geſtellt waren, daß ſie weitern Foderungen Raum gaben. Schon hatte er das furchtbare Raubſyſtem eingeführt, welches alles, was zum Bedürfniſſe, zum Luxus des Heeres gehörte, ſchonungslos von dem beſetzten Lande foderte. Schon foderte er koſtbare Kunſtwerke von den Bedrängten, und ſendete ſie als glänzende Trophäen ſeiner Siege nach Paris. Auch ſeine Armeeberichte trugen das Gepräge ſeiner ſpätern Bulletins, nur waren ſie minder lügenhaft. Dabei übte er ſchonungsloſe Strenge gegen diejenigen, welche ſich wider ihn auflehnten. Müde der endloſen Bedrückungen, griffen die Lombarden zu den Waffen. In Pavia und Binosco wurden viele Franzoſen ein Opfer des Uebermuths, mit dem ſie die Bewohner gereizt. Da ſtrafte Napoleon mit Feuer und Schwert die Unglücklichen; Lugo ward von Augereau ausgeplündert. Der Feldherr nahm überall, wo er es fand, in Leihhäuſern und Kirchen, das anvertraute und das Privatgut. Darauf eilte er der öſterreichiſchen Armee, die ſich am Mincio befeſtigt, entgegen, ging am 21. Mai

über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigſten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein, und drängte die Feinde bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 3. Juni ſchloß er Waffenſtillſtand mit Neapel und eilte nun um ſo ſichrer, ſeine ganze Macht gegen die Oeſterreicher zu wenden. Die treuen Tyroler rief er vergebens zur Empörung auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit verſprach. Italien ſelbſt drohten neue Unruhen; ſchnell erſchien er, ſie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feſte Mantua waren noch in öſterreichiſcher Gewalt. Letztere ſchloß er ein und drang, um ſich Italiens zu verſichern, in das päpſtliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino nnd Ferrara in ſeiner Gewalt, und der Papſt ſah ſich genöthigt, am 23. einen Waffenſtillſtand mit ungeheuern Contributionen, mit den herrlichſten Kunſtſchätzen und mit vorläufigem Verzicht auf Bologna, Ferrara und Ancona, zn erkaufen. Keine Verträge achtend, überfiel er jetzt das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana, und beſetzte Livorno (28. Juni), um ſich der engliſchen Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath engliſcher Waaren fiel in ſeine Hände. Er ließ Beſatzungen zurück, um, wie er vorgab, das Land gegen den brittiſchen Despotismus zu beſchützen. Als ſich darauf, den 29. Juni, die Citadelle von Mailand ergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantua's. Dieſes zu entſetzen, drangen die Oeſterreicher unter Wurmſer (der an Beaulieu's Statt den Oberbefehl erhalten) mit bedeutenden Verſtärkungen an die Etſch, und unter Quasdanowich über Brescia vor, entſetzten Mantua und drängten Buonaparte an den Mincio zurück. Nun zog zwar Wurmſer am 1. Aug. in Mantua ein; aber Buonaparte warf ſich plötzlich auf die einzelnen öſterreichiſchen Heerabtheilungen, ſchlug den 7. Aug. Quasdanowich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er ſelbſt führte, 4000 Oeſterreicher ſich zu ergeben, da ſie von ſeinen Drohungen ſich ſchrecken ließen. Durch einen verſtellten Rückzug lockte er Wurmſer aus ſeiner feſten Stellung, ſchlug ihn den 5. Aug. bei Caſtiglione und nöthigte ihn, ſich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 23. Aug. die Belagerung Mantua's von neuem, indem er zugleich die wieder mächtig vordringenden Oeſterreicher einzeln ſchlug. Am 4. Sept. griff er den rechten Flügel unter Davidovich's Oberbefehl an, ſchlug ihn und rückte am 6. in Trient ein. Raſch wendete er ſich auch gegen den linken Flügel unter Quasdanowich, ſchlug ihn am 9. bei Baſſano, bemächtigte ſich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmſer, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeſchnitten, faßte den kühnen Entſchluß, ſich nach Mantua zu werfen; Buonaparte, der noch bei San Giorgio, der Vorſtadt Mantua's, ihn erreichte und ſchlug, konnte die Stadt ihm nicht verſchließen, in die er am 29. Sept. einzog. Während nun Mantua von neuem belagert ward, beſchäftigte ſich Buonaparte mit der Republicaniſirung Italiens. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenſtillſtand mit dem Herzog von Modena, der ſich ſeine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, beſetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeſchaffnen cispadaniſchen Republik am 8. Oct. Darauf gab er den neuen Republiken die franzöſiſche Verfaſſung. Auch trug er dazu bei, daß Corſica am 29. Oct. den Engländern durch die franzöſiſchen und corſiſchen Republicaner wieder entriſſen ward. Am 9. Oct. hatte ſich Genua unter harten Bedingungen, in den Schutz der Republik begeben; am 16. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von

Parma, durch Modena's Beiſpiel geſchreckt, denſelben mit großen Aufopferungen ein. Da drangen die Oeſterreicher aufs neue, um Mantua zu entſetzen, gegen Baſſano und Roveredo vor. Doch den ſchwächern Buonaparte rettete ſeine Kühnheit. Ehe die feindlichen Heere ſich vereinigen konnten, ging er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etſch, und nöthigte Alvinzy zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur ſein und ſeiner Generale hoher Muth, das Vertrauen, das ſie ihren Soldaten einzuflößen wußten und die Verzweiflung, mit der er ſich ſelbſt jeder Gefahr ausſetzte, ſeinen Untergang abwandte und ihm einen blutigen, aber großen Sieg gewann. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Auch Davidovich ward nach Tyrol zurückgetrieben. Doch ſchon in den erſten Tagen des J. 1797 rückte Alvinzy wieder bis Rivoli vor, ward aber von Buonaparte am 14. Jan. geſchlagen, am 15. aus der Stellung bei Corona gedrängt und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine öſterreichiſche Colonne unter Provera hatte indeß verſucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmſer that einen mörderiſchen Ausfall; aber Buonaparte ſchlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16. Jan., ſich mit mehr als 5000 Mann zu ergeben. Während nun die franzöſ. Generale in Tyrol eindrangen und Italien von dieſer Seite ſicherten, fiel am 2. Febr. Mantua, wodurch der Sieg in Italien entſchieden war. An demſelben Tage rückte Buonaparte, nachdem am 1. Febr. der Waffenſtillſtand mit dem Papſte, der ſich gegen Frankreich gerüſtet haben ſollte, aufgekündigt worden, in das päpſtliche Gebiet ein, ſchlug am Senio des Papſtes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der ſchwergeängſtete Papſt ſchloß am 19. Febr. mit ungeheuern Aufopferungen den Frieden von Tolentino, der ihm den Kirchenſtaat jenſeits der Appenninen übrig ließ. Jetzt hatte Buonaparte keinen geringern Plan, als den Kaiſer in ſeinen eignen Staaten zu bekämpfen. Der Erzherzog Carl hatte ſich hinter dem Tagliamento befeſtigt. Buonaparte ſetzte am 10. März ſein bedeutend verſtärktes, dem öſterreichiſchen überlegenes Heer in Bewegung, und ging, während die franzöſ. Rheinarmee auch in Deutſchland den Kaiſer von neuem bedrohte, über die Piave, erzwang am 16. März den Uebergang über den Tagliamento und Iſonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz und Gradisca zurück. Am 19. beſetzte er Gradisca, am 20. Görz und am 23. Trieſt. Vor Ende des Monats war faſt ganz Kärnthen und Krain, und ein Theil von Tyrol erobert. Buonaparte lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenſtillſtand, ſchlug das Heer des Erzherzogs bis nach Steyer zurück und nahm Hauptquartier in Judenburg. Da erſchienen am 7. April öſterreichiſche Abgeordnete, noch einmal einen Waffenſtillſtand zu ſuchen. Der Sieger gewährte denſelben mit ſcheinbarer Großmuth, weil man ihm Grätz und Bruck einräumte. Indeß war ſeine Lage höchſt bedenklich. Vor ſich ward er von den verſtärkten, durch Landſturm und Freiwillige ermuthigten Oeſterreicher bedroht, die ſich ſchon Trieſts wieder bemächtigt und Tyrol befreit hatten. In Italien regte ſich neuer Aufſtand. Darum ſchloß er ſo willig den Präliminarfrieden am 18. April auf dem Schloſſe Eckenwalde bei Leoben, der dem Kaiſer große Opfer abnöthigte, die Franzoſen aber auf's neue in den Beſitz Trieſts ſetzte und ihnen geſtattete, ihre Abſichten auf Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai ward, nachdem bereits der Senat dieſer Republik viele Demüthigungen erfahren, der ganze Staat für

erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfaſſung gefodert. Vergebens hatte Venedig ſeiner Neutralität vertraut, vergebens entſchuldigte ſich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, nur ſeinen eiſernen Willen. Am 12. Mai war die alte Verfaſſung der Republik vernichtet, und ſtatt ihr das Schattenbild einer demokratiſchen aufgeſtellt. Die venetianiſchen Lande und die Hauptſtadt ſelbſt blieben von den Franzoſen beſetzt. Im Mai ward auch Genua revolutionirt und erhielt am 6. Juli, als liguriſche Republik, eine franzöſiſche Verfaſſung. Am 28. proclamirte Buonaparte in Mailand die neue cisalpiniſche Republik, durch welche die cispadaniſche Republik, welche erſt am 27. März ihre eigne Verfaſſung erhalten hatte, wieder verſchlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte ſich, nach theuer erkauftem Frieden, zu einem ſchmählichen Bündniß mit Frankreich verleiten laſſen; gleichwohl ward auch in ſeinem Lande die Flamme der Revolution angefacht. Schon damals ſammelte der in die weiteſte Ferne blickende Feldherr eine polniſche Legion, und ſuchte ſeine Verbindung ſelbſt bis nach Griechenland und Aegypten auszudehnen. Unterdeß erhielt er das Heer ganz auf Koſten der Länder, denen er die Freiheit verſprochen, beſonders der venetianiſchen Terra Ferma, und ſandte überdieß noch unermeßliche Schätze, wenigſtens an Kunſtwerken, nach Paris. Hierauf ging er, unter kriegeriſchen Drohungen, von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1. Sept. zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Oeſterreich. Am 17. Oct. ward der Definitivfrieden abgeſchloſſen, der Oeſterreich Belgien und ſeine ſchönſten italieniſchen Provinzen entriß, und vom deutſchen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer preis gab. Oeſterreich hatte dagegen bereits im Juni die venetianiſchen Provinzen Iſtrien und Dalmatien beſetzt. Buonaparte gab jetzt ihm noch Venedig und das feſte Land der Republik bis an die Etſch. Alles aus eigner Machtvollkommenheit! Das Directorium ernannte hierauf Buonaparte mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Raſtadt. Doch kaum hatte er daſelbſt den 25. Nov. die Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2. Dec. Raſtadt wieder verließ und nach Paris eilte. Man wünſchte nämlich den ſtolzen Feldherrn, der den Gewalthabern ſelbſt gefährlich ſchien, auf einen andern Platz zu ſtellen. In Paris merkte er bald, wie wenig Ernſt es dem Directorium mit den Ehrenbezeigungen ſei, die man ihm erwies; doch es war wohl auch ihm nicht Ernſt, wenn er unwillig ſeine Entlaſſung foderte. Man wußte ſeinen Ehrgeiz zu beſchäftigen, und dadurch ihn zu verſöhnen. Er erhielt den Oberbefehl über die ſogenannte Armee von England. Indeß war die Abſicht auf Aegypten gerichtet, und Buonaparte ſelbſt hat zuerſt den Plan zu dieſer Unternehmung entworfen. Mit geſchäftiger Eile ward Alles betrieben, bei Toulon eine Flotte verſammelt und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Buonaparte beſchleunigte die Einſchiffung, und ſchon am 19. Mai ging er unter Segel. Was ihn nach Aegypten trieb, iſt ſchwer zu errathen. Ob er dort eine Herrſchaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar ſchien; oder ob er Frankreich und Europa in Aegypten ſich unterwerfen wollte: das läßt die Geſchichte unentſchieden. Bei abenteuerlicher Einbildungskraft fühlte er in ſich die Kraft eines Alexanders. Sein Ziel war Alles, oder Nichts; und das Leben erſchien ihm wie

ein ungeheures Glücksſpiel. Am 6. Juni 1798 erſchien er vor Malta. Die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen, ward abgeſchlagen. Am 10. landete er, Verrätherei und Unentſchloſſenheit der Ritter übergaben ihm die faſt unüberwindliche Hauptſtadt la Valette am 12. unter ſchmählichen Bedingungen. Wortbrüchig verletzte er bald den geſchloſſenen Vertrag. Die nöthigen Maßregeln zur Behauptung der Inſel waren ergriffen, und ſchon am 17. Juni ging er wieder unter Segel. Indeß war die engliſche Flotte unter Nelſon ihm nachgeeilt, und vor ihm an den Küſten Aegyptens angekommen, aber, weil ſie ihn dort nicht gefunden, weiter geſegelt. Am 21. Juni erfuhr das franzöſiſche Heer, mitten auf dem hohen Meere, ſeine Beſtimmung. Am 1. Juli lag die Küſte von Alexandrien vor ihnen, und Buonaparte bewirkte noch am Abend und in der Nacht die Ausſchiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tage brach er gegen Alexandrien auf, das unvorbereitet war und ſogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündeten öffentliche Anſchläge, wie die Franzoſen nur gekommen, Aegypten von den Mamelucken zu befreien und zu beglücken. Buonaparte's Rede ſchien die eines ächten Muſelmanns. Er nannte ſich ſelbſt den Geſandten Gottes. Am 6. Juli ſtand das ganze Heer auf Aegyptens Boden, und brach am 7ten gegen Kairo auf. 4 Stunden vor der Stadt, beim Dorfe Emba, fand daſſelbe am 20. Juli, nachdem der mächtige Bey Ibrahim zurückgedrängt war, den Bey Murad mit einem Haufen von 6000 Mameluckten. Am 21. ward Murad bei den Pyramiden geſchlagen, das Lager mit ſeinen Schätzen erobert, und am 22. zog der Sieger in Kairo ein. Aegypten ward als eine franzöſ. Provinz behandelt und organiſirt. Aber am 1. Aug. erſchien Nelſon vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergeſtalt die touloner Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dies war Buonaparte's erſter bedeutender Unfall. Am 12. Sept. erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Er aber ſchien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeſchnitten war, und ſetzte die Umformung des Landes fort. Doch war noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tauſende von Franzoſen fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Am 7. Oct. ſchlug General Deſaix bei Sedman die ganze Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Kairo ausbrach, ſtillte Buonaparte am 21. Oct. nicht ohne Verluſt. Hier ſchändete er ſeinen Namen auf's neue durch fürchterliche Grauſamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob ſich von Syrien her. Dort hatte Ibrahim Bey bei Gaza eine neue Macht geſammelt. Ihn verſtärkte der berüchtigte Achmed Oghezzar, Paſcha von Acre. Sofort brach Buonaparte (22. Dec.) mit 12,000 Mann nach Syrien auf, und ließ die Landenge Suez und den Hafen beſetzen. Am 18. Febr. 1799 traf er vor El Ariſch ein, das ſchon vorher vom General Regnier belagert ward, und am 20. überging. Am 25. gewann er Gaza. Jaffa, das ſich länger hielt, ward am 6. März mit Sturm genommen, und 4000 Gefangene wurden gemordet, weil man für ſie keine Lebensmittel hatte. Am 18. März ſtand er vor Acre. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt, unter Leitung und Unterſtützung des engliſchen Admirals Sidney Smith. Buonaparte's Heer war ſchon durch den Zug in der Wüſte geſchwächt; die ſtets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherſchwärmenden Scharen, noch mehr verheerende Seuchen, hemmten ſeine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15. April am Berge Tabor einen ſtarken Haufen Mameluckten zu ſchlagen;

doch ſah er ſich, troz des errungenen Vortheils, am 21. Mai genöthigt, nach wiederholten blutigen Stürmen, die Belagerung Acre's aufzuheben, deren Eroberung, nach den Angaben eines neuern engliſchen Reiſenden, von den ſämtlichen Chriſten in Paläſtina und Syrien nur abgewartet war, um ſich mit Buonaparte zu vereinigen, wodurch höchſt wahrſcheinlich die türkiſche Herrſchaft in jenem Theile der Welt ihr Ende erreicht haben würde. Wenn man dieſe Nachricht, die wenigſtens an und für ſich gar nichts Unglaubwürdiges hat, und die fernere Behauptung jenes Reiſenden, daß der letzte Sturm auf Acre nur durch den Verrath oder die Unzufriedenheit einiger franzöſ. Officiere vereitelt worden ſei, als wahr annimt; wenn man bedenkt, daß Buonaparte, wenn es ihm gelungen wäre, dort eine dauernde Eroberung zu machen, vielleicht gar nicht wieder nach Europa zurückgekehrt ſein, und daß, ohne das Eingreifen des kühnen Mannes die Geſchichte der letztverfloſſenen zwanzig Jahre ohnfehlbar ganz anders lauten würde, als nun; ſo beweiſt dieſer Vorgang aufs neue, wie ſo oft das Schickſal der Welt von anſcheinend ganz unbedeutenden Umſtänden abhängt und dadurch geleitet wird. Durch Unmuth und Rache getrieben, ließ nun Buonaparte auf ſeinem Rückzug Alles verwüſten. Jaffa ward geſchleift; Wilſons Erzählung, daß er dort ſeine peſtkranken Soldaten, die ſeinen Rückzug hemmten, habe vergiften laſſen, hat Beauvois berichtigt *). Am 14. Juni traf er wieder in Kairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzoſen aufrecht. Eine türkiſche Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Buonaparte ſchlug die Türken am 26. bei Abukir, und bemächtigte ſich des Forts wieder. Dies war ſeine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, beſonders durch ſeinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, ſichre Kunde von der kritiſchen Lage der Republik. Sieyes hatte ihn zum Wiederherſteller des gedemüthigten Frankreichs auserſehen. Schnell war der Entſchluß gefaßt, zurückzukehren. Heimlich verließ er ſein Heer, deſſen Oberbefehl er dem General Kleber übergab. Unter Verſprechungen, mit größerer Macht wiederzukommen, ſchiffte er ſich mit Lannes, Mürat, Berthier, Andreoſſy, Bourienne, Ganteaume, Marmont, Lavalette, Berthollet und Monge am 23. Aug. ein. Am 30. Sept. war er in Ajaccio, wo ungünſtige Winde ihn zurückhielten. Am 9. Oct. ſtieg er bei Frejus ans Land. Wie im Triumph zog er nach Paris, wo er am 14. Oct. eintraf. Jetzt begann der Akt ſeines Herrſcherlebens. Mit Jubel empfingen die Pariſer den Helden, der plötzlich erſchien, wie durch einen Zauberſchlag. Aber erſchrocken traten die zuſammen, die froh, ihn fern zu wiſſen, von ſeinem Auftreten nichts Gutes ah=

*) Den „Victoires et conquêtes français, Vol. X.“ zufolge erhielten die Peſtkranken, ohngefähr dreißig an der Zahl, durch den Ober=Apotheker Royer eine ſtarke Gabe des unter dem Namen Sydenham=ſches Laudanum bekannten Opiats. Bei mehreren derſelben bewirkte dieſer Trank eine wohlthätige Aenderung, und ſie genaſen, 15 oder 16 aber unterlagen. General Berthier und der Oberarzt Desgenettes hatten ſich dem Vorſchlage ernſtlich widerſetzt. Royer war ein gewiſſenloſer Menſch, der wegen früherer Untreue im Dienſt ſchon nahe daran geweſen war, erſchoſſen zu werden. Er kam nicht nach Frankreich zurück, weil er Handelsſpeculationen gemacht hatte, die ihn bewogen in Aegypten zu bleiben, wo er aber ſpäterhin, als Dieb und doppelter Spion der Türken und Mameluckén, erdroſſelt wurde.

neten. Wohl durfte Buonaparte dem Directorium vorwerfen, daß er ſiegreich und mächtig die Republik verlaſſen, und beſiegt und ohnmächtig ſie wiederfinde. (S. **Frankreich**). Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert werden müſſe. Barras wollte die Monarchie wiederherſtellen, und rechnete auf Buonaparte's Ergebenheit. Sieyes dagegen wollte die Republik durch Buonaparte wieder erheben. Er aber täuſchte beide, und lenkte den Faden der Verſchwörung nach ſeiner Abſicht. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen, mit uneingeſchränkter Vollmacht für die Sicherheit der Nationalrepräſentation zu wachen. Er ſchwor Treue der Republik, — und am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 vernichtete er die alte Verfaſſung. In St. Cloud hatte ſich nämlich der Rath der Alten und der Rath der 500 verſammelt. Schon erhob ſich in letzteren der Ruf der Republicaner: „Keine Dictatur; nieder mit dem Dictator!" Da trat Buonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geſchrei beſtürmte ihn. Man faßte ihn beim Kragen; doch ward kein Dolch, wie er vorgab, gegen ihn gezückt. Er entfernte ſich und ſandte Mürat, der mit Bajonetten die Volksrepräſentanten aus dem Saale trieb. Lucian, Präſident des Raths, ließ durch Wenige, die um die Verſchwörung wußten, den 10. die die Aufhebung des Directoriums und die Ernennung von drei proviſoriſchen Conſuln, Buonaparte, Sieyes und Roger Ducos, decretiren. Sie traten am 17. Nov. ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue vierte Verfaſſung der Republik, die am 15. Dec. (22. Frimaire) bekannt gemacht wurde. Buonaparte ward auf zehn Jahre zum Oberconſul ernannt, mit einer Gewalt, wie ſie kaum der König beſeſſen; neben ihm ſtanden, faſt nur als ſtumme Perſonen, zwei Conſuls. Von nun an entfaltete ſich Buonaparte's Regierungskunſt. Seine Brüder erhielten bedeutende Aemter. Er ſelbſt fand aus ſeinen Umgebungen die brauchbarſten Werkzeuge ſeiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus, wie Talleyrand und Fouché. Durchgreifende Maßregeln ſicherten das neue Regiment, die Emigrantenliſte ward geſchloſſen und dem Volke der Friede verſprochen. Zwar erklärte der Oberconſul am 28. Dec. aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage trug er dem Könige von England den Frieden an. Doch Grenville wies den Antrag in ſeiner ungewöhnlichen Form zurück; auch das deutſche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte ſtanden noch unter den Waffen. Da ſammelte Buonaparte ein Reſerveheer bei Dijon, und am 15. April eröffnete Moreau den Feldzug in Deutſchland. Buonaparte langte am 7. Mai in Dijon an und führte das Heer, noch vor Ende des Monats, über den großen Bernhard nach Italien, wo Maſſena der überlegenen feindlichen Macht gewichen war. Schon am 4. Juni zog Buonaparte in Mailand ein. In wenigen Tagen ward die ciſalpiniſche Republik wieder hergeſtellt. Während Moreau ſiegend in Deutſchland vordrang, wurden die Oeſterreicher, die am 4. Juni Genua genommen, von der franzöſ. Macht umgangen. Eine Schlacht mußte entſcheiden. Sie ward gekämpft, den 14. Juni bei Marengo in der weiten Ebene zwiſchen Aleſſandria und Tortona. Gegen Abend ſchien der Sieg für Oeſterreich entſchieden; ſchon zogen die Franzoſen ſich zurück. Da langte Deſaix mit einem Theile des Rückhalts an, und führte die Weichenden, Fliehenden, Geſchlagenen zum neuen Kampf; ſchon wankten die öſterreichiſchen Reihen; Deſaix fiel; aber die Rache ſeiner Tapfern entſchied den Sieg. Hierauf ging der feindliche Heerführer

Melas am 16. Juni einen Waffenſtillſtand ein, der den Franzoſen den größten Theil Oberitaliens einräumte. Am 22. verließ Buonaparte das Heer, nachdem er Maſſena zum Obergeneral ernannt, und traf am 1. Juli in Paris ein, wo eben ſo ſehr der Volkstaumel als die Huldigung aller Behörden ihn feſtlich empfingen. Noch ſchmeichelte Buonaparte dem Republicanismus der Franzoſen, während er auf vielfache Weiſe das Weſen eines Freiſtaats vernichtete. So ward am 14. Juli das Bundesfeſt der Republik mit den Siegesfeſten verbunden; Denkmäler ſeiner Eitelkeit wurden aufgeſtellt; und der erſte Conſul der Republik trat mit dem Pomp eines Dictators einher. Die fremden Geſandten erfuhren jetzt den Uebermuth des ſtolzen Imperators eben ſo ſehr, als achtbare Mitbürger, die ſeinen Unwillen reizten. Bei außerordentlicher Kraft hatte er doch nicht Gewalt genug über ſich ſelbſt, und ſeine grenzenloſe Eitelkeit ließ ſeinen Sinn, dem die wahre Größe immer mehr entſchwand, dem Reize unbeſchränkter Herrſchaft erliegen. Mit feſtem Schritt ging er in der Verwaltung des Innern, wie der äußern Verhältniſſe, auf dieſes Ziel los. Der Kampf der Parteien ward minder offenbar. Die ermüdeten Franzoſen beugten ſich unter der eiſernen Gewalt eines gefeierten Helden, der ihren Nationalſtolz erhob. Die Siege in Italien und Deutſchland gaben Buonaparte den Muth, fremden Staaten Geſetze vorzuſchreiben. Er empfing die demüthigen Ehrenbezeigungen ihrer Abgeordneten, während die ſeinigen mit dem franzöſiſch republicaniſchen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbanden. Seine Geſandtſchaftsposten wurden ſo ergiebige Stellen, daß ſein Bruder Lucian ſich in Madrid fürſtliche Reichthümer ſammelte. Doch ſollte der übermächtige Gebieter auch ſelbſt die Unſicherheit angemaßter Herrſchaft erfahren. Schon am 9. Oct. 1800 ward eine Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt, und am 24. Dec. ward eine zweite vereitelt, da die berüchtigte ſogenannte Höllenmaſchine ihr Ziel verfehlte. Eine furchtbare Inquiſition ward über ihre Urheber verhängt. Am 9. Jan. 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner verhaftet und 70 davon als Opfer der Tyrannei des erſten Conſuls nach Afrikas Sechellen deportirt, und am 30. Jan. bluteten als Theilnehmer der frühern Verſchwörung Arena, Ceracchi u. A. unter der Guillotine. Darauf erging an alle Präfecten der Befehl, die Waffenvorräthe aufzuſuchen, und in Obhut zu nehmen. Indeß wurden auch die neuen Geſetzbücher vorbereitet, und ſchon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ein feſter Friede und zugleich ein Handelsvertrag abgeſchloſſen worden. Darauf nöthigten Moreau's Siege Oeſterreich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwiſchen Joſeph Buonaparte und dem Grafen Cobenzl kam (9. Febr. 1801) der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconſul am 13. Febr. öffentlich ſagen durfte, er ſei, wie ihn das franzöſiſche Volk gewünſcht habe. Am 28. März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15. Jul. ein Concordat mit dem Papſt; am 24. Aug. ein beſondrer Vertrag mit Pfalzbaiern; am 29. Aug. ein anderer mit der bataviſchen Republik; am 29. Sept. der Friede zu Madrid, mit Portugal, und am 1. Oct. ſelbſt ein Präliminarfriede zu London mit Großbritannien; endlich am 8. Oct. der Friede mit Rußland, dem ſich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anſchloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfeſtes zu Paris, am 9. Nov. (dem Gedächtnißtage des 18. Brumaire) war ein neuer Triumph des Conſuls. Darüber vergaß man den Untergang des franzöſ. Heers in Ae-

gypten, deſſen letzte Reſte dort am 29. Jun. 1801 capitulirt hatten, und bald darauf eingeſchifft wurden. Darüber vergaß das franzöſiſche Volk den Verluſt ſeiner Freiheit, die immer mehr zur leeren Form hinabſank. Jetzt wendete Buonaparte die Aufmerkſamkeit auf ſchimmernde Entwürfe für das Innere. Von Künſten und Wiſſenſchaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe vieles zur Schau geſtellt, die Flotte mit großen Aufwand neu geſchaffen, und ernſtlich der Plan gemacht, auch Kolonien für Frankreich zu erhalten. Dabei gefiel den Franzoſen, daß ihr Conſul den Fremden Geſetze, Verfaſſungen und zu Zeiten auch Verweiſe geben durfte. Nur Wenige erkannten den Herrſchſüchtigen wieder, als er am 8. Jan. 1802, begleitet von der Conſulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon zog, um dort die Angelegenheiten der cisalpiniſchen Republik zu entſcheiden. Er ward daſelbſt am 26. Jan. zum Präſidenten der in eine italieniſche umgetauften Republik ernannt. Auch ſeine Thätigkeit erhöhte die Betäubung zur Bewunderung. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26. März geſchloſſen; die Beſchäftigung mit den Kolonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papſt zu einem Reichsgeſetz; die darauf folgende Einrichtung der kirchlichen Verhältniſſe in Frankreich; die Wiederherſtellung einiger Schulen; die erſten wieder gefeierten kirchlichen Feſte; die neuen Verfügungen über die Ausgewanderten: das Alles lieh den Franzoſen reichen Stoff zur Unterhaltung, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Conſularwürde ein. Am 8. Mai beſchloß der Erhaltungsſenat die Verlängerung des Conſulats auf neue zehn Jahre. Er aber nahm dieſe nur unter der Bedingung an, daß das Volk ſie genehmige. An dieſes ward nun die Frage gerichtet: Ob Buonaparte Conſul auf Lebenszeit ſein ſolle? Während die Regiſter zur Volksabſtimmung eröffnet wurden, machte Buonaparte den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19. Mai nach lebhaftem Widerſpruch genehmigt, neue Gewalt in ſeine Hand legte und Viele an ihn feſſelte. Als darauf am 26. Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeſchloſſen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Q. M. vergrößert habe. So ergab ſich am 29. Jul. die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Conſulat. Am 2. Aug. erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatsconſult. Zugleich trat abermals eine neue Conſtitution in Wirkſamkeit, die dem Conſul mit unbedeutenden Beſchränkungen faſt völlig monarchiſche Gewalt ſicherte. Der Oberconſul ſtand nun als oberſte Staatsgewalt über alle Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilsſprüche der Gerichtshöfe aufzuheben, den geſetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Juſtizminiſter zu ernennen, durch den alle Juſtizſachen von der oberſten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliſte ward dem Oberconſul über das Sechsfache erhöht. Sofort erſchien die Conſularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrſchaft und es ward ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris hergeſtellt, noch förmlicher, als am königl. Hofe. Dabei fuhr Buonaparte fort, der Nationaleitelkeit auf alle Weiſe zu ſchmeicheln. Der Senat ſchwur ihm am 27. Aug. den Eid der Treue; und eine ſcheußliche Polizei verbreitete ſich durch das ganze Reich. Seitdem wirkte Buonaparte noch kräftiger nach außen. Das zögernde, ſich ſelbſt verwirrende, Entſchädigungsgeſchäft in Deutſchland gab ihm Veranlaſſung, einzugreifen. Selbſt deutſche Fürſten flehten des Mäch-

tigen Begünſtigung und Vermittlung an, die willig gewährt ward, und am 25. Febr. 1803 den neuen Reichs-Deputations-Hauptſchluß zur Folge hatte. Die Unruhen in der Schweiz unterwarfen auch die vordem unabhängige Eidgenoſſenſchaft ſeinem Willen. Er wollte Alles, was ihm Vortheil brachte. Es gefiel ihm, am 26. Aug. die Inſel Elba mit der Republik zu verſchmelzen. Am 11. Sept. folgte die durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entſchuldigte, Einverleibung Piemonts. Während franzöſiſche Truppen in der Schweiz und an den Grenzen ſtanden, mußten die Abgeordneten der Eidgenoſſenſchaft in Paris erſcheinen, um unter ſcheinbaren Berathſchlagungen die Befehle des Oberconſuls zu vernehmen. Schon am 24. Jan. 1803 ward ihnen der Entwurf einer Vermittlungsurkunde überliefert; am 19. Febr. erhielten ſie dieſelbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfaſſung des Staats. Um ſeine Anhänger feſter an ſich zu ketten, wurden im Innern der Republik 31 Senatorien errichtet (4. Jan. 1803); und das franzöſiſche Nationalinſtitut erhielt eine neue Geſtalt (23. Jan.). Die öffentliche Darſtellung der damaligen Lage der franzöſ. Republik, am 23. Febr., und des Zuſtandes der Finanzen, am 12. März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über daſſelbe verbreitet habe. Neue Straßen und Kanäle, Preisaufgaben und prachtvolle Anlagen beſchäftigten die Müßigen. Gern hätte Buonaparte den Frieden erhalten, um erſt eine neue Flotte zu ſchaffen, damit ſpäter, mit ſicherem Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. Aber England ſchien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften ſich von beiden Seiten; nirgend wurden ſie abgeſtellt, und ſchon am 13. März erklärte Buonaparte in einer feierlichen Audienz der Geſandten den nahen Bruch mit England. Doch verſuchte er neue Unterhandlungen, ſelbſt als der engliſche Geſandte ſchon ſeine Päſſe foderte. Als aber dieſer Paris verlaſſen hatte, legte Buonaparte den 15. Mai Beſchlag auf alle fremde Schiffe in den franzöſ. Häfen. Darauf erklärte England am 18. den Krieg. Schon am 3. Juni beſetzte Mortier, des Friedens mit dem deutſchen Reiche ungeachtet, Hannover, und das Land fiel, durch den Vertrag von Suhlingen, ohne Kampf in franzöſ. Gewalt. Alle Waffen, Artillerie, Vorräthe und ſämmtliche Pferde des hannöverſchen Heeres wurden den Franzoſen überliefert, die in Hannover ſo große Hülfsquellen fanden, daß die franzöſ. Armee ſich hier mit dem verſah, was ſie zur Führung eines Kriegs gegen England bedurfte, indeß Deutſchland ruhig zuſchauen mußte. England beſtätigte zwar den ſuhlinger Vertrag nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt und völlig ausgeräumt ward. Jetzt fing der erſte Conſul an, ſein ſogenanntes Continentalſyſtem zu entwickeln. Zuerſt verbot er am 20. Juni 1803 die Einfuhr engliſcher Waaren in Frankreich. Dann ſollte England in England ſelbſt bekämpft werden, und in den franzöſ. Häfen, von Havre bis Oſtende, ward unter ungeheuren Zurüſtungen eine Landung in England vorbereitet. Indeß ſperrte die engliſche Flotte mehrere franzöſiſche und deutſche Häfen, ſammt der Elbe und Weſer. Darauf ward am 15. Febr. 1804 eine Verſchwörung gegen den Oberconſul entdeckt, in welcher Pichegru und Georges Hauptperſonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen, worunter auch Moreau, nach und nach verhaftet. Man wollte gefunden haben, daß die Verſchwornen mit mehreren Ausgewanderten und engliſchen Geſandten und Agenten in Deutſchland in Verbindung ſtänden.

Dies gab Veranlaſſung zu neuen Gewaltthaten. Zwei Militaircommando's unter Caulaincourt gingen in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, beſetzten mitten im Frieden im badenſchen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen den Herzog von Enghien (ſ. d. Art.) gefangen, der in Vincennes vor eine Militaircommiſſion (in der Nacht des 20. März) geſtellt und noch in derſelben Nacht, auf Befehl des Oberconſuls, erſchoſſen ward. Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die Verletzung des Völkerrechts. Die franzöſiſche Regierung ſchien ſich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche die engliſchen Geſandten, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart, Empörung in Frankreich einzuleiten geſucht hätten. Beide eilten nach England zurück, wo man die Anklage für Verläumdung erklärte, doch war ſie wohl nicht ganz grundlos. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlaſſung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweiſen. Der Plan dazu ward raſch betrieben. Am 27. März 1804 hatte der Senat zuerſt von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet, und ſchon am 30. April erfolgte der Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiſer anzuvertrauen, und dieſelbe in der Familie Buonaparte's erblich zu machen. Nur Carnot ſprach dagegen. Adreſſen aus allen Departements wurden veranlaßt, die beſtimmt denſelben Wunſch erklärten. Darauf erſchien am 18. Mai das organiſche Senatsconſult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiſer gab. Mit dem feierlichen Ausruf der Kaiſerwürde am 20. Mai begann der Hauptakt von Buonaparte's Leben. Das leichtſinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiſerthums leicht befriedigt. Die angeſehenſten Generale der Republik verſammelten ſich als Reichsmarſchälle um den Thron; denn auch ihnen eröffneten ſich glänzende Ausſichten. Der Kaiſer aber ſchien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerſt die Verſchwornen zu ſtrafen. Pichegru war ſchon am 6. April in ſeinem Gefängniß todt gefunden worden. Moreau, der um die Verſchwörung gewußt, ohne ſelbſt Theil zu nehmen, ſollte mit dem Tode büßen; allein die öffentliche Meinung rettete ihn (ſ. d. Art. Moreau). Nur Georges wurde mit neun andern den 25. Juni hingerichtet; die übrigen theils begnadigt, theils zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. Jetzt war Napoleons Despotismus gegründet. Er entfaltete ſeitdem, was längſt in ſeiner Seele lag. Wie er Frankreich gedemüthigt, trachtete er nun auch Europa zu unterwerfen. Und Alles begünſtigte ihn. Ein geübtes, ſiegreiches Heer ſtand ihm zur Seite. Die Macht ſeines Staats durch ſeine eigne Größe, auch in der Meinung der Menſchen erhöht, ward überall mit geheimem Grauen anerkannt. Dazu wußte er was einig war, zu trennen; was vereint unbeſiegbar geweſen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meiſten Staaten Europa's ſeit langer Zeit gefeſſelt, aus dem ſie noch immer nicht völlig aufgeſchreckt waren, beförderten alle Plane des nie Raſtenden. Jeder neue Sieg über den Einen, ſchreckte und lähmte den Andern. Er war unüberwindlich, ſo lange man nicht wagte, daran zu zweifeln. Während Alle ängſtlich auf die Mittel ſannen, ſich zu erhalten, ergriff er raſch, gleichgültig gegen Geſetz und Recht, die kräftigſten Maßregeln ſich über alle aufzuſchwingen. Eine Schar von Emporkömmlingen, abgehärtet in den Greueln der Revolution, und ihm verwandt durch Leidenſchaft und Schlechtigkeit, diente blind ſeinem Willen. Am 11. Juli 1804 ward die Ehrenlegion, ein Band, das

die eitle und habſüchtige Menge an Napoleon feſſeln ſollte, neu geſchaffen. Gleich darauf ward das kleinlichſte Hofceremoniel für den neuen Kaiſer vollendet. Nun trat Napoleon am 18. Juli, mit ſeiner Gemahlin, den Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Mainz an. Der Papſt fand ſich bereitwillig zu der Kaiſerkrönung, die den 2. Dec. in der Kirche Notre-Dame zu Paris erfolgte. Napoleon ſetzte ſich ſelbſt, dann ſeiner Gemahlin die Krone auf, und der Papſt vollzog die Salbung. Das Jahr 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Indeß bereitete er andere Plane. Eine Menge kaiſerlicher Prinzen, ſämmtlich Mitglieder ſeiner Familie, hatte er um ſich verſammelt; ſie ſollte auf alte und neue Throne ſteigen, und das Geſchlecht der Napoleoniden in Europa herrſchend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerſt ſeine Gewalt gegründet, richtete ſich zuerſt ſeine Abſicht. Die Republiken, die er geſchaffen, ſollten aufhören. Am 15. März erklärte in Paris die Staatsconſulta der italieniſchen Republik den Kaiſer der Franzoſen zum König von Italien. Der Titel deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai krönte Napoleon ſich ſelbſt in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7. Juni ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig. Seine Schweſter Eliſa war bereits zur Fürſtin von Piombino, und ihr Gemahl Bacciochi zum Fürſten von Lucca ernannt. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem franzöſ. Reich verbunden. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (3. Aug.) noch einmal in Boulogne England bedrohte. Aber ſchon hatten ſich Oeſterreich und Rußland mit England neu verbündet, da erhielt die bisherige Küſtenarmee den Namen der großen Armee und den Befehl, ſich raſch auf Deutſchland zu werfen. Die Verbindung mit deutſchen Fürſten begünſtigte das Unternehmen. Am 14. Sept. waren die Oeſterreicher in München eingerückt. Sofort ordnete Napoleon die erſte Conſcription für 1806 an, und ſchon am 25. und 26. ging ſein Heer über den Rhein. Am 2. Oct. war er in Ludwigsburg, und ſchloß mit dem Churfürſten von Würtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demſelben Tage vereinigten ſich die Baiern mit der franzöſ. Armee. Am 3. zog Bernadotte, der in Hannover an Mortier's Stelle getreten war, mit ſeinem Corps durch die neutralen preußiſchen Beſitzungen in Franken. So waren die Oeſterreicher ſchon am 4. in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8. erfocht Mürat bei Wertingen einen bedeutenden Sieg. Am 10. ſchloß Napoleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14. wurden die Oeſterreicher bei Ulm theilweis geſchlagen. Leidenſchaftliche Proclamationen begeiſterten das Heer. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; am folgenden Tag ein andres öſterreichiſches Corps bei Trochtelfingen, und noch ein anderes zu Bopfingen. Zwar ſchien Napoleons Glück zu wanken: am 21. ward die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte bei Trafalgar von Nelſon vernichtet; Erzherzog Carl drang in Italien vor; Preußen ſetzte ſeine Kriegsmacht in Bewegung; der ruſſiſche Kaiſer erſchien ſelbſt in Berlin, und bewirkte Friedrich Wilhelms Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege; doch unaufhaltſam drangen die Franzoſen in Oeſterreich vor, und ſchon am 13. Nov. zog Mürat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Kriegsſteuern wurden dem Land aufgelegt, und nach der ſogenannten Dreikaiſerſchlacht bei Auſterlitz, am 2. Dec., kam der Kaiſer Franz den 4. zu Napoleon und ſchloß den 6. einen Waffenſtillſtand.

Am 26. Dec. folgte der Friede zu Preßburg, der Oeſterreich ſchöne Provinzen entriß und Baiern, Würtemberg und Baden vergrößerte. Schon vorher (15. Dec.) war in Wien ein Vertrag mit Preußen abgeſchloſſen, der dieſem Hannover übergab, und dadurch Preußen mit England entzweite. Immer weiter ſchritten jetzt Napoleons Plane. Der neue König von Baiern gab ſeine Tochter dem Stiefſohn Napoleons zur Gattin; Stephanie Beauharnois, die Nichte der Kaiſerin Joſephine, ward mit dem Erbprinzen von Baden vermählt. Des Beinamens der Große, den ein Senatsſchluß dem Kaiſer beilegte, durfte derſelbe um ſo mehr ſich freuen, als ihm am 23. Jan. ein gefährlicher Feind, Pitt, geſtorben. Am 2. März erklärte Napoleon dem geſetzgebenden Körper Frankreichs Herrſchaft über Italien, und laut ward die Weltherrſchaft Frankreichs ausgeſprochen. Am 16. März erhob er ſeinen Schwager Mürat zum Herzog von Cleve und Berg, und am 30. ſeinen Bruder Joſeph zum König von Neapel und Sicilien. Venedig ward mit Frankreich vereinigt; Guaſtalla der Schweſter Napoleons Pauline; Neufchatel dem Kriegsminiſter Berthier übergeben. Noch feſter band das Familiengeſetz vom 31. März alle Glieder der Kaiſerfamilie, mit allen ihren Herrſchaften, an den Gewaltigen. Am 24. Mai erhielt auch ſein Bruder Louis eine Krone, als Napoleon die bataviſche Republik in das Königreich Holland umſchuf. Talleyrand und Bernadotte wurden Herzöge. Domainen in den eroberten Ländern lohnten die Feldherren und Miniſter. Am 12. Juli ward der Rheinbund in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon, als Protector deſſelben, erklärter Gebieter über den größern Theil Deutſchlands, worauf am 6. Aug. Kaiſer Franz der römiſch-deutſchen Kaiſerkrone entſagte, und das alte deutſche Reich aufgelöſt ward. Welches Reich an deſſen Stelle getreten, bezeugte am 25. Aug. die ſchändliche Hinrichtung des Buchhändler Palm aus Nürnberg. Dafür wurden Napoleons Geſetzbücher den Schutzfürſten zur Annahme empfohlen. Preußen aber fühlte ſich in der franzöſ. Argliſt ſo verſtrickt, daß es zum Schwert greifen mußte, wobei Napoleon den Schein des Angriffs zu vermeiden wußte. Aber ſchon am 13. Oct. erſchien er in Jena. Am 14. ward in einer Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt das preußiſch-ſächſiſche Heer gänzlich geſchlagen, und Sachſen von dem Bund mit Preußen getrennt. Die zerſtreuten preußiſchen Heertheile unterlagen der ſtärkern Macht. Die beſten Feſtungen fielen durch Verrätherei und Feigheit. Der Sieger entehrte ſich damals durch giftige Lüge in ſeinen Bülletins, indem er die Hoheit der Tugend verläumdete. Am 27. Oct. hielt er ſeinen Einzug in Berlin, und organiſirte die Verwaltung der eroberten preußiſchen Lande. Am 1. Nov. ſah auch der Churfürſt von Heſſen ſich genöthigt aus ſeinem Lande zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wurde. Am 21. Nov. erſchien in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezuſtand erklärte, und allen Handel, alle Gemeinſchaft mit Engländern ſtreng unterſagte. Darauf verſprach Napoleon in Poſen den Polen die Wiederherſtellung ihres Reichs. Zwar eilte ein ruſſiſches Heer dem König von Preußen zu Hülfe. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26. Dec., die fürchterliche Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr. 1807; die Capitulation von Danzig; die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg; die Treffen bei Heilsberg am 10. Juni, bei Oſtrolenka den 12., und die Schlacht bei Friedland am 14. bewirkten endlich am 21. Juni den Waffenſtillſtand, darauf am 7. und am 9. Juli den Frieden Rußlands

und Preußens mit Frankreich zu Tilſit. Preußen verlor über vier Millionen Unterthanen; unerſchwingliche Kriegsſteuern wurden dem Land aufgelegt, und die beſten Feſtungen blieben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warſchau ward dem von Napoleon zum König erhobenen Churfürſten von Sachſen gegeben; das neue Königreich Weſtphalen erhielt Napoleons Bruder Hieronymus, welcher ſich mit einer königl. würtembergiſchen Prinzeſſin vermählte. Im Triumph kehrte Napoleon durch Deutſchland nach Frankreich zurück, und empfing in Paris die Aufwartung deutſcher Fürſten. Neue Ränke wurden jetzt geſchmiedet. Spanien theilte mit Napoleon (27. Oct. 1807) zu Fontainebleau Portugal. Darauf erklärte der Moniteur den 13. Nov.: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren." Zugleich überzogen franzöſiſche Heere Spanien und Portugal, jenes im Schein des Friedens, dieſes im offenen Angriffe. Auch Hetrurien wurde mit Frankreich vereint, in Frankreich ſelbſt das läſtige Tribunat aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beſchränkt, und die geheime Polizei trieb ihr Weſen immer drückender. Von Mailand aus rächte ſich Napoleon für die ſtrengere Blokadeverfügung der engliſchen Regierung durch jenes, allen Handel, alle Rechte der Neutralen vernichtende Decret vom 17. Dec., das ein andres vom 11. Jan. 1808 noch nachdrücklicher machte (ſ. Continentalſyſtem). So weit jetzt Napoleons Macht reichte, erſtickte ſie Handel und Wohlſtand, die Freiheit der Rede und den Muth der Schriftſteller. Auf ſein, durch vorausexpreßte Conſcription immer furchtbarer vergrößertes, Heer trotzend, vereinigte Napoleon im Jan. 1808 mitten im Frieden Kehl und Kaſtel, Weſel und Vließingen mit dem franzöſ. Reich. Nun reifte auch der Plan gegen Spanien. Die ſchon beſtehenden Parteiungen beförderten die Abſichten gegen einen König, der Frankreichs treuſter Bundesgenoſſe geweſen, und dieſer Verbindung große Opfer gebracht hatte. (S. den Art. Spanien ſeit 1808.) In Bayonne richtete Napoleon über die ſpaniſchen Bourbons; hier ſetzte er die Krone von Spanien und Indien auf ſein Haupt, um ſie ſeinem Bruder Joſeph (ſ. d. A.) zu übergeben. Aber er kannte die Spanier nicht. An dem Muthe dieſer Nation brach ſich ſeine Macht zuerſt. Unterdeſſen hatte er (den 10. Juni 1808) ſeinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und deſſen Großherzogthum Berg dem unmündigen Sohn des Königs von Holland gegeben, während die ihres Landes beraubte Königin von Hetrurien, ſtatt der verſprochenen Entſchädigung — ärmliches Koſtgeld erhielt. Auch der Papſt ſah ſich getäuſcht. Franzöſiſche Truppen hielten ſein Land beſetzt. Zu gleicher Zeit erſchuf Napoleon in Frankreich einen neuen Adel und Majorate für die Diener ſeiner Plane. Durch die Organiſation der Schulen und Studienanſtalten aber bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm eine ächt menſchliche Bildung ſei, wie er darauf nur ſinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und, nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitsſinnes, ganz Europa eben ſo unterwürfig zu machen, wie der neue Religionskatechismus für das franzöſ. Reich die blindeſte Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. Von neuem ſollte es ſcheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27. Sept. erſchien er in Erfurt, wo auch der Kaiſer Alexander mit vielen Königen und Fürſten eintraf, und ſich enger an Napoleon anſchloß. Allein England konnte die Sache Spaniens nicht aufgeben. Napoleon war am 18. Oct. wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29. ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die

Franzoſen zu neuen Siegen. Doch drohende Bewegungen in Oeſterreich riefen ihn ſchleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiſer Franz die eigne Sicherheit durch entſchloſſenen Kampf vertheidigen. Am 9. April 1809 erfolgte Oeſterreichs Kriegserklärung. Schon am 18. traf Napoleon in Ingolſtadt ein. Am 20. beſiegte er an der Spitze der Baiern, Würtemberger und Darmſtädter ein öſterreichiſches Heer bei Abensberg, am 21. bei Landshut, am 22. bei Eckmühl, am 23. bei Regensburg und am 12. Mai capitulirte Wien. Vergeblich ſuchte er die Ungarn aufzuwiegeln. Dagegen erhob ſich Tyrol für Oeſterreich. Auch in Weſtphalen drohte ein allgemeiner Aufſtand, und in Preußen brach der Volksgeiſt in Schill's gefährlicher Wagniß aus. Unterdeſſen verfolgte Napoleon in Oeſterreich ſeinen Siegslauf. Am 21. und 22. Mai verlor er zwar die Schlacht bei Aſpern und Eßlingen, aber die italieniſche Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab am 14. Juni, verloren die Oeſterreicher auch die bei Wagram am 5. und 6. Juli, welche den Waffenſtillſtand zu Znaym am 12. Juli zur Folge hatte. Ungeheure Kriegsſteuern wurden wieder eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort; und der Herzog von Braunſchweig-Oels entging den Verfolgungen einer überlegenen Macht; auch die Beſetzung Walcherns durch die Engländer, die Capitulation von Vließingen (15. Aug.), und die Eroberung der ioniſchen Inſeln (9. Oct.) erzürnten den Zögling des Glücks. Am 13. zückte ein deutſcher Jüngling, Staps, gegen ihn den Dolch. Unterdeß hatte Napoleon den ganzen Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt. Der Papſt hatte keine andern Waffen als den Bann, den er am 11. und 12. Juni gegen den Kaiſer ausſprach. Dafür ward er gefangen nach Frankreich abgeführt. Am 14. Oct. ward der Friede zu Wien mit Oeſterreich geſchloſſen. Nicht nur ſchöne Provinzen, ſelbſt die geliebte Tochter mußte Kaiſer Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentſetzung längſt verkündet hatte, zur Gattin verſprechen. Die illyriſchen Provinzen wurden ein franzöſiſches Generalgouvernement. Hierauf ward am 3. Dec. in Gegenwart vieler Könige und Fürſten das Krönungsfeſt Napoleons in Paris gefeiert. Am 16. Dec. erklärte er die Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Joſephine. Am 11. März 1810 ward in Wien die Vermählung der Erzherzogin Marie Louiſe gefeiert, und am 2. April zog die neue Kaiſerin in Paris ein. Auch mit Schweden war den 6. Jan. 1810 der Friede auf den Fuß des Continentalſyſtems geſchloſſen worden. Noch ward am 1. März der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürſten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt; und am 16. der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt. Dieſer legte daher unerwartet am 1. Juli ſeine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, nieder, und am 9. ward die Aufnahme des ganzen Königreichs in das franzöſ. Reich decretirt. Gleiches Schickſal hatten Wallis und die deutſchen Rheinbundsländer an den Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, die Hanſeſtädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg und ſelbſt einige Stücke von Weſtphalen, die der König abzutreten genöthigt ward. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch; England blieb ſich ſelber treu, unüberwunden; und Rußland ſtand noch als eine gefürchtete Macht da. Auch mit Amerika entſtanden Spannungen über das Continentalſyſtem; daher wurden ſcheinbar am 28. April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben;

aber der ſogenannte Tarif von Trianon, die fortgeſetzte Wegnahme und Verbrennung der engliſchen und Kolonialwaaren ſchlugen noch tiefere Wunden. Der Tyrann ſtand auf der Höhe ſeiner Macht und ſeines Dünkels, der, wo möglich noch erhöht wurde durch die, am 20. März d. J. erfolgte glückliche Entbindung der jungen Kaiſerin von einem Prinzen, der bei ſeiner Geburt den Titel eines Königs von Rom erhielt. Gegen Ende des Jahrs entſtanden neue Zwiſtigkeiten mit Rußland und Schweden. Leicht wurden den Schweden (27. Jan. 1812) ihre deutſchen Provinzen entriſſen. Bald ſah man ungeheure Rüſtungen in Frankreich gegen Rußland. Während ein fruchtloſes Nationalconcilium und ein Sanhedrin der Iſraeliten in Paris die Franzoſen beſchäftigten, ſammelten ſich die Scharen der franzöſiſchen und verbündeten Heere in Deutſchland und Polen. Die preußiſchen Feſtungen und Danzig waren noch immer von den Franzoſen beſetzt. So begann der Krieg mit Rußland. (S. d. Art. Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812—1815.) Napoleon verließ am 9. Mai St. Cloud. In Dresden verſammelte er die deutſchen Kaiſer, Könige und Fürſten um ſich. Darauf führte er ſein Heer am 24. und 25. Juni über den Niemen. Am 7. Sept. erkämpfte er ſich bei Borodino die Straße nach Moskau. Aber dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15. Sept. einzog, und an demſelben Tage brach die Feuersbrunſt aus, durch welche der reiche Unterhalt für das erſchöpfte Heer vernichtet wurde. Zugleich zerſtörten die franzöſ. Soldaten ſelbſt, was auf längere Zeit ſie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfsquellen erſchöpft, mit Feſtigkeit verwarf Alexander den Frieden, und die Vaterlandsliebe der Ruſſen verſchloß dem Sieger alle Ausſichten. Dieſer rächte ſich durch kleinliche Verheerungen, während Mallet's Verſchwörung in Paris ihn vom Throne ſtürzen wollte. Zu ſpät, am 17. Oct., entſchloß er ſich, Moskau zu verlaſſen, und der ſchaudervolle Rückzug begann, der eins der größten Heere bis auf geringe Reſte vernichtete. Charakteriſtiſch iſt ſein 29ſtes und letztes Bülletin von den Tagen an der Bereſina. Als er Alles verloren ſah, floh er durch Polen und Deutſchland, wie von den Koſaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18. Dec. in ſeiner Hauptſtadt ein, während die Trümmer ſeines Heers der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Auch in Spanien hatten ſich ſeine Angelegenheiten verſchlimmert. Deſſenungeachtet wich ſein Uebermuth nicht von ihm, und die Verblendung ſeiner Leidenſchaften ging in Verſtockung über. Mit dem Anfang des J. 1813 begannen ſchon die neuen Rüſtungen. Um die Meinung der Spanier für ſich zu gewinnen, rang er mit Liſt und Gewalt dem Papſt einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28. Jan.), den er ſogleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27. März erklärte Preußen ihm den Krieg. Der Volksgeiſt erwachte in Deutſchland; und Napoleon geſtand nachher ſelbſt, daß die Macht der liberalen Ideen (welche er an den getäuſchten Völkern verrathen hatte) ihn geſtürzt habe! Zwar ſiegte er über die Preußen und Ruſſen am 2. Mai bei Großgörſchen und Lützen, wodurch er Dresden und die Elbe behauptete; auch errang er am 20. und 21. Mai einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurſchen, worauf er in Schleſien eindrang und am 4. Juni einen Waffenſtillſtand ſchloß, während Davouſt des befreiten, hochherzig kämpfenden Hamburgs ſich wieder bemächtigte. Allein ſein Trotz verhinderte den Abſchluß eines Friedens in Prag. Nun erklärte ihm auch Oeſterreich am 10. Aug. den Krieg, und zu gleicher Zeit trat der

Kronprinz, nunmehrige König, von Schweden mit ſeinem Heere in Deutſchland auf. In dieſem Gedränge blieb Dresden der Mittelpunkt von Napoleons Operationen. Allein ſein Heer ward durch Hin- und Herzüge nach Schleſien, Böhmen und gegen Berlin geſchwächt und erlitt Niederlagen, ſo daß er ſelbſt, dem ſein Glück am 26. und 27. Aug. bei Dresden noch einmal den Sieg gewährt hatte, dieſe Stellung den 7. Oct. verlaſſen und ſich nach Leipzig ziehen mußte, um nicht von ſeiner Verbindungslinie mit Frankreich ganz abgeſchnitten zu werden. Hier ereilte ihn ſein Schickſal. Am 16. Oct. ward ihm der Sieg entriſſen; am 18. ward er völlig geſchlagen; am 19. floh er mit der Hälfte ſeines Heeres dem Rhein zu (ſ. d. A. Schlachten bei Leipzig). Nach der Schlacht bei Hanau kam er am 2. Nov. in St. Cloud an. Die Erklärung der Verbündeten (Frankf. 1. Dec. 1813) machte auf ihn keinen Eindruck. Er glaubte ſich zu ſchützen, wenn er die Schweiz, die für ihren „Vermittler" ſich verblutet hatte, für neutral erklärte, mit dem gefangenen Ferdinand zu Valençay liſtig und eilig (13. Dec.) einen Frieden machte, und durch Unterhandlungen die Verbündeten hinzuhalten ſuchte. Da gingen die Bundesheere 1814 über den Rhein, und Wellington ſtieg von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne. Noch hätte es in ſeiner Gewalt geſtanden, ein großes Reich ſich zu erhalten. Aber Starrſinn und Ehrgeiz verblendeten ihn. Am 25. Jan. verließ er Paris, und erfocht am 27. einen unbedeutenden Sieg. Da ſchlug ihn Blücher am 1. Febr. bei Brienne (ſ. d. A.). Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3. zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt noch konnte er einen günſtigen Frieden erhalten. Aber augenblickliche Vortheile erhoben ſeinen Trotz aufs Neue. Indeß bewährte er ſein großes Feldherrntalent zwiſchen der Marne und Seine. Er brachte die Verbündeten ins Gedränge. Doch dieſe kannten die Stimmung der Pariſer; und Schwarzenbergs entſchloßner Zug gegen Paris entſchied den blutigen Kampf. Am 31. März ergab ſich die Stadt. Napoleon, zu ſpät von jener Unternehmung unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten ſchon in die Hauptſtadt eingezogen waren. Am 2. April ward ſeine Entthronung, am 6. die Wiederherſtellung der Königswürde in der Bourboniſchen Familie von den Siegern und den Repräſentanten der Nation erklärt. Am 11. April unterzeichnete er ſelbſt ſeine Thronentſagung und den Vertrag, der ihm die Inſel Elba mit ſouverainer Gewalt einräumte. Am 28. April ſchiffte er zu St. Rapheau, unweit Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land geſtiegen, ſich nach Elba ein. Hier brachte er die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten, mit Fremden, mit Arbeiten am Schreibtiſche zu, und lachte im Stillen, daß ihn die pariſer Blätter als wahnſinnig darſtellten; denn unter dieſem Anſchein von Gleichgültigkeit hatte er ſeine ihm ergebnen mitgenommenen Garden ſorgfältiger als je geübt, nnd ihnen immer geſagt, daß ſie noch große Dinge zu ſehen beſtimmt wären. Aus Frankreich kamen ihm Nachrichten zu von der Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und wie beſonders die Soldaten, Bauern und Beſitzer der Nationalgüter feſt an ihm hingen. Auch von der diplomatiſchen Spannung auf dem wiener Congreſſe erhielt er genaue Kunde. Da verließ er — das Größte wagend, ſeinem Glück vertrauend, die Engländer täuſchend ſ. Campbell II.), Abends den 26. Febr. 1815 Elba, mit allen ſeinen Truppen, die auf einer Brigg und etlichen andern Fahrzeugen eingeſchifft waren und etwa 1100 Mann betrugen. Nach einer glück-

lichen Fahrt landete er am 1. März zu Cannes, nicht weit von Frejus. Ohne auf Truppen zu ſtoßen, durchzog er das Land raſch vorwärts dringend und erließ Proclamationen, worin er die Misgriffe der Bourbons mit den grellſten Farben ſchilderte. Erſt am 7. März ſtieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenmaſſe unter Labedoyère, die ihm den Weg verſperren ſollte, aber ſie ging im Augenblick zu ihm über, und noch denſelben Abend öffnete ihm Grenoble die Thore. Daſſelbe war mit Lyon der Fall wo er den 10. Abends einzog. So erreichte er, ohne daß ein Schuß gegen ihn fiel, ohne daß einer der Marſchälle die Ludwig XVIII. geſchworen hatten, auch nur Miene gemacht hätte, ihm den Weg ernſtlich zu verlegen, im Gegentheil durch Ney's Uebergang am 13. ungemein verſtärkt, Abends den 20. März Paris, das Ludwig eiligſt verlaſſen hatte. Ein Ereigniß, das, durch Verrath weniger vorbereitet als begünſtigt, faſt ans Wunderbare grenzt! Während Napoleon, um die Klügeren zu bethören, vorgab, daß England ſeine Flucht gewollt, daß Oeſterreich auf ſeiner Seite ſtehe, daß Gemahlin und Sohn aus Schönbrunn zu ihm zurückkehrten, — ein Plan, der in der Ausführung entdeckt ward, — ſprachen die Monarchen auf dem Congreſſe zu Wien am 13. einmüthig den Bann des Völkerrechts über ihn aus, und erneuerten den Vertrag von Chaumont. Ueber 800,000 Mann waren am Ende Mais ſchlagfertig, jene Acht zu vollziehen. Allein auch er bot Alles auf, um, da ſeine Anträge verworfen wurden, den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Die Verſammlung des Maifeldes (ſ. d. Art. März- u. Maifeld) ſollte ſeinen Thron auf der Grundlage liberaler Ideen, zu denen er jetzt ſeine Zuflucht nahm, wieder aufrichten. Ein Landſturm, der alle Männer vom 20ſten bis 60ſten Jahre unter die Waffen ſtellte, ſchien Frankreich in ein großes Lager zu verwandeln. Die alten, ihm getreuen Truppen zogen aller Orten herbei, unter den geliebten Adlern die Schmach verlorner Schlachten auszutilgen. Den 15. Juni brach er über die Sambre gegen das preußiſch-engliſche Heer in Belgien los, das Wellington und Blücher in ausgedehnten Cantonirungen befehligten. Bei Fleurus und Ligny (ſ. d. A.) kam es am 16. zu einer blutigen Schlacht, die er gewann, indeſſen Ney mit dem linken Flügel ein hartnäckiges Treffen bei Quatrebras auf der Straße nach Brüſſel lieferte. Das ſich zurückziehende preußiſche nöthigte auch das engliſche Heer zum Rückzug, der bis zum großen ſoigner Wald ging, vor welchem es ſich auf einer großen erhöheten Ebene lagerte, um Napoleons Angriff abzuwarten, da Blücher ſich mit ihr zu vereinen beſtimmt verſprochen hatte. Napoleon glaubte nur den engliſchen Nachtrab zu ſehen, der ihm den Weg nach Brüſſel verſperren wollte, und griff den 18. Mittags die äußerſt feſte Stellung Wellingtons auf den Höhen vor Waterloo (ſ. d. A.) bei Mont St. Jean mit dem heftigſten Ungeſtüme an. Allein die Stellung und der Muth der Britten vereitelte jeden Angriff und als am Abend Blücher, nach dem beſchwerlichſten Marſche, in der Franzoſen rechter Flanke vorbrach, ward die Schlacht für ſie zur entſetzlichſten Niederlage, aus der ſich kaum wenige Tauſend nach Paris retteten und wohin Napoleon, als der erſte Flüchtling, den 21. zurück kam. Hier dankte er, von den Volksrepräſentanten dazu aufgefordert und vom General Solignac überredet, den 22. ab, jedoch nur zu Gunſten ſeines Sohns und begab ſich nach Malmaiſon, dann aber nach Rochefort, wo er ſich nach Amerika einſchiffen wollte. Aber die engl. Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt. und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden,

ſo ergab er ſich, einen Themiſtokles ſpielend, den 14. Juli an den engl. Capitain Maitland, und ging den 15. an Bord des Bellerophon. An dem engl. Geſtade ward ihm von Seiten der Regierung eröffnet, daß er als Gefangener nach St. Helena abgeführt werden ſolle. Dort lebte er in Longwood in abwechſelnder Gemüthsſtimmung, als „General Buonaparte,“ unter den Augen der Commiſſarien der Verbündeten, als europäiſcher Staatsgefangener. Angenehmer als der Commandant Hudſon Lowe, war ihm der Admiral Malcolm, mit dem er auf einem freundſchaftlichen Fuße ſtand. Buonaparte verleidete ſich ſelbſt und ſeinem Gefolge durch Eigenſinn jeden Lebensgenuß, der mit der Aufſicht über ihn vereinbar war. Mehr noch als ſeine grundloſen Klagen, daß man es ihm an Wein, Holz u. ſ. w. fehlen laſſe, hat das Manuscrit venu de St. Hélène (Londres 1817) Aufſehen gemacht. Dieſe Rhapſodie einer Biographie des Exkaiſers iſt nach deſſen Mittheilungen größtentheils von Las Caſas, ſo wie das Manuſcript von Elba vom General Bertrand niedergeſchrieben worden. Sein Vertrauter, der Graf Las Caſas, kehrte 1817 nach Europa zurück, mußte aber ſeine Papiere, unter welchen ſich eine von ihm entworfene Geſchichte Napoleons befindet, an das engliſche Miniſterium abliefern. Doch ſoll er Verfaſſer der Briefe vom Cap ſein, welche vielen Anekdoten widerſprechen, die Haß und Lüge gegen Buonaparte in Umlauf gebracht haben. Indeß iſt das Urtheil der Welt über dieſe Titanengeſtalt in der Hauptſache vollkommen berichtigt. Er ſtarb am Magenkrebs den 5. Mai 1821. Unter vielen Schriften über ihn nennen wir drei: Histoire du 18. Brumaire de Buonaparte par Mr. Gallais, in 4 Theilen, der 4te unter d. Titel: Hist. du 20 mars 1815; Saalfeld's Geſch. Napoleon Buonaparte's in 2 Bdn., 2te Aufl. Leipz. 1817. (5 Thlr. 12 Gr.), und Correspondance inédite offic. et confid. de Nap. Buonaparte I—VII. Paris 1819.

Buonaparte (Maria Françoiſe **Joſephine**), Kaiſerin der Franzoſen; geb. zu St. Pierre auf Martinique, den 24. Juni 1768, war die Tochter eines reichen Edelmanns, Taſcher de la Pagerie. Noch ſehr jung, vermählte ſie ſich mit ihrem Landsmann, dem in der Geſchichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnois (ſ. d. A.), ward nach deſſen Hinrichtung ins Gefängniß der Madelonettes geſetzt, und durch den Sturz der Schreckensregierung wieder befreit. Nun kam ſie unter den Schutz des damals ſehr mächtigen Barras, deſſen Freundin ſie wurde, u. durch deſſen Mittelung ſie, am 8. März 1796, an Napoleon Buonaparte verheirathet wurde, welcher dadurch den Oberbefehl der italien. Armee erhielt. Von nun an theilte ſie das glänzende Schickſal ihres Gemahls, dem ſie mit wahrer Anhänglichkeit zugethan war. Am 2. Dec. 1804 ſetzte Napoleon ihr als Kaiſerin der Franzoſen die Krone auf. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, geſagt werden kann, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren ſteten Drang und ihr unabläſſiges Bemühen, Menſchenelend zu vertilgen oder doch wenigſtens zu mildern, iſt nur eine Stimme unter denen, welche ſie gekannt haben. Und dieſe ſchöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eiſernen Willen Napoleons zu brechen; Joſephinens ſanftem Sinne gelang es, manche grauſame Pläne des herrſchſüchtigen Mannes zu mildern. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieſer Seite oft waren, ſo mußte ſie doch von der andern auch häufig dagegen die Ausbrüche ſeines ungezügelten Jähzorns erdulden, welcher zuweilen ſo niedrig ausartete,

daß er die Kaiſerin tagelang in ihre Zimmer eingeſchloſſen haben ſoll. Von ihrem erſten Gemahl hatte ſie zwei Kinder, Eugen und Hortenſe Eugenie Beauharnois (ſ. d.). Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben, und ſich zugleich mit einem mächtigen europäiſchen Fürſtenhauſe enger verbinden wollte, beſchloß ſeine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Mit Anſtand gab Joſephine der Nothwendigkeit nach, willigte in die Eheſcheidung mit dem Titel einer verwitweten Kaiſerin-Königin (Impératrice-Reine-Douairière), und vergrub ſich, nachdem ſie vorher einige Reiſen gemacht, in die Einſamkeit ihres ſchönen Luſtſchloſſes Malmaiſon. Die Achtung, die Liebe und das Bedauern der Franzoſen folgten ihr, die man ſchon lange Napoleons guten Geiſt (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Sie erlebte den Sturz des Reichs, auf deſſen Gipfel ſie einſt geſtanden. Aber ſie hatte auch den Troſt, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren perſönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Beſuche der angeſehenſten verbündeten Fürſten. Eine Erkältung indeß, welche ſie ſich auf einem Spaziergange mit dem Kaiſer Alexander in ihren Gärten zuzog, gab ihrer Unpäßlichkeit eine üble Wendung, ſo daß ſie am 30. Mai 1814 nach kurzem Leiden ſtarb. K.

Buonaparte (Lucian), Napoleons zweiter Bruder, jetziger Prinz von Canino ꝛc., iſt 1772 in Ajaccio geboren. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthuſiasmus die Partei des Volks. Zuerſt war er bei der Armeeverwaltung angeſtellt; dann ging er nach St. Maximin, wo er ſich verheirathete und Mitglied des Revolutionsausſchuſſes wurde; ward darauf Kriegscommiſſair, und im März 1797 zum Abgeordneten des liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während ſeiner Kriegscommiſſariats-Geſchäfte hatte er nicht verſäumt, die Grundlage zu ſeinem ſpäterhin unermeßlich angewachſenen Vermögen zu legen. Den 18. Juli 1797 erſchien er zuerſt auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Decadi die Läden zu ſperren, als tyranniſch; erhob ſich mit Macht gegen die Vergeuder; foderte am Stiftungsfeſte der Republik ſeine Collegen auf, für die Conſtitution vom Jahr III. zu ſterben, half aber kurz darauf die Stützen derſelben, Merlin, Larévellière und Treilhard, ſtürzen. Jetzt wuchs ſein Einfluß, und man ſah ihn ſchon die Partei bilden, welche hernach die Abſichten ſeines Bruders beförderte. Kurz vor dem 18. Brumaire ward er Präſident des Raths. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieſes Tages leitete. Da er die Gährung, welche Buonaparte's Eintritt in die Verſammlung verurſachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er ſeinen Sitz, legte die Zeichen ſeiner Würde von ſich, ſetzte ſich zu Pferde, ſprengte durch die Reihen der verſammelten Truppen und foderte dieſe auf, ihren General, den man ermorden wolle, zu retten. Sein Muth und ſeine Rede begeiſterten die Soldaten. (S. Napoleon.) Lucian (nebſt Sieyes, der eigentliche Urheber des 18. Brumaire) ward Miniſter des Innern. Er benutzte ſeine Stelle, ſich noch mehr zu bereichern, und folgte nun ganz ſeinem Hange zum Wohlleben. Im J. 1800 ging er als Geſandter nach Spanien, wo er bald einen unbegrenzten Einfluß auf den König, noch mehr aber, durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, auf die Königin erlangte. Schon damals hatte er den kühnen Gedanken, ſeinen Bruder, den Ober-Conſul, mit einer königl. Prinzeſſin zu vermählen, und durch ein ſolches Ehebündniß die neue Dynaſtie

mit den ältern Regentenhäuſern zu verknüpfen. Sein künſtlich angelegter Plan war dem Gelingen nahe; die ſpaniſche Infantin Iſabella, jetzige Kronprinzeſſin beider Sicilien, war ihm, ſo ſagt man, von ihren Eltern für ſeinen Bruder zugeſagt, der ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden und mit Beibehaltung des conſulariſchen Titels, ſeine Alleinherrſchaft in Frankreich für erblich erklären laſſen ſollte, als Joſephine, durch den großen Einfluß den ſie damals noch auf ihren Gatten hatte, die ganze Sache rückgängig zu machen wußte. Am 29. Sept. 1801 unterzeichnete Lucian, nebſt ſeinem vertrauten Freunde, dem Friedensfürſten, zu Badajoz den Frieden zwiſchen Spanien und Portugal und vermöge einer geheimen, dem Tractat vorangehenden Bedingung, zahlte der Prinz-Regent 30 Mill. Franken, welche zwiſchen Spanien und Frankreich gleich getheilt wurden. Lucian erhielt davon, ſagt man, 10 Mill., u. die übrigen 5 Mill. floſſen in Napoleons Privatkaſſe. Bei ſeiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat (9. März 1802). Er unterſtützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großofficier er wurde. Das Inſtitut nahm ihn am 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Klaſſe der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften auf, und kurz nachher erhielt er die Senatorie Trier. Darauf nahm er Beſitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements und in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er ſich jedoch Napoleons Streben nach Alleinherrſchaft widerſetzt; daher die immer mehr zunehmenden Mishelligkeiten mit ſeinem Bruder. Als endlich Ende deſſelben Jahres Lucian die ſchöne Witwe des Banquier Joubertou, ganz gegen Napoleons Willen, geheirathet (ſeine erſte Frau war 1802 geſtorben), und dieſer nach der Kaiſerkrone gegriffen, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern ſo ſtark, daß Lucian, um (wie man ſagt) einer Verhaftung zu entgehen, ſich 1804 nach Italien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Nemori kaufte, und dort ſeiner Familie, den Künſten und den Wiſſenſchaften lebte. Der Kaiſer bot ihm wiederholt den Thron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch ſtets die Trennung von ſeiner Gattin. Lucian ſchlug Alles aus, und erbitterte dadurch ſeinen Bruder ſo ſehr, daß er ſich nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat daher den engliſchen Geſandten am ſardiniſchen Hofe, Hill, um Päſſe von der engl. Regierung, und auf deſſen Verſprechen ſchiffte er ſich den 5. Aug. 1810 zu Civita-Vecchia mit ſeiner Familie, einem Gefolge von 35 Perſonen, und ſeinem beweglichen Eigenthum ein. Ein Sturm nöthigte ihn, in Cagliari einzulaufen. Aber das engl. Miniſterium verweigerte die Päſſe, und Lucian durfte nicht einmal ans Land gehen. Beim Auslaufen aus dem Hafen wurde ſein Schiff angehalten, und H. Adair, der ſich eben als brittiſcher Geſandter nach Conſtantinopel begab, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, nach Malta bringen, wo Lucian dem londner Cabinet als die einzige Abſicht ſeiner Reiſe nach Amerika angab, dort ſicher als Privatmann zu leben. Das wurde ihm aber nicht zugeſtanden. Er ward im Dec. deſſ. J. nach England gebracht, doch mit Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich ſein Schloß Stonehouſe, bei Ludlow; dann bezog er das von ihm erkaufte Schloß Tomgrove bei Worcheſter, wo er unter Aufſicht blieb, und einen engliſchen Oberſten zum Geſellſchafter hatte. Einige Zeit nachher ward im Parlament die Frage aufgeworfen, ob Lucian Buonaparte, da er arglos engliſche Päſſe zu erhalten geglaubt, als Gefangener angeſehen werden dürfe?

Nach mancherlei Debatten ward er, da er der franzöſ. Senatorwürde noch nicht entſagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in ſeinem Verhältniß aber nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die Freiheit, und er ging wieder nach Rom. Noch in London gab er ſein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographiſchen und chalkographiſchen Luxus verziertes, dem Papſte zugeeignetes, Heldengedicht: Charlemagne ou l'Eglise délivrée en 24 Chants, heraus, worin er gegen ſeinen Bruder eifert und die Bourbons erhebt. Der Papſt belohnte ihn dafür mit dem von ihm gekauften kleinen Fürſtenthum Canino, mit dem Titel: Principe di Canino. Bei Napoleons Rückkehr von Elba aber ſchloß er ſich, durch ſeine Schweſter Pauline Borgheſe dazu bewogen, an denſelben eifrig an. Man ſah ihn als franzöſ. Prinzen und als Mitglied der Kammer der Deputirten, ſo wie als Pair von Frankreich, alle Maßregeln Napoleons unterſtützen. Die Idee des Maifeldes rührte von ihm her. Auch nach der Schlacht von Waterloo bemühte er ſich den Thron für Napoleon II. zu bewahren. Die zweite Thronbeſteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, ſich nach Rom zu flüchten. Der öſterreichiſche General, Graf Bubna, aber ließ ihn nach Turin auf die Citadelle bringen, wo er jedoch mit Achtung behandelt wurde. Indeß gaben ihm die Verbündeten auf ſeine Erklärung: „Qu'il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'était joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération," und auf die Fürſprache des Papſtes, im Sept. 1815 ſeine Freiheit wieder; doch machte ſich der päpſtliche Stuhl anheiſchig, weder ihn noch Jemand von ſeiner Familie aus dem Kirchenſtaate ziehen zu laſſen. Seitdem lebt er in Rom, oder in der Nähe auf ſeinen Gütern, unter welchen die Ruffinella der Sitz des feinſten Kunſtgeſchmacks iſt. Er hat ſich im Laufe der Revolution als Redner ausgezeichnet. Noch ſind von ihm abgefaßte Mémoires handſchriftlich in Paris im Umlauf. In London erſchienen 1818: Mémoires sur Lucien Buonaparte. Im J. 1817 verlangte Lucian Päſſe für ſich und einen ſeiner Söhne nach Nordamerika, die ihm aber von den Miniſtern der verbündeten Mächte abgeſchlagen wurden.

Buonaparte (Louis), geb. zu Ajaccio den 2. Sept. 1778, Napoleons dritter Bruder, kam jung nach Frankreich, und wählte die militäriſche Laufbahn. Er begleitete ſeinen Bruder in Italien und Aegypten, ohne ſich jedoch auszuzeichnen. Aus Aegypten kam er, mit Depeſchen an das Directorium, den 14. März 1799 zurück. Bald nach den 18. Brumaire ſchickte ihn Napoleon nach Berlin, wo er ein Jahr lang ſehr üppig lebte. Darauf ward er zum Brigadegeneral erhoben und 1802 mit der Stieftochter Napoleons, Hortenſia Beauharnais, vermählt. Bald trat zwiſchen beiden Ehegatten ein Mißverhältniß ein, und ſie lebten getrennt. Als Napoleon die Kaiſerwürde angenommen, erhob er ſeinen Bruder Louis zum Connetable und Generaloberſten der Carabiniers, darauf 1805 zum Generalgouverneur von Piemont. Wegen Kränklichkeit aber verließ Louis bald wieder Turin. Als hierauf der bataviſche Großpenſionair Schimmelpennink wegen Erblindung ſeine Stelle niederlegen wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um ſeinen Bruder, allen Verträgen und dem Willen der Nation entgegen, derſelben den 6. Juni 1806 zum Könige aufzudrängen. In den erſten Jahren ſeines Königthums benahm er ſich etwas furchtſam; doch gewann er durch ſein menſchen-

freundliches Benehmen (z. B. bei der Pulverexploſion in Leiden, und bei den Ueberſchwemmungen im Winter 1808), und durch ſeinen Gerechtigkeitsſinn die Liebe der Holländer, deren Handel er, ſo viel er konnte, zu befördern ſuchte; daher ihn ſein Bruder 1810 in Paris hart anließ, und ihn nur den Schleichhändler nannte. Als er fortfuhr, das Continentalſyſtem in Holland nicht mit Strenge zu vollziehen, und ſein Volk gegen die immer wachſenden Anmaßungen ſeines Bruders kräftig vertrat, ſo zerfiel er darüber ganz mit dieſem, wurde nach Paris entboten, und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, die Fortdauer des holländiſchen Staats zu retten. Indeſſen war dies von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Oudinot in Anmarſch ſei, um Amſterdam und die Küſten zu beſetzen, legte er die Regierung den 1. Juni 1810 nieder, ſetzte, der Verfaſſung gemäß, ſeine abweſende Gemahlin zur Regentin im Namen ſeines unmündigen Sohnes ein, verließ, von zwei Vertrauten begleitet, Holland, und begab ſich unter dem Namen eines Grafen von St. Leu über Töplitz nach Grätz, wo er den Wiſſenſchaften lebte und einen mittelmäßigen Roman ſchrieb. Sein Betragen war untadelhaft. Als Oeſterreich 1813 gegen Napoleon den Krieg erklärte, begab er ſich nach Rom. 1815 nahm er die Einladung Napoleons, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte, nach Paris zu kommen, nicht an, ſondern blieb in Rom. Von ſeiner Gemahlin geſchieden, die zu Paris viel Theil hatte an den Begebenheiten im März 1815, verlangte er, daß ſie ſeinen Sohn (ehemaligen Großherzog von Berg unter Napoleons Vormundſchaft) ihm überlaſſen ſollte, mit deſſen Erziehung er jetzt in Rom ſich ſelbſt beſchäftigt. Von ihm befinden ſich Briefe in der Correspond. interceptée de l'armée d'Egypte. Der Brief, in welchem er Hrn. Bonald die Erziehung ſeines Sohnes antrug, zeugt eben ſo vortheilhaft von ſeinem Geiſte, als von ſeinem Herzen. Sein Roman: Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises (3 Vol. 1814) enthält eine Schilderung der holländiſchen Sitten. Seine Gemahlin lebt gegenwärtig in Augsburg. Im J. 1820 erſchienen von ihm drei Bände Memoiren, welche für die Zeitgeſchichte von großem Intereſſe ſind. Zu vergleichen iſt darüber eine Recenſion im Hermes No. VII. 1820.

Buonaparte (Jérôme), Napoleons jüngſter Bruder, geb. 15. Nov. 1784 zu Montpellier, ward erzogen im College zu Juilly, das er nach dem 18. Brumaire verließ, um ſich dem Seeweſen zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach St. Domingo, kam mit Depeſchen von Leclerc zurück, ſegelte dann als Fregattencapitain nach Martinique und kreuzte zwiſchen St. Pierre und Tabago. Von den Engländern verfolgt, begab er ſich nach Nordamerika, wo er (27. Dec. 1803) mit Eliſabeth Patterſon, älteſten Tochter des Kaufmanns Patterſon zu Baltimore, ſich vermählte. Auf Napoleons Befehl verließ er ſie, und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Napoleon gab ihm jetzt den Auftrag, vom Dey von Algier die gefangenen Genueſer zurückzufodern. Er befreite 250 dieſer Unglücklichen. Nun gab ihm ſein Bruder das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen. Darauf führte er ein Geſchwader von 8 Linienſchiffen nach Martinique und ward Contreadmiral. Ende Auguſt 1806 kam er nach Frankreich zurück. Zum franzöſ. Prinzen ernannt, befehligte er im preußiſchen Kriege, in Verbindung mit dem General Vandamme, das 10te Corps in Schleſien, zog (6. Jan.

1807) in das eroberte Breslau ein, und ward Diviſionsgeneral. Die letzte Waffenthat, wozu er ſeinen Namen lieh, war die Eroberung der Feſtung Glatz (25. Juni 1807). Der Friede zu Tilſit gab ihm (18. Aug. 1807) das neu geſchaffene Königreich Weſtphalen. Hierauf vermählte ihn Napoleon den 22. Aug. 1807 mit Catharina Friederika Sophia Dorothea, königl. Prinzeſſin von Würtemberg. Den 1. Jan. 1808 ward ihm in Caſſel mit großem Pomp gehuldigt. Hier lebte er mit königl. Pracht, während Franzoſen den neuen Staat organiſirten. Er bekümmerte ſich wenig um die Geſchäfte, und lernte nicht einmal Deutſch. Während des Krieges Napoleons mit Oeſterreich 1809, brach Schill in die weſtphäl. Departements der Elbe und Oker ein und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, vor den Thoren der Hauptſtadt, erregte Dörrenberg Aufruhr, und die Kriegsſcenen in Sachſen riefen Hieronymus ſelbſt mit einem Theile ſeines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachſen in Weſtphalen ein, und machte ſich Bahn bis zu den Küſten des deutſchen Meeres. Die weſtphäliſchen Finanzen waren damals durch den Aufwand des Krieges, durch thörichte Verſchwendungen, Mißgriffe der Verwaltung, unterbrochenen Handelsverkehr und durch die oftmaligen Plünderungen der Staatscaſſen völlig zerrüttet. Große Reſultate wurden von dem am Schluſſe des J. 1809 zuſammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber unerfüllt, weil überall Napoleon dazwiſchentrat. Doch machte dieſer ſeinem Bruder mehrmals Vorwürfe über ſeine Lebensweiſe. 1812 zog der König an der Spitze einer franzöſ. Diviſion nach Polen, erlaubte ſich ſelbſt räuberiſche Requiſitionen, lebte mit großem Aufwande zu Warſchau, verſchuldete dann durch ſeine Fehler, daß ſich Bagration den 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weßhalb ihm Berthier in Napoleons Namen ſchrieb: „Da Sie, Sire, Alles verkehrt verſtehen, ſo iſt auch nicht zu verwundern, wenn Alles verkehrt geht.“ Er wurde daher nach Caſſel zurückgeſchickt. 1813 machten Czernitſcheff und die Niederlage Napoleons bei Leipzig dem Königreich Weſtphalen ein Ende. Jener vertrieb den König aus Caſſel, den 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Oct. dahin zurück, allein nur um ſich mit den zuſammengerafften Koſtbarkeiten ſogleich wieder nach Paris zu flüchten. In welcher Lage er damals ſich befand, zeigen die aufgefangenen Briefe von ihm. Nach dem pariſer Frieden 1814 behielt Hieronymus den Titel eines Prinzen u. ſein ſehr mäßiges Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er ſich nun in der Schweiz, dann zu Grätz und endlich zu Anfang 1815 in Trieſt auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begab er ſich erſt in das Hauptquartier Joachims, dann aber nach Frankreich in Geſellſchaft ſeiner Mutter und des Cardinals Feſch zu Ende Mais (1815). Er wurde Pär den 2. Juni 1815. In den Schlachten von Ligny und Waterloo befand er ſich an der Seite Napoleons. Nach deſſen Abdankung verließ er Paris den 27. Juni, und begab ſich nach der Schweiz. Dann lebte er auf dem würtembergiſchen Schloſſe zu Elwangen, als Graf von Montfort. Im Aug. 1816 nahm er ſeinen Aufenthalt in den öſterreichiſchen Staaten, wo ſeine Gemahlin ſein Schickſal mit ihm theilt. Er kaufte eine anſehnliche Herrſchaft in der Nähe von Wien, auf welcher er jetzt lebt.

Buonaroti, ſ. Angelo (Michel).

Burchiello (Domenico), vielleicht der ſonderbarſte und närriſchſte Dichter, der je geſchrieben hat, von deſſen Lebensumſtänden wir wenig unterrichtet ſind. Er lebte zu Anfang des 15. Jahrh. zu Florenz, wo er wahrſcheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Domenico; er ſelbſt nannte ſich in der Folge Burchiello, aus Veranlaſſungen, die ſich nicht mehr angeben laſſen. Um das J. 1425 fing die Zeit ſeines Ruhmes an; erſt 1432 wurde er als Barbier eingeſchrieben. Seinem Charakter haben Einige viel Böſes nachgeſagt, und ihn als einen niedrigen Poſſenreißer, der für Geld Alles that, geſchildert; Andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierſtube ward ſo berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige ſich täglich daſelbſt verſammelten, und der große Cosmus ſie in einem Gewölbe ſeiner Gallerie ſogar mahlen ließ. Sie erſcheint in dieſem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbiert, und dort gedichtet und muſicirt. Das Porträt Burchiello's iſt darüber gemahlt. So unbeſtritten auch ſeine Berühmtheit iſt, ſo ſchwer iſt es doch, über den Werth oder Unwerth ſeines Witzes und ſeiner Satyren zu urtheilen, da uns die örtlichen und perſönlichen Verhältniſſe unbekannt ſind. Aber eben dieſe Beſchränkung muß ihn auch in unſern Augen herabſetzen. Für ſeine Zeitgenoſſen wurde ſeine Satyre durch das geheimnißvolle Dunkel und die abſichtliche Seltſamkeit ſeines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonnette waren zugleich Räthſel, zu denen uns die Auflöſung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beſchreibenden laſſen ſich zwar leichter verſtehen, aber auch in ihnen iſt das Salz meiſtens ſo grobkörnig, daß eben dadurch die Satyre ſich ſelbſt wieder zerſtört. Sie ſind ſämmtlich ſehr keck, aber auch unſittlich und zügellos. Die beſten Ausgaben ſeiner Sonnette ſind von 1568, Florenz, in 8. und 1757, London, in 8.

Burdſcheit, ſ. **Aachen**.

Bureau, urſprünglich ein grober wollener Zeug, womit man in Frankreich die Schreibtiſche, namentlich die Tiſche der Richter in den Gerichtshöfen zu bedecken pflegte. Durch eine nicht ungewöhnliche Verwechſelung der Begriffe ging ſpäterhin die Benennung des Teppichs auf die Tiſche ſelbſt über, und ſo verſteht man jetzt in Frankreich ſowohl als bei uns, unter Bureau einen Schreibtiſch oder einen Schreibepult; in weiterm Sinne aber nennt man auch das Zimmer oder den Ort ſo, wo die Schreib- oder Amtsgeſchäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Bureau u. dgl.

Bürger (Gottfr. Aug.), war geb. am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, wo ſein Vater Prediger war, und ſtarb 1794 zu Göttingen. Nur langſam wuchs er an Leib und Seele, und bis in ſein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Leſen und Schreiben; doch äußerte ſich ſchon früh eine Art poetiſcher Stimmung in ihm. Schon als Knabe ſuchte er die Einſamkeit, und liebte die ſchauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finſtere Wälder und menſchenleere Oerter einzuflößen pflegen; er fing auch bald an, ohne Anleitung und ohne ein anderes Muſter, als ihm das Geſangbuch darbot, Verſe zu machen, die wenigſtens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er ſehr ſchwer. 1760 kam er nach Aſchersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde

auf das halliſche Pädagogium gebracht. Hier ward ſeine Freundſchaft mit Göckingk begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu ſtudiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantaſie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauſchen. Allein auch hier gerieth er in dem Hauſe, worin Klotzens Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf ſein Studiren, noch auf ſeine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterſtützt hatte, zog ſeine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen ſtudirten, mit Boie, Bieſter, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stolberg, C. F. Cramer, Leiſewitz, wäre er wahrſcheinlich verloren geweſen. Boie beſonders munterte ihn auf, und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden ſtudirte er nun die beſten Muſter der Alten und Neuen, der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier, beſonders aber Shakſpeare. Percy's Relicks, welche nachher ſo ſehr auf ſeinen Geiſt wirkten, wurden ſein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits großes Aufſehen. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Herren von Uslar ihm die Stelle ihres Juſtizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, daß nur als Rettung vor der dringendſten Noth angeſehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß ſein Enkel ein Amt erhalten hatte, ſöhnte ſich wieder mit ihm aus, und ſchoß eine Summe vor, um ſeine Schulden zu bezahlen und die erforderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weiſe wurde dies Geld bei einen Freunde Bürgers niedergelegt, der ſelbſt in drückenden Umſtänden war; dieſer verwandte es für ſich und Bürger verlor an 700 Thlr. Dies war der Hauptgrund zu der Zerrüttung ſeiner ökonomiſchen Umſtände, die bis zu ſeinem Tode fortdauerte, und auf ſeinen poetiſchen Charakter ſo großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch dieſe Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloſer Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," ſchreibt er ſelbſt, „trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für ihre Schweſter, die damals noch ein Kind, und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht geweſen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, ſo wäre ich längſt zu Grunde gegangen. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu ſein. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige, höchſt Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Beſitze verlor ich ſie ſchon im nächſten Jahre. Was ihr Beſitz, ihr Verluſt mir war, ſagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That ſo tief,

als dieſer Verluſt ſeiner Molly. Er hatte überdies durch eine unglückliche Pachtung ſein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Kabale ihn verfolgte, durch freiwilligen Verzicht ſeine Stelle verloren, und ſeine Vermögensumſtände waren höchſt zerrüttet; allein von dieſem allen würde er ſich erholt haben, wenn jener Verluſt ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung ſeiner Stelle lebte er zu Göttingen, erſt als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Profeſſor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, ſeinen Unterhalt auf's kümmerlichſte und dürftigſte durch Lohnüberſetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei ſeiner Sorge für ſeine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einer Schwäbin, die, wie es ſchien, von der Schönheit ſeiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Geſicht gekommen wäre. 1790 wurde dieſes Schwabenmädchen, mit Namen Eliſe Hahn, ſeine Gattin, und dieſe Verbindung für ihn eine Quelle des bitterſten Kummers, welchen ſelbſt die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derſelben nicht mehr tilgen konnte. Einſam ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erſchüttert, an Kraft und Vermögen erſchöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten ſein Leben kümmerlich friſten. Ein Geſchenk der Regierung zu Hannover half dem drückendſten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dieß in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Beſoldung wenigſtens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen würde und ſtarb den 8. Jun. 1794. Denkt man ſich den unglücklichen Dichter, ſo muß man erſtaunen über das, was er deſſen ungeachtet geleiſtet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlaſſen. In keiner dieſer Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhällige Stimme der Nation ſeinen Platz unter den Erſten angewieſen. Schillers berühmte Recenſion ſeiner Gedichte that Bürger ſehr weh. A. W. Schlegel iſt in ſeinen Charakteriſtiken und Kritiken beſonnener in die Mitte getreten, und man darf dieſem ſicher folgen, um ein reines Kunſturtheil über unſern Sänger auszuſprechen. Früher hatte man an ihm geprieſen, daß er allen Volksclaſſen genießbar ſei, daß Alles, mit dem ſicherſten Griff aus dem Mittelpunkte gehoben, Alles, nicht blos gut, einzig gedacht, empfunden und geſagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, ſondern angeſchaffen ſei. Ganz im Gegentheil vermißte Schiller in dem größten Theil der Bürger'ſchen Gedichte den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt, der eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniederſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet; er vermiſche ſich nicht ſelten mit dem Volke, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealiſirkunſt, die Kunſt, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien. Bürgers Muſe, ſagt er, hat einen zu ſinnlichen, zu gemeinſinnlichen Charakter. Liebe iſt ihm ſelten etwas anders als Genuß oder ſinnliche Augenweide. Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit und Wohlleben. Seine Gemälde möchte er mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compoſition von

Zügen, eine Art von Moſaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieſer Schillerſchen Idealität ausgegangen; ſeine leitenden Principien waren ganz anderer Art, ſie waren Popularität und Correctheit. Was den poetiſchen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, ſo ſteht er in den Romanzen, da, wo er den altengliſchen Balladen nachgebildet hat, ſeinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in ſeinen eigenen, deren Reihe, auf das glänzendſte, Lenore eröffnet, die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde, findet man doch, als die beiden Endpunkte ſeiner Manier, eine nicht volksgemäße Künſtlichkeit der Darſtellung, und dann wieder wirkliche Volksgemäßheit, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte. Von ſeinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei aus voller Bruſt geſungen. Bürger hat auch das Verdienſt, daß bei uns gänzlich vergeſſene und nach einſeitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter ſeinen Ueberſetzungen iſt die des Homer die wichtigſte. A. W. Schlegel faßt ſein Urtheil in folgendem Reſultate zuſammen: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfaſſender Phantaſie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als in der höhern lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theile ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zärtlichkeit hat.

Bürger, ſ. Bürgerſtand.

Bürgerliche Geſellſchaft, ſ. Staat.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchſte militäriſche Belohnung, welche demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufſchrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht. Der gerettete überreichte ſie auf Befehl ſeines Anführers ſeinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaiſern wurde ſie nur von dieſen ertheilt. Zugleich waren damit auch Ehrenbezeigungen verbunden. Der damit Gekrönte trug ſeinen Schmuck bei den Schauſpielen und ſaß zunächſt beim Senat. Bei ſeinem Eintritt ſtand die ganze Verſammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Auguſtus bewilligte der Senat als ein beſonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel ſeines Hauſes zwiſchen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgeſtellt werden ſollte, zum Zeichen, daß er der beſtändige Erhalter ſeiner Bürger und Ueberwinder der Feinde ſei. Gleiche Ehre widerfuhr auch dem Claudius.

Bürgerſchulen ſind Schulen für Kinder aus dem Bürgerſtande, die darin eine ihrer wahrſcheinlichen künftigen Beſtimmung zum bürgerlichen Leben angemeſſene, und zum Theil darauf vorbereitende, Bildung erhalten ſollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrſchenden Begriffen der Zeit nothwendige Bildung der Kinder iſt zwar auch in dieſen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Zucht, jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landſchu-

len bei den Elementen dieſer Bildung bewenden laſſen, ſondern nach den höheren Foderungen der ſtädtiſchen Bildung weiter gehen, und den Unterricht auch auf ſolche Kenntniſſe und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künſtler, Handels- und Geſchäftsmann für ſeine Berufsarbeiten brauchbarer machen, und auf ſeiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemeſſenen Stufe der geiſtigen Entwickelung und Einſicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen abzunehmen iſt, daß ſie meiſt in die Claſſe der Dienſtboten, Handarbeiter und niedern Handwerke übergehen, und bei dem Drucke ihrer Verhältniſſe oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müſſen, wurde, um ſie nicht mit dem Entbehrlichern aufzuhalten, durch beſondere dieſen Umſtänden gemäß eingerichtete Schulen geſorgt, welche niedere Bürgerſchulen, oder, weil der Unterricht darin meiſt unentgeltlich ertheilt wird, Freiſchulen heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerſchulen: die höhern, welche auf eine feinere Bildung für das geſellſchaftliche und Geſchäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntniſſe einzumiſchen, und die niedern, welche ſich mehr auf das Unentbehrliche einſchränken, ohne darum hinter den weitern Fortſchritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntniſſen und Kunſtfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung ſolcher Schulen eben nicht alt iſt, beweiſen die in mehreren Mittelſtädten noch ganz nach dem alten Schlendrian beſtehenden Trivialſchulen. In dieſen letztern war und iſt ein wenig Latein beinahe das Einzige, was ſie von gewöhnlichen Dorfſchulen unterſcheidet, denn darauf beſchränkte ſich ſonſt, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann geſtattete. Zwar hatte ſchon im 17. Jahrh. Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in ſogenannten Realien, z. B. Geſchichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. ſ. w., mit dem damals vorherrſchenden Sprachunterrichte zu verbinden, und Auguſt Hermann Franke ſtiftete am Ende dieſes Jahrhunders zu Halle ſeine berühmten Schulanſtalten, unter denen die deutſchen oder Bürgerſchulen das erſte Beiſpiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den ſogenannten Realien und einer genaueren Berückſichtigung der Bedürfniſſe des Bürgerſtandes geben. Die Nachahmung derſelben an andern Orten beſchränkte ſich aber meiſt nur auf eine für dieſen Zweck verbeſſerte Einrichtung der untern Klaſſen lateiniſcher Schulen; die zu gleicher Zeit in den Städten beſtehenden deutſchen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippſchulen genannt) leiſteten nach wie vor wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer ſelten mehr, als gemeine Dorfſchulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realſchule und die Normalſchulen der Aebte von Felbiger und von Schulenſtein in den öſterreichiſchen Staaten, kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieſes Volksbedürfniſſes um vieles näher, und die ſogenannten Philanthropen wußten ihre für Anſtalten dieſer Art am meiſten geeigneten Vorſchläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen, ſo daß die Sprecher und Verbeſſerer der Volksbildung in der neueſten Epoche der Erziehungskunſt bereits viele Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher ſchreiben ſich die, gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Umgeſtaltungen des deutſchen Stadt-Schulweſens, denen die theils aus den untern Klaſſen

der Gymnaſien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von dieſen gelehrten Anſtalten verbliebenen Bürgerſchulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und ſelbſtſtändig beſtehenden Bürger- oder Stadtſchulen für beide Geſchlechter ihr Daſein verdanken. Am meiſten geſchah dafür in den baieriſchen und würtembergiſchen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutſchland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Braunſchweig, Zittau, Naumburg, Mühlhauſen, Altenburg u. a. m. haben ſich durch eine rühmliche Sorgfalt für dieſe Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger iſt dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerſtande zur Ausführung gekommen, und nach Verhältniß der Umſtände, entweder die höhere von der niedern Bürgerſchule getrennt, oder, wo nur eine Schule beſtehen kann, die höhere als Oberklaſſe auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zuſtandes der deutſchen Schulen ſo ſtark ins Auge fallende Verbeſſerung in vielen Städten nur noch gewünſcht wird, liegt hauptſächlich an der Unzulänglichkeit der Mittel zur Beſoldung der erforderlichen Lehrer, und nebenbei auch wohl an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden.

Bürgerſtand, Bürgerliche, Bourgeoiſie, eine zahlreiche Klaſſe, welche alle Freien unter ſich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernſtande gerechnet werden können. Man unterſcheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich ſogenannten Bürger einer Stadt, von dem bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerſtandes heißt die Claſſe der Honoratioren, vornehmere Bürger; ſie begreift den Stand der Gelehrten, Künſtler und Kaufleute. Der Bürgerſtand gehörte ſchon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterſchied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortſchaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germaniſchen Gemeinen unter Altermännern und Schulzen. An ihrer Seite entſtanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Biſchof und Vogt; dies war eine zweite Gemeine; endlich entſtand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, alſo eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutſchen getrieben, und die Kaufleute ſtanden unter kaiſerlichem Schutze. Daher gründete ſich auch die ſtädtiſche Verfaſſung auf den Gewerbſtand; und als dieſer ausſchließend in die Städte zog, bildete ſich der Unterſchied zwiſchen dem niedern Adel und den Bürgern ſchärfer aus, vorzüglich ſeit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11. Jahrhunderts (ſ. Eichhorn's Abh. über das Städteweſen, und Hüllmann's Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland). Da ſich die ſtädtiſchen Gemeinheiten, jede für ſich, feſt verbanden, erlangten ſie, als ſolche, Freiheiten und zum Theil ſelbſt landſtändiſche Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten ſich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben und waren in ihrem Sinne freier und ſtolzer, als der Hof- u. Kriegs-Dienſtadel. So kam es, daß letzterer der Perſon des Fürſten näher, der Bürger aber entfernter ſtand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeſchloſſen wurde. Dieſe Ausſchließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienſt allein die Würdigkeit beſtimmen ſollen. Der erbliche Beſitz von Vorzügen hat ſogar den größeren Haufen des Adels ſo von aller Anſtrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen ſelbſt

die Kraft dazu verloren zu haben ſcheint. Ausnahmen können dieſe allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adeligen Offizier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen ſeit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Offiziere in dem preußiſchen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adeliger Offiziere in demſelben Heere im Jahr 1806. Daſſelbe gilt von den Geſchäftsmännern, von dem Gelehrten und Künſtler-Berufe.

Burgfriede, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenſtand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wohl auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht geſtört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewiſſer Familien zur Beſchützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derſelben; 3. begriff man die öffentliche Sicherheit ſelbſt darunter, welche fürſtlichen Burgen oder Reſidenzen zuſtand.

Burggraf hieß derjenige, welchen der Beſitzer einer mit Hoheitsrechten verſehenen Burg zum Hauptmann in derſelben ernannte, die Aufſicht über dieſelbe und über die Beſatzung in derſelben zu führen, und das Gerichtsweſen, ſo wie die Einkünfte derſelben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele ſolche Burggrafen, deren Nachkommen dieſen Titel noch beibehalten haben, wenn ſie ſchon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art beſitzen. Sie wurden auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen genannt. Der Vorſteher eines Ganerbſchloſſes, welcher von dem Ganerben (ſ. d.) gewählt und vom Kaiſer beſtätigt wurde, hieß bis auf die neueſten Zeiten ein Burggraf, wie z. B. der Burggraf von Friedberg in der Wetterau. Da ehemals Burg auch eine Stadt bedeutete, ſo war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Perſon, welche über Maß und Gewicht und über die Preiſe der Lebensmittel die Aufſicht führte. In einigen Gegenden Deutſchlands z. B. im Heſſen-Caſſelſchen, werden die Unteraufſeher landesherrlicher Gebäude (Schloß- oder Hausverwalter) noch jetzt Burggrafen genannt.

Bürgſchaft (Caution) iſt ein Vertrag, wodurch ſich Jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leiſten, daß der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leiſten ſollte. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen ſolchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt ſelbiger zunächſt verpflichtet, und der Gläubiger iſt nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß jener ſich dieſes Rechts ausdrücklich begeben hätte. Iſt die Bürgſchaft von mehreren übernommen; ſo haben dieſe ſich entweder gemeinſchaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erſtern Fall hat jeder nur ſeinen Antheil zu vertreten, mit Einſchluß deſſen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden; über den letztern Fall ſ. Alle für Einen. Der fremde Ausdruck (Caution) iſt beſonders von derjenigen Bürgſchaft gebräuchlich, welche von Caſſen-Beamten zu Sicherung der ihnen anvertrauten Gelder geleiſtet wird. Sie muß, der Regel nach, in baarem Gelde, oder in guten Landes-Obligationen, oder in liegenden Gründen beſchafft werden, und das hinterlegte Capital wird dem Cautionsſteller gewöhnlich verzinſet.

Burgunder, burgundiſche Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten **Burgundi**, **Burgundines**, **Burngundi**,

Bugantae, Bunticcae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptſtamme der Vandalen an, und hatten ihre erſten bekannten Wohnſitze zwiſchen der Oder und Weichſel, in der heutigen Neumark und dem ſüdlichen Theile von Weſtpreußen. Von den andern deutſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſie ſich beſonders dadurch, daß ſie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name Burgunder entſtanden iſt), dagegen jene zerſtreut und mehr nomadiſch lebten. Hierin liegt wahrſcheinlich auch der Grund, daß ſie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren Wohnplätzen ſich behaupteten, bis ſie endlich den von den Weichſelmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerſtehen vermochten. Der Verluſt einer großen Schlacht gegen dieſe hatte zur Folge, daß ſie nach Deutſchland wanderten, wo ſie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und ſich dort, öſtlich neben den Alemannen, niederließen. Dieſen nahmen ſie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denſelben in faſt beſtändiger Fehde, bis die Burgunder, mit andern germaniſchen Völkerſchaften vereint, im Anfange des 5. Jahrh. in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen, durch Vertrag von den Römern das ſüdöſtliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund ſich herſchreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das ſchon im J. 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung ſcheint bald in Lyon, bald in Genf geweſen zu ſein. Von ihrer alten Verfaſſung weiß man, daß ſie Könige hatten, die ſie Hendinos nannten und nach Gefallen wählten und abſetzten; traf ſie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Seuchen oder Niederlagen, ſo mußte der König dafür büßen; er verlor ſeinen Thron, den ein andrer beſtieg, unter welchem ſie glücklicher zu ſein glaubten. Ehe ſie die chriſtliche Religion annahmen (was in Gallien geſchah), hatten ſie einen Oberprieſter, Sineſtus genannt, deſſen Perſon unverletzlich und deſſen Poſten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals ſchon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. Indem ſie dahin ſtrebten, ſich immer mehr auszubreiten, trafen ſie mit den Franken zuſammen, denen ſie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig ihnen ſelbſt ſchon Lyon mit einem bedeutenden Gebiet entriſſen hatte. Doch retteten ſie noch ihre Verfaſſung, Geſetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in Provinzen zerſtückelt, worin die fränkiſchen Vaſallen ſich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im J. 879 gelang es dem Grafen von Autün, Boſo, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter der Lombardei, mit Beiſtimmung der burgundiſchen Großen die königliche Würde über dieſes Reich wieder zu erlangen. Er nannte ſich König von Provence; ſeine Reſidenz war zu Arles, und hiervon entſtand der Name „arelatiſches Reich." Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; aber ſein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das diesſeits des Jura gelegene Land, und ſo entſtand das ciſjuraniſche Burgund, oder das niederburgundiſche Reich, welches einen Theil der Provence mit Arles, Dauphiné, Lionnois, Savoyen und einen Theil der Franche-Comté begriff. Ein zweites burgundiſches Reich entſtand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen (Herzog in den lotharingiſch-helvetiſchen Lan-

den) den Reſt von Lotharingen, nämlich die Schweiz diesſeits des Fluſſes Rühß, das walliſer Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwiſchen dem Jura und den penniniſchen Alpen, an ſich brachte und im Jahre 888 zum Könige des oberburgundiſchen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) ſich krönen ließ. Beide burgundiſche Reiche wurden aber 930 vereinigt, und der ganze Staat der burgundiſchen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Verlöſchen des Rudolphiſchen Stammes (1032) unter Kaiſer Conrad II. dem Salier, Deutſchland einverleibt wurde. Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundiſche ſeine Entſtehung erhalten hatte, wovon der Hauptbeſtandtheil die franzöſiſche Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als deſſen Stifter Richard, ein Bruder des Boſo (erſten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt ſich. Von Richards Enkelin, Ludegardis, und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets, ſtammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); ſie erloſchen im J. 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und Bourgogne wurde ſogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil ſeine Mutter eine Schweſter von dem Großvater des letzten Herzogs geweſen, und kraft deſſen Teſtamentes mit den Domänen der franzöſiſchen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm ſelbſt die Würde der burgundiſchen Herzoge wieder hergeſtellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums ſeinem jüngſten, ſehr geliebten Sohne Philipp dem Kühnen zur Apanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte ſich 1368 mit der hinterlaſſenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch ſeine Beſitzung ſehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. Im J. 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweſer daſelbſt ernannt, weshalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückſtehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dies gab Veranlaſſung zu der bekannten Spaltung der franzöſiſchen Nation in die orleaniſche und burgundiſche Partei. Als 1404 Philipp ſtarb, folgte ihm ſein Sohn, Johann der Unerſchrockene; Orleans wurde nun Reichsſtatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis ſie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erſte Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen ſollte (1405), im Angeſichte der Heere durch eine Umarmung ſich verſöhnten, und zum völligen Zeichen der Ausſöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zuſammenſchliefen. Aber dennoch wurde Orleans (1407) auf freier Straße von Meuchelmördern um's Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund bekannte ſich ſelbſt als den Anſtifter dieſer That, welche die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlaſſungsbrief, allein die Nemeſis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Verſöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau noch einmal geben wollte; ſchon während der erſten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergeſtochen (1419). Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, mit dem Beinamen der Gütige (bisher Graf von Charolois), wußte in dem mit England zwiſchen Frankreich und Burgund (1420) geſchloſſenen Frieden die Ausſchließung des Dauphins, zur Strafe für

Herzogs Johann Ermordung zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit iſt der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloceſter, hatte, und die ſich mit einem Vergleiche endigten, kraft deſſen Philipp als Erbe Jacobinens gelten, (wenn ſie kinderlos ſtürbe), ſie aber ohne ſeine Einwilligung nicht heirathen ſollte. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung, und nun bemächtigte ſich Philipp ihrer Beſitzungen Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte ausſetzte. Im Jahre vorher hatte Philipp ſchon Namur durch Kauf erworben, und 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erloſch. Im Frieden mit Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem daß König Carl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbitte thun mußte, ſehr anſehnliche Diſtricte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre und Bar an der Seine, für ſich und ſeine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für ſeine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbevile, Ponthieu, Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Grafſchaft Boulogne für ſich, und ſeine Erben. Zu dieſen bedeutenden Beſitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon 1430 war Philipp zur dritten Ehe geſchritten, da ſeine zwei vorherigen ihn kinderlos gelaſſen hatten. Bei ſeiner Vermählung mit Iſabella (Eliſabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge in Flandern, ſtiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entſprangen aus dieſer Ehe, von denen die erſten beiden bald wieder ſtarben. Aber der dritte war Carl, Graf Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. Als Philipp, 16. Jul. 1467 zu Brügge ſtarb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund, und einer der mächtigſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben, ſo erwähnen wir hier von ihm blos, daß er 1475 noch Geldern erwarb, und daß er nur eine Tochter, Maria, als einzige Erbin ſeiner Staaten hinterließ. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oeſterreich. Der letztere ward der Glückliche, und der König von Frankreich erhielt von dem burgundiſchen Nachlaſſe nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. Marie ſtarb in ihrem 25. Jahre an den Folgen eines Falles, nachdem ſie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder ſtarb) geboren hatte. Nicht alle burgundiſche Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er ſeine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafſchaften Artois und Burgund, nebſt Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute beſtimmt wurden. Aber die Abſicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, ward nicht erreicht; beſonders waren die Flanderer die hartnäckigſten, und es kam ſo weit, daß Maximilian zwei Jahre nach ſeiner Erwählung zum römiſchen Könige (1488), in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund ſeines Sohnes Philipp und als Regierungsverweſer an. Nun aber verliert ſich die Geſchichte der burgundiſchen Länder in die der Niederlande und Frankreichs. Das eigentliche Burgund war, wie wir oben geſehen haben, in zwei abgeſonderte Theile zerſplittert:

Bourgogne und Hochburgund oder die Franche-Comté. Jenes wurde im ſogenannten Damenfrieden von Cambrai 1529 (ſ. Friedensſchlüſſe) von Spanien auf immer an Frankreich abgetreten, dieſes eroberte Ludwig XIV. und behielt es 1678 im nimweger Frieden. Seitdem ſind beide Burgund nie wieder von Frankreich getrennt worden. (S. Niederlande, Königreich der.)

Burgunder Wein gehört zu den vorzüglichſten unter den franzöſ. Weinen, und ſtreitet mit dem Champagner um den Vorzug. Er hat einen feinen, eigenthümlichen, ſehr reizenden Geſchmack, beſonders wenn er nicht ganz jung mehr iſt. Seine Wirkung iſt minder raſch, als die des Champagners, aber dauerhafter; er macht einen ſanften und ruhigen Eindruck, und gilt für ein beſonderes Stärkungsmittel bei alten und ſchwächlichen Perſonen. Die Franzoſen ſelber ſchätzen ihn ſehr hoch, und bei allen nordiſchen Nationen wird er viel getrunken. Am vorzüglichſten wird er gewonnen in der Gegend von Nuits; aus dieſer Gegend erhält man den Romanee, den Boudot, Echeraux, la Fache, Didier, St. George u. ſ. f.; dieſe Sorten übertreffen alle übrigen Burgunder, und werden ihres feinen und zarten Geſchmackes wegen ſehr hoch bezahlt. Ins Ausland kommen ſie nur ſelten. Der Wein von Chamtole iſt aber der vorzüglichſte. Unter den Beauneweinen zeichnen ſich der weiße Montrachet, Chambertin, Clos de Vougeot u. ſ. w. aus. Weine zweiter Klaſſe ſind der Volnay, Pomard, Vosne u. ſ. w., die faſt eben ſo wohlſchmeckend ſind, als die erſten, wenn ſie zur gehörigen Reife kommen. Die Weine aus der Gegend von Auxerre, Dijon und Avalon ſind nicht weniger berühmt, und werden vorzüglich ausgeführt. Man verführt die jungen Burgunder Weine im März und April, die alten können das ganze Jahr über verſandt werden. Sie halten ſich beſſer auf Flaſchen als auf dem Faſſe.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin 1730, war der Sohn eines berühmten proteſtantiſchen Sachwalters, verdankte ſeine erſte Erziehung einem wackern Quäker, und beſuchte hierauf die Schule ſeiner Vaterſtadt. 1753 kam er nach London, wo ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe ihn bald auszeichneten. Er ſtudirte zwar die Rechte und ward Advokat, aber ſeine Neigung ſchien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen, und er ſchrieb für Journale und periodiſche Schriften. Das erſte Werk, zu dem er ſich bekannte, iſt von 1756 und führt den Titel: Reclamation zu Gunſten der Rechte der natürlichen Geſellſchaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civiliſation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelaſſenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte deſſen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn ſeine Abſicht war, zu zeigen, daß mit denſelben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, ſich alle bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen angreifen laſſen; aber er war dabei ſo gründlich in die Sache eingegangen, daß den meiſten die Satyre entging. 1757 erſchien ſein Verſuch über das Erhabene und Schöne, und ſchon damals ſagte Johnſon, daß Burke der außerordentlichſte Menſch ſei, den er je kennen gelernt habe. 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annual Register, und übernahm den hiſtoriſchen Theil deſſelben. So bildete er ſich allmählig zum Redner und Staatsmann. Man kann ſagen, daß ſeine öffentliche Laufbahn 1761 anfing, als er mit ſeinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lord Halifax, nach Irland reiſete. Nach ſeiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erſtem Lord der Schatz-

kammer, zu deſſen Privatſecretär gemacht, und um dieſelbe Zeit zum Abgeordneten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewohl er, theils durch dieſes Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geſchenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Miniſterialpartei beizutreten genöthigt war, ſo zeigte er ſich darum den Volksgrundſätzen keineswegs entgegen. Die in Amerika entſtandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu intereſſiren. Burke's erſte Rede hatte zur Abſicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorſchlage gemäß, ward ſie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu beſteuern. Dieſer Ausweg hob wenigſtens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geſchäfte; Burke ſchloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Miniſteriums, und nahm ſeinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er ſich unter den Anhängern des entlaßnen Miniſteriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es ſein, Burke's Verhalten an der Spitze der Oppoſition auseinander zu ſetzen; eben ſo führen wir ſeine Betrachtungen über die Urſache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufſehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel ſchlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1688 ſowohl als der nachherigen Maßregeln geweſen, und bezeichnete auf dieſe Weiſe die Rockinghamſche Partei. Er zog ſich dadurch, wiewohl unverdienter Weiſe, den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu. In ſeiner Oppoſition gegen die Maßregeln der Miniſter, vor und nach dem amerikaniſchen Kriege, wandte er Alles an, zuerſt den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals ſeine Reife erlangt; die Jahrbücher des Parlaments enthalten wenig Beiſpiele einer ſo kraftvollen und lebendigen Beredſamkeit, als Burke beſaß. 1774 hielt man ihn für einen ſo entſchiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Briſtol ihn zu ihrem Repräſendanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Miniſter als unzulänglich, grauſam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der ſich ihm widerſetzte, ſchien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich ſeine Freunde zu Briſtol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Geſetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Briſtol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Abgeordneten. Damals hielt er in der Wahlverſammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenſchaft von ſeinem Betragen ablegt, und welche für ſein Meiſterſtück gehalten wird. Seine Bill, worin er auf Aenderung der im Febr. 1780 ergriffenen ſtrengen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunſt des Volks wieder. Lord North endigte ſeine Verwaltung im März 1782, und Rockingham mit ſeiner ganzen Partei ward wieder ins Miniſterium berufen. Burke ward Generalzahlmeiſter der Armee, und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, jene Bill, wiewohl nur theilweiſe, durchzuſetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löſete das Miniſterium auf, deſſen Seele Burke geweſen, und dieſer zog ſich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieſer Miniſter machte bald der ſogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige oſtindi-

ſche Bill wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulöſen, eine Maßregel, die Burke mit Feuer beſtritt. Haſtings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteſte Gegner deſſelben ſchien er eben ſo ſehr für ſeinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte ſtets aufs neue ſein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als 1788 die Krankheit des Königs (ſ. Georg III.) die Einſetzung einer Regentſchaft zu erfodern ſchien, beſtritt er die Grundſätze der Miniſter, daß die Regentſchaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht beſtimmt ſei, und ſetzte ſich dadurch nicht nur dem Misfallen des Volks, ſondern durch ſeine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch beſonderm Tadel aus. Die franzöſiſche Revolution fand von ihrem Anfange an in Burke den erklärteſten Gegner, deſſen Grundſätze für Freiheit allerdings mit jener, Geſetz und Ordnung umſtürzenden, Herrſchaft raſender Parteien und Volkshäupter nicht übereinſtimmten. Als im Febr. 1790 über die Minderung des Heers geſprochen ward, und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen ſollte, erklärte Burke laut, daß er alle Freundſchaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er ſeine Betrachtungen über die franzöſ. Revolution heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick dieſe Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen vorausſagt, welche nur zu richtig eingetroffen ſind. Nie machte ein Buch größeres Aufſehen und verſchaffte ſeinem Verfaſſer einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen iſt der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entſchiedenſte gegen Frankreich eingenommen ward. Noch 4 andere Schriften gab er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beſchäftigte, und deren Fortſchritte die letzten Jahre ſeines Lebens verbitterten. Außerdem machte er noch (1792) einen vergeblichen Verſuch, die Emancipation der irländiſchen Katholiken zu bewirken. Er zog ſich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz, ſeinen einzigen geliebten Sohn, der ſeine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und ſtarb, von Kummer und Alter gebeugt, 1797 im 68. Jahre ſeines Alters. Burke war als Privatmann ſehr liebenswürdig. Von ſeinem Eifer für die die Wiſſenſchaften zeugen ſeine zahlreichen, zum Theil meiſterhaften Schriften. Eine ſehr intereſſante umſtändlichere Biographie Burke's befindet ſich im V. Hefte der Zeitgenoſſen. (1816. Leipzig, bei Brockhaus.)

Burleigh, ſ. Cecil.

Burlesk (vom italieniſchen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt ſchon durch ſeine Abſtammung an, daß der Begriff deſſelben dem des Ernſtes entgegengeſetzt ſei. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menſchlichen Seele, alſo auch die beiden Hauptgegenſtände der darſtellenden Kunſt, in Freude und Leid, in Scherz und Ernſt, im Komiſchen und im Tragiſchen beſtehen, und die verſchiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen, der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ, von einander unterſchieden zu ſein ſcheinen; ſo folgt daraus, daß burlesk als Unterbegriff von komiſch, dem Hauptbegriffe, anzuſehen ſein möchte. Wenn das Komiſche in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel zu einem vorgeſetzten Endzwecke zu gelangen, beſteht, ſo ſcheint burlesk die Verkehrtheit jener Mittel

nur noch greller zu bezeichnen. Wenn wir im Komiſchen noch einen gewiſſen Grad von Folgerichtigkeit vorfinden müſſen, uns dieſe ſogar zum wahrhaft Künſtleriſch-Komiſchen unerlaßlich nothwendig zu ſein ſcheint; ſo iſt im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung zu erſcheinen, frei, und ſteht äußerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts deſto weniger im Innern eine ſtrenge Nothwendigkeit offenbaren müſſen. Wenn demnach im Komiſchen, neben den Geſetzen dieſer innern Nothwendigkeit, auch die Geſetze einer äußern Nothwendigkeit ſtreng hervorleuchten müſſen: ſo iſt dagegen das Burleske dieſer Geſetze der äußern Nothwendigkeit in ſo fern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt deſſelben mit ſich in Einklang zu ſtehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunſtphiloſophie verſtändlich zu werden, wenn wir das Weſen des Burlesken als inſofern verſchieden von dem Komiſchen bezeichnen, als die Poſſe, wo ſich Alles von außenher regellos und willkürlich zu geſtalten ſcheint, von dem eigentlichen Luſtſpiele, in welchem auch die äußern Erſcheinungen in geſetzlicher Uebereinſtimmung ſtehen ſollen, verſchieden iſt. Da nun aber die Natur der neuern romantiſchen Bildung, als welche weder im Komiſchen, noch im Tragiſchen, das Reine, das Einfache, das Unvermiſchte anerkennt, weil ſie nicht etwa bloß aus dem Ernſten, oder aus dem Scherzhaften, ſondern aus beiden zugleich beſteht, es mit ſich bringt, daß ſie weder ein reines Luſtſpiel, noch auch ein reines Trauerſpiel aufweiſen könne; ſo folgt daraus, daß wir auch vom Rein-Burlesken, als wirklicher Kunſtgattung (die mechaniſchen kunſt- und regelloſen Poſſen etwa ausgenommen) kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäiſchen Kunſt durchaus nicht rein und unvermiſcht vorhanden ſein, ſondern muß ſtets, wie ſie auch wirklich thut, den Charakter des Tragiſch-Komiſchen (ſ. d. Art.) annehmen. Den Alten ſcheint dieſe Gattung der Dichtkunſt nicht bekannt geweſen zu ſein, und die Erfindung derſelben den Italienern, namentlich dem Dichter Francesco Berni (ſ. d. A.) anzugehören. Außer ihm nennen wir hier noch Carlo Gozzi, deſſen Tragi-Komödien wahre Vorbilder derjenigen Burlesken ſind, wie die romantiſche Poeſie ſie geſtatten darf und geſtatten kann. Bei den Franzoſen hat Scarron, und bei den Deutſchen Blumauer die Äneide auf burleske Art bearbeitet. Pq.

Burmann. Dieſer Name iſt durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt worden. Als den älteſten derſelben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1632. Er war 9 Jahre Paſtor zu Hanau ſeit 1652, ſeit 1661 Subregens des Ordenscollegiums zu Leyden und endlich Profeſſor der Theologie zu Utrecht, wo er 1679 ſtarb, und der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er ſtudirte daſelbſt und zu Leyden, ward 1688 Doctor der Rechte, bereiſete dann Deutſchland und die Schweiz, und betrat nach ſeiner Rückkehr zu Utrecht die juriſtiſche Laufbahn. Die glänzendſten Erfolge auf derſelben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dies bewies ſeine 1694 zuerſt erſchienene Abhandlung De vectigalibus pop. rom. (am vollſtändigſten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentia et poesi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem

er nicht etwas herausgab, entweder einen Klaſſiker, mit ſeinen Anmerkungen verſehen, oder eine Rede, oder lateiniſche Verſe, worin er Meiſter war, oder ein Pamphlet gegen ſeine Widerſacher, deren ſeine Heftigkeit und Unduldſamkeit ihm viele zugezogen hatten. Jene Streitigkeiten ſind jetzt vergeſſen, und nur die wichtigen Dienſte im Andenken geblieben, die er der römiſchen Literatur durch ſeine ſchönen und zahlreichen Ausgaben geleiſtet hat. Nicht ſowohl durch Geſchmack und Kritik, als durch Gelehrſamkeit, philologiſche Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen ſie ſich. Einige derſelben, wie ſein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, ſind Werke vom erſten Range. 1715 ging er nach Perizonius Tode als Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache nach Leyden, wo er nach einer ſchmerzhaften Krankheit 1741 ſtarb. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und geſtorben ebendaſelbſt 1719 als Profeſſor der Theologie, war der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hinterließ 4 Söhne, von welchen ſich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; ſie hießen Johann und Peter. Johann Burmann, geb. 1706, ſtarb 1780 als Arzt und Profeſſor der Botanik zu Amſterdam. Er hat ſeiner Wiſſenſchaft durch mehrere Werke weſentliche Dienſte geleiſtet. Linné erwähnt ſeiner mehrmals auf das ehrenvollſte. Peter Burmann, geboren zu Amſterdam 1714, trat als berühmter Philolog in die Fußſtapfen ſeines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode ſeines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch ſeine Lehrer. 1734 ward er zu Utrecht Doctor der Rechte. Im folgenden Jahre erhielt er den, durch Weſſelings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Geſchichte auf der Univerſität Franeker. 1741 bekam er den Lehrſtuhl der Poeſie; aber ſchon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geſchichte und alten Sprachen nach Amſterdam zu gehen. 1744 erhielt er den Lehrſtuhl der Poeſie, 1752 ward er Aufſeher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inſpector des Gymnaſiums. Wie ſein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, beſonders lateiniſcher Klaſſiker, geliefert, und er glich demſelben ſowohl in umfaſſender Gelehrſamkeit und einem ſeltenen Talent für die lateiniſche Dichtkunſt, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde. Klotz und Sapius, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitſchriften wechſelte, waren ſeine Hauptgegner. Er ſtarb 1778 auf ſeinem Landgute Sandhorſt. Wir ſchließen die Ueberſicht dieſer gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amſterdam geboren, und folgte 1781 ſeinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrſtuhl der Botanik, um welche Wiſſenſchaft er ſich ebenfalls namhafte Verdienſte erworben hat, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg beſtimmte, das Cap und Japan zu beſuchen, welche Reiſe der Botanik bedeutende Erweiterungen verſchafft hat. Er ſtarb 1793.

Burmann (Gottlob Wilh.), eigentlich Bormann, der ſich als deutſcher Dichter einen Namen erworben, war zu Lauban in der Oberlauſitz 1737 geboren. Sein Vater war Kirchenſchreiber zu Harpersdorf, dann Schreib- und Rechenmeiſter zu Lauban und endlich Cantor in Jarter. Der Jüngling beſuchte anfangs die latein. Schule zu Hirſchberg in Schleſien, ſtudirte darauf 1758 zu Frankfurt an d. Oder die Rechte, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatiſirender Gelehrter ſich ſeinen

Unterhalt durch Unterricht, beſonders in der Muſik, außerdem durch Schriftſtellerei, Gelegenheitsgedichte u. ſ. w. zu erwerben ſuchte, aber immer in der äußerſten Dürftigkeit lebte. Er war klein von Perſon, hager, hinkend und ungeſtaltet; aber in dieſem unſcheinbaren Körper wohnte ein Geiſt voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er Sonderling in ſehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geſchmack; aber ein poetiſcher Geiſt von den ſeltenſten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von warmer Theilnahme an dem Wohl ſeiner Mitmenſchen. Schade, daß er in den Folgen ſeiner Seltſamkeit unterging, und ſchon im Leben der Vergeſſenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geiſteskraft, ihn nie hätte treffen ſollen. In Berlin war Burmann ein großer Gegner der Karſchin, ſo wie dieſe ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt aber brachte die Karſchin, welche von den ſchlechten Umſtänden Burmanns unterrichtet worden war, durch perſönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zuſammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieſes Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karſchin kam, indem er ſagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Perſon, ſondern von ſeiner Feindin käme, ihr zum Poſſen annehmen, und es ſich recht wohl bekommen laſſen wolle. Eine ſeltene Stärke beſaß Burmann im Dichten aus dem Stegreif. Er konnte jedes gegebene Thema in ein poetiſches Gewand hüllen, und oft 4 bis 5 Stunden ein Geſpräch in Verſen fortſetzen, bei welchem man freilich ſehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraſchende Gedanken und treffende Wendungen wahrnahm. Er ward endlich vom Schlage gerührt, und brachte die letzten zehn Jahre ſeines Lebens höchſt elend zu. Man hielt ihn bereits für todt, bis am 6. Jan. 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erſchien, worin er ſich als ſterbend und in der äußerſten Noth ſchilderte. Mehrere, die ihn früher gekannt hatten, eilten zu ihm, aber Burmann war bereits verſchieden. Wir nennen von ſeinen Werken die Fabeln (Berlin, 1769, 71 u. 73) und die Gedichte ohne den Buchſtaben R (1788 und 96).

Burnet (Gilbert), Biſchof von Salisbury, ein eifriger Beförderer der engl. Revolution wider König Jacob II. und der Berufung der Dynaſtie Braunſchweig auf den engl. Thron, war zu Edinburgh 1643 geboren. Sein Vater, einer der geſchickteſten Juriſten Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für ſeine Anhänglichkeit an die Sache Carls I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Nachdem er einen juriſtiſchen Curſus gemacht hatte, beſtimmte er ſich dem geiſtlichen Stande, und machte die dahin einſchlagenden Studien. Ausgerüſtet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer feſten Geſundheit und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzuſtehen, mußte er in kurzem ſich ausgebreitete Kenntniſſe erwerben. Eine Reiſe durch England gab ihm Gelegenheit, ſich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichnetſten Männern, und gewann in ihrem Umgang jenen Geiſt allgemeiner Duldung, den er ſeitdem in ſeinem ganzen Verfahren zeigte. Nach ſeiner Rückkehr ward er Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London uud Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der ſchottiſchen Biſchöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt er ſich von aller Geſellſchaft entfernt,

und trat 1669 mit ſeinen Geſprächen zwiſchen einem Conformiſten u. Nonconformiſten auf, welche vielfachen Widerſpruch fanden. In demſelben Jahre ward er als theologiſcher Lehrer nach Glasgow berufen, aber ſein Eifer für die biſchöfliche Verfaſſung machte ihn den Presbyterianern, und ſeine Duldung gegen dieſe den biſchöflichen verhaßt. Seine Vertheidigung des Anſehns der Conſtitution und der Geſetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die biſchöfliche Verfaſſung dieſer Kirche und die Souveränität der ſchottiſchen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl II. bekannt, dem er ſchon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Eheſcheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweiſen ſuchte, aufmerkſam auf ihn geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung ſeiner Grundſätze zerſtörte er ſelbſt die Ausſichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er ſich in Schottland nicht perſönlich ſicher glaubte, legte er ſein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er ſich durch ſeine Predigten, und durch eine öffentliche Berathſchlagung mit dem Doctor Stillingfleet gegen Colleman und andere katholiſche Geiſtliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in deſſen Ungnade Burnet ſtand, weil er ihn hatte vom Throne ausſchließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereiſete er Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweiz; allenthalben zeigte er ſeine Abneigung gegen den katholiſchen Gottesdienſt, ſo daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verſtattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in ſeinen Plan, ſich der engliſchen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünſtigte und unterſtützte die Abſichten dieſes Fürſten theils durch eine Menge von Flugſchriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißvergnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Prozeß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet ſich in Holland naturaliſiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifeſt deſſelben, und ſchiffte ſich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zweimal die angetragene biſchöfliche Würde ausgeſchlagen; 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hauſe der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er Duldung, ſo wie in ſeinen Amtsverhältniſſen Güte und Wohlwollen. Eine große Kränkung widerfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, worin er die Anſprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen ſchien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er ſtarb 1715. Burnet ward in ſeinen politiſchen Grundſätzen oft durch die Umſtände beſtimmt. Sein Eifer gegen den Katholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieſer Tadel trifft beſonders ſeine Geſchichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Dankſagung dafür zuerkannte; eine Ehre, die keinem andern Schriftſteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), berühmter muſikaliſcher Schriftſteller und Tonſetzer, war 1726 in Shrewsbury geboren. Seine muſikaliſchen Studien begann er in Cheſter unter Backer, Organiſt an der dortigen Hauptkirche, ſetzte ſie unter der geſchickten Leitung ſeines Halbbruders Burney in Shrewsbury fort, und vollendete ſie in London (von 1744 bis 1747) unter dem berühmten Dr. Arne. In dem letztern Jahre erſchienen ſeine erſten Compoſitionen. Durch das Divertiſſement Alfred und die Pantomime Queen Mab machte er ſeinen Namen be-

kannt und geehrt. 1751 erhielt er die einträgliche Organiſtenſtelle zu Lyce Regis in Norfolk, die er 9 Jahre verwaltete. Hier faßte er den Plan zu ſeiner allgemeinen Geſchichte der Muſik, ſammelte Materialien dazu und beſchloß, alle Anſtalten in Europa, die ihm dabei Intereſſe darbieten konnten, zu beſuchen. Im J. 1760 jedoch ging er, auf den Ruf des Herzogs von York, wieder nach London, wo er theils ſeiner anziehenden Compoſitionen, theils der muſikaliſchen Fertigkeit ſeiner älteſten, damals 8jährigen Tochter wegen, Aufſehn erregte. 1761 ertheilte ihm die Univerſität zu Oxford die Würde eines Doctors der Muſik. 1770 machte er Reiſen durch Frankreich und Italien, und zwei Jahre nachher durch die Niederlande und Deutſchland, in Hinſicht auf ſein oben erwähntes großes Werk. Von beiden Reiſen gab er die Beſchreibungen heraus. Zu derſelben Zeit ward er Mitglied der londner Akademie (Royal Society). 1776 erſchien endlich der erſte Theil ſeiner General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to, der 2te 1779 und der 3te u. 4te 1789. Er hat noch mehrere geſchätzte Schriften, worunter Händel's Biographie vorzüglich zu bemerken, und verſchiedene muſikaliſche Compoſitionen hinterlaſſen, und iſt im April 1814 als Organiſt am Chelſea-Hoſpital geſtorben. Burney hatte eine zahlreiche Familie, deren ſämmtliche Mitglieder ſich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Wir erinnern hier nur an ſeine zweite Tochter Franciska d'Arblay, die Verfaſſerin der bekannten Romane, Evelina, Cecilia, Camilla.

Burns (Robert), ein ſchottiſcher Dichter, geboren 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafſchaft Ayr, und lernte in der Schule ſeines Dorfs leſen, ſchreiben und ſelbſt ein wenig franzöſiſch. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind Volkslieder in ſchottiſcher Mundart, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantaſie. Um ein Gefühl von Melancholie zu verbannen, welches eine ſeinen Neigungen widerſtreitende Lage in ihm erregte, überließ er ſich mit Leidenſchaft den Vergnügungen der Geſelligkeit und kam dadurch in vielfache Noth. Er gab endlich einen Band ſeiner Gedichte heraus und wurde hierdurch bekannter. Nun kam er nach Edinburgh. Die angeſehenſten Männer beeiferten ſich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde ſich in der höchſten Achtung erhalten haben, wenn er ſich nicht von ſeinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen laſſen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe ſeiner Gedichte 500 Pf. Sterl. gewonnen hatte, unternahm er eine Pachtung, und verheirathete ſich mit einem Mädchen das er ſchon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieſer Liebe von ihren Eltern verſtoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Acciſeeinnehmers. Aber ſowohl ſeiner Pachtung als dieſem Amte ſtand er ſo übel vor, daß er jene aufgeben mußte, und nahe daran war, dieſes zu verlieren, als der Tod ihn im Juli 1799 hinraffte. Seine Werke ſind in England ſehr geſchätzt. Sie erſchienen von Dr. Currie geſammelt 1800 in 4 Bänden, ſeine Gedichte einzeln 1804 zu Glasgow in einem Bande, und ſpäter noch aus ſeinem Nachlaß eine Sammlung Briefe und Gedichte.

Burſche, die gemeinſchaftl. Benennung, welche auf Univerſitäten ſtudirende Jünglinge einander beilegen, ſtammt von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden, von den Univerſitätsgebäuden, Bursae, worin ſie zuſammen lebten, genannt wurden, ab. Die neueſten Zeitereigniſſe haben den Geiſt der Einigung auch auf den Uni-

verſitäten belebt, ſo daß an mehreren, nach dem Beiſpiele Jena's, die Landsmannſchaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich dieſen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freiwillig aufgehoben, und dafür eine ſogenannte Burſchenſchaft eingeführt wurde. Der feierliche Zuſammentritt der Studirenden vieler deutſchen Univerſitäten, am 18. Oct. 1817 auf der Wartburg, hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft zur Abſicht. S. Wartburgsfeſt, und Haupt: über Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Leipz. 1820.

Busbecq (Augier Ghislen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieſes Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geb., und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmteſten Univerſitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens beſucht und ſich unter den geſchickteſten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Laſſa, Geſandten des römiſchen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieſer Fürſt zu ſeinem Geſandten bei Soliman II. Seine erſte Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenſtillſtand auf 6 Monate und einen Brief, den er ſogleich an Ferdinand überbrachte. Dann begab er ſich wieder auf ſeinen Poſten, und diesmal hatte ſeine Unterhandlung einen vollſtändigen Erfolg. Nach 7 Jahren kehrte er zurück, und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieſer Fürſt Kaiſer geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Eliſabeth, welche ſich mit Carl IX. vermählen ſollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenſchaft eines Haushofmeiſters bei Eliſabeth, und als ſie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daſelbſt als Geſandter Rudolphs II. 1592 trat er ſeine Rückreiſe nach Flandern an; unglücklicher Weiſe ward er unterwegs von einer Partei Liguiſten angefallen. Zwar ließen ihn dieſelben, ſobald ſie ſeine Päſſe geſehen, die Eigenſchaft eines Geſandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dies Ereigniß ihm verurſacht hatte, zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er nach wenigen Tagen ſtarb. Wir beſitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epistolae quatuor, worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Pforte ſo gründlich und bündig auseinander geſetzt werden, daß ſie noch jetzt belehrend ſind; und 2. Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae (editae a Houwaert), ein für die Geſchichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk. Dabei iſt ſein Styl rein, zierlich und ungeſchmückt. Während ſeines Aufenthalts in der Türkei ſammelte er griechiſche Inſchriften, welche er Andreas Schott, Juſtus Lipſius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmahl von Ancyra auf Auguſt. Mehr als hundert griechiſche Handſchriften, die er geſammelt hatte, ſchenkte er der wiener Bibliothek.

Büſch (Joh. Georg), Profeſſor der Mathematik bei dem hamburgiſchen Gymnaſium und Vorſteher der Handlungs-Akademie. Zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlſtand des Staats und der Bürger, und die Quellen und Hinderniſſe deſſelben geſprochen wird, ſollte das treffliche Büſchiſche Werk von dem Geldumlauf, welches ein wahrer Katechismus über die erwähnten Gegenſtände iſt, in Aller Händen ſein. Ueber ihn ſelbſt ſehe man den vierten Theil ſeiner Erfahrungen. Wir

begnügen uns, nur Folgendes anzuführen. Büſch war zu Alten Weding im Lüneburgiſchen 1728 geboren, kam früh mit ſeinem Vater, einem Geiſtlichen, nach Hamburg, beſchäftigte ſich, ungeachtet der Schwäche ſeiner Geſundheit und ſeines Geſichts, eifrig mit den Wiſſenſchaften, und ging 1748 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, womit er Geſchichte und ſpäter Mathematik verband. 1757 erhielt er in Hamburg die Profeſſur der letztern, und 1767 ſtiftete er in Verbindung mit Wurmb eine Handelsſchule, welche die vorzüglichſte ihrer Art in Europa wurde. Er hat um Hamburg, das ſein Andenken durch ein öffentliches Denkmahl ehrte, unvergängliche Verdienſte. Er ſtarb, nachdem ſein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine, beinahe an Blindheit grenzende Augenſchwäche zum Theil erſchwert worden war, an einem Fußſchaden 1800. Von ſeinen zahlreichen Werken machen wir noch folgende namhaft: Erfahrungen, 5 Bände (1790—1802); Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel (fortgeſetzt von Bredow); Lehrbuch der geſammten Handlungswiſſenſchaften und die Handlungsbibliothek, 3 Bände (gemeinſchaftlich mit Ebeling). Von 1813—16 iſt eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften in 12 Bänden erſchienen.

Büſching (Ant. Friedr.), wurde 1724 zu Stadthagen, im Schauenburg-Lippiſchen, geboren, wo ſein Vater ein geſchätzter, aber in ſeinen häuslichen Umſtänden ſehr zerfallener Advokat war. Nachdem er ſein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anſtrengung den Wiſſenſchaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung ſeines Vaters aus dem väterlichen Hauſe vertrieben, auf ein Jahr das halliſche Waiſenhaus. Oſtern 1744 wurde er Student der Theologie zu Halle, wo er an Baumgarten einen Freund, Beſchützer und Wegweiſer fand, der auch ſeine 1746 erſchienene Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er ſeine akadem. Studien vollendet hatte, ward er Magiſter und fing an, Vorleſungen auf der dortigen Univerſität zu halten. 1748 übertrug ihm der däniſche Geheimerath, Graf zu Lynar, den Unterricht ſeines älteſten Sohns, der bei ſeinem Großvater, dem Grafen Reuß in Köſtritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater ſeines Zöglings vom däniſchen Hofe zum Geſandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büſching denſelben nebſt ſeinem Zöglinge dort hin. Auf dieſer Reiſe, faßte Büſching, dem das Mangelhafte der Hübnerſchen und Hagerſchen Geographien recht deutlich wurde, zuerſt den Entſchluß, eine neue Erdbeſchreibung zu entwerfen. Da der Graf von Lynar ſeine Zurückberufung erwartete, ſandte er ſchon im Auguſt des folgenden Jahres ſeinen Sohn nebſt Büſching nach Deutſchland zurück. Hier nun fing dieſer an, ſeine Erdbeſchreibung auszuarbeiten, und ließ bereits 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig, als Probe und Ankündigung des größern Werks, erſcheinen. Den größten Theil deſſelben arbeitete er in Kopenhagen im Hauſe ſeines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften u. Künſte in den däniſchen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsſchrift heraus, durch welche er ſich in Kopenhagen ſehr beliebt machte. 1754 kehrte er, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutſchland, wieder nach Halle zurück, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er ſchrieb daſelbſt ſeine Diſſertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfaſſung der vornehmſten europäi-

ſchen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverſchen Miniſter Münchhauſen die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie zu Göttingen mit 200 Thalern Gehalt angetragen, und dabei die Freiheit geſtattet wurde, daſelbſt ſeine geographiſche Arbeit zu vollenden. Büſching nahm den Antrag an, und traf ſchon im Auguſt 1754 in Göttingen ein. Er las nun, außer ſeinen philoſophiſchen Collegien, auch ein katechetiſches Collegium, mit praktiſchen Uebungen der Studirenden verbunden, und über die politiſche Erdbeſchreibung. Da aber die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten ſtets ſein Hauptgeſchäft blieben, ſo lehnte er den Antrag, zugleich Univerſitätsprediger zu werden, von ſich ab. Aus eben dieſem Grunde ſchlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem däniſchen Miniſterium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er ſich mit Chriſtiane Dilten, nachdem ſie vorher ſeinetwegen von der reformirten Religion zur lutheriſchen übergegangen war. Dieſe Frau iſt auch deshalb merkwürdig, weil ſie nicht allein von der göttingſchen gelehrten Geſellſchaft als Ehrenmitglied aufgenommen, ſondern auch von dem damaligen Prorector der Univerſität Helmſtädt, Häberlin, zur kaiſerlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Jetzt nahmen Büſchings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich ſein bisheriges theologiſches Syſtem geprüft und gefunden, daß Mehreres darin nicht haltbar ſei. Dies nun vertauſchte er mit neuen Ideen, und ſchrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Diſputation, in welcher er ſein neues Syſtem öffentlich darlegte. Obgleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; ſo hatten die göttinger Theologen doch keinen weitern Anſtoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöverſche Conſiſtorialrath Götten, Münchhauſens Beichtvater und ſein Rath in den theolog. Angelegenheiten der Univerſität, an, den redlichen Büſching der Heterodoxie zu beſchuldigen. Münchhauſen ahnete unangenehme Folgen für die Univerſität, und ließ deshalb 1757 ein Reſcript an Büſching ergehen, worin ihm, da er in ſeiner Inaugural-Diſputation von den recipirten Lehrſätzen der lutheriſchen Kirche abgewichen ſei, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologiſches mehr drucken zu laſſen, was er nicht vorher an das geheime Concilium zu Hannover zur Cenſur eingeſchickt habe; auch ſolle er ſich vorerſt der theolog. Vorleſungen, beſonders der dogmatiſchen, enthalten. Büſching antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernſtem freimüthigen Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch mehr Aufſehen erregte. Obgleich die unangenehmen Folgen, welche dieſes Ereigniß für Büſching nach ſich gezogen hatte, ſich nach und nach verloren, und er auch 1759 ordentl. Profeſſor der Philoſophie geworden war, ſo war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch ſehr verleidet worden. Als nun hierzu auch noch die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges kamen, die Göttingen hart trafen, ſo nahm Büſching einen Ruf als Paſtor bei der lutheriſchen Peters-Gemeinde zu Petersburg an. Am 24. Juli kam er, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, mit den Seinigen in Petersburg an. Dort fand er eine ſehr gute Aufnahme, wurde reichlich beſchenkt, und überhaupt für Alles, was er bei dem Verkaufe ſeiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entſchädigt. So ſehr ihn hier ſchon ſein Predigtamt beſchäftigte, ſo viel größere Bemühung machte ihm noch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanſtalt, welcher er durch ſein raſtloſes Beſtreben einen

großen Ruhm verſchaffte. Nichts deſto weniger bildete ſich nach und nach eine Partei, die allen ſeinen Schritten entgegenſtrebte. Dadurch fühlte ſich Büſching am Ende bewogen, ſeine Entlaſſung zu nehmen, obgleich die Kaiſerin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung ſeiner theologiſchen Würde in Dienſte bei der petersburger Akademie zu treten, und ſich ſeinen Gehalt ſelbſt zu beſtimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutſchland zurück, und wählte Altona zu ſeinem Aufenthalt, um dort ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen, und den Ruf zu einer feſten Verſorgung abzuwarten. Münchhauſen wünſchte ihn wieder in Göttingen angeſtellt zu ſehen; Büſching verlangte ſeinen vorigen Platz in der philoſophiſchen Facultät, tauſend Thaler Gehalt und Poſtfreiheit. Dieſe Bedingungen ſchienen dem Miniſter zu hoch; er bot ihm jedoch einſtweilen eine Penſion von vierhundert Thalern an, wenn er, ſtatt in Altona, in Göttingen leben wollte. Büſching lehnte dies ab, und blieb in Altona, von ſeinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigſte unterſtützt. 1766 ward ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berliniſchen und cölniſchen Gymnaſien nebſt Sitz und Stimme im Oberconſiſtorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von ſeinen Vorgeſetzten, Freunden und Bekannten aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuſchloſer, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für ſein Amt, als Director der Gymnaſien, und erwarb ſich um die Aufnahme derſelben bleibende Verdienſte. Er endigte ſeine thätige Laufbahn im 70ſten Jahre ſeines Lebens 1793. Sein größtes ſchriftſtelleriſches Verdienſt hat er unſtreitig als Geograph. Bis auf ſeine Erdbeſchreibung hatten weder die Deutſchen, noch irgend eine andere Nation, ein geographiſches Werk, das auf wiſſenſchaftliche Behandlung und auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen konnte. Er behauptet den erſten Platz unter den Geographen unſerer Zeit, und ſeine Erdbeſchreibung, die ſeit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen iſt, und während der Lebenszeit ihres Verfaſſers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hatte, iſt nach den unvollkommenen Verſuchen ſeiner Vorgänger das erſte vorzügliche Werk in dieſem Fache, blieb aber leider unvollendet.

Buſchmänner (holländiſch Bosjesmann) iſt der allgemeine Name jener wilden Volksſtämme, die in den Wüſten Südafrika's einen ungeheuren Flächenraum bewohnen, die Nordſeite der Colonien am Cap beſtreifen, und ſich gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt noch kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländiſche Gouverneur Janſſens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buſchmänner ſind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorſtellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben ſie nicht einmal geſellig beiſammen. In einzelnen Familien ſchwärmen ſie umher, und vereinigen ſich nur in größern Maſſen, wenn ſie ſich vertheidigen, oder einen räuberiſchen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht, und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind Heuſchrecken. Sie ertragen den Hunger ſehr lange, und entſchädigen ſich durch eine deſto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, einen Ochſen oder einige Hammel zu ſtehlen. Hütten und Hausgeräth haben ſie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel iſt ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe beſteht aus einem kleinen Bogen und

vergifteten Pfeilen, die ſie mit erſtaunlicher Beſtimmtheit in große Fernen ſchießen. Ihre Sprach iſt überaus arm; ſie beſteht aus einem gewiſſen Klatſchen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchſtaben haben. Sie ſind im Ganzen von kleiner Geſtalt, ihre Haut iſt dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, iſt in kleinen Zöpfen zuſammengewirrt.

Buſembaum (Hermann), ein durch ſein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, das 50 Auflagen erlebte, berühmt gewordener Jeſuit. Er war zu Nottelen in Weſtphalen 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jeſuitercollegiums zu Hildesheim und Münſter, und ſtarb 1668 als Beichtvater des kriegeriſchen Biſchofs Bernhard von Galen, deſſen Freund und Günſtling er war. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jeſuiten ſehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelſt ſeiner Commentare und der Zuſätze des Pater Collendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montauſan herausgegeben wurden. Dieſelbe Ausgabe erſchien 1758 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menſchen- u. Königsmord Grundſätze darin, die um ſo tadelhafter erſchienen, als eben damals Damiens einen Verſuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Toulouſe ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jeſuiten, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe ſagten ſich von der Lehre des Buchs los, erklärten, den Verfaſſer nicht zu kennen, und läugneten, daß ein Jeſuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte ſich, das Buch zu verurtheilen. Gegen dieſe beiden Urtheile trat ein italieniſcher Jeſuit, Pater Zacharia, mit Erlaubniß ſeiner Obern, als Vertheidiger von Buſembaum und Lacroix auf; aber ſeine Vertheidigung wurde vom Pariſer Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Buſembaum: Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.

Büſte (italieniſch il busto, wahrſcheinlich von dem lateiniſchen bustum) iſt ein durch des Bildhauers Kunſt dargeſtellter menſchlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes. Sie ſind verſchieden durch die größere oder geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes. Es gibt deren 1) ſolche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung deſſelben und der obere Theil der Schultern befindlich iſt; 2) Köpfe mit dem obern Theile der Bruſt bis unter die Herzgrube (die eigentlich ſogenannten Büſten), und 3) Köpfe mit dem Obertheil der Bruſt bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Zwiſchen der Büſte und ihrem Fußgeſtell befindet ſich bisweilen eine Säule, oder ein langer Stamm, und dann nennt man eine ſolche Darſtellung Herme (ſ. d.); öfters ſitzt aber auch die Figur auf einer Fläche, und iſt en Relief gearbeitet. Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind antiquariſch von Wichtigkeit. In äſthetiſcher Hinſicht hat man zu unterſcheiden Porträt, idealiſirte Porträt- und idealiſche Köpfe. Von den eigentlichen Porträtbüſten hat man keinen andern äſthetiſchen Vortheil zu erwarten, als von Porträten überhaupt; idealiſirte Porträtbüſten reichen ſchon näher an die ſchöne Kunſt, und und können ſehr lehrreich ſein für das Studium der Charakteriſtik. Die idealen Büſten endlich gehören ganz der ſchönen Kunſt; dahin gehören die Büſten von Göttern und Heroen, welche dem Archäologen ſehr wichtig ſind, da ſie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben und manche Lücke ausfüllen. Gewiß iſt der Urſprung der Büſten von

den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büſten bei den Griechen erſt zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäſaren Zeiten in Gebrauch. Dieſer Gebrauch hatte ſeinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinſchaftlichen Sitte, die Ehren= oder Weihſchilde mit Porträten zu zieren, und ſodann in dem Rechte des röm. Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildniſſe ſeiner Vorfahren aufzuſtellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiter Büſten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte ſie, des geringern Aufwandes wegen, auch in den Darſtellungen der Götter ein. Wir beſitzen eine große Menge von Büſten aus dem Alterthum; doch iſt der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meiſten ſind aus Marmor. Wichtig waren diejenigen von Bronze, welche man in Herculanum fand. Die ſeltenſten ſind die aus Edelſteinen und edlen Metallen. Eine Hauptſchwierigkeit entſteht dem Künſtler, vornehmlich bei der Bildung ſolcher Porträtbüſten die nur bis auf die Schultern gehen, daraus, daß der in vollkommen richtigem Verhältniſſe und ganz naturgemäß dargeſtellte Kopf dem Beſchauer unverhältnißmäßig groß und ſtark zu erſcheinen pflegt; wohl nur deßhalb, weil wir, ohne uns deſſen deutlich bewußt zu ſein, gewohnt ſind, bei der genauen Betrachtung eines Menſchen ſeinen Kopf mit dem übrigen Körper zu vergleichen, welche Vergleichung bei der Büſte ſich auf den mitdargeſtellten geringen Körpertheil beſchränkt. Jenem Mißſtande läßt ſich nur durch unmerkliche Abweichungen von den wirklichen natürlichen Verhältniſſen des darzuſtellenden Kopfes vorbeugen, wobei aber die Grenzlinie gar leicht überſchritten wird, und hier erreicht der Künſtler das Höchſte, wenn er dieſe Grenzlinie ſo genau wahrnimt, daß gerade jene wohlberechneten Abweichungen den unbefangenen Beſchauer täuſchen, und ihm über die Identität (vollkommene Aehnlichkeit, Gleichheit) des Dargeſtellten mit dem Darzuſtellenden keinen Zweifel übrig laſſen.

Buſtrophedon iſt eine Schreibart, die auf Münzen und Inſchriften aus dem höchſten griechiſchen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen lieſen in derſelben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken; ſondern die erſte fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengeſetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. ſ. w. Man nannte ſie Buſtrophedon, weil die alſo geſchriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochſen gepflügten Ackers auf einander folgen.

Bute (John Stuart, Graf v.), einer der berühmteſten Staatsmänner Großbritanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des 18. Jahrh. in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren ſeit 1703 Pärs des Reichs, und rühmten ſich der Verwandtſchaft mit den alten Königen Schottlands. In ſeiner Jugend ſchien Bute nur zerſtreuenden Vergnügungen ergeben, und wenig geneigt, ſich mit Politik zu befaſſen; dennoch ward er 1737, nach dem Tode eines ſchottiſchen Pärs, an deſſen Stelle ins Parlament gewählt, beſtritt hier unabläſſig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Miniſter, empfahl ſich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch dieſe Zurückſetzung, begab ſich Bute auf ſeine Güter, und lebte dort ganz eingezogen, als die Landung des Prätendenten in Schottland 1745 ihn bewog, nach London zu gehen, und der Regierung ſeine Dienſte anzubieten. Ungeachtet dieſes löblichen Eifers würde er in

Rückſicht auf ſein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit heraus-getreten ſein, wenn er nicht in einer Vorſtellung auf einem Privat-theater dem Prinzen von Wallis ſo ſehr gefallen hätte, daß dieſer ihn einlud, bei Hofe zu erſcheinen. Bute gewann bald einen bedeu-tenden Einfluß, und wußte ſich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode deſſelben, 1751, ſetzte die verwitwete Prinzeſſin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn bei ihrem Sohne als Kammerherrn anſtellen und überließ ihm deſſen Erziehung. Bute ver-lor ſeinen Zögling nie aus dem Auge, und beſaß bei der Prinzeſſin von Wallis ein ſolches Uebergewicht über deſſen eigentliche Erzieher, den Grafen Harcourt und den Biſchof von Norwich, daß dieſe ihr Amt niederlegten. Lord Waldegrave und der Biſchof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich Klage über ihn. Georg II. ſtarb, 25. Oct. 1760, und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths ernannt. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöſet. Bute trat als Staatsſecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu ſeinem Unterſecretär Charles Jenkinſon, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen v. Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlaſſen. Pitt (der große Chatam), der ſeinen Einfluß im neuen Conſeil vernichtet ſah, nahm noch in demſelben Jahre ſeinen Abſchied. Dieſes Ereigniß machte ein höchſt ungünſtiges Aufſehen bei der Nation. Bute ſtand nunmehr mit dem unbeſchränkten Vertrauen ſeines Königs an der Spitze des Staats; er ſäumte nicht, den alten Herzog von Newcaſtle, der als erſter Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Mi-niſterium übrig war, zu verdrängen, nahm auch dieſen wichtigen Po-ſten ein, und empfing zugleich den Orden des Hoſenbandes. Jetzt ſchloß er, nach harten Kämpfen im Parlament, Frieden mit Frank-reich. Mochten auch die Bedingungen für England den errungenen Vortheilen nicht unangemeſſen ſein, ſo war es doch ſchimpflich, daß der König von Preußen, trotz des mit ihm beſtehenden Bündniſſes, ſeinem Schickſale überlaſſen wurde. Auch mußte Bute die lebhafte-ſten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhauſe mit einer kraftvol-len Rede beantwortete. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Mei-nung für ſich zu gewinnen, und Alles ſchien der Macht des Mini-ſters eine lange Dauer zu verſprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem König verdächtig gemacht und von der Verwaltung aus-geſchloſſen; dagegen begünſtigte er die Tories, und ſelbſt die vorma-ligen Jacobiten, und umgab ſo den König mit Perſonen, deren Grund-ſätze mit den ſeinigen übereinſtimmten, beſonders mit ſeinen ſchotti-ſchen Landsleuten. Das Volk murrte, unzählige Flugſchriften griffen mit Erbitterung den Miniſter an, der nur langſam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Urſachen der Unzufrieden-heit die Gemüther auf's äußerſte erbitterten. Zur Tilgung der ge-bliebenen Kriegsſchulden mußte über eine Anleihe unterhandelt wer-den, deren Zinſen der Miniſter durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Oppoſition dagegen ſtritt, der Vorſchlag ging in beiden Häuſern durch. Die Stadt London kam vergebens bei dem König mit dem Geſuch ein, ſeine Beſtätigung zu verſagen. Bu-te's Einfluß ſchien unbegrenzt, als man wider Erwarten vernahm, daß er ſein Amt als erſter Miniſter niedergelegt habe, um fortan als Privatmann zu leben. George Grenville folgte ihm im Miniſte-rium; allein Bute ſah nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, und ſuchte ſich Pitt zu nähern. Der Plan ſcheiterte und die Erbit-

terung der Gemüther verdoppelte ſich. Bute galt noch immer für die Seele der königl. Beſchlüſſe und namentlich für den Urheber der berüchtigten Stempelakte, welche den erſten Brand der Zwietracht zwiſchen Großbritannien und ſeine nordamerikaniſchen Kolonien warf. Gewiß iſt es wenigſtens, daß ſeine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme ſprachen. Die Miniſter, welche nicht Bute's Anſichten gemäß handelten, wurden entlaſſen; ſeine Anhänger, welche ſich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man bezeichnete ſie mit dem alten Namen Cabale, und klagte ſie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pärs erklärt, daß er ſich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr ſehe; dennoch zweifelte man nicht an ſeinem fortwährenden großen Einfluſſe. Erſt mit dem Tode der Prinzeſſin von Wallis 1772 ſcheint er die Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ganz aufgegeben zu haben. Der öffentliche Haß legte ſich; er wurde vergeſſen. Seine letzten Jahre verlebte Bute auf ſeinen Landhäuſern. Ein köſtlicher botaniſcher Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige aſtronomiſche, phyſicaliſche und mathematiſche Inſtrumente gewährten ſeinem Geiſte die mannichfaltigſte Beſchäftigung. Sein Lieblingsſtudium war die Botanik; er beſaß darin ausgebreitete Kenntniſſe. Für die Königin von England ſchrieb er ein Werk unter dem Titel: Botaniſche Tafeln, welche die verſchiedenen Pflanzengeſchlechter Großbritanniens enthalten 2c. 9 Bde. in 4., welche alle früher erſchienenen Werke über dieſe Wiſſenſchaft an Pracht übertrafen. Auch iſt das Werk nur in dieſer Rückſicht und wegen ſeiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pf. St. verurſachten. Bute ſtarb 1792. Faſſen wir zuſammen, was ſeine Freunde und Feinde von ihm geſagt haben, ſo ſehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geſchicklichkeit beſaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntniſſe fehlten, ſeine eigene Ruhe verlor, und durch falſche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrſchen unter dem Schutze der höchſten Gewalt, und war daran, ſie in Gefahr zu bringen. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er miſchte dieſen Fehler mit einem edeln Stolz, nnd verſchmähte es ſtandhaft, während ſeines Miniſteriums feile Federn in Sold zu nehmen. Mißtrauiſch und verſteckt galt er für hart, herrſchſüchtig und hartnäckig; indeß gewöhnlich zeigte er einen unſichern, unentſchloſſenen, ſelbſt furchtſamen Geiſt. Nie griff man ihn wegen ſeiner Sitten an; in ſeinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigſte Einfachheit.

Buttler (Samuel), ein berühmter engliſcher Dichter, geboren zu Strensham in der Grafſchaft Worceſter 1612. Nachdem er ſeine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in ſeinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters Jeffery zu Earlscroon angeſtellt, welcher, als er ſeine Neigung für die Literatur und für Künſte erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um ſich damit zu beſchäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenſchaft iſt unbekannt, in die Dienſte der Gräfin Kent, bei welcher ſich mehrere Gelehrte zuſammenfanden, und unter dieſen Selden, welcher beſonders den jungen Buttler in ſeinen literariſchen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntſchaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Purita-

ners, der ſich ſpäter der Sache Cromwells anſchloß. Damals faßte Buttler die Idee zu ſeinem Hudibras, einem Werke, das ſeinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenſtandes, und vermöge der Umſtände, unter welchen es erſchien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man ſagt, der Verfaſſer habe ſich unter dem Hudibras ſelbſt ſchildern wollen. Die Abſicht des Gedichtes iſt, die Schwärmerei und die wilde Ausgelaſſenheit der religiöſen Secten und politiſchen Parteien lächerlich zu machen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt dieſen Fürſten auf das Schaffot gebracht hatten. Die Helden ſind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und ſein Stallmeiſter Ralph, ſeltſame und ziemlich anmuthloſe Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Panſa. Ohne ein eigenthümliches poetiſches Leben konnte der Hudibras nur damals ein bedeutendes Intereſſe erregen; ſeine Wirkung mußte ſich verlieren, je weiter man ſich von dem Zeitpunkte entfernte, dem er ſeine Entſtehung verdankte; und gegenwärtig mögen wohl die wenigſten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu leſen. Für die Engländer hat er allerdings das wichtige Nebenverdienſt, durchaus national zu ſein. Er erinnert ſie an Ereigniſſe und Anekdoten aus einem anziehenden Zeitraume ihrer Geſchichte, und iſt zugleich ein Gemälde rein engliſcher Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Obgleich Buttler bei ſeinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und ſehr bedeutende Männer zu Beſchützern und Freunden hatte; ſo ſind ſeine Lebensumſtände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß ſcheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und ſtarb. Carl II., der ihn liebte und ſein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürſten ſtand wahrſcheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürfniſſen des Dichters, der in ſeinen letzten Augenblicken, wegen der drückendſten Noth zu einigen Freunden ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er ſtarb 1680, und 60 Jahre ſpäter ward ihm in der Weſtminſterabtei vom Alderman Barber in London ein Denkmahl errichtet. In ſeinen letztern Werken, namentlich in ſeinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen ſollte, finden ſich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrſcheinlich eine Folge der wenigen Unterſtützung, die ihm zu Theil ward. Wir beſitzen eine meiſterhafte Ueberſetzung des Hudibras von Soltau.

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräiſchen Literatur rühmlich bekannter Name. Joh. Buxtorf, geboren 1564 zu Camen in Weſtphalen, ſtudirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit ſo vieler Auszeichnung, daß ſein Lehrer Piſcator offen geſtand, der Schüler übertreffe bereits die Profeſſoren. Zu Baſel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ ſich, nachdem er Deutſchland und die Schweiz bereiſet hatte, zu Baſel nieder, verheirathete ſich hier und ward Profeſſor der hebräiſchen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieſes Lehramts ſtarb er 1629 an einer anſteckenden Krankheit. Buxtorf's Bemühungen bezogen ſich beſonders auf die Schriften der Rabbinen, deren ſehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geſchätzte grammatiſche und lexicographiſche Werke. Sein Sohn, ebenfalls Joh., war 1599 zu Baſel geboren, und zeigte früh die entſchiedenſte Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem

ſein Vater ſich auszeichnete. Man ſagt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre deutſch, lateiniſch und hebräiſch geleſen. Er beſuchte in ſeiner Jugend die verſchiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutſchlands, wo die hebräiſche Literatur am meiſten in Aufnahme war. 1630 folgte er ſeinem Vater auf dem Lehrſtuhl der alten Sprachen zu Baſel, und ſtarb daſelbſt 1664. Er iſt der Verfaſſer mehrerer gelehrten Werke. Sein Sohn, war Joh. Jac., geboren zu Baſel 1645, und geſtorben ebendaſ. 1704, folgte ſeinem Vater in ſeiner Geburtsſtadt auf dem Lehrſtuhl der hebräiſchen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Tiberias ſeines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Handſchriften hinterlaſſen. Sein Neffe, Joh. Buxtorf, war ebenfalls Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu Baſel. Er ſtarb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieſelbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

Byng (George), Lord-Viscount Torrington, ein berühmter engliſcher Seeheld, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in ſeinem 15. Jahre zu der königl. Flotte, und zeichnete ſich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im ſpaniſchen Erbfolgekriege that er den Verbündeten große Dienſte, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., ſondern beſonders thätig zeigte er ſich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln (1717) und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel rückgängig zu machen (1718 bis 1720). Um die engliſche Seemacht überhaupt erwarb er ſich mancherlei Verdienſte. Er brachte es dahin daß der Matroſenſtand Aufmunterungen und die Witwen der im Kriege gebliebener Seeofficiere Unterſtützung erhielten, und ſtarb zu London 1733. Sein Sohn John Byng, geb. 1705, trat früh in Seedienſte, und und ſchwang ſich ſchnell zum Admiral von der weißen Flagge empor. 1756 ward er mit einer Flotte von 13 Linienſchiffen und 5 Fregatten abgeſchickt, die Inſel Minorca, auf welcher die Franzoſen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St. Philipp belagerten, zu befreien, oder doch zu unterſtützen, und lieferte der um ein Linienſchiff ſchwächeren franzöſ. Flotte unter dem Marquis de la Galiſſonière ein unentſchiedenes Treffen, aus dem er ſich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für dieſen der engliſchen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, zum Tode verurtheilt und am 14. März 1757 erſchoſſen. Er ſtarb als ein Opfer der ſchlechten Maßregeln des Miniſteriums, denn erwieſen iſt es, daß Byng auch bei größerer Kraft und Thätigkeit, als er würklich darlegte, Minorca nicht würde haben retten können.

Byron (John), engliſcher Commodore, geb. 1723, ſchiffte ſich, 17 Jahr alt, auf einem der Schiffe des Lord Anſon ein, welches beſtimmt war, die Reiſe um die Welt zu machen, aber im Norden der magellaniſchen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen ſeiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt, und blieb daſelbſt bis 1744, wo er ſich auf einem Schiffe von St. Malo einſchiffte, und 1745 nach Europa zurückkam. 1758 befehligte er drei Linienſchiffe, und that ſich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. Georg III., der einen Theil des atlantiſchen Oceans zwiſchen dem Cap und der Südſpitze von Amerika unterſuchen laſſen wollte, gab Byron zu dieſem Ende den Befehl einer Fregatte, mit wel-

cher dieſer im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitän Monat, abſegelte. Beide Fahrzeuge beſuchten Madera, die Inſeln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in den Rio Janeiro, der Stadt dieſes Namens gegenüber, ein. Byron beſchiffte darauf den ſüdlichen Theil des atlantiſchen Oceans, und nachdem er die Pepysinſeln vergebens aufgeſucht hatte, beſuchte er die Falklandsinſeln, durchfuhr die magellaniſche Meerenge, und ſetzte ſeine Reiſe in die Südſee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Kolonie auf den Falklandsinſeln zu gründen beſchäftigt war. Byron richtete ſich nördlich auf die Inſel Maſafuera; ſodann nahm er ſeinen Weg weſtlich, paſſirte den gefährlichen, im Oſten der Societätsinſeln gelegenen Archipelagus, und entdeckte hier the Island of Disappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöſtlich weiter fuhr, entdeckte er the Island of Danger und of Byron, ſchiffte vor den Carolinen vorbei und in das chineſiſche Meer; darauf ſich ſüdlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des J. 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwohl Byron's Reiſe nicht fruchtbar an Entdeckungen war, ſo verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Reiſen um die Welt; denn er war der erſte von jenen berühmten Weltumſeglern (Byron, Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht blos einen kaufmänniſchen, ſondern auch einen wiſſenſchaftlichen Zweck hatten.

Byron (George Gordon, Lord), einer der vorzüglichſten jetzt lebenden engliſchen Dichter, ein Großneffe des vorerwähnten Commodore's, iſt 1788 in Schottland geboren und auf Harrow School erzogen. Nach dem Tode ſeines Großonkels, 1798, erbte er deſſen Titel, trat, als er volljährig geworden war, in die Kammer der Pärs, und begleitete den bekannten Hobhouſe auf ſeinen Reiſen. Er durchſtrich damals Griechenland und die ioniſchen Inſeln, und behielt für dieſe Gegenden eine Vorliebe, wovon man faſt in jedem ſeiner Werke Beweiſe findet. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch (Hours of idleness 1807) fand wenig Beifall, deſto mehr aber ſein zweiter (Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems, 1809), wo er ſich mit der Satyre beſchäftigte. Es ſcheint, daß ſein frühes zartes Gefühl für Unglück ſeinen Geiſt düſter und menſchenfeindlich gemacht und ihn allmälig zur Irreligion geleitet habe. Seine neuern literariſchen Arbeiten verſchafften ihm zwar neuen Ruhm, allein ſie beſtätigen die Meinung, die man ſchon früher von der Ungleichheit ſeines Geſchmacks und der Unbeſtändigkeit ſeines Charakters gehabt hat. The Pilgrimage of Childe Harold, ein poetiſcher Roman, der 1812 erſchien und 1813 bereits acht Auflagen erlebt hatte, machte ungewöhnliches Aufſehen, aber durch den Corſar (in 3 Geſ., 1814) erhielt man noch eine richtigere Anſicht von ſeiner düſtern und melancholiſchen Gemüthsart. In demſelben Jahre machte er auch eine Ode an Napoleon Buonaparte bekannt, worin er dieſem über ſeine ſchmachvolle Abdankung und ſeine Liebe zu einem ruhmloſen Leben ſtarke Vorwürfe macht. Kurz darauf verheirathete ſich Lord Byron mit einer Tochter des Sir Ralph Milbanke; dieſe Ehe nahm aber bald eine ſo unglückliche Wendung, und ward durch ſolche Mißhelligkeiten geſtört, daß ſie ein höchſt widriges Aufſehen erregte, und endlich 1816 getrennt wurde. Byron verließ nun England. Bald darauf erſchien ſein Abſchied an England

und ſeine Ode an St. Helena; er durchwanderte von neuem den Orient, bewohnte eine Zeitlang eine Inſel im Archipelagus, lebte dann in Italien, und kehrte im Aug. 1820 nach England zurück. Sein Giaur und ſeine hebräiſchen Poeſien beweiſen, daß ſich ſeine religiöſen Anſichten geändert haben. Dieſe Veränderung hatte einen ſehr glücklichen Einfluß auf ſein Talent; ſein Geſchmack iſt viel zarter geworden. Sein Talent zeichnet ſich durch die Kraft des Ausdrucks und durch die Harmonie der Verſe aus. Seine Gemählde ſind zuweilen zart, doch größtentheils düſter; er gefällt ſich in der Darſtellung der Verzweiflung, tiefer und ſtarker Leidenſchaften, großer, in's Dunkel gehüllter Verbrechen, und ſolcher Charaktere, die alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen treten. Man findet in ſeinen Werken (die 1815 in 4 Bänden erſchienen ſind) oft Verſtöße gegen den guten Geſchmack und große Nachläſſigkeiten; aber ungeachtet dieſer Unvollkommenheiten iſt Lord Byron immer noch einer der vorzüglichſten Dichter. Sein reizend gelegenes altes Familiengut, daß er 1812 geerbt, Newſtead Abbey, in Nottinghamſhire, hatte er chon im 15ten Jahre beſungen. Von Hobhouſe ſind mehrere vortreffliche Stücke in Byrons Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems. 8. 1809. Man hat noch von ihm: Bards and Scotch Reviewers, a satyrical poem: The bride of Abydos, a turkish tale; Manfred, a tragedy; the Vampyre (1819), Don Iuan u. a. m. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht ein glänzendes Talent, dem nichts als eine vollkommene Ausbildung mangelt.

Byſſus, eben ſo viel als Goſſypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien ſchon zu Herodot's Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byſſus ſonſt für eine feine Leinwand. Die aus dem Byſſus verfertigten feinen Zeuge hießen insbeſondere Sindones. Forſter leitet das Wort Byſſus aus dem Koptiſchen ab. Ferner verſtand man im Alterthum und verſteht noch jetzt unter Byſſus die haar- oder fadenähnliche Auswüchſe (den ſogenannten Bart) womit verſchiedene Arten von Seemuſcheln ſich an den Klippen feſthängen. Beſonders zeichnet die ſogenannte Steck- oder Seidenmuſchel ſich durch die Länge und ſeidenartige Feinheit ihres Barthaars aus, woraus man noch jetzt in Sicilien und Calabrien ſehr dauerhafte Zeuge, auch Handſchuh und Strümpfe verfertigt.

Byzantiner. — Das byzantiniſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum, welches anfangs von Aſien, die Länder dieſſeits des Euphrats, die Küſte des ſchwarzen Meers und Klein-Aſien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatiſche Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tauſend Jahre das abendländiſche Kaiſerthum überlebte, ſondern ſich ſogar noch durch die Küſte am mittelländiſchen Meere und Italien vergrößerte, entſtand, als im Jahre 395 Theodoſius das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländiſche Kaiſerthum erhielt der älteſte dieſer beiden Söhne, Arcadius; ſeine Schwäche ſchlug demſelben ſogleich tiefe Wunden. Bei ſeiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Miniſter; dieſer und Stilicho ſuchten einander gegenſeitig zu ſtürzen. Die Gothen verwüſteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, ſtürzten ſich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor ſein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400).

Arcadius und ſein Reich wurden nun von ſeiner ſtolzen und geizigen Gemahlin, Eudoxia, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten die Provinzen Aſiens und an der Donau. Der minderjährige Theodoſius folgte dem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, ſeiner Schweſter. Bei ohnehin geringen Geiſtesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbſtregierung ungeſchickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Auguſta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abendländiſchen Reiche behielt Theodoſius Weſtillyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perſerkönig Varanes. Das durch einen Zwiſt zerrüttete und von den Römern und Perſern an ſich geriſſene armeniſche Reich, ward von nun an ein Zankapfel zwiſchen beiden Nationen (440). Attila verwüſtete Theodoſius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiſerin anerkannt; das erſte Beiſpiel dieſer Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den ſie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab, doch unterſtützte er das occidentaliſche Reich nicht thätig genug in den hunniſchen und vandaliſchen Kriegen. Den durch den hunniſchen Krieg gegen die römiſchen Grenzen gedrängten Deutſchen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria ſtarb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftſtellern gelobter Fürſt. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen ſcheiterten (467). Ihm ſollte ſein Enkel Leo folgen; dieſer aber ſtarb gleich nach ihm, nachdem er ſeinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieſes ſchwachen, von ſeinen Unterthanen gehaßten Kaiſers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Miniſter Anaſtaſius, mit dem ſie ſich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Laſten und weiſe Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf dieſe Weiſe geſchwächten Kräfte des Reichs konnten den Perſern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerſtand leiſten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinſel von Konſtantinopel erbaute Anaſtaſius die ſogenannte lange Mauer. Nach Anaſtaſius Tode riefen die Soldaten Juſtin zum Kaiſer aus (518). Trotz ſeiner niedrigen Geburt behauptete er ſich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geiſtlichen und mancherlei Verbrechen, wozu ſein Neffe Juſtinian ihn verleitete, zeichnen ſeine Regierung aus. Nach ſeinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieſer Juſtinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten-Fähigkeiten nicht abzuſprechen ſind. (S. Juſtinian.) Er ward berühmt als Geſetzgeber und durch die Siege Beliſars, aber wie wenig innere Kraft er dem Reiche hatte geben können, bewies der ſchnelle Verfall deſſelben nach ſeinem Tode. Juſtin II., ſein Nachfolger (565), war ein geiziger, grauſamer, ſchwacher, von ſeiner Gemahlin geleiteter Fürſt. Die Longobarden entriſſen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Perſien führte er über Armenien einen ſehr unglücklichen Krieg (570), und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Juſtin fiel aus Kummer in Wahnſinn; Tiber, ſein verdienſtvoller Mi-

niſter, wurde zum Cäſar erklärt, und der Feldherr Juſtinian führte den Krieg gegen Perſien glücklich. Die Griechen verbanden ſich jetzt zum erſten Male mit den Türken. Gegen ſeinen Nachfolger Tiber II. (578) verſchworen ſich die Kaiſerin Sophia und der Feldherr Juſtinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiſer den Frieden, von den Perſern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäſar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent geweſen ſein, aber für dieſe Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entſchloſſenheit. Er hatte an den morgenländiſchen Grenzen Ruhe, welche ihm die Dankbarkeit des Königs Kosroes II. gewährte, den er, als ſeine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron ſetzte (591). Deſſen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus ſehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparſamkeit, bald wieder durch furchtſame Nachgiebigkeit aufgereizt. Er rief endlich einen ſeiner Offiziere, den Phokas, zum Kaiſer aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laſter und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Konſtantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that ſich nur in der kurzen Periode des perſiſchen Krieges hervor. Während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regierung plünderten die Avaren und andere Donauvölker die europäiſchen Provinzen, und die Perſer eroberten die Küſten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er ſelbſt gegen die Perſer (622), und ſchlug ſie glücklich zurück, während die auf's Neue feindlich aufgeſtandenen Avaren Konſtantinopel vergebens angriffen (626). Unterſtützt von dem Aufruhr gegen Kosroes drang er bis in das Innere Perſiens ein. In dem mit Siroes geſchloſſenen Frieden erhielt er die verlornen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwiſchen unter Mohamed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter ſeiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter ſeinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte ſein Sohn Konſtantin III., wahrſcheinlich in Gemeinſchaft mit ſeinem Stiefbruder Heracleonas (641). Der erſte ſtarb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verſtümmelt. Darauf erhielt Konſtans, des Konſtantin Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeiſt und die Ermordung ſeines Bruders Theodoſius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortſetzend, entriſſen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und ſchlugen ihn ſelbſt zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Konſtantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Conſtantin IV., Pogonat, des Conſtans Sohn, überwand den ſyrakuſaniſchen Gegenkaiſer Mezizius und theilte anfangs mit ſeinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überſchwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Aſien in Thrazien ein, und griffen Konſtantipel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Juſtinian II.,

ſein Sohn und Nachfolger (685), ſchwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leonitius ſetzte dieſen grauſamen Fürſten ab und ſandte ihn verſtümmelt nach dem tauriſchen Cherſones (695). Leonitius aber wurde wieder von Apſimar oder Tiber III. abgeſetzt (698) und dieſen überwand der König von Bulgarien, Trebelius, welcher Juſtinian wieder auf den Thron ſetzte (705); allein aufs Neue empörte ſich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Juſtinian II. erloſch des Heraclius Stamm. Philippinus einzige Sorge war, die Beförderung des Monotheismus, während die Araber Klein-Aſien und Thrazien verwüſteten. Gegen den allgemein gehaßten Fürſten riefen die verſchiedenen Heere ihre Anführer zu Kaiſern aus, unter denen Leo, ein Iſaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Konſtantinopel, das ſie faſt zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Baſilius und dem vorigen Kaiſer Anaſtaſius angeregten Aufſtand. Seit 726 beſchäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienſtes. Die italieniſchen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländiſchen Provinzen. Nach ſeinem Tode (741) beſtieg ſein Sohn, Konſtantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürſt. Er bezwang ſeinen aufrühreriſchen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich geweſen. Er ſtarb 775. Ihm folgte ſein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und dieſem ſein Sohn, Konſtantin VI. (780), deſſen herrſchſüchtige Mutter, Irene, als Vormünderin und Mitregentin ſich durch Wiedereinführung des Bilderdienſtes eine mächtige Partei machte. Er ſtrebte umſonſt, ſich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und ſtarb (766), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde der Krieg lange fortgeſetzt; doch endigte er gegen die erſten unglücklich. Der Plan der Kaiſerin, ſich mit Karl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron ſetzten (802). Irene ſtarb in einem Kloſter. Nicephorus ward den Arabern zinsbar, und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, ſein Sohn, verlor die Krone an Michael I., ſo wie dieſer wieder an Leo IV. (813), Leo wurde abgeſetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entriſſen ihm Sicilien, Unter-Italien, Kreta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienſt; ſo auch ſein Sohn Theophilus. Theodora, Vormünderin ſeines Sohns, Michael's III., endigte den Bilderſtreit (841). Während einer grauſamen Verfolgung der Manichäer verwüſteten die Araber die aſiatiſchen Provinzen. Der ausſchweifende und verſchwenderiſche Michael nöthigte ſeine Mutter, in ein Kloſter zu gehen. Die Regierung führte ſtatt ſeiner Bardas, ſein Oheim, und nach deſſen Ermordung Baſilius, der Michaeln umbrachte (867), Baſilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohnes, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Konſtantin VIII., Porphyrogennet, ſeinen Sohn, war der Mitkaiſer Alexander Vormund, und nach deſſen Tode (912) ſeine Mutter Zoe. Romanus Lakopenus, ſein Feldherr zwang ihn (919) den Thron mit ihm und ſeinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte ſich deſſelben wieder allein, und regierte mild aber ſchwach. Sein Sohn Romanus II. (939) focht

glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) ſein Feldherr Nicephorus, den ſein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Ruſſen glücklich bekriegte. Baſilius II., Romanus Sohn, folgte dieſem guten Regenten. Er beſiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Konſtantin IX. (1025), glich ihm nicht. Durch deſſen Tochter Zoe beſtieg Romanus III den Thron (1028). Dieſe ausſchweifende, aber ſtaatskluge Fürſtin, ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Konſtantin X. (1042). Ruſſen, Patzinatzen und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schweſter, Theodora, zur Kaiſerin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Iſaak Komnenus abgeſetzt, dieſer wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Konſtantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, ſeine Gemahlin, Vormünderin ſeiner Söhne, Michael, Andronicus und Konſtantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieſer focht unglücklich gegen die Türken, die ihm eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Konſtantin's Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Dieſen entthronte Nicephorus III. (1078) und dieſen Alexius I. Komnenus (1081). Unter dieſen begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118), focht ſehr glücklich gegen die Türken, Patzinatzen u. A. Auch ſein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Deſſen Sohn, Alexis II. (1180) entthronte ſein Vormund Andronicus, und dieſen wiederum Iſaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung ſtieß Alexius III. ſeinen Bruder, Iſaac II., vom Throne (1195); zwar ſetzten die Kreuzfahrer ihn und ſeinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unruhigen Conſtantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiſer aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich ſtarb Iſaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küſte des adriatiſchen Meeres viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Konſtantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten ſich ſolche vor, wie die meiſten europäiſchen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiſer; Bonifaz, Markgraf von Montferrat, erhielt Theſſalonich als ein Königreich, und die Venetianer ſehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Korinth und Epirus entſtanden beſondere Deſpoten. Theodor Laskaris riß die aſiatiſchen Provinzen an ſich, führte zu Nicäa den Kaiſertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Komnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürſtenthum, in welchem ſein Urenkel Johann den Kaiſertitel annahm. Weder Balduin noch ſeine Nachfolger konnten den ſchwankenden Thron befeſtigen. Er ſelbſt ſtarb in der Gefangenſchaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, ſein Bruder, Peter, deſſen Schwager und Robert, deſſen Sohn (1221). Bis auf Konſtantinopel wurden alle Länder von dem nicäiſchen Kaiſer Johann erobert, ſo auch Theſſalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundſchaft und Mitregentſchaft Johanns von Brienne, Königs von Jeruſalem, ſtarb 1237. Michael Paläologus, König von Nicäa, eroberte Konſtantinopel (1261) und Balduin ſtarb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Laſkaris (1204), Johann Ducas Patatzes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., ſein Sohn (1259), welchem Michael Paläologus die Krone raubte. Michael vereinigte ſich mit der lateiniſchen Kirche, allein ſchon ſein

Sohn Andronicus II. (1282) entſagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, beſonders gegen die Türken, zerrütteten das ſchwache Reich. Andronicus II., ſein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322), und raubte denſelben ihm endlich ganz. Andronicus ſtarb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demſelben Jahre den Thron beſtieg, focht gegen die Türken unglücklich und ſtarb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit ſeinem Vormunde, Johann Kantakuzen, zehn Jahre theilen. Auch deſſen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiſer ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieſer gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerſt feſten Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch dieſe europäiſchen Länder, theils durch Abfall, theils an die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel (1361); Bajazed nahm bis auf Konſtantinopel faſt alle europäiſchen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Dieſen hatte auf eine Zeit lang ſein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte ſein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazed belagerte Konſtantinopel, ſchlug ein abendländiſches Heer unter Sigismund bei Nicopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkiſchen Provinzen rettete diesmal Konſtantinopel (1402). Manuel erhielt damals ſeinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazed's uneinigen Söhnen ſelbſt einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, ſein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Konſtantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiſer Johann folgte ſein Bruder Konſtantin. Tapfer doch fruchtlos widerſtand er mit ſeinem Feldherrn, dem Genueſer Juſtinian, der Uebermacht und blieb heldenmüthig bei der Vertheidigung Konſtantinopels, durch deſſen Eroberung am 29. Mai 1453 Mohammed II. dem griechiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerthum, dieſem Zweige des römiſchen Reichs, ein Ende machte. Im J. 1461 unterwarf ſich auch David Komnenus, Kaiſer von Trapezunt, und trat in den Privatſtand zurück.

Byzantiniſche Schriftſteller, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer hiſtoriſchen Werke, byzantiniſche Geſchichtſchreiber. Sie beginnen von Konſtantin dem Großen, und enden kurz nach der Eroberung von Konſtantinopel im Jahre 1453. Vier von ihnen bilden, ſich ergänzend, eine fortlaufende Geſchichte bis zum J. 1470, nämlich 1. Zonaras, 2. Nicetas Akominatus Choniates, 3. Nicephorus Gregoras, 4. Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylae von Athen. Dieſe vier Hiſtoriker bilden eine eigentliche byzantiniſche Geſchichte in ihrem Zuſammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantiniſchen Geſchichte behandelt haben, findet man faſt alle im Corpus byzantinum, welches 1648 ſehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in drei Foliobänden erſchienen iſt. Die merkwürdigſten unter dieſen ſind nach der Zeitfolge: 1. Prokopius aus Cäſarea, Rhetor zu Konſtantinopel. Man hat von ihm acht Bücher Geſchichten, nämlich: Persica in 4 Büchern und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1607, und Geheime Geſchichte (Anecdota) in 9 Büchern, wo er ſich im Gegenſatze des erſten Werks ſehr feindſelig gegen den Kaiſer Juſtinian zeigt, herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. Agathias, ſchrieb nach Juſtinian's Tode über deſſen Regierung in

5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660. Folio. 3. Theophylaktus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geſchichte der Thaten des Kaiſers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahre 604. Paris, 1644. 4. Nicephorus, Patriarch zu Konſtantinopel, welcher mehrere gelehrte theologiſche Schriften hinterlaſſen hat. Hierher gehört ſein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaiſers Mauricius bis zum Jahre 770. Venedig 1759. 5. Johannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Konſtantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geſchichte vom Jahr 811 bis auf Iſaac Komnenus 1057. In einer lateiniſchen Ueberſetzung, Venedig 1570. Daſſelbe Werk ſetzte er fort bis auf Alexander Komnenus, 1081 (noch im Manuſkript.) 6. Anna Komnena, Kaiſerin. Sie ſchrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Komnenus in 15 Büchern. Herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1610. Eine vollſtändigere Ausgabe Paris, 1651. Folio. 7. Georg Akropolita, Staatsmann in Konſtantinopel. Abriß der byzantiniſchen Geſchichte von der Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner (1204) bis zu deſſen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Konſtantinopel. Byzantiniſche Geſchichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus 1158 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1568. Folio. 9. Joannes Kantacuzenus, Kaiſer, byzantiniſche Geſchichte in 4 Büchern, vom Jahre 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg Kodinus, Palaſtaufſeher in Konſtantinopel, wir beſitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Konſtantinopel. Das wichtigſte darunter iſt über die Aemter und Dienſte bei dem Hofe und der Kirche von Konſtantinopel. Paris, 1648. Fol. 11. Konſtantinus Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiſer. Er beſchrieb das Leben ſeines Großvaters, Baſilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meurſius. Dann beſitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an ſeinen Sohn, und über die Provinzen (θέματα) des orientaliſchen und occidentaliſchen Kaiſerthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigſte von ihm iſt über die Ceremonien des byzantiniſchen Hof's; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Dukas ſchrieb nach der Eroberung von Konſtantinopel eine byzantiniſche Geſchichte vom Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anſelmus Bandurius, Presbyter und Benediktinermönch, hinterließ ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer von Konſtantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftſteller enthalten ſind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Konſtantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Konſtantinopels. 15. Zoſimus, ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 6 Büchern von Auguſtus bis zum Honorius. Dieſes Werk iſt beſonders für die ſpätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer. Leipzig, 1784. 16. Georg Phranzes ſtarb nach Konſtantinopels Eroberung in einem Kloſter von Korfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantiniſchen Geſchichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieſer Schriftſteller in die ganz geſunkenen Zeiten der griechiſchen Literatur fällt, ſo kann man leicht denken, daß ſie weniger den Geſchmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewohl ſich eine gewiſſe Liebe zur Gelehrſamkeit noch ſpät im friedlichen und kunſtliebenden Konſtantinopel erhielt, ſo war doch die Blüthe längſt

dahin, und todte Künſtelei und Nachahmungsſucht waren an die Stelle der lebendigen Darſtellung getreten. Auch die beſten unter ihnen, wie Prokopius und Zoſimus, bedienen ſich barbariſcher Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollſtändigen Verſtändniß der neugriechiſchen Gloſſarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben ſie ſtets von großer Wichtigkeit. (bb)

Byzanz, Byzantium, alſo benannt von ſeinem erſten Erbauer Byzas, und am thraziſchen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Konſtantinopel und ſchon im Alterthum eine blühende Stadt. Sie war eine griechiſche Kolonie, von den Megarenſern gegründet und in der Folge von Mileſiern und andern griechiſchen Völkern erweitert und verſchönert. Neben ihr befand ſich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die ſchöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünſtigte den Handel ungemein, und ſetzte ſie in den Stand, den Handel Anderer nach dem ſchwarzen Meere einzuſchränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dies den Reichthum der Stadt ſehr vermehrte, ſo mußte ſie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und ſelbſt der Griechen leiden, die ſie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Beſonders hart ward ſie im peloponneſiſchen Kriege mitgenommen. Nach demſelben aber gewann ſie wieder, und unter den Kaiſern begann ihr höchſter Flor. Seit Konſtantin ward ſie die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz des Regenten, welche ſich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt ſie mancherlei Veränderungen. (Vergl. Conſtantinopel.)

C. *)

C, der dritte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. In der Muſik bezeichnet C: 1. die erſte Klangſtufe in jeder der vier Octaven unſers Tonſyſtems. Von ihm, als dem Grundtone, geht daſſelbe aus (vergl. Ton, Tonart); 2. den Vierviertel-, und wenn es durchſtrichen iſt, den Zweizweiteltakt; 3. einen Notenſchlüſſel. (S. Schlüſſel.)

Cabale. Man nannte in England Cabal das berüchtigte engliſche Miniſterium unter Carl II., welches aus den fünf ſchändlichen Männern Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale beſtand, deren Anfangsbuchſtaben zuſammengeſetzt, dieſes Wort (Cabal) bilden. (S. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieſer verdienſtvolle Arzt, Philoſoph und Literator war zu Cognac im J. 1757 geboren. Als

*) Wenn der Leſer Artikel, welche in den Plan dieſes Werks gehören, vergebens unter dieſem Buchſtaben ſuchen ſollte, ſo wird er dieſelben unter dem K finden. Umgekehrt iſt im C zu ſuchen was im K zu fehlen ſcheint.

14 jähriger Jüngling kam er nach Paris, wo er ſich mit dem größten Eifer den Wiſſenſchaften widmete. Im 16ten Jahr ging er mit einem polniſchen Magnaten, als Secretär nach Warſchau, war Zeuge des ſtürmiſchen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menſchen erfüllte, und kehrte zwei Jahre ſpäter nach Paris zurück. Seine Ueberſetzung zweier Bruchſtücke aus dem Homer, die er der franzöſiſchen Akademie vorlegte, blieben zwar von derſelben unbeachtet, aber geſchmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen Seiten Beifall, der ihn auch zu dem Entſchluſſe bewog, eine vollſtändige Ueberſetzung der Iliade anzufangen. Da er indeß einen Entſchluß für ſein künftiges Leben faſſen mußte, entſchied er ſich endlich für die Medicin. Der geſchickte Arzt Dubreuil war ſein Lehrer und Rathgeber. Um ſeine durch anhaltende Studien geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, rieth ihm dieſer an, auf's Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier ward er mit Madame Helvetius und durch ſie mit Holbach, Franklin und Jefferſon bekannt, und gewann die Freundſchaft von Condillac, Türgot und Thomas. Dieſer und Holbach führten ihn bei Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom erſten Range ein. Indeß hatte ſich Cabanis ganz ſeinen Berufsgeſchäften gewidmet und den ſchönen Wiſſenſchaften entſagt. In ſeinem Serment d'un médecin nahm er 1783 förmlich Abſchied von ihnen, und befeſtigte ſich in dieſen Geſinnungen, je mehr die Revolution ſich näherte. Bei ihrem Ausbruche bekannte er ſich zu ihren Grundſätzen, aber er verabſcheute die Greuel, durch welche ſie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zuſammengeführt. Das Genie dieſes außerordentlichen Mannes, der die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ſich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte ſich ſeines argloſen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches er vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verſtand meiſterhaft die Kunſt, ſich mit fremden Arbeiten zu ſchmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach ſeines Freundes Tode Cabanis ſelbſt 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundſchaft hatte er mit Condorcet geſchloſſen. Er ſtarb als Mitglied des Senats 1808.

Cabarrus (François, Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von ſeinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmann, ebenfalls zur Handlung beſtimmt. Nachdem er zu London und Toulouſe unterrichtet worden, ſchickte ihn ſein Vater zu einem ſeiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragoſſa, deſſen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, 1772, heirathete. Doch übertrug ihm ſein Schwiegervater die Leitung einer Seifenfabrik zu Carvanchel. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, ſich mit mehrern Gelehrten daſelbſt, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfaſſer der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu ſetzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt machte. So entwickelten ſich in ihm ehrſüchtige, hochſtrebende Plane. Der nordamerikaniſche Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dies Land des Gebrauchs ſeiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminiſter in dem höchſten Drange der Umſtände um Rath gefragt worden, ſchlug vor, ein Zinſen tragendes Papiergeld zu ſchaffen; dem gemäß wurden zehn Millionen Piaſter in Umlauf geſetzt, und da ſie bald beſſer als baares Geld ſtanden,

gewann Cabarrus das entſchiedenſte Anſehn. Darauf errichtete er die Bank San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungsgeſellſchaft der Philippinen 1785. Cabarrus wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanca ward Miniſter, und Lerena klagte ihn ſogar an, und bewirkte 1790 ſeine Verhaftung. Erſt 1792 ward er freigeſprochen, entſchädigt und zum Grafen erhoben, und 1797 zum bevollmächtigten Miniſter bei dem Friedenscongreß mit Frankreich ernannt. Bei ſeiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Miniſterium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botſchafter nach Frankreich beſtimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzoſe ſei. Er begab ſich in Geſchäften nach Holland. Der König berief ihn abermals zum Miniſterium der Finanzen, empfing ihn auf's Schmeichelhafteſte und ſchenkte ihm ſechs Millionen Realen. Er fiel aber von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reiſen nach Paris, und ſtarb 1810 als ſpaniſcher Finanzminiſter, zu welcher Stelle ihn Joſeph Buonaparte auf's Neue erhoben hatte. Seine Tochter, durch Schönheit und Talente gleich berühmt (vergl. Reichardt's Briefe aus Paris), heirathete aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den ſonſt vielfach berüchtigten Tallien; ward aber ſpäter von ihm geſchieden, vermählte ſich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Caraman, und lebt jetzt als Witwe deſſelben in Paris.

Cabbala. Der Name Cabbala, welcher durch mündliche Ueberlieferung verdeutſcht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die voraͤlterlichen Sagen, bald aber, und zwar vorzüglich, die myſtiſche Philoſophie. Der Name iſt ſo alt nicht; was aber die cabbaliſtiſche Philoſophie betrifft, ſo ſind die Meinungen der Gelehrten über den Urſprung derſelben ſehr verſchieden. Die Juden leiten die cabbaliſtiſchen Geheimniſſe aus den älteſten Zeiten ihres Volks, ja von Adam ſelbſt her. Wenn aber auch bei den Hebräern ſchon in den früheſten Zeiten ein geheimer Unterricht Statt gefunden hat, ſo iſt dieſes doch nur in gottesdienſtlichen Sachen der Fall geweſen. Was dagegen die philoſophiſche Cabbala betrifft, ſo iſt der Urſprung derſelben in Aegypten zu ſuchen, und von den Zeiten des Simeon Schetachides an zu rechnen, welcher ſie aus Aegypten nach Paläſtina gebracht hat. Erſt im 2. Jahrhunderte wurde ſie niedergeſchrieben, damit ſie mit der Zerſtreuung des jüdiſchen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges eingemiſcht. Man theilt die Cabbala in die ſymboliſche und reale. Die ſymboliſche beſchäftigt ſich vorzüglich mit Buchſtaben, denen ſie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der ſymboliſchen entgegengeſetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretiſche und praktiſche eingetheilt. Die theoretiſche ſucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philoſophiſches Syſtem der Metaphyſik, Phyſik und Pneumatik aus derſelben aufzuſtellen; die praktiſche hingegen verſpricht uns eine Wiſſenſchaft, Wunder zu thun, und zwar blos durch eine künſtliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften ſtudirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbaliſten ſind vorzüglich Heinrich Morus und Chriſtian Knorr berühmt, welcher letztere das Vornehmſte aus den cabbaliſtiſchen Schriften in zwei lateiniſchen Quartbänden zuſammengetragen hat.

Cabinet, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgehnt. Sein nächſter Sinn iſt der zurückgezogenſte Ort im ſchönſten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur beſondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung koſtbarer Sachen beſtimmt. In einer Fürſtenwohnung iſt das Cabinet das Gemach, welches der Regent für ſeine Perſon ausſchließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeſchäfte bearbeitet, ſeine geheimen Räthe hört, und aus welchem ſeine Beſchlüſſe ausgehn. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, beſonders in politiſcher Hinſicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet der Tuillerien ꝛc.“ Endlich iſt Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Sammlungen von Koſtbarkeiten aus dem Natur- oder Kunſtreiche aufbewahrt werden, als Gemählde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Foſſilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, dieſe Sammlungen ſelbſt. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, ſo nennt man ein ausgezeichnetes ſchönes Kunſt- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabinetsſtück, und einen Künſtler, der beſonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Mahler, einen Cabinetsmahler.

Cabinetsbefehle, ſ. Cabinet, und in Beziehung auf England ſ. Continental-Syſtem und Großbritannien.

Cabochon, ein Edelſtein, beſonders ein Rubin, der zwar ſchon geſchliffen, aber noch nicht gehörig geformt iſt.

Cabotage, die Fahrt an den Küſten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küſten, und der Handel, der an den Seeküſten getrieben wird. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küſten gebraucht wird, ein Küſtenfahrer. — Cabotiren, die Küſten befahren, oder Küſtenhandel treiben.

Cacaobaum. Südamerika hat davon ganze Wälder. Die Nordamerikaner benutzen dieſen Baum gleichfalls. Seine höchſte Höhe iſt 50 Fuß. Der Stamm hat ½ Fuß Diameter, ſein Holz iſt weiß und leicht, ſeine Rinde rauh und braun, die Blätter gleichen denen des Kirſchbaums. Die Frucht hat die Geſtalt einer Melone 6 Zoll lang 3 bis 4 Zoll dick oben zugeſpitzt mit 10 hervorragenden Ecken und vielen Warzen. Die junge Frucht wechſelt bis zur Reife die erſte grüne Farbe in gelbe und zuletzt in röthliche; unter dieſer obern Fruchtrinde hat ſie eine dicke gelbe und im Innerſten eine weiße zarte. In ſolcher liegen 5 Reihen Cacaobohnen, jede zu 6 bis 8 Bohnen von Mandelgröße, nur daß ſie dicker ſind; ein faßriges Fleiſch verbindet die einzelnen Bohnen mit einander; jede Bohne hat eine harte braune glänzende Schaale und einen leicht zerreiblichen violetten Kern. Die Frucht iſt ſaftig, hat einen angenehmen ſäuerlichen erfriſchenden Geſchmack; bitter iſt dagegen der ölreiche Kern. Die Amerikaner lehrten den Spaniern die Chocoladebereitung aus Cacao, Zucker, Vanille oder peruvianiſchen Balſam. Die Indianer benutzen noch jetzt die Schaale zu Gefäßen, die Blätter zum Korbgeflechte, oder zum Decken der Häuſer. — Die Cacaobutter iſt das ſeifige ausgepreßte Oel der Cacaobohnen. Man gewinnt dieſe Bohnen vom Theobroma Cacao oder theobroma bicolor.

Cachet (Lettres de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher, von den ehemaligen Königen von Frankreich und ihren Miniſtern,

Jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewiſſen Ort verwieſen werden konnte, ohne eine Urſache davon anzugeben. Die erſte Anwendung derſelben ſchreibt man dem unter dem Miniſterium des Kardinals Richelieu ſo berüchtigten Kapuciner, Pater Joſeph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Anlage, und wird beſonders von demjenigen Zuſtande des Körpers gebraucht, der ſeine Ernährung herabſetzt und verderbt. Sie äußert ſich durch Abmagerung und weißfarbiges Anſehn der Haut, und geſellt ſich zu vielen, beſonders chroniſchen Krankheiten. Daher nennen wir kachektiſch ſolche Perſonen, deren blaſſe, gelbliche, erdfahle Hautfarbe auf ein inneres Uebelbefinden ſchließen läßt.

Cäcilie, (die heilige) wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Muſik verehrt. Dieſe fromme Jungfrau ſollte, nach der Legende, die Gattin eines heidniſchen Jünglings, Valerian, werden; allein ſie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derſelben betete ſie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Muſik (cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat). Es gelang ihr, den Bräutigam und deſſen Bruder zu bekehren, und im Jahre 220 ſoll ſie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, muſikaliſche Inſtrumente, vorkam, dieſer Umſtand wurde ergriffen, und ſie zur Heiligen der Muſik gemacht; die Orgeln aber ſind weit jüngern Urſprungs. Wie dem indeß ſei, ſo hat dieſer Mönchsirrthum eine ſchöne chriſtliche Muſe geſchaffen, den heiligen Geſang chriſtlicher Andacht gleichſam perſönlich dargeſtellt, und dadurch den Künſten einen ſchönen Stoff geboten, wie dem großen Raphael zu einem in Bologna befindlichen Gemählde. Ihr Tag, der den 22. Nov., beſonders zu London und Paris gefeiert wird, hat ſchönen Wetteifer unter Dichtern und Muſikern veranlaßt. Die größten engliſchen Dichter ſtrebten gegenſeitig, dieſes Feſt durch Lobgeſänge auf die Tonkunſt zu verherrlichen, namentlich Dryden, Pope, Addiſon, Congreve. (F)

Cacodämon, ſ. Agathodämon.

Cacus, ein furchbarer Räuber in Italien, der Schrecken des aventiniſchen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein ungeheurer, und nach einigen auch feuerſpeiender Rieſe von übermäßiger Kraft und ſchrecklicher Geſtalt, war ein Sohn Vulkans. Eine Höhle mit langen Windungen war ſeine Wohnung, über deren Eingänge Köpfe und Arme der Erſchlagenen hingen, und die er mit einem Steine verſchloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derſelben, und führte ſie um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth ſie, worauf Herkules den Räuber ergriff, und nach einem ſchrecklichen Kampfe (ſ. Virgils Aeneide im 8. Buche) mit der Keule erſchlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebſt ſeinen Arcadiern erwieſen dem Hercules als ihrem Wohlthäter göttliche Ehre.

Cada Moſto oder Ca da Moſto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das J. 1432, widmete ſich nach einer ſorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reiſen im mittelländiſchen und atlandiſchen Meere. 1454 reiſete er auf dem Schiffe ſeines Landsmannes, des Marco Zeno nach Flandern. Widrige Winde hielten ih-

ren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und ſie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einſamkeit der Prinz Heinrich ſeinen Studien oblag, und ſich mit der Entdeckung der afrikaniſchen Küſten beſchäftigte. Cada Moſto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeiſt, bot dem Prinzen ſeine Dienſte an, und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen. 1455 reiſete er von Lagos ab, lief in den ſeit fünf Jahren entdeckten Senegal ein, fuhr noch weiter an der Küſte hin, und verweilte bei dem Fürſten Damel, deſſen Staaten ſich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erſtreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte, richtete er ſeinen Lauf nach dem grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er ſich mit zwei andern Entdeckungsſchiffen des Prinzen, und ſo kamen ſie endlich an die Mündungen des Gambia, deſſen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da ſie indeß von den Einwohnern angegriffen wurden, und die Schiffsmannſchaften, von der langen Reiſe ermüdet, darüber den Muth verloren, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. 1456 machte Cada Moſto in Gemeinſchaft mit zwei andern Schiffen eine zweite Reiſe nach Gambia. Auf dem Wege dahin entdeckten ſie die Inſeln des grünen Vorgebirges. Als ſie diesmal in den Gambia einliefen, wurden ſie gut aufgenommen, allein der Eintauſch des Goldes entſprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Caſamanſa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Meſto blieb daſelbſt bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich ſtarb. Die Beſchreibung ſeiner Reiſen Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' Negri della bassa Etiopia, di Luigi Cadamosto. Vicenza (1507) und Mailand (1519), die älteſte von den Schiffahrten der Neuern, iſt ein wahres Muſter. Es herrſcht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die Erzählung iſt anziehend, die Beſchreibungen ſind klar und genau.

Cadenz (Cadence, Cadenza), Schlußfall, Tonſchluß, iſt diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunktes oder Endpunktes gibt. Man unterſcheidet deren demnach zwei Arten: eine ſolche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne ſchlechterdings für geſchloſſen, beendigt, erklären muß, und alſo keine weitere Fortſetzung derſelben erwarten kann, — dieſe iſt die vollkommene Cadenz; und eine ſolche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunktes gewährt, nach welcher man alſo eine Fortſetzung der Tonreihe erhalten muß — Halbcadenz. Durch die erſtere werden ſowohl die Haupttheile eines Tonſtücks von einander abgeſondert, als die ganzen Tonſtücke geſchloſſen (Finalcadenz). Sie beſteht aus drei Theilen: 1. der auf den Niederſchlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in dem Aufſchlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunkt, den man auch die Cäſur des Tonſchluſſes nennt, und welcher wieder in den Niederſchlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden, und mit dem harmoniſchen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen iſt, ſo entſteht eine Halbcadenz, mit welcher blos eine Periode geſchloſſen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord ſtatt des Schlußaccords ein anderer, ſo nennt man dies eine trügeriſche, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugſchluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil hier das Ohr gleichſam getäuſcht oder betrogen wird, indem es

etwas Anderes erwartete. Häufig verſteht man unter Cadenz auch jene freie Phantaſie, die der Sänger oder Concertſpieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach ſeiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptſchluſſe des Tonſtücks anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelſt einer über die Dauer ihrer Gattung ausgehaltenen Note (ſ. Fermate) aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertſpieler mit ſeiner Phantaſie, nach einer kleinen Pauſe, ein, und entwickelt, wofern er von echtem Kunſtgefühle beſeelt iſt, entweder einen Hauptgedanken des Tonſtücks oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Ueberſicht vor. Hierauf nähert er ſich der Vorbereitungsnote des Schluſſes, und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stücks ein. Dieſe Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterſchied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clauſel.) dd.

Cadi (Kadi) bedeutet im Arabiſchen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken iſt Kadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterſchied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der höhern Geiſtlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Geſetz von ihrem Propheten haben.

Cadiz oder Cadix, im Königreich Sevilla, iſt die reichſte Handelsſtadt und eine der ſchönſten Städte Spaniens. Sie liegt auf dem weſtlichen Ende der langen Erdzunge einer Inſel, welche Leon heißt. Der ſüdöſtliche Theil dieſer Inſel war ehemals durch die alte Brücke Suaço mit dem feſten Lande verbunden. Die Stadt iſt mit einer Mauer und unregelmäßigen Baſtionen umgeben, wie es die Beſchaffenheit des Erdbodens zugelaſſen hat. An der Südſeite kann man ihr wegen der hohen und ſteilen Ufer nicht beikommen, an der Nordſeite iſt eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche ſich unter dem Waſſer befinden, gefährlich. An der Südweſtſpitze iſt eine Reihe von Felſen, die zum Theil, wenn das Waſſer hoch geht, mit Waſſer bedeckt ſind, und auf der Spitze St. Sebaſtian iſt ein ſtarkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann alſo nur von der ſchmalſten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man Alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe ſicher zu ſtellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfeſtung anſehen. Die geräumige Bay bildet einen trefflichen Hafen, und beſteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbuſen. Der erſte von dieſen Meerbuſen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des erſten beträgt 2000, die des zweiten aber nur 500 Klafter. Dieſe Oeffnungen, ſo wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts St. Catharina, St. Sebaſtian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix iſt der allgemeine Hafen der Kauffahrteiſchiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsſchiffe und der nach Amerika gehenden und von da herkommenden Kauffahrteiſchiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daſelbſt nicht einlaufen. In Anſehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bourgoin's Meinung war es der vollſtändigſte Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt iſt ſeit 1786 ſehr erweitert, verſchönert und mit geſchmackvollen neuen Gebäuden verſehen worden. Sie hat ein Biſthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Kathedralkirche, dreizehn Klöſter, eine Steuermanns-, nautiſche und mathematiſche Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See-

und Landhoſpital, eine chirurgiſche Lehranſtalt, einen botaniſchen Garten, ein Theater, funfzehn bürgerliche Hoſpitäler. Die Zahl der Einwohner belief ſich vor 1808 auf mehr als 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt ſind ſehr wichtige Salzwerke und Weingärten worin ein guter Wein wächſt. Die Thunfiſcherei iſt erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Waſſer. Es iſt zwar jedes Haus mit einer Ciſterne verſehen; aber das friſche Waſſer wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix iſt der Mittelpunkt des ſpaniſch-amerikaniſchen Handels. Alle See-Handel treibende europäiſche Nationen haben hier ihre Conſuln, Agenten und Correſpondenten. 1795 waren 110 große Handelshäuſer in Cadix. 1792 betrug der Werth der aus andern Erdtheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. 1804 belief ſich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix iſt uralt. Sie wurde zuerſt von den Tyriern erbaut und Cadix, d. h. ein Zaun oder ein eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen beſaßen es die Karthaginienſer und dann die Römer, welche es Gades nannten. In der Folge bemeiſterten ſich die Araber dieſer Stadt, und beſaßen ſie bis 1262, wo ſie ihnen durch die Spanier entriſſen wurde. 1696 wurde ſie von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem feſtern Zuſtande hergeſtellt. 1702 verſuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Als Spanien mit Frankreich verbündet war, wurde Cadix mehrmals von den Engländern blockirt, und auch einmal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. 1805 fiel in der Nachbarſchaft die wichtige Seeſchlacht vor, ſ. Trafalgar. Seit der Revolution von 1808 war Cadix bis zu Ferdinands VII. Rückkehr im Inſurrectionszuſtande. Nach den Fortſchritten der franzöſiſchen Truppen in Andaluſien zog ſich die oberſte Inſurrections-Junta nach Cadix, verſammelte dort ihre ſtärkſte Macht, und wurde noch durch beträchtliche engliſche Corps aus Gibraltar und Portugal verſtärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feſte Land mit der Inſel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt, und da es von der Seeſeite durch Feſtungswerke, Forts, vorzüglich aber durch ſtarke ſpaniſche und engliſche Flotten geſchützt war; ſo gehörte die Belagerung dieſer Stadt zu den außerordentlichſten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte ſie General Sebaſtiani von der Landſeite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küſte eröffnet, und ungeachtet des heftigſten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und ſchwimmenden Batterien und unter mehrmaligen ſtarken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgeſetzt, die Forts längs der Bay eingenommen, und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Verſuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzoſen Mörſer von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen laſſen. Den 15. Dec. wurden die erſten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt, weil aber die Häuſer in Cadix faſt durchaus von Stein gebaut ſind, ſo entſtand kein Brand, und der Schaden war unbedeutend. 1811 machten die vereinigten Engländer und Spanier mehrere Verſuche zum Entſatz, und zerſtörten wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigſtens zum Theil. Von Seiten der Franzoſen war man vorzüglich mit dem Bau und

der Ausrüſtung einer Flotille zum Angriff auf die Inſel Leon beſchäftigt. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanſtalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Inſel das Schickſal von Cadix abhing. Dieſer Zuſtand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellington's ſiegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzoſen nöthigte, ſich für immer aus Andaluſien zurückzuziehen und die mit ſeltener Anſtrengung betriebene Belagerung aufzugeben. Die neueren polit. Verflechtungen der Stadt ſ. im Art. Spanien.

Cadmus (Kadmus), ein berühmter Name, der in der Mythologie und Geſchichte mehreren Perſonen beigelegt wird. Der berühmteſte iſt Agenor's Sohn und Neptun's Enkel. Er wurde nebſt ſeinen Brüdern von dem Vater ausgeſendet, um ihre vom Jupiter entführte Schweſter Europa aufzuſuchen, ohne welche ſie nicht wieder zurückkehren ſollten. Nach mehrern Abenteuern befragte Kadmus wegen ſeiner Schweſter das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzuſtehen, ſich der Leitung einer Kuh zu überlaſſen, und da, wo dieſe ſtehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien: hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; ſeine Gefährten aber, die das Waſſer dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem ſie bewachenden Drachen umgebracht. Dieſen tödtete Kadmus, ſäete die Zähne deſſelben auf Befehl der Minerva in die Erde, und ſofort wuchſen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Geſäete) nannte, die ſich aber, bis auf fünf, unter einander ſelbſt tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Kadmus die Stadt Kadmea oder Theben (ſ. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia. Bei ſeiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Er zeugte in dieſer Ehe die Autinoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Kadmus eine Zeit lang das neu erbaute Kadmea und das von ihm geſtiftete Reich beherrſcht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Enchelienſern, beſiegte ihre Feinde, die Illyrier, ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in Schlangen oder nach Andern in Löwen, und verſetzte ſie nach Elyſium. — Die glaubhafte Geſchichte erzählt, daß Kadmus im J. 1550 vor Chr. aus Phönicien nach Böotien kam, hier die ſich widerſetzenden Einwohner beſiegte, und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte ſich übrigens um die Bildung ſeiner neuen Unterthanen ſehr verdient, denn er lehrte ſie die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Anwendung der Muſik bei den Götterfeſten durch die Prieſter, ferner den Gebrauch des Kupfers u. ſ. f. — Ein anderer Kadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erſte unter den Griechen angeſehen, der in Proſa geſchrieben hat. Er lebte ungefähr 600 Jahre vor Chr.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenſtab mit zwei kleinen Flügeln am obern Ende, um den ſich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu ſträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Perſon dann ſelbſt den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo ſchenkte dieſen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demſelben nach Arkadien kam, ſah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter ſie, und ſogleich umſchlangen ſie denſelben in friedlicher Eintracht. Zwar iſt der Caducëus das eigen-

thümliche Unterſcheidungszeichen Merkur's, der deshalb auch Caduceifer genannt wird, doch finden wir ihn auf antiken Münzen auch in den Händen des Bacchus, Herkules, der Ceres, Venus und des Anubis. Bei den Neuern dient er vorzugsweiſe als Sinnbild der Handelſchaft.

Caffa, auch Feodoſia genannt, war vormals die größte Stadt in der Krimm, die Reſidenz des Chans, und ward ihrer Wichtigkeit wegen das krimmiſche Konſtantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des 13. bis gegen das Ende des 15. Jahrh. den Genueſern zu danken, die ſich hier anſiedelten und denen ſie die Türken 1474 abnahmen. Damals ſtieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menſchen. Sie iſt an der Küſte eines großen Buſens zum ſchwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläuftig gebaut. 1770 wurde ſie von dem ruſſiſchen General Dolgoruki mit Sturm erobert, 1774 aber wieder zurückgegeben, der ſie mit ſeinem ganzen Lande 1783 an Rußland überließ. Die Pforte beſtätigte dies erſt in dem Frieden von Jaſſy 1792. Sie iſt gegenwärtig eine Kreisſtadt des Gouvernements Taurien, mit etwa 5000 Einw. und ſeit 1798 ein Freihafen. 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, ſ. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum iſt in Arabien einheimiſch. Von dort aus kam die Frucht nach Aegypten im 16. Jahrh. 1591 brachte ihn zuerſt Prosper Alpinus als Arznei nach Venedig, 1644 findet man ſchon den Gebrauch deſſelben in Frankreich und 1652 in London. Gegen das Ende des 17. Jahrh. brachten ihn die Holländer von Mokka nach Batavia, und gegen 1710 von Batavia nach Amſterdam. Einige Jahre nachher bekam der botaniſche Garten zu Paris von hier einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieſes Reiſenden wird der Anbau eines Gewächſes auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikaniſchen Inſeln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon 1652 war zu London ein Grieche, der ſich mit der Zubereitung des Caffee's beſchäftigte, wie er denn in Arabien, Aegypten, Syrien und in Konſtantinopel ſchon ſeit dem 9. Jahrh. in Gebrauch geweſen ſeyn ſoll. Die Frucht des Caffeebaums iſt eine Beere, welche bei ihrer Reife die Größe, Geſtalt und Farbe einer Kirſche hat. Das äußere Fleiſch hüllt zwei längliche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülſe ein Getränk, das ſie ſehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen ſich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, beſonders auch auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes, erregt eine angenehme Wärme im Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes von dem Gehirn nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirn ſich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane mit erregt, der Schlaf und die Trägheit verſcheucht und Munterkeit erhalten. Allein eben dieſer Wirkungen wegen kann dies Getränk bei reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erſcheinungen hervorbringen, und zu Hämorrhoidalbeſchwerden Veranlaſſung geben. Die bei Cadix angepflanzten Caffeebäume gaben 1821 gute reichliche Früchte.

Caffeehäuſer. Ein Armenier, Namens Pascall, war der erſte der im 17. Jahrh., kurze Zeit nachdem der türkiſche Geſandte, Soliman Aga den Pariſern 1669 den Gebrauch des Caffees gezeigt hatte, auf der Meſſe in der Vorſtadt St. Germain eine Caffee-Bude aufſchlug. Doch ſcheint das erſte wirkliche Caffeehaus nicht vor 1724 daſelbſt gegründet zu ſein. Dieſes beſteht noch jetzt, und heißt auch, von ſeinem damaligen Stifter, einem Sicilianer, Namens Procopio, noch immer Café Procope Dieſe Anſtalt fand vielen Beifall, und daher auch bald Nachahmer. Die Zahl der Caffeehäuſer für alle Stände ſoll gegenwärtig in Paris an ſechstauſend betragen, das glänzendſte und berühmteſte derſelben iſt ſchon ſeit mehrern Jahren das Café des mille colonnes im Palais Royal, und es gibt jetzt bekanntlich vielleicht keine bedeutende Stadt in Europa die nicht eine mehr oder minder anſehnliche Geſtalt ähnlicher Art aufzuweiſen hätte.

Caffern nennen wir die Bewohner der Länder in Afrika zwiſchen Moſambique und dem ſüdlichen Hottentottenlande bis an die weſtliche Küſte. Sie ſind kriegeriſch und grauſam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als ſie ſich auf den Oſtküſten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den ſogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südſpitze von Afrika aus, wodurch Völker der verſchiedenſten Abkunft unter einem Namen, auf eine höchſt unbequeme Weiſe, zuſammengefaßt wurden. Seitdem man dieſen Irrthum bemerkte, ſchränkte man den Namen auf die Völker im ſüdlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich ſind, aber doch Haare ſtatt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieſer Bedeutung dehnt ſich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16. bis 35 Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den ſchwarzbraunen Völkern: ein großer, ſtarker, wohlgebauter und geſunder Menſchenſchlag. Von den Hottentotten, ihren Geſchlechtsverwandten, ſind ſie beſonders durch eine hellere Leibesfarbe unterſchieden. Sie wohnen in Negerhütten und ſind Fetiſchdiener. Man theilt das Caffernland in das öſtliche, innere und weſtliche ein.

Cagliari, die Hauptſtadt der Inſel Sardinien an einem Hügel am Meere. Sie beſteht aus 4 Theilen: 1) dem Kaſtelle, welches auf der Spitze des Hügels liegt; 2) der Marina; 3) der Eſtempache und 4) der Villa nova, iſt ſtark befeſtigt und der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbiſchofs und einer 1765 verbeſſerten Univerſität mit 500 Studirenden. auch der Verſammlungsort der Corti. Ihre 35,000 Einw. unterhalten einige Fabriken und treiben einen ſehr ausgebreiteten Handel: Cagliari iſt der Stapelplatz des ganzen ſardiniſchen Handels. Ihr geräumiger ſicherer Hafen wird durch mehrere Forts geſchützt.

Caglioſtro (Graf), oder, wie ſein eigentlicher Name war, Giuſeppe Balſamo, wurde 1743 zu Palermo geboren. Da ſein Vater frühzeitig ſtarb, übernahmen die mütterlichen Verwandten ſeine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder. Balſamo fand hier Gelegenheit, ſein Talent für die mediciniſchen Wiſſenſchaften, mit denen er in der Folge ſo viel Aufſehn machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausſchweifungen. Man ſah ſich genöthigt, ihn wieder aus dem Orden zu entfernen. Er

kehrte nach Palermo zurück, täuſchte daſelbſt einige leichtgläubige Perſonen mit Zauberkünſten und Schatzgraben, ſpielte noch andere Betrügereien, und benutzte beſonders ſeine ſchädliche Geſchicklichkeit, alle Handſchriften täuſchend nachzuahmen. Er wollte ſich durch Verfälſchung einer Urkunde in den Beſitz eines ſtreitigen Grundſtücks ſetzen, ward aber entdeckt, und ſah ſich genöthigt heimlich die Flucht zu nehmen. Jetzt wollte er ſich nach Rom begeben; auf ſeiner Reiſe durch Calabrien lernte er die ſchöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Dieſe ſchien ihm zur Ausführung ſeiner Betrügereien vorzüglich geſchickt. Er verband ſich daher mit ihr, und zwang ſie bald darauf, ſeine ſchändlichen Abſichten mit dem Verluſt ihrer Tugend befördern zu helfen. Nun nahmen ſeine Wanderſchaften, auf welchen er ſich hohe Titel beilegte, und erſt unter dem Namen des Marcheſe Pellegrini, und dann des Grafen Caglioſtro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptſtädten derſelben, und gewann bald durch ſeine chemiſchen Miſchungen, bald durch ſeine Betrügereien, bald auch durch die Galanterien ſeiner Frau beträchtliche Summen. Wir finden ihn in Madrid, Liſſabon, Paris, London und in einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer iſt er ſo glücklich, ſich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weiſen, Zubereitung eines köſtlichen Lebenswaſſers und anderer trefflichen Univerſalmittel, welche nur durch geheime Wiſſenſchaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Caglioſtro ſeine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde ſpielen ließ. Manche wollten ſich von ihm nicht gerade in die Tiefen der Magie einweihen laſſen, ſondern begnügten ſich, für anſehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen ſich beſonders ein Schönheitswaſſer befand, womit Caglioſtro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln zu befreien verſprach. Dies einträgliche Handwerk trieb unſer Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen ſeiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu verſiegen anfingen, uud der Arzneien-Handel auch zu ſtocken begann, beſchloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte ſein Glück zu verſuchen, ließ ſich deswegen bei ſeinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und ſpielte ſeitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller ſchwärmeriſchen Köpfe Europens auf ſich zog. Die Gräfin Caglioſtro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; ſie war die erſte und gelehrteſte Schülerin ihres Gatten, und ſpielte nunmehr die Rolle einer Prieſterin der geheimen Weisheit eben ſo meiſterhaft, als ſie vorher die Prieſterin einer andern Göttin geſpielt hatte. Das Syſtem, wodurch Caglioſtro einen alten ägyptiſchen Orden, deſſen Stifter Enoch und Elias geweſen ſein ſollten, wiederherſtellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeſchmackteſten Träumereien und des aberwitzigſten Unſinns; aber der Anſtrich des Ueberirdiſchen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuſchende Wunderkraft ſeines Urhebers, welcher bald mit der ſcheinbarſten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich heilte, bald als großer Kophtha (dieſen Namen hatte er ſich als Wiederherſteller der ägyptiſchen Maurerei beigelegt) die Geheimniſſe der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Caglioſtro durchſtreifte abermals Europa, und machte

beſonders in Mitau, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufſehen. Bei ſeinem Aufenthalt in letzter Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeſchichte verwickelt zu werden, und ward als ein Vertrauter des Cardinals Rohan des Landes verwieſen. Jetzt begab er ſich wieder nach London, und erließ mehrere Sendſchreiben an ſeine Anhänger, worin er ſich über die in Frankreich erlittene Beſchimpfung bitter beklagte, und den franzöſ. Hof mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Von London, wo er ſich nicht lange halten konnte, reiſete er nach Baſel und in andere Städte der daſigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten ſeiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte 1789 nach Rom zurück, wo er ſich mit der Maurerei beſchäftigte, aber entdeckt, auf die Engelsburg gebracht, und durch ein päpſtliches Erkenntniß als Freimaurer und Erzketzer, und als ein der Religion höchſt gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde. Er ſtarb im Sommer 1795 im Gefängniſſe zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenſtaate. In einer Biographie der Frau von der Recke in den Zeitgenoſſen XI. findet man anziehende Aufſchlüſſe über Cagliostro's Aufenthalt in Riga und ſeine Verhältniſſe zu der Frau v. der Recke. In den anziehenden Memoiren Caſanova's finden ſich ebenfalls intereſſante Mittheilungen über Caglioſtro. Vergl. das Taſchenbuch Urania f. d. Jahr 1822.

Cagots, eine eben ſo unglückliche Menſchengattung, wie die Kretinen. Man findet ſie im ſüdlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen; die meiſten ſind elende Bettler, mit den niedrigſten Arbeiten beſchäftigt, von Ausſatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbſten Nahrungsmittel beſchränkt, umherſchweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehſtällen zubringend, von hagerem, bleichem Geſicht, meiſtens verſtümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, als des Lebens unwürdige, viehiſchen Ausſchweifungen ergebene Weſen, und der verruchteſten Laſter angeklagt, womit das Menſchengeſchlecht ſich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wurden ſie entfernt als Ausſätzige, verflucht als Ketzer, verabſcheut als Menſchenfreſſer und Päderaſten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eiſen, zwang ſie als Erkennungszeichen eine Eierſchale auf ihren Kleidern zu tragen u. ſ. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gottus ableitet, iſt ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abſtammung dieſer verworfenen Menſchenklaſſe im Schooße einer der gebildetſten Nationen der Welt ſind die Meinungen ſehr verſchieden. Am wahrſcheinlichſten iſt die Vermuthung, daß ſie von jenen nordiſchen Barbaren herſtammen, die im dritten und vierten Jahrh. in das ſüdliche Europa einwanderten. Genauere Unterſuchungen aber haben gelehrt, daß ſie nicht ohne Fähigkeiten ſind, nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, und daß man ſie zu dieſem Zweck nur aus dem Zuſtande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher ſie hindert, ihre, wenn auch geringen, Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

Cahors=Weine nennt man die zum Verſchneiden, d. h. Verbeſſern andrer rothen franz. Weine gebräuchlichen Pontak=Weine, welche theils in Bordeaux, theils in den Häfen benutzt werden, wohin die leichteren und wohlfeileren franz. Weine einen feſten Abſatz finden.

Caille (Nicolas-Louis de la), war zu Rumigny unweit Roſoy in Thiérache 1713 geboren. Er ſtudirte auf dem Collegium zu Liſieux, und wollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen. Aber um dieſelbe Zeit richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Aſtronomie: er trug den geometriſchen Geiſt in die ſcholaſtiſche Philoſophie und ſelbſt in die Theologie über, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weiſe des Euklides, ſeines Lieblingsſchriftſtellers, behandeln wollte. Bald entſagte er der Theologie ganz. Caſſini und Maraldi wurden ſeine Freunde, er nahm mit ihnen gemeinſchaftlich die Küſten Frankreichs, von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geſchicklichkeit, welche er bei dieſem Geſchäft bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Meſſung des Meridians, womit man ſich zu beſchäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann dieſe große Arbeit am 30. April 1739, und hatte in demſelben Jahre alle Dreiecke von Paris bis Perpignan beendigt; die Baſen von Bourges, Rhodes und Arles gemeſſen; die Azimuthe und die Entfernung der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodes und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Meſſung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er ſeine Dreiecke über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemeſſene, Baſis in Verbindung zu bringen. Er wollte ſich durch dieſe Abſchweifung ein Mittel mehr verſchaffen, um die Zweifel über die von Picard 1669 gemeſſene Baſis von Juviſy aufzuklären. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß dieſe Baſis um ein Tauſendtheil zu lang ſei, woraus folgte, daß die Toiſe Picards wenigſtens um eine Linie kürzer ſei, als die Toiſe der Akademie. Dieſe ſo lange beſtrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel geſetzt. Während ſeiner Abweſenheit und in Folge ſeines Rufs zum Profeſſor der Mathematik am Collegio Mazarin, wurde die Fortſetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbſt verzögert. La Caille beendigte ſie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Baſen maß, und zu Paris und Dünkirchen aſtronomiſche Beobachtungen machte. Nach ſeiner Rückkehr ging er an die Berechnungen, die eine ſo lange Arbeit nach ſich zog, und durch die Vergleichung der verſchiedenen Bogen, die er gemeſſen hatte, zeigte er, daß vom Aequator nach dem Pol zu die Grade wachſen; ein Ergebniß, das dem aus der alten Meſſung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometriſchen, mechaniſchen, aſtronomiſchen und optiſchen Abhandlungen, die ſich in wenig Jahren folgten, beweiſen, mit welchem Fleiße er ſein Amt als Profeſſor verwaltete; ſeine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wiſſenſchaften übergab, ſeine Berechnungen der Finſterniſſe auf 1800 Jahre, in der erſten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweiſen, mit welchem Eifer er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten fortſetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichniſſe unternommen, und wählte dazu die Methode der correſpondirenden Höhen. 1746 war er im Beſitz einer eigens für ihn eingerichteten Sternwarte auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühſamen Methode, der er den Vorzug geben zu müſſen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang ſeine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten und beſonders die Sterne zu beobachten, um die aſtronomiſchen Verzeichniſſe und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden ſechsfüßigen Sectoren überlaſſen, womit er den Meridian von Frankreich berichtigt hatte. Begierig, die nie-

mals über dem Horizont von Paris erſcheinenden Sterne der ſüdlichen Hemiſphäre kennen zu lernen, entwarf er den Plan zu einer Reiſe nach dem Cap; er ſah zugleich, welchen Nutzen er aus dieſer Ortsveränderung für die Beſtimmung der Parallaxe des Mondes, der Venus und des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Lalande, damals 19 Jahre alt, wurde zu dieſem Endzweck nach Berlin geſchickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Dieſe aſtronomiſche Unternehmung koſtete vierjährige Reiſen und Arbeiten. Aber es gelang ihm, in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntauſend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu beſtimmen. Da ſeine Abreiſe vom Cap ſich verzögerte, benutzte La Caille die Zwiſchenzeit, in der Südzone einen Grad zu meſſen. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Karte von Isle de France und der Inſel Bourbon auf, welches kurz vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geſchehen war. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich auf's neue anhaltend, die verſchiedenen, für das Problem der Längen vorgeſchlagenen, Methoden zu vergleichen. Er wählte dafür die Abſtände des Mondes von der Sonne oder den Geſtirnen, zeigte die Vortheile dieſer Methode, und ſchlug eine ſpäterhin allgemein angenommene Art von nautiſchem Almanache vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er ſinnreiche graphiſche Hülfsmittel an, wodurch ſie auf eine leichte Weiſe mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die ſie durch die Länge der Berechnungen abſchrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille ſeine Zeit zwiſchen ſeinem Obſervatorium, ſeinen Rechnungen, ſeinen Pflichten als Akademiker u. Profeſſor, und der Herausgabe ſeiner verſchiedenen Werke. Es erſchienen jetzt ſeine Sonnentafeln, ſeine Fondemens de l'Astronomie, die Fortſetzung ſeiner Ephemeriden; außerdem beſchäftigte er ſich ganz beſonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreiſes. Da er einſah, daß für den ungeheuern Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correſpondirenden Höhen viel zu langſam ſei, brachte er auf ſeiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufſteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben ſollte; aber um zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabſichtigte, machte er ſich zum Geſetz, in ſein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehrern von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunkt er ſo mühſam beſtimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als ſeine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwohl mit beſſern Inſtrumenten verſehen, ſich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauern iſt, daß dieſer ſchönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünſcht hätte. Unter ſo vielen Geſchäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Buguer, der ihm ſterbend ſeine Handſchriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erſcheinen, und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Waltherus, die Reiſe Chazelle's nach Aegypten, und Feuillé's nach den canariſchen Inſeln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte ſeine Arbeiten unterbrochen; er ſetzte ſie, kaum geneſen, um ſo eifriger fort, zerſtörte aber dadurch ſeine ſchwache Geſundheit, und ſtarb 1762. Seine Manuſcripte hatte er ſeinem Freunde Maraldi übergeben, wel-

cher den Ciel austral mit einer Vorrede über den Verfaſſer von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, ſo wie die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen iſt bewundernswürdig, um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß ſeine ganze aſtronomiſche Laufbahn ſich auf 27 Jahre beſchränkt.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieſer abweſend, todt oder abgeſetzt iſt.

Cairo, arab. Kahira, die Hauptſtadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am öſtlichen Ufer des Nils in einer ſandigen Ebene, beſteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt-Kairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Kairo. Im Caſtell reſidirt der Paſcha. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat $3\frac{1}{4}$ Stunde im Umfang, 31 Thore, 24,000 unregelmäßige, ungepflaſterte Gaſſen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verſchloſſen werden, um Unordnung zu verhüten; größtentheils von Ziegelſteinen erbaute Häuſer mit platten Dächern, gegen 300,000 Einwohner, Araber oder Mohammedaner, koptiſche Chriſten, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden ꝛc. Man zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moſcheen, 2 griech., 12 koptiſche und 1 armeniſche Kirche, 36 Synagogen, viele Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Cattunfabriken. Der Handel der Stadt iſt ſehr wichtig, da ſie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwiſchen Europa, dem mittelländiſchen Meere, Aſien und dem nordöſtlichen Afrika iſt. Hier iſt auch eine mohammedaniſche hohe Schule. In der Nähe befindet ſich eine Waſſerleitung von 317 Bogen. 1798 wurde ſie von den Franzoſen eingenommen; ſ. d. Art. Aegypten.

Calabrien, ſ. Neapel.

Calais, eine franzöſiſche Seeſtadt an der Meerenge, welche England von Frankreich trennt, und von den Franzoſen der Pas de Calais, auch la Manche, von den Engländern aber the Britiſh Channel genannt wird. Die ſtark befeſtigte Stadt wird noch durch eine Citadelle und das Fort Nieuvelet gedeckt. Sie hat 7000 Einw. und einen Hafen, der aber für große Schiffe zu ſeicht, und nur deshalb wichtig iſt, weil von hier aus in Friedenszeiten wöchentlich zweimal Paquetboote nach Dover abgehen und von daher zurückkommen. Die Ueberfahrt dauert über den, 6 geogr. Meilen (128,214 Fuß) breiten Canal, nach eingeführten Dampfböten, ſelten 5 Stunden. 1346 wurde Calais von König Eduard III. von England nach einer tapfern Vertheidigung, die die Belagerung von Calais zu einer der merkwürdigſten in der Geſchichte macht, erobert; die Engländer blieben bis 1558 in ihrem Beſitze, und Calais ging zuletzt unter allen engliſchen Beſitzungen in Frankreich verloren.

Calas (Jean). Dieſer unglückliche Mann, der als ein Opfer der durch Fanatismus parteiiſch geleiteten Juſtizpflege auf dem Blutgerüſte ſtarb, war 1698 im Flecken Lacaparède, bei Chartres, in Languedoc geboren, in der proteſtantiſchen Religion erzogen, und hatte ſich als Kaufmann in Toulouſe niedergelaſſen. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er ſelbſt erzog, und ſtand wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in der allgemeinſten Achtung, als er in ſeinem 68ſten Jahre plötzlich des ſchrecklichſten Verbrechens angeklagt wurde, deſſen ein Vater beſchuldigt werden kann. 1761 ward ſein älteſter Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hauſe erdroſſelt gefunden, und ſo glaublich es auch ſcheinen mußte, daß der von Natur ſchwermüthige, unruhige

Jüngling ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſo riefen doch bald tauſend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur katholiſchen Religion geneigten Sohn ermordet habe. Jean Calas und ſeine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Proceß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit ſehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umſonſt berief ſich der Greis auf ſeine Zärtlichkeit für ſeine Kinder und auf die Melancholie ſeines Sohnes, umſonſt führte er an, daß er einem andern Sohne, der die kathol. Religion angenommen, ſogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei ſeiner Alterſchwäche eine ſolche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine kathol. Magd, die er im Hauſe gehabt, die That nicht zugegeben haben würde: das Parlament von Toulouſe verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9. März 1762 das Urtheil vollziehen. Standhaft und ruhig duldete er die Martern der Folter und beſtieg das Blutgerüſt mit den Worten: „Ich ſterbe unſchuldig, meine Richter müſſen irre geleitet worden ſein. Chriſtus aber, der die Unſchuld ſelbſt war, ſtarb ja eines noch qualvolleren Todes.“ Der jüngſte Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigeſprochen. Die Familie des Unglücklichen begab ſich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte ſie kennen, und faßte den Entſchluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung, und lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Mängel der Criminalgeſetzgebung. Die Wittwe und die Kinder Calas baten hierauf um eine Reviſion des Proceſſes. Funfzig Richter prüften alle Umſtände nochmals, und erklärten ſämmtliche Angeklagte für unſchuldig. Der König ſuchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unerſetzlichen Verluſtes zu entſchädigen, und Perſonen vom erſten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern.

Calcedon oder **Chalcedon**, ſ. Achat. Uebrigens iſt calcedoniſch ein Kunſtwort der Juwelirer, den Fehler zu bezeichnen, daß auf einem Edelſtein, wenn man ihn dreht und wendet, Zeichen oder weiße Flecken ſichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calchas, Sohn des Theſtor, Prieſter und Seher der Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Als ſich im Hafen von Aulis die nach Troja beſtimmte Flotte verſamlete, und man durch Opfer vor der Abfahrt der Götter Segen erflehte am Altar unter einem Ahorn, ſchoß unter dem Altar eine Schlange hervor, wand ſich den Baum hinauf und fraß dort einen Sperling auf dem Neſt mit 8 Jungen, und ward nun in einen Stein verwandelt. Der Seher weiſſagte nun den Griechen, daß erſt im 10. Jahr der Belagerung, Troja von den Griechen erobert werden würde. Er ſelbſt begleitete das Heer nach Troja, und als dort während der Belagerung die Peſt die Griechen heimſuchte, erklärte Calchas, dies ſei Apollo's Rache, weil ſie dem Prieſter des Letztern ſeine Tochter Chryſeis geraubt hätten, die Agamemnon zu ſeiner Geliebten erkohren hatte. Er rieth den Prieſtern, Apollo durch Zurückgabe der Schönen zu verſöhnen, und ſpäter die Erbauung des hölzernen Pferdes, weiſſagte auch dem Trojaner Aeneas die Stiftung eines Reichs in Italien. Nach Calchas Tode weihete man ihm ein Orakel auf dem Hügel Drium in Daunien.

Calciniren heißt feuerbeſtändige Körper ſtärker oder ſchwächer glühen. Hatte der Rückſtand eine lockere oder pulverige Geſtalt: ſo wurde dieſe ehemals Kalk genannt. Im engern Sinne verſteht man

darunter die Verwandlung der reguliniſchen Form der Metalle in Metallkalk oder metalliſche Erde. Die Metalle können auf verſchiedene Weiſe, entweder durch's Feuer, auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, oder auch auf naſſem Wege, durch Auflöſung der Metalle und durch Niederſchlagung ihrer Kalke calcinirt werden. Zum Beweiſe dient das Blei: ſchmelzt man eine genau abgewogene Maſſe dieſes Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, ſo erſcheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derſelben zeigt ſich das Blei auf ſeiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht ſich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit dieſem Abhäuten kann man fortfahren, ſo lange noch Blei vorhanden iſt, und man hat dann alles Blei in eine ſtaubartige Maſſe verwandelt, welche ein Kalk iſt. Dieſer Bleikalk iſt ſpecifiſch leichter, als das metalliſche Blei, ſein abſolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als das dazu verwendete Blei, ſo daß man aus 10 Pfund Blei 11 Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beſchriebne Art gleiche Veränderung, weshalb ſie edle Metalle genannt werden. Sehr berühmte Chemiker ſind jetzt überzeugt, daß bei der Calcination reſpirable Luft zerſetzt werde, und ein wägbarer Theil derſelben zu den Metallen trete, wodurch die Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung iſt daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, ſondern nur eine metalliſche Halbſäure erzeugt wird.

Calcutta, die Präſidentſchaft der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft in Hindoſtan (10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einw.). Die Stadt Calcutta iſt die Hauptſtadt Bengalens und des ganzen brittiſchen Oſtindiens. Sie liegt an dem weſtlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Oſtindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt iſt jedoch wegen vieler Sandbänke, die ihre Lage und Größe unabläſſig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erſt im vorigen Jahrh. hat ſich Calcutta aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ſeiner jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer 1690 ſich zuerſt hier niederließen, eben ſo ungeſund, wie zu Batavia; erſt nach und nach hat man es unſchädlicher gemacht, theils durch Hinwegſchaffung eines nahen Waldes, theils dadurch, daß man lernte, ſeine Lebensweiſe ihm angemeßner einzurichten. Dennoch war dieſe Niederlaſſung in ſtetem Wachsthum, erholte ſich ſchnell von der 1756 erlittenen Zerſtörung, und iſt jetzt eine der prächtigſten Städte der Welt mit 700,000 Einwohnern. Die Häuſer der Engländer, die ein eignes Stadtviertel bilden, ſind aus Backſteinen, von ſchöner Bauart und zum Theil Pdläſten ähnlich. Wegen des heißen Clima's ſind ſie nicht aneinander gebaut, ſondern ſtehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen ſticht die ſogenannte ſchwarze Stadt, der von den Eingebornen bewohnte Theil, gewaltig ab; ſie hat überaus enge und krumme Straßen, untermiſcht mit vielen Gärten und unzähligen Waſſerbehältern. Einige ſind gepflaſtert. Häuſer aus Backſteinen, aus Lehm, aber meiſt aus Bambusrohr und Strohmatten, ſtehen bunt durch einander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, vom Lord Clive 1757 begonnen, iſt ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeſte Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfordern. Sie beherrſcht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus

dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwiſchen Fort William und der Stadt liegt eine Ebene, die als Spazierga... immer beſucht iſt. Hindoo, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durcheinander. Auf der Weſtſeite ſteht das vom Marquis Wellesley erbaute neue Gouvernementshaus, das durch ſeine Pracht in die Mährchenwelt von Tauſend und eine Nacht verſetzt. Das alte Fort iſt jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte ſchwarze Loch eine Niederlage. Ein 50 Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichenen Gefangenen, die hier 1756, als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenſchlichſten Grauſamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude ſind das Gerichtshaus, eine armeniſche und eine engliſche Kirche. In der Mitte der Stadt iſt ein großer Waſſerbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwaſſer abſchmäckig iſt, mit Waſſer zu verſehen. Hier iſt die Reſidenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchſten Gerichtshofs, der nach engliſchem Geſetz ſpricht, ohne Rückſicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpolizeibeamten und von Friedensrichtern unterſucht. Die Ruhe der Stadt erhalten einige Compagnien Seapoys, die regelmäßige Runden durch die Stadt machen. Calcutta iſt der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehen. In dem Hafen ſieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmänniſche Thätigkeit iſt ſo regſam, als irgendwo. Es gibt Häuſer, die jährlich zwiſchen 4 und 5 Mill. Pfund Sterl. umſetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. ſ. w. iſt ſehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Aſam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moſchus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Kauris (kleine Muſcheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauſcht. Der ſonſt ſo vortheilhafte Tauſchhandel mit Pegu, Siam und den malayiſchen Inſeln iſt ſehr geſunken. Die brittiſchen Kaufleute ſind natürlich die zahlreichſten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht, die man in dieſem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Anſehen ſowohl, als auch an äußerm Glanz am nächſten. Sie ſind friedliebende und fleißige Geſchäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Weſten, bis zum perſiſchen Meerbuſen. Die Mongolen indeß ſind die begütertſten, und da ſie ihr Geld nur zu ungeheuern Zinſen anlegen, ziehen ſie einen dreimal größern Nutzen davon, als gewöhnlich ein Kapital gibt. Die Hindoo bleiben, auch wenn ſie reich ſind, bei ihren beſchränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparſamkeit. Ihre Häuſer und Laden ſind ſchlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiöſen Feſten erlauben ſie ſich eine außerordentliche Ausgabe. Dann verſammeln ſie ſich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, ſpenden Roſenwaſſer und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und ſpeiſen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu ſingen oder eine Pantomine aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta iſt meiſt in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus ſind, wohlfeil einzukaufen, und ſich jede Art von niedrigen Ränken erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Dieſe Art von Betrug iſt bei ihren Landsleuten ſo wenig in Mißcredit, daß ſie vielmehr den Meiſtern darin den Beinamen Pucka adme, was einen

Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preiſe, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfniſſen herrſchen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes der engl. Kaufleute, findet man doch eine Menge Anſtalten zur Unterſtützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hoſpital für ſolche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwaiſete, deren Väter im Dienſt der Compagnie geſtanden; eine Freiſchule u. ſ. w. Das Collegium von Fort William, welches vom Marquis Wellesley geſtiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es ſollte, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienſt der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntniſſen unterrichten, ſondern auch über ihr Betragen wachen und ſie vor den Gefahren ſchützen, denen ſie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgeſetzt ſind. Das Letztere iſt aber jetzt weggefallen. Die aſiatiſche Geſellſchaft, welche 1784 von Sir W. Jones geſtiftet worden, beſchäftigt ſich mit Aufklärung und Erforſchung der Literatur, der Geſchichte, Alterthümer, Künſte und Wiſſenſchaften Aſiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften ſind größtentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war 1495 zu Caravaggio im Mailändiſchen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete ſich hier zum Mahler, indem er Johann v. Udine und die andern in den Logen des Vatikan beſchäftigten Meiſter arbeiten ſah. Er trat in enge Freundſchaft mit Mathurin von Florenz, der ihn mit Rath unterſtützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte ſich der Verbeſſerung der Zeichnung, wobei er ſtets die Antike vor Augen hatte. Raphael gebrauchte ihn in den Gallerien des Vatikans, und hier mahlte er mehrere treffliche Frieſe. Zu Meſſina vollendete er ein Oelgemählde, welches Chriſtus mit dem Kreuze vorſtellt, eine Menge ſchöner Figuren enthält und ſeine Fähigkeit, die größten Gegenſtände zu behandeln, beweiſt. Mehr als ein andrer hat er ſich dem Styl und der Manier der Alten genähert, beſonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren ſind correct, ſchön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Charakter. Aus Allem erkennt man, daß er ſich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Helldunkel, beſonders diejenige Gattung deſſelben, welche man Sgraffiato nennt. Auch in der Landſchaft zeigte er viel Talent. Er ward 1543 von ſeinem Bedienten ermordet.

Calderon. Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riano, aus einer altadeligen Familie ſtammend, ward geboren zu Madrid 1601. Im Jeſuitercollegium ſeiner Vaterſtadt erhielt er ſeine erſte Bildung, und vollendete ſie zu Salamanca, welche Univerſität er ſchon im 18. Jahre wieder verließ. Geſchichte, Philoſophie und die Rechte waren ſeine Hauptſtudien geweſen; frühzeitig aber hatte ſich auch ſchon ſein poetiſches Genie entwickelt, denn ſchon vor ſeinem 14. Jahre ſchrieb er ſein erſtes Schauſpiel: El carro del Cielo (Bd. 9 ſ. Werke). Sein Talent für dieſe Gattung von Poeſie, das ſeinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht auch ſein reicher Erfindungsgeiſt für feſtliche Veranſtaltungen, erwarben ihm bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am madrider Hofe nahmen ſich ſeiner an, und eröffneten ſeinem Talente eine würdige Laufbahn. Dennoch trat er in den Soldatenſtand, und trug zehn Jahre lang in

Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, und ernannte ihn im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeſchloſſene Friede gab ihm aber ſeiner friedlichern Kunſt zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm ſeines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeugungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Penſion von 30 escudos de oro, hielt aber auch ſein Talent in ununterbrochener Thätigkeit, und der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer ſeiner Vorgänger, ſcheute keine Koſten, um des Dichters Schauſpiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem Calderon zehn Jahre lang unabläſſig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er die Erlaubniß, in den geiſtlichen Stand zu treten, und bekam 1653 eine der Capellanſtellen an der erzbiſchöflichen Kirche zu Toledo, ohne ſeine bisherige Beſchäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch dieſe Stelle zu weit vom Hofe entfernte, ſo erhielt er 1663 mit Beibehaltung ſeiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königl. Hofcapelle, und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewieſene Penſion. Sein Ruf vergrößerte ſeine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den angeſehenſten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsſtücke) erſucht ward. Auf Verfertigung derſelben wendete er, ſeitdem er in den geiſtlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieſer Art ſo reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweiſen hatte. Dieſe Stücke ſagten vornehmlich ſeinem religiöſen Gemüthe zu, und auf ſie legte er auch einen vorzüglichen Werth, ſo daß er ungerecht gegen ſeine übrigen Stücke ward, die in vielfacher Hinſicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das Romantiſche in ihnen mehr aus ſeiner Nation und ſeiner Zeit abgeleitet werden müſſen, als aus tiefer Kunſteinſicht; allein das iſt auch nicht die Hauptanſicht bei der Würdigung ſeiner poetiſchen Verdienſte. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des echten poetiſchen Genius: und ſteht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem Lope de Vega nach, ſo übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemeſſenem Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unſerer Denk- und Empfindungsweiſe, unſerer gewohnten Anſicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Vielſeitig gebildete Kritiker unterſchreiben das Urtheil der ſpaniſchen Nation, welches Calderon unter die größten poetiſchen Genies zählt, und ſind billig genug, manche unläugbare Mängel ſeiner Stücke der Zeit und den Umſtänden zuzuſchreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenſtücke ſind, voll von Verwickelungen und reich an den intereſſanteſten Zügen; andere ſind heroiſche Comödien, wieder andere hiſtoriſche Schauſpiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von dieſen iſt der ſtandhafte Prinz, der unter den romantiſchen Tragödien erſten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorſpiele) und 100 Saynetes (Divertiſſements). Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonette, Romanzen u. a. ſind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenoſſen ertheil-

ten, in Vergeſſenheit gerathen; ſeine Schauſpiele allein haben ihm Unſterblichkeit verſchafft. Die vollſtändigſte Ausgabe derſelben iſt die von D. Juan de Vera Taſſis y Villarroel beſorgte (Madrid 1685. 9 Bände). Zwei unſerer vorzüglichſten Ueberſetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meiſterhaften Ueberſetzungen Calderon'ſcher Stücke beſchenkt. Von jenem beſitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 u. 1806), von dieſem bis jetzt 10 Stücke in fünf Bänden (Berlin 1815—1822), und von Letzterm iſt noch mehr zu erwarten. Ihnen hat ſich der Freiherr von der Malsburg auf das würdigſte angeſchloſſen, und es ſind von deſſen Ueberſetzung bis 1822 vier Bände erſchienen (Leipzig bei Brockhaus. 8. 1819—22, jeder Band 2 Thlr.). Göthe und Schlegel haben das Verdienſt um die deutſche Bühne, ſie dem Genius Calderon's eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinſicht Shakſpeare's ſich erworben hatte. 1810 oder 1811 erſchien zuerſt der ſtandhafte Prinz in Schlegel's Ueberſetzung auf dem Hoftheater zu Weimar; ihm folgte bald die Schickſalstragödie, das Leben ein Traum, in einer Ueberſetzung des Hrn. v. Einſiedel, und ſpäter die große Zenobia nach Gries. 1816 beſchritt das erſtgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine ſtarke Oppoſition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. Weſt (Schreyvogel in Wien), mit Benutzung der Gries'ſchen Ueberſetzung, für das Theater; in dieſer Geſtalt breitete es ſich auf den meiſten deutſchen Bühnen aus, und ſprach überall lebhaft an. Dieſes Stück iſt in Bezug auf die tragiſche Kunſt dem ſtandhaften Prinzen vorzuziehen, es löſet eine der ſchwerſten Aufgaben: echt poetiſche Behandlung der Schickſalsidee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calderon's hat einen ſo reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt iſt, unſer Theater damit ſehr bereichern können, wenn wir unſere Ueberſetzungsmanier dem Theatergeſchmack annähern, welcher keine ſchwerfälligen Nachbildungen fremder poetiſcher Formen duldet, weil ſie das Auffaſſen vom Mund aus erſchweren. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur eine Charakteriſtik Calderon's geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Zu bedauern iſt, daß man die Werke Calderon's nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Myſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren ward er förmlich Prieſter, und in die Brüderſchaft von St. Pedro aufgenommen, in welcher er dann ſein übriges Leben blieb. 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren. Eine ſehr correcte Ausgabe des Calderon im Original erſcheint bei Brockhaus in Leipzig, und wird von J. G. Keil beſorgt. Die drei erſten Bände 1820—1821 enthalten 30 Comedias. Der Preis jedes Bandes iſt 3 Thlr. Noch vergl. man über Calderon und ſeine Werke einen ſehr genauen Aufſatz von Val. Schmidt in dem Anhange zu den wiener Jahrbüchern Nr. XVII. u. XVIII. (1822). (Man vgl. Spaniſche Poeſie.)

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält ſie für Deutſche, Andere mit mehrerem Rechte für Celten. Sie ſind die Vorfahren der heutigen Bergſchotten.

Calembour, auch Calembourg, ein Wortſpiel, indem man einem Worte einen andern Sinn als den gewöhnlichen gibt, den es aber haben kann, wenn man einige Buchſtaben verändert, hinweg- oder hinzuthut, ohne daß dadurch die Ausſprache geändert wird. Als ein Beiſpiel führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reiſenden die Börſe ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Piſtole auf die Bruſt ſetzte: la bourse, ou la vie. — Pour l'avis (la vie), erwiderte dieſer trocken: le meilleur que je puisse vous donner, est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu, et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Haarknoten). Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Sprache reich an dergleichen Wortſpielen, weil ſie arm an Worten iſt, dieſe folglich in mehrern Bedeutungen genommen werden können, auch zur Güte der Calembours nicht die Richtigkeit der Orthographie, ſondern nur die Aehnlichkeit des Klangs gehört.

Calender iſt überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage; man nennt aber auch insbeſondere ſo ein Verzeichniß dieſer Eintheilung. Der Name kommt von einem griechiſchen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines ſolchen Verzeichniſſes, wie wir es haben, allemal am erſten Tage des Monats die übrigen Tage deſſelben auszurufen. Zu den erſten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereigniſſe der Natur Gelegenheit. Der ſcheinbare tägliche Umlauf des ganzen geſtirnten Himmels und mit ihm der Sonne ꝛc. um die Erde, erzeugte die Eintheilung in Tage. Da ſich aber die Zahl der Tage zu ſehr vergrößerte: ſo fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in ſich faßte. Dieſes bot der Wechſel des Mondes, deſſen Erſcheinungen man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren ſah, dar, und es entſtand die ſchon größere Zeitabtheilung in Monate. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume ſah man auch dieſe zu ſehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dies fand man in dem ſcheinbaren jährlichen Laufe der Sonne um die Erde in der Ekliptik. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß ſie nach etwas mehr als 365 Tagen dieſen ſcheinbaren Lauf vollende, und nannte dieſen Zeitraum ein Sonnenjahr oder blos Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, beſtimmte. Da nun wegen des wichtigen Einfluſſes, den der Lauf der Sonne in der Ekliptik und ihre damit zuſammenhängende Entfernung von unſerm Scheitel auf die Erde und die Geſchäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieſer Umſtand die Aufmerkſamkeit der letztern natürlich auf ſich ziehen mußte; ſo kam es, daß alle bekannten Völker von einiger Cultur das Jahr, als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrſcheinlich haben ſich zuerſt die Phönicier, dann die Aegypter, dann die Griechen dieſer Zeitrechnung bedient, von welchen ſie zu andern Völkern fortgepflanzt wurde. Die Beſtimmung des Jahrs nach Monaten u. Tagen konnte aber anfangs nicht ſehr genau ſein; denn dieſes foderte lange und aufmerkſame Beobachtung. Der Calender der älteſten Völker konnte nur ſehr unvollkommen ſein. Indeß war es für dieſe genug, die ökonomiſchen Geſchäfte darnach einzurichten. Den Lauf der Sonne mit dem des Mondes in Uebereinſtimmung zu bringen, bemühten ſich zuerſt die Griechen. Sie rechneten 12½ Umdrehungen des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und, um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen ſie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem

zu 13 Monaten abwechſeln. Solon, der die Mängel dieſer Eintheilung einſah, beſtimmte den Monat auf 29½ Tage, und ließ auf gleiche Weiſe Monate von 29 und 30 Tagen abwechſeln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs aber immer noch nicht in genaue Uebereinſtimmung gebracht, und es mußten bald neue Unordnungen entſtehen. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorſchläge zur Verbeſſerung gethan wurden, ſo gelang es doch erſt Meton und Euetemon dadurch, daß ſie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen, in welchem die Verhältniſſe der Sonne zum Monde wiederkehren (ſ. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Dieſe Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor der chriſtl. Z. R. annahmen, fand ſo großen Beifall, daß ſie mit goldenen Buchſtaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verfloſſen ſind, die güldene Zahl nannte. Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Dieſem Mangel ſuchte Kalippus, 102 Jahre ſpäter, abzuhelfen, wiewohl er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem beſtimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erſter König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten, ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage, die übrigen, April, Juni, Sextil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einſah, daß dieſe Rechnung nicht ausreichte, ſo ſchaltete er zur Ergänzung des Jahrs noch ſo viel Tage ein, als bis zu Anfange des folgenden Jahres nöthig waren. Sein Nachfolger, Numa Pompilius, ſchaffte dieſe Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, ſchnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage hatten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinſtimmung zu bringen, bediente man ſich der Einſchaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Prieſtern überlaſſen; und weil dieſe nach den Bedürfniſſen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit ſehr willkürlich verfuhren, ſo verurſachten ſie bald Mißvergnügen und Störungen. Deſſen ungeachtet dauerte dieſe Einrichtung bis gegen das Ende der republicaniſchen Verfaſſung fort. Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewiſſen Tagen des Monats eigene Namen: der erſte Tag hieß bei ihnen allemal Calendä, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der ſiebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß Nonä und in jenen vier Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag hieß Idus. Nach dieſen beſtimmten ſie die übrigen auf folgende Art: ſie zählten die Tage von den obengenannten rückwärts, ſo daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3. März angeben, ſo mußte man wiſſen, daß im März die Nonä auf den 7. fielen, daher wurde jener der 5. vor den Nonen genennt; wollte man den 8. Januar nennen, in welchem Monat die Nonä auf den 6., und die Idus auf den 13. fallen, ſo war dieſer der 6. vor den Idus des Januar; ſollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, ſo gab man an, die wievielſten ſie vor den Calenden des folgenden Monats waren. Wegen des Mangels an Genauigkeit der oben angegebenen Berechnung war es nach und nach da-

hingekommen, daß zu Cicero's Zeit der Calender die Frühlingsnacht=gleiche um 2 Monate (nach Cicero's letztem Brief des 10. Buchs der Briefe an den Atticus war gegen Ende des damaligen Calender=Maies die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei) zu ſpät ergab. Um dieſer Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäſar, als er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im J. 707 nach Rom's Erbauung den griechiſchen Aſtronomen Soſigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, die nach dem Namen ihres Stifters der Julianiſche Calender genannt wurde. Die Hauptverbeſſerung beſtand darin, daß man die Frühlings=nachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man ſchob daher im J. 707 zwiſchen den November und December noch 2 Monate ein, ſo daß dieſes Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Beſtimmung der Griechen angenommen, nämlich 365¼ Tage, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis, zu Ehren des Urhebers dieſer Verbeſſerung, von nun an Julius genannt wurde. Da ¼ Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, ſo wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und ſchaltete dieſen zwiſchen den 23. und 24. Februar ein. Dieſer Tag wurde Schalttag und das 4. Jahr, wo er eingeſchaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieſer Calender iſt bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der chriſt=lichen Kirchenverfaſſung aller Länder bis zum J. 1582 n. Chr. Geb. üblich geweſen. In der letztern waren die Feſte mit dieſer Zeitrech=nung verwebt. Aber hier mußte um des Oſterfeſtes willen auf den Lauf des Mondes Rückſicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Oſterfeſt (Paſcha) den 14. Niſan (März); die Chriſten in dem=ſelben Monate, nur beſtimmten ſie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Oſterfeſt der Chriſten mit dem Paſcha der Juden bisweilen zuſammenfiel, und man es nicht für chriſtlich hielt, dieſes wichtige Feſt mit den Juden zugleich zu feiern, ſo wurde auf der Kirchenver=ſammlung zu Nicäa, 325 n. Chr. Geb., feſtgeſetzt, daß das Oſter=feſt allemal den Sonntag nach dem erſten Vollmonde nach der Früh=lingsnachtgleiche gefeiert werden ſollte, die man damals auf den 21. März fallend annahm. Weil ſich alſo hiernach die Berechnung des Oſterfeſtes auf den Lauf des Mondes gründet, ſo hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365¼ Tage enthielt, und die Neumonde nach 19 Jahren alle=mal wieder auf denſelben Tag fallen mußten. Die Unrichtigkeit die=ſes, ſolchergeſtalt mit dem Mondcyclus verbundenen, Julianiſchen Jahres mußte ſich aber, bei Vergleichung mit dem wirklichen Ein=tritte der Nachtgleichen, bald veroffenbaren, da ſeine angenommene Länge von 365¼ Tagen die wahre um 11 Minuten übertrifft. Um dieſe 11 Minuten rückte alſo die Zeit der Nachtgleichen gegen jedes ſolches Julianiſche Jahr zurück, und im 16. Jahrh. war dem zu Folge die Frühlingsnachtgleiche von dem 21. März auf den 10. gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Ver=beſſerung, und nach ſeinem Tode überreichte ihn ſein Bruder dem Papſte Gregor XIII. Zur Ausführung deſſelben berief dieſer eine Anzahl Prälaten und Gelehrten zuſammen; 1577 nahmen alle katho=liſchen Regenten den Vorſchlag an, und 1582 ſchaffte Gregor durch ein Breve den Julianiſchen Calender in allen katholiſchen Ländern ab, und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des Gre=gorianiſchen oder verbeſſerten Calenders, oder des neuen Styls beſi=

ſen, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbeſſerung beſtand darin: man warf vom 4. October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4. ſogleich den 15. Jedes hundertſte Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr ſein ſollte, ſollte nun ein gemeines ſein, das 4. ausgenommen, d. h., es ſollte das J. 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr ſein. Bei dieſer Beſtimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen von v. Zach, de la Lande und Delambre geben zwar die mittlere Länge des tropiſchen Sonnenjahrs noch um etwa 26 Secunden kürzer an; allein es iſt unnütz, die Leſer auf die daraus entſpringende Unrichtigkeit, die ſich erſt nach drei Jahrtauſenden auf Einen Tag belaufen wird, aufmerkſam zu machen. Dieſer Verbeſſerung ungeachtet behielten die Proteſtanten den Julianiſchen Calender fort bis zum J. 1700, wo ſie den neuen Styl auch annahmen; doch ſo, daß ſie zur Oſtergrenze denjenigen Tag, auf welchen der erſte Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche aſtronomiſch fällt, beſtimmten. Dieſe Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Oſterfeſt der Katholiken acht Tage ſpäter als das der Proteſtanten. Daher wurde 1777 der Gregorianiſche Calender für die Feſtrechnung unter dem Namen des allgemeinen Reichscalenders (das, was in den jetzigen Calendern, unter den Epochen, mit dem Ausdrucke „verbeſſerter Calender" bezeichnet wird) eingeführt, damit Proteſtanten und Katholiken das Oſterfeſt, mithin alle bewegliche Feſte des Jahrs, weil ſie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte iſt nur noch in Rußland üblich, und von dem neuen jetzt eilf Tage verſchieden. In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24. Nov. 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Grenze dieſer Jahrrechnung nahm man die Herbſtnachtgleiche des J. 1792, welche den 22. September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem pariſer Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erſte Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach dieſem beſtand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung deſſelben hängte man am Ende fünf, und in den Schaltjahren ſechs (jours complémentaires) Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, beſtimmte man nach einer beſondern Periode, welche Franciade hieß. Statt der Wochen wurde jeder Monat in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, ſo wie ſich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalſyſtem gründeten. Die Namen der Monate wurden ſo gewählt, daß ſie durch ihre Ableitung die Jahreszeit ꝛc. bezeichneten. Sie waren: Herbſt vom 22. September bis 22. December: Vendémiaire, Weinleſemonat (October), Brumaire, Nebelmonat (November), Frimaire, Reifmonat (December); Winter vom 22. December bis 22. März: Nivôse, Schneemonat (Januar), Ventôse, Windmonat (Februar), Pluviôse, Regenmonat (März); Frühling vom 22. März bis 22. Junius: Germinal, Keimmonat (April), Floréal, Blüthenmonat (Mai), Prairial, Wieſenmonat (Juni); Sommer vom 22. Juni bis 22. September: Messidor, Erntemonat (Juli), Thermidor, Hitzemonat (Auguſt), Fructidor, Fruchtmonat (September). Die zehn Tage jeder Decade hießen: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9.

Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdies hatte noch jeder Tag im Jahre ſeinen beſondern Namen, der aber nicht von Heiligen, ſondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemeſſen war; z. B. der 7. Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieſer Calender wurde auf Befehl Napoleon's durch ein Senatsdecret vom 9. Sept. 1805 aufgehoben, und der allgemeine chriſtliche (Gregorianiſche) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. Sx.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veroneſe, ein Mahler von Verona, 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, ein Bildhauer, wollte ihn für dieſe Kunſt bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen, und kam daher zu Badile, ſeinem Oheim, welcher zuerſt regelmäßige Gemälde lieferte, in denen er ſich von der ſogenannten alten Manier losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieſes geſchickten Lehrers reißende Fortſchritte; aber da die veroneſiſche Schule bereits herrliche Künſtler, wie Forbicini, Giolſino, Ligozzi, Bruſaſorci und Farinato, zählte; ſo hatte er in den erſten Jahren nur wenig Ruf. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Anfangs bemühte er ſich, in die Fußſtapfen Titian's und Tintoret's zu treten, aber zugleich ſchien er ſie durch eine geſuchtere Zierlichkeit und durch reichere Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an ſeinen Werken, daß er die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmeſan u. Albrecht Dürer ſtudirt habe. In ſeinen erſten großen Werken, welche zu St. Sebaſtian in Venedig ſind, erſcheint ſein Pinſel noch furchtſam; ſpäter erregte eins ſeiner Frescogemälde in derſelben Kirche, die Geſchichte der Eſther, allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte, ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müſſen. Paul indeſſen begab ſich mit dem venetianiſchen Geſandten Grimani nach Rom, ſah hier mit Begeiſterung die ſchönen Muſter Raphael's und Michel Angelo's, und mahlte nach ſeiner Rückkehr ſeine ſchöne Apotheoſe Venedigs. Vortrefflicher noch ſind ſeine verſchiedenen Abendmahlseinſetzungen. In Venedig befinden ſich deren wenigſtens ſechs in den Refectorien der Geiſtlichen. Am berühmteſten iſt ſeine Hochzeit von Canaan, und ſein Gaſtmahl Chriſti bei Simon. An jenem tadelt man mit Recht die unpaſſend angebrachte aſiatiſche Pracht, die Vereinigung der verſchiedenſten Perſonen und Trachten an dieſem einen Zug von Stolz, der ſtatt einfacher Hoheit in dem Chriſtusgeſicht ausgedrückt iſt, die Verſetzung der Hauptperſon in einen Winkel des Gemäldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tiſchtücher und der Architektur. In ſeinen Pilgrimmen von Emaus verletzt Paul Veroneſe alle Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung. Aber neben allen dieſen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geiſt in den Phyſiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdig fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig gewiſſe Regeln, von denen ſich der Künſtler nie entfernen darf. Er ſtarb 1588. Seine Schüler waren Carlo und Gabriele, ſeine Söhne, und Benedetto, ſein Bruder, ferner Michele Parraſio, Naudi, Maffei Verona, Franceſco Montemezzano.

Caliber, Caliberſtab, Viſirſtab, Artillerie-Maßſtab, iſt ein vierſeitiger meſſingener Maßſtab, welcher die Durchmeſſer der Kugeln von eins bis hundert Pfund zeigt. Auf einer Seite ſind die ſteinernen, auf der andern die bleiernen, und auf der dritten die eiſernen Kugeln verzeichnet. Auf der vierten ſind die Kubi von

verſchiedenem Gewichte des Pulvers und die Durchmeſſer der Bohrungen des Geſchützes angegeben. Georg Hartmann aus Eckolsheim, Mathematiker in Nürnberg, hat ihn 1540 erfunden. Caliber wird auch für den Durchmeſſer der Mündung eines Geſchützes und den einer Kugel von allen Arten gebraucht. So ſagt man: „Geſchütz von ſchwerem, von leichtem Caliber.“ In der Schiffkunſt iſt Caliber das Modell eines zu erbauenden Schiffs. Ferner ein Werkzeug bei verſchiedenen Handwerkern, ja bei einigem überhaupt jedes Modell.

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, und wurde 12 Jahre nach Chr. Geb. (im J. Roms 765) im Lager, wahrſcheinlich in Deutſchland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er ſich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte ſich beim Kaiſer Tiberius ſo einzuſchmeicheln, daß er nicht nur dem grauſamen Schickſale ſeiner Aeltern und Geſchwiſter allein entging, ſondern auch mit Ehrenſtellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langſames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, iſt ungewiß. Als derſelbe ſich ſeinem Tode näherte, ſetzte er, nach Sueton, den Caligula und des Druſus Sohn, Tiberius Nero, zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, um ſeines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt, konnte ohne Schwierigkeit ſich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf, und die entfernteſten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren ſeine erſten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er beſtattete auf das ehrenvollſte die Ueberreſte ſeiner Mutter und ſeines Bruders Nero, ſetzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Teſtament von dem Senat für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel deſſelben, den einigen oberwähnten ausgenommen. Als er zum Conſul erwählt worden, nahm er ſeinen Oheim Claudius zum Mitconſul, und bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrſcht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er ſich durch die unerwarteſte Umwandlung plötzlich als den grauſamſten, unnatürlichſten Tyrannen zeigte. Die künſtlichſten Martern dienten ihm zur Luſt. Während ſeiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch Unſchuldige foltern und enthaupten; die angeſehenſten Perſonen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnſinne des Uebermuths hielt er ſich ſelbſt für einen Gott, und ließ ſich die Ehren erweiſen, welche man dem Apoll, dem Mars und ſelbſt dem Jupiter erwies. Auch mit den Attributen der Venus und anderer Göttinnen zeigte er ſich öffentlich. Seiner eigenen Gottheit erbaute er einen Tempel. Einſt wünſchte er, das römiſche Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine ſeiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwiſchen Bajä und Puzzuoli. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit ſeinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor ſeiner Abreiſe noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Perſonen, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und der Geſinnung, ergreifen und in das Meer ſtürzen. Bei ſeiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom

ein, weil er, wie er ſagte, die Natur ſelbſt beſiegt habe. Darauf rüſtete er ſich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind geſehen zu haben. Ihn hatte eine ſolche Furcht befallen, daß er ſich, als er an die Brücke kam und dieſe von den zudrängenden Maſſen verſtopft fand, von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab ſich hierauf nach Gallien, das er mit beiſpielloſer Habſucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen anſehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum ſeiner beiden Schweſtern, Agrippina und Livilla, die er verbannte. Auch das Geräth des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Auguſtus, der Agrippina u. ſ. w. verkaufte er. Bevor er Gallien verließ, kündigte er die Abſicht an, nach Britannien gehen zu wollen. Er verſammelte ſein Heer an der Küſte, beſtieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er ſich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taſchen und Helme mit Muſcheln anzufüllen, indem er ausrief: „Dieſe dem Ocean entriſſene Beute gebührt meinem Palaſt und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen ſeiner Kriegsthaten, begnügte ſich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beſchloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetſten Männer Roms zu verderben. Dies bewieſen zwei Bücher, die man nach ſeinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er ſöhnte ſich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn ſeiner würdig fand. Er unterhielt öffentliche Bordelle und Spielhäuſer, und nahm ſelbſt das Eintrittsgeld der Beſuchenden ein. Zu weitläufig würde es ſein, alle Verbrechen und Thorheiten dieſes Kaiſers anzuführen. Einiges müſſen wir indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula beſaß ein Pferd mit Namen Incitatus; dies war ſein Liebling. Es hatte ein Haus, eigene Diener, und ward aus Marmor und Golde geſpeiſet. Caligula hatte es in das Collegium ſeiner Prieſter aufnehmen laſſen, und war Willens, es ſogar zum Conſul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homers zu vertilgen, und faſt hätte er die Werke und Bildniſſe des Virgil und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen laſſen, jenes, weil er ohne Genie und Kenntniſſe, dieſes, weil er ein unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber ſei. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben, mit allen ſeinen Schweſtern hatte er Blutſchande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verſtoßen hatte, feſſelte ihn Cäſonia. Eine Verſchwörung, an deren Spitze Chärea und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianiſchen Cohorten, ſtanden, machte endlich ſeinem Leben im 29., und ſeiner tyranniſchen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

Calixtiner oder Utraquiſten, eine huſſitiſche Partei in Böhmen, die ſich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von den Katholiſchen unterſchied (vergl. d. Art. **Huſſiten**). Unter Georg von Podiebrad, 1450 bis 1471, der ſich ſelbſt zu ihrer Partei bekannte, wurden die calixtiniſchen Stände den übrigen überlegen, unter Wladislaw erhielten ſie ſich im Beſitze ihrer Religionsfreiheit, und theilten ſeit der Reformation des 16. Jahrh. wie den Glauben ſo auch das Schickſal der Proteſtanten in Böhmen.

Ihre Weigerung, im ſchmalkaldiſchen Kriege gegen ihre Glaubensgenoſſen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen ſonſt ungünſtige Ferdinand I. ſie die Vortheile des Religionsfriedens ſeit 1556 mit ſeinen übrigen evangeliſchen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schickſal unter Rudolph II., und ſie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9. Juli 1609 ausgefertigten Majeſtätsbrief die von ihnen in Verbindung mit den böhmiſchen Brüdern und den Evangeliſchen eingereichte böhmiſche Confeſſion öffentlich anerkannt, und ihre Kirchenordnung, vermöge deren ſie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein beſonderes Conſiſtorium zu Prag gehabt hatten, beſtätigt wurde. Da indeß Mathias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieſes Majeſtätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Proteſtanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbſthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumphe unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieſes übelberathenen Fürſten bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Proteſtantismus beſtraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung; und auch Ferdinand III. dehnte die Wohlthaten des weſtphäliſchen Friedens nicht auf die Evangeliſchen in Böhmen aus. Seine Nachfolger waren dem Proteſtantismus nicht günſtiger, und erſt das Toleranzedict Joſephs II. gab den Evangeliſchen in Böhmen 1782 die ſeit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die reformirten und lutheriſchen Gemeinden, unter die ſich die Reſte der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen. E.

Callico, urſprünglich ein weißes oſtindiſches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Mancheſter und in London, gleich andern weißen Kattunen, gedruckt wurde, und ſo in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle engliſchen gedruckten Cattune Callicoes genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße oſtindiſche Callicoes, beſonders nicht für das Ausland, ſondern ſtatt ihrer in England gewebte weiße Kattune. Da zuerſt gemeiniglich dieſe Kattune mit braunem Grunde und Muſtern, worin rothe Blumen vorherrſchend waren, gedruckt wurden, ſo kamen davon zweierlei Arten zunächſt in den deutſchen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicoes in den Handel, und ſo lange das ſogenannte Kontinental-Syſtem die engliſchen Manufacturen vom Feſtlande verdrängte, nannten alle deutſche und ſchweizeriſche Fabrikanten ihre gedruckten Kattune Callicoes.

Callimachus, dieſer berühmte griechiſche Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Lybien gebürtig, und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Chriſto. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur ſo viel, daß er aus einem vornehmen Geſchlechte entſproſſen, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, eröffnete, und in derſelben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntniſſen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratoſthenes, Apollonius Rhodius, Ariſtophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus räumte ihm eine Stelle im Muſeo ein, wo er, wie die übri-

gen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunſt ſtand er bis an ſeinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er ſchrieb in dieſer günſtigen Lage ſeine meiſten Werke, deren Zahl nach Suidas ſehr beträchtlich geweſen. Wir haben, außer einigen Bruchſtücken, nur 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat ſich in Catull's lateiniſcher Ueberſetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwiſſerei zu erſetzen ſuchte. Statt edler, einfacher Größe zeigen ſich Künſtelei und Ueberladung. Vergebens ſucht man in ſeinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet ſtatt deſſen ein falſches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt, und dienten Properz zu Muſtern. Die beſte Ausgabe des Callimachus iſt von J. A. Erneſti, Leyden, 1761, 2 Bde. 8., in welcher ſich, wie in der Ausgabe von Grävius, Utrecht 1697, auch Spanheim's gelehrter Commentar findet. Man muß damit verbinden Elegiarum fragmenta von Valckenaer, Leyden 1799, 8.

Callipygos, ſ. Venus.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und geſtorben daſelbſt 1635, hat ſich unter den franzöſiſchen Künſtlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeichnenden Künſte ausgeſtattet, beſiegte er ſtandhaft jedes Hinderniß, das ſich der Vervollkommnung ſeines Talents entgegenſtellte. Im zwölften Jahre ſeines Alters floh er, da ſeine Aeltern ihn einer andern Beſtimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Parigi, kupferſtechen unter Philipp Thomaſſin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Canta-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er ſich gänzlich der Liebe zur Kupferſtecherei, und zog hier wieder die Aetzkunſt vor, wahrſcheinlich, weil durch ſie ſein lebhafter und fruchtbarer Geiſt ſich ſchneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von 20 Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke, deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularités d'Architecture, Peinture, Sculpture et Gravure von Le Comte, T. 2. p. 376—392, und beſſer noch in Gerſaint's Catalogue de Lorangère findet. In der Anordnung, Compoſition und Austheilung des Lichts glänzt Callot nicht, aber in den einzelnen Partien iſt er vortrefflich; die Zeichnungen ſind richtig, die Stellungen meiſt gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraſte vermieden, der Ausdruck iſt ſtark, und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meiſterhand. Beſondern Ruhm hat er ſich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen ſeinen Stücken angebracht hat. Die meiſten davon, wenn man die heiligen Gegenſtände abrechnet, ſind Darſtellungen von Schlachten, Belagerungen, Bällen, feſtlichen Aufzügen. Von dieſen werden die Misères et Malheurs de la Guerre auf 18 Blättern als das vorzüglichſte geprieſen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn ſo ſehr zum Komiſchen, daß er dieſer Laune ſelbſt bei Darſtellung heiliger Gegenſtände nicht widerſtand, z. B. in der Verſuchung des heil. Antonius. Er ſtellte aber nicht blos allerhand burleske und groteske Figuren in ſeinen Blättern mit auf, die man wohl auch Callot'ſche Fratzen genannt hat, ſondern ſchuf

auch ganze Gemälde dieſer Art, die in der That den Inbegriff ſeiner Kunſt zeigen. Seinen Jahrmarkt, ſeine Bettler nennt man als ſeine vollkommenſten Arbeiten. Zu bemerken iſt noch, daß er der erſte war, der beim Aetzen ſich des Scheidewaſſers und eines Firniſſes bediente. Nicht aber blos als Künſtler, auch als Menſch iſt er ſehr intereſſant, und es wird Niemand gereuen, Callot's Biographie bei Gerſaint a. a. O. oder von Huſſon (Par. 1766. 8.) geleſen zu haben

Calmar, die Hauptſtadt von Smaland in Schweden, an der Oſtſee, Oeland gegenüber gelegen, mit 4300 Einw. auf der Inſel Quarnholm. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Brettern, Alaun und Theer. Auch hat ſie Wollenzeug-Manufacturen, und iſt der Sitz eines Biſchofs und des Landhauptmanns. Hier wurde im J. 1397 die berühmte, nach dieſem Orte benannte Union zwiſchen den drei nordiſchen Reichen geſchloſſen. (S. Dänemark, Margarethe und Schweden.) Das wohlbefeſtigte Schloß Calmar liegt außer der Stadt im oelandſchen Sunde.

Calmoucks, nennt man ein zuerſt in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes, locker gewebtes, dickes, ſehr langhaariges Zeug, dem die Engländer einen ſehr ſchönen Glanz zu geben wiſſen, und das zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländiſchen, mecklenburgiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Manufacturen mit Erfolg nachgemacht.

Calonne (Charles Alexandre de), geboren 1734 zu Douai, wo ſein Vater erſter Parlamentspräſident war. Nachdem er zu Paris ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Advokatenſtande, und ward bei dem Provincialconſeil von Artois angeſtellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. 1763 ward er zum Maître des requêtes, 1768 zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete ſich in dieſen verſchiedenen Aemtern durch Talente aus. Dies war ſeine Lage, als Ludwig XV. ſtarb. Der aus einer langen Verweiſung zurückgerufene Miniſter Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormeſſon ins Finanzminiſterium berufen. Im Nov. 1783 folgte dieſen, nach Maurepa's Tode, Calonne, der freilich ſchon die Finanzen in Unordnung fand. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die ſich von den vorhergegangenen Regierungen herſchrieben, waren 176 Millionen vorauserhoben worden. Calonne verhehlte ſeine Verlegenheit und nahm einen Schein von Wohlbefinden an. Er verſchmähte das Hülfsmittel der Erſparniſſe, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorſchüſſe aufrecht, beſchleunigte die Zahlung der Staatsrenten, ſetzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, ſicherte den Credit der Caisse d'escompte, machte Pläne zu Tilgungsfonds, und unternahm ſogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefſten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm genommene Anleiheſyſtem. Nach ſeiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief ſich auf 115 Millionen; dies ſollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Mill. getilgt ſein. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche ſich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Mill. gebracht werden. Calonne's erſte Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet; die Staatsſchuld war auf kein ſicheres Unterpfand begründet. Dies zu bewirken gab es nur ein neues Contributionsſyſtem, und Calonne ſchlug es vor.

Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare allgemeine Grundſteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszuſehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden erſten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer foderte, von ihnen Hinderniſſe entgegengeſtellt werden würden, eine allgemeine Ständeverſammlung aber zu gefährlich ſchien: ſo wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung ſeiner Abſicht nöthigen Bedingungen zu haben ſchien. Er ſchlug eine Verſammlung von Notablen, gewählt aus den angeſehenſten Mitgliedern der beiden erſten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigſten Municipalitäten vor. Am 22. Febr. 1787 hatten die Notablen ihre erſte Sitzung zu Verſailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzminiſters. Er erſtattete ihn mit aller Geſchicklichkeit, deren er fähig war; aber dies konnte den übeln Eindruck ſeiner Aufſchlüſſe nicht mindern. Der Ausfall von 115 Millionen war weit mehr, als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Urſprung deſſelben von der Verwaltung Terray's her, behauptete, daß er damals 40 Mill. betragen, daß er von 1776 bis 1783 um eben ſoviel geſtiegen, und gab endlich zu, daß er ſelbſt ihn bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Lafayette erſchien an der Spitze der zahlreichen Ankläger, die nun gegen Calonne auftraten, aber der König ſchien im erſten Augenblicke ſeinen Miniſter zu halten. Der Großſiegelbewahrer, Calonne's ſteter Gegner, wurde entlaſſen. Dieſer Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Lafayette's und Necker's Freunden trat noch eine andere Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbiſchof von Toulouſe, Loménie-Brienne, ins Miniſterium brachte. Der Hof erſchrack über die Weitläufigkeiten der Verſammlung der Notablen und über die Gährung, welche ſie erregte. Calonne wurde ſeines Amtes entſetzt, und nach Lothringen verwieſen. Von dort begab er ſich nach England, wo er von der Kaiſerin Catharine eine ſchmeichelhafte Einladung bekam; er aber beſchäftigte ſich, die Anklagen, welche ſich gegen ihn erhoben, zurückzuweiſen. In ſeiner an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittſchrift, durchgeht er alle ſeine miniſteriellen Unternehmungen, und bemüht ſich zu beweiſen, daß ſie ſämmtlich die Verbeſſerung der Finanzen zum Zweck gehabt. Der Erzbiſchof von Toulouſe, ſein Nachfolger, hatte ihm das perſönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamenter von Grenoble, Toulouſe, Beſançon hatten ihn der öffentlichen Ahndung Preis gegeben; das Parlament von Paris war förmlich wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte ſich gegen alle dieſe Angriffe; er erſuchte den König zu erklären, daß er ſtets auf ſeinen ausdrücklichen Befehl oder mit ſeiner Zuſtimmung gehandelt habe, und erbot ſich, im Fall der König ſchweige, auf die feierlichſte Weiſe vor dem Gerichtshofe der Pärs, vor dem er angeklagt worden, ſich zu rechtfertigen. Allen Beſchuldigungen ſetzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatſache entgegen, daß er arm aus dem Miniſterium getreten ſei. Gleich unwirkſam war ein Brief Calonne's an den König vom 9. Febr. 1789, politiſche Betrachtungen enthaltend, und hauptſächlich gegen Necker gerichtet. Er zeigte darin an, daß er die Abſicht habe, ſich als Candidat zu den Generalſtänden einzufinden. Wirklich erſchien er in der Wahlverſammlung des Adels von Bailleul, kehrte aber unverrichteter Sache nach London zurück, wo er ſich auf's neue mit polemiſchen Schriften über die Lage der Angelegenheiten Frankreichs beſchäftigte. Die Revolution hatte indeß begonnen. Ca-

lonne nahm mit einem Eifer, der ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien, an den Ereigniſſen Theil. Seine Unterhandlungen, ſeine Reiſen nach Deutſchland, Italien und Rußland, ſeine Beharrlichkeit, ſeine Anhänglichkeit machten ihn der Partei unſchätzbar, welcher er diente. Um ſeiner unglücklichen Sache noch mit der Feder zu dienen, ſchrieb er ſein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eines ſeiner merkwürdigſten Werke, wegen der Wärme, womit er die Ereigniſſe darſtellt. Seitdem lebte er ruhig zu London, vornehmlich mit den ſchönen Künſten beſchäftigt, die er immer mit Geſchmack getrieben hatte, kam nach Paris zurück, wo er im October 1802 ſtarb. Dies war die Laufbahn eines Miniſters, der den erſten Anſtoß zur Revolution ſeines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beſchwören konnte. Die für eine große Verwaltung erfoderlichen Eigenſchaften beſaß er in einem hohen Grade; er kannte genau das Einzelne, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit, und war ſelbſt fähig, das Höchſte ins Auge zu faſſen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorſchauender Blick, der die Hinderniſſe erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geiſt, der den Erfolg der Unternehmungen vorbereitet, weſentlich zu einem Staatsmanne gehören; ſo darf Calonne keinen Anſpruch auf dieſen Namen machen. Seinem Charakter fehlte Menſchenkenntniß. Seine Sitten waren fern davon, ſtrenge zu ſein. Seine Werke, unter denen ſeine Reden und Denkſchriften an die Verſammlung der Notabeln den erſten Platz verdienen, haben als hiſtoriſche Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottiſten (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Geſellſchaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entſtand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der ſich über Kopfſchmerzen beklagte, aufzuſetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus ſich eben jener Einfall entſpann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch ſinnloſes lächerliches Betragen, durch ſeltſamen Charakter, tolle Meinungen u. ſ. w. den öffentlichen Tadel ſich zuziehen würden. Sie hatten beſondere Wappen, worin der Scepter des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern 2c. ſich befanden; in der Hauptfahne ſtanden die Worte: Pavet Momus, luna influit. Allen, die ſich durch Thorheiten auszeichneten, wurden Patente zugeſchickt, und obgleich Manche ſich höchlich darüber entrüſteten, ſo wurden ſie dennoch — ausgelacht. Als der Oberſte dieſer Calottiſten, Torſac, geſtorben war, und die Leichenrede (eine ſinnreiche Kritik des akadem. Styls), welche die Calottiſten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberſt Aimon zum Marſchall von Villars, beklagte ſich, und ſetzte am Ende hinzu: „Monſeigneur! Seit Alexanders und Cäſars Tode haben die Calottiſten keinen andern Beſchützer als Sie," und die Confiscation wurde aufgehoben. Indeſſen wurden die Herren doch zu übermüthig, indem ſie Miniſter und ſelbſt fremde Könige angriffen, und ſo nahm das Regiment bald ein Ende.

Calpe, eine der ſogenannten Säulen des Herkules, und zwar die europäiſche, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikaniſchen Küſte gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Coſtes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, geſt. zu Paris 1663 als königl. Kammerherr, iſt einer von den Schriftſtellern, durch welche eine neue Art meiſt ſehr dickleі-

biger und lang ausgeſponnener Ritterromane im 17. Jahrh. Mode wurde. Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiſte und der Manier des ältern Ritterromans ſo bearbeitet, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben, die Abenteuer ſelbſt aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantiſche Ritterzeit athmeten. Von Calprenede ſind Caſſandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, ſieben Bände, wozu Herr v. Baumorière noch eine Fortſetzung in fünf Bänden lieferte. Durch dieſe Werke erwarb ſich der Verfaſſer, deſſen Trauerſpiele neben denen eines Corneille keine Aufmerkſamkeit erregen konnten, zu ſeiner Zeit großen Ruf. Zu läugnen iſt nicht, daß die ſeinigen unter allen dieſer Art ſich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfaſſer nicht an dichteriſcher Einbildungskraft; ſeine Helden ſind nicht ohne Erhabenheit, und man findet ſehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden iſt, welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig geweſen, ſo hätte er beſſere Werke liefern können; faſt ſchrieb er aber ſo geſchwind, als er ſprach. Dennoch ſind die Begebenheiten mit vieler Kunſt in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, ſo gedehnt es iſt, nicht ohne poetiſche Haltung. An Abenteuerlichkeit hat wohl ſeine Gattin in ihrem Roman: Les Nouvelles, ou les Divertissemens de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutſchland wurde in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. dieſe Gattung von Romanen Mode; die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig u. a. waren dieſer Art.

Calpurnius (Titus Julius), gebürtig von Sicilien, lebte im 3. Jahrh. Er war ſehr arm. Wir beſitzen von ihm ſieben Idyllen, die nicht ohne Verdienſt ſind, und den Virgil'ſchen ſich nähern, obwohl ſie ihnen an Zierlichkeit und Reinheit, ſo wie den Theokrit'ſchen an Einfalt und Natürlichkeit nachſtehen. Die beſte Ausgabe iſt von Beck, Leipzig 1803.

Calquiren, durchzeichnen, entweder auf gefirnißtes Papier, welches man auf eine Zeichnung legt, und die durchſcheinenden Striche nachzieht, oder auch indem man die Rückſeite einer Zeichnung oder eines Kupferſtichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt, und mit einer ſtumpfen Nadel über diejenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche auf dem unterlegten Papier erſcheinen. In der Mahlerkunſt und in den mit ihr verwandten Kunſtzweigen iſt das Calquiren oft von großem Nutzen. Beſonders machen auch die geſchickteſten Kupferſtecher häufig Gebrauch davon, wenn es darauf ankommt das nachzubildende Original mit geometriſcher Genauigkeit auf die Platte zu übertragen. Da jedoch die Abdrücke eines Kupferſtiches, der auf die vorbeſchriebene zweite Art vorgezeichnet wäre, verkehrt erſcheinen würden, wie man dies in der That zuweilen findet, ſo muß der Kupferſtecher ſich entweder des Firnißpapiers bedienen, und bei Uebertragung der darauf abgeriſſenen Zeichnung auf die Platte, das Papier umwenden, oder ſich durch einen ſogenannten Gegenabdruck, der die Zeichnung umgekehrt und ſo darſtellt, wie ſie auf die Platte gebracht werden muß, zu Hülfe kommen. Der Gegenabdruck wird hervorgebracht, indem man die zu copirende Zeichnung behutſam anfeuchtet, ſie ſodann mit einem ebenfalls angefeuchteten Blatte weißen Papiers bedeckt, und beide zu-

gleich unter die Kupferdruckerpreſſe bringt. Durch dieſes Verfahren erhält man einen, in der Ausführung zwar unvollkommnen, in den Umriſſen aber doch ganz genauen Abdruck, deſſen Uebertragung auf die Platte nach der oberwähnten Methode nun keiner weitern Schwierigkeit mehr unterworfen iſt.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelſtätte, der Richtplatz der alten Juden. Dieſer in der evangeliſchen Geſchichte berühmte Berg, der ehemals außerhalb der Stadt Jeruſalem gelegen war, iſt jetzt in deren Ringmauer eingeſchloſſen. Auf demſelben ſteht die größte und vornehmſte Kirche in Paläſtina, welche die heilige Helena, Kaiſer Konſtantin's Mutter, im 4. Jahrh. zu bauen angeordnet hat. In katholiſchen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Kapelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Faſtenzeit, zur Feier und Darſtellung des Leidens Chriſti wallfahrtet, Calvarienberg. Es ſind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inſchriften 2c. beſetzt iſt, welche die Hauptbegebenheiten des Lebens Jeſu darſtellen bis zur Kreuzigung, die oben durch drei wirkliche Kreuze, mit dem Heiland und den zwei Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, verſinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Mahler, geboren zu Antwerpen 1565. Er kam als Landſchaftsmahler ſehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's beſuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Raphael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert ſieben und dreißig Meiſter, und unter dieſen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneſer betrachten ihn als einen der Wiederherſteller ihrer Schule, beſonders in Hinſicht des Colorits. Calvart verſtand die Perſpective, die Anatomie und die Architektur, aber ſeine Figuren ſind zuweilen unedel und zu kühn geſtellt. Er ſtarb 1619 zu Bologna, dort ſind auch ſeine beſten Gemälde. Agoſtin Caracci und Sadeler haben einen Theil ſeiner Werke geſtochen.

Calvin (Joh.), der zweite große Reformator des 16. Jahrh., war zu Noyon in der Picardie den 10. Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Calvin, war ein Böttcher und widmete ihn früh dem geiſtlichen Stande. Wir erfahren von Calvin ſelbſt, in einem Briefe an Claude d'Hangeſt, Abt von St. Eloi zu Noyon, daß er der Familie dieſes Prälaten ſeinen erſten Unterricht und eine anſtändige Erziehung verdankte. Kaum zwölf Jahre alt, erhielt er eine Pfründe bei dem Dom ſeiner Vaterſtadt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauſchte. So hatte Calvin durch die Gunſt ſeiner Gönner ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mehrere Pfründen und ſelbſt den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris ſeine Studien fortſetzte. Hier machte er die Bekanntſchaft ſeines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die erſten Keime der neuen Lehre empfing, welche ſich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand ſich dadurch veranlaßt, der Theologie zu entſagen, um anfangs zu Orleans und ſpäter zu Bourges die Rechte zu ſtudiren. Er machte ſchnelle Fortſchritte darin, und lernte zugleich die griechiſche Sprache unter Melchior Volmar, einem Deutſchen, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verſtärkte. 1532 kam er nach Paris zurück und legte ſeine Pfründen nieder. Er gab in demſelben Jahre

einen lateiniſchen Commentar über die beiden Bücher des Seneca de clementia heraus, auf welchem er ſich lateiniſirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da ſein Freund Michael Cop, Rector der Univerſität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Unterſuchung verfiel, und er ſich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte, und begab ſich zu Du Tillet, Canonicus zu Angoulême, bei welchem er ruhig ſeine Studien fortſetzte, und die Materialien zu ſeiner zwei Jahre nachher erſchienenen chriſtlichen Unterweiſung zu ſammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margarethe von Navarra, Franz I. Schweſter, die nicht ſowohl aus entſchiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wiſſenſchaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlaſſen ſollten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr ſehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge ſeiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 auf's neue Frankreich verlaſſen. Jetzt ging er nach Baſel, wo er, als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grauſam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, ſeine chriſtliche Unterweiſung herausgab, in welcher er die Abſicht hatte, ſie von der aus politiſchen Gründen verbreiteten Verläumdung zu befreien, daß ſie Aufrührer und Wiedertäufer ſeien, und mit der lutheriſchen Lehre nichts gemein hätten. Es würde ſich nicht in der Kürze darſtellen laſſen, wie er weiter ging, als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienſt guter Werke; leichter laſſen ſich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus ſeinen Lehren zog. Er beſtritt nicht nur ebenfalls die Oberſtelle des Papſtes, ſondern ſelbſt das Anſehn der allgemeinen Kirchenverſammlungen; ein Biſchof oder Prieſter iſt ihm kein ſichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu, als die Taufe; und keine andern Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch dieſe betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Meſſe iſt ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienſt. Dieſes Werk erſchien unter dem Titel: Institutio christianae religionis, anfangs lateiniſch, nachher aber franzöſiſch, und wurde faſt in jedem Jahre von ihm verbeſſert und vermehrt herausgegeben. Die vollſtändigſte Ausgabe beſorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangeſetzte Praefatio ad Christianissimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I., von religiöſer Schwärmerei weit entfernt, durch politiſche Rückſichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort ſeine Lehren zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Eſte, die in der Folge ſich zu ſeiner Lehre bekannte, günſtige Aufnahme, mußte ſich aber von Aoſta, wo man ihn entdeckte, durch ſchleunige Flucht retten, und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beſchloß er nach Baſel zu gehen, und nahm den Weg über Genf, wo ſeit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden, und Farel für die Befeſtigung derſelben thätig war. Dieſer bewog ihn leicht, ſich mit ihm zu vereinigen. Calvin bekam bald darauf den Auftrag, theologiſchen Unterricht zu ertheilen, dem er ſich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geſchickter

Geiſtlicher, mit dem ſie ſich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche ſie endlich geſtürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die genfer Kirche bediente ſich beim Abendmahl des geſäuerten Brotes, und hatte die Taufſteine aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feſte abgeſchafft. Dieſe Neuerungen wurden von der lauſanner Synode nicht gebilligt; Der Magiſtrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß ſie ſich nach dem Ausſpruche derſelben bequemen ſollten, und gab ihnen, da ſie ſich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlaſſen. Dies geſchah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des berner Magiſtrats und der züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab ſich Calvin nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer ſeit 10 Jahren Eingang gefunden hatte. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf, und ließ ihn zum Profeſſor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß, eine franzöſiſche Kirche zu errichten, welche durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter ſehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier ſtand, waren doch ſeine Blicke auf Genf gerichtet, deſſen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet ſie einlud, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch 1540 ſeine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er ſowohl Luther's, der dieſes Sacrament im Wortſinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es bildlich verſtand, zu widerlegen ſuchte (ſ. d. Art.). Erſt in einer 1549 in Zürich gehaltenen Unterredung erklärte er ſich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich 1541 gelang es ſeinen Freunden in Genf, ſeine Rückberufung zu bewirken; eine eigene Deputation erſuchte den Magiſtrat von Straßburg, ihn ſeiner alten Heerde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Abgeordneten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden, und nachher noch der Berathſchlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, ſo konnte er erſt im Sept. d. J. wieder nach Genf kommen. Er legte jetzt dem Rath den Plan ſeiner Verordnungen über die Kirchenzucht vor, welche ſogleich angenommen und im November bekannt gemacht wurden. Zufolge einer dieſer Verordnungen wurde ein halb aus Geiſtlichen, halb aus Laien beſtehendes Conſiſtorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre" und die Sitten zu wachen. Daſſelbe zog Jedermann ohne Ausnahme über die geringſten Handlungen und Reden zur Rechenſchaft, und verwies die Fälle, wo Kirchenſtrafen nicht zureichten, mit einem Gutachten an den Rath. So machte ſich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geiſt herrſchte ausſchließlich im Rath wie im Conſiſtorium, und die Richter nahmen nie Anſtand, Jeden zu beſtrafen, der ſich ihm widerſetzte. So ward eine Magiſtratsperſon entſetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieſes Mannes unregelmäßig ſei, und er mit Calvin's Feinden in Verbindung ſtehe;" ſo wurde Jacob Gruet enthauptet, „weil er gottloſe Briefe und unſittliche Verſe geſchrieben, und die Kirchenordnungen zu ſtürzen geſucht habe." Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es iſt bekannt, wie Michel Servet auf ſeiner Durchreiſe durch Genf 1553 verhaftet und auf Calvins Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geſchriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beiſpiele ließen ſich anführen, um den blinden und wilden Schwärmer-Eifer zu

beweiſen, den er dem Magiſtrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der ſogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Unterſuchungsgeiſte Einhalt zu thun, und ſeine Anhänger zu ſtrengen und in gewiſſer Hinſicht untadelhaften Menſchen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Geſetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzoſen behülflich waren. Zur Beförderung nützlicher Studien errichtete er die, von ſeinem Freunde Theodor Beza ſo glücklich geleitete Akademie. Lieſet man, was Calvin während ſeines Aufenthalts in Genf alles that, ſo kann man nicht begreifen, wie er ſo vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte faſt täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologiſchen Unterricht, wohnte allen Berathſchlagungen des Conſiſtoriums, allen Sitzungen der Predigergeſellſchaft bei, und war die Seele aller Beſchlüſſe. Eben ſo oft über juriſtiſche wie über theologiſche Gegenſtände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politiſche Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung ſeiner Meinungen, von denen ſeine Commentare über die Bibel die wichtigſten ſind, und für einen Briefwechſel durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weiſe die neue Lehre zu verbreiten ſuchte. Außer ſeinen gedruckten Predigten beſitzt die genfer Bibliothek deren 2025 in der Handſchrift, und, wie auch die berner, mehrere ungedruckte theologiſche Abhandlungen. Wiewohl Calvin in weſentlichen Punkten von Luther abwich, ſo wurden doch ſeine Anhänger von den Lutheranern nicht unterſchieden, und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II., und ſelbſt in dem Edict von Rouen im J. 1559 mit dieſem Namen bezeichnet. Sie ſelbſt betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne ſich darum für verſchieden von den Anhängern Luther's zu halten. Dieſe förmliche Abſonderung geſchah erſt nach dem Colloquium (Unterredung) von Poiſſy 1561, wo ſie außer einigen andern, hauptſächlich den 10. Artikel der augsburgiſchen Confeſſion (Glaubensbekenntniß) ausdrücklich verwarfen, und den Namen Calviniſten annahmen. Calvin ſtarb den 27. Mai in ſeinem 55. Lebensjahre. Er war von ſehr ſchwachem Körper und litt an häufigen Krankheiten. In Straßburg hatte er ſich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn ſtarb früh; 1549 verlor er ſeine Gattin, worauf er ſich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und ſtreng in ſeinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugſamen Gemüthsſtimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundſchaft, und hatte keine andere Leidenſchaft, als ſeinen Meinungen den Sieg zu verſchaffen. In Rückſicht der Uneigennützigkeit wird er wenige ſeines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fäſſer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth ſeines geſammten Nachlaſſes in Büchern, Möbeln, Geld u. ſ. w. überſtieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldſam und ertrug keinen Widerſpruch. „Ich habe," ſchrieb er an Bucer, „keine härtern Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich ſind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu beſiegen ſuche. Dieſes reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden." Auch iſt der Ton ſeiner Streitſchriften faſt immer hart, und mit Bitterkeit und Verachtung gemiſcht. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von ſeiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog ſtand Calvin keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach an tiefen Kenntniſſen, Scharfſinn,

und, wie er ſich deſſen auch rühmt, in der Kunſt, einen Gegenſtand darzuthun; als Schriftſteller verdient er großes Lob. Seine lateiniſchen Schriften ſind mit viel Methode, Würde und Correctheit geſchrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geſchickter Politiker. Aber alle dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer beſondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit Kühnheit die Ausübung aller äußern Gebräuche verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzuſehen geneigt waren, und gab auch den Ungebildeten ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache ſelbſt eingehen zu dürfen, wozu ſie allerdings weder geneigt noch geſchickt waren.

Calydon (Kalydon), eine uralte Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den kalydoniſchen Eber, die Deïnaira und den Herkules. Als Oeneus, ſo erzählt die Mythengeſchichte, einſt allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergeſſen hatte, ſandte dieſe aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüſtete. Um dieſes Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapferſten Helden Griechenlands, den Theſeus, Jaſon, Neſtor u. A. Keiner konnte ihn tödten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfſpieß im Rücken ſtecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeiſen, worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. (Vergl. Meleager.)

Camaldulenſer, Eremiten und Mönche des vom h. Romuald, einem Benedictiner adeligen Geſchlechts aus Ravenna, im Thale Camaldoli bei Arezzo auf den Apenninen 1012 geſtifteten und 1072 vom Papſt Alexander III. beſtätigten Ordens, gab es in Italien, Frankreich, Deutſchland und Polen. Dieſer anfangs blos zum Einſiedlerleben in abgeſonderten Klauſen beſtimmte Orden, ging bei zunehmendem Reichthum und Anwachs großentheils zum geſellſchaftlichen Kloſterleben über, und theilte ſich in Einſiedler, Obſervanten und Conventualen, welche zwar 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Vorſteher des Stammſitzes Camaldoli untergeben, und durch Unterdrückung der ausgearteten Conventualen gereiniget wurden, aber durch das Streben neuer Stiftungen nach Unabhängigkeit wieder zerfielen. Im 18. Jahrh. beſtanden fünf, von einander ganz unabhängige, unter eignen Generalen (majores) ſtehende Brüderſchaften der Camaldulenſer. 1) Die Mutter der übrigen, Camaldoli; 2) Kronenberg bei Perugia; 3) zu Turin; 4) zu Großbois bei Paris, und 5) zu Murano im Venetianiſchen. Zwölf andere Klöſter der Camaldulenſerinnen ſtanden unmittelbar unter den Biſchöfen ihrer Sprengel. Die weiße Kleidung und die verſchärfte Benedictinerregel hatten alle mit einander gemein, die Einſiedler überdies noch Bärte und ſtrengere Regeln im Faſten, Schweigen, Geißeln und andere Selbſtquälereien. Bei dieſem ſtets nur beſchaulichen Leben konnte der, in der öffentlichen Meinung nie bedeutende, Camaldulenſerorden auf keine Weiſe gemeinnützig und, nachdem er im Oeſterreichiſchen unter Joſeph II., in Frankreich während der Revolution, in Italien und Polen unter dem Einfluſſe der Franzoſen erloſchen war, auch nicht vermißt werden. E.

Camayeu, ſ. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und geweſener Erzkanzler des franzöſ. Reichs, Mitglied des Inſtituts ꝛc. iſt 1753 zu Montpellier in einer unbegüterten Familie ange-

ſehener Rechtsgelehrten geboren. Sein Eifer und ſeine Talente erwarben ihm bald einen großen Ruf, und verſchafften ihm das Amt eines Raths an der Cour des comptes zu Montpellier. Nachdem er ſich zu Anfang der Revolution verſchiedenen Staatsgeſchäften unterzogen, ward er im Sept. 1792 zum Conventsmitgliede ernannt. Er arbeitete viel in den verſchiedenen Ausſchüſſen, und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Gerichtsfache. Am 12. Dec. 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen: wen er ſich zu ſeinem Beiſtande wählen wolle, und ließ beſchließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Jan. 1793 erklärte er Ludwig für ſchuldig, machte aber dem Convent das Recht ſtreitig, ihn zu richten, und ſtimmte: einſtweiligen Verhaft, und im Fall eines feindlichen Einfalls, den Tod. Den 24. Jan. ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes zeigte er in der Sitzung vom 26. März die Verrätherei des Dumouriez an. Im Auguſt und Oct. 1793 legte er ſeinen erſten Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vor, in dem ſich die demokratiſchen Ideen des damaligen Zeitgeiſtes ausſprachen. Man fand in einem aufgefangenen Briefe von Antraigues die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß Cambacérès unter denen iſt, welche die Rückkehr des Königthums wünſchen; ich kenne ihn ꝛc.“ Cambacérès wies die Beſchuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Verſammlung befahl, ſeine Rede drucken zu laſſen; aber ſein republikaniſcher Ruf hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewieſen. Er trat in den Rath der Fünfhundert, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vorlegte. Den 20. Mai 1797 trat er aus dem Rathe; das Jahr darauf erſchien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30. Prairial VII. (19. Juni 1799) ward er zum Juſtizminiſter erhoben. Den 18. Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Conſuls, welche er im December antrat. Er ließ die Einrichtung der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung ſein. Nach Napoleon's Thronbeſteigung ward er zum Reichserzkanzler und darauf zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, erhielt nach und nach faſt alle fremde große Orden, und ward 1808 Herzog von Parma. Er hat ſich ſtets durch vorzügliche Anhänglichkeit an Napoleon ausgezeichnet. Die vielen Senatus-Conſulte, die während deſſen Regierung erſchienen, ſind von ihm abgefaßt. Der Geiſt, in dem ſie geſchrieben, iſt noch in friſchem Andenken. Bei Annäherung der Verbündeten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois, und ſandte von dort ſeine Zuſtimmung zu des Kaiſers Abſetzung. Als dieſer aber 1815 zurückkehrte, nahm er das Portefeuille des Juſtizminiſteriums. Nach Napoleon's zweitem Sturze traf ihn die Verbannungs-Verordnung Ludwigs XVIII.; er ging nach Brüſſel. Im Dec. 1818 erlaubte ihm der König die Rückkehr nach Paris, wo er ſeit dieſer Zeit privatiſirt.

Cambrai oder **Camerich**, eine große, ſtark befeſtigte Stadt mit einem Erzbisthume an der Schelde, im Königreiche der Niederlande. Von daher kommt die unter dem Namen Cambrai oder Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 16,000. Ueber den Frieden zu Cambrai im J. 1529 ſ. **Friedensſchlüſſe.** 1507 wurde zu Cambrai ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geſchloſſen, und 1724 zwiſchen Kaiſer

Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der ſich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerſchlug.

Cambridge, die ſchlechtgebaute Hauptſtadt der gleichnamigen engl. Grafſchaft am Fluß Cam, berühmt wegen ihrer Univerſität, welche ſchon im J. 630 geſtiftet ſein ſoll, aber erſt 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (ſ. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigſte iſt, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufſicht wohnen. Ihre Privilegien ſind bedeutend; ſie ſendet zwei Deputirte in's Parlament. Sehr beträchtlich ſind die Bibliotheken und einige andre wiſſenſchaftliche Sammlungen. Cromwell und Milton ſtudirten daſelbſt, und in dem Garten des Chriſt-College ſteht noch jetzt ein großer alter Maulbeerbaum, den der unſterbliche Sänger des verlornen Paradieſes gepflanzt haben ſoll. Er wird mit großer Sorgfalt gepflegt, und man hat den Stamm mit einem Ueberzuge von Blei bekleidet, um ihn vor dem Einfluſſe der Witterung zu ſchützen. Die Zahl der Studenten iſt gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11,000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalſtatthalter von Hannover, Kanzler der Univerſität von St. Andre und Feldmarſchall. Er iſt geboren den 24. Jan. 1774. Früh ſchon für den Waffendienſt beſtimmt, trat er mit dem 16. Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Univerſität Göttingen. Nachdem er ſich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiſte er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit zum Oberſten und Herzog von Cambridge ernannt, und in die Pärskammer berufen. Bald trat er, wenigſtens dem Namen nach, auf die Seite der Oppoſition unter Fox, bis dieſe Partei, wegen ihrer revolutionären Geſinnungen verdächtig, ſich beinahe auflöſte. Er ſchloß ſich nun an die andre, dem Pitt entgegengeſetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 ohne Armee zur Vertheidigung von Hannover abgeſandt wurde. Bald trat er aber den Oberbefehl an Wallmoden ab, und kehrte nach England zurück. Stets heftig gegen Buonaparte eifernd, ſchwankte er zwiſchen den Parteien der Lords Sidmouth, Grenville und der Oppoſition, und wurde bei der Wiedergewinnung von Hannover zum Generalſtatthalter dieſes Königreichs erhoben. Die Stadt Hannover verdankt ihm durch ſeine königl. Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künſten, namentlich der Schauſpielkunſt angedeihen läßt, gegenwärtig ſehr viel. Er vermählte ſich den 7. Mai 1818 mit Auguſte, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, die im März 1819 ihm einen Sohn geboren hat.

Cambyſes (Kambyſes), 1) Cyrus des Großen und der Kaſſandana Sohn, ward nach ſeines Vaters Tode König der Perſer und Meder im J. 530 vor Chr. Geb. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung machte er einen Angriff auf Aegypten, ſchlug den König dieſes Landes, Pſamменit, eroberte die Hauptſtadt Memphis und unterwarf binnen ſechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte er eine Flotte gegen Karthago abſenden, Aethiopien erobern und ſich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erſte dieſer Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorſam verweigerte; das gegen die Ammoniten abgeſchickte Heer kam in den Sandwüſten um, und das Heer, an deſſen Spitze er ſelbſt gegen die Aethiopier aufgebrochen war, ward durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Jetzt übte er ſchonungslos die äußerſten Grauſam-

keiten aus. Als er bei ſeinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Feſtes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue ſich ſeiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier ſich vorführen, und erſtach ihn mit ſeinem Säbel; die Prieſter aber ließ er mit Ruthen peitſchen. Seinen Kummer zu vergeſſen, überließ er ſich dem unmäßigſten Genuſſe des Weins. Kein Verhältniß war dem ſtets Trunkenen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; ſeine Schweſter und Gemahlin Atoſſa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Dieſe und andere Handlungen der unſinnigſten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dies Mißvergnügen, und bemächtigte ſich unter dem Namen des Smerdis, deſſen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Kambyſes war entſchloſſen, nach Suſa zu gehen, um ihn zu beſtrafen, als er ſich beim Aufſteigen auf ſein Pferd mit ſeinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er ſtarb an dieſer Wunde bald darauf im J. 522 zu Ekbatana in Aſſyrien, ohne Kinder zu hinterlaſſen. 2) Ein Perſer von niederer Abkunft, der Großvater des vorigen, den der König Aſtyages ſeiner Tochter Mandane zum Gemahl gab, um der Erfüllung eines Traums, nach welchem er durch ſeinen Tochterſohn die Krone verlieren ſollte, vorzubeugen, indem er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß ſeine Enkel, ſtets der ihrem Vater erzeigten Wohlthat eingedenk ſein würden. Er entging aber dennoch ſeinem Schickſale nicht; denn Cyrus, der Mandane Sohn, entthronte ihn.

Camee, eigentlich ein geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, die andere aber der Grund derſelben iſt. Weil gemeiniglich Onyxe dazu genommen werden, ſo werden in weiterer Bedeutung erhoben geſchnittene Onyxe, und in noch weiterer alle erhoben geſchnittene, koſtbare Steine Cameen genannt. Eine der berühmteſten iſt die zu Paris befindliche Onyxcamee unter dem Namen: Apotheoſe des Auguſt; auch durch die beſondern Schickſale, welche dieſer Onyx gehabt hat, merkwürdig. (Vergl. Steinſchneidekunſt.)

Camenen (oder Camönen) werden die Muſen genannt. Eigentlich war Camena eine Gottheit der älteſten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchſten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden ſie mit den Muſen verwechſelt.

Cämentation heißt ein chemiſches Verfahren, wodurch ein Metall (oft auch andre Körper) mit Subſtanzen, welche darauf wirken ſollen, oft ſchichtweiſe (stratum super stratum) in verſchloſſenen Gefäßen in Verbindung geſetzt werden, damit nach Verſchiedenheit des beabſichtigten Zwecks in einer erhöheten Temperatur, erſteres von Beimiſchungen getrennt oder verändert (oft auch oxydirt) werde. Das Gefäß heißt die Cämentirbüchſe (Schmelztiegel); die Subſtanz, womit die Metalle oder andere Körper umgeben werden, das Cäment oder Cämentpulver. So wird Gold mit einem Gemenge von Ziegelmehl, Calcothar und Kochſalz cämentirt, Eiſen mit Kohlenſtaub und andern Subſtanzen cämentirt, und dadurch in Stahl verwandelt; Glas dagegen durch Cämentation mit Gyps, in reaumür'ſches Porcellan. Kupfer entſteht durch Cämentation aus Eiſen, das man in ſchwefelſaure Kupferauflöſung legt, durch Entziehung des Sauerſtoffs und der Säure u. ſ. w.

Camera clara (helle Kammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optiſches Inſtrument, welches den Mängeln der Camera obſcura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenſtand nicht von der Sonne beſchienen zu werden braucht. Alle Gegenſtände bilden ſich darin mit großer Beſtimmtheit und Schärfe ab, und ſie iſt bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondſchein gleich vortheilhaft zu gebrauchen. — Camera lucida iſt die etwas unpaſſende Benennung eines in England erfundenen Inſtruments, welches mit der Camera obſcura (ſ. unten) nur inſofern Aehnlichkeit hat, daß es die gegenüber ſtehenden Gegenſtände ganz der Natur getreu und in ſehr verjüngtem Maßſtabe darſtellt. Die nähere Beſchreibung deſſelben würde hier nicht an ihrem Platze ſein. Der Hauptbeſtandtheil iſt ein Prisma. Wenn der Beſchauer ſich dieſem, nachdem es zuvor gehörig aufgeſtellt iſt, mit dem Auge nähert, ſo erbiickt er das Bild des davor befindlichen Gegenſtandes in größter Klarheit und vollkommener Schärfe der Umriſſe auf dem untergelegten Papierbogen, und kann denſelben mit geringer Mühe darauf abzeichnen, während die Umſtehenden nur ſeine Zeichnung auf dem Papiere entſtehen ſehen. — Camera obſcura (finſtere Kammer), nennt man entweder ein ganz verſchloſſenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kaſten, in welchem ſich die äußern Gegenſtände verkleinert abbilden. Eine ſolche Camera obſcura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man ſich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landſchaften und Gegenden bedienen, wiewohl dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter iſt, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Cameralwiſſenſchaften, ſind diejenigen Wiſſenſchaften, welche lehren, wie der Aufwand eines Staats für ſein Gemeinweſen, von den Bürgern zur Beſtreitung der Regierungskoſten, am leichteſten aufgebracht werden kann. In früheren Zeiten war der Staatsaufwand viel einfacher als jetzt. Man beſtritt damals ſolche Ausgaben faſt ganz aus Domainen, Zehnten, Regalien und von den Kaiſern privilegirten Zöllen. In jener Periode befaßten die Cameralwiſſenſchaften, nur die etwaige ſparſamere, oder genauere Hebungsform in der Benutzung der Domainen, Regalien und mäßigen Zölle, ſo daß die Brutto-Einnahme von der Netto-Einnahme nicht gar zu weit abwich. Schon damals nahm man in den landesherrlichen Kammern eine menſchenfreundliche Milde gewahr, welche die faſt unerſchwinglichen Hand- und Spanndienſte der Meyer- und Lehnbarpflichtigen, früher ſogar der Leibeigenen, möglichſt umzuwandeln und erträglicher zu machen befliſſen war. Schon damals zeigte ſich unter den Finanzverwaltern des Staats ein williger Geiſt, bald den Eigenthümer oder Nutznießer des Bodens, bald die Unternehmer einer Induſtrie, welche eine neue Nahrungsquelle zu werden ſchien, am Gewinn aus den Regalien Theil nehmen zu laſſen, wobei freilich auch wie recht und billig, die Finanzen des Staats bald mittelbar bald unmittelbar gewannen. Man ſchwankte in jener Zeitfriſt zwiſchen der eigenen Regie und zwiſchen der Verpachtung, und in letzterer wiederum zwiſchen der General- u. Specialverpachtung, und wie das im Kampfe zum Beſſerwerden faſt immer zu gehen pflegt, man ging fleißig von einem Syſteme zum andern über, und vereinigte ſich ſehr ſchwer über das, was unter allen Umſtänden das Beſte ſei. — So wie die Staatsbedürfniſſe wuchſen,

wurde das Studium der Cameralwiſſenſchaften umfaſſender. Bei der großen Mediatiſirung ſo vieler deutſchen Fürſtenhäuſer, nahm man ſogar aus der Acte des Rheinbundes die neue Lehre an, daß die Domänen und Domänialdienſte, Zehnten, Bergwerke und bisweilen ſogar Licent, Zölle und Regalien, ein Allodialeigenthum der, der Landeshoheit beraubter Fürſten wären. Hatten nun die Kammern mancher mediatiſirten deutſchen Fürſten, aus ihrem kleinen Staate zu allen Hof- und Regierungsausgaben kaum andre Einkünfte bezogen, als diejenigen die ihnen ungeſchmälert verbleiben ſollten: ſo entſtand durch die Ausſcheidung der bedeutendſten Einkünfte für den alten Souverain, eine Leere in den Caſſen der Fürſten mit vielen Souveränetätslanden, welche die obendrein durch häufige Contingentſtellungen koſtbarer gewordne Souverainetät, durch neue Auflagen zu decken befliſſen ſein mußten. Dadurch, daß die Miniſter der neuen Souveräne ſo ſpät die klare Ueberzeugung gewannen, ohne ſehr vermehrte Auflagen in den ſogenannten Souveränetätslanden, durch die im Umfang der Oberfläche ſehr erweiterte Landeshoheit an disponibeln Einkünften keineswegs gewonnen, wo nicht ſogar verloren zu haben, entſtand in manchen Staaten Deutſchlands das Finanzdeficit und die Methode, in Erwartung beſſerer Zeiten und verminderter Penſionen ſolches jährlich durch Staatsanleihen zu decken. Daher mußten nach der Herſtellung des allgemeinen Friedens in Europa faſt allenthalben in Deutſchland die feſten Auflagen vermehrt werden, ſtatt daß man Verminderung gehofft hatte. Wenigſtens gewann durch dies unerfreuliche Reſultat, das Studium der Cameralwiſſenſchaften. Was die deutſchen mediatiſirten Fürſten von der alten Souveränetätsdotation aus der Kaiſerperiode, nicht behalten hatten, das war gemeiniglich im Drange der Finanzverlegenheiten von den neuen Souverainen verpfändet oder veräußert worden, und doch mußte der jetzige größere Staat für unendlich koſtbarere Inſtitutionen Geld herbeiſchaffen, als wofür die Vorfahren zu ſorgen gewöhnt geweſen waren. Für Landſtraßen, Kanäle Univerſitäten, Unterrichtsanſtalten, Elementarſchulen, Armen- und Medicinalpflege ſollte Geld da ſein, wofür vormals der Staat ſelbſt wenig verwandte. Auch das Militär und die Centralverwaltung war weit koſtbarer geworden. Dabei entſtanden lebhafte Discuſſionen über die Concurrenz der mediatfürſtlichen Domänen, über die Concurrenz der Privilegirten aller Art; viel beſchäftigte das die Finanzmänner, eben ſo ſehr aber die Theoretiker. Freilich entſtanden ſchwerere Abgaben; indeß bildete ſich ſichtbar die Finanzwiſſenſchaft mehr aus. So nannte man die erweiterte alte Cameralwiſſenſchaft, die ſich meiſtentheils nur mit der alten Reichsdotation des Staatsbudget beſchäftigt hatte, nach ihrer erweiterten Sphäre, Finanzwiſſenſchaft. Folgende Reſultate gab in der neueſten Zeitfriſt, die tiefe Forſchung der Theorie der Cameralwiſſenſchaft für Theorie und Praxis. In Folge der niedrigen Productenpreiſe, fand man faſt nirgends die Vermehrung der Grundabgaben möglich. Man ſetzte faſt allenthalben das Princip der gleichen Beſteuerung ohne Rückſichtnahme auf den Rang des Beſitzers und auf ſeine verjährten Immunitäten durch, jedoch mit Ausnahme des Grundeigenthums der mediatiſirten Fürſten. Aber der Deutſche iſt ein Rechtsvolk und hat Ehrfurcht vor dem Alten, daher bewilligte man dem alten Realprivilegienthum bald eine mindere Beſteuerung für die alten Laſten, bald eine ſolide Abkaufsſumme als Entſchädigung. Sehr ungern entſchloß man ſich zu hohen Verbrauchsſteuern auf die unentbehrlichen Bedürfniſſe Jedermanns. Frei-

lich ſind dieſe ſehr einträglich, grade weil ſie Jedermann treffen, aber koſtbar in der Erhebung, weil ſie ſehr viele Aufſicht wider die Contravenienten fordern und weil diejenigen am meiſten dazu beitragen, welche ohne große Entbehrung ihre Bedürfniſſe füglich nicht noch mehr einſchränken können. Auch bringen ſolche bei beträchtlicher Höhe, die Regierung von der einen und der Handelsſtand ſo wie die Armuth von der andern Seite gewiſſermaßen in feindliche Verhältniſſe zu einander. Hohe Zölle auf fremde Induſtrie und Luxusproducte, fand man im Wege der Retorſion häufig, jedoch nicht allgemein billig, da nur dieſe England, die Niederlande und Frankreich zu billiger Behandlung der deutſchen Induſtrie beſtimmen dürften. Am feindlichſten behandeln faſt die meiſten freien deutſchen Städte die nachbarliche Induſtrie und Production durch ihre Thorabgaben. Handelstractate u. freundnachbarliche Receſſe zur Verminderung des gegenſeitigen Smuggelhandels der Unterthanen exiſtiren bisher noch nicht, ſo ſehr ſie auch im Intereſſe des edlen Handelsſtandes und der Moralität überhaupt zu wünſchen wären. — Nur in wenigen deutſchen Bundesſtaaten (jedoch in Würtemberg, Baden und Schwarzburg-Rudelſtadt) entſchloß man ſich zu beträchtlichen allgemeinen Einkommenſteuern zur Deckung der ſehr gewachſenen Staatsbedürfniſſe. Es war ſehr edel, daß hier die reicheren Mitglieder des Staats die Nothwendigkeit fühlten, die bedrückteren Mitbürger zu erleichtern. Allenthalben faſt aber fehlen in Deutſchland ſtarke Erbſchaftsſteuern, die doch ſo billig ſind, wenn, wie wir erlebten, durch große Staatsanleihen, das Einkommen der Nachkommenſchaft von den Zeitgenoſſen anticipirt wurde. In ſolchem Falle müßte man weder Fideicommiſſe, noch Erbſchaften der As- oder Descendenten ausnehmen. Wer erbt, kann leichter zahlen, als derjenige, der erſt verdienen ſoll, und eben ſo billig ſcheint, daß derjenige Erbe, der viel erbte, leichter und mehr an Procenten zahlt, als derjenige, welcher wenig erbte. Die Staatsſchulden haben überdem das Vermögen ſo mancher Privaten direct durch Gewinn auf dieſe Staatsſchulden, indirect durch höhere Stellung des Zinsfußes, als ſonſt der Fall geweſen wäre — unmäßig vermehrt, und die Grundſtücke in kleinen Parcelen, die eine mäßige Familie anſtändig ernähren, ſind bei der wachſenden Bevölkerung und allem Fallen mancher Landesproducte neben vermehrten Staats- und Gemeindeabgaben, dennoch im ganzen nicht ſehr im Preiſe gewichen. Reich iſt unſre Literatur allerdings an allem Altwiſſenſchaftlichen, über die Finanzen der Griechen, Römer und über ihr Abgaben- und Münzweſen ꝛc. Dagegen verlautet über das Finanzweſen der jetzigen ſouverainen Staaten wenig, außer den Discuſſionen der Landtage und den in Folge der Staatsbedürfniſſe ergangenen Verordnungen. Doch iſt hierüber die reine wiſſenſchaftliche Kritik in Prüfung allgemeiner Grundſätze unverboten, und dürfte wiſſenswürdig ſein. Viele Schriften erſcheinen dagegen, welche die Abkaufung beim Zehnt- und Dienſtweſen der Landleute auch bei der Huth und Weide auf fremden Gründen, durch geſetzliche Beförderungsmittel, empfehlen. Im Großen wirkt hier keine Regierung edler und beſonnener als die königlich preußiſche. Folge davon ſind die großen Theilungen der Gemeinheiten, die nicht ſeltenen Abtrennungen entlegener Gutsparcelen, welche ſich dann in behauſete Familienſtellen verwandeln, die durch ihre Abfriedigung vom fremden Eigenthum der Nachkommenſchaft zur Spatencultur einen Weg bahnen, Ab- und Zuwäſſerungen oft nothwendig machen, und neue Straßen befördern. Allen deutſchen Staaten fehlt noch ein ganz vollſtändiges, zweckmäßiges Geſetz zur

Begünſtigung der kleinen Cultur in mäßigen Familienſtellen, und doch ſcheint der niedrige Kaufpreis mancher rohen Erzeugniſſe der großen Gutshöfe, deren Beſitzer zur Theilung und Vererbpachtung der nicht hoch genutzten Grundſtücke eigener Bewirthſchaftung, ſo wie die Geſetzgebung zur Beförderung und die Männer von Sachkenntniß zur ſchriftſtelleriſchen Mitwirkung einzuladen. Ein vortreffliches Werk über Finanzwiſſenſchaft iſt: von Jacob Handbuch der Finanzwiſſenſchaft. 2 Bände. gr. 8. 1822. Eine vollſtändige Literatur der Cameralwiſſenſchaft iſt in Erſch Literatur der Politik, Leipzig bei Brockhaus 1822 (Preis 1 Thlr. 16 Gr.) enthalten.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhiſtoren Deutſchlands, der am meiſten zu den Fortſchritten der Künſte und Wiſſenſchaften im 16. Jahrh. beigetragen, theils durch die Ausgaben und Ueberſetzungen, die er, mit Commentaren verſehen, von vielen griechiſchen und lateiniſchen Autoren lieferte, theils durch verſchiedene Werke, von denen die meiſten lange claſſiſch geweſen und noch heut ſehr geſchätzt ſind; theils endlich dadurch, daß er den Univerſitäten Leipzig und Tübingen und dem akademiſchen Gymnaſium zu Nürnberg eine neue Geſtalt gab. Auch hatte er an den politiſchen und religiöſen Angelegenheiten ſeiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Weisheit und Mäßigung ſeiner Grundſätze, die Kraft ſeines Charakters, ſeine ſanfte und überzeugende Beredſamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Perſonen, und beſonders der Kaiſer Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Er war 1500 zu Bamberg geboren. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil ſeine Vorfahren am Hofe Kammermeiſter geweſen. Er war erſt dreizehn Jahre alt, als ſein Vater ihn ſchon nach Leipzig ſchicken konnte. Hier ſtudirte er unter Richard Crocus die griechiſche Sprache, und vertrat in einem Alter von ſechzehn Jahren oft die Stelle ſeines Lehrers, wenn dieſer abweſend war. 1518 ging er nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat, und im J. 1521 zog der Ruf Luther's und Melanchthon's ihn nach Wittenberg. Melanchthon ſchenkte ihm ſeine ganze Freundſchaft; Camerarius war 24 Jahr alt, als er ſein erſtes Werk, die lateiniſche Ueberſetzung einer Rede des Demoſthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erſchienen ſeine Bemerkungen über die Tuſculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechſel kam. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereiſete Preußen. Im folgenden Jahre ward er zu Nürnberg als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache angeſtellt, und 1530 von dem Senat zum Abgeordneten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Er nahm mit ſeinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathſchlagungen daſelbſt, in deren Folge beide die, unter dem Namen der Augsburgiſchen Confeſſion bekannte Acte abfaßten. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn auf die Univerſität Tübingen, und hier ſchrieb Camerarius ſeine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit darauf trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachſen auf, die Univerſität Leipzig neu zu organiſiren. Er verfaßte, gemeinſchaftlich mit Caſpar Borner, die Statuten derſelben. Lange ſtand er ihr als Rector und Decan vor. 1555 ging er aufs Neue als Abgeordneter zum Reichstage nach Augsburg und

von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verſchiedene Religionsgegenſtände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er dieſen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. In der Folge gab er die, für die Zeitgeſchichte ſo wichtigen Briefe Melanchthon's heraus, mit dem er 38 Jahre in Verbindung geſtanden hatte.. Auch ſchrieb er ein Leben Melanchthon's, zugleich mit der Geſchichte der Reformation. Camerarius war 68 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um ſich über verſchiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geſchenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren ſchien. Er wollte ſich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section ſeines Körpers, und ſtarb zu Leipzig im J. 1574. Unter ſeinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Herzogl. Preuß. Rath, der zu Königsberg ſtarb; Joachim (ſ. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt, und Gottfried, in Dienſten des Pfalzgrafen Richard. Camerarius war von Natur ernſt und einſylbig, ſelbſt gegen ſeine Kinder. Der Lüge war er über alles feind, und duldete ſie ſelbſt im Scherze nicht. Seine Schriften belaufen ſich auf 150, meiſtens Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen. Auch hat man von ihm lateiniſche und griechiſche Gedichte und eilf Bücher vertrauter Briefe.

Camerarius (Joachim II.), des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrteſten Aerzte und größten Botaniker ſeiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin ſtudirt hatte, bereiſete er Italien, hörte hier noch die berühmteſten Profeſſoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er ſeine Kunſt mit großem Erfolg auszuüben. Er benutzte ſein Anſehn, den Magiſtrat zur Stiftung einer mediciniſchen Lehranſtalt zu vermögen, deren Decan er bis an ſeinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben ſich vornahm. Er legte einen botaniſchen Garten an und ſparte weder Mühe noch Koſten, um Materialien zu ſammeln. So kaufte er von Caſpar Wolf in Zürich die koſtbare botaniſche Bibliothek und die Handſchriften Conrad Geßner's um 150 Gulden. Es befand ſich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geſchnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für ſeine Epitome utilissima Petri Andreae Matthioli u. ſ. w. benutzte. Eine kleine Zahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von ſeltenen Pflanzen, deren erſte Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen ſind als die vollkommenſten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden. Camerarius fügte ſeinem Werke die lateiniſche Ueberſetzung von Calceolarius Reiſe nach dem Berge Baldo bei, deren deutſche Ueberſetzung (von G. Handſch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt iſt. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philosophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen ſeines Gartens); Electa georgica sive Opuscula de re rustica u. ſ. w. Er ſtarb zu Nürnberg 1598. Noch nennen wir Johann Rudolph Camerarius und deſſen Sohn Elias Rudolph, ferner deſſen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche ſich ſämmtlich um die Medicin, beſonders aber um die Botanik bedeutende Verdienſte erworben haben.

Camillus (Marcus Furius). Dieſer in der römiſchen Geſchichte ſo berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt, und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre ſpäter ward er mit derſelben Würde bekleidet, und zog wider die Falisker. Nachdem er Cenſor geworden, trug er auf ein Geſetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Witwen der im Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genucius vor Veji durch die Tuſcier, ward Camillus mit der Dictatorwürde bekleidet. Er ſchlug die Falisker, Capenater und Tuſcier, rückte vor Veji, in das er ſich einen unterirdiſchen Weg bahnte, und bemeiſterte ſich ſo eines Platzes, der zehn Jahre lang der römiſchen Macht getrotzt hatte. Das Volk murrte, als man Camillus, auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Roſſen und das Geſicht geſchminkt, im Triumph einziehen ſah; denn das Eine wie das Andere gebührte nur den Göttern. Aber auf's Höchſte ſtieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Dictator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo, für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römiſchen Frauen all ihr Geſchmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, deſſen Einwohner ſich auf's Aeußerſte vertheidigten. Ein treuloſer Schulmeiſter überlieferte die Kinder der vornehmſten Falisker dem Camillus; dieſer aber ließ den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenſtreichen von den Knaben zurückführen. Dieſe Großmuth bewog die Belagerten, ſich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schickſal der Beſiegten zu beſtimmen, und dieſer begnügte ſich damit, daß ſie ſeinen Soldaten den rückſtändigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl ſeiner Feinde. Schon früher hatte ſich Camillus dem Vorſchlage, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widerſetzt; er that es auch jetzt, als dieſer Vorſchlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Haſſes zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterſchlagen zu haben. Camillus, der ſeine Verurtheilung vorausſah, verbannte ſich freiwillig, obgleich ſeine Freunde ſich erboten, die ihm abgefoderte Summe zu bezahlen. Minder hochgeſinnt als Ariſtides im gleichen Fall, ſoll Camillus die Götter gebeten haben, bald ſein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieſer Wunſch ward erhört. Brennus (ſ. d.) hatte ſich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerſtande, machte einen Ausfall auf die ſorglos gelagerten Gallier und ſchlug ſie. Die Römer, welche nach der Niederlage am Allia ſich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; aber dieſer erklärte ſich nur auf den Fall bereit dazu, wenn das römiſche Volk, nach Centurien verſammelt, ihm den Oberbefehl übertragen würde; mit dem römiſchen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botſchaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, ſah ſich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entſatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, ſich um tauſend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus

vernichtete der Vertrag. „Mit Eiſen," rief er, „nicht mit Gold kauft ſich Rom los!" Es kam zum Treffen; die geſchlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte ſie am folgenden Tage ein, und trug den vollſtändigſten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorſchlag, nach Veji auszuwandern, indem ſie zugleich dem Volke Beſorgniſſe über des Camillus Macht zu erregen ſuchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Abſichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günſtig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und ſelbſt die Lateiner verbanden ſich unter einander. Camillus, zum dritten Mal zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeſchloſſenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er ſteckte das feindliche Lager in Brand, und gab die Beute ſeinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptſtadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker und zwang die Tuſcier zum Rückzuge. Er triumphirte ſodann zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was ſie früher zur Erfüllung ſeines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach ſo großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatſtand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von ſeinen Collegen den Oberbefehl, und nahm ſtrenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eiferſucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei ſeiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beſchloß, die Präneſtiner, Bundesgenoſſen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte ungeachtet ſeines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es ſchien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, ſein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er dieſen eine Schlacht liefern, und beſchränkte ſich auf die Führung eines Rückhalts. Seine Erſcheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von dieſem rühmlich unterſtützt, einen vollſtändigen Sieg. Die Bewohner von Tuſculum, gegen die er ſofort aufbrach, unterwarfen ſich ohne Widerſtand, und erlangten ſo Roms verſcherzte Freundſchaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angeſtifteten Unruhen Beſorgniſſe erregten; er entſagte jedoch bald wieder einer Würde, die er diesmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden ſollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erſcheinung eines neuen galliſchen Heers Rom in Schrecken ſetzte. Er übernahm nochmals die Dictatur, überfiel die Gallier, zerſtreute ſie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus ſeine Würde nicht eher nieder, bis die Gährung geſtillt war. Als er dies glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Eintracht einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und ſtarb, von allen ſeinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Peſt, welche damals die Stadt heimſuchte.

Camiſarden nannte man diejenigen Reformirten in Frankreich (in den Sevennen), die ſich zu Anfang des 18. Jahrh. dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widerſetzten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erſchienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt, und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung zog Truppen zuſammen, um die Ordnung wieder herzuſtellen und dieſe Gewaltthätigkeiten zu beſtrafen; aber ein gewiſſer Jean Cavalier, ein Bauer, den eine Wahrſagerin als den Befreier Iſraels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camiſarden, und wußte theils durch ſein unbegrenztes Anſehn bei ſeinen Anhängern, theils durch ſeine Talente und ſeinen Muth den Maßregeln alter erfahrner Generale ſo kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marſchall Villars ſchloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen ſeiner Partei im Ganzen zugeſtanden wurden, und vermöge deſſen Cavalier ſelbſt als Oberſter in königliche Dienſte trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlaſſen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anſtellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichſten Zeugniſſe. Cavalier ſtarb als General und Gouverneur der Inſel Jerſey.

Cammer (Kammer). Unter den vielen Bedeutungen des Worts wählen wir nur folgende: 1) eine Finanzbehörde entweder blos der Renten der Civilliſte und Chatoulle, oder aller Staatseinkünfte. Bisweilen übt dieſe Behörde auch die Polizeiinſpection. 2) Kämmerei, heißt die Finanzverwaltung von Gemeinden oder Körperſchaften. 3) Kammergericht hieß vormals die höchſte Juſtizbehörde des preußiſchen Staats. 4) Reichskammergericht zu Wezlar das 1806 mit dem deutſchen Reichskörper erloſchene, im J. 1495 vom Kaiſer Maximilian I. geſtiftete Reichsgericht (ſ. Reichshofrath). 5) Die Verſammlungen der Repräſentanten in den conſtitutionellen Staaten, worüber die Art. Staatsverfaſſung, Frankreich, England u. ſ. w. nachzuſehen.

Cammermuſik, im weiteſten Sinne, die im Zimmer, beſonders an fürſtlichen Höfen und Theatern aufgeführt wird. Der Styl dieſer Beiden, iſt dem Styl der Kirchenmuſik entgegengeſetzt. Der Erſteren pflegte man einen höheren Grad der Vollendung zu geben, als der Opernmuſik, von welcher man glaubte, daß ſie ihrer Natur nach, nur allgemein hingeworfene große Maſſen und keine in's Einzelne gehende Ausarbeitung zulaſſe. Der Kammerſtyl war folglich in der Ausübung ſchwieriger als der Theaterſtyl. Jetzt herrſcht gleiche Sorgfalt in beiden Stylen. Dagegen erkennt man jetzt eine Verſchiedenheit der Concert- und Theatermuſik an (ſ. Concert), und nennt Kammermuſik im engern Sinne, diejenigen Tonſtücke, welche zur Ausführung in Zimmern und Privatzirkeln, mithin für Stimmen oder Inſtrumente geſchrieben, berechnet und geeignet ſind z. B. Terzetten, Quartetten. — Kammermuſikus, Mitglied einer fürſtl. Capelle (ſ. d. Art.). — Kammerton, bezeichnet die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermuſik erforderlichen Inſtrumente, welche aber immer noch einen ganzen Ton tiefer ſtimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu ſein pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmuſik, die Orgelſtimme um einen ganzen Ton tiefer ſpielen, als die begleitende Inſtrumentalmuſik. Wenn das Stück z. B. in C Dur

geſetzt iſt und die Inſtrumente auch wirklich aus dieſem Tone ſpielen, ſo muß die Orgelſtimme auf Gdur in Fdur transportirt und ſo ausgeführt werden. Dem Kammertone ſtand daher der Chorton entgegen, oder die um einen Ton höhere Stimmung der Inſtrumente in einer Kirche, welche ſich darauf gründete, daß die Kammermuſik, wegen des beſchränkten Raums nicht ſo ſcharf und durchdringend zu ſein brauchte. Jetzt bedient man ſich gewöhnlich nur einer Stimmung.

Camoens (Luis de), der berühmteſte Dichter der Portugieſen iſt einer von den unglücklichen großen Männern, deren Verdienſte erſt der Nachwelt einleuchteten, während ihr Zeitalter ſie verhungern ließ. Er war zu Liſſabon wahrſcheinlich 1524 geboren, denn aus einem Verzeichniß der 1550 nach Oſtindien ſchiffenden Perſonen erhellt, daß Camoens damals 25 Jahr alt war, als er ſich zu dem Feldzuge meldete. Sein Vater Simon Vaz de Camoens war Schiffscapitain und kam durch Schiffbruch an der Küſte von Goa 1556 um. Camoens ſtudirte zu Coimbra. In jenen Zeiten ſchätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geſchichte ſeines Landes, von den Sitten ſeiner Zeit begeiſtert; ſeine lyriſchen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Arioſt und Taſſo, der durch das Chriſtenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiſte viel mehr, als der rein claſſiſchen Literatur an. Nach Beendigung ſeiner Studien kam er nach Liſſabon zurück; eine Palaſtdame, Catharine von Attayde, flößte ihm die feurigſte Liebe ein. Oft ſind heftige Leidenſchaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgeſtattet. Er ward nach Santarem verwieſen, als ſeine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Voll Verzweiflung über ſeine Lage, ward er Soldat, und diente auf der Flotte, welche die Portugieſen gegen Marocco ausſandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht, und wie die Gefahr ſeinen Genius entflammte, entflammte ſein Genius wieder ſeinen Muth. Ein Pfeil raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta, und er hoffte, man werde wenigſtens ſeine Wunden vergelten, wenn man auch ſein Talent verkenne; aber den doppelten Anſprüchen, die er hatte, ſtellte der Neid ſich entgegen. In gerechtem Unwillen ſich vergeſſen zu ſehen, ſchiffte er ſich 1550 nach Indien ein. Er erreichte Goa, ſeine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten ſeiner Landsleute in dieſem Lande, und, ob er ſich über ſie zu beklagen hatte, widerſtand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieſe Lebhaftigkeit des Geiſtes, die den Dichter macht, iſt ſchwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens ward entrüſtet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und ſchrieb eine Satyre, welche ihm die Verweiſung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Geſellſchaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberſchwange ausgeſtatteten Natur. Er dichtete hier ſeine Luſiade. Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieſer noch nie zuvor verſuchten Seefahrt iſt ihr Gegenſtand; am bekannteſten ſind aus derſelben die Epiſode der Ines de Caſtro und die Erſcheinung Adamaſtors, der, Kraft ſeiner Herrſchaft über die Stürme Gama's Reiſe aufhalten will, als er im Begriff iſt, das Cap zu umſchiffen. Im damaligen Zeitgeſchmack verband in ſeinem Gedicht der Luſiade Camoens die Erzählungen der portugieſiſchen Geſchichte mit dem Glanze der Dichtkunſt und das Chriſtenthum mit den Fabeln der Mythologie. Er gefiel ſich, den Urſprung der Portugieſen von den Römern abzuleiten,

für deren Stammeltern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erſte Eroberung Indiens zuſchreibt, war es natürlich, dieſen als eiferſüchtig auf die Unternehmung der Portugieſen darzuſtellen. Hat indeß dieſe Nachahmung der Werke des claſſiſchen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, ſo beſteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemählde Abbruch geſchah, die man in einem Werke zu ſuchen berechtigt iſt, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beſchrieben werden. Die Verſification der Luſiade hat etwas ſo Reizendes und Prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, ſondern auch das Volk von dem Zauber derſelben entzückt iſt, und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und ſingt. Das allgemeine Intereſſe des Gedichts beſteht vorzüglich in dem patriotiſchen Gefühle, von welchem es durchdrungen iſt. Der Nationalruhm der Portugieſen erſcheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und ſo mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern, als Ausländer. Die entzückenden Epiſoden, welche das befreite Jeruſalem zieren, ſichern demſelben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Luſiade ein kräftigeres und reineres hiſtoriſches Colorit, als im Taſſo, gefunden wird: ſo werden doch die Dichtungen des italieniſchen Meiſters gefälliger und einſchmeichelnder erſcheinen. Camoens ward endlich aus ſeiner Verbannung zurückgerufen; an der Mündung des Fluſſes Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete ſich ſchwimmend, in der einen Hand die Rolle ſeines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war, als ſein Leben. In Goa hatte er neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß geſetzt, und nur auf die Bürgſchaft einiger Freunde durfte er ſich 1569 einſchiffen, um nach Liſſabon zurückzukehren. König Sebaſtian, kaum der Kindheit entwachſen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung ſeines epiſchen Gedichts wohl auf, und gerüſtet zu ſeinem Zuge gegen die Mauren in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn ſie zum Ruhme führen; aber man könnte ſagen, daß das Mißgeſchick, welches Camoens verfolgte, ſelbſt ſein Vaterland umſtürzte, um ihn unter deſto ſchrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebaſtian blieb 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erloſch der königliche Stamm, und Portugal verlor ſeine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen, wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war ſeine Armuth, daß Nachts ein Sclave, den er aus Indien mit ſich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben ſeines Herrn zu friſten. In dieſem Elend verfertigte er noch lyriſche Gedichte, welche zum Theil die rührendſten Klagen enthalten. So ſchöpfte ſein Geiſt ſelbſt Begeiſterung aus den Leiden, vor denen ſonſt der Farbenglanz der Poeſie zu ſchwinden pflegt! Endlich ſtarb dieſer Heros der portugieſiſchen Literatur, die Zierde ſeines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, 1579 zu Liſſabon im Hoſpital; funfzehn Jahre nachher prangte zu ſeinem Andenken ein prächtiges Denkmal. Camoens Werke beſtehn außer der Luſiade in Sonetten, Canzonen, Seſtinen, Oden, Elegien, Eclogen, Stanzen, Redondillen, Epigrammen, Satyren, Briefen und zwei Comödien (Amphitruo nach Plautus und die Liebe des Philodem). (Vergl. Portug. Sprache und Literatur.)

Campagna di Roma nennt man den Landſtrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Er iſt ein Theil des Kirchenſtaats, ungefähr 15 deutſche Meilen breit und 50 lang. Gewöhnlich verſteht man darunter die wüſte Ebene, welche bei Ronciglione, oder ſchon bei Viterbo, anfängt, und ſich mit Inbegriff der pontiniſchen Sümpfe (ſ. d. Art.) bis Terracina erſtreckt, in deren Mitte ſelbſt halb verödet die alte Hauptſtadt der Welt liegt. Der Boden dieſer Gegend iſt faſt durchaus vulkaniſch, hat aber nur wenig Erhöhungen. Die Seen der Campagna ſind offenbar ehemals Krater feuerſpeiender Berge geweſen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter ſchwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch iſt und nackte wilde Felſen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine ſehr regelmäßige Kegelform, und ſind ſo hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchſt merkwürdig iſt der Albanerſee überdies durch ſeinen Ableitungskanal oder Emiſſar, eins der älteſten und trefflichſten Römerwerke, welches dem Waſſer des Sees einen Abfluß jenſeits der Berge verſchafft. Während der Belagerung von Veji war der See ſo hoch angeſchwollen, daß er ſein hohes Ufer zu überſteigen und ſogar Rom zu überſchwemmen drohte. Auf den Ausſpruch des delphiſchen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich ſei, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im J. 393 v. C. binnen Jahresfriſt der Canal, deſſen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkaniſchen Felſen gehauen, und auf dieſe Weiſe das Waſſer in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk ſeine Beſtimmung. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, beſonders zwiſchen Rom und Tivoli, wo das Waſſer faſt ſiedendheiß aus der Erde quillt, und den See der Solfatara bildet. Alles was hinein geräth, wird bald von einer kalkartigen Maſſe überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Waſſer ſich hin und her bewegen, ja öfters Menſchen tragen, und ſchwimmende Inſeln genannt werden. Der aus dieſem See entſpringende kleine Fluß (die Albula der Alten) beſitzt dieſelbe Eigenſchaft, und ſtößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den Teverone (Anio) fällt. Von den Alten wurde ſein Waſſer als vorzüglich heilkräftig geſchätzt; neben dem See ſtanden die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden ſind. Der Boden der Campagna iſt im Allgemeinen trocken aber in ſeinen Niederungen höchſt fruchtbar, doch wird aller Anbau hier ſehr vernachläſſigt. Nur bei Monteroſi ſtehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge ſieht man ſehr ſelten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzoſen, durch Anpflanzungen von Bäumen die ungeſunde Luft in dieſen Gegenden zu verbeſſern, ſind geſcheitert. (I. F. Koreff de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchſtücken dieſer alten Gebäude zuſammengeſtoppelt, die man dort Caſali nennt. In der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna ſo gefährlich machen, ſind jedoch die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo ſie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläſte ein Nachtlager ſuchen. Verweilen ſie zu lange im Felde, ſo unterliegen ſie den Fiebern, und die große Menge von

Kranken, welche während der Monate Julius, Auguſt und September die römiſchen Spitäler anfüllt, beſteht meiſtens aus Landbewohnern. Außer den Caſali zeigen ſich in der Campagna noch unzählige Ruinen von Tempeln, Rennbahnen, Grabmählern (vorzüglich auf der Via Appia) und die langen Reihen zerſtörter oder noch erhaltener Waſſerleitungen von Epheu und anderem Geſträuch maleriſch umrankt. Im Winter weiden Schafheerden in dieſen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden ſie auf die Apenninen getrieben; halb wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derſelben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie ſtammen meiſtens aus dem Gebirge, und verdingen ſich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher ſie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht iſt völlig vernachläſſigt; Bonſtetten ſah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Heerde von einigen Hundert Kühen, deren Beſitzer es nicht der Mühe werth hielt, ſie zu melken, obſchon die Milch in Rom ſo theuer als in andern großen Städten iſt. (Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Ausſehen der Hirten läßt den ſtaunenden Wanderer eher an die Steppen der Tartarei, als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten ſieht, worin ſie eben ein Lamm geſchlachtet haben. Die Rinderhirten ſind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit ſie ihre Heerde ſehr geſchickt im Zaume zu halten wiſſen. Nicht unähnlich den Koſaken ſieht man ſie öfters in Rom erſcheinen, wo Alles ängſtlich von den Straßen weicht, ſobald eine Heerde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Kaum der neunte Theil der Campagna iſt angebaut; alles Uebrige dient zur Weide. Und eben dieſe traurige Wüſtenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Landhäuſer, Denkmäler wechſelten reizend mit einander ab, und nach den Verſicherungen eines Strabo, Varro und Plinius herrſchte hier die geſundeſte Luft, einige ſumpfige Landſtriche an den Küſten ausgenommen. Woher nun dieſe unſelige immer weiter greifende Verderbniß des Klima's? Sie entſtand bereits im 6. Jahrh., angeblich nach großen Ueberſchwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden dieſe zuweilen Statt, ohne das Uebel zu vermehren; dagegen iſt in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungeſunde Luft, jene in Italien ſo berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarſten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie durch die Verheerungen, welche Rom und ſein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimſuchten und entvölkerten, indem ſie die kleinen Eigenthumsſtellen in große verwandelten, begründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menſchen fehlte; ausgetretenes Waſſer wurde ſtockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verſchaffte. Was menſchlicher Kunſtfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und ſeit Jahrhunderten in ihrem, ſich immer feindſeliger geſtaltenden, Wirken nicht unterbrochen, ſcheint ſie durch eine langſame aber unaufhaltſame Zerſtörung des Menſchen und ſeiner Werke in dem begünſtigtſten Lande der Welt für alle Vernachläſſigung ſich rächen zu wollen. Daher ſind ſelbſt die kräftigſten Maßregeln, den Zuſtand der Campagna und die Schädlichkeit des Klima's zu verbeſſern,

bis auf dieſe Stunde vergeblich geblieben, und ſelbſt die Strenge der Regierung iſt nicht im Stande, den gröbſten Mißbräuchen, die wir geſchildert, abzuhelfen, weil ihr zwei mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege ſind. So ſchreitet das Verderben immer weiter; ſchon findet man ſelbſt einzelne Theile Roms, welche die Aria cattiva verpeſtet, im Sommer öde und verlaſſen, und dieſe Luft, in deren ſüßem Schmeichelwehn Niemand Verrath und Tücke ahnen ſollte, droht nach und nach ſich in den vollen Beſitz der ſieben Hügel zu ſetzen, und Rom aus Rom zu verdrängen, bis ein Vulkan ſich in dieſer Gegend wieder öffnen, und dadurch dem, an Schwefel und Salpeter zu reichen Boden, Luft machen wird. F—r.

Campanien, der alte Name einer Landſchaft Italiens im jetzigen Königreich Neapel, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der Veſuv, die phlegräiſchen Felder, der Avernusſee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit einen beſondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, ſo daß ſie die herrlichſten Landhäuſer, Zeugen ihrer Verſchwendungsſucht, daſelbſt erbauten. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptſtadt Campaniens, ſind Namen, an welche die wichtigſten Erinnerungen geknüpft ſind. Die appiſche und lateiniſche Straße führten in das Innere dieſer Landſchaft, welche den reizendſten, verführeriſchen Aufenthalt darbot. Auch jetzt noch iſt Campania oder Terra di Lavoro, die ſchönſte und fruchtbarſte Gegend von ganz Italien.

Campbell (Thomas), ein berühmter engliſcher Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch ſeine Studien begann. Von dieſer Univerſität zog er nach Edinburg, und gab ſchon 1799 hier ſein erſtes Gedicht in 2 Geſängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, ſeine claſſiſche Bildung beurkundete, und ſelbſt feſtere philoſophiſche und politiſche Anſichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig ſprechen, erwarb er ſich deſſen Gunſt und eine Penſion, die er noch jetzt genießt. 1808 erſchienen von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien von der Thronbeſteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens. 3 Bände. 8. und 1809: Gertrude von Wyoming, eine Penſylvaniſche Geſchichte, mit einem Anhang andrer Gedichte. Seine Werke ſind reich an lieblichen Gemälden aus dem Gebiete ſüßer und zarter Gefühle; im Erhabenen geräth er oft durch geſuchte Kraft und Kürze in's Dunkle. Von allen engliſchen Dichtern ſcheint er am meiſten mit Spencer und Thomſon verwandt zu ſein.

Campe (Joach. Heinr.), aus einer, durch ſogenannte Mißheirath geſtifteten Nebenlinie des altadeligen, im Fürſtenth. Braunſchweig-Wolfenbüttel anſäſſigen Geſchlechts der v. Campe, wurde 1746 zu Dreuſen im Braunſchweig'ſchen geboren. Dieſer als philoſophiſcher, beſonders aber als pädagogiſcher Schriftſteller und Sprachforſcher ſo berühmte Deutſche, erhielt ſeine frühere Bildung auf der Schule zu Holzminden, und ſtudirte dann zu Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber ſein Herz, das durch den Anblick des menſchlichen Elends tief erſchüttert wurde, lenkte ſeine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine beſſere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menſchlichen Elends zu verſtopfen. Seine Abſicht wurde ſehr befördert, als er 1777 fürſtlich an-

halt=deſſauiſcher Educationsrath, und nach Baſedow's Abgange Vorſteher des Philanthropins zu Deſſau wurde. Er zog ſich jedoch von dieſem Poſten bald wieder zurück, und legte eine Privaterziehungsanſtalt zu Hamburg an, die er wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit und abnehmenden Geiſtesmunterkeit 1783 dem Profeſſor Trapp überließ. 1787 ward er herzogl. braunſchweig'ſcher Schulrath und Eigenthümer einer, bis dahin mit dem großen Waiſenhauſe zu Braunſchweig verbunden geweſenen Buchhandlung, die unter der Firma der braunſchweig'ſchen Schulbuchhandlung bekannt iſt, und vorzüglich durch den Verlag ſeiner eigenen Schriften ſich zu einer der angeſehenſten in Deutſchland emporſchwang. Späterhin übergab er dieſelbe dem Buchhändler Vieweg aus Berlin, dem Gemahl ſeiner einzigen Tochter, der eine Buchdruckerei und Schriftgießerei, auch eine Spielkartenfabrik damit verbunden hat, und deſſen Officin jetzt in jeder Hinſicht eine der berühmteſten in Deutſchland iſt. Im J. 1809 ertheilte die theologiſche Facultät zu Helmſtädt Campe'n das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrſamkeit. Tiefgreifender Kummer über die Leiden ſeines geliebten Vaterlandes, und dadurch beförderte Altersſchwäche hatten ſeinen Geiſt gelähmt; die letzten Jahre ſeines gemeinnützigen Lebens verbrachte er geſchäftslos in dem engern Kreiſe ſeiner zahlreichen liebenswürdigen Enkel, und ſtarb am 22. Oct. 1818, in einem Alter von 72 Jahren. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überaus groß; in ſeinen philoſophiſchen und pädagogiſchen Werken erſcheint er ſtets als ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen und edelſten Gemeinſinne; aus allen leuchten edle, patriotiſche Zwecke hervor. Beſſerung der Sitten und Bereicherung des Geiſtes, eine Umwandlung unſers geſammten Erziehungsweſens, und die daraus folgende beſſere Bildung jugendlicher Seelen, waren das Ziel ſeines aufgeklärten nnd thätigen Strebens. Seine Verdienſte um das Erziehungsweſen ſind mit dem lauteſten Beifall anerkannt worden, wiewohl ſeine voreiligen Urtheile über das claſſiſche Alterthum, ſein Parteinehmen für den Philanthropismus, und die damit zuſammenhängende überpraktiſche Richtung, zu tadeln ſind. Seine Erziehungsſchriften ſind die geleſenſten und geſchätzteſten. Sein Styl iſt rein und fließend, frei von den Künſten der Schule, lebhaft, ſanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart iſt er Muſter. Vorzüglich beſaß er eine ſeltene Gabe, ſich zu dem Faſſungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulaſſen. Als Philoſoph weiß er ſehr gut, von trocknen ſpeculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weiſen Ernſte zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Obſchon ſeine Bemühungen um „die Reinigung und Bereicherung der deutſchen Sprache" oft die Geſtalt des Sonderbaren angenommen haben: ſo hat er doch auch hierin ſich ein bleibendes Verdienſt erworben. Seine Erziehungsſchriften hat er vereinigt unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder= und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe." Braunſchweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen Kupfern, herausgegeben. Unter dieſen iſt, ſein Leſebuch „Robinſon der jüngere" in alle europäiſche Sprachen von Cadix bis Petersburg, ſogar in die neugriechiſche überſetzt worden. Faſt eben ſo verbreitet und vielfach überſetzt iſt ſein „Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend." Ein ausgezeichnetes Verdienſt um unſere Sprache erwarb ſich Campe durch ein „Wörterbuch der deutſchen Sprache," 5 Bde. 4. 1807—11, und das damit nothwendig verbundene „Verdeutſchungs=Wörterbuch," 1. Bd. 4.

1813. (6 Bde. 35 Thlr.), welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches einen faſt drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das Adelungiſche. Dieſes ſchätzbare Werk erwartet noch Erweiterungen von Vater. Campe befand ſich 1789 in Paris, und wurde damals ein feuriger Lobredner der franzöſiſchen Revolution. Seine aus Paris geſchriebenen Briefe erſchienen zuerſt im braunſchweigiſchen Journale, und erregten viele Aufmerkſamkeit. Sie kamen 1790 geſammelt heraus. Campe wurde dieſer Briefe wegen häufig mit Ernſt und Spott angegriffen, und in der That ſind ſie ſehr freimüthig und kühn, mit Beredtſamkeit, Wärme und Malerei geſchrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die ſich bei einem ſonſt ſo ruhigen Denker wie Campe, nur mit dem damaligen, faſt allgemeinen Enthuſiasmus für die Revolution erklären laſſen.

Campecheholz, das Holz eines Baumes der an der Nordküſte des mexikaniſchen Meerbuſens in Amerika wächſt, und das zum Violettfärben, ſeit einiger Zeit auch gegen die Ruhr, gebraucht wird.

Camper (Peter), geboren zu Leyden 1722, geſtorben im Haag 1789, war unſtreitig einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Aerzte und Anatomen des 18. Jahrh. Doch kennt man ihn erſt von Einer Seite, wenn man nur ſeine Verdienſte um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunſt und gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft kennt; auch für die Kenntniß des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleiſtet. Er zeichnete ſelbſt ungemein fertig mit der Feder, mahlte in Oel, boſſirte, und verſtand den Bildhauermeißel zu führen. Dies Alles aber geſchah von ihm mit wirklicher Kunſteinſicht. Der genau und ſcharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beſchäftigung mit der ſchönen Kunſt hinzog; welchen Gewinn aber durfte ſich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunſt von der Vereinigung dieſer beiden Beſchäftigungen in einem ſolchen Manne verſprechen! Schon die Aufſtellung ſeiner Geſichtslinie iſt nicht unwichtig. Dieſe beſteht in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Naſe gezogenen, und in einer andern gleichmäßig geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Naſe berührt, und bis auf den am meiſten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, den dieſe beiden Linien beſchreiben, beſteht nach Camper, nicht allein der Unterſchied der Thiere, ſondern auch der verſchiedenen Nationen, und man würde ſagen können, die Natur habe ſich gleichſam dieſer Winkel bedient, um alle Verſchiedenheiten der thieriſchen Geſichtsbildung zu beſtimmen, und ſie gleichſam ſtufenweiſe bis zum ſchönſten Menſchenantlitz hinaufſteigen zu laſſen. Die Vögel beſchreiben die kleinſten Winkel, und dieſe Winkel werden größer, je nachdem ein Thier ſich mehr der menſchlichen Geſtalt annähert, wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42°, die dem Menſchen ähnlichſten aber einen Winkel von 50° beſchreiben. Der Kopf eines afrikaniſchen Mohren, ſo wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzneik. und Naturgeſch. betr.“ I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet iſt, und die zwei Kupfertafeln fehlen.) Wenn man bedenkt, daß die Griechen ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verſchönert haben, und daß, was über dieſe Linie fällt, ein Ungeheuer wird; ſo wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunſt eben ſo wichtig finden, als ſie es, zumal

nach Blumenbach's und Herder's Zuſätzen, für die Naturgeſchichte iſt, welche Camper übrigens auch durch ſeine Affenzergliederung bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menſchenähnlichſten Affen die Rede durch einige Seitenſäcke, welche die Natur an ſeine Luftröhre hing, gleichſam abſichtlich verſagt ſei, beſeitigte die meiſten der bis dahin über menſchlich Beſtimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man ſieht ſchon aus jener Aufſtellung der Geſichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müſſe gerichtet haben. Merkwürdig iſt hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichenſchule zu Amſterdam 1790 vorlas. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunſt iſt auch ſeine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künſten, welche man am beſten in der engliſchen Ueberſetzung von Cogan zur Hand nimt, durch deſſen Zuſätze und Veränderungen dies wichtige Werk noch ſehr gewonnen hat. Es enthält eine Unterſuchung über die natürliche Verſchiedenheit der Geſichter bei Perſonen aus verſchiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebſt einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Geſtalten und Bildniſſe einzelner Perſonen richtig zu ſkizziren. So vielfache Verdienſte, als Camper hatte (er ſchrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verſchiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er ſeine Studien zu Leyden vollendet hatte, und auf Reiſen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf als Profeſſor der Philoſophie, Medicin und Chirurgie in Franeker. Nach einigen Jahren lehrte er dieſelben Wiſſenſchaften zu Amſterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatiſirte er zu Franeker, erhielt ſeit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deshalb nach dem Haag, wo er ſtarb. In der Peterskirche zu Leyden ſteht ſein einfaches Denkmahl aus Marmor.

Campetti, ſ. Wünſchelruthe.

Campher, iſt ein eigenthümlicher, den ätheriſchen Oelen und Harzen verwandter, näherer Beſtandtheil einer ſehr großen Anzahl von Wurzeln, Rinden, Blüthen und Blättern und überhaupt der meiſten lippenförmigen Blumen, welche ihn bei der Deſtillation zugleich mit dem ätheriſchen Oel liefern. In größerer Menge iſt er in dem, in Japan wachſenden Baum (Laurus camphora) vorhanden, deſſen geſammte Theile in China und Japan in einer Blaſe mit Waſſer deſtillirt werden, wobei ſich der rohe Campher in kleinen Körnern im thönernen Helme, der mit Stroh verſehen iſt, ſublimirt. Mit einigem Zuſatz von Kalk wird er hernach in Europa durch Sublimation gereinigt, und gelangt in Form convex-concaver Kuchen in den Handel. — Aus dem Laurus sumatrensis, der auf Sumatra, Malacca und Borneo, alſo grade unter der Linie wächſt, quillt freiwillig der Campher von Barros; er iſt zwiſchen dem Holze und der Rinde völlig ausgebildet, der aber bisher kein Ausfuhrartikel nach Europa iſt. Die Wurzeln des Zimmtbaums (Laurus cimmamomum), auch ein Gewächs der heißeſten Tropen, liefern ebenfalls Campher. Der gereinigte Campher iſt weiß, durchſichtig, criſtalliſirt in Nadeln von durchdringendem, eigenthümlichen Geruche, von brennendem, hinterher Kälte verurſachenden Geſchmack. Er iſt etwas zähe und verflüchtigt ſich nach und nach an der Luft, iſt auflöslich in Alcohol, Aether, ätheriſchen und fetten Oelen, und wird durch Waſſer daraus gefället. Concentrirte Schwefelſäure löſet ihn in der Kälte unzerſetzt auf. Mit

Schwefel und Phosphor geht er Verbindung ein. Bei 300 Grad F. fließt er gleich dem Oel und ſublimirt ſich unverändert. Seine Beſtandtheile ſind Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, ohne ausgemitteltes Verhältniß dieſer Stoffe zu einander. Die Sublimation mit Kalk erhöht den Geruch und Geſchmack.

Campidoglio, Capitol (ſ. d. Art.)

Campiſtron, ein franz. dramatiſcher Dichter und Zeitgenoſſe von Racine, deſſen Trauerſpiele bei ihrem Erſcheinen außerordentlichen Beifall fanden, der ſich aber nicht erhalten hat, ſo daß auch nur zwei Stücke von ihm, die Tragödie Andronicus welche die Geſchichte des Don Carlos unter andern Namen darſtellt und das Luſtſpiel le Jaloux desabusé in der Sammlung des Théâtre françois des auteurs du second ordre aufgenommen ſind. Campiſtron war 1656 in Touloufe geboren; er ſtarb eben da im J. 1723. Laharpe ſagt von ihm: „Man hat die Verſtändigkeit ſeiner Plane geprieſen; das ſind ſie auch, aber nicht minder eben ſo ſchwach angelegt als ſchlecht ausgeführt."

Campo Formido, unrichtig Campo Formio, ein kleines Caſtell bei (oder vielmehr eine Vorſtadt von) Udine, in der venetianiſchen Delegation Friaul, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1797 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, und zwar von Seiten Oeſterreichs von den Geſandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marcheſe di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Buonaparte daſelbſt unterzeichneten Frieden. S. d. Art. Friedensſchlüſſe.

Campomanes (D. Petro Rodriguez, Graf von). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter, Director der von Philipp V. im Jahre 1738 geſtifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Aſturien zu Anfange des 18. Jahrh. geboren, und nützte ſeinem Vaterlande und verherrlichte es durch ſeine Talente und ſeine Gelehrſamkeit, durch ſeine erhabenen Anſichten von Staatsverwaltung und Politik, während ſeine Schriften durch ganz Europa ſeinen Ruf verbreiteten, und ihn unter die vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation ſtellten. Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correſpondenten, ſo wie die philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia, auf Franklin's Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die ſpaniſchen Schriftſteller erheben wetteifernd ſeine Talente, ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Wohlthätigkeit. Campomanes ſtieg durch eigenes Verdienſt. Er hatte ſich den Ruf des geſchickteſten und uneigennützigſten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III. ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Caſtilien ernannt, auf deſſen Befehl er unter andern ſeinen Discurso sobre el fomento de la industria popular (1774) und sobre la educacion popular de la Artisanos y su fomento (1775) herausgab, worin er Alles, was innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterſtützte er bei dem ſchwierigen Unternehmen, die Jeſuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch eine Abhandlung die Freigebung des Getreidehandels bewirkt. Er ſuchte das Gauner- und Bettlerweſen zu vernichten, indem er über die Zigeuner ſchrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die heimathloſen Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritte Carl's IV. 1788 wurde Campomanes zum Präſidenten des Raths von Caſtilien und darauf zum Staats-

miniſter ernannt. Zu dieſer Zeit führte er den Vorſitz unter den Cortes des Reichs, und ſein Anſehen ſchien auf unerſchütterlichen Grundfeſten zu ruhen; aber als der Graf Florida Bianca die Gunſt des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle ſeine Aemter. Er ertrug dieſe Ungnade mit Muth und Würde, und ſtarb in den erſten Jahren des 19. Jahrh. Unter ſeinen zahlreichen, meiſtens hiſtoriſchen und geographiſchen Schriften, befinden ſich zwei mit Caſiri gemeinſchaftlich aus dem Arabiſchen überſetzte Capitel des Ebn al Avam über den Ackerbau; alle ſind geſchätzt, aber die ſtaatsökonomiſchen am meiſten.

Canaan, ſ. Paläſtina.

Canada, ſ. Amerika und Nordamerika.

Canal, Pas de Calais, ſ. Calais.

Canäle ſind durch Kunſt hervorgebrachte Flüſſe. Faſt alle größeren und reicheren Staaten Europa's haben ſich die Anlegung von Canälen zu Beförderung der inneren Waſſerverbindung angelegen ſein laſſen, da ſie für den Handel und Verkehr die entſchiedenſten Vortheile gewähren, und durch einen angemeſſenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verzinſen. In Bezug auf die engliſchen Canäle ſagt Nemnich: „Der Ruhm, einen Plan von dem ausgebreitetſten Umfange und Nutzen zuerſt in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzoge von Bridgewater. Sieben Meilen von Mancheſter beſaß er die reichſten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beſchwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von ſeinen Minen einen Canal nach Mancheſter zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt, und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung ſeines Projects dem größten mechaniſchen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dies war Brindley; zwar ein Mann von ſehr verwahrloſter Erziehung und von Profeſſion ein Mühlenbauer, der weder ſchreiben noch leſen konnte, aber die verwickeltſten Plane und Berechnungen ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande brachte, und für die ſchwierigſten Fälle jedesmal die beſten und ſicherſten Mittel fand. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge ſchiffbar iſt, ließ ihn Brindley mittelſt eines Aquäducts 39 Fuß über die Oberfläche des Waſſers weiter leiten. Außer dieſem Aquäduct bewundert man ein anderes Meiſterſtück von Brindley, nämlich die Leitung des Canals unter einen Berg, faſt eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Morsley-Mill bis Mancheſter zu Stande, ſo extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen London, Briſtol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu ſetzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung deſſelben. Denn im J. 1766 begann der Herzog die ſogenannte Great Trunk Navigation, wodurch die Flüſſe Trent und Merſey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieſer Canal iſt 99 engliſche Meilen lang und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfange des Great Trunk leitete Brindley von dieſem Canal einen andern nach dem Fluſſe Severn, wodurch die Schifffahrt zwiſchen Briſtol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieſer Zweig iſt 46 engliſche Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demſelben Jahre ſtarb

Brindley. Verſchiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896½ engliſche Meilen Länge von Canälen durchſchnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekoſtet hatten. In dieſer Angabe ſind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal iſt erſt im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwiſchen der Temſe, Severn, Merſey und Trent." Ein andrer ſehr wichtiger Canal iſt der Caledoniſche, welcher die weſtlichen und öſtlichen Küſten von Schottland verbindet; wodurch die gefährliche Schifffahrt durch, oder um die Orkneys und ſhetländiſchen Inſeln, ſo wie um die Hebriden herum, vermieden wird. Kürzlich hat man eine Dampfmaſchine eingerichtet, zum Ziehen der Schiffe, welche wenigſtens in der weſtlichen Hälfte des Canals ſchon ſehr gute Dienſte thut. Die Länge des letzten beträgt ungefähr 13 deutſche Meilen, wovon aber nur ungefähr 5 Meilen gegraben zu werden brauchten; die übrigen acht nimmt die Länge der Seen oder der Lochs ein. Es ſind im Ganzen 8 Hauptſchleuſen. — Nächſt England hat Frankreich die bedeutendſten Canäle aufzuweiſen. Der Canal du Midi, Südcanal, ſonſt Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, ward nach Andréosſy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Koſtenaufwand von 17½ Mill. Livr. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, und geht vom Hafen Cette am mittelländiſchen Meere bis nach Toulouſe, wo er ſich mit der Garonne verbindet, ſo daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländiſche Meer kommen. Er iſt 45 franz. Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigſtens ſechs Fuß tief; die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß Waſſer, wenn ſie auch 2000 Centner tragen. Längs den Ufern ſind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere ſechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleuſen; er geht 85 Toiſen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt, mittelſt 55 mit Einfaſſungen an der Seite zu Waſſerleitungen eingerichteter Brücken, über verſchiedene Flüſſe hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landſtraßen über denſelben. Sein Waſſer erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwiſchen zwei Bergen und einer 36 Toiſen dicken Mauer angelegten Becken, 1200 Toiſen lang, 300 breit und 20 tief, welches bei ſeiner vollſtändigen Füllung gegen eine Million Kubik-Toiſen Waſſer enthält, und mit drei großen kupfernen Hähnen zum Ablaſſen des Waſſers verſehen iſt. Die Unterhaltung koſtet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft ſich eben ſo hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpunkts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimt ſeinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saone bei Chalons. Er hat 81 Schleuſen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptſtadt durch die Rhone, Saone, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Geſellſchaft begann, ward erſt 1809 vollendet. Er iſt ſechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Urſprungs der Schelde an, iſt auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, ſteigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch ſechs Schleuſen, und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleuſen. Er wird durch die Quellen der Schelde geſpeiſet, und iſt an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4100 Toiſen.

Durch ihn, die Oiſe, Seine und den Canal von Briare iſt eine Verbindung der Nordſee und der Straße von Calais mit dem mittelländiſchen Meere eröffnet worden. Viel iſt in der neueſten Zeit für die Waſſerverbindungen in Frankreich geſchehen. Wir nennen aus dieſer Periode die Canäle von Jemappes, Sedan, Burgund, Arles, Beaucaire, Carcaſſonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der ſonſtigen Bretagne, die Canäle der Ille und Rance, der Blavet, den Canal von Nantes nach Breſt und den ehemaligen Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt ſind. Die Sorgfalt der franz. Regierung für die Beförderung der innern Verbindung durch Ca äle hat ſich auch unter den Bourbonen nicht verringert, und in der Sitzung der Kammern von 1822 wurden eine Anzahl von Unternehmungen dieſer Art, die auf an hundert Millionen Franken taxirt waren, gegen gewiſſe Conceſſionen an verſchiedene Compagnien zur Ausführung überlaſſen. — In Holſtein vereinigt der berühmte Eidercanal die Oſt- und Nordſee. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt, und koſtete 2½ Millionen Thaler. Er iſt 4¾ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, und hat ſechs Schleuſen. Preußen hat den Bromberg'ſchen, den Finow-, den Friedrich Wilhelmscanal u. a., die jedoch an Kunſt und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen ſind. In Rußland bemerken wir den Ladoga'ſchen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogaſee ziehen ließ. Er geht von Schlüſſelburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, iſt 15 deutſche Meilen lang, 17 Schuh breit und hat 32 Schleuſen. Vollendet ward er 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden iſt: ſo hängt durch ihn die Oſtſee mit dem caſpiſchen Meere zuſammen. In Spanien iſt der aragon'ſche Kaiſercanal, der ſein Waſſer aus dem Ebro erhält, der vornehmſte Andere wichtige Canäle, z. B. der von Trollhätta, werden unter ihren Rubriken aufgeführt. Vergl. auch d. Art. Waſſerſtraßen.

Canariſche Inſeln, eine Gruppe von 20 Eilanden (151 Q. M. mit 174,000 Einw.), an der weſtlichen Küſte von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera ſind die Namen der wichtigſten. Vom 29. bis jenſeits des 28. Grades nördl. Br. erſtrecken ſie ſich von Oſten nach Weſten, ſind vulkaniſchen Urſprungs, und haben ein ſo herrliches Klima und einen ſo fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inſeln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Von ihrer älteren Geſchichte wiſſen wir nur, daß Juba II., König beider Mauritanien, ſie zuerſt genauer beſchrieben. Von Julius Cäſar im Triumphe aufgeführt, ward er in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Römer unterrichtet, und bildete ſich zu einem der gelehrteſten Fürſten. Seine Beſchreibung dieſer Inſeln hatte Plinius vor Augen. Juba nannte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertoſanto purpureas. Die Inſel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt intereſſante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte jener Eilande. Der Verluſt dieſer Schrift des mauritaniſchen Königs iſt um ſo mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten räthſelhaften Völkerſchaft darin zu finden, welche ehedem dieſe Inſeln bewohnte. Dieſe Völker verſtanden die Kunſt, die Leichen einzubalſamiren, und näheten ſie dann in Ziegenhäute, worauf ſie in Särge, aus Einem Stück Holz gemacht, gelegt, und

in Grotten beigeſetzt wurden. Dieſe Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man ſie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen ſie in Staub. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieſer Völker, Guanches genannt, von ihrer Achtung des weiblichen Geſchlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung. Die Sprache dieſer Völker ſtimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten feſten Landes reden; indeſſen wiſſen wir zu wenig von ihr, als daß man darüber urtheilen könnte. Von 1316—1334 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, dieſe Inſeln, und man findet ſie ſchon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indeſſen ſcheinen die Spanier dieſe Beſitzungen nicht geachtet zu haben; denn der berühmte Infant von Portu..l, Heinrich Navigator, ließ ſie 1456 in Beſitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küſte von Guinea. Allein 1478 unternahmen die Spanier auf's neue die Eroberung der Canarien, und vollendeten ſie am Ende des 15. Jahrh., indem ſie die urſprünglichen Einwohner unterjochten, und in der Folge ganz vertilgten. Jetzt ſind dieſe Inſeln faſt von lauter Spaniern und nur wenigen Portugieſen bevölkert. Teneriffa als die größte (73 Q.M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22,600, die übrigen haben weit weniger Einwohner. Teneriffa iſt beſonders ausgezeichnet durch einen 13,278 Fuß hohen Vulcan, den man den Pic nennt. Er iſt wegen ſeiner Steilheit, und weil die Spitze ganz mit Bimſtein und vulcaniſcher Aſche bedeckt iſt, äußerſt ſchwer zu beſteigen. Rings um den Krater, der genau auf der Spitze ſich befindet, iſt ein ſo ſchmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich ſieht man von der Spitze dieſes Coloſſes die Inſel, die ſeine Grundlage iſt, mit allen ihren lieblichen Landſchaften auf das deutlichſte zu ſeinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchſichtiger iſt, als bei uns. Man ſieht aber auch die übrigen Inſeln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und ſelbſt die Küſten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenſeits derſelben die Spuren der traurigen Sandwüſten. Die Hauptſtadt von Teneriffa, Santa Cruz, mit 8000 Einw., iſt der Sitz des Gouverneurs, und hat auf der öſtlichen Seite der Inſel einen trefflichen Hafen, worin die engliſchen Schiffe anlegen, um Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen; doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, größtentheils aus Canaria holen. Eine andere Stadt, Laguna, iſt volkreicher und weit ſchöner gelegen, als Santa Cruz. Canaria iſt wenig unterſucht, jedoch fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptſtadt, Palmenſtadt, hat 9000 Einw. und iſt der Sitz der oberſten geiſtlichen Behörden der Inſeln. Das vorzüglichſte Erzeugniß dieſer Eilande iſt ein weißer und ſüßer Wein, der ſogenannte Canarienſect; man rechnet, daß jährlich ungefähr 40,000 Ohm ausgeführt werden, meiſtens nach Amerika und England. Auch Weingeiſt, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft ſich auf 242,000 Piaſter. Sie ſind das Vaterland der Canarienvögel, zum Finkengeſchlechte gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichen Schwanz- und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Dieſe Vögel ſind erſt ſeit dem 15. Jahrh. in Europa bekannt. Jetzt werden ſie in Menge aus Tyrol, dem Schwarzwalde

u. ſ. w. durch eigene Träger nach England, Rußland und insbeſondere nach Conſtantinopel gebracht.

Canaſter, ſ. Tabak.

Candia (Kandia), in den älteſten Zeiten Idaea vom Berge Ida, jetzt Ikriti die größte griechiſche Inſel im Mittelmeer. Ein Hochgebirge durchſchneidet die Inſel deren weſtl. Theil die Venetianer Monte di Sphachia (vorhin Leuke), den öſtlichen Lasthi oder Sethia (vorhin Dikte) nannten. Die Thäler und die Seeküſte ſind ſehr fruchtbar, und wo ſie nicht geſund ſind, rührt das von der Verwahrloſung aller Stagnationen unter türkiſcher Regierung her. Getreide, Wein, Oel, Obſt, Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Wachs, Honig, Mohn, gedeihen hier trefflich. Die Viehzucht erlaubt in dieſer menſchenarmen Provinz dem Vieh Sommerweide im Gebirge und im Winter Thalweide. Nach der trojaniſche Sage ſchiffte der König Idomeneus mit 80 Schiffen nach Ilium. Die griechiſche Mythologie verſetzte viele Götter- und Heldengeſchichten nach dieſer, Kreta genannten, Inſel. Hier regierte Saturn und ſpäter Minos als König 1300 J. vor der chriſtl. Zeitrechnung. Eine Zeitlang war Kreta nach Verbannung der Könige eine Republik und hernach ein Sitz der ciliciſchen Seeräuber, bis die Römer ſie unterjochten. Sie verblieb dem oſtrömiſchen Reiche bis die Saracenen ſolche 823 eroberten, welche die Feſtung und Stadt Kandia erbaueten. 962 nahm ſie ihnen Nicephorus Phoces wieder. Ein Markgraf von Montferrat erhielt ſolche in der Theilung des byzantiniſchen Reichs durch die Lateiner und 1204 Venedig durch Kauf. Nach einem 24jährigen Kriege mußte dieſes die herrliche Inſel an die Türken abtreten. Die Türken hatten hier 3 Paſchen zu Kandia, Canna und Retino. Wegen der Fehden dieſer Paſchen unter einander gelang es den Weſtgebirgsleuten im Agelick Sphachia ſich unter türkiſchem Schutze ſelbſt zu regieren. Da man aber dieſen Bergleuten oft die Verträge nicht hielt, ſo pflegten ſie dann jedesmal zu den Waffen zu greifen, wurden oft geſchlagen, aber niemals in ihren Bergen ganz unterjocht. Sie waren es, von denen die Paſchen Geißeln (1821) verlangten und die dadurch aufgebracht der Inſurrection der Griechen beitraten. Sie war einſt ſehr volkreich. Ihre Berge voll Höhlen, alſo kalkigt, ſind noch nicht unterſucht. Die Häfen ſind trefflich. Unter der venetianiſchen Regierung waren die Kandioten ſchon im Ruf, keinen Bruch ihrer Privilegien zu dulden, und ließen nicht zu, daß die Venetianer, wie in andern Diſtricten Griechenlands, einen Landesadel degli possidenti gründeten, und dadurch den übrigen Theil der Einwohner unter das Joch der Podeſtas hielten. Hätte man die Bergbauern bewaffnet als die Türken zuerſt dort landeten: ſo würde wahrſcheinlich den Türken unmöglich geworden ſeyn, ſich auf Kandia zu behaupten. Die Sphachiaten ſpielen in der Geſchichte Kandia's die nämliche Rolle, als die Mainotten auf Morea nur entgingen ſie dem Tribut des Kopfſchatzes nicht.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern diejenigen, die ſich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erſchienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Bruſt empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Jetzt nennt man in der proteſtantiſchen Kirche Candidat einen Theologen, welcher ſeine Studien auf der Univerſität beendet, und durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartſchaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärten Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. ſ. w. In Italien und dem ſüdlichen Frankreich ſind ſie ein Gegenſtand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua ſind z. B. die daſelbſt candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. ſ. w. berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die ſchönſten candirten Früchte. Candis iſt der bekannte Zucker in großen Kryſtallen, welcher in ſcharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckerſaft in Gefäßen an Zwirnsfäden kryſtalliſiren. An dieſen Fäden bilden ſich die größten Kryſtalle, die kleineren ſchießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedr. Rud. Ludewig Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutſcher Dichter und als Herſteller eines richtigen Geſchmacks, einer dankbaren Erwähnung. Er verlor ſeinen Vater Ludwig, der Landrath und Hauptmann war, vor der Geburt. Die Großmutter ſorgte für ſeine Erziehung, 1671 bezog er die Univerſität Leipzig. Hier ſchon äußerte er Liebe zur Poeſie, ſchrieb 1674 eine Inauguraldiſſertation von der nöthigen Vorſicht der Fürſten bei ihren Zuſammenkünften und Unterredungen, 1675 kehrte er nach Berlin zurück, beſuchte Italien und Frankreich, wurde nach einander Kammerjunker, Legationsrath und geheimer Staatsrath. Kaiſer Leopold erhob ihn 1698 zum Reichsfreiherrn. Als Geſchäftsmann wurde er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm und deſſen Nachfolger gebraucht. Jene mit Reiſen verbundenen Geſchäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ſeine Bildung und ſeinen Geſchmack; und ſo brachte er es bei ſeinen vorzüglichſten Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunſt, obgleich er weder eine ſo reiche Einbildungskraft, noch einen ſo glänzenden Witz beſaß, als die Muſter, die er nachzubilden ſtrebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache und Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau, ſind die Hauptverdienſte ſeiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel ſeine Satyren den erſten Platz behaupten, wiewohl auch hier eine unſchmackhafte Weitſchweifigkeit im Styl den Inhalt verwäſſert. Er ſtarb 1699, und erſt nach ſeinem Tode kamen ſeine poetiſchen Arbeiten in einem mäßigen Octavbande heraus, und fanden ſo großen Beifall, daß davon 1770 die 14te Auflage zu Bern erſchien.

Cannä eine Stadt in der neapolitaniſchen Provinz Puglia an der Mündung des Aufidus am adriatiſchen Meere, iſt noch jetzt berühmt durch die große Schlacht, welche hier die Römer gegen Hannibal und die Carthaginenſer verloren. Folgendes war die Veranlaſſung der Niederlage der Römer. Gleich den Vorgängern im Oberbefehl des römiſchen Heers wider die Carthaginenſer beobachteten die Conſuls Aemilius Paulus und Terentius Varro den Defenſivplan wider Hannibal, der immer dahin ſtrebte durch einen entſcheidenden Schlag Roms Schickſal in dieſem Kriege raſch zu beſtimmen, weil aber der römiſche Senat unterrichtet war, daß das römiſche Heer 87,000 Mann betrug, und daß jenes ihres Gegners nur 50,000 Mann und darunter 10,000 Reuterei enthielt und jenem dabei bekannt war, daß Hannibal weder Verbündete noch einen Stützpunkt für ein etwa geſchlagenes Heer habe, deſſen Ernährung aus einem verheerten Lande im Rücken immer ſchwieriger wurde: ſo ertheilte der Senat Befehl an die Conſuls durch eine Hauptſchlacht den langen Krieg zu beendigen. Hannibal entdeckte bald die Veränderung in den Operationen

ſeiner Gegner, und um die Römer zu verleiten eine Hauptſchlacht zu wagen, gönnte er dem Conſul Terentius Varro die Freude in leichten Treffen der Reuterei Sieger zu heißen, indem die carthaginenſiſche Reuterei ſich jedesmal raſch nach dem Hauptquartier Hannibals zu Cannä, das ſchon im J. zuvor abgebrannt worden war zurückzog. Von der andern Seite gaben die Römer ihre feſte Stellung zu Canuſium auf, und ſchlugen öſtlicher ein paar Meilen, um Hannibal noch mehr einzuengen, ein neues Lager auf und zwar an beiden Ufern des Aufidus. Endlich fanden die Römer das Schlachtfeld am rechten Ufer des Aufidus zu enge und gingen deshalb auf das linke Ufer mit dem ganzen Heere hinüber. Der Conſul Varro lehnte ſeinen rechten Flügel an den Fluß und breitete ſich weit in die Ebene aus. Zur nämlichen Zeit überſchritt bei einer Furth Hannibal den Aufidus und ſtellte ſein kleineres Heer dem römiſchen Kriegern entgegen. Das römiſche Heer hatte auf dem rechten Flügel die römiſche, auf dem linken die verbündete Reiterei und alles Fußvolk in der Mitte in gewohnter Schlachtordnung der Legionen dieſes Volks. Schlau ſtellte Hannibal die numidiſche Reuterei derjenigen der römiſchen Verbündeten und die Spanier und Gallier den Römern gegenüber. Seine Infanterie aus Afrika, theilte er in zwei Maſſen, jede der beiden Maſſen ſtand nahe bei der Reiterei. Geſondert von beiden Flügeln durch einen freien Raum ſtanden in der Mitte im ſtumpfen Winkel die Spanier und Gallier zu Fuße, und hinter ſolchen noch ein ſtarkes Corps. In der Mitte übernahm Hannibal ſelbſt das Commando. Berechnet hatte er, daß der Wind Volternus, der in Apulien in damaliger Jahreszeit in gewiſſen Stunden in einer bekannten Richtung wehet, in der Periode des Angriffs Staub und Sand den Römern entgegen ſtreuen und ſie verhindern würde, ſeine Evolutionen zu errathen, ehe ſie entſchieden. Die leichten Truppen beider Heere begannen das Treffen, die Römer mit Wurfſpießen, die Gegner mit baleariſchen Schleuderern, deren einer gleich anfangs den Conſul Paulus Aemilius verwundete, indem er die erſte Unordnung herſtellen wollte. Heftig war das erſte Anprellen der römiſchen Reuterei auf diejenige aus Spanien und Gallien, und als der Kampf lange dauerte, verließen die Kämpfer ihre Roſſe und griffen einander zu Fuße an. Die gewandteren Gallier und Spanier warfen aber ſchnell die römiſche Reuterei, die ihre Pferde verlaſſen hatte und hieben Alles, was floh, nieder. Das römiſche Fußvolk wollte ſeine Reiterei retten, und zog ſich nach dem Flügel im Bogen hin, in welchem es mit vielem Nachtheile focht, und fiel das ſpaniſche und galliſche Fußvolk an, daß ſich in guter Ordnung nach Hannibal's Befehl in die großen leeren Räume zwiſchen der Mitte und den Linien, fechtend immer weiter zurückzog. Dies veranlaßte nun ſchnell, daß Hannibal vom Mittelpunkte aus, den unvorſichtig vordringenden und eingeengten Römern mit eben der afrikaniſchen Infanterie, die er für dieſe Benutzung geſchont hatte, in die Flanke fiel. Nun ſchwankte der Kampf nicht länger zwiſchen den Kriegern und überall fielen die eingedrängten Römer, unter ihnen der Conſul Paulus Aemilius und beide Proconſuls Servilius und Atilius. Was vom Schlachtfelde floh, hieb in der Ebene die numidiſche Reuterei nieder. Nur 13,000 Gefangene gelangten in die Dispoſition der Sieger. Der Römer Verluſt betrug nach ihren eigenen niedrigſten Angaben 45,000, nach den höchſten ſogar 70,000 Mann. Von den gefallenen Rittern der Römer, ließ Hannibal die Goldringe ſammlen und ſchickte davon einige Scheffel zum Zeichen des Siegs nach Carthago. Geſchwächt hatte

aber auch der Sieg das Heer Hannibals. Vorſichtig drang er bis Rom vor, hoffte vergebens Inſurrection in der Stadt und Abfall der italieniſchen Verbündeten. Geld fehlte dem carthagiſchen Feldherrn immer und daher die Recrutirung. Dieſer Mangel und nicht das kurze Wohlleben des Winterquartiers in Capua, war der wahre Grund, warum er nach 17 Feldzügen immer mehr geſchwächt, endlich Italien aufgeben mußte. Man vergl. den Art. Hannibal.

Canneliren heißt in der Baukunſt aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen verſehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, ringenförmige Vertiefung.

Cannibalen, Cannibaleninſeln, ſ. Caraiben.

Canning (George), einer der ausgezeichnetſten engl. Staatsmänner unſerer Zeit, britt. Staats- und Cabinetsminiſter für die oſtindiſchen Angelegenheiten und Parlamentsglied, aus einer urſprünglich irländiſchen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er ſtudirte in Eton und Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. und X. Smith und mit Frere die Zeitſchrift Microcosmus heraus, die ſich ſehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin oder den wöchentlichen Unterſucher (the weekly Examiner). Er wollte ſich nach ſeinen Univerſitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz an ſich. Schon 1793 ward er Parlamentsmitglied für Newport auf der Inſel Wight, und 1796 Unter-Staatsſecretär. Er war in dieſer Zeit eine der Hauptſtützen der Pitt'ſchen Verwaltung. Als Pitt, um den Frieden von Amiens möglich zu machen, ſich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens aber, als Pitt wieder die höchſte Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Poſten. Mit Pitt's Tode (1806 ging Canning's Einfluß wieder verloren. Fox wurde erſter Miniſter und Canning trat in die neue Oppoſition. Als Percival an Fox's Stelle kam, wurde Canning 1807 wieder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Wegen der verunglückten Unternehmnng auf Walchern im J. 1809 aber veruneinigten ſich beide Freunde, daß ſie ſich zum Zweikampf foderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Miniſterium, ohne im Parlament entſchieden zur Oppoſition überzugehen. Ihm widerfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden. 1813 wurde ihm der unbedeutende Geſandtſchaftspoſten in Liſſabon übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der londoner Blätter u. Zerrbilder leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange, ſondern kam 1817 wieder in das Miniſterium; auch ward er von Liverpool zum Parlamentsgliede erwählt. Im J. 1819 und 1820 reiſte er nach Italien, um gegen die Königin Beweismittel zu ſammeln, welches freilich erklären würde, warum er Bedenken trug, als Miniſter und Parlamentsglied bei den Debatten des Parlaments über die Schuld oder Unſchuld der Königin Theil zu nehmen. Schon im J. 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er beſitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfſinn, einen unerſchöpflichen Reichthum an ſinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche ſeines Witzes verfehlen ihres Gegenſtandes nicht, und keine Blöße ſeines Gegners entgeht ihm. Aber Burke, Pitt und Fox wa-

ren ihm dennoch überlegen. Er begeiſtert und überwältigt nicht wie Burke; er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit ſich fort wie Fox. Nach des Marquis von Londonderry's Selbſtentleibung trat Canning im Sept. 1822 als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in's Miniſterium.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künſtler Spaniens; zugleich Maler, Bildhauer und Architekt, ſo daß die Mannichfaltigkeit ſeiner Talente, und beſonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinſicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt. Angezogen durch den Reiz der Malerei ſtudirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geſchätzten, auch als Schriftſteller bekannten Maler Pacheco, vervollkommnete ſich in der Schule von Juan del Caſtillo oder Herrera, übte ſich zugleich in der Bildhauerei, und machte ſich dann zuerſt durch drei Statuen für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erſt 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künſtler trat. 1638 ernannte ihn der König zu ſeinem Hofmaler. Sein Ruf verſchaffte ihm viele Arbeiten, auch als Architekt. Als Maler führte er mehrere berühmte Gemälde aus, und war auf dem Gipfel ſeines Ruhms, als ein ſchreckliches Ereigniß eine Menge von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einſt in ſeine Wohnung trat, ſeine Gattin ermordet und ſein Haus beraubt. Ein italieniſcher Bedienter, auf den der nächſte Verdacht fiel, war entflohen. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforſchung, daß Cano auf dieſen Italiener eiferſüchtig geweſen ſei, und mit einer andern Frau ein Verſtändniß gehabt habe. Sie ſprachen den Flüchtling frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte Cano, Madrid zu verlaſſen. Er verbreitete das Gerücht, nach Portugal entflohen zu ſein, und ging nach Valencia, wo er, als ſeine Kunſt ihn verrathen hatte, in einem Carthäuſerkloſter Zuflucht fand. Er trat aber bald aus ſeiner Verborgenheit heraus, und kehrte ſogar nach Madrid zurück, wo er ſich zwar anfangs verborgen hielt, aber bald des Zwangs müde ward und ſich verhaften ließ, indem er ſagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für ſein Talent die Vergünſtigung, daß die Henker ſeinen rechten Arm verſchonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszuſtoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in ſeine Gunſt auf, und ernannte ihn, da er Prieſter geworden war, zum Racionero (Reſidenten) von Granada. Cano führte als ſolcher ein frommes und muſterhaftes Leben und ſtarb 1676. Als eine Eigenthümlichkeit verdient ſeine unbegrenzte Abneigung gegen die Juden, deren Berührung und Nähe er ſelbſt nicht ertragen konnte, angeführt zu werden. Er weigerte ſich auf dem Sterbebette, das Abendmahl von einem Prieſter zu nehmen, der es auch bekehrten Juden gegeben hatte.

Canon, griechiſch, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtſchnur; daher das in dem chriſtlichen Alterthum verfertigte Verzeichniß der bibliſchen Bücher, und dieſe Sammlung bibliſcher Bücher ſelbſt, unter denen diejenigen canoniſche Bücher heißen, deren göttlichen Urſprung die Kirche anerkennt. Ferner die Gebete, welche der katholiſche Meßprieſter kurz vor, bei und nach Weihung der Hoſtie verrichtet. In der kritiſchen Philoſophie bedeutet Canon die Wiſſen=

ſchaft vom richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. In der Arithmetik, Algebra ꝛc. heißt Canon eine Formel, die am Ende der Auflöſung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle beſonderen, unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel ausgerechnet werden müſſen. Canon (canoniſche Fuge, Kreisfuge, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus) bedeutete in der Muſik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen (ſ. d.). Gegenwärtig bedeutet Canon ein ſolches Tonſtück, bei welchem die Stimmen, woraus es beſteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geſchieht dies in demſelben Tone, zuweilen auch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme iſt, welche anfängt. Ein ſolcher Geſang kommt entweder nie zu Ende; ſondern wird ſo lange fortgeſetzt, als man will, und heißt dann ein unendlicher oder immerwährender Canon (canon infinitus); oder der Satz iſt mit einem Anhange verſehen, vermittelſt deſſen ſich alle Stimmen zu einem gemeinſchaftlichen Schluſſe neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig ſein kann: ſo bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelſt einer einzigen Stimme darzuſtellen, geſchloſſener Canon, und in derſelben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen ſollen. Bei dem mehrſtimmigen Canon werden entweder eben ſo viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen ſollen, oder es wird gleich zu Anfange vermittelſt einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen ſollen, z. B. Canon à 4, Canon à 6 u. ſ. w. Sind hingegen alle Stimmen entweder beſonders ausgeſchrieben, oder in Partitur geſetzt: ſo heißt er ein offener Canon. Wenn in einem Tonſtücke einzelne Stellen dieſer Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt: ſo gibt man auch ſolchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt ſie canoniſche Nachahmungen. Der Canon wird auch ſo gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denſelben um ein gewiſſes Intervall höher nimt. Man hat z. B. ſolche, wo das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächſten halben Ton der Tonleiter ſeines Grundtons höher, ſo, daß das Thema durch alle zwölf Töne ſeiner Tonart geht. Ein ſolcher Canon heißt Canon per tonos oder Cirkel-Canon. Wenn endlich der Canon verſchiedener Auflöſungen fähig, das heißt, ſo beſchaffen iſt, daß er ſowohl in verſchiedenen Intervallen, als in verſchiedenen Akten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieſer, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann, ſo heißt er canon polymorphus, oder ein Canon von vielerlei Geſtalt. Man hat auch ſeit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette ꝛc. zuweilen eine ſolche Form zu geben, daß, nachdem die eine Singſtimme zuerſt die Hauptmelodie allein vorgetragen hat, dieſe Melodie von der folgenden Singſtimme unverändert wiederholt wird, wobei ſich die vorhergehende Stimme mit dieſer durch eine Nebenmelodie vereinigt. Ein Singſtück von dieſer Form wird jetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem ſind ſolche; wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern, und z. B. aus Vierteln Achtel oder halbe Noten machen. Bewegen ſich jedoch die nachahmenden

Stimmen der führenden entgegen: ſo heißt dies ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts ſingt, indem die führende Stimme ordentlich fortſchreitet, oder ſolche, wo eine Stimme ihren Geſang führt, wie er auf dem Papier geſchrieben iſt, während die zweite denſelben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte. Canon, in juriſtiſcher und ökonomiſcher Bedeutung, iſt die jährliche Geldabgabe, mit welcher (als Anerkennungszeichen des fortwährenden Obereigenthums) gemeiniglich Güter, Grundſtücke und Häuſer, belegt werden, welche Herrſchaften an Unterthanen verkaufen. Es iſt ſoviel, als: Erbzins, Grundzins, Gült. Canon iſt in Schriftgießereien und Buchdruckereien der Name zweier der größten Schriften, weil ehedem der Meßcanon damit gedruckt wurde. Endlich heißt, in den Reitſchulen, Canon die Biegung vom Knie bis zur Köthe am Vorderbeine des Pferdes; auch ein beſonderes Gebiß oder Mundſtück am Zaume.

Canonen (Kanonen, Schießröhre), gewöhnlich die Kanone, in der Artillerieſprache aber das Kanon: ein ſchweres metallenes, und durch vereinte Kräfte von Menſchen und Pferden zu bewegendes Geſchütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiſerne (ehemals auch ſteinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der ganze innere Raum des Rohrs, d. i. Laufes, heißt die Seele. Der hinterſte ſtärkere Theil der Kanone heißt die Verſtärkung des Bodens und endigt mit einem kugelförmigen Vorſatz, der Traube. Sie, ſo wie die Delphine, d. i. die Handhaben der ſchweren Caliber, führen dieſen Namen, weil man ſie ehemals dieſen Dingen ähnlich bildete. Die Oeffnung, durch welche die Flamme in die Seele dringt und die Ladung zündet, wird das Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner Trichter, welcher das Zündpulver (Zündkraut) enthält, und vor dem Schuß in das Zündloch geſteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffeten heißen, ſind entweder ſtehende, für die Schiffs-, auch einige Wall-Kanonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldſtücke. Wenn die Kanone gefahren werden ſoll, wird an die Laffete noch ein zweiräbriges Geſtell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befeſtigt, und dies heißt aufprotzen. Soll geſchoſſen werden, wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einen Beutel genäht iſt, heißt Cartouche. Das Abfeuern geſchieht vermöge der Lunte, d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Wergfadens. Auf den meiſten engliſchen Schiffen hat man auch Kanonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle, die Kanone (und jedes Geſchütz) betreffenden Geſchäfte verrichten, heißt das Kanon (Geſchütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geſchoſſenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund ſind, werden ſie 3-, 4-, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48pfünder genannt. Sie wurden ſonſt in Carthaunen (ſ. d. A.) und Schlangen eingetheilt, jene ſind kürzer, dieſe länger. Acht Fuß lange, achtpfündige Kanonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Batarden oder Baſtarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (ſ. d. A.) gemeſſen und angegeben. Es gibt ferner Mortier-Kanonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeſchütz, werfen kann. Aus den Kanonen ſchießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Kartätſchen. Die Kanonen ſollen ihren Namen von dem franzöſ. Worte Canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man ſich der Wurfmaſchinen,

die man von den Arabern kennen lernte und Ingenia genannt haben ſoll (daher Ingenieur). Die erſten Kanonen waren aus Holz verfertigt, und mit vielfach zuſammengelegter, mit eiſernen Reifen wohl befeſtigter Leinwand umwunden, ſich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten ſie die Cylinder- oder Walzenform. Dann ſetzte man ſie aus eiſernen Stäben zuſammen, und befeſtigte dieſe wie ein Faß, mit eiſernen Reifen. Endlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. nahm man dazu eine Miſchung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metallmiſchung heißt Kanonengut, Kanonenſpeiſe. Einige machen die Chineſen zu Erfindern der Kanonen und ſagen, daß man noch jetzt in China Geſchütze finde, die 80 Jahre nach Chr. Geb. verfertigt worden. Von den Chineſen ſollen dann die Saracenen die Kunſt, ſie zu verfertigen, erlernt, und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, ſie 670 (676) dem griechiſchen Kaiſer Conſtantinus Pogonatus bekannt gemacht haben. Nach Andern ſoll Albert der Große, Biſchof zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutſcher, Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers ſein. Von Letzterem kann man weder beſtimmen, wann, noch wo er lebte; Viele halten ihn für eine erdichtete Perſon. Nach den Akten der Ober-Rechenkammer in Frankreich waren die Bombarden oder Donnerbüchſen daſelbſt ſchon 1338 im Gebrauche, und nach einer andern, doch weniger ſichern Angabe, ſoll der ungariſche König Salomon ſich ſchon 1073 bei der Belagerung Belgrads derſelben bedient haben. Aus allen dieſen widerſprechenden Nachrichten erhellet, daß die wahre Zeit der Erfindung der Kanonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß iſt indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14. Jahrh. fällt. 1370 ſchoſſen die Augsburger bereits aus gegoſſenen Kanonen. Zu Anfange des 15. Jahrh. waren faſt alle Länder Europa's, Rußland ausgenommen, wo man erſt 1475 Kanonen gießen lernte, damit verſehen. Die ledernen Kanonen, welche die Schweden im 30jährigen Kriege, zwiſchen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert, und von außen mit eiſernen Ringen befeſtigt. Die Kunſt, mit glühenden Kugeln aus Kanonen zu ſchießen, erfand der kurbrandenburgiſche Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16. Jahrh. erfand der Schweizer Mariz die Kunſt, Kanonen aus dem Ganzen zu gießen, und ſo auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die Geſchwindſtücke, welche man von hinten lud, und dann die Ladung mit einem Keil verſchloß, wurden durch Daniel Spekle (ſt. 1589) und Uffanus eingeführt. Carl Millon erfand eine Art aeriſch-pneumatiſcher Kanonen, 2 Fuß lang, 3 Zoll Durchmeſſer im dickſten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen, mit einer Kleiſtiſchen (Leydener) Flaſche oder einem Stückchen Katzenfell abgeſchoſſen wird, und in einer Minute 12 Schüſſe thut. Sie ſteht auf einem Geſtelle von Glas, und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. 1740 verfertigte man zu Petersburg Kanonen von Eis, und ſchoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß ſie dadurch beſchädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem Mars, einer allgem. Zeit. f. Milit. Perſ. Berl. 1805. Bd. 2. Heft 1. S. 81 – 86 ſchwimmende Kanonen in Vorſchlag gebracht. Alles dieſes gehört unter die militäriſchen Spielereien. Kanonenboot, ſ. Chaloupe. Kanonenkeller, ſ. Kaſematten. Kanonenſchlag iſt ein viereckiges papnes, mit geleimtem Bindfaden ſtark umwundenes Käſtchen, das bei Luſtfeuerwerken und bei andern Gele-

genheiten, den Knall eines Kanonenſchuſſes nachahmen ſoll. Kanonenuhr iſt eine, von einem gewiſſen Rouſſeau erfundene, und in den Gärten des Palais Royal und des Palais Luxemburg in Paris angebrachte Vorrichtung. Ein Brennglas iſt über dem Zündloch einer Kanone ſo angebracht, daß die Sonnenſtrahlen im Augenblicke der Culmination durch das Glas auf das Zündkraut fallen, und die Kanone abfeuern. Das Brennglas wird zu dieſem Zwecke monatlich geſtellt.

Canonikus, ſ. Stift.

Canonik iſt der eigentliche Kunſtname der mathematiſchen Klanglehre, oder derjenigen Wiſſenſchaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder ſie iſt die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maße und Verhältniſſe. Den erſten Grund zu dieſer Wiſſenſchaft legte Pythagoras. (S. Geſchichte der Muſik.)

Canoniſche Bücher, ſ. Apokryphiſche Bücher und Canon.

Canoniſation hat zuerſt Alexander III. die Heiligſprechung genannt, da er ſie 1170 für ein ausſchließliches Vorrecht des päpſtlichen Stuhles erklärte. Dieſe Handlung iſt eine der feierlichſten in der römiſchen Kirche. Der Papſt läßt eine förmliche Unterſuchung über die Würdigkeit des zur Canoniſation empfohlenen Verſtorbenen anſtellen, wobei ſein Lebenswandel und die Echtheit der ihm zugeſchriebenen Wunder geprüft, und, um auch dem Erbfeind alles Guten nichts zu vergeben, ein ſogenannter Teufelsadvokat zugelaſſen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weiſe verdächtig machen darf, aber ſeinen Prozeß natürlich allemal verliert. Hierauf ſpricht der Papſt den würdig Befundenen vorher zunächſt ſelig (ſ. Beatification); die eigentliche Heiligſprechung erfolgt aber, um neue Beweiſe der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder durch ſeine Reliquien zu ſammeln, gewöhnlich erſt viele Jahre ſpäter, und dann wird ein Tag, meiſtens der Todestag des neuen Heiligen, zu ſeiner Verehrung angeſetzt, ſein Name in den Canon oder die Litanei der Heiligen in der Meſſe (daher Canoniſation) aufgenommen, Kirchen u. Altäre werden ihm geweiht, und die Reſte ſeines Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beiſpiel einer Canoniſation wurde 1803 gegeben. Vergl. d. Art. Heilige. E.

Canoniſches oder Kirchenrecht heißt im weitern Sinne der Inbegriff der Geſetze, welche die chriſtliche Kirche angehen; im engern die in dem Corpus Juris Canonici enthaltenen Geſetze. Dieſes letztere beſteht aus der Sammlung von alten Canons, Kirchenordnungen, Schlüſſen der Concilien, Verordnungen der Päpſte u. Aufſätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieſes Recht, welches ſich auch auf bürgerliche Materien erſtreckt, ein reines Recht ſei; vielmehr iſt vieles aus dem römiſchen und deutſchen in daſſelbe übergegangen. Es iſt theils ausdrücklich, theils ſtillſchweigend, wie das römiſche, als ein deutſches Hülfsrecht angenommen worden. In den erſten Jahrh. nach der Einführung des Chriſtenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Geſetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber ſpäterhin das Anſehen der Geiſtlichkeit ungemein zunahm, und dieſelbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden: ſo war man ſehr ſorgfältig darauf bedacht, die Schlüſſe der ältern Kirchenverſammlungen zuſammenzutragen, um ſich ihrer als einer geſetzlichen Quelle zu bedienen, auf

die man ſich nöthigenfalls zum Beweiſe ſeines Anſehns berufen konnte. Beſonders ſorgten die Päpſte für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie ſo trefflich vorgearbeitet hatten; und ſo entſtand nach und nach das ſogenannte canoniſche Recht, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in katholiſchen Ländern die vorzüglichſte Entſcheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten iſt, und ſelbſt bei den Proteſtanten in vielen Fällen zu Rathe gezogen wird, wurde in den finſtern Zeiten des Mittelalters, im 12. bis 14. Jahrh., in Italien zuſammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter ſich beſonders zwei auszeichnen, nämlich das ſogenannte Decret des Gratian, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Geſetzen, welche der Mönch Gratian aus Conciliensſchlüſſen uud andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die Decretalen, oder die geſammelten Verordnungen der römiſchen Päpſte. Canoniſten werden die Lehrer und Bearbeiter dieſes Kirchenrechts genannt. (S. Decretalen.)

Canoſſa, unweit Reggio im Herzogthum Modena, ein jetzt in Trümmern liegendes Bergſchloß, im 11. Jahrh. eine Beſitzung der bekannten Markgräfin Mathilde von Toscana, und berüchtigt wegen der harten Buße, welcher Papſt Gregor VII. daſelbſt den von ihm in den Bann gethanen Kaiſer Heinrich IV. (ſ. d) unterwarf.

Canova (Ritter Antonio), iſt der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für ſeine Kunſt gründete. Michel Angelo Buonaroti war der erſte, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitsſinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, ſo wie als Stifter einer neuen Schule in Anſehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde zu Poſſagno im Venetianiſchen, einem Dorfe des Nobile Falieri, 1757 geboren. Schon früher äußerte ſich die künſtleriſche Neigung des Knaben zum Modelliren. Die Edlen Falieri, Vater und Sohn, nahmen ſich ſeiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Baſſano in die Lehre, wo er ſich handwerksmäßig übte. Die erſte eigene Arbeit Canova's in ſeinem 17. Jahre war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Akademie nach Venedig geſchickt, wo ſein eigentliches Kunſtſtudium erſt begann. Er gewann mehrere Preiſe, und ſeine Uebungsſtücke erregten Erwartungen, die er ſpäter weit übertraf. Die erſte Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marcheſe Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 25. Jahre vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carariſchem Marmor; ſie iſt merkwürdig als Jugendarbeit, aber ſie hat noch keine Spur von Form und Styl, und iſt dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß ſandte der Senat von Venedig ihn 1779 mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom. Hier begann eine neue Epoche ſeines Studiums. Die erſte Frucht derſelben war ein Apollo, der ſich eine Lorbeerkrone aufſetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er iſt noch ſchwach und charakterlos, doch verließ der Künſtler dabei ſchon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und dieſe Statue iſt als ſein Uebergang zum Idealiſchen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theſeus auf dem erſchlagenen Minotaur ſitzend, war das erſte große Werk, womit ſich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichſten ſeiner Werke. Theſeus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem

Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Grabmals für den Papſt Clemens XIV. in der Kirche degli Apoſtoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbeſſerte nur den durch Bernini's Schule ganz geſunkenen Geſchmack. Canova bildete zunächſt eine Gruppe von Amor und Pſyche, worin er zuerſt ſeinen ganz eigenen Weg betrat, der ſich entſchieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Geſtalten ſind ungemein zart und anmuthig; doch ſucht man vergebens eine Anſicht, von wo man beide Phyſiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchſichten darbietende, Gruppe hervor. Das Porträt des jungen Prinzen Czartoriski als Liebesgott fällt in dieſe Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von ſeinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmahl des Papſtes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 iſt es daſelbſt aufgeſtellt, und zeichnet ſich durch koloſſale Größe und einfachen Styl aus. Raphael Morghen lieferte einen ſchönen Kupferſtich davon. Der Figur der Religion wirft man etwas geiſtlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geſchmackloſes Anſehen; der Genius hat mehr ſchmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künſtlers immer zu. Er errichtete in dem Palaſt des venetianiſchen Geſandten eine Schule zum Beſten der jungen Venetianer. Seine nächſten Arbeiten waren ein ſtehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Pſyche; eine ſtehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adonis beſonders ſchön iſt, für den Marcheſe Verio in Neapel; ein Denkmahl des venetianiſchen Admirals Emo, für die Republik Venedig; dies iſt eine Zuſammenſetzung von runder und erhobener Arbeit. Ferner bildete Canova eine ſehr liebliche Pſyche, ſtehend, halb bekleidet, mit der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete er in dieſer Zeit viele Basreliefs, meiſt Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus der alten Fabel und Geſchichte, die jedoch nicht alle als gelungen anzuſehen ſind. Nur eines, das vorzüglichſte derſelben, die Stadt Padua als weibliche Figur in ſitzender Stellung, führte er in Marmor aus. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen er das Verſchmolzene und Mürbe am weiteſten getrieben hat. Der erſchlaffende Affect der Reue iſt ſprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier iſt der Künſtler in ſeiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung ſchwebt die holde Jugendgöttin auf einer Wolke; mit aufgehobener Rechten gießt ſie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die ſie in der Linken hält. Beide Gefäße, ſo wie Hebe's Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels ſind vergoldet; Canova liebt die Verſchiedenheit des Stoffes und ſtrebt oft darnach mit dem Marmor zu malen. Er wiederholte dieſe und die vorige Statue. Jetzt wollte er ſein Talent im Tragiſchen verſuchen, und bildete den raſenden Herkules, der den Lichas in's Meer ſchleudert. Die Gruppe iſt koloſſal, und der Herkules noch etwas größer, als der farneſiſche, macht aber einen widrigen Eindruck, welcher beweiſt, daß dieſe Gattung nicht zum Beruf unſers Künſtlers gehört. Weit gelungener iſt ſeine Darſtellung der beiden Fauſtkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Eine ſtehende Gruppe des

Amor und der Pſyche, welche auch öfter wiederholt iſt, wurde Canova's Triumph. Die Pſyche mit dem Schmetterling iſt hier mit einem Amor zur reizendſten Gruppe verbunden. Ein Palamedes wurde ſpäter von Canova in Marmor ausgeführt, ward aber im Winter 1805 durch eine Ueberſchwemmung umgeſtürzt und zertrümmert. 1796 und 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Grabmahle der verſtorbenen Erzherzogin Chriſtina von Oeſterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen Teſchen, welches 1805 von dem Künſtler ſelbſt in der Auguſtinerkirche in Wien aufgeſtellt wurde. Dies herrliche Werk iſt oft ausführlich beſchrieben worden. Die Erfindung desſelben iſt neu, und zum erſtenmal wagte es hier der große Künſtler, die Bahn des Herkömmlichen bei ſolchen Denkmähler zu verlaſſen. 1797 bildete Canova das koloſſale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, einer ſeiner ſchönſten Arbeiten. Er war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderſtürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Pſychen, Heben und Amors ſänftigten die rohe Volkswuth, ſie allein ſchützte damals ihres Meiſters Werkſtatt, und der königliche Koloß verbarg ſich in einem der hintern Studienſäle. Dieſe Statue, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution 1798 u. 99, begleitete Canova den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reiſe durch Deutſchland. Nach ſeiner Rückkehr hielt er ſich einige Zeit im Venetianiſchen auf, und malte für die Kirche ſeines Geburtsortes Poſſagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Chriſt, die Marien, Nicodemus und Joſeph, und oben Gott Vater in einer Glorie, abgebildet ſind. Dann verfertigte er in Rom ſeinen Perſeus mit dem Haupte der Meduſa, der während der Zeit, wo der Apollo vom Belvedere aus Italien entführt war, auf deſſen Platz und Fußgeſtell ſtand. Dieſe Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorhergehende Werke. Doch iſt Perſeus ohne Einheit und beſtimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung. Aber von ungemeiner Schönheit ſind alle einzelnen Theile deſſelben, in den Formen ſowohl als in der ganz meiſterhaften zarten Bearbeitung. Dieſer magiſche Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff feſſelt Augen und Sinne, und läßt die ſtrengeren Kunſtformen oft vergeſſen. Weit weniger gelungen iſt der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. 1802 wurde Canova von Pius VII. zum Oberaufſeher aller römiſchen Kunſtſachen und aller Kunſtunternehmungen im ganzen Kirchenſtaate ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes erhoben. In demſelben Jahre wurde er von Buonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer koloſſalen Bildſäule deſſelben zu machen. Im Anfange des J. 1803 ſah man das Modell der Büſte, und ſpäter auch das der koloſſalen Statue des Kaiſers in der Werkſtatt des Künſtlers. Es iſt unmöglich, ein Porträt charaktervoller aufzufaſſen, und es zugleich reiner im antiken Heldenſinn zu idealiſiren. Es gibt in dieſer Art nichts Gelungeneres, als dieſe Büſte; die Figur der Statue iſt bei weitem nicht ſo trefflich. Der Prinz-Regent hat ſie ſeit der Zeit dem Herzog von Wellington geſchenkt. Die Statue der Madame Lätitia Buonaparte erſtand 1819 in Paris der Herzog von Devonſhire für 36,000 Franken. Spätere Werke des fleißigen Künſtlers ſind: eine Nachbildung der Mediceiſchen Venus, eine dem Bade entſtiegene Venus, eine Porträtſtatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büſten Pius VII. und Kaiſers Franz II., ein Monument für den verſtorbenen Kupferſtecher

Volpato, die koloſſale Gruppe des Theſeus, der den Centauren erlegt, welche die frühern Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Grabmahl, für die Gräfin Stolberg in Florenz und daſelbſt aufgeſtellt, woran man die weinende Italia, eine Koloſſalſtatue in Marmor, beſonders bewundert; die aus dem Bade ſteigenden Charitinnen; das Grabmahl der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit faſt durchſichtigem Gewand, die Porträtſtatue der Gemahlin Lucian Buonaparte's, mit der Lyra im Arm, eine große, ſchön bekleidete Marmorſtatue; ein koloſſaler Hektor, ein ruhender Paris, eine Muſe über Lebensgröße, ein Modell zu einem koloſſalen Ajar, und das Modell einer ſitzenden, mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Nach Napoleon's zweitem Sturze (1815) foderte Canova, im Auftrage des Papſtes, die aus Rom entführten Kunſtwerke zurück, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII., durch Eintragung ſeines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendſchreiben, ihn für „hochverdient um die Stadt Rom" erklärte, und ihn zum Marcheſe von Iſchia mit 3000 Scudi jährl. Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, iſt ein beſonderes Streben ſichtbar, den Reiz des weichſten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimſtein die zarteſte Beſtimmtheit und einen milden, matten Glanz gegeben zu haben, hat er eine in's Gelbliche ſpielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet iſt, und welche er nach der letzten, glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demſelben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachſes zu geben. Dies Verblaſene iſt für Kunſtliebhaber anziehender, als für echte Kenner. Canova pflegt die Modelle ſeiner Erfindungen zuerſt klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derſelben Größe, die das Werk haben ſoll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, ſo wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geſchickten Arbeitern bis auf den Punkt, wo er ſelbſt wieder die vollendende Hand anlegt. Als Künſtler kann man Canova wohl am treffendſten mit Mengs vergleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunſt aus der Ohnmacht, worein ſie durch verdorbenen Geſchmack geſunken war; beide wurde von gleichem Streben beſeelt, nur iſt das Talent des italieniſchen Bildhauers ergiebiger, geſchmeidiger und fühlender. Als Menſch iſt Canova unausſprechlich achtungs= und liebenswerth. Er iſt raſtlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künſtlerſtolz noch Mißgunſt, ſein Selbſtgefühl iſt höchſt beſcheiden, ungeachtet ſeines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er iſt nicht allein völlig uneigennützig; ſondern auch von der edelſten Wohlthätigkeit beſeelt, er unterſtützt alle jungen Kunſttalente kräftig, und ſetzt Preiſe aus, um die Künſtler aufzumuntern; kurz, ſein ſittlicher Charakter iſt ſo trefflich, daß ſelbſt unter ſeinen vielen Neidern über ſeinen Werth als Menſch nur noch Eine Stimme iſt. Seine jetzige neueſte Arbeit iſt eine große Gruppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darſtellt; ſie ſoll als Denkmahl der neueſten Zeitereigniſſe in Rom aufgeſtellt werden, auf Koſten einer in England dazu gemachten Unterzeichnung; ferner die Grabmähler des Cardinals von York u. Pius VI. und die Statue von Washington. Canova iſt auch lieblicher Maler, aber ſeltſam genug, mehr trefflicher Coloriſt, als ſtrenger Zeichner. WI.

Canſtein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanſtalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, 1687 durchreiſte er Holland, England, Italien und Deutſchland, kam 1688 nach Berlin zurück, wurde Kammerjunker des Kurfürſten von Brandenburg, und diente als Freiwilliger in den Niederlanden. Eine gefährliche Krankheit nöthigte ihn, den Kriegsdienſt zu verlaſſen. Er begab ſich nach Halle, wo er in vertrauten Umgang mit Spener trat, und ſein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunſch, ſeine religiöſen Geſinnungen unter der ärmern Klaſſe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit ſtehenden Lettern zu drucken. Er eröffnete eine Unterzeichnung und legte Hand an's Werk. So entſtand jene berühmte Bibelanſtalt, von der bei den Frank'ſchen Stiftungen (Bd. III.) die Rede iſt. Canſtein hat auch eine Harmonie der vier Evangelien (Halle 1718) und das Leben Spener's geſchrieben. Er ſtarb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waiſenhauſe ſeine Bücherſammlung und einen Theil ſeines Vermögens.

Cantabile (ſangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1) das Faßliche und Zuſammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch ſie ſangbarer wird; 2) die ſanfteren Stellen eines Tonſtücks, im Gegenſatze der mehr rauſchenden; einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie in hohem Grade ſangbar iſt. dd.

Cantate (vom ital. cantare, ſingen), ein Singſtück mit Inſtrumentalbegleitung, nebſt dem ihm zum Grunde liegenden lyriſchen Gedichte, in welchem Betrachtungen und Gefühle über einen Gegenſtand in verſchiedenen abwechſelnden Sätzen der muſikaliſchen Darſtellung angemeſſen entwickelt werden. Der Gegenſtand iſt eine anziehende Scene aus der Natur, aus dem menſchlichen Leben, aus der Moral, Geſchichte oder Religion. Eine Cantate kann daher auch erzählend, belehrend, betrachtend, oder lyriſch ſein, weswegen der Tonſetzer ſich aller verſchiedenen Arten Geſangſtücke (Recitative, Arien, Duetten, Terzetten, Chöre ꝛc.) in derſelben bedienen kann. Diejenigen, welche einen geiſtlichen Stoff haben, werden geiſtliche Cantaten genannt, die andern heißen weltliche. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in ſich faßt, wie das Drama, ſondern mehr Betrachtung über einen gewiſſen Gegenſtand iſt: ſo folgt daraus, daß ſie von keinem allzugroßen Umfange ſein müſſe. (S. von Moſel über den Umfang der Cantaten und Oratorien ꝛc. im Leipziger Kunſtblatt 4. Heft.) Der Dichter ſoll daher nicht Alles, was ſich über ſeinen Gegenſtand ſagen läßt, ſondern nur das, was im St nde iſt, Herz und Verſtand zu rühren, darzuſtellen ſuchen, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß; auch iſt es unzweckmäßig, verſchiedene beſtimmte Perſonen in derſelben als handelnd einzuführen; wenigſtens wird dadurch der beabſichtigte Endzweck nicht vollkommner erreicht, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Perſonen dargeſtellt wird. Werden nun gar etwa allegoriſche Perſonen zu Hülfe genommen: ſo iſt es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck oft ganz verfehlt und die Darſtellung froſtig wird. Ueberhaupt hat der Dichter ſich bei der Cantate ſo viel möglich aller moraliſchen Anmerkungen, Lehren u. dergl. zu enthalten, da ſie überall die Wirkung ſtören, indem ſie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun, und dem Tonſetzer nicht Gelegenheit genug geben, ſich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zu-

hörer hiſtoriſche Ereigniſſe darzuſtellen: ſo iſt ihm anzurathen, daß er dies auf eine wirkſamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geſchehen dürfte. Er kann nämlich die Sache, als ſich eben in dem Augenblicke ereignend und ſo darſtellen, als wäre er ſelbſt Zuſchauer derſelben. So hat es, unter andern, Rolli in der ſchönen Cantate Acis und Galathea gethan, bei der Stelle, die ſich mit den Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Ueber die Poeſie der Cantaten überhaupt ſiehe Krauſe von der muſikal. Poeſie. Die größern geiſtlichen Cantaten werden, beſonders wenn ſie die Leidensgeſchichte Jeſu vorſtellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonſetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Art. Kirchenmuſik aufſtellen. Als Dichter der Cantaten und Oratorien ſind Ramler, Gerſtenberg, Niemeyer, Jacobi, Bürde, van Swieten, Meißner (Lob der Muſik), als Componiſten Händel, Rolle, Wolf, Schuſter, Joſ. Haydn (Schöpfung, Jahreszeiten), B. A. Weber, C. M. v. Weber (Sieg u. Kampf), A. Romberg ꝛc. zu den vorzüglichſten zu zählen. — Cantate heißt auch der vierte Sonntag nach Oſtern, weil man vormals den Gottesdienſt mit den aus dem erſten Verſe des Pſalm 98 genommenen Worten: Cantate domino, canticum novum, anfängt.

Cantemir (Demetrius), Hospodar der Moldau, geb. 1673, leitete ſein, in der Moldau anſäßiges Geſchlecht griechiſcher Religion von Tamerlan her. Wenigen Griechen hat die Pforte jemals ſoviel Zutrauen bewieſen, als dieſem Manne. Sie verſprach ihm 1710 Erlaſſung alles Tributs, und künftig mit Beibehaltung der Würde in der Moldau auch die Hospodarſchaft der Wallachei, um bei den oft mißlichen Freundſchaftsverhältniſſen mit Oeſterreich, Polen und Rußland auf ihn ganz zählen zu können. Als aber nach einer Veränderung im Divan dieſer weder Wort hielt, noch Zutrauen zu beweiſen fortfuhr, trat er mit Peter dem Großen in Unterhandlung, welcher ihm den Beſitz der Moldau als ein ſouveraines, in Cantemir's Familie erbliches, Fürſtenthum unter ruſſiſchem Schutz verſprach. Allein als der türkiſche Krieg für Rußland höchſt unglücklich ausfiel, folgte er ſeinem Beſchützer nach Rußland, wurde ruſſiſcher Fürſt und Geheimerrath, beförderte die Gründung einer Akademie in St. Petersburg, und ſtarb 1723 in der Ukraine auf ſeinen Gütern. In latein. Sprache ſchrieb er ſeine Geſchichte des Wachsthums und des Sinkens des osmanniſchen Reichs, die Nicol. Tindal in's Engliſche überſetzt, 1734 in 2 Folianten in London herausgab. Dieſe Geſchichte befaßt den türkiſchen Staat vom J. 1300 — 1711. Schmidt überſetzte ſolche 1745 in's Deutſche. Sie hat noch jetzt als treues Gemälde des anarchiſchen Staats großen Werth. Auch ſein Sohn Antiochus oder Conſtantin Demetrius war als Hofmann, Diplomatiker und Gelehrter gleich berühmt. Er wurde 1709 in Konſtantinopel geboren. Der Vater und geſchickte Lehrer bildeten den Jüngling, der als Lieutenant der kaiſerl. Cavaliergarde ein Hauptwerkzeug des Sturzes der Familie Dolgorucky wurde. Der 23jährige Jüngling wurde ruſſ. Geſandter am londoner Hofe, liebte die große Welt, die ſchönen Künſte u. Gelehrten, ſchnell faßte er mehrere lebende Sprachen, als er im J. 1736 in Gefahr des Erblindens gerieth. Er wurde in Paris geheilt, und ging nun ganz zu den ernſten Wiſſenſchaften über, beſonders zur Algebra und zur Naturlehre, worüber er außer ſeinen geſchätzten Satyren Tractate in ruſſ. Sprache ſchrieb. Er kränkelte an Nierenſchmerzen und Huſten ein ſieches Leben fort, ſuchte Herſtellung in

Italiens wärmerer Zone vergebens, und ſtarb dort 1744. Seine Satyren wurden in's Deutſche überſetzt, und fanden damals Beifall.

Canterbury (Anſelm, Biſchof von), zu Aoſta in Piemont 1034 geboren. 1060 wurde er Mönch, einige Jahre darauf Prior, 1078 Abt des Kloſters Bec in der Normandie, und 1093 Erzbiſchof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an ſeinen Tod behauptete. Scharfſinn und Frömmigkeit zeichnen ſeine Schriften auf gleiche Weiſe aus. Mit großem Eifer ſuchte er nach einem gründlichen Beweiſe für das Daſein Gottes, den er endlich in dem nachher ſogenannten ontologiſchen Beweiſe gefunden zu haben glaubte, deſſen Erfinder er genannt wird. Er ſchloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchſten und vollkommenſten Weſens auf deſſen Exiſtenz. Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieſes Beweiſes, der ſchon damals in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, iſt Anſelm's Beſtreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphiloſophie zu gründen, für die damalige Zeit ſehr wichtig. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des geiſtesverwandten Auguſtinus auf ſeine philoſophiſche Denkweiſe nicht zu verkennen iſt: ſo gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundſätze ſeiner Religionsphiloſophie in beſtimmterer dialektiſcher Form, mit Scharfſinn und Leben entwickelt, und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur ſcholaſtiſchen Philoſophie gelegt zu haben. Er ſtarb 1099, und hinterließ vorzüglich durch ſeine Schriften de Veritate, de Libertate Arbitrii, durch ſein Monologium und Prologium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgeſtellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Canthariden, ſ. Fliege.

Canton, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz gleiches Namens, ſonſt auch Quang-tong oder Koanton genannt, liegt unter 23° 30′ nördl. Br. und 113° 20′ öſtl. Länge, an den Ufern des hier ſehr breiten Fluſſes Taho. Sie iſt eine, wegen ihrer Größe, Reichthümer und ſehr zahlreichen Bevölkerung merkwürdige Stadt, der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen ſteht. Die Angabe der Miſſionarien, daß die Volksmenge eine Million betrage, iſt ſehr übertrieben; die Zahl von 75,000 für die Stadt möchte der Wahrheit am nächſten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwei deutſche Meilen, jedoch iſt nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Luſtgärten und Fiſchteichen beſetzt. Die Umgegend iſt äußerſt reizend, gegen Morgen hügelicht, und gewährt dort eine liebliche Ausſicht. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk, doch ſind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben ſieht man in der Stadt und den Vorſtädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chineſiſchen Gottheiten. Die ſehr volkreichen Straßen ſind lang und enge, mit flachen Steinen gepflaſtert, und in Zwiſchenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten ſieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach ſchützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenſtrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelſt eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geſchloſſen. Die hieſigen Kaufleute, welche ſich in den gangbarſten europäiſchen Sprachen mit hinreichender Verſtändlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dgl. faſt allein mit Europäern. Den bei weitem wichtigſten Handel treiben hier die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und nach dieſen die Britten. Das meiſte Silber, das aus Amerika nach Europa gelangt, ſtrömt über Canton

und Batavia, wohin die Chineſen viele Landesproducte bringen, nach China. Die Hauptausfuhren ſind Thee, Tuſche, Firniſſe, Porcellan, Rhabarber, Seide und Nankeen. Auch gibt es hier eine von der chineſiſchen Regierung ernannte Geſellſchaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausſchließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten an Thee, grober Seide ꝛc. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieſer Körperſchaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr ſtellt, weil jene ſolidariſch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, ſondern alle Laſten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen ſich der Sänften. Nie ſieht man chineſiſche und ſelten tatariſche Frauenzimmer auf den Straßen. Die europäiſchen Factoreien, namentlich die holländiſche, franzöſiſche, ſchwediſche, däniſche und engliſche, liegen auf dem ſehr bequemen und angenehmen Kai am Ufer des Fluſſes. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgeſellſchaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu beſorgen u. ſ. w. Unter den Mitgliedeen der verſchiedenen Factoreien herrſcht die vollkommenſte Einigkeit und ein angenehmer, geſelliger Ton. Zunächſt der Stadt iſt der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichſam in Straßen abgetheilten ſchwimmenden Wohnort der ärmern Claſſe der Chineſen tatariſcher Abkunft bilden. Mehrere Tauſende leben hier familienweiſe, dürfen nie das Land betreten und nähren ſich vom Verdienſte, wozu ihnen die lebhafte Schifffahrt auf dem Fluſſe Gelegenheit gibt. Die hieſigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorſtädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampo, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müſſen die europäiſchen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterſchiffen bis an die Factorei bringen laſſen, und werden auch auf die nämliche Weiſe wieder beladen. Zwiſchen Wampo und der Stadt liegen drei Hoppo's oder Zollhäuſer, wo Ladungen und Paſſagiere auf's ſtrengſte unterſucht werden. In Canton iſt es im Sommer ſehr heiß, im December, Januar und Februar hingegen kalt; übrigens iſt der dortige Aufenthalt geſund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und ſelbſt der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußiſchen jedem Regiment ein Canton angewieſen, aus dem es ſeine Rekruten zog, und cantonpflichtig hieß ſo viel als militärpflichtig. Insbeſondere werden die ſchweizeriſchen Republiken, ſowohl zuſammen als auch einzeln, Cantons genannt, jedoch nur bei den Ausländern. Cantoniren heißt in der Militärſprache, wenn die Kriegsvölker in einzelnen Orten nahe beiſammen liegen, um nöthigenfalls ſich bald wieder verſammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, beſtieg beide vereinigte Throne im J. 1015. Den Namen des Großen erhielt er wegen ſeiner Macht, wie Alfred ihn wegen ſeiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbariſchere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem ſächſiſchen Stamme, hatte die Vertilgung dieſer Fremdlinge beſchloſſen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1002) niedermetzeln. Der Schweſter des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno hatte er in

ſeiner Gegenwart den Kopf abſchlagen laſſen. Dieſen Greuel zu rächen, war Sveno in England gelandet, und hatte Ethelred gezwungen, ſich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treuloſigkeit wie Gewalt übend, und ſtarb 1014, noch ehe er ſeine Macht hatte befeſtigen können. Dies vollbrachte ſein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann ſeine Herrſchaft damit, daß er die ganze Oſtküſte ſeines neuen Reichs verwüſtete, und die ſeinem Vater als Geißeln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Naſe und Hände abhauen laſſen, zu Sandwich erſäufen ließ. Dann holte er Verſtärkung aus Dänemark, und ſetzte ſeine Verwüſtungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewohl er jedesmal durch die Treuloſigkeit Edrich's, ſeines Schwagers, geſchlagen ward: ſo wußte er doch ſowohl ſich gegen Canut zu behaupten, daß die engliſchen und däniſchen Edeln, des langen Kampfes müde, eine Theilung Englands zwiſchen beiden Fürſten verlangten. Ein feierlicher Vertrag ſicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund, und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsverſammlung durch falſche Zeugen beſchwören ließ, Edmund habe, mit Uebergehung ſeiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben ſeiner Krone eingeſetzt. Nachdem der Reichstag dieſe Abtretung beſtätigt hatte, ſandte Canut die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, ſie zu tödten; dieſer aber ſchickte ſie nach Ungarn, wo ſie die großmüthigſte Aufnahme fanden. Canut, der ſeine Regierung mit Grauſamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menſchlich und zuletzt fromm und abergläubiſch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, beſtrafte, und den ehrloſen Edrich hängen und nachher in die Themſe werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsverſammlung die ſächſiſchen Sitten wieder herſtellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Perſon und des Eigenthums zuſicherte, verwandelte ſich der Abſcheu, den ſeine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünſche. Völlig befeſtigte er ſeine Macht durch ſeine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelred's. Jetzt, da er ſich ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem feſten Lande; das erſte Mal, um Schweden zu beſiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdiſcher Majeſtät, und trieb ihn an, ſich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöſter, und machte ſelbſt eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Freiheiten für die engliſchen Schulen erhielt. Dieſer Geiſt der Frömmigkeit beſeelte ihn auch, als er einſt, ſeine Schmeichler zu verwirren, ſich an den Meeresrand ſetzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillſtand gebot, da es aber dennoch anſchwellend ſeine Füße benetzte, mit den Worten aufſtand, daß nur der allmächtig ſei, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hieher und nicht weiter!“ Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre ſpäter ſtarb er 1036 zu Shaftsbury. Sein Teſtament beſtimmte ſeinem älteſten Sohne, Sweyn, Norwegen; dem zweiten, Harold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Canzone, eine lyriſche Dichtart, provenzaliſchen Urſprungs. Schon bei den frühen italieniſchen Dichtern des 13. Jahrh. findet man ſie, anfangs freier und ungebundner, von Petrarca aber zu beſtimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca, aber auch Canzone Toscana, weil ſie von Toscanern ausgebildet wurde. Sie iſt in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen ſowohl die Art und Vertheilung der Verſe (eilf- und ſiebenſylbige), als die Stellung der Reime gleichförmig iſt. Gewöhnlich ſchließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen iſt, und ripresa, congedo, comiato, Abſchied genannt wird. Bei Petrarca fehlt ſie faſt nie, bei ältern Dichtern öfters. Meiſt enthält ſie eine Apoſtrophe des Dichters an ſeinen Geſang, worin er von ihm Abſchied nimt, ihm Aufträge gibt u. ſ. w. Uebrigens gibt es verſchiedene Arten und Namen der Canzonen, ſo wie verſchiedene Benennungen der einzelnen Theile derſelben. Zwei Arten ſind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene iſt in kleinere Stanzen, aus kürzern Verſen beſtehend, abgetheilt, mit gleichförmiger Reimſtellung durch alle Stanzen, aber unbeſchränkter Wahl der Verſe und Stellung der Reime. Nicht blos, wie Anakreon's Name erwarten ließe, leichte, anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter; ſondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalte und prächtigem, dithyrambiſchen Schwunge. Dieſer Inhalt und Schwung eignet ſonſt der Pindar'ſchen Canzone, welche Luigi Alamanni im 16. Jahrh. zuerſt in die italieniſche Poeſie eingeführt, Chiabrera hauptſächlich ausgebildet hat. Sie unterſcheidet ſich von der Petrarchiſchen durch höheren, kühneren Schwung, erhabnere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verſe, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den griechiſchen Chören entlehnt iſt. Wie dieſe in Strophe, Antiſtrophe und Epode bearbeitet ſind: ſo auch die Pindar'ſchen Canzonen, die wohl auch Canzoni alla Greca heißen. Dieſe Theile heißen zwar auch Ballata, Contraballata und Stanza, oder Volta, Rivolta und Stanza, welches Alles faſt mit dem Griechiſchen übereinſtimmt, doch iſt auch hier die griechiſche Benennung die üblichſte geblieben. Noch ſind zu bemerken die Canzone a ballo, eine ſehr alte italieniſche Dichtart, urſprünglich beſtimmt, zum Tanze (ballo) geſungen zu werden. Man nannte ſie auch Ballata. Seit dem 16. Jahrh. kommt dieſe Art bei den italieniſchen Dichtern nicht mehr vor. dd.

Canzonetta (Poeſie und Muſik). 1) In der italieniſchen Poeſie eine Canzone aus kurzen Verſen, wie bei den Dichtern des 15. Jahrh. ſehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet, und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meiſt ſind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Muſik verſteht man deshalb gemeiniglich darunter 2) kleine italieniſche Lieder, aber auch 3) kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen geſetzt werden. dd.

Cap nennt man jedes ſich in's Meer erſtreckende Vorgebirge. Eins der wichtigſten in der Erdbeſchreibung iſt das Cap der guten Hoffnung an der Südſpitze von Afrika. Der Portugieſe Bartholomeo Diaz entdeckte ſolches 1493. 1497 umſchiffte ſolches der Portugieſe Vasco di Gama. Aber erſt im J. 1600 lernten die Holländer dieſe Landſpitze als einen wichtigen Schifffahrtspunkt betrachten, um hier auf der Seereiſe von Holland nach dem aſiatiſchen Archipel und rückwärts

neue Lebensmittel und friſches Waſſer an Bord zu nehmen, auch die Kranken in's Hospital zu bringen, die keinen weiteren Transport ertragen konnten. Sie hatten nur die Abſicht, dort ſo viel Schiffsproviſion zu produciren, als die dort anlandenden Schiffe bedürften, und die Kolonie niemals ordentlich als einen, gegen ſtarke Militärangriffe von Seiten der Wilden im Innern und gegen Angriffe von der Meerſeite haltbaren Punkt in tüchtigen Vertheidigungsſtand geſetzt, und doch eignete ſich das mildeſte Klima in ganz Afrika in und um das Cap, und ein Gebiet geſchützt durch drei Gebirgsketten gegen das innere Afrika, die ſich nach der Capſtadt hin abdachen, allerdings dazu, eine wichtige Kolonie einmal zu begründen, wenn auch von dem jetzigen Territorialgebiete wirklich $\frac{1}{10}$ wegen dürrer Ebenen (Karroo) und Sandſteingebirge unbewohnbar ſein ſollte. Der Nordoſtwind herrſcht hier im Winter vom Mai bis September. In der Regel iſt die Witterung dann milde und nur bisweilen regnigt, ſtürmiſch und kalt. In den übrigen Monaten herrſcht der Südoſtwind mit großer Heftigkeit. Der Sommer iſt ſehr heiß, außer in den Stunden des Seewindes, aber darum nicht ungeſund. Die europäiſchen Bäume werfen nur auf ein Paar Monate ihre Blätter ab, die afrikaniſchen ſind immer grün. Die Rechte der Prieſter nimt ſich in der ganzen Kolonie Jedermann. Im Mobiliar, außer in Kupferſtichen und Gemälden, iſt der Luxus mäßig, in der Tafel und in der Kleidung groß. Wer frei iſt, will hier nicht dienen, und kaum für andre arbeiten. Ein guter Schütze iſt faſt jeder geborne Afrikaner. Handwerker (meiſt geborne Deutſche) in der Capſtadt und Bauern auf dem Lande, obgleich oft im Kriege mit wilden Caffern, Hottentotten und Buſchmännern, fanden hier dennoch bei einigem Gewerbfleiße guten Wohlſtand und ein bequemes Leben. Als Ludwig XIV. der Republik der Niederlande 1672 den Untergang drohte, war es der Republikaner Wille, im ſchlimmſten Falle lieber nach dem Cap und nach Batavia auszuwandern, als Frankreichs Joch zu tragen. Das ſpätere Waffenunglück des angreifenden Heers, erſparte jenen die wirkliche Vollziehung dieſes Entſchluſſes. Vom J. 1600, wo die Holländer die Capſtadt gründeten, bis 1806 wo ſie ſolche mit der Kolonie an die Britten verloren, und im Frieden von 1814 letzteren abtraten, vermehrte ſich zwar der Wohlſtand der Capſtadt von 16,000 Einwohnern, unter denen ſich 10,000 Sclaven befinden, aber an große Kolonialverbeſſerungen hatten die holländiſchen Statthalter niemals gedacht. Ganz andere Plane umfaßt ſeitdem in dieſer Kolonie die brittiſche Regierung, und die wichtigſten Veränderungen ſind hier bereits erfolgt. Die Stadt iſt der Hauptpunkt der Kolonialregierung, und Waffenplatz für ein Land- und Seemilitär von wenigſtens 5000 Mann. Die brittiſche Regierung erweiterte nach dem Fiſchfluſſe das Gebiet, durch Anſiedlung einer bewaffneten Kolonie von Europäern, die Linientruppen decken, und hat Arbeiter, Handwerker und Culturunternehmer aus dem Mutterlande eingeladen, daſelbſt Gewerbe und Landwirthſchaft zu ergreifen. Sie fürchtet nicht den Krieg mit Afrika's Wilden, ſelbſt nicht mit den Caffern; ſondern ſchreibt ſolchen vielmehr Geſetze vor, nach denen ſie ihnen Frieden und Handel anbietet, und die Schiedsrichterin ihrer Streitigkeiten ſein will. Sie hat dort an Linientruppen ein beträchtliches Corps eingeborner Hottentotten und oſtindiſche Seapoys ſtationirt, die die Strapatzen eines Kriegs mit den Wilden beſſer als Europäer ertragen. Bekanntlich gab die Regierung der Britten den Franzoſen die Inſel Bourbon zurück, behielt aber dagegen Mauritius. Als Rheedeplatz u.

Vertheidigungspunkt iſt Mauritius viel wichtiger als Bourbon, aber es producirt an nothwendigem Bedarf weniger als Bourbon, und dieſen Mangel kann das Cap erſetzen, wenn das der Kolonie Mauritius nützlicher ſcheint, als die Verproviantirung von Madagascar, woſelbſt man ohnedem keine Getreidearten bauet, an denen die Capkolonie bei aller Trägheit der Capbauern ſo reich ſein könnte, wenn nur nicht die Menſchenhand fehlte. Doch wird jährlich viel Waitzen nach England zur Saat verſchifft. Nach den Gewäſſern des großen auſtraliſchen Continents und ſelbſt nach den äußerſten Küſten des eiſigen Südpols, hat England ein großes Intereſſe vom Cap aus Wallfiſchfangsexpeditionen anzuordnen, eine Idee, die die Holländer während ihres Beſitzes nicht aufgefaßt hatten. An ſich iſt die Rheede der Capſtadt nicht einmal ganz ſicher, aber die Kolonie hat die Saldanhabai, die Falſebai, Tafelbai, Limonsbai, Woodsbai. Weil hier Paſſatwinde wehen: ſo iſt bald die eine, bald die andere Bai an der weſtlichen oder öſtlichen Küſte die ſicherere, nach der verſchiedenen Ankunft und dem verſchiedenen Aufenthalt der Schiffe. Uebrigens fehlen noch allen dieſen Baien ſichere Molo's, ſelbſt nahes Quellwaſſer hie und da. Die jetzige Regierung fängt aber an, jedem ſolchen Mangel allmälig zu abzuhelfen. Den höchſtvernachläſſigten Weinbau hat die Regierung durch den mäßigen Einfuhrzoll in England und den beginnenden Verbrauch in Oſtindien, ſo wie durch polizeiliche Aufſicht auf die Behandlung der Reben und des Kelterns, wenigſtens ſchon verzehnfacht. Trefflich gedeiht dort ferner Tabak und die edle Schafzucht, die einzige zahme Thierart, die auch in den Karroos wenigſtens an der Grenze Weide finden kann. Sogar hat das Cap an einigen ſchlecht bewohnten Punkten Schiffsbauholz, und an ſeiner höchſten Gebietsbreite nur eine Länge von kaum 3 Graden. Die brittiſche Induſtrie iſt ſehr thätig, dort alle Producte Afrika's und Oſtindiens zu acklimatiſiren. Auch wollte man Malayen und Chineſen daſelbſt koloniſiren. Geſchieht ſolches mehr im Großen als bisher: ſo unterlaſſen dieſe gewiß nicht ſorgfältige Verſuche zu machen, auf dem Cap ſich die Producte ihres vaterländiſchen Klima's dort zu verſchaffen. Die Kolonie befindet ſich im Ganzen beſſer unter der umſichtigen brittiſchen Regierung, als unter der holländiſchen, und die Bewohner ſollen nach dem britt. Kolonialſyſtem auch gewiſſe beſchränkte politiſche Rechte erhalten. Die Eintheilung in 4 Landvogteien hat die Regierung beibehalten, weicht aber darin durchaus von der holländiſchen Verwaltung ab, daß ſie auch die Anſiedlung kleiner Landſtellen begünſtigt, und die unmäßigen Weiderechte der zuerſt ſeßhaft gewordenen afrikaniſchen Bauern beſchränkt, und durch Anlegung ordentlicher Erdbücher, das Grundeigenthum nach brittiſchem Kolonialrechte feſtſtellt.

Capacität bedeutet in der Geometrie die Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes ꝛc. ſpricht. In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fähigkeit einer gegebenen Maſſe irgend eines Stoffes, den Wärmeſtoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenſchaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmeſtoff bedürfen, um einen gegebenen Wärmegrad in einer gegebenen Maſſe zu erzeugen.

Capellen heißen urſprünglich kleine geiſtliche, entweder ſelbſtſtändige (z. B. auf Kirchhöfen außer den Städten) oder in Kirchen und Privathäuſern ſelbſt angebrachte Gebäude ohne Taufſtein, in welchem jedoch nur gewiſſe gottesdienſtliche Handlungen begangen werden.

Da nun in dieſen kirchlichen Kapellen auch bisweilen geiſtliche Muſiken aufgeführt wurden: ſo belegte man die Geſellſchaft der dazu beauftragten Tonkünſtler mit demſelben Namen, und überhaupt die Tonkünſtlervereine vornehmer Perſonen oder Regenten. (S. den Art. Orcheſter.) Die ſchwächſte Beſetzung einer ſolchen Kapelle kann nicht weniger als 4 Ausüber für die erſte und zweite Geige, zwei für die Bratſche, vier für die Bäſſe und zwei für jedes erſte und zweite Blasinſtrument in ſich faſſen. Denn die Geigeninſtrumente müſſen, wenn ſie gegen einfach beſetzte Blaſeinſtrumente die gehörige Wirkung machen ſollen, vierfach beſetzt ſein. Im Allgemeinen werden alle dieſe Muſiker nur zum Begleiten oder Ripien zu ſpielen gebraucht, und brauchen keine Soloſpieler zu ſein. Concertſpieler nennt man diejenigen Muſiker der Kapelle, welche Solo zu ſpielen vermögen. Außer den Inſtrumentaliſten, hat eine Kapelle auch Sänger, als erſte und zweite Sopranſängerinnen, deren Stelle auch die Caſtraten einnehmen, Tenoriſten und Baſſiſten. Sie können gleich den Inſtrumentaliſten, entweder bloße Chorſänger oder auch Soloſänger ſein. An der Spitze ſteht der Kapellmeiſter (maestro di capella), deſſen Amt es iſt, für das Bedürfniß der aufzuführenden Muſiken zu ſorgen, ſie richtig zu beſetzen, das Einſtudiren derſelben zu leiten, und bei der Aufführung ſelbſt die Direction zu übernehmen. Der Kapellmeiſter muß außer der umfaſſendſten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orcheſterinſtrument wenigſtens theoretiſch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbeſſern verſtehen. Er leitet ſeine Kapelle bei Kirchenmuſiken mit der Orgel, bei Theater- u. Kammermuſiken mit dem Flügel, bei kleineren Muſiken und ſchwacher Beſetzung auch wohl mit der Geige. In der neueren Zeit haben die Kapellmeiſter angefangen, ohne Inſtrument mit dem Tactſtocke aufzuführen, oder durch das Inſtrument wenigſtens nur nachzuhelfen. Der Kapellmeiſter hat die Partitur vor ſich (ſ. d. Art.). Aus dieſer leitet er insbeſondere den Geſang, und überläßt die Führung der Kapelle ſelbſt meiſtens dem Concertmeiſter, der an der Spitze der Geige ſteht. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conſervatorium angeſtellte Tonſetzer Concertmeiſter genannt.

Capello (Bianca), aus einer der angeſehenſten adeligen Familien Venedigs, ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereigniſſe die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medici, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der in dem Hauſe der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte 1563 eine Liebſchaft mit Bianca an, welche ſich um ſo leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri ſich ihr als einen Verwandten und Handelsgeſellſchafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden flohen, da ſie entdeckt zu ſein fürchteten, noch in demſelben Jahre aus Venedig, und nahmen die koſtbarſten Juwelen des Hauſes Capello mit ſich. Dieſer Raub ſetzte Bianca's Verwandte in die äußerſte Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianiſche Adel ſei durch ſie beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis für denjenigen, der ihn tödten würde. Sie ſchickten ihm ſogar Meuchelmörder nach, die ihn bis nach Florenz verfolgten, wohin er ſich mit ſeiner Geliebten begeben hatte. Um dieſe Zeit lebte noch Cosmo I.; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geſchäfte derſelben ſeinem Sohne Francesco übergeben, deſſen Charakter noch finſterer und grau-

ſamer als der ſeinige war. Franceſco ſollte ſich mit der Erzherzogin Johanna von Oeſterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft unter den Schutz Franceſco's, und duldete die engſte Verbindung zwiſchen dieſem Fürſten und ſeiner Gattin. Bis zu ſeiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Franceſco dieſe Verbindung geheim gehalten; nach ſeiner Vermählung glaubte er dieſe Rückſichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in ſeinen Palaſt ein, indem er Buonaventuri zu ſeinen Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen deſſelben unerträglich wurden, ließ Franceſco ihn 1570 ermorden. Bianca wußte den Großherzog immer mehr zu feſſeln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als ſie ihm, der mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den ſie fälſchlich als ihr gemeinſchaftlich erzeugtes Kind untergeſchoben hatte. Faſt alle Mitwiſſer dieſes Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und ſtarb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erſchüttert durch den Tod ſeiner Gattin und die Vorſtellung ſeiner Brüder, verließ Franceſco Florenz, in der Abſicht, mit Bianca zu brechen. Dieſe dagegen ſetzte ihre ganze Geſchicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; ſie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode ward ſie insgeheim Franceſco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's, noch den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode ſeines, mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes einen andern von ſeiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerſt Philipp II. von Spanien Nachricht von ſeiner Verbindung, und da dieſer ſie billigte, beſchloß er, ſie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens ſei, ſich auf das innigſte mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehme; und derſelbe Senat, der Bianca Capello öffentlich beſchimpft, und auf ihres Gatten Kopf einen Preis geſetzt hatte, überhäufte ſie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi ernannte ſie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Geſandte, begleitet von neunzig Nobili, erſchienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Feierlichkeiten wurden im Oct. 1579 mit großer Pracht vollzogen. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Miniſter war, wurde Franceſco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einſah, daß ſie weder den früher untergeſchobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie ſie zwei Mal entſchloſſen war, dieſen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünſchte ſie aufrichtig, ſich mit dem Cardinal Fernando von Medici, dem nächſten Thronerben, auszuſöhnen. Wirklich hatte derſelbe 1587 mit ſeinem Bruder und deſſen Gemahlin eine Zuſammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man ſchien gegenſeitig ohne allen Groll zu ſein, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca, und beide ſtarben am 19. October. Fernando legte ſeine geiſtlichen Würden nieder und trat die Regierung an. Allein was er auch gethan, um den Verdacht einer Vergiftung von ſich zu entfernen, ſein Andenken iſt damit befleckt geblieben.

Caper (Kaper), ein Schiff, welches in Kriegszeiten von einem oder mehreren Privaten (armateurs), oder auch auf Actien ausgerüſtet

wird, um Schiffe, die feindlicher Unterthanen Eigenthum ſind, oder neutrale Schiffe die dem Feinde Kriegsvorräthe zuführen, oder wider erklärte Blokadegeſetze der feindlichen Häfen, nach dieſen oder aus dieſen Handel treiben, wegzunehmen. Die dazu als Förmlichkeit nöthige Autoriſation (Lettres de marque), ertheilt gemeiniglich die Admiralität des Landes. Ohne ſolche Kaperbriefe betrachtet man ſolche Kaperunternehmungen als Seeraub, und ſtraft deren Capitäne und ſelbſt deren Matroſen als Seeräuber.

Capet, Capetinger, ſ. Frankreich.

Capi Aga (Kapi Aga) iſt am türkiſchen Hofe der Vorſteher der Verſchnittenen. Er meldet zugleich Alle, welche den Großvezier ſprechen wollen, und führt die fremden Geſandten zur Audienz. — Kapigi (Kapidſchi), heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl. Ihr Vorſteher heißt Kapigi Baſchi. Auch dienen ſie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch denen, welche erdroſſelt werden ſollen, die Schnur) zu überbringen.

Capillargefäße, ſ. Haargefäße.

Capitän, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter bedeutete es einen Feldherrn oder Feldhauptmann. Ein Schiffscapitän hat ein Schiff zu befehligen. Generalcapitän iſt in Spanien der höchſte Befehlshaber über die Landtruppen. In den Kolonien auch der General-Gouverneur.

Capital, ſ. Kapital.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die lateiniſchen Buchſtaben genannt, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegoſſen ſind. Z. B. Aᴀa, Mᴍm.

Capitel (Kapitel), Hauptſtück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenſtand eines Geſprächs. Da die Regeln und Statuten der geiſtl. Orden und Stifter in Kapitel eingetheilt waren, wurde auch bald die Verſammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Kapitel dieſer Regeln vorlas, und der Ort, wo ſie zuſammen kamen, ja auch der Verweis, den ein ſtraffälliges Mitglied bei Vorleſung des übertretenen Kapitels der Regeln erhielt, Kapitel genannt. Die Ritterorden, welche urſprünglich viel von der Verfaſſung der geiſtlichen angenommen haben, bedienen ſich deſſelben Ausdrucks von den Verſammlungen ihrer Glieder, und ſelbſt einige Innungen nennen ihre Zunftverſammlungen Kapitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Geſellſchaft als ein Ganzes betrachtet darunter verſteht, heißt nur das Collegium der ſtimmfähigen Domherren Kapitel, und dieſe nennen ſich zum Unterſchiede von den nicht ſtimmfähigen jüngern Canonicis Capitularen. Mehr hierüber ſiehe in dem Art. Stift. E.

Capitolium, dieſe berühmte Burg des alten Roms, von deren Höhe herab ſich die Römer als Herrſcher der Welt erblickten, war auf dem capitoliniſchen Berge, dem kleinſten von den ſieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der ſaturniniſche, auch tarpejiſche hieß. Der erſte Grund dazu wurde im Jahre Roms 140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erſt nach der Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schickſal hatte es noch zweimal, und Veſpaſian und Domitian waren die Wiederherſteller deſſelben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die ca-

pitoliniſchen Spiele daſelbſt. Nach des Dionyſius Beſchreibung war der Tempel mit den außenſtehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich beſtand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet, und durch Mauern von einander abgeſondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiter's war ſitzend auf einem Seſſel von Gold und Elfenbein abgebildet, und beſtand in den älteſten Zeiten aus roth gefärbtem Thon. Unter Trajan ward ſie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels beſtand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beſchaffenheit war auch die Pforte. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Koſtbarkeit verſchwendet. Die Vergoldung allein ſoll 12,000 Talente (gegen 12 Millionen Thaler) gekoſtet haben, weswegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Auf dem Giebel ſtand eine Quadriga (ein Viergeſpann), anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel ſelbſt enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigſten Geſchenke. Die wichtigſten Staatsacten, desgleichen die ſibylliniſchen Bücher wurden in demſelben aufbewahrt. Das heutige Capitolium (Campidoglio), welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums ſteht, iſt ein neues Gebäude nach dem Riſſe des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf daſſelbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören, nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es beſteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichſten wohnt der Senator von Rom), welche den capitoliniſchen Berg nicht ganz bedecken. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiter Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, ſteht jetzt eine Franciscanerkirche.

Capitulation (von Capita, Punkte, der Inbegriff gewiſſer Punkte), Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwiſchen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugniſſe, welche dem letztern zugeſtanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchiſchen Staaten, wo eine uneingeſchränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher beſtimmt iſt, kann eine ſolche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder deſſen Stellvertretern abhing, konnten dieſe den neuerwählten Regenten zu gewiſſen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beſchwören mußte. Dieſe Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die als ein Reichsgrundgeſetz angenommen wurde. In Deutſchland wurde, bei der ehemaligen Verfaſſung des Reichs, dem neuerwählten Kaiſer eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor ſeiner Krönung beſchwören mußte. Schon unter den Carolingern, wurden zwiſchen dem Könige, der den Thron beſtieg, und dem Volke gewiſſe Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beſchützen verſprach. In der Folge eigneten die Kurfürſten ſich ausſchließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutſchen Königen gewiſſe Bedingungen vorzuſchreiben. (S. Churfürſten u. Deutſches Reich. Allen geiſtlichen vormaligen Wahlcapitulationen war gewöhnlich die Bedingung beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig ſein ſollte. (S. auch Polen und Schweden.) Capitulation heißt auch ein Vertrag, kraft deſſen ſich unter den darin enthaltenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder

ein eingeſchloſſenes Truppencorps an den Feind ergibt; ferner die Zeit, auf welche ein Mann ſich verpflichtet, als Soldat zu dienen.

Capo d'Iſtrias (Joh., Graf v.), ruſſiſcher Staatsſecretär und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er iſt zu Corfu geboren, trat früh in ruſſiſche Dienſte, und erhob ſich zum Staatsrath und Staatsſecretär, ward Großkreuz des Wladimir-, Ritter des St. Annen-, Großkreuz des k. öſterreich. Leopold- und des k. preuß. rothen Adlerordens, und zeichnete ſich beſonders in der neueſten Zeit als Diplomat aus. 1813 war er ruſſ. Geſandter bei der Schweiz, unterhandelte mit dem öſterr. Geſandten über die neuen innern und äußern Verhältniſſe dieſer Republik, und verfügte ſich Sept. 1814 als ruſſ. Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihn Napoleon's neuer Einfall 1815 wieder in's Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. ruſſ. Bevollmächtigter den zweiten pariſer Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit ſeinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geſchäften des Staatsraths den thätigſten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus ſeine Bemühungen für Befreiung ſeiner griechiſchen Landsleute vom türkiſchen Joch, für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jeſuiten, und für die Wiederherſtellung der Republik der ioniſchen Inſeln.

Cappadocien (Kappadocien) hieß im Alterthum eine der anſehnl. Provinzen Aſiens, die einſt ein berühmtes Königreich war, und weſtlich an Lykaonien, ſüdlich an Cilicien und Syrien, öſtlich an Armenien, nördlich an den Pontus grenzte. Im perſiſchen Zeitalter war der Name Kappadocien noch ausgedehnter, und begriff alle Länder zwiſchen dem Halys und Euphrat. Durch erſtern Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perſer hatten es (nach Strabo) in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß-Kappadocien (das nachherige eigentliche Kappadocien), und Klein-Kappadocien (das nachherige Pontus) führten. Dieſe Eintheilung wurde jedoch nicht immer ſtreng beobachtet. Die perſiſchen Satrapen (Statthalter) regierten ſpäterhin unter dem Titel von Königen, und machten ſich zuweilen unabhängig. Als Xenophon ſeinen berühmten Rückzug unternahm, ſtanden, wie es ſcheint, beide Kappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber ſein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem perſiſchen Könige ward. Groß-Kappadocien war ein ſchlecht angebautes, von der Natur wenig begünſtigtes Land, deſſen Steppen meiſt nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Klima war rauh, und da es an Holz fehlte, ſo waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und ſchlecht. Selbſt die Hauptſtadt Mazaka glich mehr einem Lager, als einer Stadt. Die Kappadocier, welche zum Unterſchied von den Syrern, mit denen ſie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leukoſyri (die weißen Syrer) hießen, galten für dumm und tückiſch.

Capri, eine kleine Inſel im toscaniſchen Meere, am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felſig, aber ergiebig an Oel und Wein. Bei den Römern hieß ſie Caprea. Auguſt tauſchte ſie von den Neapolitanern ein, und ließ ſie zu einem Ort des Vergnügens, der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte

die ganzen letzten ſieben Jahre ſeines Lebens in ſchändlicher Zügelloſigkeit hier zu. Die Ruinen ſeines Palaſtes ſind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice, iſt eine Art von Tonſtück, in welchem der Componiſt ſich nicht genau an die gewöhnliche Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und deſſen Veranlaſſung man nicht immer im Gebiet der Empfindung zu ſuchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die bloß zur Uebung geſchrieben ſind, und dann beſtehen ſie aus einer gewiſſen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt iſt.

Caprification, eine in Malta und im Archipel gebräuchliche Methode, die Feigen, um ihr Wachsthum und ihre Zeitigung zu befördern, von einer Art Gallwespen (cyneps psenes) ſtechen zu laſſen. Vergl. Feigen.

Capua, 1) das neue Capua, befeſtigte Hauptſtadt in Terra di Lavoro in Neapel, am Volturno, mit 7800 Einw. zwei Meilen von dem alten Capua, aus deſſen Trümmern ſie zum Theil im 9. Jahrh. aufgeführt wurde. 2) Dieſes alte Capua war eine der ſchönſten und angenehmſten Städte in Italien, und zugleich ſo beträchtlich, daß man ſie mit Rom und Carthago verglich. Sie iſt vorzüglich dadurch berühmt, daß ſich Hannibal nach der Schlacht bei Canná daſelbſt aufhielt, und dadurch, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth ſeiner Soldaten erſchlaffte. Hannibal verſprach ihr, ſie zur Hauptſtadt von Italien zu erheben; ſie verband ſich daher mit ihm wider die Römer, welche ſie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüſteten ſie; Narſes ſtellte ſie wieder her; allein ſie wurde durch die Longobarden abermals zerſtört. Man ſieht noch Reſte alter Gebäude daſelbſt.

Capuciner, ſ. Franziscaner.

Caput-Mortuum (wörtlich: Todtenkopf), ein techniſcher Ausdruck in der Chemie, für den Rückſtand in der Retorte, welchen man bei trocknen Deſtillationen erhält; weil er bei Fortſetzung derſelben keine flüchtige Subſtanzen mehr gewährt.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Baſſianus Britannicus). Dieſer gekrönte Tyrann, der älteſte Sohn des Kaiſers Severus, wurde im J. 188 zu Lyon geboren. Sein Vater nahm ihn ſchon im 13. Jahre zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinſchaftlich mit Geta. Beide Brüder haßten ſich ſeit ihrer früheſten Kindheit. Sie herrſchten indeß einige Zeit gemeinſchaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich ſchimpflichen Frieden kehrten ſie zurück, und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Beide trugen darauf an, ihren Vater unter die Götter zu verſetzen. Dennoch ſuchten ſie einander zu ſtürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter ſich zu theilen, dem ſich aber ihre Mutter Julia und die Großen des Reichs widerſetzten. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, ſich ſeines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nach einigen mißlungenen Verſuchen heuchelte er das Verlangen, ſich zu verſöhnen, und bat ſeine Mutter, ihm eine Zuſammenkunft in ſeinem Zimmer mit ſeinem Bruder zu verſchaffen. Geta erſchien, und ward von mehrern dazu beſtellten Centurionen in den Armen ſeiner Mutter durchbohrt, welche ſeinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte; ſondern ſogar erfreut darüber ſcheinen mußte. Reiche Geſchenke vermochten die Prätorianer, Caracalla als alleinigen Kaiſer auszurufen, und Geta für einen Feind des Staats zu erklären. Von nun an war Ca-

racalla's Leben eine Kette von Grauſamkeiten und Thorheiten. Geta's Kinder und Alle, die irgend eine Gemeinſchaft mit ihm gehabt, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern ſeines Bruders ließ er hinrichten, und ihn ſelbſt unter die Götter verſetzen. Er ſchien ſogar ihn oft zu beweinen. Sylla war ſein Vorbild; er ließ das Grab deſſelben aufſuchen und wieder herſtellen. Gleich dieſem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegrenzter Freigebigkeit, und eben ſo unbegrenzt waren zu dieſem Ende ſeine Erpreſſungen und Räubereien. Grauſam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er gab allen freien Männern des Reichs das römiſche Bürgerrecht, und nahm zuerſt Aegypter in den Senat auf. Aber die größte aller ſeiner Thorheiten war ſeine Leidenſchaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. Auch Achilles war ein Gegenſtand ſeiner thörichten Verehrung. Er begab ſich nach Ilium, um das Grab dieſes Helden zu ehren, und vergiftete ſeinen liebſten Freigelaſſenen Feſtus, um den Achill in ſeinem Schmerz um Patroclus nachzuahmen. Noch unſinniger erſcheint Caracalla auf ſeinen Kriegszügen. Zuerſt ging er nach Gallien, wo er Grauſamkeiten aller Art beging. Darauf trug er ſeine Waffen über den Rhein gegen die Katten und Alemannen. Die Katten kämpften mit Muth, beſiegten ihn, und ließen ihn nur gegen eine anſehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land der Alemannen betrat er als Freund und Bundesgenoſſe, und ließ Feſtungen darin erbauen, ohne daß ſich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannſchaft zuſammen, als wollte er ſie in ſeinen Sold nehmen, und ließ ſie von ſeinen Truppen, mit denen er ſie umringt hatte, niederhauen. Wegen dieſer Großthat nahm er den Namen Alemannicus an. In Dacien erfocht er einige Vortheile über die Gothen. Mit dem Partherkönige Artabanus, der in ſeine Foderungen willigte, ſchloß er Frieden zu Antiochien. Abgares, König v. Edeſſa, war ein Bundesgenoſſe der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, ließ ihn mit Ketten belaſten, und bemächtigte ſich ſeiner Staaten. Als er dieſelbe Treuloſigkeit an Vologeſes, König von Armenien, ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und ſchlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu ſtrafen, die ſie ſich gegen ihn erlaubt hatten. Während der Vorbereitungen zu einem großen Blutbade, brachte er dem Serapis Hekatomben, und beſuchte Alexander's Grab, auf welchem er ſeinen kaiſerlichen Schmuck als Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er ſodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis, und ſah dieſem ſchrecklichen Schauſpiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf ſeinen Bruder gezückt hatte. Der Wunſch, über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwande, daß Artabanus ihm ſeine Tochter zur Ehe verſagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus, durchzog Medien und näherte ſich der Hauptſtadt. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirg zurückgegangen waren, rüſteten ſich, mit allen ihren Kräften im folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete ſie nicht; ſondern ging nach Meſopotamien zurück, ohne ein parthiſches Heer geſehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des

Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüſtungen der Parther, wollte er den Krieg gegen ſie auf's neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er beleidigt hatte, ihn zu Edeſſa auf dem Wege zum Tempel des Lunus (217) ermordete. Uebrigens errichtete er in Rom große Denkmähler, prächtige Bäder, die ſeinen Namen trugen, und einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz ſeiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter verſetzt.

Caraccas, oder Venezuela, ein großes Land im nördlichen Südamerika, bis 1811 ein ſpaniſches Generalcapitäniat. Es liegt an der Nordküſte, und grenzt öſtlich an das atlantiſche Meer (12° bis 8° N. B.), nördlich an das caraibiſche Meer, weſtlich an Neu-Granada (Santa Fé) ſüdlich an Braſilien. Auf 23,242 Q. M. enthielt es, vor dem jetzigen Freiheitskriege, 900,000 Einwohner, theils Urbewohner, wie Caraiben, Otomaken u. a. m., theils über 218,000 Neger. Das Klima iſt, ungeachtet das Land faſt bis unter den Aequator ſich erſtreckt, nichts weniger als unerträglich heiß; denn es zieht ſich durch daſſelbe von Weſten nach Oſten, in einer Breite von 10 bis 20 Meilen, ein Arm der Anden, die Sierra de Merida, welche von 4000 bis 14,790 Fuß hoch anſteigt, und ſich endlich der Inſel Trinidad gegenüber verflächt. Die Hauptſtadt Caraccas (mit 50,000 Einw. und einer Univerſität) liegt 6 Stunden vom Meere, am Fuße des 8400 Fuß hohen Berges, la Silla, am Fluß Guayra (der ſich durch den Hafen La Guayra [Goayre] ausmündet), in einer Höhe von 2760 Fuß. Daher kömmt die ſtete, angenehme Temperatur, welche ſelten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch ſteht das Thermometer 76 bis 85° Fahrenh., ſelten ſinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen ſich die Berge in ungemeſſene Ebenen, Llanos genannt; treffliche Weiden für die zahlreichen, faſt wilden Herden, die den Stadtbewohnern gehören. Der Winter in Caraccas iſt die ſogenannte Regenzeit vom April bis in den November. Dann regnet es jeden Tag im Durchſchnitt 3 Stunden, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Ströme (der Orinoko mit ſeinen Nebenflüſſen) das Land weit umher überſchwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt außerordentlich groß. Der undurchdringliche Wald auf der Oſtſeite liefert zwar überflüſſiges Bauholz; allein man kann es nicht ausführen; weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüſſe zu ſchaffen vermag. Die köſtlichſten Hölzer, die zu Tiſchlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar ſind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille, und eine unzählige Menge Arzeneien, Harze und Balſame, erzeugen die Wälder; aber die Europäer wiſſen kaum den Namen der Bäume, die dieſe Subſtanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten ſich bisher faſt gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Kaffee, Baumwolle, Kakao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas- und Maracaibokanaſter ſind bekannt; aber auch dieſe Cultur iſt wieder vernachläſſigt worden, ſo wie die Perlenfiſcherei, die im 16. Jahrh. jährlich 800,000 Piaſter eintrug. Den wichtigſten Handel hat die Hauptſtadt Caraccas, mit dem Hafen La Guayra. Der beſſere Hafen Porto Cavallo liegt in einer ungeſunden, ſumpfigen Gegend. Von 1793 bis 1800 hatte ſich die Ausfuhr (vorzüglich Tabak, Kakao, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Mauleſel, Häute, Pferde, Kupfer u. Perlen) faſt um 6 Mill. Dollar vermindert, woran

die ſchlechte Verwaltung der Kolonien und der Krieg zwiſchen Großbritannien und Spanien, ſo wie der ſpäter zwiſchen der Kolonie und dem Mutterlande Schuld waren. Denn am 5. Juli 1811 erklärte ſich das Land unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Venezuela für unabhängig. Der Freiſtaat beſteht aus 7 Provinzen: Caraccas (3845 Q. M. mit 500,000 Einw.), Cumana (mit der St. gl. N., die 24,000 Einw. hat), Varinas, die Inſel Margaretha, Barcellona, Truxillo und Merida. Die Hauptſtadt der Inſurgenten iſt Angoſtura. Vergl. d. Art. Weſtindien.

Caraccioli (L. Ant. de), wurde 1721 zu Paris geboren, und ſtammte von der berühmten neapolitaniſchen Familie dieſes Namens ab. Seine höchſt liebenswürdigen geſellſchaftlichen Talente bereiteten ihm in Italien, wohin er nach Vollendung ſeiner Studien, zuerſt reiſete, eine glänzende Aufnahme, insbeſondere bei Benedict XIV. und Clemens XIII. Er wendete ſich nachher nach Deutſchland und nach Polen, wo er die Stelle eines Hofmeiſters der Kinder des Prinzen Rewski (Rzewuski) eines der erſten Kronbeamten, erhielt. Nach vollendeter Erziehung derſelben kehrte C. nach Paris zurück, wo er ſich durch ſeine Unterhaltungsgabe ſehr beliebt machte, u. ſich übrigens mit Schriftſtellerei beſchäftigte. Mit ſeinen Briefen von Clemens XIV. (Ganganelli), die eine milde Philoſophie, ſanfte Moral, verſtändige Grundſätze über mancherlei Lebensverhältniſſe, und einen feinen Geſchmack verrathen, myſtificirte er nicht bloß Frankreich, ſondern ganz Europa; da ſie lange Zeit für ächt gehalten wurden, und dadurch das höchſte Intereſſe in Anſpruch nahmen. Die erſte Ausgabe derſelben erſchien im J. 1775. Die franz. Revolution beraubte ihn aller ſeiner Hülfsmittel, und erſt im J. 1795 erhielt er vom Convent eine Penſion von 2000 Livr., die ihn bis zu ſeinem im J. 1803 erfolgten Tode vor Mangel ſchützte. — Ein anderer Caraccioli, der ſich durch ſeine Verbindungen mit den Encyklopädiſten, insbeſondere mit Marmontel und Dalembert ſehr bekannt gemacht hat, war gegen die Mitte des 18. Jahrh. neapolitaniſcher Geſandter in London und Paris. Hier galt derſelbe für einen der feinſten Köpfe, und eine Zierde der damaligen ſo hoch ausgebildeten pariſer Geſellſchaft. Man findet ſeiner in allen Memoiren aus dieſer Zeit gedacht. Er wurde ſpäterhin zum Vicekönig von Sicilien ernannt und ſtarb 178.. in Palermo.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, ſondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewiſſer Stände erſcheinen. In der Converſation werden ſie auch häufig Charaktermasken genannt.

Caraibiſche Inſeln oder kleine Antillen, ſ Antillen. Den Namen Caraiben haben ſie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf dieſe Inſeln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo ſie, durch flüchtige Negerſclaven verſtärkt, noch in Freiheit und öfters im Kriege mit den europäiſchen Koloniſten leben. Von den Inſeln aber wurden ſie im 18. Jahrh. meiſtens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 100 und auf Dominica 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe iſt olivenbraun, ſie bemalen ſich aber mit Orlean, um ſich gegen Inſektenſtiche zu ſichern. Sie ſind tapfer und leben ohne Verfaſſung. Auf der Inſel St. Vincent ſind auch ſchwarze Caraiben, aus einer Vermiſchung von Negerſclaven mit caraibiſchen Weibern entſtanden. Ihre Anzahl ſteigt auf 2000 Familien. Sie ſind braunſchwarz und haben

ſich, aller Anſtrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Beſitz ihres Antheils an der Inſel erhalten. Das caraibiſche Meer grenzt in Norden und Oſten an die Antillen, in Süden an das feſte Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela iſt.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche die Tradition des Talmud verwerfen, und ſich bloß an den Buchſtaben der Schrift halten, im Gegenſatz der Rabbaniten (ſ. d.).

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Maler, geboren zu Caravaggio im Mailändiſchen 1569. Er war anfänglich Maurergeſelle, legte ſich auf das Studium der Malerei und zeichnete ſich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier anſehen, die eine Menge Nachahmer fand. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die des Colorits, und dies charakteriſirt ihn. Um die Wirkung hervorzubringen, beleuchtete er die Gegenſtände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmaſſen, wodurch das Licht ſehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Im Nackten war er Meiſter. Aber auch ſeine Fehler ſind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war ſein höchſtes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meiſter erwirbt, der mit dieſem erſten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verſtändige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Caracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeiten weniger als Caravaggio, aber nach ihrem Tode erhielten ſie einen ausgezeichnetern Platz, weil ſie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachläſſigen, nach Richtigkeit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken ſtrebten. Er ſtarb ſchon 1609 an einem heftigen Fieber. Die Maler, die ihm am meiſten nachgeahmt haben, ſind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Eſpagnolet.

Caravaggio, ſ. Caldara.

Caravanen (Karavanen), ein urſprünglich perſiſches Wort, ſind große Reiſegeſellſchaften in der Levante und in Afrika, die ſich, um vor Räubern geſichert zu ſein, zuſammenbegeben, und hauptſächlich die Handlung oder Pilgerfahrten zur Abſicht haben. Eine ſolche Geſellſchaft hat oft mehr als tauſend Kameele bei ſich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, ſo daß ein ſolcher Zug bisweilen eine Meile lang iſt. Sie reiſen der Hitze wegen meiſtens nur ſehr frühe. Da jeder Mohammedaner in ſeinem Leben wenigſtens einmal das Grab Mohammed's beſuchen muß: ſo gehen alljährlich von mehreren Sammelplätzen Karavanen nach Mekka. Der Anführer einer ſolchen Mekka-Karavane, der einiges Geſchütz zur Bedeckung mit ſich führt, wird Emir Adge genannt. Handlungs-Karavanen erwählen ſich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, welchen ſie Karavan-Baſchi nennen. Karavanen-Thee, ſ. Thee.

Caravanſerais (Karavanſerais) ſind im Orient eine Art von Gaſthäuſern, welche auf allen Landſtraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer gefunden werden, angelegt ſind, um den Reiſenden ein Obdach zu gewähren. Sie ſind zum Theil ſehr prachtvoll erbaut, enthalten aber gewöhnlich kein Hausgeräth, daher der Reiſende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geſchieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbonari (wörtlich: Köhler), der Name einer politiſchen, weit ausgebreiteten, geheimen Geſellſchaft in Italien, welche, ſoviel

bekannt geworden iſt, den Zweck hatte, alle italieniſchen Staaten in einen Bund, als Republik oder als conſtitutionelle Monarchie, zu vereinigen, und vom fremden Einfluſſe zu befreien. Dieſe Geſellſchaft ſoll anfangs gegen die franzöſiſche Oberherrſchaft gerichtet geweſen, und ſelbſt von England unterſtützt worden ſein. In der Folge ſcheint die Abſicht der Geſellſchaft eine andere Richtung genommen zu haben. Beſonders hatten unläugbar viele aus der Hefe des Volks aufgenommene Menſchen weniger die Befreiung ihres Vaterlandes zum Zweck, als die Umkehrung der bürgerlichen Ordnung, wobei ſie im Trüben zu fiſchen hofften. Mürat ſchien bei ſeinem abenteuerlichen Vorrücken gegen die Lombardei auf ihren Beiſtand zu zählen. 1814 wurden in Mailand mehrere vornehme Militärs als Theilnehmer dieſer Verbindung eingezogen. Im Oct. 1818 wurden zehn Mitglieder des Bundes, worunter ein Graf Gallo d'Oſino, zum Tode, fünf zu lebenslänglicher, und zwei zu ſiebenjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt. Der Papſt verwandelte jedoch die Strafe der erſtern in lebenswierige Galeerenſtrafe, und die der letztern in verhältnißmäßigen Feſtungsarreſt. Mehrere andere auf der Engelsburg ſitzende Theilnehmer ſehen ihrem Urtheile noch entgegen. Glaubhafte Nachrichten über die Häupter dieſer Geſellſchaft, über ihre Organiſation rc. ſind nicht bekannt geworden. Im Febr. 1819 ſcheinen jedoch wichtige Entdeckungen in Bezug hierauf gemacht worden zu ſein. Die öſterreichiſche Regierung hat ſie 1820 ſämmtlich für Hochverräther erklärt. In Neapel bewirkten ſie die von den Truppen erzwungene Annahme der ſpaniſchen Conſtitution im Juli 1820.

Carbunkel, auch Karfunkel, Rubin. Die erſtere Schreibart iſt nach dem Lateiniſchen gebildet. Die ältern Schriftſteller haben über die beſondern Eigenſchaften dieſes Edelſteins viel gefabelt. Die Myſtiker Paracelſus und Jacob Böhme ſetzten einen hohen Werth in den Karfunkel. Verſchiedne unſrer neuen Dichter ſind ihnen darin gefolgt, haben aber auch vielen Spott erfahren, z. B. die Karfunkelweihe, romantiſches Trauerſpiel von Till Balliſtarius, 1817. Der Karbunkel des Auges iſt eine kleine brennende dunkelrothe Geſchwulſt im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Brandkruſte übergeht und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod ſelbſt zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcaſſe, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten, Piſtolenläufen und allerlei Feuerkugelzeuge beſteht; endlich das Gerippe eines Schiffs, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Maſten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieſer berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Er ward in dem Hauſe ſeines Vaters, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um ſeine Studien zu vollenden, und ſchon 2 Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit ſeinem 33. Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, ſodann die Medicin zu lehren. Er kehrte ſpäter nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er ſich hier Streitigkeiten zugezogen, begab er ſich nach Rom. Hier ward er in das mediciniſche Collegium aufgenommen und erhielt eine Penſion vom Papſte. Die Einladungen des Königs von Dänemark nahm er in Rückſicht auf das Klima und die Religion des Lan=

des nicht an. Der letztere Grund ſeiner Weigerung ſcheint ſonderbar, da er der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen ſind in Anſehung ſeiner wahren Religionsmeinungen nicht einig. Sie führen widerſprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der ſich in kabbaliſtiſchen Träumereien verlor, der einen Dämon familiaris zu haben vorgab, von dem er Warnungen erhielte u. ſ. w. Durch alles dieſes reizte er die Theologen gegen ſich, welche lebhaft ſeine Rechtgläubigkeit angriffen; man ſetzte ihn ſogar in die Zahl der Atheiſten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unſerer Meinung war Cardano abergläubiſch und hegte Hirngeſpinnſte, die mit den herrſchenden Meinungen nicht übereinſtimmten. Er glaubte ſo feſt an die Aſtrologie, daß er mehrere Male das Horoſcop ſeines Lebens zog, und die Falſchheit ſeiner Vorausſagungen nicht der Unſicherheit der Kunſt, ſondern ſeiner Unwiſſenheit zuſchrieb. Seine zwei Schriften: De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze ſeiner Phyſik, ſeiner Metaphyſik und ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe, und können als intereſſante Beweiſe gelten, auf welche Abwege der menſchliche Geiſt gerathen kann. Cardano ſchrieb auch über die Medicin, und gab unter vielem Wuſt einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war ſo groß, daß der Primas von Schottland, der ſeit 10 Jahren krank war, und die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaiſers umſonſt zu Rathe gezogen hatte, ihn zu ſich berief. Und wirklich ſtellte Cardano die Geſundheit dieſes Prälaten her. Hat er indeß wirklich Anſprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, ſo iſt es in der Mathematik. Die Algebra, welche ſeit ihrer Entſtehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen ſorgfältig geheim hielten, um ſich bei ihren öffentlichen Wettſtreiten damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, wie geſagt wird, daß Tartalea die Auflöſung der Gleichungen des 3. Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch Liſt und unter dem Verſprechen der Verſchwiegenheit, machte dieſe Methode aber dennoch 1545 in ſeiner Ars magna bekannt. Es erhob ſich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung ſeinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der ſie zuerſt bekannt machte, und noch jetzt nennt man ſie die Formel Cardano's. Man glaubt einſtimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen ſein mochten, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daſein negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe ſeiner Feinde, ſondern auch durch ſeine eigenen Laſter, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er ſelbſt in dem Werke De vita propria von ſich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht ſo weit, daß diejenigen, die ihn mit Nachſicht beurtheilt haben, genöthigt geweſen ſind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. Er ſtarb wahrſcheinlich im J. 1576, wie Einige ſagen, eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Seine ſämmtlichen Werke, deren Anzahl ſich auf mehr als funfzig beläuft, ſind zu Lyon 1663 in 10 Foliobänden geſammelt erſchienen.

Carden, (Karden) Weberdiſteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Diſtelkopfe hat, wild wächſt und durch Anbau veredelt wird. Die Tuch-

bereiter brauchen ſie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden ſie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutſchland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinal (Kardinal) iſt der Name eines Geiſtlichen in der kathol. Kirche, der das Recht hat, bei der Papſtwahl mitzuſtimmen. Die Kardinäle folgen dem Range nach unmittelbar auf den Papſt, behaupten fürſtl. Rang und führen ſeit 1631 den Titel Eminenz. Wie der Urſprung der Kardinalswürde in Dunkel gehüllt iſt, ſo haben auch über die Abſtammung des Namens verſchiedene Meinungen geherrſcht; und doch ſcheint nichts einfacher, als ihn von dem Worte cardinalis (vorzüglich, vornehm) abzuleiten, womit unter dem Kaiſer Theodoſius auch die höchſten Civilpoſten im Staate bezeichnet wurden. Bis zum 11. Jahrh. war der Titel Kardinal allen Geiſtlichen, die als wirkliche Prieſter bei irgend einer Kirche angeſtellt waren, gemein. Von dieſer Zeit an aber bildeten ſich die mächtiger gewordenen Päpſte ein Collegium, einen geheimen Rath von Geiſtlichen höhern Ranges, denen bald der Kardinals-Titel vorzugsweiſe verblieb, und die 1160, unter Alexander III. auch das ausſchließliche Recht der Papſtwahl erhielten. Innocenz IV. (reg. v. 1243—1254) gab ihnen den Rang vor den Biſchöfen und den rothen Hut, und Bonifaz VIII. den Fürſtenmantel. Sie bilden mit dem Papſt das heilige Collegium, und haben drei Rangordnungen, Diaconen, Presbyter und Biſchöfe. Ihre Zahl ward endlich 1526 von Sixtus V. auf Siebenzig feſtgeſetzt, wovon 14 Diaconen, 50 Presbyter und 60 Biſchöfe. Die Wahl der Kardinäle hängt allein vom Papſt ab. Die Namen derer, welche er dazu beſtimmt, läßt er in dem Conſiſtorium mit der Formel Fratres habebitis (Ihr ſollt zu Brüdern erhalten ꝛc.) vorleſen. Den Gewählten wird ihre Wahl mit Ueberſendung des rothen Kardinalshuts bekannt gemacht. Ihre Kleidung beſteht in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel, und in einem Käppchen, über welchem ſie einen Hut mit ſeidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quaſten ſind, tragen. Die Farbe iſt entweder roth oder violett. — Kardinal wird auch ein aus weißem Wein, bittern Pomeranzen und Zucker bereitetes Getränke genannt.

Cardinoïde (Kardinoïde), iſt in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Geſtalt.

Carga heißt das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung ſelbſt. Cargador, ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung ſucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren anzeigt. Cargo, der Geſchäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Leitung des Verkaufs der urſprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Orte der Beſtimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaiſon, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder ſchickt, um ſie zu verkaufen.

Carikatur (Zerrbild), ein aus dem Italieniſchen entlehnter Kunſtausdruck, von caricare, überladen, übertreiben (charger bei den Franzoſen; daher auf dem Theater chargirte Rollen). Carikatur iſt demnach eine Darſtellung, worin Theile, Eigenſchaften, Merkmale, durch Menge oder Größe übertrieben worden ſind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Gegenſatz, welcher ſich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden ſie meiſt lächerlich, und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wie wohl

unrichtig, bei der Carikatur zunächſt und hauptſächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt aber nicht bloß lächerliche, es gibt auch ſchreckliche Carikaturen. Entwickelt man ſich die Urſache jenes Gegenſatzes, ſo findet man den Grund. Jener Gegenſatz geht hervor aus einer Vergleichung des angeſchauten Individuellen mit dem Muſterbilde, welches der Einbildungskraft von der Gattung vorſchwebt. Dieſes Urbild kann nie ganz verloren gehen; weil ſonſt das dargeſtellte Weſen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach dieſem unaufgeblichen Urbilde gearbeitet iſt, die übrigen aber entweder in's Zwergartige oder in's Rieſenhafte ausarten, geht jener Gegenſatz hervor, den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegegebene Mißverhältniß nach Urſache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Carikatur der allgemeinen Gattungsregel gemäß iſt, wird für die Urſache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erſcheint. Das Erſte gibt die ſchreckliche, das Zweite die lächerliche Art der Carikatur. Mit Recht ſagt daher Bendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem koloſſalen Kopfe, koloſſalen Armen u. ſ. w. iſt eine fürchterliche Carikatur; ein erwachſener Menſch mit einem kleinen Näschen, kleinen Mündchen und einem ſüßen Stimmchen iſt ein putziger, ſchnurriger Kerl, eine lächerliche Carikatur." Es kann aber auch Carikaturen geben, in welchen beides gemiſcht iſt, z. B. der Bramarbas, der ſich ein martialiſches Anſehn dadurch zu geben ſucht, daß er außerweſentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurrbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporn, Hut, Säbel ꝛc., wobei das Lächerliche dieſer Furchtbarkeiten ſtets wieder um ſo mehr hervorleuchten wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas abſticht. Das furchtbar ſein Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menſchliche Willkühr in's Spiel trit. Fürchterliche Carikaturen, bei denen dies nicht der Fall iſt, ſind als bloße Mißgeſtalten zu betrachten, die durchaus kein Gegenſtand für die ſchöne Kunſt ſein können. Sie ſind unverſchuldetes Unglück, welches nur unſer Mitleid in Anſpruch nehmen kann, wenn ſie nicht gegeradezu Entſetzen und Abſcheu erregen. Deshalb ſind Alle, die, um Carikaturen darzuſtellen, ſich in Aufſtellung unverſchuldeter körperlicher Gebrechen erſchöpfen, welche nur kindlicher oder bübiſcher Muthwille zum Gegenſtande der Verſpottung nehmen kann, vom Weſen der Carikatur eben ſo ſchlecht, als vom Zwecke der ſchönen Kunſt unterrichtet. Freilich iſt's wahr, wer nur die obige Erklärung von Carikatur kennt — und auf ſie läuft meiſt hinaus, was darüber geſagt worden iſt — der kann leicht zu jenem Irrthum verleitet werden. Deſto nothwendiger aber iſt es, bei jener Erklärung nicht ſtehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darſtellung unverſchuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht Statt finden ſoll: ſo werden im Gegentheil die verſchuldeten ganz eigentlich hieher gehören. Dieſe, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben ſich theils in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Geſichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erſcheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des geiſtig oder moraliſch fehlerhaft Charakteriſtiſchen in einem menſchlichen Einzelweſen oder einer Geſammtheit ſolcher, z. B. eines Standes, einer Sekte u. ſ. w. In dieſem Sinne hat der ernſte Leonardo da Vinci ſeine Carikaturen gezeichnet. Hier ſieht man den Zänkiſchen, den Mürriſchen, den Prahler, den Faullenzer, die Feiſtheit

des Gefräßigen, die Ausſchweifung des Wollüſtlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. ſ. w. mit charakteriſtiſcher Treue dargeſtellt, und die ſonſt weniger bemerkbaren Züge nur ſtärker hervorgehoben. Allerdings findet ſich da Abweichung von dem Ideal der Wohlgeſtalt des innern und äußern Menſchen, deſſen Neigungen und Leidenſchaften mit der Vernunft in ſchöne Harmonie geſetzt worden ſind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteriſtiſchen iſt aber noch nicht zu denken. Dieſe entſteht erſt durch Idealiſirung. Man denke hierbei nur nicht an Verſchönerung, denn wie es eine Idealiſirung in's Schönere gibt, ſo gibt es auch eine in's Häßliche (ſ. Ideal); dort und hier wird das jedesmalige Charakteriſtiſche bis zu dem Punkte der möglichen Vollkommenheit geſteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weiſe, je mehr ſie erreicht worden iſt, nur um ſo ſichtbarere Unvollkommenheit in moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht; dieſe Unvollkommenheiten aber ironiſch als Ideale aufgeſtellt, ſind die eigentlichen Carikaturen, die man deshalb erklären kann, als: Idealer geiſtiger Mißbildungen im angemeſſenen Ausdruck und entſprechender Geſtaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunſt ſieht; oder Handlungsweiſen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Geſinnung Ideale geiſtiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poeſie berückſichtigt. Nach dieſer Erklärung kann es nicht ſchwer fallen, den bisher noch unausgemachten Streit der Aeſthetiker, ob und in wiefern Darſtellungen von Carikaturen in der ſchönen Kunſt zuläſſig ſeien, zu entſcheiden. Vollkommen zweckmäßige Darſtellung der verſchuldeten geiſtigen Gebrechen der Menſchen iſt der Gegenſtand der Satyre; Carikaturen ſind deshalb die Ideale des Satyrikers. So lange man noch deſſen Anſprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewieſen hat, was mit allen Sophiſtenkünſten nie erreicht werden wird, ſo lange darf man auch die Carikaturen nicht als Gegenſtände äſthetiſcher Darſtellung verwerfen. Und zwar weder die ſchrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satyrikers, der entweder mit erhabenem Ernſte die Böſewichter, oder mit komiſcher Laune die Narren des menſchlichen Geſchlechts darſtellt. Dorthin gehören die ſelbſtverſchuldeten moraliſchen Gebrechen, welche die ſchrecklichen, hieher die ſelbſtverſchuldeten Geiſtes-Gebrechen, welche die lächerlichen Carikaturen geben. Jene ſind Gegenſtand der pathetiſchen, dieſe der komiſchen Satyre. So müßte man ſie nun ſchon in der Poeſie, der Satyre und Comödie laſſen; allein es fragt ſich, ob auch in der bildenden Kunſt? Wahr iſt es, daß hier die Carikaturen dem gebildeten Geſchmack anſtößig, und der Bildung deſſelben hinderlich ſind. Immer haben ſie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenſtand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetiſchen Darſtellungen iſt, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrſchender Neigung für Carikaturen als ein Zeitalter des Ungeſchmacks annehmen. Damit iſt nun aber noch keinesweges ihr völliges Verbannungsurtheil ausgeſprochen, welches nur von der Entſcheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunſt Schönheit oder Charakteriſtik ſei? Iſt das Erſte, ſo ſind ſie verwieſen; iſt das Zweite, ſo erhalten ſie ſich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulaſſen, deuten wir einſtweilen blos einen Ausweg an. Wie man die italieniſche von der niederländ. Schule, eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denner's unterſcheidet, die letzteren aber, um vieler Trefflichkeiten

willen, gern beſtehen läßt, wiewohl hinter den erſten: ſo kann man überhaupt die Charakteriſtiker neben jenen beſtehen laſſen, welche die reine Schönheit erſtreben und darſtellen. Wie dieſe ganz in der Poeſie ſind, ſo nähern ſich jene der Proſa; es gibt auch in der Poeſie Gattungen, die näher an die Proſa grenzen, hauptſächlich jene, die ſich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieſer Art gibt es treffliche, obgleich ſie nicht reinpoetiſch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunſt etwas Aehnliches: ſo laſſen ſich Darſtellungen von Carikaturen in ihr, wofern ſie rechter Art ſind, retten; ſie entſprechen der Satyre und Groteske in der Poeſie, und ſo werden ſie auch ſchon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Carikaturen hatten. Mehrere herkulaniſche Gemälde beweiſen daſſelbe. Allein ſie laſſen ſich auch wirklich nur retten, wofern ſie rechter Art ſind, d. h. wofern die Idee derſelben in der That poetiſch, das Dargeſtellte in der angegebenen Art charakteriſtiſch und der Zweck moraliſch (im weitern Sinn) iſt. Muſterhaft in dieſer Art iſt Hogarth. Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch: Annibale Caracci, Ghezzi, Callot, und unter unſern Landsleuten vornehmlich Ramberg (ſ. d. Art.). Ungleich fratzenhafter ſind mehrere politiſche Carikaturen, die hauptſächlich in London in ſo großer Menge erſchienen ſind, daß man dicke Bände damit anfüllen könnte. Die Engländer ſcheinen ſich beſonders zu dieſem Geſchmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politiſchen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitsſinne zuſagte. Die Freiheit geht hier aber nicht ſelten bis zur zügelloſen Frechheit, indem das Heiligſte und Erhabenſte dem Spott und der Verachtung Preis gegeben wird. Die engliſchen Geſetze verbieten bei Strafe alle Schmähſchriften; allein der Geſetzgeber vergaß, daß der Künſtler eben ſo gut ſchmähen kann, als der Schriftſteller. Gilray und Bunbury ſind es hauptſächlich, von denen die neuen brittiſchen Carikaturen ſtammen. Den letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient dieſen Namen inſofern, als er ſein glückliches Talent öfters zu moraliſchen Zwecken benutzt hat. Bei ſo viel Vorliebe der Engländer für Carikaturen iſt es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Grooſe, Lond. 1788. überſ. v. J. G. Grohmann, Leipz. 1799) eine Theorie derſelben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünſchen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich ſein, da Regeln vorſchreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune ſo Vieles überlaſſen werden muß. dd.

Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrſcher verdient dieſer Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geſchichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was ſein Zeitalter ſchätzte, ehrte und ſuchte, in kriegeriſcher Wirkſamkeit, in kühne Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen; ſondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete, am wenigſten ſuchte und liebte, in Bildung des Geiſtes und Gründung des Glückes ſeiner Völker durch dieſelbe. Hier ein kurzer Umriß ſeines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und ſpäterhin Kaiſer des Occident, wurde geb. 742 auf dem Schloſſe Salzburg in Oberbaiern. Andere geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als ſeinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martel's. Nach dem Tode des Vaters, 768, wurde er als König gekrönt und theilte, nach deſſen Willen, Frankreich mit ſeinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedin=

gungen dieſer Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß ſie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Dieſe Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Deſiderius, den Schwiegervater der beiden Prinzen, unterhalten, weil Carl ſeine Gemahlin verſtoßen hatte. Deſiderius ſuchte ſich, wegen der Verſtoßung ſeiner Tochter, dadurch zu rächen, daß er in Frankreich Unruhen anſtiftete und nährte, was ihm um ſo leichter wurde, da die Großen des Reichs eine große Liebe zur Unabhängigkeit offenbarten. Die Völker Aquitaniens waren die erſten, welche ſich unabhängig zu machen ſuchten. Carl zog gegen ſie mit einem nicht ſehr zahlreichen Heere, allein er rechnete auf ſeinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieſer erſchien auch wirklich im Felde, allein im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu beſtehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er ſich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Aufrührer unterwarfen ſich. In dieſem Feldzuge hatte der jugendliche Held ſo ausgezeichnete kriegeriſche Talente entwickelt, daß die Furcht ſeines Namens ſelbſt den muthigſten Freiheitsſinn ſeiner Vaſallen bändigte. Allein Carl hatte in dieſen Kämpfen ſich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen des Reichs niederzuhalten, und ſie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beſchäftigen, um ihre Aufmerkſamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo ſich ſeine Talente im vollen Glanze zeigen konnten: ſo würde ihn ſchon die innere Lage des Reichs dazu verleitet haben. Als Carlmann 771 geſtorben, und ſeine Wittwe mit ihren beiden Söhnen nach Italien zu ihrem Vater geflohen war, bemächtigte Carl ſich des ganzen Reichs, deſſen Umfang jetzt ſchon bedeutend genug war, indem außer ganz Frankreich ein großer Theil von Deutſchland dazu gehörte. Jetzt bildete er den Plan, die Sachſen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdies ſein Eifer für das Chriſtenthum und deſſen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachſen, ein damals noch heidniſches Volk, hatten einen anſehnlichen Theil v. Deutſchland, beſonders die Gegenden Weſtphalens zwiſchen der Weſer u. Elbe u. Holſteins, inne, und zogen, wie alle barbar. Völker, für welche Unabhängigkeit das erſte Gut des Lebens iſt, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherſchweifen den feſten Wohnſitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verſchiedene Stämme, welche ſelten geneigt waren, ſich zu einem gemeinſamen Zwecke zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen 772*) und erſt im J. 804 gelang es ihm, ſie ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerſtanden ſie einem Sieger, der, zuweilen nachſichtig bis zur Unklugheit, oft ſtreng bis zur Grauſamkeit, eben ſo eifrig beſtrebt, ſie zu

*) Ein Einfall der Sachſen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem erſten Kriege, den Carl gegen ſie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieſes kriegeriſchen Volkes erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erſt nachdem es das Chriſtenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachſen verſetzte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre Wohnſitze wurden von den Obotriten, einem vandaliſchen Völkerſtamme im Mecklenburgiſchen, eingenommen. Auch die bekannte Irmenſäule wurde als ein Denkmal des Götzendienſtes von Carl zerſtört.

bekehren, als zu unterjochen, nur erſt dann Herr ihres Landes wurde, als er es faſt gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden ſich die Sachſen ſelbſt gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerſpalten geweſen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meiſten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächſt ihm Alboin, welche aber endlich das Chriſtenthum annahmen (783). Um den langen Widerſtand der Sachſen begreiflich zu finden, darf man nicht vergeſſen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit gebildet waren, jedes Jahr einen Stillſtand herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe ſeiner Staaten die Empörungen der Vaſallen erleichterte, weshalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und ſich in ſeinem Anſehen zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachſen wurden oft mit unbeſchreiblicher Grauſamkeit geführt, allein oft verſtand er ſich zu einer Art von Waffenſtillſtand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß ſich eben Carl an den Ufern der Weſer mit den Sachſen ſchlug, der Papſt Hadrian ſeine Hülfe an, als Deſiderius ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geſchenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, Carls Brudersſöhne zu krönen, damit Carl als Thronräuber erſcheinen und ſein Volk ſich von ihm wenden möchte. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutſchland und zog mit ſeinem Heere nach Italien. Deſiderius hatte ſich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt und Deſiderius, ſo wie die Wittwe Carlmann's nebſt ihren Söhnen, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt. Deſiderius endigte ſein Leben in einem Kloſter, und über das Schickſal der Andern ſchweigt die Geſchichte. Carl ließ ſich im J. 774 mit der bekannten eiſernen Krone zum Könige von Italien krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte: ſo behielten doch die Provinzen, aus denen es beſtanden hatte, ihre bisherigen Geſetze und Verfaſſungen, ſo wie es überhaupt eine Hauptanſicht des großen Monarchen war, den beſiegten Völkern nicht ganz ihr Herkommen und ihre Geſetze zu entziehen, auch ſie nicht nach Einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Politik, die in einer ſo bewegten Zeit ſich ſehr hüten mußte, durch eine Vereinigung aller ſeiner Vaſallen zu einem Staatskörper mit gleichem Rechte jedes derſelben, ihnen eine allgemeine Vereinigung wider ihren Regenten möglich zu machen. Im J. 778 begab ſich Carl nach Spanien zur Unterſtützung eines mauriſchen oder ſaraceniſchen Fürſten. Er eroberte Pampeluna, machte ſich zum Herrn der Grafſchaft Barcelona, und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken ſeines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden ſeine Truppen im Thale Ronceval von den Saracenen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch beſonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmteſten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Perſon gehaltene Roland, in der Schlacht blieb. Die üble Stimmung der Völkerſchaften Aquitaniens beſtimmte Carln, ihnen einen beſondern Beherrſcher zu geben, und wählte dazu den jüngſten ſeiner Söhne, Lud-

wig, der unter dem Namen der Fromme (le débonnaire) bekannt iſt. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährende Verſuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der oberſten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue; daher gab er ihnen ſeinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteſte Sohn Carl ſtets bei ihm blieb, und ihn bei ſeinen mannichfachen Unternehmungen unterſtützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen ſeinen Kindern das älteſte war, und zwar von ſeiner verſtoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte ihm einen Widerwillen gegen denſelben eingeflößt haben, und ſo erhielt dieſer keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verſchwörung gegen den Vater an, und endigte ſein Leben in einem Kloſter. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachſen zu Felde ziehen, und dieſe Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte offenbar darin, daß er zu grauſam verfuhr, denn ſo ließ er einſt 4500 derſelben niederhauen, um ſeinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des Volkes bis zur Wuth ſteigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um ſeine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papſte krönen zu laſſen, dem er ſtets die höchſte Ehrfurcht bewies; und dadurch befeſtigte er den Glauben ſeiner Völker, daß der Fürſt der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpſte auf alle Weiſe zu erhalten bemüht waren. Das Jahr 790, das 22. ſeiner Regierung, war das einzige, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr ſich ſeine Macht ausbreitete, um ſo mehr dachte er darauf, den von ſeinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums auszuführen. Die Kaiſerin Irene, welche damals zu Konſtantinopel herrſchte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorſchlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch denn die Welt von Neuem unter Eine Herrſchaft gekommen wäre. Ihr Vorſchlag ward angenommen; und als Irenen's Ehrſucht ſie ſo weit geführt hatte, ihren eignen Sohn zu entthronen, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen, und ihre Hand Carln ſelbſt antragen zu laſſen, war er auch dieſer ſeltſamen Verbindung gar nicht abgeneigt, die der Welt ein ganz neues Schauſpiel gewährt haben würde, wenn Irene nicht ſelbſt vom Throne geſtoßen worden wäre. Carl ließ ſich hierauf im Jahre 800 vom Papſte Leo III. zum Kaiſer des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich ſeine Reiſe nach Rom wahrſcheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, ſtellte er ſich doch ſehr überraſcht durch dieſe Feierlichkeit, die er nicht erwartet zu haben ſcheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge. Carl wurde zum Cäſar und Auguſtus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der alten römiſchen Kaiſer, und vergaß bloß, daß das Kaiſerthum ſich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt ſich unter die Kinder des verſtorbenen Monarchen geſetzlich theilte. Nachdem Carl einen ſeiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte dieſem im Tode Carl der älteſte. So blieb ihm von ſeinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn ſein Alter und ſeine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende ſeines Lebens nicht ſo gar fern mehr ſein könne. In der That ſtarb er auch im J. 814 den 28. Jan., im 71. Jahre

ſeines Lebens und 47. ſeiner Regierung, mit Ahnungen und Furcht, daß ſein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerſtehen würde, eine Furcht, welche ſich in der Folge beſtätigte. Er fühlte zu ſpät, daß dieſelben Sachſen, die er zum Theil in rauhere Landſchaften zurückgedrängt hatte, einſt an ſeinem Reiche Rache nehmen, und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen, würden. Die Verehrung, welche Carl ſich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weiſe war er der letzte Held ſeines Stammes. Er wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich ſich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiſerl. Prachtgewand geſetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf ſeinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man verſiegelte die Gruft, und errichtete über derſelben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte ſtanden: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahr glücklich regierte." Carl war ein Freund geiſtiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherſtellers der Wiſſenſchaften und Lehrers ſeiner Völker. Durch ſeine freiſinnige Denkungsart zog er die ausgezeichnetſten Gelehrten an ſeinen Hof, unter andern Alcuin aus England, den er zu ſeinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Piſa, der den Titel ſeines Grammatikers erhielt, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiſer in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuin's Rath legte Carl in ſeinem Palaſte zu Aachen eine Akademie an; den Sitzungen derſelben wohnte er mit allen Gelehrten und ſchönen Geiſtern ſeines Hofes, dem Leidrades, Theodulph, den Erzbiſchöfen von Trier und Mainz, und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieſer Akademie hatten beſondere, ihren Talenten oder Neigungen entſprechende Namen angenommen; einer hieß Damötas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl ſelbſt nannte ſich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei, und ſtellte ſie in den vornehmſten Städten ſeines Reiches an. Bei den Domſtiftern und Klöſtern errichtete er Schulen für Theologie und humaniſtiſche Wiſſenſchaften. Er ſelbſt beſtrebte ſich unabläſſig, durch den Umgang mit Gelehrten ſeinen Geiſt auszubilden und ſein Wiſſen zu bereichern, und ſeine einzige und liebſte Unterhaltung blieb bis an ſeinen Tod dieſer Umgang. Er ſprach mehrere Sprachen recht fertig, beſonders lateiniſch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er ſich erſt in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ ſich ſelbſt bei Tiſche vorleſen. Die kirchliche Liturgie zu verbeſſern, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Er wollte gern die römiſche in ſeinen Staaten einführen, allein die Geiſtlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leiſtete einigen Widerſtand; indeß fügten ſich mehrere Kirchen dem Wunſche des Monarchen und andere vermiſchten die römiſche und gallicaniſche. Auch dem Kirchengeſange ließ er eine Verbeſſerung angedeihen. Er wünſchte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan ſeiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantiſchen Oceans mit dem ſchwarzen Meere, vermittelſt eines Kanals. Das ganze Heer mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntniſſen im Waſſer-

bau fehlte, die ſich erſt eine ſpätere Zeit erwarb. Allein dafür errichteten die von ihm beſchützten Künſte andere köſtliche Denkmähler für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde beſonders von ihm ausgeſchmückt. Sie erhielt ihren franzöſ. Namen (Aix-la-Chapelle) von einer prächtigen Kapelle, die er aus dem ſchönſten italieniſchen Marmor erbauen ließ. Die Pforten dieſes Tempels waren von Bronze, und ſein Dom trug eine maſſiv goldene Kuppel. Der kaiſerliche Palaſt war äußerſt prachtvoll. Auch ließ Carl Bäder erbauen, in denen mehr als hundert Perſonen in warmem Waſſer ſchwimmen konnten. Er ſelbſt liebte das Schwimmen ſehr, und benutzte oft dieſe Bäder mit allen Großen ſeines Hofes, ſelbſt mit ſeinen Soldaten. Zu Seltz im Elſaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palaſt. Carln verdankt Frankreich die erſten Fortſchritte des Seeweſens. Er baute den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verſchiedene Häfen anlegen. Er begünſtigte den Ackerbau und machte ſich durch die Weisheit ſeiner Geſetze unſterblich, wie denn ſein Geſetz über die Meiereien (de Villis) als ein bewunderungswürdiges Denkmal ſeiner Einſichten in die Landwirthſchaft geprieſen wird, und Menzel, in ſeinen Geſchichten der Deutſchen, ſagt von ihm: „Das iſt der größere Ruhm ſeines Andenkens, daß durch ihn der gänzliche Verfall der Wiſſenſchaften im Abendlande verhindert, und ihrem ſchon erlöſchenden Lichte neue Nahrung verſchafft wurde; daß er die Bildung der Völker für eben ſo bedeutend als ihre Vereinigung und Unterjochung hielt. Noch höher iſt dieſer Sinn für das Geiſtige bei einem Fürſten anzuſchlagen, der unter Waffenübung und Jagd hinangewachſen, aus dem Strudel der Kriege ſein ganzes Leben lang nicht herauskam, und in einer Zeit, wo nicht der Reiz ſchöner Muſter geiſtige Beſchäftigung zum Genuß machte, ſondern Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, ohne Anmuth in ſchwerfälligen Formen einherſchreitend, eher zurückſchreckte, als einlud.“ Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Geſandten vom Patriarchen zu Jeruſalem, von den Kaiſern Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raſchid durch Geſandtſchaften begrüßen, die er ſämmtlich mit einer Pracht empfing, die man ſelbſt im Oriente nicht geſehen hatte. Er verſammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und caroliniſchen Bücher bekannt, ſchrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden ſind, auch eine Grammatik, ſo wie verſchiedene lateiniſche Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Arragonien; dann die Niederlande, Deutſchland bis an die Elbe und Eyder, Ober- und Mittelitalien, Iſtrien und einen Theil Slavoniens. In ſeinem Privatleben war Carl ſehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hausweſen war ein Muſter von Sparſamkeit, ſeine Perſon ein ſeltenes Beiſpiel von Einfachheit und Größe. Am meiſten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er ſich bei feierlichen Gelegenheiten in aller Pracht der Majeſtät. Seine Tafel war höchſt frugal. Seine einzige Ausſchweifung beging er in der Liebe zum andern Geſchlechte, die bisweilen ſeine Geſundheit in Gefahr brachte. Von Geſtalt war er groß und ſtark; ſeine Länge betrug, nach Eginhard, ſieben ſeiner Füße. Sein Scheitel war rund, ſein Auge groß und lebhaft, die Naſe hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Geſicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war feſt, die Haltung ſeines Körpers männlich. Er genoß einer ſteten Geſundheit, nur in den vier letzten Jahren vor ſeinem Tode wurde er

oft von Fiebern befallen und fing an zu hinken. Im Sommer pflegte er nach dem Mittageſſen zwei Stunden zu ruhen, und dabei ſich auszukleiden, allein des Nachts ſchlief er unruhig. Seine Kleidung war die vaterländiſche; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit ſeidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und ſtets das Schwert, deſſen Griff und Wehrgehäng von Gold oder Silber war. Er beſaß eine eindringende natürliche Beredſamkeit, und in dem Ausdruck ſeines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

Carl IV., deutſcher Kaiſer, aus dem Hauſe Luxemburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, iſt berühmt in der Geſchichte durch ſeinen ritterlichen Geiſt, deſſen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten Kaiſer Ludwigs V. mit dem Könige von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des Letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaiſers, der Sieg, den der an Macht und Talenten weit überlegene Ludwig über ſeinen Nebenbuhler davon trug, und ſein plötzlicher Tod mitten unter ſeinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Nachdem Ludwig am 21. Oct. 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxemburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Kurfürſten zum Kaiſer erwählt hatten, ſich ſchmeicheln, ohne Hinderniſſe einen Thron zu beſitzen, den ihm das Schickſal zu verleihen ſchien; aber die Mittel ſelbſt, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürſten ſahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug, einen Diener des Papſtes. Noch waren nicht zehn Jahre verfloſſen, ſeit Deutſchland auf dem Reichstage zu Renſe die kräftigſten Maßregeln gegen die Anſprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erſte Eingriff in die berühmte Conſtitution von 1338, welche dieſer Fürſt durch ſeine erſte Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten ſich der Erzbiſchof von Mainz, den Clemens IV. abgeſetzt hatte, die Kurfürſten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachſen-Lauenburg, der ſich eine Wahlſtimme anmaßte, zu Lahnſtein, erklärten Carls Wahl für null und nichtig, und wählten Eduard III. von England, des letzten Kaiſers Schwager; aber dieſer Monarch, damals mit Frankreich in Krieg, benutzte das Anerbieten der Kurfürſten nur, um ſich der Neutralität des Königs von Böhmen zu verſichern, und ſchlug die ihm angebotene Krone aus. Eben ſo fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den tugendhaften und heldenmüthigen Grafen Günther von Schwarzburg wählten, deſſen Carl, wie einige Schriftſteller, jedoch ohne hinlänglichen Beweis angeben, ſich nur durch Gift zu entledigen wußte. Diejenigen, die Günther'n in ſeinen letzten Augenblicken umgaben, entriſſen ihm eine Entſagung, welche Carl ihnen theuer bezahlte, der eben ſo freigebig war, wenn es der Sättigung ſeines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubſüchtig, wenn er ſeiner Habſucht genügen konnte. Carl ſtrebte jetzt mit allen Kräften, ſeine Feinde zu verſöhnen. Er vermählte ſich mit der Tochter des Kurfürſten von der Pfalz, belehnte den Kurfürſten von Brandenburg mit Tyrol, und brachte es dahin, daß er einſtimmig zum Kaiſer gewählt und zu Aachen geſalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, ſo bemächtigte er ſich der Reichsinſignien und ließ ſie gegen ſein ausdrückliches Verſprechen nach Böhmen bringen. Seinen Schwiegervater,

den Kurfürſten von der Pfalz, bewog er, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieſer Gerichtshof, den er als das paſſendſte Werkzeug zur Unterjochung Deutſchlands betrachtete, dehnte ſeine Gerichtsbarkeit immer weiter aus. 1354 begab ſich der Kaiſer nach Italien, um ſich von dem Papſte krönen zu laſſen; aber auch dieſe Gunſt erkaufte er durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete ſich, ohne Heeresmacht zu erſcheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, beſtätigte er die Visconti im Genuß aller Uſurpationen, die er ihnen zu nehmen verſprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen ſeines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geſchloſſenen Vertrag trat er letztere Stadt, nebſt Verona und Vicenza, an Venedig ab. So ſeine Rechte verhandelnd und vertauſchend, kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papſtes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als ſein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entſagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrſchaft über Rom, den Kirchenſtaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Korſica, ja er verſprach eidlich, nicht ohne des Papſtes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Von den Guelphen verſpottet, verwünſcht von den Gibellinen, kehrte Carl nach Deutſchland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neueſten Zeiten ein Grundgeſetz des deutſchen Reichs war (ſ. Bulle). Er erwarb ſich dadurch einige Anſprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; dieſe Anſprüche wurden aber bald ausgelöſcht durch den allgemeinen Unwillen, den die, mit ſeiner Bewilligung von dem päpſtlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheile des Papſtes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theil der Einkünfte aller geiſtlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widerſetzten ſich nachdrücklich; und Carl wurde durch ſeine Aengſtlichkeit, die Reichsfürſten zu beſänftigen, ſo weit fortgeriſſen, daß er ankündigte, er wolle der Verſammlung vorſchlagen, ſich mit einer Reform der deutſchen Geiſtlichkeit zu beſchäftigen. Der Papſt, erzürnt über dieſe Kühnheit des Kaiſers, foderte die Kurfürſten auf, ihn abzuſetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbeſſerungen auf, ſondern beſtätigte ſogar 1359 alle Freiheiten der Geiſtlichkeit, alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Beſitzungen und machte ſie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein ſo ſchwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schluſſe des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Verſchiedene Fürſten hatten nach und nach viele ehemalige Reichslehen an ſich geriſſen; Carl wollte ſie wieder mit dem Reiche vereinigen; aber die Unzufriedenheit, welche ſich darüber äußerte, vereitelte auch dieſen Plan des ſchwachen Kaiſers, welcher ſich dadurch entſchädigte, daß er dem Könige von Polen die Souveränetätsrechte verkaufte, die über einige ſeiner Provinzen bisher ausgeübt worden waren. Es iſt leicht begreiflich, daß unter einem ſolchen Kaiſer Deutſchland in ſeinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiſer zog gegen ſie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und überließ endlich den Fürſten und Städten, ſich durch Bündniſſe unter einander ſo gut wie möglich zu ſchützen. Italiens Zuſtand war nicht minder betrübt. Toscana ſeufzte unter der Anarchie; die Lombardei

ward von Bürgerkriegen zerfleiſcht; die Viſconti hatten ſich ſogar des Mailändiſchen bemächtigt. Der Kaiſer, treu ſeinem Grundſatze, die Macht allenthalben, wo er ſie fand, gut zu heißen, ernannte dieſe Uſurpatoren zu ſeinen Generalvicarien in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Viſconti, ganz Italien ſeinem Joche zu unterwerfen. Papſt Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu ſich ein, eilte von Avignon nach Rom, ſchloß verſchiedene Bündniſſe, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiſer, der wirklich mit einer anſehnlichen Heeresmacht erſchien, ſo daß Italien ſich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papſtes, um ſeine vierte Gemahlin, Eliſabeth von Pommern, zu Rom krönen zu laſſen, und übernahm dagegen die beſtimmteſten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er auf's Neue mit den Viſconti, und verkaufte ihnen eine förmliche Beſtätigung aller ihrer Uſurpationen. Auf ähnliche Weiſe verkaufte er während ſeines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meiſtbietenden, oder machte ſie, wenn ſie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von ſeinen Feinden und verwünſcht von ſeinen Bundesgenoſſen, kehrte er nach Deutſchland zurück. Nachdem Gregor XI. ihn ermächtiget hatte, ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König wählen zu laſſen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimmen der Kurfürſten, die über das Benehmen des Papſtes erzürnt ſein mußten, theilte ihnen überdies Beſitzungen am Rhein und mehrere Reichsſtädte zu, und erlangte dadurch ſeinen Zweck. Um ihre Rechte gegen die Willkür des Kaiſers aufrecht zu erhalten, ſchloſſen die Reichsſtädte in Schwaben den ſogenannten ſchwäbiſchen Bund, dem ſich Carl umſonſt widerſetzte. Dem Papſte bewies er ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geiſtlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war ſeinem Untergange nahe, als Carl 1378 zu Prag ſtarb. Er hinterließ ſeinem älteſten Sohne Wenzel Böhmen und Schleſien, dem zweiten, Sigismund, das Kurfürſtenthum Brandenburg, und dem dritten die Lauſitz. Seine Regierung iſt für die Wiſſenſchaften durch die Stiftung der Univerſitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeſchichte durch eine ſchreckliche Judenverfolgung, und in der Geſchichte des deutſchen Adels dadurch merkwürdig, daß dieſer Fürſt zuerſt Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutſcher Kaiſer und König von Spanien, der älteſte Sohn Philipps, Erzherzogs von Oeſterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Iſabellens von Spanien, war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiſer Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund. Carl hatte mithin vermöge ſeiner Geburt Rechte auf die ſchönſten Länder Europa's. Er wurde in den Niederlanden erzogen; man vertraute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zog die militäriſchen Uebungen den Studien vor. Chièvres, ohne ihn von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen abzuziehen, lehrte ihn die Geſchichte, bildete ihn für die Geſchäfte des Staats, und pflanzte ihm jene ernſte Würde ein, die ihm für ſein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, ſeines Großvaters, 1516, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in dieſem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch ſein Genie die glorreiche Herrſchaft Carls V. vorbereitete. 1519 ſtarb auch Maximilian, und jetzt wurde Carl zum Kaiſer erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Beſitz zu

nehmen, die ihm von Franz I. ſtreitig gemacht worden war, und ließ ſich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von ſeinen Geſandten unterzeichnete Wahlcapitulation beſtätigte er ohne Zögern. Die Fortſchritte der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland erfoderten die Sorgfalt des neuen Kaiſers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erſchien, ſprach für ſeine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiſer ließ von ſeiner Meinung nichts merken, aber nach der Abreiſe Luther's erſchien wider ihn ein ſtrenges Edict im Namen des Kaiſers, dem es ſeinem Vortheile angemeſſen ſchien, ſich als Beſchützer der römiſchen Kirche zu zeigen. Die Anſprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erſcheinen. Carl V. bereitete ſich darauf durch ein Bündniß mit dem Papſte vor. Die Feindſeligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzoſen ſiegreich jenſeit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, ſich für Carl V. zu erklären, deſſen Partei täglich ſtärker ward. Ein ernſthafter Aufruhr in Spanien ward glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivet's im Mailändiſchen, und der Uebertritt des Connetable von Bourbon tröſteten Carl V. dafür, daß ſein Einfall in die Provence fehlgeſchlagen war. Bald verlieh das Glück ſeinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiſerlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen (1525). Bei dieſem außerordentlichen Ereigniſſe heuchelte Carl die Mäßigung eines chriſtlichen Helden. Statt die errungenen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte ſeinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er ſchlug Franz I. ſo harte Bedingungen vor, daß dieſer unglückliche Fürſt ſchwur, er wolle lieber in der Gefangenſchaft ſterben, als ſie eingehen. Inzwiſchen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit ſcheinbarer Ehrbietung. Carl aber beſuchte ihn erſt, als er vernahm, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Die Zuſammenkunft war kurz; Carl verſprach dem Könige eine baldige Freilaſſung; aber er gab dies Verſprechen nur, um den Kummer des Gefangenen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht ſeiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Jan. 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls beunruhigte die meiſten Fürſten Europa's. Papſt Clemens VII. ſtellte ſich an die Spitze eines Bündniſſes der Hauptſtaaten Italiens, aber die übel geleiteten Anſtrengungen führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetable mit Sturm genommen, geplündert und der Papſt ſelbſt gefangen. Carl V. mißbilligte öffentlich das Unternehmen des Connetable, nahm mit ſeinem Hofe Trauerkleider und trieb die Heuchelei ſo weit, Gebete für die Befreiung des Papſtes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wiedergab, foderte er ein Löſegeld von 400,000 Goldthalern, begnügte ſich aber mit einem Viertel. Auch gab er gegen 2 Millionen die franzöſiſchen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch ſeinen Geſandten mehrmals um Franz I. Freilaſſung angehalten hatte, verband ſich mit dem franzöſiſchen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieſer beſchuldigte Franz I., ſein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben. Der Streit führte zu einer Ausfoderung zum Zweikampfe, die jedoch keine Wirkung hatte. Der Krieg, welcher

erfolgte, endigte 1529 durch den Frieden von Cambrai zum Vortheil des Kaiſers. Bald darauf verließ Carl Spanien, und ließ ſich zu Bologna zum König der Lombardei und römiſchen Kaiſer krönen. Bei dieſer Feierlichkeit küßte der ſtolze Carl demſelben Papſte, den er gefangen gehalten, die Füße. 1530 ſchien er auf dem Reichstage zu Augsburg die verſchiedenen Parteien ausſöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Proteſtanten, welchem dieſe durch den ſchmalkaldiſchen Bund begegneten. Hier auch publicirte er 1532 die Halsgerichtsordnung (ſ. d. Art.). Ungeachtet ſeiner Unternehmungen zu Gunſten der katholiſchen Religion, zeigte Carl ſich jedesmal, wo ſein Vortheil Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Proteſtanten. Auch zögerten die proteſtantiſchen Fürſten nicht, ihre Contingente zu ſtellen, als er ein Heer gegen die Türken verſammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzug genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, ſetzte den Dey daſelbſt wieder ein und befreite zwanzigtauſend Chriſtenſclaven. Dieſer Erfolg gab ſeinem Charakter eine ritterliche Wendung, die ihn der Chriſtenheit werth machte und den Planen ſeiner Politik nützen konnte. Er zeigte dieſen Rittergeiſt noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papſte und den Kardinälen hielt, als ſich in Italien die Feindſeligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er ſchlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, anderer Seits das Herzogthum Mailand der Preis ſein ſollte; aber am folgenden Tage erklärte er ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten auf eine Weiſe, welche vermuthen ließ, daß ſeine Ausfoderung nur eine Redefigur geweſen ſei. Seine Unternehmungen ſowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man ſchloß 1537 einen Waffenſtillſtand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine perſönliche Zuſammenkunft, worin ſie viel von gegenſeitiger Achtung und Zuneigung ſprachen. Bald darauf reiſete Carl, der in Spanien war, wo er die alte Conſtitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden. Er brachte fünf Tage bei Franz I. in Paris zu; beide Fürſten erſchienen an allen öffentlichen Orten zuſammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, ſeinen Gaſt nicht abreiſen zu laſſen, bevor derſelbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte ſich mit Verſprechungen, die Carl ſchnell genug vergaß. Dieſer beſchloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden geſtillt hatte, ſeinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen. (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der ſtürmiſchſten Jahreszeit in See, und verlor ohne Nutzen einen Theil ſeiner Flotte und ſeines Heers. Nach ſeiner Rückkehr von dieſer gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem mailändiſchen Gebiete zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf ſeine Seite trat. Carls Heer wurde bei Ceriſoles geſchlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutſchland wegen der Reformation ausgebrochenen Unruhen beſtimmten den Kaiſer, im J. 1545 den Frieden von Creſpy zu unterzeichnen. Carl V. ſuchte die Gemüther zu verſöhnen, und wandte bei den Proteſtanten wechſelsweiſe Drohungen und Verſprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man ſich gegenſeitig nur zu betrügen ſuchte, erhoben die proteſtantiſchen Fürſten die Fahne des Krieges. Der Kaiſer, der einen Reichs=

tag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derſelben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, verſammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über ſeine Feinde davon. Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und übergab ihn einem, aus Italienern und Spaniern beſtehenden Kriegsgerichte unter Alba's Vorſitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigſten Bedingungen rettete der Kurfürſt ſein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß ſtellte ſich der Kaiſer einigermaßen gemäßigt gegen die beſiegte Partei. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er ſich, daß man die Ausübung des lutheriſchen Gottesdienſtes eingeſtellt habe. Er beſuchte das Grab Luther's, und ſprach: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er iſt ſchon vor ſeinem Richter.“ Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, eins von den Häuptern der Proteſtanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der gethanen Verſprechungen, ſeiner Freiheit. Nach Vernichtung des ſchmalkaldiſchen Bundes beſchäftigte ſich der Kaiſer auf's Neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das ſogenannte Interim (ſ. d.), das aber eben ſo fruchtlos war, als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeſchlagenen Maßregeln. Auch gelang es ihm nicht, die kaiſerliche Krone ſeinem Sohne zu ſichern. Die Zwietracht bewegte ſtets die Gemüther, und als Carl Herr zu ſein glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz von Sachſen, den er mit der Kurwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inſpruck, wo er die Berathſchlagungen der Kirchenverſammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenoſſen, als dieſer die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze eines Heers erſchien und (1552) in Tyrol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre faſt in Inſpruck in einer ſtürmiſchen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtſchmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiſerliche Schloß der Plünderung Preis, das tridentiniſche Concilium löſete ſich auf, und die Proteſtanten dictirten die Bedingungen des paſſauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guiſe vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufſtand. Er ging nach Brüſſel; bedrängt von ſeinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finſter und ſchwermüthig, und entzog ſich dergeſtalt Aller Blicken mehrere Monate lang, ſo daß ſich in Europa das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete. Seine letzten Anſtrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das ſtets ſeine Angriffe zurückſchlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 beſtätigte den paſſauer Vertrag, und gab den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Carl ſah alle ſeine Plane fehlgeſchlagen und die Zahl ſeiner Feinde ſich mehren. Er beſchloß, ſeine Erbſtaaten auf ſeinen Sohn Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländiſchen Stände zu Löwen 1555 verſammelt hatte, legte er denſelben die Gründe ſeines Entſchluſſes dar, ſagte, daß er ſich aufgeopfert habe für das Beſte der Religion und ſeiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Reſt ſeiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er ſich gegen

Philipp, der ſich auf die Knie geworfen hatte und die Hand ſeines Vaters küßte, erinnerte ihn an ſeine Pflichten, und beſchwor ihn, unabläſſig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm ſeinen Segen, drückte ihn an ſeine Brnſt, und ſank erſchöpft auf ſeinen Seſſel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränetät der Niederlande; am 15. Jan. 1556 übergab er ihm auf gleiche Weiſe die ſpaniſche Krone, und behielt ſich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beſchloſſen hatte, ſeine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günſtige Winde, dahin abzureiſen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, ſeinen Sohn und Frankreich zu verſöhnen und bewirkte die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die Kaiſerkrone auf ſeines Sohnes Haupt zu bringen, ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft nach Deutſchland, um den Kurfürſten ſeine Abſagung anzukündigen; darauf ſchiffte er ſich nach Seeland ein und landete an den Küſten von Biscaja. Man ſagt, er habe beim Ausſteigen ſich auf die Erde geworfen, ſie geküßt und dabei ausgerufen: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menſchen, zurück!“ Er hatte zu ſeinem Aufenthalte das Kloſter St. Juſt bei Placencia in Eſtremadura gewählt, und hier vertauſchte er die Hoheit, Herrſchaft und Pracht mit der Stille und Einſamkeit des Kloſterlebens. Seine Vergnügungen beſchränkten ſich auf kleine Spazierritte, auf die Beſtellung eines Gartens und auf mechaniſche Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich ſei, zwei Uhren von ganz übereinſtimmendem Gange zu machen, ſoll er ſich dabei ſeines Beſtrebens, eine Menge Menſchen zu einerlei Geſinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zweimal täglich dem Gottesdienſte bei, las Erbauungsbücher, und verſank nach und nach in eine ſolche Schwermuth, daß ſeine Geiſteskräfte dadurch zu leiden ſchienen. Er entſagte den unſchuldigſten Vergnügungen, und übte die Vorſchriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um eine außerordentliche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beſchloß er endlich, ſeine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt und von ſeiner Dienerſchaft umgeben, legte er ſich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche ſtand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch miſchte ſeine Stimme mit dem Geſange der Geiſtlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Beſprengung entfernten ſich Alle und die Thüren wurden geſchloſſen. Er blieb noch einige Zeit in dem Sarg; dann erhob er ſich, warf ſich vor dem Altare nieder, und kehrte in ſeine Zelle zurück, wo er die Nacht im tiefem Nachdenken zubrachte. Dieſe Ceremonie beſchleunigte das Ende ſeiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21. Sept. 1558, in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er ſprach wenig und lächelte ſelten. Von ausdauernder Feſtigkeit, langſam im Beſchließen, ſchnell im Ausführen, eben ſo reich an Hülfsmitteln als ſcharfſinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, ſtets Herr ſeiner ſelbſt, folgte er ganz ſeinem Ehrgeize und ſiegte leicht über Hinderniſſe. Die Verhältniſſe entwickelten ſein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich ſeine Falſchheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Scheine der Großmuth und Aufrichtigkeit ſelbſt diejenigen, die ſeine Ränke ſchon erfahren hatten. Er kannte die Menſchen und wußte ſie zu

ſeinen Zwecken zu gebrauchen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er eine Zeit lang darnach geſtrebt, eine Univerſalmonarchie zu errichten. Im Unglücke erſcheint er größer, als im Glücke. Sein Betragen gegen Franz I., den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen-Caſſel befleckt ſein Andenken. Obgleich er die Künſte und Wiſſenſchaften wenig kannte, beſchützte und begünſtigte er doch Künſtler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit ſeiner Gemahlin, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Geſchichtſchreibern Carls V. begnügen wir uns, Robertſon anzuführen.

Carl VI., der zweite Sohn Leopold I., war am 1. Oct. 1685 geboren. Bei der langjährigen Geiſtes- und Körperſchwäche des kinderloſen Königs Carls II. von Spanien, hatten franzöſiſche Ränke es dahin gebracht, daß Carl mit Uebergehung des Hauſes Oeſterreich, deſſen Näherrecht auf den ſpaniſchen Thron keinem Zweifel unterworfen war, den Herzog Philipp von Anjou, zweiten Enkel Ludwigs XIV. durch ein förmliches Teſtament zum alleinigen Erben der ſpaniſchen Monarchie einſetzte, und nach dem, 1. Nov. 1700 erfolgten Tode Carls, hatte auch Philipp ohne Widerſtand von dem erledigten Reiche Beſitz genommen. Aber Oeſterreich war nicht geneigt, ſeine Anſprüche aufzugeben, und auch England und Holland war es nicht gleichgültig, Frankreich und Spanien auf dieſe Art vereiniget zu ſehen. Um auch ihrer Seits keinen gleichen Anlaß zur Eiferſucht zu geben, traten nun ſowohl der Kaiſer Leopold als der römiſche König Joſeph ihr Erbrecht auf Spanien ihrem jüngern Sohn und Bruder, dem Erzherzog Carl ab, und ſchloſſen nun mit den beiden Seemächten ein Bündniß gegen Frankreich, dem bald auch das deutſche Reich, Portugal und Savoyen beitraten. Nachdem nun Carl 1703 zu Wien als König von Spanien ausgerufen worden, begab er ſich über Holland nach England, und ging von dort im Jan. 1704 mit einem anſehnlichen Truppencorps nach Spanien ab, das faſt ganz von den Franzoſen beſetzt war. Der Sturm warf ſeine Flotte an die engliſchen Küſten zurück, und erſt nach mehrerern vergeblichen Verſuchen landete er in Katalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die erwartete Unterſtützung fand, gelang es ihm doch, ſich Barcelona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von ſeinem Mitbewerber Philipp V. perſönlich belagert. Schon hatten die Franzoſen Mont-Joui weggenommen, die Breſche war gangbar, man rüſtete ſich zu einem Sturm, und Carl ſchien der Gefangenſchaft nicht entgehen zu können. Dennoch that er an der Spitze der Garniſon von kaum 2000 Mann den hartnäckigſten Widerſtand, bis die längſt erwartete engliſche Flotte erſchien, die zwölf franzöſiſche Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzoſen zur ſchleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieſer Begebenheit folgten abwechſelnd Unfälle und glückliche Ereigniſſe. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor, und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erſte Mal (1706) ließ er ſich in der Hauptſtadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt geweſen, ſich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcelona zu flüchten, als er den Tod ſeines Bruders, Joſeph I., erfuhr. Dem Teſtament Leopolds zufolge ſetzte dieſes Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf ſein Haupt; es fügte zu ſeinen ungewiſſen Rechten auf Spanien den viel ſicherern Beſitz der

öſterreichiſchen Erbſtaaten, aber es mußte zugleich die Geſinnungen der Verbündeten ändern, welche nicht ſo viel Macht in denſelben Händen vereinigt ſehen wollten. Carl begab ſich eiligſt über Italien nach Deutſchland, und erfuhr bei ſeiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiſer erwählt worden ſei. Er ward im Dec. 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungariſche Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, welcher der ſpaniſche Erbfolgekrieg genannt wird, und den ſein Bruder mit ſo vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, ſetzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlborough's Ungnade und der Rückzug des engliſchen Heers die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, ſchloſſen die Verbündeten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiſer ſie daran hindern konnte. Er ſelbſt war genöthigt, im folgenden Jahre den Vertrag von Raſtadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Beſitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden geſichert wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch dieſen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiſer übernahm die Vertheidigung dieſer Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entſcheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, ſchloß Carl 1718 den Frieden von Paſſarowicz ab, in welchem er das nördliche Servien und Temeswar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das madrider Cabinet leitete, verwickelte Oeſterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geſchloſſen; indeß endigte der Krieg ſchon 1720 mit der Entſetzung dieſes Miniſters. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in ſeinen Staaten ſeiner Tochter Maria Thereſia zu ſichern, bemühte er ſich, bei den verſchiedenen Mächten die Annahme der pragmatiſchen Sanction zu bewirken, welche dieſen Gegenſtand feſtſetzte. Er war ſo glücklich, nach und nach alle europäiſchen Mächte für dieſe Abſicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiſer, um verſchiedene, für den Handel nützliche Anſtalten zu gründen, unter andern eine levantiſche Handelsgeſellſchaft. Er beſuchte in Perſon die Küſten Iſtriens, und ließ daſelbſt Landſtraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen. Seine Plane für den indiſchen Handel in den Niederlanden hatten nicht denſelben Erfolg, und er war genöthigt, ſie den Anſprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieſes, an ſich ſo friedliebenden Fürſtens ſollte mit faſt beſtändigen Unruhen bezeichnet werden. Die polniſche Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Auguſts II., 1733. Carl unterſtützte mit Rußland den Sohn dieſes Fürſten; aber Frankreich und Spanien erklärten ſich für Stanislaus Lesczinski. Darüber entſtand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluſte Siciliens, Mailands und verſchiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl dieſen unglücklichen Krieg beendigt, als ſeine Verbindung mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. 1737 rückten ſeine Truppen unter dem Feldmarſchall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Serbien ein, und beſetzten Nizza. Aber dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe ſtets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiſer nach drei unglücklichen Feldzügen, ihnen im Frieden von 1739 die Wallachei, den öſterreichiſchen Theil von Servien abzutreten. Carl überlebte dieſe Unfälle nicht lange. Er ſtarb am 20. Oct.

1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Finanzen beſchäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatiſche Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, ſeinen Schwiegerſohn, zum römiſchen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüſſel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürſten von Baiern, damaligen Statthalters der ſpaniſchen Niederlande. In ſeiner Jugend befand er ſich am kaiſerlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das, von ſeinem Vater geſandte Hülfsheer. 1722 vermählte er ſich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entſagt hatte, welche dieſe Ehe ihm auf die Thronfolge in die öſterreichiſchen Erblande geben konnte. 1726 folgte er ſeinem Vater als Kurfürſt von Baiern. Er war einer von den Fürſten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg gewährleiſtete pragmatiſche Sanction ſich verwahrten, und ſchloß dem zufolge ein Schutzbündniß mit Sachſen. Nach dem Tode Carls VI., 1740, weigerte er ſich, Maria Thereſia als Erbin anzuerkennen, indem er ſeine Anſprüche auf die Thronfolge auf ein Teſtament Ferdinands I. gründete. Ihn unterſtützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oeſterreich anerkannt. Die Hinderniſſe, die ihm der Kardinal Fleury in den Weg legte, indem derſelbe die öſtreichiſche Monarchie nicht zerſtückeln laſſen wollte, ſo wie der Mangel an Geſchütz u. Kriegsvorräthen, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ ſich daſelbſt als König von Böhmen krönen und ausrufen. 1742 ward er einſtimmig zum römiſchen König erwählt; er hielt einen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Cölln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Thereſiens eroberten ganz Ober-Oeſterreich wieder, und überſchwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, und berief einen Reichstag, als ein Seitenangriff des Königs von Preußen ihm verſtattete 1744 nach München zurückzukehren, wo er ſchon im Jan. 1745 ſtarb, erſchöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Kurfürſtenthum ſein Sohn, Maximilian Joſeph, in der Kaiſerwürde Franz I., Maria Thereſiens Gemahl.

Carl der Kühne. Dieſer Fürſt, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Iſabelle von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10. Nov. 1435, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er ſich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque 1453 auszeichnete. Er war von heftiger, ſtürmiſcher Gemüthsart, und es regte ſich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle ſeiner Verirrungen und ſeines Unglücks wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauſes de Croi, die Günſtlinge ſeines Vaters, war unüberwindlich, und da er ſie nicht verdrängen konnte, entfernte er ſich vom Hofe und begab ſich nach Holland. Er verſöhnte ſich jedoch wieder mit ſeinem Vater, und flößte ihm ſeinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er ſtellte ſich an die Spitze einer, gegen dieſen Monarchen ſich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen hatte, ging er an der Spitze von 26,000 Mann über die Somme, und ſtand vor Paris. Der König ſandte den Biſchof der Stadt, Alain Chartier, an ihn ab, um ihm das Unrecht des Krieges gegen ſeinen Monarchen vorzuſtellen. Allein der Erbe von Burgund antwortete: „Saget eurem Herrn,

daß man gegen einen Fürſten, der ſich des Schwertes und des Giftes zu bedienen pflegt, immer hinreichende Gründe hat, und daß man, wenn man gegen ihn in Kampf zieht, gewiß ſein darf, unterwegs einen zahlreichen Anhang zu finden. Uebrigens habe ich die Waffen nur auf dringendes Bitten des Volks, des Adels und der Fürſten ergriffen, dieſe ſind meine Mitſchuldigen!" — Ludwig traf mit ihm bei Montlheri zuſammen; Carl durchbrach einen Flügel des königlichen Heeres, und ließ ſich bei der Verfolgung der Fliehenden zu weit fortreißen. Von funfzehn Gendarmen umgeben, welche bereits ſeinen Stallmeiſter getödtet hatten, wurde er verwundet, und gerieth in Gefahr, gefangen zu werden; allein er wollte ſich nicht ergeben, that Wunder der Tapferkeit, und gab dadurch ſeinen Soldaten Zeit, ihn zu befreien. Von nun an faßte Carl von ſeinen Talenten für den Krieg eine ſo hohe Meinung, daß ihn das größte Unglück nicht davon zurückbringen konnte. Er folgte ſeinem Vater 1467 und bekam ſogleich Krieg mit den Lüttichern, die er beſiegte und mit der äußerſten Strenge behandelte. Vor dieſem Unternehmen hatte er den Gentern die Freiheiten zurückgeben müſſen, welche ihnen von Philipp dem Guten entriſſen worden waren. Jetzt nahm er ihnen das ihm Abgezwungene wieder, ließ die Häupter des Aufſtandes hinrichten, und legte der Stadt eine anſehnliche Geldbuße auf. 1468 vermählte er ſich mit Margarethe von York, der Schweſter des Königs von England, und beſchloß ſogleich den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuern; allein Ludwig entwaffnete ihn dadurch, daß er ihm 120,000 goldene Thaler gab. Den 3. Oct. d. J. hatten der Monarch und der Herzog eine Zuſammenkunft zu Peronne, um ihre Angelegenheit ganz auszugleichen. Hier erfuhr der Herzog, daß die Lütticher, von dem Könige aufgereizt, von Neuem ſich empört und ſich Tongres bemächtigt hatten. Carl wurde wüthend. Umſonſt betheuerte Ludwig eidlich ſeine Unſchuld, er wurde verhaftet und ſtreng bewacht. Nachdem der Herzog lange zwiſchen den heftigſten Maßregeln geſchwankt hatte, nöthigte er endlich Ludwig, einen Vertrag zu unterſchreiben, deſſen erniedrigendſte Bedingung die war, daß er mit Carl gegen dieſelben Lütticher ziehen mußte, die er gegen dieſen aufgeregt hatte. Carl kam vor Lüttich in Begleitung des Königs an; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Wuth der Soldaten preis gegeben. Solches Glück verhärtete das Gemüth des Herzogs gänzlich, und bildete die letzten Züge jenes unbeugſamen, blutdürſtigen Charakters aus, der ihn zur Geißel ſeiner Nachbaren machte, und ſeinen eigenen Untergang vorbereitete. Eduard IV. ſandte ihm 1470 den Orden des Hoſenbandes. Kurz darauf empfing er Eduard ſelbſt in Flandern, wo dieſer eine Zuflucht bei ihm ſuchte. Carl gab ihm Geld und Schiffe, um wieder nach England zurück zu gehen. Gegen Ende des nämlichen Jahres begann der Krieg zwiſchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund, und nie verdiente Carl mehr den Namen des Kühnen oder Verwegenen, als in dieſem Kriege. Gezwungen, um einen Waffenſtillſtand zu bitten, ergreift er doch bald die Waffen von Neuem, beſchuldigt den König öffentlich der Zauberei und Vergiftung, geht an der Spitze von 24,000 Mann über die Somme, nimt die Stadt Nesle mit Sturm, ſteckt ſie in Brand und ſagt, indem er ſie brennen ſieht, mit barbariſcher Ruhe: „ſolche Früchte trägt der Kriegsbaum!" Ein Feind der Ruhe, unempfindlich gegen Vergnügen, nur Zerſtörung und Blutvergießen liebend, die Völker zertretend, um die Großen zu bereichern, und troß ſeines Stolzes Meiſter in der

Kunſt ſich Verbündete zu ſchaffen, ſah Carl, der ſich Ludwig XI. an Macht gleich hielt, nur mit Verdruß ſich an Würde und Rang unter ihm. Er faßte nun den Plan, ſeine Herrſchaft am Rheine zu erweitern, und ſeine Staaten zu einem Königreiche, unter dem Namen des Galliſch-Belgiſchen zu machen. Er beſuchte den Kaiſer Friedrich III. zu Trier, um den Titel eines Königs und Generalvicars des Reichs zu erhalten, den ihm dieſer verſprochen hatte, unter der Bedingung, daß er ſeine Tochter Maria dem Erzherzog zur Gemahlin geben ſollte; allein da ſich keiner von beiden zuerſt verbindlich machen wollte, trennten ſie ſich in Unzufriedenheit, und die Unterhandlung wurde abgebrochen. Unterdeſſen verwickelte Ludwig Carln in neue Verlegenheiten, indem er Oeſterreich und die Schweizer gegen ihn aufregte. Nun faßte Carl den Entſchluß, ihn zu entthronen, und verband ſich deshalb mit dem Könige von England; allein genöthigt, dem Biſchof von Kölln, ſeinem Anverwandten, zu Hülfe zu eilen, verlor er zehn Monate vor Neuß, welches er vergeblich belagerte, und eilte dann nach Lothringen, um ſich an dem Herzoge René zu rächen, der, von Frankreich aufgeregt, ihm den Krieg erklärt hatte. Nachdem er die Eroberung Lothringens durch die Einnahme von Nancy vollendet hatte, wo er 1475 als Sieger einzog, wandte er ſeine Waffen gegen die Schweizer, und trotz der Vorſtellungen dieſer friedlichen Bergbewohner, welche ihm ſagten, daß Alles, was er bei ihnen finden könnte, nicht ſo viel werth ſei, als die Sporen ſeiner Ritter, eroberte er die Stadt Granſon, und ließ 800 Mann, die ſie beſchützten, über die Klinge ſpringen; allein dieſe Grauſamkeit wurde bald durch einen glänzenden Sieg gerächt, den die Schweizer bei derſelben Stadt über ihn erfochten (3. März 1476). Der Verluſt dieſer Schlacht ſtürzte ihn in eine düſtre Schwermuth, welche ſeinen Geiſt und ſeine Geſundheit zerrüttete. Mit einem neuen Heere kehrte er in die Schweiz zurück, und verlor durch dieſelben Fehler den 22. Juni die Schlacht bei Murten. Der Herzog von Lothringen, der in dem Heere der Schweizer gefochten hatte, führte die Sieger vor Nancy, welches ſich den 6. Oct. ergab. Bei der erſten Nachricht von dieſer Belagerung verſammelte Carl ſeine Truppen und begab ſich nach Lothringen, um dem Herzoge René die Stadt Nancy, die er ſchon einmal genommen hatte, zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobaſſo den erſten Angriff auf, und als er erfuhr, daß dieſer Offizier ihn verrathe, betrachtete er dieſe Nachricht als eine Schlinge. Campobaſſo ließ die Belagerung in die Länge ziehen, und gab dadurch dem René Zeit, mit 20,000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieſes Heeres ging er mit ſeinen Truppen zum Feinde über, ſo daß Carls Heer nur noch aus 4000 Mann beſtand. Gegen den Ausſpruch ſeines Rathes wollte Carl dennoch mit ungleichen Kräften den Kampf wagen. Den 5. oder 6. Jan. 1477 (Joh. v. Müller ſelbſt iſt über den Tag in Zweifel) trafen beide Heere auf einander; die Flügel des burgundiſchen wurden durchbrochen und zerſtreut, und das Mittel, von dem Herzog in Perſon befehligt, wurde nun von vorn und auf den Flanken angegriffen. Carl ſetzte ſeinen Helm auf, und da er den vergoldeten Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor ſich zur Erde fallen ſallen ſah, rief er mit Erſtaunen: Ecce magnum signum Dei! Er wurde geſchlagen und von den Fliehenden fortgeriſſen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenſtich getödtet wurde. Er ſtarb im 44. Jahre ſeines Alters, und bezahlte, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, mit ſeinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt

gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, der Kopf im Eiſe ſteckend, wurde erſt zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar ſo entſtellt, daß ihn einige Zeit ſelbſt ſeine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge ſeines Bartes und ſeiner Nägel, die er ſeit der Niederlage bei Murten hatte wachſen laſſen, ſo wie an der Narbe eines Säbelhiebes, den er in der Schlacht bei Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieſes Fürſten bildet eine merkwürdige Epoche in der Geſchichte Frankreichs, denn mit ihm erloſch die Feudalregierung. Carl war indeſſen nicht ohne einige gute Eigenſchaften. In der Regierung ſeiner Völker ſpürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er ſich ſelbſt behandelte, und ſeine natürliche Gradheit ließ ihn ein aufmerkſames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und 1550 ließ Carl V., ſein Enkelſohn, ſeine Ueberreſte nach Brügge bringen. Aus ſeiner dreifachen Ehe hinterließ er blos eine Tochter, geboren von Iſabelle von Bourbon, ſeiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, ſ. **Frankreich** und **Jeanne d'Arc.**

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medici, 1550 zu St. Germain en Laye geboren, und beſtieg in einem Alter von zehn Jahren, nach ſeines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Ohne eine Regentſchaft einzuſetzen, begnügte man ſich, durch den jungen Fürſten dem Parlamente ſchreiben zu laſſen, daß er ſeine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte dieſen Entſchluß, um nicht auf's neue den Streit zwiſchen den Guiſen und den Prinzen vom Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Generalſtatthalter des Reichs ernannt wurde; da ſie die Schwäche ſeines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Sie nahm ſich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten. Die Guiſen ſahen bald ein, daß ſie den politiſchen Verbindungen der Calviniſten ein katholiſches Bündniß entgegen ſetzen mußten. In der zu Orleans gehaltenen Ständeverſammlung verſuchten gegenſeitig die Parteien ihre Kräfte. Der Connetable von Montmorenci, der Herzog von Guiſe und der Marſchall St. André ſchloſſen ein Bündniß, das die Hugenotten mit dem Namen des Triumvirats belegten. Da die Gemüther ſich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Verſammlung vertagen zu müſſen. Dagegen berief man das Parlament. Um die Religionsſtreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen (weil Entſcheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenverſammlung gehörten), wählte man den Ausweg, daß man alle aufrühreriſche Verſammlungen verbot, und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufſchob. Auf dieſen Grund ward zu St. Germain das Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es ſie nicht rächte, und den Calviniſten, weil ſie ſich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Catharina hatte ohne Zuziehung des Papſtes, das Colloquium zu Poiſſi veranſtaltet, auf welchem beide Parteien disputirten, ohne ſich zu vereinigen. Indeß empörten die Vorſchläge der Calviniſten den König von Navarra, der ſich mit den Guiſen verband. Die Königin, erſchrocken, ſich von dem erſten Prinzen von Geblüt verlaſſen zu ſehen, warf ſich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calvi-

niſten ſo günſtige Edict vom Jan. 1562. Sie fühlte aber nur zu bald, daß ihr ſchwankendes Betragen ſie ihres Anſehns in den Augen Aller beraubt habe. Der Herzog von Guiſe ſah ſich ſowohl vom Hofe, der ihn fürchtete, als von den Pariſern, die eines Vertheidigers bedurften, geſucht; er begab ſich nach Paris. Auf ſeiner Reiſe dahin fiel das Blutbad bei Vaſſi vor, die Looſung zum Bürgerkriege. Der Herzog von Guiſe wurde in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten, und der Krieg brach aus. Die Hugenotten wurden bei Dreux geſchlagen, ohne zu unterliegen. Dieſe Schlacht hatte das Eigenthümliche, daß beide gegenſeitige Anführer, der Prinz von Condé, und der Connetable in Gefangenſchaft geriethen. Der Herzog von Guiſe ward vor Orleans im Febr 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmanne, Poltrot, meuchelmörderiſch mit vergifteten Kugeln erſchoſſen. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 19. März einen Vertrag, und entriß am 27. Juli Havre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre für mündig erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, unterhandelte Catharina, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Nachgiebigkeit, welche der Hof für ſie zeigte, hielten einen Theil der Plätze, welche ſie räumen ſollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutſchen Fürſten Einverſtändniſſe zu unterhalten. Die Händel zwiſchen ihnen und den Katholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Der Eiferſucht Carls ungeachtet, ſtellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze des königlichen Heers. Der Prinz Condé blieb 1569 in der Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligni ward zu Montcontour in demſelben Jahre geſchlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eiferſucht des Königs, um ihn auf's neue mit den Calviniſten unterhandeln zu laſſen. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geſchloſſen, die ſo günſtig für die Calviniſten waren, daß dieſe ſelbſt Verrätherei darunter geargwohnt zu haben ſcheinen. Die Häupter derſelben erſchienen daher nicht ſämmtlich am Hofe, als Carl ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter Kaiſers Maximilian II., feierte. Nach und nach erſt ſchwand dies Mißtrauen. Coligni fand ſich geſchmeichelt durch den Schein, die Rathſchlüſſe des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrichs IV.) mit Carls IX. Schweſter, Margaretha, ſchien jeden Argwohn zu verbannen. Dieſe Vermählung hatte am 18. Aug. 1572 Statt; am 22. geſchah der erſte Mordverſuch ge-

gen Coligni, und am 24. begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht (vergl. d. Art.) oder pariſer Bluthochzeit bekannt iſt. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Catharina ſah jetzt das Unſtatthafte ihrer Politik ein. Carl konnte ſeine Abneigung gegen ſie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, ſelbſt mit kräftiger Hand die Zügel der Herrſchaft zu ergreifen, als er 1574 kinderlos ſtarb. Carl hatte von Kindheit auf große Eigenſchaften angekündigt, war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem, durchdringendem Geiſte und liebte die Wiſſenſchaften. Weniger ihm, als ſeiner Mutter fallen die Greuel zur Laſt, welche ſeine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hauſe Stuart, König von England, war 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, beſtieg 1603, nach Eliſabeths Tode, unter dem Namen Jacob I. den engliſchen Thron; Carl aber ward durch den Tod ſeiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgeſtattet mit einem empfänglichen, lernbegierigen Geiſte, einem beſcheidenen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligſten Aeußern, ſchien er ſich eine glückliche Zukunft verſprechen zu dürfen. Sein erſtes Unglück, aus dem alle andern entſprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (ſ. d.), in welche dieſer ränkevolle Günſtling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, ſich perſönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben, und ward Urſache, daß England, ſtatt ſich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit dieſem Reiche in Krieg gerieth. Indeß hatte Jacob noch die Beruhigung, die Vermählung ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, feſtgeſetzt zu ſehen, als er im April 1625 ſtarb. Carl beſtieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrſcht. Wenige Tage nach ſeiner Vermählung eröffnete Carl ſein erſtes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengeſehen, wo er die Stellvertreter ſeines Volks um ſich verſammeln würde, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen ſeine Geſinnungen und ſeine Foderungen. Um ſo bitterer mußte er ſich getäuſcht ſehen, da er allenthalben Widerſtand und Widerſpruch fand. Was allen ſeinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, erhielt er nur auf ein Jahr, und ſtatt 700,000 Pfund, die zur Fortſetzung des Krieges und zur Deckung der Staatsſchuld unumgänglich nöthig waren, bewilligte man nur 120,000 Pfund. Der wahre Grund dieſer Nationalſparſamkeit war der Haß des Günſtlings Buckingham im Volke, den der Monarch dennoch nicht entlaſſen wollte. Nachdem Carl vergeblich ſeine Rechte vertheidigt und ſich überzeugt hatte, daß er von einer ſolchen Verſammlung keine Hülfe erwarten dürfte, löſete er ſie auf. Da er ſich mitten in einem Kriege verlaſſen ſah, den ſein Vater zwar durch Buckingham's Schuld, aber doch auf beſonderes Verlangen des Parlaments, begonnen hatte: ſo nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen ſeine Zuflucht, welche durch den beſtändigen Gebrauch der vorhergehenden Regierungen mit Bewilligung des Parlaments ausgeſchrieben worden waren. Es iſt demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der ſich mit Carls Thronbeſteigung erhob, das erſte Mißtrauen auf Seiten des erſten Parlaments war. Nicht derſelbe Fall war es mit dem zweiten, das er im folgenden Jahre (1626) zuſammenrief, als die engliſche Escadre ſtatt der Gallionen Schimpf und Verluſt von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Be-

willigungen und Beſchwerden. Dieſe Beſchwerden waren gegen den Günſtling gerichtet, der ſich durch ſein Verfahren allgemein verhaßt gemacht hatte. Das Unterhaus und der König hatten ſich gegenſeitig das unbeſtimmte Verſprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beſchwerden abgeſtellt würden, dieſer, die Beſchwerden abzuſtellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man ſich von beiden Seiten; das Unterhaus bewilligte eine Summe mit dem obigen Vorbehalt; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung ſchließen werde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt zugeſtanden würden. Wirklich löſte der König das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifeſt; von der andern Seite ſetzte man den Entwurf einer Gegenvorſtellung in Umlauf. So wandten ſich beide Theile an die Nation, die in demſelben Augenblick, wo das Parlament aufgelöſt worden war, den Lord Arundel und den Grafen Briſtol die beiden Hauptgegner Buckingham's, erſtern auf ſein Landgut verbannt, letztern verhaftet, und den verhaßten Günſtling an der Spitze des Heers ſah. In Ermangelung geſetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zur ferneren Erhebung der gewöhnlichen Taxen ſeine Zuflucht; ſpäter aber verfügte ein Geheimerathsbeſchluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen ſich aus Furcht, Andere vertheidigten die öffentliche Freiheit, mit Gefahr ihrer perſönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (ſo berühmt unter ſeinen ſpäterm Namen Graf Strafford) und Hampden. Der König fühlte zu wohl ſein Unrecht, um dieſen Männern ſeinen Beifall verſagen zu können. Alle Gefangenen, die ſich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkürlichen Verordnungen zu überſchwemmen, neue Laſten und neue Beſchwerden kamen zu den ſchon vorhandenen. In dieſer Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrückſichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Ergebniß deſſelben war die ſchimpfliche und ganz verunglückte Unternehmung auf die Inſel Ré. Die Nation, ſo wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zuſammenberufen und im März 1627 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Beide Häuſer traten in einen Ausſchuß zuſammen, deſſen Ergebniß (27. März 1628) die berühmte Petition of Rights war, durch welche, den Grundſätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwiſchen König und Volk erneuert werden ſollte. Der König ſchwankte einige Zeit, ob er ſie beſtätigen ſollte; endlich erſchien auf Buckingham's Antrieb eine königliche Botſchaft, welche dem Hauſe befahl, ſich, ſtatt aller Staatsangelegenheiten, mit den Geldbewilligungen zu beſchäftigen. Je unerwarteter dieſe Maßregel war, um ſo heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beſchloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für ſeinen Günſtling beſorgt, gab jetzt die Beſtätigung, die er unkluger Weiſe verſagt hatte, ohne an die Folgen dieſes, dem Parlamente zugeſtandenen Triumphs zu denken. Die anfängliche Freude ging ſchnell vorüber; man ſprach auf's neue von Beſchwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel, und bat den König, ihn aus ſeinem Rathe zu entfernen. Man beſchloß eine neue dringende Vorſtellung wegen der Beſchwerden, deren Abſtellung man erhalten hatte, und ſchlug vor, das Tonnengeld abzu-

ſchaffen, gleichſam als bereue man es, Subſidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwiſchen die Ehre ſeiner Waffen wiederherzuſtellen. Aber Denbigh's Angriff auf Rochelle mißlang durch ſeine Nachläſſigkeit, und Buckingham, der die Ausrüſtung einer vierten Flotte zu gleichem Zwecke in Portsmouth betrieb, fiel durch den Dolch eines Meuchelmörders; die Unternehmung, die er befehligen ſollte, ſchlug fehl. Das wiederverſammelte Parlament zeigte ſich ſtreitſüchtiger als je; politiſche und religiöſe Schwärmer leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewaltiger Aufruhr entſtand. Man erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papiſten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erſchien, löſete das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenſchaft von ſeinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Miniſter und ohne Parlament regieren wolle. Die erſte Handlung der blos königl. Regierung war ein ehrenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilſamen Gebrauch von ſeiner Gewalt, und England genoß des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieſes Glücks mehr ſatt als froh ſei, und daß dem Engländer ſeine Freiheit höher gelte, als ſelbſt ſein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht geſtört worden ſein, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die engliſche und ſchottiſche Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Biſchofe von London, Laud, in dieſer Angelegenheit geleitet, nahm dieſen Plan auf's neue vor. Er hatte 1633 Schottland beſucht, die Anerkennung ſeiner geiſtlichen Obergewalt erlangt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet, und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe geſtellt. Statt aber gleich damals ſein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er ſich begnügt, einen Ausſchuß ſchottiſcher Biſchöfe mit der Feſtſetzung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog ſich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erſchien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entſtand in dem Dome von Edinburgh ein Aufſtand, in welchem der Decan des Capitels faſt das Leben verlor. Männer von Anſehn ſtellten indeß die Ruhe des Volks wieder her; man erſuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verſtattete nur Aufſchub. Dies genügte nicht. Die Empörung bildete ſich aus, und es erſchien jener Vertrag (Covenant), vom Himmel ſelbſt beſiegelt, den man heutiges Tages nicht ohne Unwillen leſen kann. Der edle Wentworth rieth, ſich unverzüglich zum Kriege zu rüſten, oder Alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt dieſem erleuchteten Rath zu folgen, nahm Carl ſeine Liturgie zurück, und begnügte ſich, jenem Vertrage einen andern entgegenzuſetzen. Er berief ſogleich eine allgemeine Verſammlung der presbyterianiſchen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Biſchöfe anzuklagen. Der königliche Commiſſär erklärte ſie für aufgelöſet; ſie blieb desungeachtet beiſammen, und ſetzte ihre gewaltſamen Beſchlüſſe fort, während ſich ein Heer von Aufrührern unter Lesly verſammelte und England bedrohte. Der König verſammelte ſeine Macht zu York; viele Freiwillige ſtrömten ſeinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, opferte ſein ganzes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavallerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüſtet, zogen in York ein. Außerdem verſammelte er ein Heer in Ir-

land, mit dem er die weſtlichen Küſten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des feſten Willens, um die Aufrührer zu vernichten; ſtatt deſſen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man verſprach gegenſeitig, die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König ſein Heer entlaſſen, als die Unzufriedenen ſich auf's neue rüſteten. Der König berief Wentworth zu ſich. Die erſten Worte dieſes treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern.“ Carl genehmigte beides. Wentworth ſchlug eine freiwillige Unterzeichnung vor, und gab ſelbſt 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlamente und der Geiſtlichkeit, ſammelte 11,000 Mann und eilte zum König zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Cheſter eine Krankheit, und der Großſiegelbewahrer Coventry, nach ihm der fähigſte Mann, ſtarb. Der König ſtand allein zwiſchen ſeiner Gutmüthigkeit und ſeinen ſchwachen oder verrätheriſchen Rathgebern. Indeſſen hatte ſich das engliſche Parlament verſammelt, und war ſchon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine Botſchaft vorſchlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subſidien zu bewilligen, als der Staatsſecretär Henry Vane, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieſer zwölf Subſidien verlange oder nichts. Dieſe Foderung weckte die puritaniſche Oppoſition wieder; man verſchob die Sache auf den folgenden Tag. Während deſſen bewog derſelbe Verräther den König durch die falſche Nachricht, daß das Unterhaus alle beſtehenden Taxen für ungeſetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle, am folgenden Morgen das Parlament aufzulöſen. Noch an demſelben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereute jetzt ſeine Uebereilung, aber es war zu ſpät, ſie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu ſiegen; die Mittel dazu fehlten nicht. Er ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um ſie zurückzuſchlagen. Statt deſſen ging dieſer auf's neue Unterhandlungen ein, unterſchrieb vorläufig entehrende Bedingungen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte, ſogenannte langwierige und blutdürſtige Parlament eröffnete, das größtentheils aus Puritanern beſtand, und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Verfaſſung zu beabſichtigen ſchien. Seine erſten Angriffe richtete es auf Strafford, der des Hochverraths angeklagt ward. Der König erklärte, daß er ſeinen Miniſter zwar entlaſſen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und nie wieder ſein Gewiſſen handeln werde. Dieſe, von treuloſen Rathgebern eingegebene Erklärung machte das Uebel nur noch ärger. Der erkaufte Pöbel umlagerte das Parlament; die Bill ging in beiden Häuſern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der, von allen Seiten beſtürmt, endlich unterlag, und eine Commiſſion zur Unterzeichnung aller, zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit dieſem Tage war alles verloren. Strafford und Laud ſtarben auf dem Blutgerüſte, Finch und der Staatsſecretär Windebank retteten ſich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte ſein Amt als Schatzmeiſter nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle 3 Reiche in Flammen ſetzten. Eine giftige Schmähſchrift griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Biſchöfe wurden, da ſie ihn vertheidigten, vom Oberhauſe ausge-

ſchloſſen. Endlich erfrechte man ſich, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Beſonnenheit. Er befahl ſeinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauſes Klage zu erheben; er erſchien perſönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu laſſen. Dieſe waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geſchrei des Aufruhrs umgab den König auf ſeinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt zu vernichten geſucht hatte, ihn auch der militäriſchen berauben zu müſſen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerſtand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hieher war Carls Betragen ein Gemiſch von Tugenden und Fehlern, von Rechtſchaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth; von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinſchaft mit dem patriotiſch geſinnten Lord Falkland, ſeinem Miniſter, kämpfte er für ſeine Sache, zugleich auf's eifrigſte bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe verſchafft, als er die treugebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Weſtminſter ſeine Sitzungen fortſetzte. Drei Jahre lang ſchien die Sache des König zu ſiegen, bis die Schlacht bei Naſeby im Juni 1645 ſie zu Boden ſtürzte. Cromwell entriß Carls Händen den ſchon erfochtenen Sieg; dieſer floh hülflos nach Schottland; Heer und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf; doch die Geiſtlichkeit vernichtete dieſe günſtige Stimmung, und lieferte für 800,000 Pf. Sterling den unglücklichen König den Engländern aus. Eine ſchimpfliche Gefangenſchaft war ſein Loos. Aber plötzlich ward die Tyrannei des Parlaments durch die Tyrannei des Heers verdrängt. Im Schoße des Presbyterianismus hatte ſich die Sekte der Independenten gebildet, welche Synode, Prediger, Prieſter und Könige verwarf. Das Heer war in dieſem Geiſte von Cromwell bearbeitet. Es gerieth mit dem Parlament in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete ſich in demſelben eine Art von Parlament, und auf Cromwell's geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenſchaft des Parlaments in die Gewahrſam des Heers gebracht. Er entfloh nach der Inſel Wight, aber der treuloſe Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament ſeinen Abſichten gemäß gebildet, und am 20. Jan. 1649 ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht geſtellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte ſich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen, und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen Pöbels. Nach drei Sitzungen ſprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umſonſt verwandten ſich für den Unglücklichen ſeine, nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erſchienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundſatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur ſie, ſeine Miniſter, auf deren Rath er gehandelt habe, verantwortlich und daß ſie bereit ſeien, für ihn zu ſterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30. Jan. 1649 beſtieg Carl das Blutgerüſte, und litt den Tod mit jenem Gleichmuthe, den nur ein reines Bewußtſein geben kann. Die Trauerbothſchaft erweckte

in den Provinzen alle Gefühle des tiefſten Schmerzes, und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30. Jan. mit religiöſer Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer. Wenn andere Schriftſteller, namentlich Moreri, auch Salmon in ſeiner engl. Chronologie, den 9. Febr. als den Todestag Carls angeben: ſo mag dieſe Verſchiedenheit daher kommen, daß der erſten Angabe der zu jener Zeit in England noch nicht abgeſchaffte Julianiſche, der anderen aber der Gregorianiſche oder verbeſſerte Kalender zum Grunde liegt.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die ſeine Familie trafen. Er befand ſich zur Zeit der Hinrichtung ſeines Vaters im Haag, und nahm unmittelbar darauf den Königstitel an. Sein erſter Plan war, nach Irland zu gehen, wo ſeine Sache von dem Marquis von Ormond unterſtützt ward; aber Cromwell's Fortſchritte in dieſem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, ſeine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montroſe nöthigten den jungen König, ſich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren ſtrenge Behandlung ihn mit Abneigung gegen dieſe Sekte erfüllen mußte. Das Mißgeſchick ſchien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er ſich an Verſtellung gewöhnte. Im Anfange des J. 1651 ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwell's Erſcheinung an der Spitze eines Heeres machte ſeinen Aufenthalt in Schottland ſehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königl. Partei in England, wagte er, in dieſes von Cromwell beſetzte Land einzudringen, ward aber bei Worceſter geſchlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Perſonen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der franzöſiſche Hof ihn vernachläſſigte, und unterrichtet, daß Cromwell in dem Frieden mit Frankreich ſeine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Kölln, und lebte daſelbſt zwei Jahre in der Verborgenheit. Nach Cromwell's Tode begab er ſich an den franzöſ. Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu hoffen wagte. Der größte Theil der Nation wünſchte lebhaft eine Veränderung. Monk, der ein Truppencorps befehligte, kam 1660 von Schottland nach England und entwarf insgeheim ſeinen Plan. Er löſte das Parlament auf, berief ein neues und übergab demſelben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Begeiſterung auf-, und unbedingt angenommen wurden, und ſo ſah Carl ſich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingeſetzt, die ſein unglücklicher Vater verloren hatte. 1660, an ſeinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien ſeinen Einzug in London. Seine erſten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterſchied Royaliſten und Presbyterianer in ſeinen geheimen Rath. Der weiſe und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Kanzler und erſter Miniſter. Man machte eine allgemeine Amneſtie bekannt, ſicherte der Krone ein feſtes Einkommen, entließ das Heer größten Theils, ſtellte die biſchöfl. Würde wieder her, und beſchränkte die Presbyterianer. Der ſchwache und ſorgloſe Charakter Carls, verbunden mit ſeiner Verſchwendung, brachte bald Verwirrung in ſeine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an

Frankreich war eins der erſten Hülfsmittel, die er gegen dieſe Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte dieſen Umſtand, um ihn ganz an ſich zu ziehen, und ſetzte ihm ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weßhalb man in England ſpöttiſch ſagte, Carl II. ſei der Vicekönig Ludwigs XIV. 1663 fingen die Feindſeligkeiten mit Holland an, welche, da ſie Handelsvortheile betrafen, vom Parlamente mit Eifer unterſtützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dies Glück erregte die Eiferſucht Frankreichs und Dänemarks, welche ſich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine ſolche Ueberlegenheit, daß eine holländiſche Flotte in die Themſe eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andere Unglücksfälle ein. 1665 ward London durch eine große Feuersbrunſt, und das Jahr darauf von der Peſt heimgeſucht. 1667 ward mit Holland Friede geſchloſſen. Bald darauf trat Clarendon, deſſen unerſchütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Miniſterium. Eine Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der ſie unterhandelte, Ehre. Trotz ſeiner Fahrläſſigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkür, und erregte dadurch die Beſorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 1670 ergab er ſich ganz einem Miniſterium, das unter dem Namen Cabal bekannt iſt (ſ. d.) und aus 5 Männern beſtand, die, vermöge ihrer tyranniſchen und kühnen Grundſätze, den König in allen Verſuchen, ſeine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der Kampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs Bruder, ſich laut zur römiſch-katholiſchen Religion bekannte. Bald darauf brach das Miniſterium die Tripelallianz, und erklärte gemeinſchaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber, der ſich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, ſchritt zu willkürlichen Maßregeln. Dazu kam, daß die Unternehmungen gegen Holland keinen ſonderlichen Erfolg hatten. Dies alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man verſammelte ein neues Parlament, das dieſes allgemeine Mißvergnügen ausdrückte. Das Miniſterium mußte aufgelöſt und 1674 mit den Holländern Friede geſchloſſen werden. Zwieſpalt im Cabinet, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichnet die folgenden Jahre. 1677 vermählte der König zur Freude der Nation ſeine Nichte mit dem Prinzen von Oranien, und beſchleunigte durch entſchiedene Maßregeln den nimweger Frieden, 1678. Aber in demſelben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdekkung einer Verſchwörung zu Ermordung des Königs und Einführung der katholiſchen Religion, die Quelle großer Uebel. Mehrere kathol. Pärs wurden angeklagt und verhaftet; der Graf Strafford, ein ehrwürdiger Greis, Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Prieſter ſtarben auf dem Blutgerüſte; der Herzog von York, der nach Brüſſel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeſchloſſen. In derſelben Sitzung ging die berühmte Habeascorpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geiſt, der den König beſorgt machen mußte. Er vertagte es anfangs, dann löſete er es auf. Eine Krankheit des Königs 1679 ward Urſache, daß ſein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verſchwörung an, deren Plan man in einem Mehlfaſſe fand, woher ſie den Namen bekam. Sie ſollte die Häupter der proteſtantiſchen Partei verhaßt machen, als trachteten ſie dem

Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand: ſo hatte ſie doch die Folge, daß der Hof ſich bemühte, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volkspartei das Gegengewicht hielte; ſo entſtanden die Namen Wigh und Tory im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausſchließungsbill wieder vor, und diesmal ward ſie im Oberhauſe verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das ſich jedoch dem Hofe ſo entgegengeſetzt zeigte, daß der König es auflöſete und fortan ohne Parlament zu regieren beſchloß. Alle Parteien verſicherten ihre Treue und Anhänglichkeit, und erklärten ſich für die reinſten monarchiſchen Grundſätze. Die Anklagen auf Verſchwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen ſie mit der größten Strenge; Alle, die ſich republikaniſcher Grundſätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entſetzt. Eine andere wichtige Maßregel, um zur unumſchränkten Gewalt zu gelangen, beſtand darin, daß man die Körperſchaften des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom Könige abhängig machte. Dieſe ſchnellen Fortſchritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verurſachten ſo lebhafte Beſorgniß, daß ſich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen Rye-Houſe-Complot bekannte Verſchwörung bedrohte ſogar das Leben des Königs. Männer vom höchſten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Ruſſel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigſten Fürſten von Europa. Man ſagt indeß, er ſei entſchloſſen geweſen, ſein Syſtem zu ändern, als ein Schlagfluß 1685 ſeinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei ſeinem Tode die Sacramente der römiſchen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit ſeiner Gemahlin, Catharina von Portugal, hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausſchweifungen ergeben, und wirkte durch ſein Beiſpiel ſehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geiſt und einer heitern Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter ſeiner Regierung ward 1660 die Royal-Society (Akademie der Wiſſenſchaften) zu London geſtiftet, und 1675 der Bau der St. Paulskirche begonnen.

Carl XII., König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27. Juni 1682, ward von den ausgezeichnetſten Gelehrten des Landes in den Sprachen, in der Geſchichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer ſeiner Mutterſprache verſtand er deutſch, lateiniſch und franzöſiſch. Curtius Geſchichte Alexanders ward ſein Lieblingsbuch. Carl war bei dem Tode ſeines Vaters funfzehn Jahre alt, und ſchon 1697 erklärten ihn die Stände für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geſchäften; er liebte ſtarke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Schwedens Uebergewicht im Norden war von den Nachbarſtaaten längſt mit Eiferſucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien ihnen günſtig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Czar Peter I. ſchloſſen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich eröffnete den Krieg, der ſich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die däniſchen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holſtein Gottorp ein. Dieſer Fürſt, vermählt mit der älteſten Schweſter des Königs von Schweden, begab ſich nach Stockholm und foderte Beiſtand von ſeinem Schwager. Carl hatte für ihn eine beſondere Neigung, und ſchlug im

Staatsrathe gegen Dänemarks Ungerechtigkeit die nachdrücklichſten Maßregeln vor. Nach einigen Berathſchlagungen über die innere Verwaltung ſchiffte er ſich im Mai 1700 zu Carlskrona ein, und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Dreißig Linienſchiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verſtärkt von einem engliſch-holländiſchen Geſchwader, erſchien im Angeſichte von Kopenhagen. Man war noch mit den Anſtalten zur Ausſchiffung beſchäftigt, als Carl, voll Ungeduld, ſich aus ſeiner Schaluppe in's Meer ſtürzte und der erſte das Land betrat. Die Dänen zogen ſich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück. Kopenhagen ſollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8. Aug. 1700 unterzeichnet, und in Folge deſſelben der Herzog von Holſtein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingeſetzt wurde. So endigte die erſte Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben ſo viel Einſicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derſelben jene einfache, genügſame und harte Lebensweiſe an, der er für ſein ganzes Leben treu blieb; keine Zerſtreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von ſeiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brot ſeine einzige Speiſe; er ſchlief oft in ſeinen Mantel gehüllt auf der Erde. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war ſeine ganze Garderobe; er trug beſtändig große, bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandſchuhe. Gegen das weibliche Geſchlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Auguſts und Peters zurückgeſchlagen werden. Jener belagerte Riga, dieſer war mit einem großen Heere gegen Narva aufgebrochen, und bedrohte das um den finniſchen Meerbuſen gelegene Land. Carl kehrte nicht in ſeine Hauptſtadt zurück, die ihn ſogar nie wieder ſah. Er ließ zwanzigtauſend Mann nach Liefland überſetzen, und ging den Ruſſen entgegen, die er 80,000 Mann ſtark unter den Mauern von Narva in einem befeſtigten Lager fand. Acht- bis zehntauſend Schweden ſtellten ſich am 30. Nov. 1700 unter dem Feuer der Ruſſen in Schlachtordnung, und der Kampf begann. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlaſſen, unter dem Vorwande, Verſtärkung zu holen. In weniger als einer Viertelſtunde war das ruſſiſche Lager erſtürmt. Dreißigtauſend Ruſſen blieben auf dem Platze oder warfen ſich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerſtreut. Nach dieſem außerordentlichen Siege, den Carl als achtzehnjähriger Jüngling erfochten, brach er gegen Auguſt auf, der Riga verlaſſen und ſich in Kurland ausgebreitet hatte. Er ſetzte an der Spitze ſeiner Soldaten über die Düna, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, griff die Verſchanzungen der Sachſen an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon. Schrecken verbreitete ſich im Norden; Peter und Auguſt waren beſtürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu ſchließen, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht hätte; ſtatt deſſen verfolgte er Auguſt nach Polen, und beſchloß, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. Auguſt verſuchte umſonſt, zu unterhandeln; vergebens bemühte ſich die Gräfin Königsmark, den ſchwediſchen Helden durch ihre Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte ſich, mit dem Könige zu unterhandeln und mit der Gräfin zu ſprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Cliſſow. 1703 war ganz Po-

len von den Siegern beſetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt, und ſchlug vor, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten. Dieſe fiel durch Carls Einfluß auf Stanislaus Leczinsky. Auguſt hoffte in Sachſen ſicher zu ſein, da inzwiſchen Peter Ingermannland beſetzt und an der Mündung der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narva verachtete einen Feind, an dem er früh oder ſpät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete ſeinen Marſch nach Deutſchland und fiel in Sachſen ein. Zu Altranſtädt dictirte er 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Verbindung gegen Schweden angeſtiftet hatte, und damals als Peters Geſandter bei Auguſt war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Dieſe Grauſamkeit erregte allgemeines Murren, und man erſtaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürſt eine ſo unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während ſeines Aufenthalts in Sachſen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ ſeine Truppen die ſtrengſte Mannszucht halten. Mehrere Geſandte und Fürſten begaben ſich in das Lager des Königs zu Altranſtädt, unter dieſen auch Marlborough, der Carl auszuforſchen und ſeine Plane zu entdecken ſuchte. Er überzeugte ſich, daß der ſiegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Süden keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutſchland verließ, vom Kaiſer, daß er den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtehe, und dieſer gewährte die Foderung. Im Sept. 1707 verließen die Schweden Sachſen; ſie waren 43,000 Mann ſtark, gut gekleidet, an gute Zucht gewöhnt und bereichert mit den erhobenen Kriegsſteuern. 6000 Mann blieben zum Schutze des Königs von Polen zurück, mit dem übrigen Heere trat Carl den kürzeſten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die Vorſchläge des Koſackenhettmanns Mazeppa ſeinen Plan, und zog nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die doniſchen Koſacken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, ſich mit ihm verbinden würden. Wirklich ſchloſſen ſich einige Bewohner des Landes an ihn; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verſchaffen, die er verſprochen hatte; die beſchwerlichen Märſche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beſtändigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verſtärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen ſollte, langte nur mit wenigen, durch den Marſch und beſtändige Gefechte mit den Ruſſen erſchöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen und dieſer Ort ſollte angegriffen werden, als Peter ſich mit 70,000 Mann entgegenſtellte. Carl wurde beim Recognoſciren gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Ruſſen heran, und der König beſchloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renſchild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinſchaftlich die Anordnung zu machen. Am 27. Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des ſchwediſchen Helden und die Schickſale des Nordens umwandelte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel ſeiner perſönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Punkten, und noch mehr der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Renſchild und Löwenhaupt ward Urſache, daß die Schweden nicht in dem Maße wie ſonſt ihren Muth und ihre Kriegskunſt entwickelten, die ihnen ſo oft den Sieg verſchafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen,

und der Feind trug einen vollſtändigen Sieg davon. Carl, der ſeit zehn Jahren das Glück an ſeinen Wagen gefeſſelt hatte, ſah ſeine Generale, ſeinen Lieblingsminiſter, den Grafen Piper, und die Blüthe ſeines Heeres in die Gewalt jener, bei Narva ſo leicht beſiegten Ruſſen fallen. Er ſelbſt entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen ſeiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam faſt allein zu Bender auf dem türkiſchen Gebiete an, wo er eine Zuflucht ſuchte. Sein, auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm einen ehrenvollen Empfang; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde ſich mit neuer Hoffnung erhoben. Auguſt widerrief den Vertrag von Altranſtädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete in Schonen. Die Regentſchaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigſtens das alte ſchwediſche Gebiet zu ſchützen. Der General Steinbock verſammelte in der Eile ein Corps Militzen und Bauern, ſchlug die Dänen bei Helſingborg und zwang ſie, Schonen zu räumen. Man ſandte einige Abtheilungen nach Finnland, um die Ruſſen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da ſie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Miniſter, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Ruſſen den Krieg erklärten. Beide Heere trafen an den Ufern des Pruth zuſammen am 1. Juli 1711; Peter ſchien dem Untergange nahe, als ſeiner Gemahlin Muth und Feſtigkeit die Ruſſen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieſer verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch ſeine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen ſeine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem ſie vorgaben, Carl habe die Abſicht, ſich in Stanislaus Perſon zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutſchen Kaiſer, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreiſe zu nöthigen, und, falls er ſich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Beſorgniß, ſeinen Feinden überliefert zu werden, beſchloß Carl, mit zwei- bis dreihundert Mann, aus denen ſein Gefolge beſtand, der Macht der Pforte zu trotzen und ſein Schickſal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da ſein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er ſich gegen ein ganzes Heer, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er ſich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlaſſen und ſich in die Kanzlei zu begeben, aber er verwickelte ſich in ſeine Sporen, fiel und wurde gefangen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt, und ſeine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach dieſem ſeltſamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er ſich genöthigt ſah, mit Auguſt abzuſchließen, ſeine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieſelbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotika bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er ſich krank ſtellte, und beſchäftigte ſich mit Leſen und Schreiben. Er überzeugte ſich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, ſandte daher eine Abſchiedsgeſandtſchaft nach Konſtantinopel und reiſte verkleidet mit zwei Officieren ab. Mit

allen Beſchwerden und Entbehrungen vertraut, ſetzte Carl zu Pferde ſeine Reiſe Tag und Nacht mit ſolcher Eile fort, daß nur Einer ſeiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch Deutſchland. Endlich, ermattet und entſtellt, kam er um 1 Uhr Nachts den 11. Nov. 1714 vor Stralſund an. Er gab ſich als einen mit wichtigen Depeſchen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ ſich ſogleich zum Commandanten, dem Grafen Dunker, bringen. Dieſer fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erſt, als er zu ſprechen anfing. Freudig ſprang er aus dem Bette, und umfaßte die Knie ſeines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete ſich ſchnell in der Stadt; die Straßen füllten ſich mit Menſchen und die Häuſer wurden erleuchtet. Es währte nicht lange, ſo erſchien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachſen, Preußen und Ruſſen vor Stralſund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 15. Dec. 1715 die Feſtung übergeben mußte, begab er ſich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küſten zu ſichern. Dies gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu dieſem Feldzuge ſchien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu ſein, deſſen kühne, aber geiſtreiche und große Entwürfe der Lage des ſchwediſchen Monarchen angemeſſen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, ſich Norwegens bemächtigen, und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der ſich gegen Carl erklärt hatte. Während Görz zur Ausführung dieſer Pläne die Höfe bearbeitete, zur Fortſetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete, und auf Aland mit den Bevollmächtigten des ruſſiſchen Czars unterhandelte, erneuerte Carl ſeinen Angriff auf Norwegen. Schon war einerſeits Peter gewonnen, andererſeits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück Schwedens ſchien eine günſtige Wendung nehmen zu wollen. Carl belagerte Friedrichshall; am 30. Novbr. 1718 beſah er den, vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Bruſtwehre gelehnt auf die Arbeiter herunterſah, traf eine Falconetkugel ihn an den Kopf, und endigte das Leben dieſes Fürſten, der ſo vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derſelben Stellung geblieben; ſeine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in ſeiner Taſche das Bildniß Guſtav Adolphs und ein Gebetbuch. Es iſt in der neuern Zeit mehr als wahrſcheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Feſtung, ſondern von ſchwediſcher Seite kam. Carl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre ſpäter, den 30. Nov. 1818, an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmahl errichtet. Mit Carls Tode verſchwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte. Er hatte in den letzten Jahren große Pläne für das Seeweſen, den Gewerbfleiß und den Handel. Zu Lund hatte er ſich oft mit den Profeſſoren der Univerſität unterhalten, und den öffentlichen Diſputationen über die Geometrie, Mechanik und Geſchichte beigewohnt. Zu Bender war das Leſen guter Bücher eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen geweſen; er hatte mehrere ſchwediſche Gelehrte zu ſich kommen laſſen, und ſie veranlaßt, Griechenland und Aſien zu bereiſen. Einige dieſer Reiſebeſchreibungen ſind gedruckt worden, andere ſind handſchriftlich zu Upſala. Feſtigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb dieſe ſchönen Eigenſchaften oft zu ſeinem und ſeines Volkes Nachtheil. Nach ſeiner Rückkehr zeigte er ſich ruhiger, ſanfter, gemäßigten und

zu verſtändigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm ſtets Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die ſie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn ſie ihn vorurtheilsfrei und mit Rückſicht auf ſeine Zeit betrachtet, ſagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er ſich vom Glück verleiten, aber nicht vom Unglück niederſchlagen ließ. Seine Geſchichte hat ſein Caplan Norberg geſchrieben; Adlerfeld hat militär. Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; aber an Intereſſe übertrifft ſie Voltaire, deſſen Histoire de Charles XII., wiewohl ſie nicht vollſtändig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographiſchen Angaben iſt, ein Muſter des hiſtoriſchen Styls genannt zu werden verdient.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7. Oct. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schweſter Friedrichs des Großen, Luiſe Ulrike. Bei der Geburt ſchon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete ſich ſeine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seeweſens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräſident der Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala. 1770 trat er ſeine große Reiſe durch Europa an. Der Tod Adolph Friedrichs rief ihn eiligſt nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von ſeinem Bruder Guſtav III. mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermannland ernannt, und vermählte ſich 1774 mit Hedwig Eliſabeth Charlotte, Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland 1788 erhielt er den Oberbefehl der Flotte, ſchlug die Ruſſen im finniſchen Buſen, und führte in der gefährlichſten Jahrszeit ſeine Flotte in den Hafen von Carlskrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Vorrecht, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Guſtavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentſchaft, und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er ſich mit Dänemark verband, um die Schifffahrt in den nordiſchen Meeren zu ſchützen. Zugleich gründete er das berühmte Muſeum und die Militärakademie für 200 Zöglinge, und erwarb ſich allgemeine Achtung im Liebe im Reich. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Guſtav Adolph IV. ab, und zog ſich als Privatmann auf ſein Schloß Roſersberg zurück. Er verließ dieſe Einſamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Guſtav Adolph IV. vom Throne ſtürzte, und ihn dafür als Reichsverweſer, und einige Monate ſpäter (20. Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollſten Lage ſtellte. Der Friede mit Rußland und Frankreich verlieh die ſo nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verluſten und Vollendung der Verfaſſung. Den 27. Mai 1811 ſtiftete er den Orden Carls XIII., welcher einzig an Freimaurer höhern Grades vertheilt wird. Den 21. Juni 1816 trat er der heil. Allianz bei. Mit offnen Armen nahm er den franzöſiſchen Reichsmarſchall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohne und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und deſſen hoffnungsvollen Sohn Oscar im freundſchaftlichſten Einverſtändniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verſchaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen (den 4. Nov. 1814) eine ſchöne Entſchädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen ſich mancher in ſeinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hier und da unruhiges Gemurmel ſich hö-

ren ließ, ſo beſaß Carl XIII. doch die Liebe ſeines Volks und ſein Tod, den 5. Febr. 1818, erregte allgemeine Trauer.

Carl XIV., Johann, König von Schweden und Norwegen (oder Skandinavien), folgte ſeinem Adoptivvater Carl XIII. den 5. Febr. 1818 in der Regierung. Dieſer merkwürdige Fürſt, deſſen politiſche Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Grundſatzes der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26. Jan. 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß: Johann Baptiſt Julius Bernadotte. Sein Vater war Rechtsgelehrter. Eine ſeltene Geiſtesbildung beweiſet, daß ſeine Erziehung ſorgfältig geweſen. Aus Neigung wählte er den Militärſtand; auf ſeinem erſten Feldzuge in Amerika unter Rochambeau gerieth er in engliſche Gefangenſchaft. Andern Nachrichten zufolge wäre er in Oſtindien, bei der Eroberung von Cudelur durch die Engländer von dem hannöverſchen Oberſten Wangenheim zum Gefangenen gemacht worden; doch ſcheint weder die erſte noch die andere Erzählung genügend begründet zu ſein. Er war 26 Jahr alt, als die Revolution ausbrach. Mit Begeiſterung trat der kühne Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell ſtieg er von Stufe zu Stufe, und ſchon 1794 focht er als Diviſionsgeneral in der Schlacht von Fleurus; und trug 1795 weſentlich zum Rheinübergange der Franzoſen bei Neuwied bei. 1796 war er bei Jourdan's Heer angeſtellt; und die Vortheile, die er an der Lahn davon trug, beſonders aber die Blokade von Mainz, gründeten ſeinen Feldherrnruhm, der bald durch das Treffen von Neuhoff, durch den Uebergang über die Rednitz, durch die Einnahme von Altorf, durch die Eroberung von Neumark und durch die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er ſeine Magazine am Main wegnahm, noch erhöht wurde. Um die Fortſchritte, welche um dieſelbe Zeit der General Buonaparte in Italien machte, zu unterſtützen, war es nöthig, demſelben Verſtärkungen zu ſchicken. Unter andern traf auch den General Bernadotte das Loos, ſich zur italieniſchen Armee zu begeben. Er ward von Buonaparte mit der Belagerung der Feſtung Gradisca beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er ſich derſelben bemeiſterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab ſeinen Untergebenen das Beiſpiel der Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18. Fructidor wählte ihn Buonaparte zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in ſeinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italieniſchen Armee am weſentlichſten beigetragen. Als nach dem vorläufigen Friedensſchluſſe zu Leoben, in Folge des 18. Fructidors, die bürgerlichen Unruhen in den ſüdlichen Provinzen fortdauerten, warf das Directorium die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marſeille; allein er weigerte ſich, ſein ſiegreiches Schwert gegen ſeine Mitbürger zu wenden, und kehrte nach Italien zu ſeiner Diviſion zurück. Nach Abſchluß des Friedens von Campo Formido ernannte das Directorium Bernadotte, der ſich den 16. Aug. 1798 mit Eugenie Bernhardine Deſirée (geb. 8. Nov. 1781), der Tochter des Kaufmanns Clary in Marſeille, einer Schweſter der Gemahlin Joſeph Buonaparte, verheirathet hatte, zum Geſandten am wiener Hofe. Doch ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Geſandtſchaftspalaſte veranlaßter Tumult bewog ihn, Wien zu verlaſſen. Er begab ſich nach Raſtadt, und von da nach Paris. Jetzt bildete ſich eine neue Coalition wider Frank-

reich. Unter Jourdan ward Bernadotte zum Oberbefehlshaber des Beobachtungsheers angeſtellt, und angewieſen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuſchließen. Schon war er mit den Vorbereitungen zur Beſchießung dieſes Platzes beſchäftigt, als das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdan's Rückzug über den Rhein, die tragiſche Auflöſung des raſtadter Congreſſes, vornehmlich aber die ſchnellen Fortſchritte der Verbündeten in Italien, außerordentliche Maßregeln nothwendig machten. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ward Bernadotte in's Kriegsminiſterium berufen, wo er ſeine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italieniſchen Feſtungen ſo raſch übergeben hatten; anderer Seits regte er den Eifer der Conſcribirten an, bemühte ſich um die Wiederherſtellung der erſchlafften Kriegszucht, und wehrte den, bei dem Heere eingeriſſenen Mißbräuchen. Dies war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß ſein Vorgänger Mallet-Mureau ihn vorläufig erſetzen, er aber ſeine vorige Stelle wieder einnehmen ſollte. Mit gerechtem Unwillen ſah Bernadotte ſich von einem, in dem ſchwierigſten Zeitpunkte verwalteten Poſten in dem Augenblick entfernt, wo er ſich der von ihm geſchaffenen Ordnung hätte erfreuen können. Er foderte daher ſeine Entlaſſung nebſt einer Penſion, deren er nach zwanzigjähriger Arbeit würdig zu ſein glaubte. Sein Geſuch ward ihm gewährt. Schon hatte er ſich auf's Land zurückgezogen, als der 18. Brumaire auch ſeine Lage veränderte. Buonaparte berief ihn in den neuerrichteten Staatsrath, und übertrug ihm bald darauf den Oberbefehl der Weſtarmee. An ihrer Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendee neuen Aufruhr zu erregen ſuchten, durch Maßregeln der Menſchlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem lüneviller Frieden ward er zum Botſchafter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; allein der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England verhinderte ihn, dahin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) ſandte ihn der erſte Conſul nach Hannover an Mortier's Stelle, und ſeine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demſelben Jahre brachte die Verwandelung des Conſulats in eine erbliche Kaiſerwürde ihm den Marſchallſtab des franzöſ. Reichs, und bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion. Nach dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich führte Bernadotte das Heer durch's Anſpachiſche, vereinigte ſich bei Würzburg mit den Baiern, und trug, da er auf dieſe Weiſe die Oeſterreicher umging, weſentlich zu dem Siege von Ulm bei. In der Schlacht von Auſterlitz bildete Bernadotte's Corps den Mittelpunkt, der allen Angriffen des tapfern ruſſiſchen Heers Trotz bot. Seine Verdienſte zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5. Juni 1806 zum Fürſten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochnen Kriege gegen Preußen führte er das erſte franz. Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das ſächſiſche Voigtland, und ſchnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußiſchen Hauptarmee ab. Am 14. Oct. kam er von Dornburg her dem preuß. Heere in den Rücken, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige franzöſ. Anführer, der das traurige Schickſal dieſer unglücklichen Stadt ernſtlich zu mildern bemüht war, und empfahl in einem Tagsbefehl den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menſchlich zu ſein. Auch gegen die auf der Trave ge-

fangenen Schweden (1500 Mann) benahm er ſich ſo theilnehmend, daß ſein Name in Schweden mit Achtung genannt wurde. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsſchauplatz in Polen und Altpreußen auf. Hier lieferte er am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, wodurch die Ruſſen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichſel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5. Juni bei Spangen erhaltene Wunde verhindert. Vom Schluſſe des Jahrs 1807 bis zum Frühling 1809 befehligte der Fürſt das in Norddeutſchland zurückgebliebene Heer. Als im Frühjahre 1809 der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich auf's neue ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl über die verbündeten Sachſen. Er führte ſie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo ſie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reſerve bildeten, und von ſeinem perſönlichen Muthe begeiſtert mit der größten Auszeichnung fochten. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern beſetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit vereitelte die Plane des brittiſchen Feldherrn. Seitdem lebte der Prinz im Schoße ſeiner Familie, theils auf dem Lande, theils in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens im Sept. 1810 die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieſes Reiches. König Carl XIII. hatte ihn nämlich am 18. Auguſt den Ständen zu ſeinem Thronfolger vorgeſchlagen, und der hierzu von den Ständen niedergeſetzte Ausſchuß erwählte ihn den 21. Auguſt faſt einſtimmig, unter der Bedingung, daß er die evangeliſch-lutheriſche Religion annehmen und eine Verſicherungsacte ausſtellen ſollte. Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsverſammlung zu Oerebro am 26. Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24. gehaltenen Ordenskapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derſelbe zum Reichs-Generaliſſimus ernannt. Am 18. Oct. Mittags kam Ponte-Corvo auf dem königl. däniſchen Schloſſe Friedrichsborg an, wo er in der Mitte der königl. Familie bis an den folgenden Tag blieb und dann nach Helſingör abging. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbiſchof von Upſala, den 19. Oct. 1810, im Beiſein mehrerer vornehmen Zeugen, im Hauſe des ſchwediſchen Conſuls Glöerhald bei verſchloſſenen Thüren den Religionsact, worin der Kronprinz ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekannte. Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine ſchwediſche Galeere nach Helſingborg; hier landete er am 20. Oct. und hatte ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Könige Carl XIII. Am 31. wurde er der Reichsverſammlung vorgeſtellt. Durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 adoptirte ihn der König; er nahm die Namen Carl Johann an, und leiſtete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Sein Sohn Oscar erhielt den Titel: Herzog von Südermannland. Seine Gemahlin kam den 7. Jan. 1811 in Stockholm an, kehrte aber nach Paris zurück, wo ſie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebt. Bald fand der neue Kronprinz Veranlaſſung, eine Probe ſeiner Regierungskunſt abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieſer übertrug ihm am 17. März 1811, doch mit einiger Beſchränkung, die Regierung des ſchwediſchen Reiches, welche er bis zum 7.

Jan. 1812 weiſe und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter ſeinem Vorſitz eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Als Carl XIII. die Regierung wieder übernahm, erſtattete der Kronprinz einen merkwürdigen Bericht über ſeine Verwaltung und die Lage des Reichs. Aus ſeinen liberalen Anſichten floß das merkwürdige Dekret vom 29. Jul. 1812, wodurch die ſchwediſchen Häfen allen Nationen geöffnet wurden. Dieſer Beſchluß war übrigens eine Folge der immer mehr zunehmenden Spannung zwiſchen Schweden und Frankreich. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon. Als der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland entſchieden war, entſchied auch Schweden ſich gegen Frankreich, und Carl Johann hatte zu Abo (26. Aug. 1812) mit Kaiſer Alexander von Rußland eine, durch ihre Folgen, wichtige Zuſammenkunft. Damals befand ſich Napoleons Hauptquartier ſchon zwiſchen Smolenſk und Moskau. Schwedens Politik erfoderte die möglichſte Vorſicht; daher erfolgte ſeine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erſt dann, als Carl Johann in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu Trachenberg in Schleſien (9—12. Jul. 1813) erſchien. Schon am 18. Mai 1813 war der Kronprinz in Stralſund angelangt, um ſich an die Spitze des ſchwed. Heers in Deutſchland zu ſtellen; ſein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiſer der Franzoſen (vom 20. März 1813) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte ſich nun mit England und Rußland noch feſter verbunden. Nach der Conferenz in Trachenberg begab ſich Carl Johann nach Berlin, bereiſte während des Waffenſtillſtandes die Standquartiere der ihm übergebenen Truppen, begab ſich noch einmal nach Stralſund, wo er den General Moreau empfing, und befand ſich am 11. Aug. bei dem Belagerungscorps vor Stettin. Carl Johann hatte den Oberbefehl über die „vereinigte Armee von Norddeutſchland,“ welche aus den ruſſiſchen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitſchew, aus den engliſchen unter Walmoden, dem preußiſchen unter Bülow und dem ſchwediſchen unter dem Feldmarſchall Stedingk beſtand. Am 17. Aug. früh 1 Uhr ließ er zum erſten Male die franz. Vorpoſten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23. Aug. über den Marſchall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum erſten Male; durch ſeinen noch größern Sieg bei Dennewitz, deſſen Ausſchlag jedoch Graf Bülow von Dennewitz gab, am 6. Sept., über den Marſchall Ney, rettete er Friedrich Wilhelms Reſidenz zum zweiten Male. Am 4. Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marſch am 17. bis Taucha trug Vieles zum Erfolge des glorreichen 18. Oct. bei Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann ſich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er ſich mit ſeinen hohen Verbündeten in dem geretteten Leipzig. Während dieſe in gerader Richtung den Feind nach ſeiner Grenze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Mecklenburg, wo Marſchall Davouſt in Verbindung mit den Dänen hauſte. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die däniſche Armee von der franzöſiſchen getrennt, welche ſich nach Hamburg warf. Vor dieſer unglücklichen Stadt blieb ein Blokadecorps, während der Kronprinz mit dem Hauptheere gegen Holſtein ſich wandte. Nach 3 Monaten erſtreckten ſich ihre Vorpoſten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König Friedrich VI. trat im Frieden, den der Kronprinz den 14. Jan. 1814 mit ihm zu Kiel abſchloß, Norwegen an Schweden ab. Hierauf zog Carl Johann mit dem größten Theile ſeines Heers

durch Hannover gegen Frankreichs Grenze. Dieſer Marſch ging jedoch ſehr langſam, ſo daß, noch ehe Carl Johann auf dem Kriegsſchauplatz ankam, Alexander und Friedrich Wilhelm ſchon in Paris einrückten. Auch der ſchwed. Kronprinz kam jetzt nach Paris, und ſah den König von Frankreich in Compiegne, verließ aber Frankreich bald wieder, um die Eroberung Norwegens, welches den bisherigen Statthalter zum Erbkönig ernannt hatte, zu unternehmen. Nach einem 14tägigen Feldzuge zwang er den Prinzen Chriſtian Friedrich am 14. Aug. 1814 zu Moß einen Vertrag einzugehn, worauf Norwegen den Sieger als Kronprinzen von Norwegen (den 4. Nov. 1814) anerkannte (vgl. Chriſtian Friedrich und Norwegen). Seitdem hat er alles gethan, was er konnte, um ſich die Liebe der Nation zu erwerben. Vorzüglich iſt die Sorgfalt zu bemerken, welche er auf die zweckmäßige Erziehung ſeines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, Prinzen Oscar (Joſeph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, gewandt hat. Dies zeigte ſich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der luther. Kirche den 15. April 1815 geſchah. Den 4. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat ſeitdem Sitz im Staatsrathe, und den 20. Jun. 1818 bevollmächtigten ihn die ſchwediſchen Reichsſtände und das norwegiſche Storthing zur Ausübung der vollen königl. Gewalt im Falle der Abweſenheit oder Krankheit des Königs. Aus ſeinem Privatvermögen unterſtützte Carl XIV. ſchon als Kronprinz mehrere öffentliche Anſtalten, und bewies ſich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelsvertrag mit den vereinigten Staaten von Nordamerika (Stockholm den 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbeſondre war ſeine Thätigkeit auf die Flotte, das Heer und die Verbeſſerung des Zuſtandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er ſich durch ein eben ſo kluges als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er ſchenkte dem Storthing die Kleinodien zu ſeiner Krönung im J. 1818. Um den auswärtigen Handel zu ſichern, ſchickte er im Sommer (1819) drei Schiffe mit Geſchenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. ſ. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachſame Polizei, ſelbſt in Anſehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik iſt klug, feſt und edel. Er umgibt ſich mit äußerem Glanze, weil dies der ſchwed. Nation gefällt; allein mehr als dies muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu ſeinem Strebepunkte macht, die Parteien beruhigen und ſeinen Thron immer mehr befeſtigen.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geb. auf dem Schloſſe Rivoli 1562, bewährte ſeinen Muth auf dem Schlachtfeldern von Montbrun, Vigo, Aſti, Chatillon, Oſtage, bei der Belagerung von Berue, in den Mauern von Suza. Er hatte 1590 den Plan, die Provence von Frankreich abzureißen und mit ſeinen Erbſtaaten zu vereinigen. Philipp II. von Spanien, ſein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieſer Provinz zu ernennen, um durch dieſes Beiſpiel Frankreich zu veranlaſſen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieſer Krone. Seine unbegrenzte Ehrſucht ließ ihn ferner, nach dem Tode des Kaiſers Matthias, Plane auf den Kaiſerthron, entwerfen, ſo wie auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf Macedonien, deſſen von den Türken

tyranniſirte Bewohner ihm die Herrſchaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieſes Fürſten zu vertheidigen, der ſie mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu ſtürmen ſuchte. (S. Genf.) Heinrich IV., der ſich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguière ſchlug, geſtand ihm zuletzt noch einen nicht unvortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, ſtets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutſchland an. Er ſtarb aus Kummer zu Savillon 1630. Seine Ehrſucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürſten unwürdig ſind. Es gab keinen verſtockteren Menſchen, als er war. Man konnte ſagen, ſein Herz war, wie ſein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläſte und Kirchen, liebte und betrieb die Wiſſenſchaften; aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und ſelbſt glücklich zu ſein.

Carl Eduard, ſ. Eduard.

Carl Eugen, Herzog v. Wirtemberg, der älteſte Sohn Carl Alexanders, geb. den 11. Febr. 1728, erhielt die Herzogswürde bereits 1737 und ſtand während ſeiner Minderjährigkeit unter der Vormundſchaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis Kaiſer Carl VII. ihn im 16. Jahre ſeines Alters für volljährig erklärte. Carl Eugen war ein Fürſt von großen Geiſtesanlagen; aber im erſten Feuer ſeiner Jugend richtete er ſeine Kraft auf Pracht, Glanz, ſinnlichen Genuß und Schauſpiele aller Art. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, koſtbare Reiſen und an ſeine Mätreſſen verwendete, überſtiegen bei weitem die Kräfte Wirtembergs. Um Hülfsmittel zu finden, wurde ein ſchändlicher Dienſthandel betrieben; Carl Eugen erbot ſich beim Anfange des ſiebenjährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlaſſung zum Kriege gegen Preußen, und rückte mit einem Heere von 14,000 Mann, deſſen Aufſtellung die Unterthanen faſt zur Verzweiflung brachte, in Sachſen ein. Die alten beſchwornen Verträge zwiſchen Fürſt und Volk wurden wenig beachtet. Die Landſtände ſuchten nach dem Kriege bei Kaiſer und Reich Schutz und Hülfe, und wandten ſich insbeſondere an die proteſtantiſchen Mächte; aber erſt 1770 kam durch die Vermittelung des preußiſchen Hofes ein Vergleich zwiſchen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenſchaft waren nun auch verraucht, und von dieſem Zeitpunkt an ſuchte der Herzog durch Mäßigung und Einſchränkung ſeines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geſchlagenen Wunden zu heilen. Er wandte auf die Veredlung des Weinbaus und der Landwirthſchaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung trefflicher Kunſtſtraßen beförderte er den innern Verkehr. Alle Verwaltungszweige wurden von ihm ſorgfältig berückſichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es ſich thun ließ. Die Erbauung der prächtigen Luſtſchlöſſer Solitüde und Hohenheim, die Verſchönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen, gaben dem Kunſttalente und der Landesthätigkeit Beſchäftigung und Nahrung. Künſte und Wiſſenſchaften erhielten von Carl Eugen in dieſem Zeitpunkte die größten Unterſtützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichſten Künſtler, und aus den Lehranſtalten des Landes gingen die ausgezeichnetſten Gelehrten hervor (Spittler, Schiller u. ſ. w.). Unter dieſen Inſtituten wurde die Militärakademie in Stuttgart beſonders begünſtigt. Wiſſenſchaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreiteten ſich unter dem ganzen wirtembergiſchen Volke

mehr, als in irgend einem andern Theile Deutſchlands. Ein hoher äußerer Wohlſtand war die Folge von dem allen. Carl Eugen wurde nun von ſeinem Volke angebetet. In ſtiller philoſophiſcher Ruhe verlebte er die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenheim. Er ſtarb am 24. Oct. 1793, und hinterließ die Regierung ſeinen Bruder Ludwig Eugen.

Carl IV., König von Spanien, geboren zu Neapel 12. Nov. 1740, kam 1759, als ſein Vater Carl III. durch den Tod ſeines Bruders Ferdinand VI. auf den ſpaniſchen Thron berufen ward, nach Madrid, und folgte demſelben am 13. Dec. 1788 in der Regierung. Er war vermählt mit der Prinzeſſin von Parma, Louiſe Marie. Ohne Kraft, ſelbſt zu regieren, war er ſtets von ſeiner Gemahlin und von ſeinen Miniſtern abhängig, unter denen der Friedensfürſt, Godoi, Herzog von Alcudia (ſ. d. A.), ſeit 1792 einen unbeſchränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieſer Günſtling von Seiten des Prinzen von Aſturien und anderer Großen auf ſich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon benutzte, um die Bourbonen vom ſpaniſchen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch ſeine Ränke, den ſchwachen Carl, der bereits (19. März 1808) zum Vortheil ſeines Sohnes Ferdinand VII. auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er ſich in die Arme ſeines großmüthigen Freundes, des Kaiſers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten von Bayonne; Carl trat ſeine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palaſt zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Mill. Realen, wovon 2 Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben ſollten, zuſicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit ſeiner Gemahlin und dem Friedensfürſten zu Compiegne, vertauſchte aber ſpäter dieſen Wohnort mit Rom, deſſen Klima ihm mehr zuſagte. Hier bewohnte er ſeit 1815 den Palaſt Barberini. Seine Hauptbeſchäftigung war von jeher die Jagd. Er ſtarb am 19. Jan. 1819 zu Neapel am zurückgetretenen Podagra, bei einem Gegenbeſuche, den er ſeinem Bruder, dem Könige beider Sicilien ablegte. Seine Gemahlin war kurz zuvor, im Dec. 1818 geſtorben.

Carl (Theodor Anton Maria), aus dem reichsfreiherrlichen Geſchlechte der Dalberge, ehemaliger Kurfürſt zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürſt Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, und endlich Erzbiſchof zu Regensburg und Biſchof zu Worms und Conſtanz, war geb. den 8. Febr. 1744 zu Herrnheim bei Worms auf dem Stammhauſe des Dalbergiſchen Geſchlechts, mannheimer Linie. Sein Vater war kurfürſtl. mainziſcher geheimer Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt eine treffliche Erziehung, und widmete ſich in reifern Jahren dem geiſtlichen Stande, hielt ſich abwechſelnd theils zu Worms, theils zu Mannheim und Mainz auf, und machte verſchiedene Reiſen. Bald wurde er Kapitularherr bei dem Erzſtifte Mainz, und Domherr in den Hochſtiftern Würzburg und Worms. 1772 ernannte ihn der Kurfürſt zum wirklichen Geheimenrath und Statthalter zu Erfurt. Er unterzog ſich während ſeines vieljährigen Aufenthalts daſelbſt allen Geſchäften mit muſterhaftem Fleiße, ſeltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch ſeine hellen Anſichten und tiefen Blicke in das Weſen jedes Geſchäftes, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geſchäfte gemacht ſei. Dabei beſeelte ihn eine unbeſtechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerſchütterlicher Muth in Behauptung deſſen, was

er für recht und gut erkannt hatte. Wiſſenſchaft und Kunſt neben dem ſchönen Geſchlechte waren diejenigen Gegenſtände, denen er ſeine ganze Neigung widmete. Er unterſtützte Gelehrte und Künſtler, zog ſie in ſeine Nähe, ſuchte jedem aufblühenden Talente ſeine Entwickelung zu erleichtern, und hielt zu dem Ende in ſeinem Hauſe ſelbſt Verſammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, deren Präſident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben; er arbeitete ſelbſt viele gelehrte Abhandlungen und ſcharfſinnige Werke aus (von denen die bedeutendſten am Schluſſe angeführt ſind), und wußte durch Theilnahme an der Wirkſamkeit der Künſtler und Gelehrten ſich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben. 1787 ward er Coadjutor des hohen Erzſtiftes und Kurfürſtenthums Mainz, ſo wie des Hochſtifts Worms, und 1788 Coadjutor von Conſtanz und Erzbiſchof von Tarſus. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochſtiftes Conſtanz, und 1802 wurde er nach dem Tode des Kurfürſten von Mainz, Kurfürſt und Erzkanzler des deutſchen Reichs, und kam durch die neue politiſche Geſtaltung Deutſchlands 1803 in den Beſitz von Regensburg, Aſchaffenburg und Wetzlar. Seit 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbiſchof und Primas, Fürſtprimas des rheiniſchen Bundes, ſouveräner Fürſt und Herr von Regensburg, Aſchaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Keppler das erſte Denkmal. 1810 trat er das Fürſtenthum Regensburg an Baiern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürſtenthümer Fulda und Hanau, und wurde Großherzog. 1813 verzichtete er freiwillig auf alle ſeine Beſitzungen als Landesherr, und zog ſich in den Stand eines Privatmannes zurück; nur ſeine geiſtlichen Gerechtſame als Erzbiſchof behielt er ſich vor. Er wählte zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte ſeine ehemalige Reſidenzſtadt Regensburg. Beſonders ließ er ſich die Unterſtützung der Armen und die Verbeſſerung der Schulanſtalten angelegen ſein. Seine Anſtalt zu Unterſtützung der erſtern blüht noch in Segen fort. Er war überhaupt höchſt wohlthätig. Als Großherzog von Frankfurt befand er ſich in ſchwierigen Verhältniſſen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Freiſtaat ſeine Selbſtſtändigkeit und ehemalige Verfaſſung. Dies ſchon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indeſſen dankt ihm Frankfurt die ſchönen Anlagen um die Stadt. Das Fürſtenthum Aſchaffenburg, auch Wetzlar, beſitzen bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er ſich das Perſonal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen ſein. Als Erzbiſchof verrichtete Dalberg an Feſttagen den Gottesdienſt in der Hauptkirche zu Regensburg, ſeines hohen Alters ungeachtet, perſönlich, ſo wie er alle andere Geſchäfte ſeines Amtes mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit verſah, und ſeinen Untergebenen ſtets als Muſter der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb ſtreng oder unduldſam zu ſein. Dem Hochſtifte Conſtanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterſtützung der milden Stiftungen, ſo wie durch Anordnungen zu beſſerem Feld- und Weinbau. Eben ſo ermunterte er die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Geiſtlichen durch Ausſetzung von Preiſen für die beſten Arbeiten, die in ihr Fach einſchlugen. Als Privatmann machte er ſichs zum Geſetz: ſo ſparſam als möglich zu leben, um immer etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig zu behalten. Als Gelehrter und Schriftſteller gehörte Dalberg unſtreitig unter die ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit. Er war auch Mit-

glied des franzöſ. Nationalinſtituts. Ohne einer entſchiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Reibungen in der gelehrten Welt innigen Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller und Andern, befruchtete ſeinen Geiſt immer mit neuen Ideen und Anſichten. Seine Schriften betreffen meiſtens Gegenſtände des philoſophiſchen Nachdenkens, und empfehlen ſich durch Gründlichkeit der Forſchung und durch eine gewinnende Beredſamkeit. Wir nennen darunter die Betrachtungen über das Univerſum (5. Aufl. 1805); die Grundſätze der Aeſthetik, Erl. 1791; und Perikles, über den Einfluß der ſchönen Künſte auf das öffentliche Glück, Erf. 1806. Mehrere Schriften dieſer Art hat er in franzöſ. Sprache abgefaßt. Außerdem iſt er Verf. mehrerer juriſt. Abhandlungen, z. B. einer Promotions-Diſputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. Der deutſche Merkur, das deutſche Muſeum, die Horen enthalten manchen ſchätzbaren Aufſatz von ihm. Ob er gleich als ein kräftiger Denker ſich gern mit theoretiſchen Unterſuchungen beſchäftigte: ſo zog ihn doch das eigentlich Praktiſche, unmittelbar in's Leben Eingreifende noch mehr an, daher waren auch ſeine Lieblingswiſſenſchaften, außer der Kunſtphiloſophie, die Mathematik, Phyſik, Chemie, Botanik, Mineralogie, technol. Landwirthſchaft u. ſ. w. Dalberg ſtarb den 10. Febr. 1817. Seine letzten Augenblicke waren heiter und ſtill, wie die eines Weiſen und Chriſten, der den Tod als den Uebergang zum ſchönern Leben kennt. Krämer's 1817 in Gotha erſchienene Gedächtnißſchrift auf Dalberg (vgl. Allg. Zeit. 1817, Beil. 113.) und deſſen biograph. Schilderung des merkwürdigen Mannes im 23. Hefte der Zeitgenoſſen (1821), geben die genügendſten Aufſchlüſſe über Dalberg.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich, Sohn Kaiſer Leopolds II. und Bruder des Kaiſers Franz, k. k. General-Feldmarſchall, geb. den 5. Sept. 1771. 1793 betrat er ſeine militäriſche Laufbahn in Brabant, befehligte den Vortrab des Prinzen von Coburg, und zeichnete ſich durch ſeine militäriſchen Talente und ſeine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens und Reichs-Feldmarſchallieutenant, 1796 Reichs-Feldmarſchall, und übernahm den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heers am Rhein und der ſogenannten Reichsarmee. Er lieferte mehrere glückliche Treffen gegen den franz. General Moreau bei Raſtadt, ſchlug den General Jourdan in Franken bei Amberg, Würzburg u. ſ. w., brachte das franzöſ. Heer in Unordnung, zwang Jourdan und Moreau, ſich über den Rhein zurückzuziehen, und krönte dieſen ſiegreichen Feldzug durch die ſchwierige Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Während dieſer Fortſchritte in Deutſchland begünſtigte das Glück den General Buonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab ſich im Februar deſſ. Jahres dahin, und im April wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben geſchloſſen. Nach dem fruchtloſen Congreſſe zu Raſtadt trat der Erzherzog 1799 abermals an die Spitze des Heers, ſchlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete ſich beſonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten ſich ſeine großen militäriſchen Talente gegen den General Maſſena in einer ſehr ſchwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhafteſten Lichte. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn, 1800 das Feld zu verlaſſen, und er wurde jetzt zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er vom Heere entfernt, ſo ergriff Beſtürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn geſetzt hatten. Nach

der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzoſen in Oeſterreich ein. In dieſer dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen geſtellt, die er ſammelte und mit neuem Muthe belebte. Endlich nahm er die Friedenspräliminarien an, die durch den lüneviller Frieden beſtätigt wurden. Er kam hierauf zu der Leitung des Kriegsminiſteriums, wo ſich ſeine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er ſich das Denkmal, welches auf Vorſchlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutſchlands ſollte errichtet werden. 1804 trat er das Deutſchmeiſterthum ſeinem Bruder, dem Erzherzog Anton, ab. In dem Feldzuge von 1805 befehligte Carl ein öſterreichiſches Heer in Italien gegen Maſſena. Während die Angelegenheiten in Deutſchland eine höchſt unglückliche Wendung genommen hatten, und Napoleon in das Herz der öſterreichiſchen Provinzen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marſchall Maſſena die ſiegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte ſein Heer zur Beſchützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberſter Chef des Hofkriegsraths und Generaliſſimus der geſammten öſterreichiſchen Armeen. In dem Kriege von 1809 rückte er im Monat April mit der öſterreichiſchen Hauptmacht in Baiern vor. Hier hatte er das ganze franzöſiſche, von Napoleon ſelbſt angeführte Heer gegen ſich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerſt hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anſtrengungen ungeachtet, die Oeſterreicher der Uebermacht weichen mußten. Den 21. und 22. Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Aſpern, Wien gegenüber, in welcher er die Franzoſen mit großem Verluſt über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Wagram, eine der größten in der Geſchichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den öſterreichiſchen Truppen, die ſich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der ſelbſt dabei verwundet wurde, zur Unehre gereichen, daß ſie nach einem zweitägigen Kampfe, während deſſen ſie einigemal ſiegreich waren, endlich der entſchiedenſten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug ſelbſt geſchah in vollkommener Ordnung unter beſtändigen Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die öſterreichiſchen Truppen ſich günſtig zeigte, aber durch den eben abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder, und iſt ſeitdem nicht wieder an die Spitze der Armee getreten. Dagegen hat er die militäriſche Literatur mit zwei ſchätzbaren Werken bereichert: Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 in Deutſchland (8. Wien 1813. 5 Thle. mit der Karte des Kriegsſchauplatzes und 11 Planen, und als Fortſetzung davon: die Geſchichte des Feldzugs von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz. Wien 1819). Nach der Rückkehr Buonaparte's wurde er Gouverneur von Mainz und ſpäterhin Gouverneur und General-Capitän von Böhmen. 1815 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Henriette von Naſſau-Weilburg, die ihm 3 Söhne und 1 Tochter geboren hat.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach ſeiner Gemahlin Carli-Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Iſtria in einer alten adeligen Familie geboren. Schon in ſeinem 12. Jahre verfertigte er eine Art von Theaterſtück, an das er ſich noch in ſeinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte ſich in ihm eine überwiegende Neigung zur Kunde des Mittelalters, womit

er zugleich das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Poeſie verband. Nachdem er bereits im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, ſtudirte er auf der Univerſität zu Padua Mathematik, insbeſondre Geometrie, und die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und ſeit dieſer Zeit fing er an, durch ſeine literar. Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. In ſeinem 21. Jahre ward er von dem venetianiſchen Senate zum Profeſſor der Aſtronomie und der Seewiſſenſchaft daſelbſt ernannt. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenſtand. Jener hatte nämlich das Daſein der Hexen geleugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm ſich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, dieſe alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beſchuldigt. Maffei brachte endlich durch ſeine Schrift: La Magia annihilata, die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Die Verwaltung ſeines großen Vermögens nöthigte hierauf Carli, ſeine Profeſſur niederzulegen, und nach Iſtrien zurückzukehren, wo er ſeine Muße zur Nachforſchung über die Alterthümer ſeines Vaterlandes, Unterſuchungen über die alten Münzen ꝛc. anwandte, und mehrere wichtige Werke über dieſe Gegenſtände herausgab. Nun ernannte ihn der Kaiſer zum Präſidenten des höchſten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, darauf zum geheimen Staatsrath und Präſidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector widmete er ſich faſt ausſchließlich dem öffentlichen Unterrichte, und noch im Alter beſchäftigte er ſich mit der thieriſchen Phyſik und Phyſiologie, und ſchrieb über die verſchiedenen Theile des thieriſchen Lebensprozeſſes. Er ſtarb 1795. Seine ſämmtlichen Werke wurden (1784—1794) von ihm ſelbſt in 15 Bänden, herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente etc. In dieſer Ausgabe ſind jedoch die Amerikaniſchen Briefe nicht mit begriffen, welche ein beſonderes Werk in 5 Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II. und Mariens von Portugal, war zu Valladolid 1545 geboren. Seine Mutter ſtarb 4 Tage nach ſeiner Geburt. Er ſelbſt war ſchwächlich; ein Schenkel war kürzer als der andere. Die äußerſte Nachſicht, mit welcher er von Johanna, der Schweſter des Königs, erzogen wurde, vermehrte ſeine angeborne Heftigkeit und Halsſtarrigkeit. 1560 ließ Philipp ihn, von den zu Toledo verſammelten Ständen, als Thronerben anerkennen, und 1562 ſchickte er ihn auf die Univerſität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wiſſenſchaften ſeinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglücklicher Fall zog ihm ein hitziges Fieber zu, das den Aerzten keine Hoffnung übrig ließ. Der König eilte ſogleich zu ſeinem Sohne, und da man ſich erinnerte, daß der Prinz eine beſondere Verehrung gegen den heil. Didacius hege, der damals noch nicht canoniſirt war: ſo befahl Philipp, den Leib des Heiligen in Prozeſſion herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken, und bedeckte das heiße Geſicht deſſelben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz ſchlief ein; bei ſeinem Erwachen hatte das Fieber nachgelaſſen; er foderte

zu eſſen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligſprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber von D. Carlos entwerfen, weichen ſie von einander ab. Nach Einigen verband er mit Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrſchſucht; nach Andern liebte er das Seltſame und Ungewöhnliche; Zufall oder Widerſtand ſetzten ihn in Wuth, Gewandtheit oder Unterwürfigkeit beſänftigten ihn. Auch wird er als ein Anhänger der Aufrührer in den Niederlanden und beſonders als ein Feind der Inquiſition dargeſtellt; allein er beſaß weder Kenntniſſe noch Grundſätze, nicht einmal natürlichen Verſtand genug, um liberaler Anſichten fähig zu ſein. Alles war bei ihm leidenſchaftliche Erregung, die durch Widerſtand oft in tolle Ausbrüche überging. Llorente hat die Geſchichte über den Charakter dieſes Prinzen und ſein Schickſal aus ſichern Quellen in ſ. Werken über die ſpaniſche Inquiſition (ſ. d. A.) berichtigt. Nach ihm war D. Carlos hochfahrend, brutal, unwiſſend und ſchlecht erzogen. Gewiß iſt, daß auf dem Congreſſe von Chateau Cambreſis 1559 von der Vermählung D. Carlos mit Eliſabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, ſich ſelbſt an die Stelle ſeines Sohnes ſetzte. D. Carlos ſoll Eliſabeth geliebt, und es nie ſeinem Vater vergeben haben, daß er ſie ihm entriſſen. Indeß beweiſt Llorente, daß D. Carlos nie in die Königin verliebt geweſen, auch daß die makelloſe Königin mit ihm nie in einem vertrauten Verhältniſſe geſtanden. 1563 mochte Philipp, der keinen andern Erben als D. Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ ſeine Neffen, die Erzherzöge Rudolph und Ernſt, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in ſeinen Staaten zuzuſichern. D. Carlos, der fortwährend in Mißverſtändniſſen mit ſeinem Vater lebte, beſchloß daher, 1565 Spanien zu verlaſſen und war bereit abzureiſen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu den ſeinigen gemacht hatte, ihn von ſeinem Entſchluß abwandte. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, ſchrieb D. Carlos an mehrere Große des Reichs, daß er die Abſicht habe, nach Deutſchland zu gehen. Er eröffnete ſich ſeinem Oheim, D. Juan von Oeſterreich, der ihm mit Sanftmuth zuredete, und ihm vorſtellte, daß die meiſten Großen, an die er geſchrieben, nicht unterlaſſen würden, den König davon zu unterrichten. Das geſchah wirklich, und D. Juan ſelbſt hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß D. Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt geweſen; daß er von ihnen eingeladen worden, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und daß ihm dieſer Plan gefallen habe, weil er ſeltſam und ungewöhnlich geweſen. Auch Philipp ſchien zu glauben, daß ſein Sohn nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Ueberdies hatte der Infant oft ſehr ungeſtüm das Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eiferſüchtig auf ſein Anſehn, betrug ſich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, D. Juan von Oeſterreich und Spinola ſein Vertrauen ſchenkte. D. Carlos faßte daher gegen dieſe Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterſchaft von Flandern erhalten, die er für ſich erbeten hatte. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählt von D. Carlos Folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte ſtets unter ſeinem Kopf-

kiſſen 2 bloße Schwerdter, 2 geladene Piſtolen, und neben ſeinem Bette mehrere Gewehre und einen Kaſten voll Schießpulver. Oft hörte man ihn klagen, daß ihm ſein Vater ſeine Braut geraubt. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Prieſter, daß er beſchloſſen habe, einen Menſchen zu ermorden. Der Prieſter verweigerte ihm daher die Abſolution. Ein anderer Prieſter, der Prior des Kloſters von Atocha, entlockte ihm Aeußerungen, aus denen man erkannte, daß er gegen ſeinen Vater einen Anſchlag gefaßt habe. Nun ward die Beichte dem Könige hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin derjenige, den mein Sohn ermorden will; aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvor zu kommen.“ So beſchloß Philipp, als König finſter und mißtrauiſch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang ſeines einzigen Sohnes, in welchem er nur einen, der Krone unwürdigen Verbrecher ſah. D. Carlos lag im tiefen Schlafe in der Nacht des 18. Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerſt in ſein Zimmer trat, und ſämmtliche Waffen wegnahm. Darauf erſchien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria, der Großprior des Johanniterordens (Bruder des Herzogs von Alba) und mehrere Garde-Officiere und Staatsräthe vorausgingen. D. Carlos ſchlief ununterbrochen. Man weckte ihn; als er den König, ſeinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;“ und indem er ſich an Philipp wandte: „Will Ew. Majeſtät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimt.“ Darauf beſchwor er mit Thränen alle Umſtehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen,“ antwortete der König, „euch umzubringen, ſondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen.“ Er befahl ihm aufzuſtehen, entzog ihm ſeine Bedienten, und ließ ein mit Papieren angefülltes Käſtchen, das unter dem Bette ſtand, in Beſchlag nehmen. Darauf übergab er den Prinzen dem Herzoge Feria und 6 Edelleuten zur Bewachung, und ſchärfte denſelben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ihn weder ſchreiben noch mit Jemanden reden zu laſſen. Jene Wächter kleideten D. Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Meublen und ſelbſt das Bette fort, und ließ nur eine Matratze zurück. D. Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte vorſchützend, ein großes Feuer anzünden laſſen; er ſtürzte ſich plötzlich in die Flammen, um darin zu erſticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechſelnd verſuchte er, ſich durch Durſt, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speiſe zu tödten; er verſchluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Nachdem Philipp ſich wegen ſeines Betragens bei dem Papſte und den mächtigſten Fürſten Europa's zu rechtfertigen geſucht, auch der hohen Geiſtlichkeit, den königl. Gerichtshöfen und Städten ſeines Reichs von dem Geſchehenen Nachricht gegeben hatte, trug er, (nicht der Inquiſition, ſondern) dem Staatsrathe, unter dem Vorſitze des Kardinals Espinoſa, der Staatsrath, Großinquiſitor und Präſident des Rathes von Caſtilien war, auf, über den Prinzen das Urtheil zu ſprechen. Dieſes Gericht ſoll, nach genauer Unterſuchnng und Abhörung vieler Zeugen, den Tod über ihn ausgeſprochen haben. Allein es iſt ungegründet, daß die Hinrichtung mittelſt einer vergifteten Suppe geſchehen ſei. Eben ſo irrig wird behauptet, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, oder daß er erdroſſelt worden. Ferreras und andere ſpan. Geſchichtſchreiber erzählen, daß er, nachdem er das Sacrament mit vieler Frömmigkeit genom-

men, und ſeinen Vater um Verzeihung gebeten, an einem bösartigen Fieber geſtorben ſei. Nach Llorente unterzeichnete der König den 2. März den gerichtlich beſtätigten Befehl zur förmlichen Verhaftung des Prinzen, für welchen ſich der Papſt und alle Fürſten, an die Philipp geſchrieben, vorzüglich Kaiſer Maximilian II., umſonſt verwandt hatten. Die Vollziehung übertrug Philipp dem Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Evoli. Der Prinz betrug ſich mit leidenſchaftlicher Unruhe. Er weigerte ſich hartnäckig zu beichten, lebte unordentlich, und der Zorn entzündete ſein Blut ſo ſehr, daß ſelbſt Eiswaſſer, deſſen er ſich täglich bediente, ihn nicht abkühlen konnte. Er ließ eine Menge Eis in ſein Bette legen, ging nackt und barfuß auf den Zimmerplatten umher, und nahm im Juni eilf Tage lang nichts als Eiswaſſer zu ſich. Nun beſuchte ihn der König, und ſagte ihm einige tröſtende Worte, worauf der Prinz mehr Speiſe genoß, als ihm dienlich war. Dies zog ihm ein bösartiges Fieber zu. Unterdeſſen leitete D. Diego Bribiesca de Mugnatones, Mitglied des Raths von Caſtilien, den Prozeß. Der Prinz erhielt davon nicht die geringſte gerichtliche Anzeige. Im Juli faßte Mugnatones aus den Zeugenausſagen und den weggenommenen Papieren des Prinzen einen Bericht an den König ab, des Inhalts, daß D. Carlos, weil er einen Vatermord beſchloſſen und die Herrſchaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg ſich habe verſchaffen wollen, des Majeſtätsverbrechens für überführt zu achten ſei, daß es jedoch von dem Souverän abhange, ob er den Kronprinzen nach den allgemeinen Geſetzen des Königreichs richten laſſen wolle. Darauf erklärte Philipp, daß ihm ſein Gewiſſen als König nicht erlaube, von den Geſetzen in Anſehung des Prinzen, welcher bei ſeiner Laſterhaftigkeit des Throns gänzlich unwürdig ſei, eine Ausnahme zu machen. Er glaube, da bei der zerrütteten Geſundheit des Prinzen keine Rettung zu hoffen ſei, daß es gut wäre, keine Sorgfalt auf ihn zu wenden; ſondern ihn ſoviel eſſen und trinken zu laſſen, als er wolle, was ſeinen Tod herbeiführen würde. Nur ſolle man ihn von der Unvermeidlichkeit ſeines Todes überzeugen, damit er beichte und ſein ewiges Heil ſicher ſtelle. Die Prozeßacten erwähnen von dieſem Entſchluſſe des Königs nichts. Es ward kein Urtheil geſchrieben, noch unterzeichnet, und der protocollirende Secretär, Pedro del Hoyo, bemerkt in einer Note: „daß das gerichtliche Verfahren ſo weit gediehen geweſen, als der Prinz an einer Krankheit geſtorben, weßhalb es zu keinem Urtheilsſpruch gekommen ſei.“ Damit ſtimmen ſchriftliche Nachrichten von andern Perſonen, die im Palaſte des Königs angeſtellt waren, überein. In Folge jener Erklärung des Königs hielten der Kardinal Espinoſa und der Prinz von Evoli es für rathſam, den Tod des Infanten dem Fortgange ſeiner Krankheit zu überlaſſen. Dem Leibarzte des Königs, Olivarez, der den Prinzen behandelte, ward dieſe Anſicht von dem Prinzen von Evoli eröffnet. Er verordnete darauf den 20. Juli dem Kranken eine Arznei, nach welcher die Krankheit tödtlich zu werden ſchien, und rieth nun dem Infanten, ſich durch das Sacrament auf den Fall des Todes vorzubereiten. Dies that D. Carlos den 21. Juli, und bat durch ſeinen Beichtvater den König, ſeinen Vater, um Verzeihung. Philipp ließ ihm dieſe und ſeinen Segen zuſichern; darauf nahm D. Carlos das Abendmahl, und machte ſein Teſtament. Sein Todeskampf währte den 22. und 23. Juli fort. Der Prinz hörte dabei mit Ruhe die Gebete der Geiſtlichen an. In der Nacht zum 24. begab ſich der König zu ihm, und gab ihm, ohne von ihm

erkannt zu werden, ſeinen Segen, worauf er weinend fortging. Bald darnach, den 24. Juli 1568, um 4 Uhr Morgens, ſtarb D. Carlos. Er wurde ſeinem Stande gemäß, jedoch ohne Leichenrede, im Dominikaner-Nonnenkloſter El Real zu Madrid begraben. Die tugendhafte Königin Eliſabeth ſtarb am 23. Oct. deſſ. Jahres an einer zu frühzeitigen Entbindung, und nicht an Gift, wie Philipps Feinde behaupteten. Philipp II. ließ die Prozeßacten 1592, in einem Käſtchen verſchloſſen, in dem königl. Archive zu Simancas niederlegen. Das traurige Schickſal des Don Carlos hat mehrern tragiſchen Schriftſtellern zum Stoffe gedient; wir nennen die Arbeiten Schiller's, Alfieri's, Otway's und Campiſtron's. K.

Carlowitz, offene Stadt an der Donau, im ſlavoniſchen Militärdiſtrict, wo 1699 zwiſchen dem Kaiſer, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engliſcher und holländ. Vermittelung, der carlowitzer Friede geſchloſſen wurde. S. Friedensſchlüſſe.

Carlsbad im Königreich Böhmen, iſt einer der berühmteſten Badeorte Europa's. Es liegt in einer gebirgigen, romantiſch ſchönen Gegend, in einem engen, tiefen Thale, an beiden Seiten des Fluſſes Tepel. Kaiſer Carl IV. ſoll, als er einſt hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er, dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denſelben in die Quelle verſunken angetroffen. Peter Baier, ſein Leibarzt, verordnete nun ſeinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieſes Waſſers, welches das Uebel ſogleich hob. Von dieſer Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiſer Carls Bad. Sehr bald ſoll nun der Kaiſer, an eben der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm ſteht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man ſich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jetzt 450 Häuſer mit 2510 Einwohnern. Die Kirche iſt hell und wohlgebaut. Das Schauſpielhaus iſt nach dem zu Mannheim aufgeführt. Das ſächſiſche und böhmiſche Ballhaus, ſo wie das polniſche Haus beim Schloßbrunn, zeichnen ſich durch geſchmackvolle Säle aus, wo ſich oft glänzende Cirkel bilden. Man verfertigt hier mancherlei vorzüglich ſchöne Waaren aus Stahl, Eiſen, Zinn, Blech, Holz u. ſ. w. ſogenannte Carlsbader Waare, die beſonders von den Brunnengäſten gekauft, und auch ſonſt ausgeführt wird. Die hier befindlichen heißen Quellen ſind: der alte und neue Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Thereſienbrunnen. Die nächſten Spaziergänge gehen nach Klein-Verſailles, in einem abgeſchiedenen Wieſengrunde gelegen; oder nach dem Hirſchenſprung, der in röthlichen Granitmaſſen über der Stadt anfängt; oder nach Findlater's Spitzſäule und Tempel, dem Belvedere, dem Choteckiſchen Wege, der Vier-Uhr-Promenade und dem Poſthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieſer Stadt an die Seite geſetzt werden kann. In ſeiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Antons Ruhe, der Sitz der Freundſchaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel, und weiterhin zum carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den ſtets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftſäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wieſe iſt noch die Marianens Ruh, mit einer ſchönen Ausſicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt ſich der Dreikreuzberg, mit der ſchönen Ausſicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch ſchöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirths-

hauſe kommen, von welchem eine treffliche Kunſtſtraße herab nach Carlsbad führt. — Seit 1821 hat die zuerſt in Dresden ausgeführte Anſtalt des künſtlichen Carlsbads, oder der künſtlichen Nachahmung des carlsbader Mühlbrunnen, Neubrunnen und Sprudels große Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregt, und iſt von dem Erfinder, Hrn. D. Struve auch bereits 1822 in Leipzig eine ähnliche Anſtalt errichtet worden.

Carlsruhe, Reſidenz und Hauptſtadt des Großherzogthums Baden, wurde 1715 angelegt, indem zuerſt der Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach auf dieſem Platze ein Luſt- und Jagdſchloß erbaute, um welches herum ſich nach und nach mehrere Menſchen anſiedelten; beſonders nachdem er es zu ſeiner beſtändigen Reſidenz erwählt hatte. Ihre Entſtehung verdankt ſie gewiſſermaßen dem ſtörriſchen Eigenſinne der damaligen Bürger Durlachs, die ſich, zu Behauptung vermeinter Gerechtſame, den Verſchönerungs-, noch mehr aber den Erweiterungsplane des Markgrafen widerſetzen. Die Stadt zählt bereits 1100 Häuſer und 17,000 Einwohner. Sie liegt in einer ſchönen Ebene, anderthalb Stunden weſtlich vom Rheine, am anſehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen beſtehenden Hartwalde. Die Stadt nimt einen Theil der Zirkelfläche ein, welche durch die vom mittlern Thurme des Schloſſes ausgehenden Alleen beſchrieben wird. Achte derſelben ſind bebaut, und machen daher die neun Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Dieſe 9 Straßen fangen in gleich weiter Entfernung vom Schloſſe an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden verſehenen Häuſern verziert iſt, deren Vorderſeite ſich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenſtraße, als der urſprünglichen Grenzlinie des Umfangs der Stadt. Jetzt ſind dieſe neun nördlichen Straßen auf der ſüdlichen Seite weiter verlängert, und von andern Straßen durchſchnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenſtraße laufen. Carlsruhe zeichnet ſich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit ſeiner Anlage und Häuſer, welche alle nach einem gewiſſen Muſter erbaut werden müſſen, durch die ſehr breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen verſehenen Straßen und durch die ſchönen Thore, worunter beſonders das ettlinger Thor ein Muſter erhabener und geſchmackvoller Bauart iſt. Unter den fünf öffentlichen Plätzen ſind der Reſidenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Baumreihen, und der neu angelegte Marktplatz mit hohen, ganz neuen Häuſern umgeben, die ſchönſten. Das Schloß des Großherzogs iſt im altfranzöſiſchen Style erbaut, und beſteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Gleichlaufend mit den letztern befinden ſich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude, und auf der andern die Gebäude für den Marſtall, die Reitſchule und die Wagenremiſe. Die neue evangeliſche Kirche, welche 1807 angefangen wurde, iſt ein im ächt römiſchen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue katholiſche Kirche wird von oben erleuchtet, und hat eine 100 Fuß weite und eben ſo hohe Kuppel. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ioniſche Säulen einen Porticus. Auch das hochberg'ſche Schloß und das Hoftheater, welches 2000 Zuſchauer faßt, gehören zu den vorzüglichſten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind die 70,000 Bände ſtarke Hofbibliothek, das großherzogl. Antiquitäten- und Münz-, das phyſikaliſche-, das Naturaliencabinet und die Gemälde- und Kupfer-

ſtichſammlung bemerkenswerth. Der botaniſche Garten iſt ein Werk des vorletzt verſtorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Alle zur Stadt führenden Landſtraßen ſind mit Baumreihen beſetzt, unter welchen ſich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, beſonders durch die Größe und Schönheit ihrer italieniſchen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanſtalten, als ein Gymnaſium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenſchule, ein Taubſtummen-Inſtitut, eine Zeichenſchule ꝛc. befinden ſich in Carlsruhe.

Carmagnole hieß in der erſten Zeit der franzöſiſchen Republik ein Tanz und ein dazu gehöriges Lied. Die Benennung rührt wahrſcheinlich von der Stadt Carmagnole in Piemont her. Der Tanz entſtand zur Zeit der Erbitterung des Volkes gegen das dem Könige verliehene Veto wider die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und der Ermordung der Schweizergarden. Bei Volksfeſten, Hinrichtungen und Ausbrüchen der Volkswuth ward die Carmagnole gewöhnlich gewöhnlich geſungen oder getanzt. — Später wurde der Name auch auf die Nationalgarde, die Kleider von gewiſſem Schnitt trugen, auf ſchwärmeriſche Anhänger der Revolution, angewandt, und manche Mitglieder des National-Conventes, z. B. Barrere, nannten leichtfertig ihre Mittheilungen an die Verſammlung ſo. — Petits carmagnoles heißen in Paris Schornſteinfeger- und Schuhputzerbuben, meiſt Savoyarden, vermuthlich von der erwähnten Stadt.

Carmel (Karmel), ein Gebirge des Libanon in Paläſtina an der ſüdl. Grenze von Galiläa, im Paſchalik Acca. Es beſteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen, in einem Umfange von 6 Meilen, und geht am Ausfluſſe des Kiſchen in eine anmuthige Ebene aus, welche die ſüdliche Küſte des Meerbuſens von Ptolemais oder Acca am Mittelmeere bildet. Auf ſeinen Höhen ſind Ruinen von Kirchen und Klöſtern aus der Zeit des chriſtlichen Königreichs Jeruſalem und eine Höhle, die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrh. hatten chriſtl. Einſiedler ſich den Karmel zum Aufenthalt gewählt, doch erſt um die Mitte des 12 Jahrh. ſtifteten Pilger unter Leitung Bertholds aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf dieſem Gebirge, welcher der Patriarch von Jeruſalem, Albrecht, 1209 eine, mit der alten Baſilianiſchen meiſt übereinſtimmende Regel und Honorius III. 1224 die päpſtliche Beſtätigung gab. Dies iſt der wahre Urſprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Karmel oder der Karmeliter. Dieſe Mönche ſelbſt ſchreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um ſich den Vorzug eines in ſeiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörtem ihrem Orden alle Propheten und heil. Männer des alten Teſtaments von Elias bis auf Jeſum, Pythagoras und die galliſchen Druiden an; die Rechabiten, Eſſener und Phariſäer ſollen Tertiarier, die heil. Frauen des A. T. mit der h. Jungfrau Maria Nonnen, und die Einſiedler des chriſtl. Alterthums ächte Glieder ihres Ordens geweſen ſein. Auch Chriſtum machen ſie zum beſondern Beſchützer deſſelben, wo nicht gar zum Karmeliter und ſeine Apoſtel zu Miſſionärs vom Berge Karmel. Dieſe unſinnigen Behauptungen hat der Jeſuit Papebroch widerlegt, und die gelehrte Welt längſt für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Karmeliter dabei, und durften noch unter Benedict III. im 18. Jahrh. die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peters-

kirche zu Rom aufſtellen. Zwiſchen 1238 bis 1244 haben ſie, von den Saracenen verdrängt, ſich nach Europa verpflanzt, und 1247 eine mildere Regel angenommen, die ſie zum Kloſterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungeſtreiften Mäntel vertauſchten ſie 1287 mit ganz weißen, unter denen ſie ſonſt ſchwarze, ſeit der Mitte des 15. Jahrh. aber kaſtanienbraune Kutten trugen. Der Karmeliter-orden zerſiel bei ſeiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in 4 von einander unabhängige Körperſchaften. 1) Den Hauptſtamm machen die beſchuheten Obſervanten nach der im 15. Jahrh. auf's neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der ſtrengen Obſervanz in Frankreich und Italien und die 1462 von dem General Sereth geſtifteten Karmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18. Jahrh. 38 Provinzen in der kathol. Chriſtenheit und, nach ihrer eigenen, ſehr übertriebenen Angabe, 7050 Klöſter mit 180,000 Religioſen beiderlei Geſchlechts. 2) Die 1433 von den Obſervanten geſchiedene und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöſtern. 3) Die Barfüßer und Barfüßerinnen oder Thereſianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Thereſia geſtiftet, 1593 von den Obſervanten unabhängig wurden und im 18. Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meiſt weiblichen, Religioſen angewachſen waren. 4) Die Barfüßer in Italien, welche ſich 1600 von den ſpaniſchen trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutſchland, Flandern, Polen und Aſien mit 8000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Dieſe beiden Barfüßer-Congregationen folgen der älteſten ſtrengen Regel mit neuen Verſchärfungen, z. B. Faſten, Stillſchweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einſiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Faſt in keinem Orden wurden die Selbſtpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorſams gegen die Obern weiter getrieben, als bei dieſen Barfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Karmelitern zu ſein glauben. Jede dieſer vier Körperſchaften hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papſte abhängigen General. Nur einige Klöſter der Karmeliterinnen ſtehen unter den Biſchöfen. Die Barfüßerinnen in Frankreich hatten ſeit 1661 ihren eigenen ſelbſt erwählten Obern. Die Vorrechte der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Bruſt und Rücken herabhängt und von grauer Wolle zu ſein pflegt, haben alle Karmeliter mit einander gemein. Sie ſchreiben dieſem Scapulier wundervolle, beſeligende Kräfte zu, und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderſchaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünſtigen. Im gleichen Verhältniſſe zu den Karmelitern ſteht die Erzbrüderſchaft U. L. Fr. vom Berge Karmel zu Rom. Am engſten iſt ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entſtand und ſehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder deſſelben ſind, wie die Tertiarier andrer Orden, zu gewiſſen Faſten, Gebeten und zum Gehorſam gegen den General der Congregation verbunden, zu der ſie ſich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Karmel und des heil. Lazarus hing mit den Karmelitern nur durch den Namen zuſammen. Da die Lebensart dieſer letztern jede gemeinnützige Thätigkeit ausſchloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen unterſagt und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika ha-

ben ſie ſich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen ſonſt am liebſten bei den Karmeliterinnen anſtellten, beſteht ſeit 1817 wieder ein Frauenkloſter dieſes Ordens unter höchſtem Schutz. Das gegenwärtige Schickſal der Miſſion in Perſien, welche die italieniſchen Barfüßer unternommen hatten, iſt unbekannt. E.

Carmer (Joh. Heinr. Caſimir, Graf v.), königl. preuß. Großkanzler, Juſtizminiſter, königl. Commiſſär bei der pommerſchen, oſt- und weſtpreuß. Landſchaft in Berlin, Ritter des ſchwarzen Adlerordens ꝛc., hat ſich durch ſeine Verdienſte um die preußiſche Rechtsverfaſſung unſterblich gemacht. Er war 1721 in der Grafſchaft Sponheim geboren, trat nach vollendeten Studien in preußiſche Staatsdienſte, ward bald von Friedrich dem Großen bemerkt, und bis zum Großkanzler und Staats- und Juſtizminiſter erhoben. Thätigkeit, Feſtigkeit, Umſicht in den Geſchäften und ein hoher Gerechtigkeitsſinn bezeichneten ſeine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen, unter vielen andern nützlichen Veranſtaltungen, beſonders die Einrichtungen der ritterſchaftlichen Creditſyſteme, die Verbeſſerung der Gerichtsverfaſſung in ihrem ganzen Umfange, die zweckmäßigere Form der Civilprozeſſe und vor Allem die Abfaſſung des allgemeinen Landrechts, das in vieler Hinſicht ein Muſter iſt. S. Landrecht (Preuß.) Nach funfzigjährigen ruhmvollen Dienſten zog ſich Carmer auf ſein Gut Rützen bei Glogau zurück, und ſtarb daſelbſt 1801.

Carmin iſt das mit einem erdigen oder metalliſchen Oxyd verbundene rothe Pigment der Cochenille oder der Lackſchildlaus. Sie nimt am liebſten ihren Sitz auf Cactuspflanzen. Da die Schönheit dieſer theuern Farbe nicht allein in Folge des angewandten Verfahrens, ſondern auch des quantitativen Verhältniſſes der Zuthaten ſehr modificirt wird: ſo hat man über die Bereitung des künſtlichen Carmins höchſt abweichende Vorſchriften. Diejenigen Fabriken, welche den beſten Carmin bereiten, verhehlen ihre Methode als ein Fabrikgeheimniß; Neuſpanienen hat die beſte natürliche Cochenille.

Carmontelle, franzöſ. Dichter, bekannt durch ſeine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und ſtarb daſelbſt 1806. Er war Vorleſer und Ordonnateur der Fêtes bei dem Herzoge von Orleans geweſen. Die Grundlage dieſer kleinen Stücke iſt im Ganzen ſehr locker, und man darf weder einen künſtlichen Knoten, noch eine gehörige Entwickelung darin ſuchen, nichts als eine Folge dramatiſcher Scenen. Dieſe kleinen Luſtſpiele ſind jedoch äußerſt brauchbar für Geſellſchaftstheater, und manche dramatiſche Dichter haben ſie als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben ſo außerordentlich, als ſeine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt iſt, behauptet man, habe er Handſchriften zu mehr als hundert Bänden hinterlaſſen. Er beſaß auch das Talent zu malen. Faſt alle berühmte Perſonen ſeiner Zeit hat er abgebildet; auch malte er eine Art Transparente, die 100 und mehr Fuß lang waren, und wie ſie ſich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Außer verſchiedenen andern Werken und Theaterarbeiten ſind zwei Sammlungen ſeiner dramatiſchen Sprichwörter, zuſammen 10 Bände, im Druck erſchienen.

Carmoſiren oder Carmuſiren, von dem ſchwediſchen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelſtein mit kleineren einfaſſen.

Carnationen in der Malerei (ſ. Nacktes).

Carneades (Karneades) v. Cyrene, Stifter der neueren oder dritten Akademie, war gegen das J. 129 v. Chr. Geb. geboren, und lebte 90 Jahre zu ſeinem Unglück ohne Wahrheit zu finden. Dieſer Stifter der dritten Akademie ſtützte ſeine dialektiſche Weisheit auf die ſonderbare Theorie „man könne die Wahrheit nicht erkennen.“ War das richtig, ſo war es ſehr müßig, eine ſolche Spitzfindigkeit, die nur einer Klaſſe müßiger Ideologen intereſſant ſcheinen konnte, erſt zu einem gelehrten Dogma zu erheben, das zu den Verirrungen gelehrter Köpfe einen Beitrag lieferte. Doch war dieſer Ideolog ſo beſcheiden, den ſogenannten Weiſen zu erlauben, in gewiſſen Fällen zu vermuthen, nur ſolle man nie abſprechen. Es war eine Spielerei eines Mannes, der Behagen fand, das Abſprechende andrer ſogenannten Weltweiſen ſeiner Zeit, und beſonders die finſtre Moral der Stoiker und die Wortklauberei der Peripatetiker lächerlich zu machen. Als Griechenlands beſſere Köpfe nach der Unterdrückung ihrer Nation als Staat, ſich nicht mehr mit Gegenſtänden beſchäftigen konnten, die ihr Volk als Volk anſprachen: ſo ſank ihre, in eine enge Sphäre eingeſchränkte Unterſuchungsfreiheit zur Ideologie herab. Was wir vom Syſtem dieſes Ideologen wiſſen, ſtammt beſonders von ſeinem Schüler Klitomachus ab. Er ſelbſt ſoll nie über ſein unlogiſches Syſtem geſchrieben haben, woran er ohne Zweifel ſehr wohl that. Cicero, der ſich nur zu ſehr in ſeinen Anſichten der gelehrten Ideologie hingab, hat in ſeinen Schriften als Freund der Stoa, dieſen Gegner ſeiner Stoiker hie und da zu widerlegen geſucht. Die Athener hatten einmal den Karneades mit ein Paar andern Philoſophen als Geſandte nach Rom geſandt. Cato der Große, der mit ſeinem geraden Sinn an der Dialektik, der Krankheit ſeiner Zeit, wenig Behagen fand, die Roms Jugend anzuſtecken ſchien, als jene Sophiſten das Widerſinnigſte wahrſcheinlich machen zu können behaupteten, gab dem Senat den weiſen Rath, dieſe Sophiſten baldmöglich nach Griechenland zurückzuſchicken.

Carneval, Faſching, ſ. Faſtnacht. Vorzüglich berühmt ſind in Italien das Carneval zu Venedig und das zu Rom. Das Carneval zu Venedig fängt allemal nach Weihnachten an; die Luſtbarkeiten ſind Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen, bei Beſuchen großer Fürſten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Nach dieſem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die venetianiſche Meſſe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfeſt hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Feier der Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte 14 Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, ſondern blos venetianiſche Domino's, getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beſchreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und beſteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen.

Carnies, ſ. Säule.

Carnot (Lazare Nicolas Margaretha), geboren zu Nolay in Burgund 1753 aus einer niedern Bürgerfamilie. Sein unvermögender Vater war Advocat. Der Sohn zeigte von Kindheit an ein ſeltenes Talent für Mathematik und militäriſche Wiſſenſchaften, ward frühzeitig in dem Geniecorps angeſtellt, erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe, und ſtieg unter Begünſtigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematiſche Verſuche heraus, die ſeine Aufnahme in mehrere gelehrte Geſellſchaften bewirkten; ſeine Lobrede auf Vau-

ban wurde von der Akademie zu Dijon gekrönt. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann. Er wurde (1791) zum Abgeordneten bei der geſetzgebenden Verſammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den militäriſchen Angelegenheiten Theil. Auf ſeinen Vorſchlag wurden die adeligen Officiere verabſchiedet, und bürgerliche dagegen angeſtellt. Als Mitglied des Convents ſtimmte er für Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee geſandt, wo er auf dem Schlachtfelde den feigen General Gratien abſetzte, ſich ſelbſt an die Spitze des Heers ſtellte, und die Feinde zurück trieb. Bei ſeiner Rückkehr in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnot's großer Einfluß auf die militäriſchen Unternehmungen ſeinen Anfang. Im Beſitze aller Plane, welche in den Archiven Ludwigs XIV. niedergelegt waren, leitete er die franzöſ. Heere, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Anordnungen zu ihren Siegen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz mehrmals angeklagt, aber immer freigeſprochen. Bei der Errichtung des Directoriums 1795 ward Carnot Mitglied deſſelben, und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ ſich aber von Barras die Leitung des Kriegsminiſteriums nehmen, und ward ſeitdem ſein Gegner. Sein Plan, Barras zu ſtürzen, mißlang, und er wurde, nebſt andern, am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Er floh nach Deutſchland, und gab eine Rechtfertigungsſchrift heraus, die in Paris mit Begierde geleſen wurde und durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten ſeiner ehemaligen Collegen, den Sturz derſelben 30. Prairial (18. Juni) 1799 beförderte. Nach dem 18. Brumaire wurde Carnot zurückberufen und zum Muſterinſpector (Inspecteur aux Revues), und zwei Monate darauf, April 1800, zum Kriegsminiſter ernannt. Er zog ſich zwar bald in den Schooß ſeiner Familie zurück, ward jedoch den 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Dieſelbe Unbeugſamkeit der Grundſätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, verleugnete er auch hier nicht, trat mehrere Male den Abſichten der Regierung entgegen, ſtimmte als der Einzige gegen das lebenslängliche Conſulat, und erhob ſich hauptſächlich gegen den Vorſchlag der Kaiſerwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu deſſen Aufhebung, lebte nachher 7 Jahre als Privatmann, und gab mehrere gehaltvolle militäriſche Werke heraus. 1814 übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl in Antwerpen. Er verband die tapferſte Vertheidigung mit der ſorgfältigſten Schonung der Stadt, die er hernach, auf Befehl Ludwigs XVIII. dem engl. General Graham übergab. Er behielt zwar ſeine Titel und Würden, konnte aber, als ein bedeutender und ſtrenger Republikaner, die Gunſt des Hofes nie erlangen, und zwar um ſo weniger, als er in einer Denkſchrift an den König das herrſchende Syſtem offen und heftig tadelte; weshalb er auch bei der neuen Einrichtung der Akademie der Wiſſenſchaften übergangen ward. Als Napoleon 1815 wieder die Zügel der Regierung faßte, machte er Carnot zum Grafen und Pär des Reichs, und drang ihm das Miniſterium des Innern auf. Carnot verwaltete dieſen ſchwierigen Poſten mit ſeiner gewohnten Rechtlichkeit. Nach des Kaiſers zweitem Sturze ward er Mitglied der proviſoriſchen Regierung von Frankreich, und war hernach der Einzige von den Mitgliedern derſelben, welche in die Verordnung vom 24. Juli begriffen wurden. Er ging zuerſt nach Cerney, wo er ſich mit politiſcher Schriftſtellerei beſchäftigte, dann 1815 mit ſeiner Familie nach Warſchau, von da aber

nach Magdeburg, wo er noch lebt. S. die Corresp. de Nap. Buonap. av. le Cte Carnot, pend. les 100 jours. Par. 1819, und Carnot's Leben von Körte.

Caro (Annibale), einer der berühmteſten italieniſchen Schriftſteller des 16. Jahrh., war 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona geboren. Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, beſtellte ihn zum Lehrer ſeiner Kinder, nachher zu ſeinem Secretär, und verſchaffte ihm anſehnliche Pfründen. Nach Gaddi's Tode, 1543, trat er mit demſelben Titel in die Dienſte von Pietro Lodovico Farneſe, welchen 1545 ſein Vater, Papſt Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Die Gunſt dieſer Familie verſchaffte Caro bald die Mittel, ſeiner Liebhaberei für Antiken und Münzen Genüge zu leiſten. Er brachte eine bedeutende Sammlung derſelben zuſammen. Die toscaniſche Sprache war ſein Hauptſtudium, und der Ruf ſeiner reinen und zierlichen Schreibart in Verſen und in Proſa verbreitete ſich durch ganz Italien. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botſchaften an Kaiſer Carl V.; doch ging Caro damit um, einen Dienſt zu verlaſſen, den ihm die Launen und Laſter des Fürſten verleideten, als dieſer zu Piacenza ermordet ward. Er ſelbſt war in Gefahr, flüchtete nach Parma, und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farneſe, mit Freundſchaft aufgenommen. Die beiden Kardinäle Ranuccio und Aleſſandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Dienſten ſtand er von 1548 bis an ſeinen Tod, 1566. Schon alt und ſeit lange vom Podagra gequält, verließ er Parma und begab ſich nach Rom, das er nur in der ſchönen Jahreszeit mit Frascati vertauſchte. Seine Ueberſetzung der Aeneide in reimloſen Verſen iſt vortrefflich. Nach ſeinem Tode erſchien von ihm außer der Eneide eine Ueberſetzung des Longus und der Rhetorik des Ariſtoteles, ferner Rime und Lettere. Wie ſeine Gedichte ſich durch Eleganz auszeichnen, ſo ſind ſeine Briefe Muſter einer ſchönen italieniſchen Proſa.

Carolina, ſ. Halsgerichtsordnung.

Caroline Amalie Eliſabeth, Königs Georg IV. von Großbritannien und Hannover Gemahlin, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerſtädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig und der Prinzeſſin Auguſte von England, Georgs III. Schweſter, ward geboren den 17. Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (den 8. April 1795) erhielt ſie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pfd. Einige Monate nach der Geburt der Prinzeſſin Charlotte, ihrer Tochter (7. Jan. 1796), führten Zwiſtigkeiten ſehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz ſchrieb nämlich an ſeine Gemahlin den 30. April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinſtimmten, ſie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; ſelbſt dann, wenn ein Unfall ſeine Tochter beträfe. Die Prinzeſſin antwortete ihm den 6. Mai, daß ſie den Bedingungen, die er ſelbſt, nicht ſie, mache, ſich unterwerfe; daß ſie aber, damit es nicht ſcheine, als ob ſie die Trennung gewollt, ſeine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müſſe, weßhalb ſie eine Abſchrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieſer Entfernung lebten ſie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzeſſin beleidigend waren, den König veranlaßten, gewiſſe, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzeſſin mit dem Capitän Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith — man ſprach

ſogar von einem Knaben, der ihr Sohn ſei — unterſuchen zu laſſen. Dieſe „delicate investigation,“ wie man ſie nannte, ward dem Lord-Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter ſelbſt den Herzog von Kent, ab, und ihr Ausſpruch war, die Prinzeſſin ſei weder ſchwanger geweſen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Auguſtin aber, den ſie erziehe, ſei das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commiſſarien dem Könige bemerken zu müſſen, daß das Betragen der Prinzeſſin nicht frei von Unbedachtſamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Oppoſition ſtand, ſchrieb zur Vertheidigung der Prinzeſſin eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Miniſterium kam, wurden ſowohl die Unterſuchungsſchriften als dieſes Buch ſelbſt unterdrückt. Um jedoch die Unſchuld der Prinzeſſin anzuerkennen, machte ihr der König zu Blackheath einen förmlichen Beſuch, zeichnete ſie auch ſonſt öffentlich aus. Daſſelbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erſchien bei Hofe und in der Oper, in Begleitung eines ihrer eifrigſten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland. Auch beſtätigte, unter Perceval's Miniſterium, eine Entſcheidung des Geheimenraths nicht nur die Freiſprechung der Prinzeſſin, ſondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihren Handlungen Unbedachtſamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute ſich, daß die Prinzeſſin eine Anklage ſiegreich niedergeſchlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt hätten; dieſem Gerücht widerſprach jedoch Lord Erskine durch einen Brief, den er an Lady Douglas ſchrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenſeitige Störung, bis die Prinzeſſin ſich den 14. Jan. 1813 ſchriftlich bei dem Prinzregenten beklagte, daß die Beſuche, die ſie von ihrer Tochter empfange, immer ſeltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz ſchickte den Brief zweimal uneröffnet zurück. Das dritte Mal nahm er ihn an; und zum Erſtaunen Aller, von denen nur wenige dieſen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Herrn Brougham, den Rathgeber der Prinzeſſin, als den Verfaſſer. Schon wollte die Oppoſition (die Herren Whitbread, Burdet u. A.) die Sache der Prinzeſſin im Parlamente führen, als der Prinzregent dieſelbe der Prüfung des Geheimenraths übergab. Dieſer entſchied einmüthig, daß die der Prinzeſſin gemachten Beſchuldigungen verläumderiſch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maßregeln, welche den Umgang zwiſchen Mutter und Tochter einſchränkten, ſeien nothwendig, und müßten auch ferner beſtehen. Nun verlangte die Prinzeſſin in einem Briefe, den ſie an den Sprecher des Unterhauſes ſchrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern ſtürmiſchen Wortkämpfen die deshalb gemachten Anträge der Mitglieder der Oppoſition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und ſeine Gemahlin ſich gegen das Unterhaus ſchriftlich erboten, ihre Ausſagen, die ſie 1806, die Schwangerſchaft und die Niederkunft der Prinzeſſin um den 1. Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commiſſarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen, während zwanzig andere Ausſagen und drei miniſterielle Entſcheidungen die Prinzeſſin ganz freigeſprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der bravſten Generale in der engliſchen Armee gehalten, und ſeine Gemahlin ſteht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England beſuchten, ward die Prinzeſſin

von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieſer Zeit (Auguſt 1814) hat ſie, wahrſcheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlaſſen, und mehrere Reiſen in Deutſchland und andern Ländern gemacht. Sie begab ſich nach Wien, — wo ſie jedoch weder bei Hofe erſchien, noch von einem Prinzen des kaiſ. Hauſes einen Beſuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reiſete ſie über Algier, Tunis und Konſtantinopel nach Jeruſalem. Aus Paläſtina brachte ſie dem heil. Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog ſie ein von ihr erkauftes ſchönes Landhaus am Comerſee; doch hielt ſie ſich abwechſelnd an verſchiedenen Orten, vorzüglich in Rom und in Peſaro, auf; am letztern Orte unterhielt ſie eine Oper mit einem Aufwande von 6—8000 Pfd. jährlich. Im J. 1819 verkaufte ſie ihre Villa am Comerſee an den Herzog von Torlonia, und ſchien ihren Wohnſitz ganz nach Rom verlegen, und hier den Palaſt Corſini, in dem die Königin Chriſtine von Schweden ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte, beziehen zu wollen. Hierauf machte ſie Reiſen nach Mailand und Lyon. Das Gerücht, ſie wolle über Paris nach London zurückkehren, um entweder in Perſon vor dem Parlament ſich gegen neue Anſchuldigungen, auf die, wie es hieß, eine gänzliche Scheidung begründet werden ſollte, zu vertheidigen, oder um noch nicht bezahlte Wechſel, die ihr bei Quatre-Bras gebliebener Bruder, der Herzog von Braunſchweig, ſchuldig geblieben war, zu recognoſciren, erregte in London viel Aufſehen. Deshalb ſagt man, habe der engliſche Miniſter Canning in Mailand mit ihr mehrere Unterredungen gehabt, und im Oct. 1819 hieß es, daß ſie von Lyon wieder nach Rom zurückkehren werde. Sie hat übrigens ihre in Italien gemachten Schulden bezahlt. Die Prinzeſſin von Wallis hat jedoch in öffentlichen Blättern erklärt, daß ſie niemals von der brittiſchen Regierung irgend eine Vermehrung ihrer Einkünfte begehrt, ſondern daß ſie vielmehr, als ihr vor fünf Jahren von der Nation im Parlamente 50,000 Pfd. votirt wurden, nur 35,000 Pfd. jährlich angenommen hat. Zugleich ward erklärt, daß ihre Rückkehr keinen andern Zweck habe, als ihre, zum zweiten Male angegriffene Ehre in Perſon zu vertheidigen. Viele Perſonen in ihrem Gefolge trugen den Orden des heil. Grabes und den von ihr geſtifteten Carolinenorden. Was öffentliche Blätter im J. 1817 von gefährlichen Nachſtellungen gegen ihre Perſon, die man in Genua und Como verſucht, erzählt haben, iſt wenigſtens nicht erwieſen worden. Die Prinzeſſin ſelbſt ließ 1817 in Deutſchland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reiſen und mehrern Begebenheiten ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Engliſchen überſetzten, Mémoires de la princesse de Galles, ſind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatſachen anführte. Außer dem von ihr adoptirten Auguſtin, hat die Prinzeſſin noch einen Bauernſohn in ihren Schutz genommen, der ſtets in ihrer Begleitung war. Ihre Rückkehr nach England, den dort eingeleiteten Eheſcheidungsprozeß und ihren Tod im J. 1821 erzählt der Artikel (Georg IV.). — Ihre Tochter, Charlotte Auguſte, Prinzeſſin von Wallis, vermählt mit dem Prinzen Leopold von Coburg, wurde den 7. Jan. 1796 in Carltonhouſe geboren. Da der Prinz von Wallis, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und ſchon Beſorgniſſe in Rückſicht der Erbfolge entſtanden waren, ſo erwartete die Nation mit Aengſtlichkeit ihre Geburt. Ihre erſten Jahre brachte die Prinzeſſin unter den Augen ihrer Mutter zu,

die mit beſonderer Liebe und Sorgfalt über ſie wachte; ſpäterhin kam ſie unter die Aufſicht der Lady Clifford, und der Biſchof von Exeter wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rückſicht auf ihre große Beſtimmung, einſt die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und ſie mußte ſich vom Morgen bis zum Abend mit denſelben beſchäftigen. Man verſichert, daß ſie mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der Alten bekannt, und mit der Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Staaten, insbeſondere mit der Verfaſſung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut geweſen ſei. Sie ſprach mit Leichtigkeit franzöſiſch, deutſch, italieniſch und ſpaniſch, ſang und ſpielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landſchaften nach der Natur mit Geſchmack. Ihre Schreibart war gefällig, und ſie liebte den höhern Styl der engl. Poeſie leidenſchaftlich. Sie wäre unter jedem Verhältniſſe eine Zierde ihres Geſchlechts geweſen, und war es beſonders auf der glänzenden Höhe, auf der ſie ſtand. Kaum der Kindheit entwachſen, befand ſie ſich ſchon unter Umſtänden, die Feſtigkeit und volle Charakterſtärke foderten. Bei dem unſeligen Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte ſie ſich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Aeltern ſich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Jetzt nahte die Zeit, wo ſie vermählt werden ſollte. Das engliſche Volk erwartete mit Sehnſucht dieſen Zeitpunkt. Der junge Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl beſtimmt, und das Volk wünſchte dieſe Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten und Intereſſen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollenduug ſeiner Studien auf der Univerſität Oxford in der brittiſchen Armee in Spanien gedient, und ſich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umſtände, vor allen das Widerſtreben der Prinzeſſin ſelbſt, vereitelten dieſe Verbindung. Inzwiſchen war ſie zu dem Alter gelangt, wo ſie öffentlich erſcheinen konnte, und ward alſo an ihrem 19. Geburtstag 1815 bei Hofe eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbſtſtändigkeit und Hoheit der Geſinnungen; ſie äußerte oft, daß die Königin Eliſabeth das Vorbild einer Königin von England ſein müſſe, und man wollte ſogar bemerken, daß ſie mit Eliſabeth einige Aehnlichkeit gehabt habe. Im J. 1814 war der Prinz Leopold von Coburg im Gefolge der alliirten Souveräne nach England gekommen. Seine Bildung und ſein zartſinniges Benehmen machten Eindruck auf das Herz der Prinzeſſin, und es wurde ihm erlaubt, um ſie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge perſönlicher Neigung, was auf Thronen ſo ſelten der Fall iſt, wurde am 2. Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte ſeine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzeſſin fand täglich mehr Urſache, mit ihrer Wahl zufrieden zu ſein, und ihr Leben floß unter den ſtillen Freuden häuslicher Glückſeligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beiſammen; ritten zuſammen aus, beſuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichſte Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton ſelten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tiſche zeichneten ſie zuſammen, und Abends ward Muſik gemacht oder vorgeleſen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnſucht, die Erbfolge geſichert, und die Prinzeſſin, die es hoch verehrte, Mutterfreuden genießen zu ſehen.

Die erſte Schwangerſchaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald ſchöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzeſſin befand ſich wohl, bis ſie am 5. Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde ſie von Krämpfen befallen und verſchied. Dieſes unglückliche Ereigniß verſetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefſte Betrübniß, und erſchütterte ganz England. Noch lebt ihr Gemahl in England, und das Zimmer der unvergeßlichen Fürſtin iſt, als ein rührendes Andenken an ſein Glück, in demſelben Zuſtande geblieben, in welchem beide zuletzt es bewohnt hatten.

Carolinger, die Dynaſtie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erloſch. (S. Deutſchland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12—15 Zoll Länge und von verſchiedener Dicke, meiſtenstheils kegelförmig und mit ſtarkem Bindfaden umwunden ſind. Sie erhalten dieſe Form deshalb, um ſie ſo bequemer zu Schnupftabak zerreiben zu können.

Carouſſel heißt ein Ritterſpiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angeſtellt wird, und ein Ueberbleibſel der alten Turniere iſt. Dergleichen Spiele werden zuweilen an fürſtl. Höfen mit vielem Aufwande gegeben, und die Sieger dabei von den Damen feſtlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern ebenfalls Carouſſels gehalten. Eine Nachahmung der Carouſſels durch mechaniſche Vorrichtungen findet man häufig in Luſtgärten und an öffentlichen Orten. (Vgl. Ringelrennen.)

Carpathen (Karpathen), eines der größten Gebirge Europa's, das vom ſchwarzen Meere zwiſchen der Wallachei u. Moldau, Siebenbürgen, Galizien, Ungarn und Schleſien ſtreicht, in Schleſien mit dem Rieſengebirge ſich verbindet, und mit ſeinem Vorgebirge bis an die Donau und die Vorgebirge der Alpen ſich zieht. Die höchſten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, Tatra genannt, ſteigen in Spitzen empor, wovon die höchſte (lomnitzer Spitze) über 8300 Fuß ſich erhebt. Das Hauptgebirge enthält viel Salz, in den Nebenzweigen findet man viele edle und unedle Metalle.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Rechtsgelehrte hervorgebracht hat. Benedictus Carpzovius war 1565 zu Brandenburg geboren, ward 1595 Profeſſor der Rechte zu Wittenberg, 1602 Appellationsrath zu Dresden, ging 1628 mit Genehmigung des Kurfürſten wieder nach Wittenberg, und ſtarb daſelbſt 1629. Wir beſitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine Söhne haben ſich theils als Juriſten, theils als Theologen ausgezeichnet. Von allen der berühmteſte iſt Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, geſtorben 1666. Er war kurfürſtl. ſächſ. Geheimerath, Beiſitzer des Appellationsgerichts und verdient als der erſte praktiſche Juriſt ſeiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche klaſſiſchen Werth haben, ſind: Practica rerum crimiualium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses etc.

Carracci, eine berühmte Malerfamilie. Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. Funfzehn Jahr alt ſchien er geſchickter, die Farben zu reiben als ſie mit Einſicht zu gebrauchen. Aber die Langſamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beſchränkten Geiſtes, ſondern des Beſtrebens, mehr zu leiſten, als bisher geleiſtet worden war. Er verabſcheute Alles, was ideal war, und

ſtrebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er ſich Rechenſchaft geben. Er ging nach Florenz, ſtudirte daſelbſt Andrea del Sarto, und erbat ſich den Unterricht Paſſignano's. Die florentiniſchen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meiſter zu verbeſſern, Correggio und deſſen Schüler nach. Dieſe Idee, die unſern Carracci gefiel, beſtimmte ihn, ſich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit dieſen neuen Grundſätzen, welche dem Zeitgeſchmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, ſuchte er ſich unter den jungen Leuten Anhang zu verſchaffen. Zu dem Ende bewog er zwei ſeiner Vettern, Agoſtino und Annibal Carracci, ſich der Malerei zu widmen. 1580 ſchickte er ſie nach Parma und Venedig, und als ſie nach Bologna zurückkehrten, fingen alle drei an, ſich einen Namen zu machen. Eine ſo mächtige Partei erhob ſich anfangs gegen ſie, daß ſie im Begriff waren, ihren Vorſatz aufzugeben. Aber Annibal, der entſchloſſenſte unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, ſondern dem Strome der Schmähungen zahlreiche Werke entgegenzuſtellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beſchloß, eine Malerakademie zu Bologna zu ſtiften, welche er die Academia degli Incamminati (von incamminare, auf den Weg, in Gang bringen) nannte. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der beſten Meiſter verbinden müſſe. Bald gab er ein Beiſpiel dieſes Grundſatzes in der Weiſſagung Johannes des Täufers bei den Cartheuſern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Raphael's, Titian's und Tintoret's nachahmte. Die ſchönſten Werke Lodovico's, denen es auch damals nicht an Bewunderern fehlte, ſind zu Bologna. Ein Meiſter iſt er in architektoniſchen Anſichten und in der Zeichnung; überhaupt war er ſehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen iſt von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er ſich am geſchickteſten fühlte. Lange genoß Lodovico ſeines ganzen Ruhms, wenigſtens ſo lange ſeine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er ſtarb 1619, faſt in Armuth, nachdem er Agoſtino um ſiebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, beſteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem der Natur verband. Auch iſt ſein Colorit getadelt worden. Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, iſt unbedeutend. Agoſtino Carracci, deſſen nebſt ſeinem Bruder Annibale ſchon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war beſtimmt, Goldſchmid zu werden, als ſein Vetter ihn für die Malerkunſt gewannn; in kurzem ward er einer der geſchickteſten Schüler deſſelben, beſonders in der Erfindung. Auch beſchäftigte er ſich mit der Kupferſtecherkunſt, und er hat mehr geſtochen, als gemalt, aus Rückſichten, welche den vortheilhafteſten Begriff von der Sanftmuth ſeines Charakters geben. Als er nämlich nach ſeiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintoret's geſehen, in einer Preisbewerbung ſeinem Bruder Annibale vorgezogen worden, und bald darauf ſein herrliches Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, ihm den allgemeinſten Beifall erwarb, ward dieſer eiferſüchtig auf den Ruhm Agoſtino's, und ſuchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferſtechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder that. Später begleitete er denſelben nach Rom, half ihm in ſeinen Arbeiten an der Farneſiſchen Gallerie,

und gab ihm einige von den poetiſchen Ideen an, welche man hier mit ſo vielem Vergnügen bemerkt. Da ſich der Ruf verbreitete, daß der Kupferſtecher beſſer arbeite, als der Maler, entfernte Annibale ſeinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, ſein Styl ſei zwar elegant, aber nicht groß genug. Agoſtino begab ſich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale, die himmliſche, die irdiſche und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als er, erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1601 ſtarb. Für die von ihm und ſeinen Vetter in Bologna geſtiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perſpektive und Architektur abgefaßt, die er ſelbſt erläuterte. Als Kupferſtecher verdient er großes Lob; als ein geſchickter Zeichner hat er nicht ſelten die fehlerhaften Umriſſe in ſeinen Originalen verbeſſert. Unter ſeinen Kupferſtichen ſind viele obſcöne, die ſelten geworden ſind. Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Handwerk ſeines Vaters, der ein Schneider war. Auf ſeines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er ſolche Fortſchritte, daß Lodovico ihn in ſeiner Werkſtatt behalten wollte, während er ſeinen Bruder unter Fontana ſtudiren ließ. Annibale verfertigte anfangs mehrere ſorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veroneſe, malte wie ſie viele kleine Gemälde, und arbeitete ſodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci's gemeinſchaftlich geſtifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Man hält ihn für einen der größten Nachahmer Correggio's. Er machte ſich zuerſt durch ſeinen heil. Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden iſt. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er ſuchte hier einen Augenblick Raphael und die Antike nachzuahmen; leiſtete aber nicht ganz Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Gallerie des Farneſiſchen Palaſtes zu malen. Die ganze Arbeit athmet eine antike Zierlichkeit und die volle Anmuth Raphaels. Man bemerkt hier, unter verſchiedenen Nachahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelſte und Trefflichſte der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Raphael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibale vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibale hatte einen erhabenen Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Kardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, 1609, und ward an Raphaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibal's, iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb zu Rom 1618.

Carrey, ſ. God save the King.

Carrier (Jean Baptiſte), geb. 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. 1792 trat er in den Nationalconvent, trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10. März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Verfolgungseifer. Er hatte ge-

hört, Frankreich ſei zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform, und war daher der Meinung, man müſſe es um ein Drittheil entvölkern. Er ſtimmte für Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6. April 1793 als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31. Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, erſchien er am 8. Oct. 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war. Nantes war bereits die Beute wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich; die Gefängniſſe waren angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendeer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen Täglich wurde eine Menge übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag aus. 94 Prieſter ließ er unter dem Vorwande, ſie zu transportiren, in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und in der Nacht wurden ſie erſäuft, welches täglich wiederholt wurde. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Jeden Abend wurden die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geſchlechts auf Barken gebracht. Man band ſie zwei und zwei zuſammen, und ſtürzte ſie unter Säbelhieben und Bayonnetſtichen in's Waſſer. Die teufliſchen Henker beluſtigten ſich, je einen Jüngling und ein Mädchen zuſammenzubinden, und gaben dieſer Todesart den Namen republikaniſche Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erſchoſſen. Länger als einen Monat dauerte dieſes Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menſchen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Waſſer des Fluſſes ſo verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Einige Monate vor Robespierre's Sturz war Carrier zurückberufen worden. Der 9. Thermidor (27. Jul. 1794) traf auch ihn. Die allgemeine Stimme erhob ſich laut wider ihn, daß er vor das Revolutionstribunal geſtellt wurde, welches ihn am 16. Dec. 1794 zum Tode verurtheilte.

Carro (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der ſich in Wien niederließ, und berühmt iſt durch ſeinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutſchland, Polen, Ungarn und Rußland. Selbſt die Vorurtheile der Türken wußte er zu überwinden, indem er 1800 dem Lord Elgin Impfſtoff nach Konſtantinopel ſendete, nebſt einem in's Türkiſche überſetzten Auszug ſeines Werks über die Impfung. Alle Verſuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer der Impfſtoff auf dem Wege verdorben war; Carro's Vorſicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardiſchen Kühen zu verſchaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieſer Sendung verdankt Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abſtammend, unter dem Namen Amurtum (Unſterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Verſuche über den Urſprung der Kuhpockenmaterie v. J. J. Loo aus dem Engliſchen in's Deutſche überſetzt. Wien 1802. 8. In der bibliothèque britannique

finden ſich manche höchſt merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27. Aug. 1803: „über die antipeſtilenzialiſche Kraft der Kuhpockenmaterie.“

Carronaden oder **Caronaden** ſind eine Art ſchwerer Geſchütze, die den Haubitzen am meiſten ähneln, meiſt von ſehr ſchwerem Caliber ſind, und volle und Hohlkugeln wie auch Kartätſchen ſchießen. Sie werden meiſtens auf den Schiffen auf den Verdecken ſtehend, gebraucht. Den Namen ſollen ſie von ihrem Erfinder Caron erhalten haben. Sie wurden zuerſt im amerikaniſchen Freiheitskrieg gebraucht. Zuweilen braucht man ſie auch in Feſtungen.

Carſtens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutſcher Maler, war zu St. Jürgen bei Schleswig 1754 geboren und ſtarb zu Rom 1798. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zum Malen und Zeichnen. Dieſe ward vermehrt durch die Anſicht der Gemälde von Ovens. Begierig, die Werke anderer großer Meiſter, welche er nur noch dem Namen nach kannte, zu ſehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen ſollte, und ging nach Kopenhagen. Die Gemälde und Statuen, welche er hier ſah, machten den lebhafteſten Eindruck auf ihn. Sein erſtes Bild war der Tod des Aeſchylus; es verſchaffte ihm die Unterſtützung des kunſtliebenden Grafen Moltke. Dennoch ſah ſich Carſtens bald genöthigt, Porträts zu malen, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen. Aber Rom war das Ziel ſeiner Wünſche, und 1783 machte er ſich dahin auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne ſelbſt die Sprache zu verſtehen, ſah er ſich jedoch genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner ſah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er faſt fünf Jahre verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reiſe war indeß nicht unnütz geweſen. Er hatte die Schweiz und Werke von Giulio Romano und Leonardo da Vinci geſehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerkſam gemacht, der ihn in den Stand ſetzte, ſich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carſtens daſelbſt faſt unbekannt, bis ſeine reiche Compoſition, welche den Sturz der Engel vorſtellt, und über zweihundert Figuren enthält, ihm die Stelle eines Profeſſors bei der Akademie verſchaffte. Die wichtigſte Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmalung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Penſion von 450 Thalern reiſete er 1792 nach Rom. Voll Bewunderung für die Werke Raphaels, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegoriſche Compoſition. Sein erſtes Werk zu Rom war der Beſuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches ſich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Das Urtheil der Kenner über ſeine zahlreichen Arbeiten fiel ſehr ehrenvoll aus. Man bemerkt beſonders ſeine Compoſition von Megapont, welche ihn mit Raphael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Er machte noch mehrere andere ſchöne Compoſitionen; faſt zu allen iſt der Gegenſtand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeſchylos, Shakſpeare und Oſſian geſchöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er 1796 ſelbſt ätzen wollte, als eine Bruſtkrankheit ihn den Künſten entriß. Sein letztes Werk war Oedip nach

Sophokles. Man findet in ſeinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umriſſe, nach anmuthigen Stellungen, und Hoheit und Kraft, wodurch ſich die Werke der Alten ſo herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entſtandene Rohheit. Mit der Anatomie war er nicht genugſam vertraut, und von der Perſpective und richtigen Vertheilung des Lichts verſtand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimniſſe des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erſt ſpät angefangen hatte, in Oel zu mahlen. (Vergl. Fernow.)

Cartätſche (Kartätſche), iſt eine cylindriſche Büchſe von Blech, welche mit kleinen eiſernen Kugeln, im Nothfall auch mit zerhacktem Eiſen gefüllt, aus Haubitzen und Kanonen geſchoſſen wird. Die beiden Endtheile der Büchſen ſind von Holz und heißen der Spiegel. Im Feſtungskrieg näht man die Kartätſchen zuweilen blos in einen Sack von Zwilch und nennt ſie dann Trauben oder Beutelcartätſchen, der Schuß ſprengt die Büchſe oder den Beutel und die Kugeln breiten ſich, je weiter ſie fliegen, immer mehr aus. Dies Ausbreiten verhält ſich in der Regel zur Schußweite wie 1 zu 10, ſo daß ſie bei 600 Schritt Schußweite einen Kreis von 60 Schritt Durchmeſſer gefährlich machen. Die preußiſche Armee hat 2, 3, 6, 8, 12, 16, 24 löthige und einpfündige Kartätſchen die aus Geſchütze verſchiedenen Calibers geſchoſſen werden. Hiernach ändert ſich auch die Schußweite, doch ſchießt der Sechspfünder mit zweilöthigen auf 2 bis 500 Schritte, der 12 und 24 Pfünder mit einpfündigen auf 800 bis 1000 Schritt.

Cartell iſt ein Vertrag, im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen, in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deſerteurs. Dann heißt es auch eine ſchriftliche Ausfoderung zum Zweikampf.

Carteſius ſ. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küſten des Königreichs Murcia, die ſtarke Handlung treibt, und einen Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört, und der beſte im ganzen mittelländiſchen Meere iſt. Das Baſſin deſſelben iſt ſehr tief und reicht dicht an die Stadt. Die Hügel dicht umher mit ſteilen Höhen und einer Inſel vor dem Hafen ſichern den Eingang vor allen Winden. Die Stadt liegt mit der Citadelle im Hafen auf einer Halbinſel. Sie hat 29,000 Einw., treffliche Schiffswerfte, ein Seearſenal, eine Seecadettenſchule, mathematiſche, nautiſche und Pilotenſchulen, ein Obſervatorium, einen botaniſchen Garten, eine Segeltuchfabrik, Fiſcherei, Handel mit Barilla, Seide, ſchönem Geſtein ꝛc. In ihrer Nähe benutzten die Carthager Silbergruben von ſo bedeutendem Ertrage, daß Hannibal dadurch zu der Rüſtung ſeines Feldzugs wider die Römer über die Alpen in Stand geſetzt wurde. In der Nähe liegen heiße Quellen und gute Salzwerke. Die Stadt wurde von dem carthaginenſiſchen Feldherrn Hasdrubal erbaut, und war vormals noch anſehnlicher, als jetzt. Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena iſt eine Provinz, mit der Hauptſtadt gleiches Namens in dem ſüdamerikaniſchen Freiſtaat Columbia. Die Gegend iſt ſo feucht, daß das dortige harte Holz dauerhafter iſt als Eiſen, daß der Roſt ſchnell verzehrt, und daher ungeſund. Hier findet man den beſten Cacao. S. Südamerika.

Carthago, die berühmteſte Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptſtadt einer, durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido (ſ. d. Art.), von Tyrus flüchtend, kam in

dieſe Gegend, wo ihr die Einwohner ſo viel Land überließen, als ſie mit einer Ochſenhaut bedecken könne. Dido aber zerſchnitt die Haut in ſo dünne Riemen, daß ſie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demſelben erbaute ſie das Schloß von Carthago, gab den neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterſtadt Tyrus ſelbſt. Die Geſchichte Carthago's kann in drei Perioden getheilt werden. Die erſte geht bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus, von 878—480 v. Chr. Geb., Carthago breitet ſich in Afrika und Sardinien aus, und führt Handelskriege mit den Maſſiliern und Etruskern. Um das J. 509 v. Chr. ſchloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, deſſen Urkunde noch vorhanden iſt, und beweiſet, daß die Carthaginenſer ſchon damals die italieniſchen Küſten kannten und befuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit ihre zweite glänzendſte Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 v. Chr. reicht. Als Xerxes gegen Griechenland ſeinen berüchtigten Kriegszug unternahm, ſchloſſen ſie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher, als jener, und mußten zuletzt um Frieden bitten. (Vergl. Gelon.) Unter dem folgenden Könige Hiero ward Carthago wieder ſo mächtig, daß es die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerſtörte. Dionyſins der Aeltere erzwang einen nur kurzen Frieden. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreiet hatte, waren die Carthager meiſt unglücklich. Oft wütheten anſteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles ſeufzte, miſchte Carthago ſich auf's neue in deſſen Angelegenheiten, ſah ſich aber bald von jenem in ſeinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm es wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen deſſelben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer ſuchten dieſe Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher Carthago mit den Römern um die Oberherrſchaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit ſeinem Untergange endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her ſeine Macht bedrohet werde; aber man dachte nicht an Latium, ſondern an Sicilien und Unter-Italien. Dieſe Beſorgniß wurde kurz vor dem Anfange des erſten puniſchen Krieges auf's lebhafteſte erweckt, da Pyrrhus hier als Eroberer auftrat, und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigt deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die puniſchen (ſ. Punier) genannt werden. Carthago litt in dem erſten Kriege an Heer und Flotten außerordentlich, und dies war die Urſache des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Krieges mit den Miethvölkern, denen der rückſtändige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikaniſchen Unterthanen. Jener erſte Krieg welcher beinahe 24 Jahr gewährt hatte, endigte im J. 241 mit dem Verluſte aller Beſitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das weſtliche Europa dienen konnten. Während des Friedens ging auch die wichtige Inſel Sardinien an die Römer, ſo wie die meiſten Inſeln des Mittelmeers verloren. So empfindlich dieſe Verluſte waren, ſo erholte ſich Carthago doch bald wieder. Es änderte nun ſeine bisherige Politik, und ward aus

einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, deſſen reiche Bergwerke und kriegeriſche Einwohner es vorzüglich reizen mußten. Die Eroberung Spaniens, in dem kurzen Zeitraume von ſiebenzehn Jahren iſt unſtreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginenſer. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barkas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich hervorſtrahlen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung gründete Asdrubal eine neue Hauptſtadt, Neu-Carthago, das jetzige Carthagena, die größte und mächtigſte aller carthaginenſiſchen Kolonien. Der zweite puniſche Krieg (von 218—201 v. Chr.) aber, ſo rieſenhaft die Rüſtungen dazu geweſen, und ſo groß der Feldherr war, der an der Spitze ſtand, vereitelte dennoch alle die ſchönen Ausſichten. Hannibal, von ſeinem Vaterlande vernachläſſigt und durch ſeine blutig erkauften Siege geſchwächt, mußte endlich Italien verlaſſen, um den von den Römern in Afrika ſelbſt angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama, in der Nähe von Carthago, entſchied für die Römer, und Scipio ſchloß den Frieden unter den härteſten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verluſt Spaniens, das Verſprechen, ohne Roms Vorwiſſen keinen Krieg zu führen, die hauptſächlichſten waren. Dazu kam noch, daß Maſiniſſa, ein unverſöhnlicher Feind Carthago's, den numidiſchen Thron beſtieg und einen Bund mit Rom ſchloß. Dieſer furchtbare Nachbar raubte den Carthaginenſern auch die letzte Hoffnung, ſich allmälig von den erlittenen Verluſten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den beſten Theil ihrer Beſitzungen nahm, und ihren Handel in's innere Afrika zerſtörte. Der dritte Krieg mit Rom war ein Verzweiflungskampf. Durch die Mißhandlungen der Römer auf's äußerſte gebracht, beſchloß Carthago, ohne Hoffnung des Siegs, ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte dieſer Krieg mit der völligen Zerſtörung der Stadt und des Reichs im J. 146 v. Chr. Bis auf Auguſtus blieb die Stadt in Trümmern. Dieſer bevölkerte ſie auf's neue, und ſie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerſtörten ſie zum zweiten Mal, und jetzt ſind, außer einer Waſſerleitung, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. Die Staatsverfaſſung Carthago's war, nach der gewöhnlichen Meinung, bei ihrem Urſprunge eine monarchiſche, die nachher, man weiß nicht wie oder wann, in eine republikaniſche verwandelt worden ſein ſoll. Die Vermuthung aber, daß ſie monarchiſch geweſen, gründet ſich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war ſie darum keine unumſchränkte Fürſtin, denn die phöniciſchen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfaſſung war doch republikaniſch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer beſtimmten Zeit geſchehenen, Geſetzgebung erwähnt wird: ſo ſcheint ſich die Verfaſſung nach und nach, beſonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmſten Theile der Staatsmaſchine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und die Bürgerſchaft. Die Suffeten ſtanden an der Spitze der Geſchäfte, und hießen bei den griechiſchen Schriftſtellern gewöhnlich Könige, und bei den römiſchen, Conſuln, ohne daß ſie darum wie dieſe jährlich gewechſelt hätten. Der carthaginenſiſche Senat ſcheint eine ſtehende, zahlreiche Behörde geweſen zu ſein, in welchem ein engerer Ausſchuß, wahrſcheinlich aus den ältern Mitgliedern, vorhanden war. Ueber die Macht des Senats und ſeine Verhältniſſe zum Volke wiſſen

wir, daß erſterer das Recht hatte, über Alles, was vor das Volk gebracht werden ſollte, ſich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverſtanden, ſo hing es von ihrer Willkür ab, ob das Volk noch gehört werden ſollte; fehlte aber dieſe Uebereinſtimmung, ſo wurde die Sache dem Volke übertragen, und jeder Bürger hatte das Recht, ſeine Meinung zu ſagen. Dies iſt ein Beweis für die ariſtokratiſche Verfaſſung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entſcheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmſten Familien gewählt, und war das höchſte Staats- und Polizeitribunal; es ſcheint ſelbſt im Beſitz der höchſten bürgerlichen Gerichtsbarkeit geweſen zu ſein. Ein beſonderer Vorzug der carthaginenſiſchen Verfaſſung war der, daß die bürgerliche und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherren. Dieſe wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militäriſchen Angelegenheiten unumſchränkte Gewalt; die Staatsſachen hingegen, z. B. Bündniſſe u. dergl., wurden von einem Ausſchuſſe aus dem Senate beſorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieſer Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit ſeiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthäuſer (Karthäuſer). Dieſer geiſtl. Orden verdankt ſeine Entſtehung dem heil. **Bruno** (ſ. d. Art.), der 1086 in einer, von Bergen und Felſen umſchloſſenen Einöde, 4 Stunden von Grenoble mehrere Klauſen baute und mit 6 Gefährten eine, dem Kamaldulenſerorden ähnliche Vereinigung des Einſiedlerlebens mit dem Kloſterleben ſtiftete. Nach dieſem Stammſitze (la Chartreuse) wurden die Glieder derſelben Karthäuſer und ihre, anfangs wenigen, Klöſter Karthauſen genannt. Ihr fünfter Prior, Guigo († 1137) ſchrieb ihnen, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübten, ewiges Stillſchweigen und Einſamkeit vor. Handarbeiten und Bücherabſchreiben waren, nächſt dem Gottesdienſte, ihre Beſchäftigungen, ſtrenge Mäßigkeit und alljährlich fünfmaliges Aderlaſſen ihre Kaſteiungen. Die päpſtliche Beſtätigung erhielten ſie erſt 1170 und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Statuten, welche das Fleiſcheſſen gänzlich verboten, die Erlaubniß zu ſprechen auf einige Stunden Donnerſtags und die Kapiteltage beſchränkten, übrigens aber bei anwachſendem Reichthume manche Bequemlichkeiten und Verſchönerungen ihres einſamen Lebens verſtatteten. Die Karthauſen wurden geräumige, ja einige, wie die große bei Grenoble und die mit dem feinſten Kunſtſinn und Luxus ausgeſchmückte Karthauſe zu Neapel, prachtvolle Paläſte. Jeder Mönch hat darin ſeine freundliche Wohnung mit mehreren Zimmern, Wirthſchaftsgelaß und Gärtchen, um ſich nach Belieben zu unterhalten. Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit übten dieſe, meiſt gebildeten, menſchenfreundlichen Mönche reichlich aus. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, ſchmutzige Weſen der Bettelmönche; übertriebene Bußübungen waren ihnen unterſagt und Geißelungen nur zur Strafe gebräuchlich, aber die Geſetze gegen Abtrünnige und Ungehorſame ungemein ſtreng. Ihre Kleidung war durchaus weiß mit ſchwarzem Mantel; die Laienbrüder zeichnete der Bart und das kürzere Scapulir aus. Die 1616 entſtandenen Karthäuſerinnen kleideten ſich wie die Mönche weiß, mit ſchwarzem Schleier. Sie erhielten die Erlaubniß, zuſammen zu ſpeiſen und das Stillſchweigen öfter zu unterbrechen. Jedem Frauenkloſter dieſes Ordens, deren es im 18. Jahrh. nur noch 5 in Frankreich gab, ſtand ein Karthäuſer als Vicar, jeder Karthauſe ein Prior vor; General des ganzen Ordens war der jedesmalige Prior der großen Karthauſe bei Grenoble. Er hatte noch um die Mitte des 18. Jahrh.

in 16. Provinzen 172 männliche Karthauſen unter ſich, wovon 75 allein in Frankreich, die übrigen meiſt in Deutſchland und Italien waren. Nur die Karthauſen in Sicilien und Spanien ſind dem Schickſale der Aufhebung bisher entgangen.

Carton hat mehrere Bedeutungen. Ueber ſeinen Gebrauch in der Malerei führen wir folgendes an: Der Fresco-Maler muß in ſeiner Arbeit ſo ſchnell zu Werke gehen, daß er, um ſich nicht zu verzeichnen, ſeine Figuren erſt in ſtarkem Papier, Pappe oder Blech ausſchneidet. Dieſe alſo ausgeſchnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche ſelbſt legt der Maler dieſelben auf den friſchen Kalk, umgeht den Rand mit einem Stift, und zeichnet ſo den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf die Wand. Soll eine ganze Compoſition auf die Wand gezeichnet werden, ſo durchſticht man auch wohl die Umriſſe der Gegenſtände mit einer Nadel, und fährt mit einem Säckchen voll Kohlenſtaub über die Löcher, um auf dieſe Weiſe die Zeichnung auf die Wand zu bringen. Bei großen Compoſitionen macht auch der Oelmaler Cartons, d. i. genau in der Größe den künftigen Gemäldes entworfene Zeichnungen auf Papier oder Pappe, nach welchen er dann die Umriſſe auf die Leinwand zeichnet. Berühmt ſind die raphaeliſchen Cartons, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaſte von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie ſtellen ſieben Geſchichten aus dem neuen Teſtamente dar, und gehören zu den vollkommenſten Werken dieſes großen Künſtlers. Dorigny hat ſie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer geſtochen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, beſonders für Muſterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch Carton. In der Buchdruckerkunſt iſt Carton: 1) ein neugedrucktes Blatt (Auswechſel-, Erſatzblatt), welches ſtatt eines andern fehlerhaften und ausgeſchnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2) ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichſt zu verhüten. Endlich ſind Cartons auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Cartouche (Louis Dominique), dieſer berüchtigte Dieb, deſſen Namen zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren. Sein Diebsſinn offenbarte ſich ſchon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule, und ſpäter aus dem väterlichen Hauſe gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unweſen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze einer ähnlichen bald ſehr zahlreich werdenden Bande trat. Er verpflichtete ſeine Leute durch die ſtärkſten Eide, und behielt ſich das unumſchränkteſte Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebſtähle und Mordthaten verdoppelten die Wachſamkeit der Polizei; allein er entging lange allen Nachforſchungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und in's Chatelet gebracht wurde. Seine Verſuche, durchzubrechen, ſchlugen fehl. Auf der Folter nannte er keinen ſeiner Mitſchuldigen. Als er aber auf dem Grèveplatz, wo er, dem Urtheil gemäß, gerädert werden ſollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß ſeine Genoſſen ihn befreien würden, ſeine Augen umher, und da er ſich getäuſcht fand, ließ er ſich zurückführen, und nannte ſeine Mitſchuldigen, deren

man größtentheils habhaft wurde. Seine Hinrichtung folgte bald nachher. Man hat mehrere Beſchreibungen ſeines, an Abentheuern reichen Lebens.

Cartouche heißt in den bildenden Künſten eine zierlich gemalte oder geſchnitzte Einfaſſung zur Auf= oder Ueberſchrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär iſt es eine kleine Patrontaſche der Grenadiere, jetzt vorzüglich der Cavallerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Kanonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeſchützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden ſein kann; und beim Kartätſchenſchuß, wenn die Kartätſche von der Ladung abgeſondert, was jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, die ganze Kartätſche ſelbſt.

Caryatiden (Karyatiden), eine Art Pfeiler, welche den oberen Theil weiblicher Körper darſtellen. Der Name ſtammt aus der griechiſchen Geſchichte her. Die Göttin Diana hatte in Karyatis, einer peloponeſiſchen Stadt, einen Tempel und hieß daher unter andern Beinamen auch Karyatis. Zu ihrer Ehre tanzten im feierlichen Zuge am Feſte der Göttin, Karyatis Jungfrauen, und dies nationale Bild nahmen die griechiſchen Bildhauer in einer Gattung der Säulen auf, die das Pantheon ſchmückten. So erklärt Leſſing, gemäß dem griechiſchen mythiſchen Sinn die Benennung und Form eben gedachter Gattung von Pfeilern. (S. auch Atlanten.)

Caſa (Giovanni della), italieniſcher Dichter und Redner, und einer der zierlichſten Schriftſteller des 16. Jahrh., ſtammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz, und war daſelbſt 1503 geboren. Er ſtudirte zu Bologna, Padua, Rom, und trat endlich als Geiſtlicher in die Dienſte der beiden Kardinäle Aleſſandro Farneſe, von denen der erſte 1534 unter dem Namen Paul III. Papſt wurde. Caſa war nun 1541 apoſtoliſcher Commiſſär zu Florenz, Mitglied dortiger Akademie. 1544 Erzbiſchof von Benevent, und ging in demſelben Jahre als päpſtlicher Nuntius und Erzbiſchof von Benevento nach Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweiſe von ſeinem Rednertalent und von ſeiner Geſchicklichkeit in Leitung von Geſchäften. Paul IV. berief ihn gleich nach ſeiner Wahl zu ſich, und machte ihn zum geheimen Staatsſecretär. Caſa ſtand bei dieſem Papſt in der höchſten Gunſt, und durfte hoffen, in Folge einer Empfehlung des Königs Franz von Frankreich, zum Kardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's ſtarb, wahrſcheinlich im J. 1556. Caſa's berühmteſtes Werk iſt ſein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein anderes: Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm ſelbſt gemachte Ueberſetzung ſeiner lateiniſchen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichſam als Supplement dient. Die beſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden.

Caſan (Kaſan), Hauptſtadt der ruſſiſch=aſiat. Statthalterſchaft gl. Namens von 1044 Q. M. fruchtbaren Bodens u. 850,000 Einw. Dies vormals tartariſche Reich ſteht ſeit 1552 unter dem ruſſiſchen Scepter. Die Stadt, 210 Meilen von St. Petersburg, liegt am hohen linken Wolgaufer am Fluſſe Kaſanka mit 2700 Häuſern und 18,000 Einw. Noch jetzt wohnen dort in zwei Vorſtädten viele Muhammedaner gebliebene Tataren, die Gewerbe und Handel treiben. Die Häuſer ſind meiſt von Holz, die Straßen ungepflaſtert. Der buchariſche und chineſiſche Karavanenzug geht über Kaſan, daher blüht hier der Handel und die Gewerbe in Leder, Eiſen, Seife u. ſ. w. Große Eiſenſtücke, z. B.

Anker werden hier geſchmiedet und die Schiffswerfte der Stadt befördern viele Erzeugniſſe nach der Wolga. Die Stadt hat einen griechiſchen Biſchof und ſeit 1803 eine Univerſität von 200 Studirenden. Noch ſieht man am rechten Ufer der Kaſanka, oberhalb der jetzigen Stadt, die abnehmenden Ruinen von Altkaſan.

Caſanova (Franz), berühmt als Schlachtenmaler, war geboren zu London 1730, und kam früh mit ſeinen Aeltern nach Venedig, wo er ſich der Malerkunſt widmete. Im 25. Jahre ging er nach Paris, wo der große Zeichner Parrocel ihm, beſonders in Rückſicht der Zeichnung, manchen gehaltvollen Rath gab. Indem er nach van der Meulen und Parrocel ſelbſt malte, befleißigte er ſich auf das Colorit und die ſo ſchwer wieder zu gebenden Wirkungen des Lichts. Von Dietrich, dem großen dresdner Künſtler aufgemuntert und geleitet, widmete er ſich der Schlachten-Malerei, und ein großes Bild dieſer Gattung, das er der dresdner Akademie vorlegte, verſchaffte ihm eine Stelle bei derſelben. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Maſſen, geiſtreiche Anordnung, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dies ſchöne Werk verſchaffte ihm von allen Seiten Beſtellungen. Die wichtigſten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé malte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung iſt unübertrefflich. Auf Begehren der Kaiſerin Catharina malte er (in Wien) die Siege dieſer Fürſtin über die Türken, welche ſie hernach in ihrem Palaſt aufſtellte. Man hat mehrere ſehr geſchätzte Werke von ihm. Stets mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, ſtarb er zu Brühl unweit Wien 1805. Von ſeinem älteſten Bruder Johann Jacob mit dem Zuſatze de Seingalt, einem merkwürdigen Abentheurer, ſind ſehr anziehende Denkwürdigkeiten erſchienen. (bis 1822 3 Theile). Sein jüngerer Bruder Johann, gleichfalls Maler, ſtarb 1795 zu Dresden, wo er als Profeſſor an der Kunſtakademie lange gewirkt, und tüchtige Schüler gezogen hatte.

Cäſar (Cajus Julius). Dieſer große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geſchichtſchreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäſar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10. Julius (Quinctilis) unter dem ſechsten Conſulate des Marius, im J. der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichſten Talente allgemeine Bewunderung auf ſich. Er hatte einen durchdringenden Verſtand, ein ungewöhnlich ſtarkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geſchäften unermüdet, und konnte, nach des ältern Plinius Zeugniß, zugleich ſchreiben, leſen, hören, dictiren und zwar vier bis ſieben verſchiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna ſeine Tochter Cornelia an Cäſar, weil er ſich dadurch in ſeiner Gewalt deſto feſter zu ſetzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, ſuchte ihn dieſer zu bereden, ſich von der Cornelia zu trennen. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten ſeiner Freunde davon abſtand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in dieſem Jünglinge einen künftigen Marius erblicke. Dies bewog Cäſar, heimlich Rom zu verlaſſen. Er reiſte erſt in Sabinum umher, wurde daſelbſt von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte ſich mit zwei Talenten löſen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab ſich an den Hof des Königs Nicomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Aſien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden ſollte. Cäſar that ſich dabei ſehr

hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegeriſche Laufbahn, und ging nach Rhodus, um ſich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredſamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, und mußte ſich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüſtete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm ſie größtentheils gefangen und ließ ſie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück, und ward Legiontribun, Quäſtor und Aedil. Zugleich wußte er ſich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gaſtmäler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildſäulen und Siegeszeichen des, dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wieder aufzurichten. Zwar ward er deshalb angeklagt, aber losgeſprochen. Durch einen ſeiner Verwandten, L. Julius Cäſar, dem er zum Conſulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An der Verſchwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverſchwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widerſprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derſelbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlaſſen genöthigt ward. Dennoch ſiegte Cato, und Cäſar verlor ſogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenſeitige Spanien. Da ſeine Gläubiger ihn nicht fortlaſſen wollten, verbürgte ſich Craſſus für ſeine ungeheure Schuldenlaſt von 830 Talenten. Auf der Reiſe nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausſpruch, der ſo ganz ſein, nach der höchſten Gewalt ſtrebendes Gemüth charakteriſirt, daß er lieber hier der Erſte, als in Rom der Zweite ſein wolle. In Spanien machte er verſchiedene Eroberungen, und kehrte mit ſo vielem Gelde nach Rom zurück, daß er ſeine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Conſulat zu erlangen, ſchien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Craſſus, deren Feindſchaft den römiſchen Staat in zwei Parteien theilte, zu verſöhnen. Dies gelang ihm, und alle drei beſchloſſen, die höchſte Gewalt unter ſich zu theilen. Dies war das erſte Triumvirat in der römiſchen Geſchichte (im J. Roms 694). So ward Cäſar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Conſul, beſtätigte als ſolcher des Pompejus Einrichtungen, und ſetzte, gegen den Willen des Senats und ſeines Collegen, ein Geſetz wegen Austheilung gewiſſer Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieſer Sieg verſchaffte ihn das höchſte Anſehn beim Volke; mit Pompejus verband er ſich noch inniger, indem er ſeine Tochter Julia an ihn verheirathete, und den Ritterſtand machte er ſich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvire zu erheben; ſie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derſelben auf ſich. Als das Jahr des Conſulats verfloſſen war, erhielt Cäſar die Statthalterſchaft in Gallien auf fünf Jahre nebſt dem Commando von vier Legionen. Nachdem er ſich mit dem einen der neuen Conſuln, Calpurnius Piſo, dadurch verbunden, daß er deſſen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reiſte er nach Gallien, zwang die daſelbſt eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, beſiegte dann den Arioviſt, der an der Spitze deutſcher Stämme ſich in dem Lande der Aduer niederlaſſen wollte, und die Belgier, welche ſich gegen Rom verbunden. Nachdem

er ganz Gallien unterworfen hatte, ſetzte er nach Britannien über, ſchlug die tapfern Bewohner dieſes Landes in mehrern Schlachten, und zwang ſie, um Frieden zu bitten und Geiſeln auszuliefern. Nach ſeiner Rückkehr ward er in der Statthalterſchaft von Gallien noch auf fünf Jahre beſtätigt, während Pompejus Spanien und Craſſus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des Craſſus, welcher gegen die Parther blieb, löſete das Triumvirat auf, ſo wie nach dem, um dieſelbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundſchaft zwiſchen Pompejus und Cäſar erkaltete. Pompejus Macht und Anſehn wuchſen indeß immer mehr; aber auch Cäſar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, ſuchte ſeinen Anhang in der Hauptſtadt durch ungeheure Beſtechungen zu vermehren, machte Gallien zur römiſchen Provinz, und verwaltete dann ſeine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrängen, war die Abſicht des Pompejus, welcher Cäſars Feinde zum Conſulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäſar ſeine Truppen entlaſſen und ſeine Statthalterſchaft niederlegen ſolle. Dieſer erklärte ſich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf verfügte der Senat, daß Cäſar ſeine Würde und ſein Commando binnen einer beſtimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden ſolle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republikaniſchen Heere und befahl ihm, ſich zum Kriege zu rüſten. Jetzt zögerte Cäſar nicht länger. Er foderte ſeine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertſchlag in Beſitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Conſuln, Senatoren und Magiſtraten Rom verlaſſen hatte. Nachdem Cäſar ſich durch den Schatz der Republik in den Stand geſetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er ſich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in ſeine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marſeille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er eilf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächſtfolgende Jahr zum Conſul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zuſammengezogen. Cäſar rückte ihr entgegen, ſtieg mit fünf Legionen in Epirus an's Land, und bemächtigte ſich einiger Städte auf der Grenze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil ſeines Heeres nachholen ſollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, ſchlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieſer jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäſar die erwarteten Verſtärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derſelben aus, ſah ſich aber, da Cäſar ihn in ſeinem Lager eingeſchloſſen hielt, endlich genöthigt, einen entſcheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dies gelang, und Cäſar ward in die Flucht geſchlagen. Er nahm ſeinen Rückzug nach Pharſalus, wo er dem Pompejus auf's neue entgegenrückte. Nach einer blutigen, aber entſcheidenden Schlacht behauptete Cäſar das Feld. Pompejus floh nach Aſien, ein neues Heer zu werben, und da ſeine Partei nur geſchwächt, nicht aufgelöſt war, eilte Cäſar ihm zu folgen, ſetzte über den Hellespont, wo Caſſius (ſ. d. Art.) ſich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von dieſem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung deſſelben. Der Tod verſöhnte ſeinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige

Ende ſeines Gegners, ließ ſeinen Leichnam auf das prächtigſte beſtatten, und überhäufte ſeine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er ſie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreiſe Cäſars, und er benutzte dieſe Zeit, die Streitigkeiten zwiſchen dem jungen Ptolemäus und ſeiner Schweſter Cleopatra beizulegen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die ſein Leben bedrohten, und die er nur durch weiße Mäßigung zu ſtillen vermochte. In Rom indeß beeiferten ſich Senat und Volk, die Gunſt des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Conſul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäſar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmeriſchen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder ſeines Vaters in Aſien wieder zu erobern verſucht hatte, begnadigte unterwegs den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte dieſen Krieg ſo ſchnell, daß er die Nachricht davon ſeinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er ſich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb ſich durch ſeine Güte die allgemeinſte Liebe. Als ſeine Dictatur zu Ende war, ließ er ſich wieder zum Conſul wählen, und wiewohl er nichts an den alten Formen der Staatsverfaſſung änderte, ſo herrſchte er doch mit faſt unumſchränkter Gewalt. In Afrika aber hatten ſich unter Cato und andern berühmten Feldherren, die Freunde der Republik geſammelt; Cäſar ſchiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechſelndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapſus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu ſeinem Vortheile entſchied. Cato, der ſich in Utica befand, ſtieß ſich das Schwert durch die Bruſt, und die Stadt unterwarf ſich dem Sieger. Von hier ging Cäſar nach Mauritanien und Numidien, machte dieſe Reiche zu römiſchen Provinzen, und trat dann ſeine Rückreiſe nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geſchah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte ſeine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Cenſors, erklärte ſeine Perſon für unverletzlich, und ſtellte ſeine Bildſäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er ſagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Beſten des Staats anwenden werde, und verſcheuchte alle Beſorgniß, die einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines ſeiner erklärteſten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigſten, die man bisher in Rom geſehen hatte. Er gab ſodann verſchiedene gute Geſetze, ſchaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wiſſenſchaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbeſſerung des Kalenders vor (ſ. Kalender). Während dieſer friedlichen Beſchäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu ſammeln, und bereits in Spanien ſo große Fortſchritte gemacht, daß Cäſar beſchloß, ſelbſt gegen ſie in's Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigſten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäſar entſchied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft geweſen. In ſieben Monaten war Spanien erobert und Cäſar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Le-

benszeit, unterwarf alle Obrigkeiten ſeiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränität. Cäſar fuhr indeß fort, ſeine Feinde durch Milde zu verſöhnen und ſeine Freunde durch Ehrenſtellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber dieſe Herabwürdigung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er ſich gegen dieſen ſelbſtgeſchaffenen Senat betrug. Als er einſt auf einem goldenen Stuhle auf den Roſtris ſaß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber ſchlug es aus; und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifalle. Am folgenden Morgen war ſeine Bildſäule mit Diademen geſchmückt. Die Volkstribunen, welche ſie herabreißen und die Urheber in's Gefängniß ſetzen ließen, wurden von Cäſar abgeſetzt. Hierdurch entſtand eine Erbitterung, welche mit einer Verſchwörung endigte, deren Urheber C. Caſſius war. Cäſar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Kaukaſus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäſars Freunde gaben vor, daß nach den ſibylliniſchen Büchern die Parther nur durch einen König beſiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäſarn in Rückſicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Staatsverſammlung auf den 15. März feſtgeſetzt, aber dieſen Tag beſtimmten auch die Verſchwornen zur Ausführung ihres Vorhabens. Schreckliche und wunderbare Zeichen ſollen dieſem Tage vorangegangen ſein. Ein Wahrſager warnte den Cäſar, und ſeine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängſtigt, beſchwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verſchwornen, zerſtreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn auf's Capitol. Unterwegs ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verſchwörung angezeigt war; aber Cäſar ſteckte es im Gedränge ungeleſen zu ſich. Die Verſchwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für ſeinen Bruder bitten, und wenn Cäſar das Geſuch verweigerte, ihm das Gewand von den Schultern reißen ſolle, auf welches Zeichen ſie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dies geſchah. Caſca's Dolch traf ihn zuerſt und verwundete ihn am Halſe. Kaum aber hatte ſich Cäſar umgewandt und die Worte geſprochen: Verfluchter Caſca, was machſt du? als die Verſchwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er ſich unverzagt. Als er aber auch Brutus unter den Verſchwornen ſah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?" ſein Geſicht und ſank, mit 33 Wunden bedeckt, an der Bildſäule des Pompejus hin. So ſtarb dieſer außerordentliche Mann, der würdigſte und beſte, der je in Rom nach der Alleinherrſchaft geſtrebt, der 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 709 und im 56. ſeines Alters. Auch als Schriftſteller trat Cäſar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beſchreibung ſeiner Kriege mit den Galliern und mit Pompejus in einem einfach edlen Stil. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde. 4.). Eine der beſten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipzig 1805. Deutſche Ueberſetzungen haben wir von Haus und Wagner. Von A. G. Meißner, und nach deſſen Tode vollendet von J. C. L. Haken erſchien (1799—1812) ein ſehr leſenswerthes Leben des C. Julius Cäſar, 4 Bde. kl. 8.

Caſas (Bartolomeo de las), Biſchof von Chiapa in Mexico, war 1474 zu Sevilla geboren. 18 Jahre alt ging er mit ſeinem Vater nach St. Domingo. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien trat er als Geiſtlicher in den Dominikaner-Orden, um als Miſſionär zur Bekehrung der Indier angeſtellt zu werden. Schon vor ſeinem Eintritte in den geiſtlichen Stand hatte Las Caſas Carl V. mehrere Denkſchriften zu Gunſten der Indier übergeben. Da ſeine Anſtrengungen, ihr Schickſal zu mildern, fruchtlos geblieben, nahm er ſich vor, eine Kolonie nach anderen Grundſätzen, als ſeine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiſer ihn als Gouverneur nach Cumana ſchickte. Nach ſeiner Ankunft in Porto Rico 1519 begab er ſich mit dreihundert caſtilianiſchen Arbeitern nach Cumana, um ſich daſelbſt als Koloniſten einzuſetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingeſandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher ſich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergeſtalt gegen die Spanier erbittert waren, daß ſie die Koloniſten des Las Caſas überfielen, und Alles niedermetzelten, was ſie nicht durch die Flucht rettete. Aber Las Caſas glühender Eifer für die ſchöne Sache der Menſchheit konnte durch kein Hinderniß gekühlt werden. Er reiſte mehrmahls von Amerika nach Spanien und wieder zurück, um die Sache der unglücklichen, durch die europäiſchen Mitmenſchen verkannten und mißhandelten Indier zu führen. Sepulveda, Hiſtoriograph Carls V., nahm ein Aergerniß an dieſem Eifer, und ſchrieb gegen ihn, indem er die Mißhandlungen der Indier nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen zu rechtfertigen ſuchte. Las Caſas vertheidigte ſich mit der ganzen Gewalt der edlen Sache, für die er ſprach und handelte, und Carl V. beauftragte ſeinen Beichtvater, Domenico Soto, dieſen großen Prozeß zu unterſuchen, ließ ihn aber, von andern Geſchäften verhindert, ſtets ohne Entſcheidung. Nachdem Las Caſas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchſchifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, für die ſein Herz mit begeiſterter Wärme ſchlug, und denen er ſeine ganze volle Thätigkeit gewidmet hatte, legte er ſein Biſthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, und ſtarb zu Madrid 1566. Seine Werke ſind in fünf Quartbänden zu Sevilla 1552 erſchienen.

Caſes (Em. Aug. Dieudonné, Graf v. Las), ſ. Las Caſes.

Caſaubon (Iſaac de), war 1559 zu Genf geboren. 19 Jahr alt, bezog er die Univerſität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientaliſche Sprachen ſtudirte, und 1582 ſeinen Lehrer Portus auf dem Lehrſtuhle der griechiſchen Sprache erſetzte. Er gab jedes Jahr griechiſche und lateiniſche Schriftſteller, mit kritiſchen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren, auch Ueberſetzungen derſelben heraus. 1596 nahm er einen Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Heinrich IV. berief ihn nach Paris. Seine Religion, die Eiferſucht der andern Profeſſoren, und vielleicht ſein etwas unnachgiebiger Charakter verurſachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entſchädigt wurde. Nach Heinrichs IV. Tode folgte er dem Chevalier Wotton, außerordentlichen Geſandten Jacobs I., nach England, ward daſelbſt mit Auszeichnung aufgenommen, erhielt zwei Pfründen und eine anſehnliche Penſion, und ſtarb zu London 1614. Er wurde in der Weſt-

minſterabtei beerdigt. Cauſabonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom erſten Range, ein guter Ueberſetzer und trefflicher Kritiker. Sein Latein iſt indeß nicht von Gallicismen frei und in ſeinen hiſtoriſchen Werken finden ſich manche Ungenauigkeiten. Als Kritiker hat er den Diogenes Laërtius, Ariſtoteles, Theophraſt, Sueton, Perſius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionyſius von Halicarnaß, Plinius den Jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Unterſuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben ſeine theologiſchen Arbeiten. Meric Caſaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat ſich ebenfalls durch ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht. Er war ſeinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geiſtliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Blutgerüſt führte, ihn aller ſeiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwell's, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, eben ſo wenig, als die Einladung der Königin Chriſtine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Rückkehr der Stuarts ward er für ſeine Treue durch Wiedereinſetzung in ſeine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an ſeinen Tod 1671 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligſten Charakter. Beſonders hatte er ſich auf die Kritik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrſamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit ſtand er ſeinem Vater nach. Auch er hat, außer andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Klaſſikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caſchemir (Kaſchemir), vormalige Provinz Hindoſtans, jetzt eine Provinz des Afghanenſtaates Kabul in Aſien, iſt eins der berühmteſten Hochthäler, welches von den Rieſengebirgen Aſiens, dem Himalleh und Hindu-Kuſch eingeſchloſſen und von dem Behat oder Tſchelam (vormals Hydaspes) durchſtrömt wird. Von drei Seiten führen nur ſieben Päſſe in dies Land; von Oſten her ſetzt der hohe Himalleh (das höchſte bekannte Gebirge der Erde) eine unüberſteigliche Schneemauer vor. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen, die Lieblichkeit und der Reichthum der zu ihnen aufſteigenden Hügel und Voralpen kann von keinem Augenzeugen reizend genug ausgemalt werden. Die hohe Lage des Thales und die daſſelbe umgebenden Schneegebirge machen das Klima mehr kalt, als warm, doch überhaupt ſehr gemäßigt und mild. Dieſes an romantiſchen Gegenden ſo reiche, von vielen Flüſſen und Bächen bewäſſerte Land iſt nicht minder mit einem Ueberfluſſe von herrlichen Erzeugniſſen geſegnet, die ſeine Vorzüge noch erhöhen, und bei den Aſiaten den Namen des Paradieſes von Indien, des Blumengartens und des Gartens des ewigen Frühlings verſchaffen. Die Berge ſind voll Wald- und Alpenweiden, wo man eine ausgebreitete Viehzucht treibt, am Fuße liegen Getreidefelder, längs den Gewäſſern iſt Reißbau. An den Vorhügeln ziehen ſich reiche Obſtwälder hin. Maulbeerbäume werden wegen der Seidenzucht in Menge gezogen; um ſie ſchlingen ſich die Reben, aus deren Trauben man einen Wein bereitet, der dem Madera gleicht. Südfrüchte reifen hier nicht. Ferner iſt das Thal berühmt wegen ſeiner ſchönen Blumen, die auf allen Wieſen und in allen Gärten prangen. Wild wachſen überall Violen, Roſen, Narciſſen, und unzählige andere europäiſche und nicht europäiſche Blumen. Die Einwohner ſind Hindus, die ſich zur Religion des Brama bekennen, ob ſie gleich unter

der Herrſchaft der Afghanen, Bekenner des Islams, ſtehen. Sie verfertigen die berühmten Shawls in Menge und von vorzüglicher Güte. Die Wolle dazu kommt aus Tibet und der Tatarei, in welchen Ländern, die Ziege, die ſie gibt, allein gedeihen ſoll. Man verfertigt jährlich ohngefähr 80,000 Shawls auf 16,000 Stühlen, von denen jeder drei Arbeiter beſchäftigt. Die Hauptſtadt, welche gleichfalls Kaſchemir, auch Serinagur heißt, iſt die größte Stadt im ganzen kabuliſchen Staate, liegt am Behat, an deſſen Ufern ſie ſich eine Stunde weit erſtreckt, und hat 150 bis 200,000 Einwohner.

Caſematten (eigentlich Mordkeller, von dem Spaniſchen Casa und matare) heißen im Feſtungsbau bombenfeſte Gewölbe unter dem Hauptwalle, beſonders in den Baſteien, theils den Graben daraus zu beſtreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen ſie zur Aufbewahrung des groben Geſchützes und nöthigenfalls der Beſatzung zur Wohnung.

Caſimir III., mit dem Beinamen der Große, König von Polen, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte ſich durch ſeine Tapferkeit unter der Regierung ſeines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutſchen Rittern zu nehmen, und, um ihn zur Herrſchaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron beſtiegen, als er den von ſeinem Vater mit den deutſchen Rittern geſchloſſenen Waffenſtillſtand auf ein Jahr verlängerte, und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwiſchen ihm und dieſem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congreſſe von Wiſſegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavien, und den Bezirk Dobrzin zurückgeben und 10,000 Gulden Entſchädigung zahlen ſollten; dagegen leiſtete Caſimir auf Pommern Verzicht. Allein dieſer für den Orden vortheilhafte Vertrag wurde von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beſchloß man, ſich durch den Papſt Gerechtigkeit zu verſchaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommerellen und die andern Provinzen, welche ſie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerſtörten Kirchen wieder herzuſtellen und an Caſimir eine bedeutende Entſchädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Koſten. Dieſes Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; ſie wandten ſich an Kaiſer Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Caſimir, der keinen Sohn hatte und ſich der Hülfe eines mächtigen Fürſten verſichern wollte, wählte 1339 ſeinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er ſich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und deſſen Beherrſcher geſtorben war. Um alle ſeine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutſchen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man ſchon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten dieſen Vertrag, der diesmal von dem Reichstage 1343 beſtätigt wurde. Caſimir eroberte faſt ganz Schleſien, von dem er jedoch nur Frauſtadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schleſien, über dieſe Vorgänge erbittert, rüſtete ſich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Dieſe Barbaren näherten ſich Krakau; Caſimir machte ihnen den Uebergang über die

Weichſel ſtreitig, zwang ſie zum Rückzug, flog nach Schleſien, zerſtreute das böhmiſche Heer, und kehrte dann in ſeine Staaten zurück, um daſelbſt die Ordnung wieder herzuſtellen. Er berief einen Reichstag nach Wilslicza 1347, verſammelte die geſchickteſten Männer ſeines Reichs, und beauftragte ſie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Geſetze, an welcher er ſelbſt Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unabläſſig der unglücklichſten Klaſſe ſeiner Unterthanen bewies, erwarb ihm dem Titel eines Königs der Bauern. Er verſuchte ſogar mit einigem Erfolge die Künſte in ſeine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu ſichern, befeſtigte er die Städte; auch legte er Hoſpitäler, Schulen und Univerſitäten an. Er genoß nun der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe ſeines Vaters wieder zu erobern, geſchlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war ſo groß, daß keine Hoffnung blieb, ſich zu rächen. Caſimir mußte die Gefangenen mit großem Löſegelde befreien. Kaiſer Carl IV., der ſich mit Caſimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Litthauern, und überließ zwei Fürſten dieſer Nation Volhynien und das Palatinat von Belz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, wodurch Caſimirs Ruhm noch erhöht wurde. Er ſtarb 61 Jahr alt, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, 1370. Seine großen Eigenſchaften haben ſeine zahlreichen Fehler in Vergeſſenheit gebracht. Von dieſen war der bedeutendſte ſeine ungeregelte Neigung für das weibliche Geſchlecht. Unter ſeinen vielen Mätreſſen war auch eine Jüdin, Namens Eſther, welche ihren Glaubensgenoſſen die Freiheiten auswirkte, deren ſie ſeitdem in Polen genoſſen haben. Mit Caſimir erloſch das Geſchlecht der Piaſten, das 523 Jahre über Polen geherrſcht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; ſie wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den erſten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu ſeinem Untergange zerrüttet haben.

Caſino heißt bei uns theils der Ort, in welchem ſich eine geſchloſſene Geſellſchaft zu ihrem Vergnügen verſammelt, theils dieſe Geſellſchaft ſelbſt. Die Benennung ſoll folgenden Urſprung haben. Der Monte Caſino in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro, auf welchem die älteſte Benediktiner-Abtei ſteht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloſter genießt man der reizendſten Ausſicht. Das Klima iſt ſchön und geſund, die Luft ſo rein und die Luft-Perſpective ſtellt alles in ſo zauberiſchen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiſt, um die Naturſchönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Kloſters ſich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe ſtanden, heilende Balſame vom Berge Zion zu beſitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen ſtillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Caſino hörten nicht auf, und er war, wie unſere Bäder, ein Vereinigungsort nicht bloß für Kranke, ſondern auch für Geſunde, welche hier die ſchöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verlebten. Die geſelligen Vergnügungen des Monte Caſino blieben in der Erinnerung. Man ſuchte ſie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man ſtiftete Zuſammenkünfte bekannter und gewählter Perſonen, und glaubte den Zauber der Geſellſchaften des Monte Caſino mit dem Namen Caſino auf die neu gebildeten Zirkel zu übertragen. So verbindet man noch jetzt

mit dem Worte Caſino den Begriff einer, aus den angeſehenſten, gewählteſten Perſonen eines Orts beſtehenden geſchloſſenen Geſellſchaft.

Caſiri (Michael), ein gelehrter Orientaliſt und ſyro-maronitiſcher Geiſtlicher, geboren zu Tripoli in Syrien, 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin ſtudirte, und 1734 in den geiſtlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Aſſemanni nach Syrien, wohin derſelbe auf Befehl des Papſtes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und ſtattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in ſeinem Kloſter die arabiſche, ſyriſche und chaldäiſche Sprache, Theologie und Philoſophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angeſtellt wurde. 1749 begab er ſich, auf des Königs Befehl, auf die Escurialbibliothek, deren Aufſeher er in der Folge wurde, und ſammelte hier die Materialien zu ſeiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760—70, 2 Bde. Fol., welche in 1851 Artikeln die ſämmtlichen Handſchriften der Bibliothek des Escurials aufzählt, die an arabiſchen Handſchriften vielleicht die reichſte in Europa iſt. Wiewohl dieſes Werk nicht frei von Irrthümern iſt, ſo enthält es doch die wichtigſten Angaben und Auszüge, und iſt ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientaliſten. Caſiri ſtarb zu Madrid 1791.

Caſpiſches Meer, ein großer See in Aſien, liegt 185 Fuß tiefer als das ſchwarze Meer, zwiſchen Perſien, dem der ſüdliche Theil, Rußland, dem der nordweſtliche Theil, und der großen Tatarei, welcher der öſtliche Theil angehört; von Norden gegen Süden 150 deutſche Meilen lang, 60 bis 70 breit, 7896 Q. M. Er hat ſüßeres Waſſer als andere Meere, weil er große Ströme aufnimt, z. B. die Wolga; gleichwohl hat er keinen Abfluß. Er liefert viel Fiſche, Karpfen, Lachſe, Hauſen und Störe; auch Seehunde werden an der öſtlichen Küſte im Meere gefangen.

Caſſandra (Kaſſandra), auch Alexandra, Tochter des Priamus u. der Hekuba, und Zwillingsſchweſter des Helenus. Beide Kinder, ſo erzählt die Sage, ſpielten einſt in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräiſchen Apolls, unweit Ilium, und da ſie zu lange dort verweilt hatten, um nach Hauſe gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden ſie 2 Schlangen bei den Kindern, welche, ſtatt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieſes Wunder bewirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch ſo geſchärft, daß ſie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Kaſſandra gern in dem Tempel des Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimniſſe der prophetiſchen Kunſt offenbarte, und dagegen ihre Liebe foderte. Aber Kaſſandra, welche ihre edle Wißbegierde befriedigt ſah, verweigerte den ſchnöden Preis. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weiſſagungen, daß ſie niemals Glauben finden ſollten. So ſagte ſie oft und ſtets den Untergang Troja's voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügeriſchen Roſſe. Als nun Troja erobert war, und Kaſſandra mit den übrigen Jungfrauen ſich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raſerei ſie vom Altar weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und ſchleppte ſie mit ge-

bundenen Händen zu den andern Sklavinnen hin, wo ſie bei Vertheilung der Beute dem Agamemnon zufiel, der ſie als Sklavin und Geliebte mit ſich nach Mycene führte. Klytämneſtra ermordete Beide. Dem Agamemnon ſoll ſie die Zwillingsſöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieſer Raub der Kaſſandra den Alten für eine der verruchteſten Frevelthaten, und hat den Dichtern ſowohl als den bildenden Künſtlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter und durch eine, in ihrem Lande entſtandene Peſt viele Jahre dafür büßen.

Caſſas, berühmter franzöſiſcher Zeichner, Schüler von Lagrenée d. j., und le Bien, der zu Anfange des 8. Decenniums des vorigen Jahrhunders Kleinaſien, Paläſtina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Iſtrien, Dalmatien und Troas durchreiſte, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die ſchönſten Ueberreſte der Baukunſt genau maß, die merkwürdigſten Gegenden mit eben ſo viel Geſchmack als Richtigkeit zeichnete, und hernach alle die Arbeiten, von den beſten Meiſtern geſtochen, in Prachtwerken herausgab. Seine Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte iſt bei Landon (II. 133—136) ausführlich beſchrieben. Die Originalzeichnungen davon ſind vollendete, mit Firniß überzogene Aquarell-Gemälde, und befinden ſich in der königl. Bibliothek in Paris. Zu ſeiner Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joſeph La Vallée ein Tagebuch und eine kurze Geſchichte dieſer Provinz aufſetzen laſſen.

Caſſel (Heſſen-), oder Kurheſſen. Alle heſſiſche und nicht bloß kurheſſiſche Stammlande regierte der Landgraf Philipp der Großmüthige, der zum Lutherthum überging. Er war ein ſehr bedeutender deutſcher Reichsfürſt und Führer des ſchmalkaldiſchen Bundes mit dem unglücklichen damaligen Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen. Die große Türkengefahr des Jahrhunderts war wahrſcheinlich der politiſche Grund, welcher die Kurfürſten zur Wahl Kaiſer Carl V. beſtimmte, ſo ſehr ſonſt auch das Fürſten-Intereſſe damaliger Zeit gebot, weder dieſen noch den andern Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone, König Franz von Frankreich, zu wählen. Der unglückliche Ausgang des ſchmalkalder Bundes brachte auch Philipp den Großmüthigen in kaiſerlichen Verhaft, und ſelbſt ſeine eigne Erfahrung, wie nachtheilig die Theilung von Land und Leuten den Fürſtenhäuſern bei einem ſo mächtig gewordenen Kaiſerhauſe werden könne, hielt dieſen großen Fürſten nicht ab, ſeinen vier ehelichen Söhnen, jedem einen Landestheil, durch ſein Teſtament nach ſeinem Ableben (1567) einzuräumen. Unbeerbt ſtarben die beiden Brüder Philipp und Ludwig, Gründer der Linien Butzbach und Marburg. Die den beiden Linien Caſſel und Darmſtadt, beſonders im 30jährigen Kriege, ſo nachtheilig gewordne Eiferſucht wurde ſchon angefacht, durch die Theilung der butzbacher und marburger Erbſchaft. Beide Regentenhäuſer befolgten durch ihre Miniſterien, wenn die deutſchen Fürſten ſich uneins waren, gemeiniglich eine entgegengeſetzte Politik. Sogar führten ihre Vergrößerungsplane ſie faſt immer, wie bei der hanauiſchen Erbſchaft, in neue Streitigkeiten unter einander, und ſcheint jene Uneinigkeit erſt in den jüngſten Tagen unſrer Zeit gänzlich zu erlöſchen. Sein Sohn, Wilhelm IV., ſtiftete die Linie Heſſen-Caſſel mit der Dotation der ungefähren Hälfte der väterlichen Erblande. Schmalkalden, ein Theil

von Schauenburg, nebſt dem Fürſtenthume Hersfeld, wurden dazu erworben, bis zum weſtphäliſchen Frieden. Heſſiſche Söldner nahmen, als Bundestruppen anderer Continentalmächte, faſt an allen europäiſchen und türkiſchen Kriegen Theil. Dies Syſtem verbeſſerte die Finanzen, aber nicht ſo ſichtbar den Wohlſtand des Landes, und brachte den glänzenden Hof ſelbſt in ausländiſche Familienverbindungen, welche den Landgrafen Friedrich I. zum ſchwäbiſchen Throne führten. Da dieſer ohne eheliche Nachkommen ſtarb, fiel nach ſeinem Tode die wirkliche Regierung an ſeinen Bruder, den langjährigen Statthalter Wilhelm VIII., der Hanau erwarb, aber noch den 7jährigen Krieg als brittiſcher Bundesgenoſſe erlebte, der den heſſiſchen Kriegern Ehre und dem Lande viel Unglück brachte. Sein Sohn Landgraf Friedrich II. hatte einen glänzenden Hof, ein großes Militär, das im engl. Solde gegen Nordamerika's Unabhängigkeit focht. Heſſen erfuhr manche Landesverbeſſerungen ſeines reichen und die Kunſt liebenden Fürſten. Sein Sohn, Landgraf Wilhelm IX., war ſeit 1760 Fürſt in Hanau, nahm am Revolutionskriege Frankreichs, außer ſeinem Reichscontingent als brittiſcher Verbündeter, anfangs Theil, acquiescirte ſpäter den baſeler Frieden vom J. 1795 und ſchloß ſich nunmehr Preußen an. Für ſeine Lande jenſeits des Rheins, erhielt er Entſchädigung durch mainziſche Enclaven und den Kurfürſtenhut. 1803 ſchwankte er lange, ehe er ſich für die Neutralität im Kriege zwiſchen Preußen und Frankreich erklärte, und wurde nach der Schlacht von Jena (1806) von Napoleon ſeiner Staaten entſetzt, aber im J. 1813 reſtituirt. Er trat nun einige zerſtreute Enclaven ab, und rundete ſeinen Staat durch die Erwerbung des größten Theils vom Großherzogthum Fulda, wodurch derſelbe ſich auf 205 Q. M. und 578,000 Einw. vergrößerte und ſtarb 1821. Sein Sohn Kurfürſt Wilhelm II. folgte ihm und veränderte die ältere Provinzialeintheilung, vermehrte aber das ſtehende Linienmilitär auf 6000 Mann. Die landſchaftliche Verfaſſung iſt hier noch nicht geordnet, das Staatseinkommen überſteigt 3 Mill. Thaler; der größte Theil des Staats iſt bergicht, aber dennoch im ganzen fruchtbar, und der Heſſe ein guter und dabei mäßiger Soldat, Bauer und Gewerbsmann. Vieh- und Schaafzucht blüht überall und im Süden auch hie und da Weinbau. Der Adel hat viele, aber wenige große Güter. Die Landesuniverſität Marburg, die Gymnaſien und die Bildungsanſtalten der Hauptſtadt haben viel Aufklärung verbreitet. Landgraf Friedrich II. ſtiftete den goldnen Löwenorden 1770 u. 1769 den Orden pour la vertu militaire, Kurfürſt Wilhelm I. 1814 den Orden vom eiſernen Helm. — Das Regentenhaus hat an Nebenlinien, a) die ältere philippsthaler Linie, Reſidenz Philippsthal, b) die jüngere Philippsthal-Barchfeld, Reſidenz Barchfeld. c) die reich apanagirte Linie Rothenburg mit 8 ſtandesherrlichen Aemtern im Kurſtaat und mit den fürſtl. Standesherrſchaften Ratibor und Corvey unter preußiſcher Landeshoheit. Der jetzige Landgraf Victor Amadeus geb. 1779 iſt der einzige dieſer Linie und bisher, obgleich vermählt, ohne Leibeserben.

Caſſel, Haupt- und Reſidenzſtadt des Kurfürſten von Heſſen, liegt an der Fulda, unter 51° 19′ 20″ n. Br. und 27° 7′ 5″ öſt. L. und hatte 1817, ohne das Militär, 21,168 Einw., worunter 771 Juden, in 1464 Wohnhäuſern. Sie wird in die Altſtadt, untere Neuſtadt und obere (franzöſiſche) Neuſtadt eingetheilt. Die Altſtadt und untere Neuſtadt ſind größtentheils ſchlecht und von Holz gebaut, die Straßen eng und winklig und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen ſind in der, von franzöſiſch reformirten Flüchtlingen angelegten Ober-

neuſtadt die Plätze durchgängig regelmäßig, die Straßen breit und ſchnurgerade, die Häuſer maſſiv, zum Theil prachtvoll; beſonders verdient die 4500 Fuß lange Königsſtraße bemerkt zu werden, welche jeder europäiſchen Hauptſtadt zur Zierde gereichen würde, auch iſt die Bellevûe-Straße wegen der entzückenden Ausſicht in's Freie merkwürdig. Das Thal, worin Caſſel liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Weſten vom Habichtswalde und im Süden von dem Sörewald beherrſcht; gegen Oſten zieht ſich beim Dorfe Bettenhauſen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majeſtätiſch ſein Haupt erhebt. Die Fulda windet ſich bereits als ſchiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieſes Thal. Die Lage des Orts macht das Klima rein und geſund. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutheriſch und 1 römiſch-katholiſch iſt. Das Straßenpflaſter iſt im Ganzen ſchwarzgrauer, glatter Baſalt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Nahl (ſ. d. Art.) gehauenen koloſſalen Marmorſtatue Landgraf Friedrichs II., 1000 Fuß lang und 450 Fuß breit. 2) Der Königsplatz iſt zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmeſſer und im Mittelpunkte ein ſiebenfaches Echo; hier ward während der weſtphäliſchen Regierung die Marmorſtatue Napoleons auf einem Springbrunnen aufgerichtet, die aber, nebſt dem Brunnen, jetzt wieder verſchwunden iſt. 3) Der Parade- oder Schloßplatz, das Reſidenzſchloß, welches hier ſtand und wovon eine Seite am 24. Nov. 1811 abgebrannt, iſt 1817 gänzlich niedergeriſſen, und an deſſen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schloſſe von größerm Umfang und edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorſtatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am wilhelmshöher Thore. 7) Der Caſernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. Zu den vorzüglichſten öffentlichen Gebäuden gehören: das Muſeum Fridericianum, worin ſich die Bibliothek, das Kunſt- und Naturalienkabinet befinden; die Bildergallerie, welche die ſchätzbare Sammlung von Gemälden enthält, die 1815 von Paris wieder zurückgeführt worden; das Bellevûeſchloß; das kurprinzliche Schloß; die Caſernen, beſonders die unter der weſtphäliſchen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanſtalten benutzt werden; das ſogenannte Fürſtenhaus; die Sternwarte; das Opernhaus; das Caſtel; der Marſtall; die unter der weſtphäl. Regierung erbaute Artillerieſchule, worin gegenwärtig die Cadetten-Anſtalt befindlich; die Charité vor dem leipziger Thore. — Unter den Kirchen ſind beſonders merkwürdig die St. Martinskirche und die katholiſche Kapelle. Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie und dem Marmorbade befindet ſich der große Luſtgarten, die Aue genannt. Eine Stunde entfernt liegt das berühmte Luſtſchloß Wilhelmshöhe (ſ. d. Art.) und 2 Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Luſtſchloß Wilhelmsthal. Zu den vorzüglichſten Fabrikanſtalten in und bei Caſſel gehören mehrere Tabaksfabriken, 2 Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkpfropfenfabrik, eine Salpeterſiederei und chemiſche Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckerſiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Meſſinghammer, eine Spiegel-Folienfabrik, mehrere Hut-, Handſchuh- und Lederfa-

briken. — Nach der Schlacht bei Jena wurde Caſſel 1807 zur Haupt- und Reſidenzſtadt des neu geſchaffenen Königreichs Weſtphalen gewählt; welches zu Ende des J. 1813 wieder aufgelöſt worden. Die erſte Beſitznahme der Stadt von Seiten der Verbündeten erfolgte nach einer kurzen Beſchießung derſelben durch den General Czernitſcheff, am 28. Sept.; der feierliche Einzug des Kurfürſten am 21. Nov. 1813.

Caſſini. Dieſe, in der Geſchichte der Aſtronomie und Geographie berühmte Familie hat drei Generationen hindurch ſich die größten Verdienſte durch ihre wiſſentſchaftlichen Leiſtungen erworben. Der 1ſte in der Reihe, Giovanni Domenico, dem die Aſtronomie große Entdeckungen verdankt, wurde zu Perinaldo bei Nizza 1625 geboren. Seine Studien vollendete er zu Genua bei den Jeſuiten mit vieler Auszeichnung. Der Zufall leitete ſeine Neigung auf die Aſtronomie. Er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſchon 1650 der Senat von Bologna ihm den erſten Lehrſtuhl der Aſtronomie auf der Univerſität übertrug. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignatio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia gezogen hatte, um die Äquinoctien und Solſtitien zur genauen Beſtimmung der Kirchenfeſte durch Beobachtung zu erhalten. 1653 kam Caſſini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelſt welcher die Unſicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die aſtronomiſchen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In 2 Jahren kam er mit dieſer ſchwierigen Arbeit zu Stande, deren erſte Früchte genauere Sonnentafeln, eine richtigere Beſtimmung der Parallaxe dieſes Geſtirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geſchäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papſt ihn beauftragten, unterbrachen zuweilen ſeine aſtronomiſchen Arbeiten. Er befand ſich zu Citta della Piave, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiters die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten deſſelben darauf werfen, wenn ſie zwiſchen dieſem Planeten und der Sonne befindlich ſind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersſcheibe unterſchied. Durch erſtere berichtigte er ſeine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere beſtimmte er die Umſchwungszeit des Jupiters. Zugleich machte er eine Menge von Beobachtungen über die Inſekten, die von Aldrovandi gedruckt wurden. 1668 gab Caſſini ſeine Ephemeriden der Jupiterstrabanten heraus, ein bewundernswürdiges Werk, ſo unvollkommen es auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erſcheint, und ward durch Colbert nach Frankreich eingeladen, woſelbſt es jenem gelang, 1673, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Caſſini ſetzte ſeine aſtronomiſchen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort, und entdeckte, außer dem ſchon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch 4 andere. Schon früher hatte er das Zodiakallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, ſenkrecht auf der Ebene der Ekliptik ſtehe, und lehrte die Urſachen der, in der Theorie des Mondes unter dem Namen Libration bekannten Erſcheinung kennen. Die Geſetze dieſer Bewegungen, die er ſehr genau beſtimmte, ſind eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen. Der Akademie überreichte er Unterſuchungen über den indiſchen Kalender, und gab neue und genauere Tafeln über die Jupiterstrabanten heraus. Die, von Picard angefangene, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris,

1700 von Caſſini bis an die äußerſte Spitze von Rouſſillon fortgeführte Mittagslinie wurde vierzig Jahre nachher von François Caſſini und La Caille, und 100 Jahre ſpäter von Mechain und Delambre gemeſſen. Das Ergebniß dieſer letztern Meſſung weicht von dem, durch Caſſini gefundenen nur um die Kleinigkeit von 21 Toiſen ab. Caſſini ſtarb, nachdem er einige Jahre früher ſein Geſicht verloren hatte, 1712 an Altersſchwäche. 2. Caſſini (Jacques), des Vorherg. Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat ſchon 1694 in die Akademie der Wiſſenſchaften. Er begleitete ſeinen Vater nach Italien, bereiſte in der Folge Holland und England, und ward 1696 Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich mit der Aſtronomie und Phyſik, und ſchrieb mehrere Abhandlungen über die Electricität, über die Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennſpiegel u. ſ. w. 1717 vollendete er ſein großes Werk über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und ſeines Ringes. Aber allgemein machte er ſich durch ſeine Arbeiten zur Beſtimmung der Geſtalt der Erde bekannt. Bei der erſten 1669 begonnenen Meſſung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden, als nach Süden, und man ſchloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu (ſ. Abplattung). Caſſini, der 1701 die Meſſung mit ſeinem Vater bis Collioure und 1718 bis Dünkirchen fortgeſetzt hatte, gab bei dieſer Gelegenheit ſein, dieſe Behauptung enthaltendes Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des Newton'ſchen Syſtems widerſprachen einem Reſultat, das dem Grundſatze der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe entgegen war. Man warf ein, der gemeſſene Bogen, obwohl er ungefähr 9 Grade betrug, ſei nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grade des Meridians unter dem Aequator und den Polarkreis zu meſſen; aber um die Aufgabe noch unmittelbarer zu löſen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Breſt bis Straßburg, zu meſſen. Caſſini leitete dieſe Arbeit, und verfiel dabei in einige Irrthümer, welche der Mangelhaftigkeit der Inſtrumente der frühern Beobachter, denen er zu viel gefolgt war, zuzuſchreiben ſind. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Thury 1756. 3. Caſſini de Thury (Ceſar François), des Vorigen Sohn, geb. 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wiſſenſchaften trat. Die Sammlungen derſelben enthalten viele Abhandlungen von ihm; aber ſeinen ganzen Fleiß beſchäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometriſch zu vermeſſen; Caſſini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographiſch aufzunehmen, auf dieſe Weiſe den Abſtand aller Oerter von dem Meridian von Paris und dem Perpendicularkreis dieſes Meridians zu beſtimmen. Nie hatte man eine größere, und für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Als 1756 die Unterſtützung aufhörte, welche die Regierung dazu verwilligt hatte, trat auf Caſſini's Antrieb eine Geſellſchaft zuſammen, welche die Koſten vorſchoß, und ihre Vorſchüſſe aus dem Verkaufe der Karten wieder erhielt, ſo daß es ihm gelang, faſt die völlige Beendigung dieſer Arbeit zu erleben. Er ſtarb 1784. 4. Caſſini (Jacques Dominique, Graf), des Vorhergehenden Sohn, geboren zu Paris 1740, Director der dortigen Sternwarte und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Er nahm Theil an der Grenz-

regulirung der einzelnen Departements, und iſt neben ſeinen mathematiſchen Kenntniſſen im Verwaltungsfache ſehr kundig. 1789 übergab Caſſini der Nationalverſammlung die große Karte von Frankreich in 180 Blättern (jetzt 182), das Ganze iſt 33 Fuß hoch und 34 Fuß breit. Der ſogenannte atlas national iſt eine Reduction deſſelben auf ⅓ des Maßſtabs, außerdem gibt es noch eine Reduction auf ein Viertel des Maßſtabs in 24 Blättern. 1793 wurde Caſſini vom Revolutionstribunal als Gegner der Republik verhaftet, rettete ſein Leben, verlor aber die Kupferplatten der Karte von Frankreich die ½ Mill. Franken gekoſtet hatten.

Caſſius Longinus (Caj.), ein tapferer, Freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quäſtor des Craſſus die wenigen, in der mörderiſchen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römiſchen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwiſchen Pompejus und Cäſar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege ſchlug er ſich zur Partei des erſtern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienſte leiſtete. Als Cäſar die pharſaliſche Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf ſeiner Flucht verfolgte, ſtieß dieſer beim Ueberſetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die, aus 70 Segeln beſtehende feindliche Flotte, welche Caſſius befehligte. Cäſar foderte ſie zur Uebergabe auf, und Caſſius, über den Muth und die Kühnheit Cäſars erſtaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäſars Abſicht, ſich zum Oberherrn des römiſchen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Caſſius, als ein eifriger Republikaner, den Entſchluß ihn zu tödten, und führte ihn vereint mit mehreren Mitverſchwornen, im Jahre Roms 709 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus ein Heer, um mit den übrigen Republikaniſchgeſinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwiſchen dieſen und Octavius und Antonius, die Cäſars Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Caſſius, weil er Alles für verloren hielt, ſich ſelbſt ermordete (im J. Roms 711). Brutus nannte ihn den letzten Römer (Vergl. **Brutus** und **Cäſar**.)

Caſtagnetten ſind kleine hölzerne, kaſtanienfarbene Inſtrumente, ungefähr in Form einer großen Nußſchale, welche an den Daumen befeſtigt und beim Tanz gegen einander angeſchlagen werden. Seit langer Zeit waren ſie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man ſich ihrer noch in Gascogne, um bei gewiſſen lebhaften Tänzen den Takt damit anzugeben. Auch die Alten brauchten bei ihren Tänzen und Bacchusfeſten kleine Cimbalen, die mit den Caſtagnetten viel Aehnlichkeit hatten.

Caſtalia (Kaſtalia), ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe beim dortigen Tempel des Apollo. Aus dieſem Quell tranken diejenigen, welche vom dortigen Orakel die Verkündigung der Zukunft erbaten. Selbſt die weiſſagende Pythia trank aus dieſer Quelle und badete ſich in ſolcher.

Caſtannos (Don Franzesco de), ſpaniſcher General, unſterblich in der Geſchichte dadurch, daß er den franzöſiſchen General Dupont de l'Etour in der Sierra Morena am 20. Juli 1808 zur Niederlegung der Waffen zwang, und mit ihm die berühmte folgenreiche Capitulation von Baylen abſchloß. Er ſtammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und iſt ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Caſtannos Schweſter verheirathet war. Er

war 1743 geb., diente zuerſt unter ſeinem Schwager, und begleitete dieſen auch nach Deutſchland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Taktik ſtudirte. 1794 diente er als Obriſt in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete ſich mit ſeinem Regimente bei jeder Gelegenheit ſo ſehr aus, daß es als das Vorbild des ganzen Heers galt. Er wurde 1798 General-Lieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürſten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzoſen erhielt er 1808 den Oberbefehl einer Heerabtheilung an der Grenze von Andaluſien, wo Dupont vorzudringen Miene machte. Mit 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke zwang er den General Dupont zu der erwähnten Capitulation (S. d. Art. Baylen). Dieſe Waffenthat verſchaffte ihm großes Anſehen, das aber durch den Verluſt der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder ſank; doch ſeine Anſtrengungen ließen deſſen ungeachtet nicht nach. 1811 ernannte ihn die Regentſchaft zum Obergeneral der vierten ſpaniſchen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellington's, und entfaltete große militäriſche Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch ſeine und ſeiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentſchaft beging die Ungerechtigkeit, ihm ſeine Stelle zu nehmen und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er ſchrieb dem Kriegsminiſter: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarſchall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Liſſabon übernahm, an der Grenze von Frankreich zu übergeben.“ Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien und mit Orden beehrt. 1815 befehligte er das zum Einrücken in Frankreich beſtimmte Heer. 1816 legte er ſeine Stelle nieder, um ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Caſten oder Kaſten. Mit dieſen Wort bezeichnet man gewiſſe Stände, deren Vorrechte und Laſten forterben. Der Name iſt portugieſiſch, und wurde zuerſt von den Eroberern Oſtindiens für die oſtindiſchen Stämme gebraucht, deren Geſchäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich ſind. Nach und nach hat man dieſen Ausdruck auch wohl auf die erblichen Stände in Europa angewandt, und ſpricht in dieſer Beziehung von Kaſtengeiſt und den Vorrechten oder Anmaßungen einer Kaſte, um mit Hindeutung auf das Unnatürliche der geſellſchaftlichen Einrichtung, die der Ausdruck eigentlich bezeichnet, recht auffallend das Verderbliche der bloß auf Zufälle der Geburt oder des Reichthums gegründeten Vorzüge hervor zu heben. — Die Kaſteneintheilung verliert ſich bei den Völkern der alten Welt über die geſchichtliche Zeit hinaus, und es läßt ſich daher der Urſprung derſelben nicht ſtreng nachweiſen, höchſt wahrſcheinlich aber iſt es, daß überall, wo ſie ſich findet, Verſchiedenheit der Abſtammung und der Lebensart den Grund dazu legte, und die verſchiedenen Kaſten anfänglich verſchiedene Völkerſtämme waren. Man findet dieſe Einrichtung bei mehrern Völkern; ſelbſt bei den Peruanern u. Mexikanern, zeigen ſich, nach den von Clavijero geſammelten Nachrichten, einige Spuren davon, im Orient hauptſächlich aber, iſt ſie ſeit den älteſten Zeiten gegründet worden, und hat ſich mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen verſchmolzen, weil ſie den, hier herrſchenden Despotismus begünſtigte. So gab es bei den Perſern ſchon vor Zoroaſter eine Abtheilung in 4 Stände, oder Kaſten: Prieſter (Magier), Krieger, Acker-

leute und Gewerbtreibende. Nirgends aber war die Kaſteneintheilung ſo ausgebildet, und ſo ganz die Grundlage der geſellſchaftlichen Einrichtung, als in Aegypten und Indien. In Aegypten (ſ. d. Art.) bildete ſich dieſe Eintheilung, als politiſche Anſtalt, in der blühendſten Zeit der Pharaonen völlig aus, und die Abſonderungen, die früher aus verſchiedener Abſtammung und Lebensweiſe hervorgegangen waren, wurden noch ſchärfer gemacht. Man zählte ihrer urſprünglich ſieben. Die Prieſterkaſte, die gewiſſermaßen einen hochbevorrechteten Adel bildete, und ſich im Beſitz der Staatsämter behauptete, war die edelſte. Zunächſt folgte die Kriegerkaſte, die ſich in zwei Stämme theilte, in welchen die Beſtimmung für den Krieg erblich war. Ob die übrigen Kaſten, die Gewerbtreibenden, die Schiffer (Nilſchiffer), die Dolmetſcher (die erſt ſpäter aus den Nachkommen der, in's Land gerufenen Griechen entſtanden), und die zwei Hirtenkaſten, eine Rangordnung gehabt haben, iſt unbekannt, die Hirten aber waren die niedrigſte, und unter ihnen waren die Schweinehirten unrein und verachtet, und von den Tempeln ausgeſchloſſen. In Indien gab es urſpünglich 4 Kaſten: die Braminen oder Brachmanen (ſ. d. Art.) die nach dem Mythus aus des Schöpfers Muude entſprungen ſind, und nach der Verſchiedenheit ihrer Beſchäftigungen in verſchiedene Klaſſen zerfallen, wovon diejenigen, welche die Religionsſchriften Vedas (ſ. indiſche Literatur) erklären, die vornehmſten ſind. Die Ketri, oder die Kriegerkaſte, die aus der erſten Kaſte hervorgegangen war, im nördlichen Indien ihren Wohnſitz hatte, aber ſowohl durch den Kampf mit der Braminenkaſte, als durch die Einfälle fremder Eroberer ſo viele Veränderungen erlitt, daß ſie in ihrer alten Geſtalt lange nicht mehr fortbeſtehet, wiewohl die Bewohner des nördlichen Indiens ihre Abkömmlinge zu ſein ſcheinen; die Naiſya, oder Gewerbsleute, die aber nicht bloß Kaufleute, ſondern auch Landwirthe begreift, und die zahlreichſte von allen, die Sudra, die unterſte Kaſte, die ſich mit andern Abtheilungen nicht verheirathen und bei Todesſtrafe die Religionsbücher nicht leſen darf. Der Sudra dient den drei höhern Kaſten, und wenn er den Braminen treu dient, hat er Hoffnung, bei einer künftigen Seelenwanderung in die höhere Kaſte zu kommen. Aus der verbotenen Vermiſchung der Sudra mit höhern Kaſten gehen die Unreinen uud Verworfenen hervor, deren es ſehr viele Abtheilungen gibt, und unter dieſen ſind die Paria die verachtetſten. Die Kaſte der Sudra, die ſich auch durch dunklere Hautfarbe unterſcheidet, beſteht wahrſcheinlich aus den Abkömmlingen der Ureinwohner Indiens, welche bei der Verbreitung der herrſchenden Kaſten unterworfen wurden.

Caſti (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Dichter, war 1720 in der Nähe von Florenz geb., machte ſeine erſten Studien auf dem Seminar von Monteſiaſcone, ward dann Profeſſor daſelbſt und erhielt dort eine Dompfründe. Er faßte früh Neigung znm Reiſen. Nachdem er Frankreich beſucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Auf die Einladung des Fürſten von Roſenberg, der ihn in Florenz kennen gelernt hatte, ging er nach Wien und ward Joſeph II. vorgeſtellt, welcher den Geiſt des Dichters zu ſchätzen wußte, und ihn oft in ſeine vertrauten Unterhaltungen zog. Caſti ergriff begierig jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, um an andern Höfen vorgeſtellt zu werden, indem er ſich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Geſandtſchaften anſchloß. Catharina II. nahm ihn auf das Schmeichel-

hafteſte auf. Er beſuchte auch den berliner Hof und einige andere deutſche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürſt von Roſenberg, welcher Hofſchauſpieldirector war, nach Metaſtaſio's Tode zum Poeta cesareo (kaiſerlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Joſephs II. Tode aber foderte Caſti ſeinen Abſchied, und zog ſich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil ſeiner Werke ſchrieb. 1783 kam er nach Paris. Ungeachtet des hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes. Seine Heiterkeit, ſeine, durch einen leiſen Anſtrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, ſeine Welterfahrenheit machten ſeinen Umgang höchſt anziehend; dabei war ſein Charakter feſt und ſein Betragen regelmäßig. Mit ſeiner Liebenswürdigkeit verband er aber auch alle Eigenſchaften, welche Hochachtung einflößen. Eine Erkältung machte 1803 plötzlich ſeinem Leben ein Ende. Er war über 82 Jahre alt, und dennoch ſchien, bei ſeiner ſtets ungeſchwächten Geiſtes- und Körperkraft, ſein Tod frühzeitig. Wir beſitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Abb. C, welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Casti in 3 Bänden erſchienen ſind. Ihre Zahl beläuft ſich auf 18. Faſt alle ſind zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Eigenthümlichkeit und Zierlichkeit des Styls. Ein Gleiches läßt ſich von ſeinem großen, didactiſch-ſatyriſchen Gedicht: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti di Giamb. Casti (Mailand 1802, 5 Vol.) ſagen, welches er als 70jähriger Greis, zwiſchen den Jahren 1792—99 ſchrieb, und welches erſt jetzt die verdiente Aufmerkſamkeit erregt, wahrſcheinlich, weil früher niemand es wagen mochte, die darin enthaltenen bittern Wahrheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. Es ſind davon ſeit Kurzem zwei franzöſiſche und eine deutſche Ueberſetzung erſchienen. Letztere, deren Verf. ſich nicht genannt hat, iſt eine ſehr gelungene Arbeit und verdient allgemeine Anerkennung. Sehr angenehm ſind Caſti's Rime anacreontiche, und höchſt originell und luſtig ſeine komiſchen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. ſ. w.

Caſtiglione (Baltaſarre), einer der zierlichſten, ältern italieniſchen Schriftſteller, war 1478 zu Caſatico im Mantua'ſchen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hauſe Gonzaga. Er ſtudirte zu Mailand; da er aber den Waffen beſtimmt war, trat er in die Dienſte des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach deſſen Gefangennehmung durch die Franzoſen der Marquis von Gonzaga zu Mantua ihn aufnahm. Einige Jahre nachher trat er in die Dienſte des Herzogs von Urbino, Guidobaldo de la Rovera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Caſtiglione ward bald eine Zierde des feinen prächtigen Hofes von Urbino. Seine glänzenden Eigenſchaften, ſeine Kenntniſſe, Talente und liebenswürdigen Sitten, bewogen den Herzog, ihn 1505 als Geſandten nach England, und 1507 in gleicher Eigenſchaft Ludewig XII. nach Mailand zu ſenden. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Francesco Maria, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Peſaro zu Lehen. Als Leo X. 1513 Papſt geworden war, erſchien Caſtiglione bei demſelben als Abgeſandter ſeines Herrn, und trat hier mit den berühmteſten Literatoren und Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung. 1521 gelang es ihm, für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpſtlichen Truppen, den ſein Vater geführt hatte, auszuwirken. Auf eine andere Weiſe diente er dem jungen

Herzog in dem Kriege gegen die Franzoſen, und ward 1523, nach Clemens VII. Wahl, wieder nach Rom geſandt. Als dieſer Papſt das Jahr darauf die wichtigſten Angelegenheiten mit Carl V. zu verhandeln hatte, legte er ſie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Caſtiglione's Hände. Der Kaiſer bezeigte ihm perſönlich große Gunſt, dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward 1527 Rom von dem Connetable von Bourbon genommen und geplündert. Dies Ereigniß verurſachte Caſtiglione den tiefſten Schmerz; er Papſt beſchuldigte ihn der Vernachläſſigung. Zwar gelang es hm, ſich zu rechtfertigen, aber ſeine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiſer, der ſeine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturaliſirte ihn ls Spanier, und gab ihm das reiche Visthum von Avila; Caſtigliae aber weigerte ſich, es vor der völligen Ausſöhnung Carls mit der Papſte anzunehmen. Er war nicht ſo glücklich dies zu erleben. Der Kummer hatte ſeine Geſundheit untergraben; 1529 erkrankte e zu Toledo, und ſtarb wenige Tage darauf. Caſtiglione hat einige Werke hinterlaſſen, von denen das Libro del Cortegiano das beühmteſte iſt. Er lehrt darin die Kunſt, die ein Hofmann anwenden müſſe, um ſeinem Fürſten angenehm und nützlich zu ſein und überhapt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart iſt muſterhaft Die ältern Ausgaben verdienen, als vollſtändiger, den Vorzug. Ach ſeine, nicht zahlreichen italieniſchen und lateiniſchen Poeſien ſind Muſter der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) ſind zugleich fü die politiſche und Literargeſchichte wichtig.

Caſtilien, eine der Landſchaften, oder ſogt. Königreiche, worein Spanien zeither getheilt wurde, beſtehend au Alt- und Neu-Caſtilien. ſ. Spanien.

Caſtlereagh (Heinr. Robert Stewart, Lord Viscount Marquis Londonderry), Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in England, einer der berühmteſten, grö en und glücklichſten Staatsmänner unſerer Zeit. Er iſt der älteſte Sohn des irländiſchen Grafen von Londonderry, wurde 1769 in Dublin g., machte ſeine erſten Studien in Armagh und vollendete ſie zu Cambridge. Eben von der Akademie zurückgekehrt, kam er 17 durch den Einfluß und Reichthum ſeines Vaters, der mehr c 30,000 Pf. Sterl. darauf wendete, in das irländiſche Parla nt. Er zeichnete ſich bald aus, insbeſondere bei der für ein Vaterland ſehr wichtigen Verhandlung, ob Irland auch h Oſtindien handeln dürfe, und trat hier auf die Seite de Volks. Die Oppoſitionspartei ſchmeichelte ſich, an ihm eine re Stütze zu gewinnen, aber bald ſah ſie ihren Irrthum ein, da C lereagh mit Eifer die grauſamen Maßregeln der Regierung vert digte, das irländiſche Volk niederzuhalten. Nachdem Lord Camde ſein naher Verwandter, zum Vicekönig von Irland war ernannt orden, wurde er erſter Staatsſecretär und behielt dieſe Stelle a unter ſeinem Nachfolger. Er entwickelte auf dieſem Poſten große eſchicklichkeit, und zeigte während der Unruhen 1793 eben ſo vie Muth, als Standhaftigkeit und Strenge. Nach der Staatsvere ung Irlands mit Großbritannien, an welcher großen poli en Maßregel Caſtlereagh bedeutenden Theil hatte, trat er in d allgemeine großbrittanniſche Parlament ein. Unter Addington bekle e er die Stelle eines königl. geheimen Raths und Präſidenten des ard of Controul, und als

Pitt die Zügel der Regierung nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder aufgefaßt hatte, ward Caſtlereagh 1805 Kriegsminiſter. Nach Pitt's Tode trat auch Caſtlereagh 1806 mit ſeinen Collegen aus dem Miniſterium, bis nach Perceval's Eintritt in daſſelbe, wo er 1807 ſeinen vorigen Poſten wieder einnahm. Die Unternehmung gegen Walchern entzweite ihn mit Canning, ſeinem Kollegen, und es hatte ſelbſt ein Zweikampf zwiſchen ihnen Statt, in welchem Letzterer verwundet wurde und in Folge deſſelben aus dem Miniſterium trat. Jetzt wurde Caſtlereagh (1809) Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, welchem wichtigen Poſten er in der ſo unendlich bewegten Zeit ſeit 1809 vorgeſtanden hat. Im Nov. 1813 ging er als Bevollmächtigter in's Hauptquartier der Verbündeten, und nahm Theil am Congreß von Chatillon. Der Vertrag von Fontainebleau war bereits geſchloſſen, als Caſtlereagh in Paris ankam; er weigerte ſich, ihn zu unterzeichnen, und trat demſelben nur mit Einſchränkung bei, weil Napoleon darin der Kaiſertitel gelaſſen war, welchen England nie anerkannt hat. Auf dem Congreß in Wien 1814 hatte er als Abgeſandter von Großbritannien den wichtigſten Einfluß. Nach der Rückkehr Napoleons ging Caſtlereagh nach England zurück, und bewirkte, daß der neue Krieg mit großem Erfolge geführt werden konnte. Seinem großen politiſchen Charakter iſt ein bedeutender Theil der glücklichen Erfolge zuzuſchreiben, welche das vereinigte Europa gegen das Uebergewicht Napoleons in dieſem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien, ſo wie an dem Congreß in Aachen, nahm er gegen die Gewohnheit engliſcher Staatsminiſter perſönlich Theil. Die Oppoſition ſpottete gern, da ſie ſonſt nicht viel gegen ihn durchſetzen konnte, über ſeine Eitelkeit und Stolz, den er angenommen haben ſollte, ſeit er mit Kaiſern und Königen täglich Umgang gehabt. Er iſt ſeit 1794 mit der jüngſten Schweſter des Grafen von Buckingham verheirathet. In Begriff, einem neuen Congreſſe auf dem Feſtlande beizuwohnen, entleibte er ſich am 12. Aug. 1822 in einem Fieberanfalle, mit einem Federmeſſer, mit welchem er ſich die Hauptpulsader am Halſe durchſchnitt.

Caſtor (Kaſtor) und Pollux waren die Söhne des lacedämon. Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiters und der Leda. Die Fabel erzählt: Leda gebar 2 Eier, wovon das eine Pollux und Helena, das andere Kaſtor und Klytämneſtra enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Geſtalt eines Schwans genaht war) und unſterblich, Kaſtor und Klytämneſtra aber von Tyndarus erzeugt und ſterblich. Ungeachtet ihrer verſchiedenen Abſtammung waren beide Brüder unzertrennliche Genoſſen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verſtand Kaſtor die Kunſt, Roſſe zu bändigen. Als Helden nahmen ſie Theil an dem ſogenannten Argonautenzuge, und erwarben ſich auf demſelben göttliche Verehrung. Denn als einſt auf der Fahrt ein ſchrecklicher Sturm ſich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erſchienen plötzlich über den Häuptern des Kaſtor und Pollux zwei ſternähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte ſich. Seitdem wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioskuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen und eine elektriſche Erſcheinung ſind, mit dem Namen Kaſtor und Pollux. Nach ihrer Rückkunft befreiten

ſie ihre 10jährige Schweſter Helena aus der Gefangenſchaft, in welche ſie Theſeus geführt hatte. Auch waren ſie bei der kalydoniſchen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt ſind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit ſie an einander hingen. Als ſie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria, ſich bewarben, und erſt mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um ſeine Geliebte kämpfen mußten, wurde Kaſtor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erſchlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht in's Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihn ſelbſt das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit ſeinem Bruder die Unſterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux ſtieg mit ſeinem Bruder in den Orcus hinab, und ging mit ihm den andern Tag in's Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, beſonders in Schlachten, erſchienen ſie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge, auf weißen Roſſen, in glänzender Waffenrüſtung, mit Flämmchen über den Häuptern, und dann heißen ſie vorzüglich Dioskuren. So werden ſie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander ſtehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit geſenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel prangen die Dioskuren als eins der zwölf Sternbilder (die Zwillinge) des Thierkreiſes.

Caſtrametation heißt die Wiſſenſchaft, ein Lager geſchickt abzuſtecken, die Lagerkunſt überhaupt. Sie gründet ſich auf leichte Handgriffe der Geometrie und auf die, unter einem Heere zu haltende Ordnung. Ein Lager, beſtehe es aus Zelten, Baracken, oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewieſenen Plätzen, muß ſo vertheilt ſein, daß die Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet iſt, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Geſtalt des Ganzen ſich leicht und natürlich finde; zugleich aber auch die Kochörter, das Gepäck und alle Kriegsvorräthe in den bequemſten Erreichungspunkt geſtellt ſind.

Caſtration, Verſchneidung, Entmannung, das Verfahren, wodurch einem lebendigen Weſen durch Wegnahme der Hoden die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchſt merkwürdig iſt die Veränderung, welche die Caſtration bei dem Menſchen hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geſchwächt, und dadurch das Zellgewebe in den Stand geſetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in ſich aufzunehmen, die Barthaare bleiben zurück, der obere Theil der Luftröhre verengt ſich beträchtlich, und der Caſtrat erhält die Phyſiognomie und Stimme eines Weibes. Auf den moraliſchen Charakter ſcheint die Caſtration gleichfalls Einfluß zu haben; indem ſie die Urtheilskraft ſchwächt, gefühllos, mürriſch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen macht. Eine zweite Klaſſe machen diejenigen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergeſtalt künſtlich zerſtört ſind, daß ihnen, obwohl nicht die Begattungsfähigkeit, doch die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als beſonderer Lieblinge der zügelloſen Römerinnen. In die dritte Klaſſe endlich gehören diejenigen Weſen, denen ſämmtliche äußere Zeugungstheile genommen ſind. Sie werden bei den Türken vorzugsweiſe zu Hütern der Weiber gebraucht. Die

Caſtrirten der beiden erſten Klaſſen nennt man auch Eunuchen, und die der dritten ganze Eunuchen: ein aus dem Griechiſchen entnommenes Wort, welches einen Bettbewahrer, Betthüter andeutet. Wir haben im Deutſchen für alle drei Klaſſen auch die allgemeine Benennung Hämmling. Geſchieht die Caſtration bei ſchon völlig mannbaren Perſonen in Folge einer Verletzung oder dergl.: ſo wirkt ſie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derſelben Verfaſſung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigſtens noch eine kurze Zeit lang fort. Nach den Verſicherungen der alten Schriftſteller übten die Griechen, beſonders die Lydier, die Caſtration an den Weibern aus. Letztere ſollen dergleichen weibliche Weſen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Der Geſchlechtstrieb erliſcht, an Kinn und Oberlippe erſcheint der Bart, der Buſen verſchwindet, die Stimme wird rauh u. ſ. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beiſpiele der Art; bei den Indiern verurtheilt das Geſetz die Ehebrecherin erſt zur Caſtration und dann zum Tode. Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beſchädigung der Theile ſelbſt zu einer Operation, die von ſo wichtigen Folgen für die menſchliche Geſellſchaft iſt. Unter den Uebeln, welche ſonſt die Religionsſchwärmerei erzeugte, hat bekanntlich auch die Caſtration eine große Rolle geſpielt. Die Kaiſer Conſtantin und Juſtinian waren gezwungen, ſich mit ihrer ganzen Macht dem religiöſen Wahnwitze zu widerſetzen, und nur dadurch, daß ſie dieſe Verſtümmelung dem Menſchenmorde gleichſetzten, waren ſie im Stande, davon abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionsſekte, denen das Beiſpiel des Origenes die Sinnen verwirrt hatte, hielten dieſe Verſtümmelung ihrer ſelbſt nicht nur für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte; ſondern ſie glaubten auch, an allen denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Böſem dieſelbe Pflicht ausüben zu müſſen. In Italien war die Caſtration der Knaben, um ſie zu Sopranſängern zu machen, ehemals ſehr häufig, weshalb die Benennung Caſtrat mit Sopranſänger gleichbedeutend ward. Clemens XIV. verbot dieſen Mißbrauch, der aber doch noch lange nachher fortdauerte und in gewiſſen Städten nicht nur geduldet, ſondern ſelbſt ſo ſchamlos ausgeübt ward, daß öffentliche Anſchlagzettel dies kund thaten. In der neuern Zeit ſind nachdrücklichere Geſetze dagegen gegeben worden. — **Caſtriren** heißt bei den Thieren im Allgemeinen Verſchneiden, Schneiden, ein Schwein ſchneiden; dann auch bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen, Kappen oder Kapaunen ꝛc.

Caſtrum Doloris (Trauerbühne), wird unrichtig mit Katafalk gleichbedeutend gebraucht. Der Katafalk (das Trauergerüſt) iſt bloß die ſtufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten mit der, denſelben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen und Wappen, Inſchriften ꝛc., welche ſich in einer Kirche, ohne daß dieſe übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Caſtrum Doloris aber iſt der ganze Raum, worin ein Katafalk ſich befindet, nebſt allen Zubehören. Wenn eine fürſtliche oder andere vornehme Perſon, deren Familie dem Verewigten dieſe Ehre gewähren will, geſtorben iſt, wird der Sarkophag (der gewöhnlich leer iſt, weil eine ſo lange Aufbewahrung der Leichen ſelten möglich iſt) des Verſtorbenen auf einer ſtufenmäßigen, ſchwarz bedeckten Er-

höhung (dem eigentlichen Katafalk) zur Schau ausgeſtellt. Die den Rang des Todten andeutenden Zeichen ſind, wenn es eine Privatperſon iſt, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Officiers), oder einzeln auf 4 bis 6, den Sarg umgebenden Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürſtlichen Inſignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrſcherfamilie gehörig geweſen. Hohe Armleuchter umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, an deſſen Pfeilern vier Marſchälle ſtehen. Der im Dienſte des verſtorbenen Fürſten deſſen Perſon zunächſt geſtandene Officier oder Officiant ſteht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denſelben berührend, zum Zeichen der, auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer iſt ſchwarz ausgeſchlagen, mit ſilbernen Gehängen, paſſenden Sinnbildern ꝛc. ernſt und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. Ein ſolches geſchloſſenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn ſie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Caſtrum Doloris. Die Franzoſen nennen es Chapelle ardente, welcher Ausdruck wohl von Chambre ardente (ſ. d.) zu unterſcheiden iſt.

Caſuar (Kaſuar), nach dem Strauße der größte Vogel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen bis 5½ Fuß. Die Flügel des Kaſuars ſind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelſchweines gleichen. Sein Lauf iſt ſo ſchnell, daß ihn die flüchtigſten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Oſtindien, beſonders Java und die Molucken. Seine Nahrung beſteht aus Pflanzenſtoffen. Zu Botanybay und Port Jackſon hat man eine neue Gattung Kaſuare entdeckt, die noch weit größer ſind, und ſie neuholländiſche genannt.

Caſuiſtik iſt der Theil der Moral, welcher ſich mit den Grundſätzen beſchäftigt, nach welchen ſchwere Gewiſſensfälle (beſonders wo ein Zuſammenſtoß der Pflichten eintritt) entſchieden werden müſſen. Kant nennt ſie Dialektik des Gewiſſens. Daher Caſuiſt ein Moraliſt, welcher dergleichen Gewiſſenszweifel zu löſen ſucht. Berühmt ſind die Caſuiſten unter den Jeſuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Buſenbaum u. a. m., eben ſo ſehr durch ihr Talent im Erfinden ſolcher Fälle, als durch die Zweideutigkeit und Seltſamkeit ihrer Rathſchläge.

Cäſur heißt derjenige Punkt des Metrums, Versmaßes oder Takts (ſ. d. Art. Versmaß), wo ein Wortfuß, oder vielmehr ein Wortrhythmus endet. Eine rhythmiſche Figur, deren Ausdruck ein Wortfuß iſt, tritt als ſolche, mithin ſelbſtſtändig, in das Metrum ein, droht, ſich behauptend, es zu unterbrechen, wird aber durch die organiſche Gewalt des fortſchreitenden Metrums beherrſcht. Es gibt ſich alſo hier ein beſeitigter Widerſtreit, eine Bewegung und Gegenbewegung kund zwiſchen Rhythmus und Metrum, Wortfuß und Zeitfuß, oder rhythmiſcher und metriſcher Periode (ſ. Rhythmus). Nun kann aber die Cäſur entweder auf das Ende oder in die Mitte einer metriſchen Reihe oder eines Taktes fallen. Im erſten Falle heißt ſie lyriſch, im zweiten, deklamatoriſch. Hieraus nun ergeben ſich folgende Regeln für die Cäſur: Da Wortfüße die Beſtandtheile derſelben ſind, ſo dürfen dieſe in der deklamatoriſchen nicht gleichen Schritt mit den Versfüßen halten, welches die Cäſur gewiſſermaßen aufhöbe und den Vers matt und lahm macht, z. B.

Morgen | röthe | goldne | frühe | unſre | Lieder | ſchallen | dir.

ſondern die Wortfüße müſſen mannichfaltig wechſelnd ſich im Gebiete des herrſchenden Taktes bewegen. Ferner dürfen keine ſchwächlichen, matten Wortfüße gewählt werden, wie der, ſchon den Alten verhaßte und im Hexameter zumal verpönte Amphibrachys (◡ — ◡). Dann dürfen nicht gleiche Wortfüße hinter einander gleiche Versfüße füllen, z. B.

Schattenreiche, grauenvolle, grabesdunkle Mitternacht,

vielmehr hebt Contraſt des Versaccents und der Versarſis den Vers ſehr. Endlich müſſen auch größere Wortformen gehörig vertheilt gebraucht werden, wobei freilich die Klippe der leicht parodiſch werdenden ungeheuern Formen ſorgfältig zu vermeiden iſt. Uebrigens iſt Cäſur nicht Schluß einer metriſchen Reihe, ſondern einer rythmiſchen u. metriſchen zugleich, und keine Cäſur macht eine Sylbe lang, die es nicht ſchon rythmiſch iſt. Alles Geſagte machen wir zur Ueberſicht in wenig Beiſpielen deutlich. Lyriſche und unbewegliche Cäſur hat der Vers:

— ◡ — ◡ ◡ | — ◡ — ◡ || — ◡ ◡ — ◡ ◡ | — —
Lieder tönen, es rauſcht der Berge || rebenbekränzete Waldung

bewegliche:

— — ◡ ◡ | — ◡ — ◡ || — — ◡ ◡ | — —
Hell glänzen die Meereswellen || froh tanzend im Mondlicht

an den mit || bezeichneten Stellen. Deklamatoriſche Cäſuren ſind

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ || — ◡
Jetzt, Holdſelige, | gilt es Geduld | und beharrliche Kühnheit

an den mit | bezeichneten Stellen. — Beide Arten von Cäſuren zu unterſcheiden, hat Apel die lyriſche den Abſchnitt, die deklamatoriſche den Einſchnitt genannt. Eine Unterſuchung über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit mancher Cäſuren im ernſten Hexameter gehört nicht hierher.

Caſus nennen wir in der Grammatik die verſchiedenen Beugungen, welche ein Nomen (Nennwort) oder Pronomen (Fürwort) durch Umwandlung ſeiner Endſylbe erleidet, um dadurch auszudrücken, in welchem Verhältniſſe es gedacht wird. Da dieſe Verhältniſſe ſelbſt ſich auf keine beſtimmte Zahl beſchränken laſſen, auch viele derſelben durch Präpoſitionen (Vorwörter) bezeichnet werden: ſo iſt die Zahl der Caſus in verſchiedenen Sprachen verſchieden. Die gewöhnlichſten Caſus (Beugefälle) ſind: der Nominativ, der Genitiv, der Dativ, der Accuſativ, der Vocativ und der Ablativ.

Catachreſe (Katachreſe) od. Ausdehnung, gehört zu den Tropen od. Wortfiguren, welche die Grundlage der rhetoriſchen Figuren ſind und dieſen ſich oft beimiſchen. Wegen Mangels eines, die Idee deutlich ausdrückenden Worts, oder einer ſolchen Redensart braucht man Antichreſen, wenn ſie gleich der angenommenen Bedeutung widerſprechen, wenn ihr Sinn ſonſt durch logiſche Ausdehnung leicht faßlich iſt, z. B. ein ſilbernes Hufeiſen. Die Katachreſen ſind aber fehlerhaft, wenn man die Redensart albern deuten kann. Richtig angewendet ſprechen ſie oft einen ſonſt ſchwankenden Begriff ſehr deutlich aus, und kommen von allen Tropen (wegen des Mißverhältniſſes zwiſchen dem Eigentlichen und Bildlichen) am häufigſten im Sprachgebrauch vor, „ſchwellende Triebe, Falten des Herzens, wachſende Leidenſchaften“ u. ſ. w.

Catakomben (Katakomben) ſind Grabgewölbe z. B. der ägyptiſchen Mumien. Man nennt auch ſo unterirdiſche Gänge, von denen ungewiß iſt, ob ſie jemals zu Grabſtätten dienten, z. B. die Steingruben bei Pa-

ris, Rom, Neapel, Syrakus. In den römiſchen findet man hie und da Särge und nimt an, daß die gefundenen Gebeine Chriſten angehörten. Auch ſieht man an den Wänden der Gemächer Inſchriften. Dienten ſie aber auch nur vielleicht den Chriſten zu Grabſtätten: ſo dienten ſie ihnen doch gewiß zu geheimen Andachtsübungen in Verſammlungen.

Catakuſtik (Katakuſtik). Die Lehre vom Widerſchall oder Echo.

Catafalk (Katafalk), ſ. Caſtrum Doloris.

Catalani (Angelika), verehelichte Valabrègue, eine der berühmteſten, jetzt lebenden Sängerinnen, iſt 1784 zu Sinigaglia im Kirchenſtaate geboren, und in dem Kloſter Gubbio, bei Rom, erzogen. Muſik iſt eine der Hauptbeſchäftigungen in dieſen Erziehungsanſtalten. Die Catalani entwickelte ſchon in ihrem 7. Jahre ein ſo ausgezeichnetes Talent für den Geſang, daß ſelbſt von fern die Menſchen herbeiſtrömten, um ſie zu hören, und endlich die Obrigkeit dem Kloſter unterſagte, das Wundermädchen ferner ſingen zu laſſen. Aber die Achtung eines Kardinals und die Liebe des berühmten Boſello erhielten und erzogen ſie der Kunſt. In ihrem 15. Jahre erſchien ſie zu Venedig auf dem Theater, und trat von nun an mit wachſendem Beifall auf den Theatern von Mailand, Florenz, Rom, Trieſt ꝛc. meiſtens in den großen Sopranpartien auf. Ein vortheilhafter Ruf zog ſie nach Liſſabon, wo ſie neben dem herrlichen Crescentini und der berühmten Gafforini 5 Jahre lang die Zierde der italieniſchen Oper war, und endlich mit Geſchenken und Empfehlungen begleitet nach Madrid reiſte. Hier brachte ihr das erſte Concert über 15,000 Thaler ein, und ihr Ruhm verbreitete ſich über ganz Europa, als ſie 1806 in Paris erſchien, und dort in einer Reihe von Concerten Alles in Erſtaunen ſetzte. Noch in demſelben Jahre reiſte ſie nach London ab, wo ſie im erſten Jahre einen feſten Gehalt von 72,000, und in den folgenden Jahren von 96,000 Franken, nebſt 2 Concerten, jedes von 80,000 Franken genoß, und nebenbei, während der 8 Jahre ihres dortigen Aufenthalts, durch Reiſen in den Provinzen ungeheure Summen erwarb. 1814 kehrte ſie nach Paris zurück, und übernahm die italieniſche Oper, welche ſie jedoch 1815 bis zu Buonaparte's zweitem Sturze wieder verlaſſen mußte, während welcher Zeit ſie Belgien bereiſte. Die italieniſche Oper gerieth unter ihrer Leitung angeblich in Verfall. Wahrer iſt, daß eine ſolche Unternehmung die Kräfte jedes Privatunternehmers überſteigt, und auf die Dauer ohne Unterſtützung der Regierung ſich nicht erhalten kann. 1816 beſuchte ſie Hannover, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt, München, Wien, Stuttgart, Carlsruhe und Italien, und wurde zum erſtenmal nicht bloß angeſtaunt und blind verehrt, ſondern auch gründlich beurtheilt. Sie erhielt einen Platz unter den bedeutendſten Sängerinnen ihrer Zeit angewieſen, da eine Erſte und Einzige kaum denkbar iſt, und ſie an einzelnen bedeutenden Eigenſchaften und Erforderniſſen des Geſanges, mancher früheren und noch lebenden Künſtlerin nachſteht. Ihren Ruhm verdankt ſie einem angenehmen Aeußern, einem lebhaften Spiel, der außergewöhnlichen Klangkraft und einer herrlichen Beweglichkeit ihrer Stimme, einem ſeltenen reinen Triller, einem ausnehmenden Reichthume ſchwieriger, auffallender, mehr glänzender als ſchöner Figuren und Verzierungen, beſonders in der chromatiſchen Tonleiter, und einer ganz eigenen wunderſamen Verbindung dieſer Vorzüge zu einem fremdartigen Ganzen, welches mehr geeignet iſt, Staunen und Bewunderung zu erregen, als zu dem Herzen zu ſprechen. Da ſie

auch nach ihrer Zurückkunft nach Paris fortwährend bei der italien. Oper in Paris bedeutend einbüßte, weil ſie in der Wahl der Stücke und der Schauſpieler ſich nicht dem Wunſche des Publicums fügte, und Sängerinnen eiferſüchtig entfernte, welche ihrem Geſange auch nur in einzelnen Eigenſchaften gleich oder überlegen ſchienen, gab ſie die Unternehmung 1818 ganz auf, und ging wieder auf Reiſen. Sie beſuchte 1818 München, Wien, Dresden, Weimar, Carlsbad und Aachen, ſpäter Petersburg und Warſchau. Im J. 1822 hielt ſie ſich in London auf, wo ſie noch mit großem Beifall ſehr beſuchte Concerte veranſtaltete.

Catalonien, die öſtlichſte Provinz in Spanien mit der Hauptſtadt Barcelona (ſ. Spanien).

Cataraкt (Katarakt) (ſ. die Art. Staar u. Waſſerfall.)

Catarrh (Katarrh), ſ. Schnupfen.

Cataſter (Kataſter) heißt eigentlich jedes tabellar. Verzeichniß von Dingen, z. B. Stämmchen in einer Baumſchule u. ſ. w. In unſern Tagen iſt der Name Kataſter faſt ausſchließlich bei Steuern, beſonders bei der Grundſteuer, im Gebrauche, ſo daß man ſtatt Steuerkataſter ſchlechthin Kataſter ſchreibt und ſpricht. In dieſem Sinne iſt daher das Kataſter ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthume, wonach die Steuern vertheilt werden. Ein ſolches Steuerkataſter aufzunehmen iſt an ſich keine geringe Sache und ſehr koſtbar. Frankreich fing durch Colbert das Kataſtriren an, hat ſchon über 50 Mill. Franken darauf verwendet, und hat doch ungefähr erſt ein Viertel aller ſteuerbaren Grundſtücke im Kataſter liegen. Das Kataſtriren fand von Anfang überall manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Beſteuerung der Grundſtücke zählen. Größer war aber die Widerſetzlichkeit der Adelichen, der Güterbeſitzer und der Geiſtlichkeit. Die adelichen und geiſtlichen Stände des Bisthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu dem Behuf eines Steuerkataſters bewirkten Landesausmeſſung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermeſſen, ſondern auf den Karten offen bleiben ſollten, was auch bis 1809 ſo blieb und ferner geblieben ſein würde, wenn nicht die franzöſiſche Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erſchrickt man vor dem Koſtenbetrage, wenn man vernimt, daß eine Quadratmeile, wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, 7000 Thlr. koſten werde. Im Durchſchnitt kann man etwa 4000 Thlr. auf die deutſche Quadratmeile annehmen, wovon ungefähr zwei Drittel allein auf die Vermeſſung fallen, die zu einem genauen Kataſter ſchlechterdings nöthig iſt. Weil das zu verfertigende Kataſter weiter nichts iſt, als eine äußerſt genaue Statiſtik, die indeß Millionen anzufertigen koſtet: ſo iſt ſie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne dieſe Kenntniß ſchwer auffindet, wie ſolche zweckmäßig zu ordnen ſei. Es ſoll ja, einmal vollendet, ſich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Geſellſchaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Jede Gemeinde iſt bei dem Kataſter als ein beſonderer kleiner Staat anzuſehen, deſſen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abſchreiben fortlaufende Rechnung führen. Das erſte Geſchäft iſt, daß man die Grenzen der Gemeinden feſtſtellt, ein Grenzprotokoll und eine Grenzkarte aufnimt, damit man wiſſe, was zu je-

der Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen und eine Umfangskarte gezeichnet, auf der die Grenzen der Haiden, Moräſte ꝛc. angegeben werden. Alle Umfangskarten werden zuſammengezeichnet und bilden die Kreiskarten, wobei man alle vorhandenen Hülfsmittel, an Landkarten, Dreiecken ꝛc. benutzt. Nach dieſen Karten wird nun die Größe des ganzen Kreiſes nach Morgen oder Ackern berechnet, ſo wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräſte, Teiche ꝛc. dargeſtellt. Nun wird durch einen Feldmeſſer ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundſtücke, welche mit Zahlen und mit den Namen der gegenwärtigen Beſitzer verſehen werden. Iſt die Umfangskarte fertig, ſo beginnt die Abſchätzung der ſämmtlichen Grundſtücke nach der Reihe in einer Gemeinde durch den Steueraufſeher und ſachverſtändige Landwirthe. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Klaſſen angemerkt. Dann werden alle Theile zuſammengeſtellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. Nach Beendigung dieſer nothwendigen Vorarbeiten tritt nun die Anfertigung des Kataſters ſelbſt ein. Die Grundlage deſſelben iſt die Ausmeſſung der einzelnen Grundſtücke, es ſei Garten, Acker, Wieſe, Wald ꝛc. und das Auftragen derſelben in die Flurkarte. Iſt die Gemeindeflur groß, ſo wird ſie in mehrere Abtheilungen (Sectionen) gebracht; wo denn nachher alle Flurkarten bequem in einen Atlas zuſammengebunden werden können, in welchem die erſte die Generalkarte iſt, welche angibt, wie alle Abtheilungen in einer Gemeinde an einander ſtoßen. Sie iſt im kleinſten Maßſtabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Haiden u. ſ. w. von 4000 zu 1, und bei der Generalkarte der Gemeinde von 10,000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurkarte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſem liegen und ſind die Stücke, wie ſie auf einander folgen, verzeichnet. Hinter jedem Stücke bleibt ein Raum leer, damit in demſelben bei Beſitzveränderungen der Name des jedesmaligen Beſitzers geſchrieben werden kann. Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbeſitzer einer Gemeinde ihre Grundſtücke zuſammengeſtellt finden, ſie mögen liegen, in welcher Section ſie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, hinzugeſchrieben, und die er abgibt, geſtrichen. Die Flurkarte, das Flur- und Erbebuch, als die drei weſentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Kataſters beruht, nehmen gewöhnlich $\frac{1}{7}$ von allen Koſten der Kataſtrirung weg. Damit die Stücke auf den Flur- und Gemeindekarten genau ſo liegen, wie ſie auf dem Felde folgen: ſo wird zuerſt eine Anzahl feſter Punkte beſtimmt, von denen der Landmeſſer beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verſchieben verhütet wird. Die Entfernung dieſer Punkte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken beſtimmt, welche der Landmeſſer auf ſeinem Meßtiſche mit dem Viſirrohr aufträgt. Nachher werden die Gemeindekarten für jeden Kreis in eine Kreiskarte, und die Kreiskarten für das ganze Land, den ganzen Regierungsbezirk oder die Provinz, in eine Generalkarte im Maßſtabe von 100,000 zu 1, ebenfalls trigonometriſch zuſammengezeichnet. Wenn das große Dreiecknetz aſtronomiſch richtig aufgetragen iſt, ſo erhält man auf dieſe Weiſe zugleich eine genaue Landkarte. Sind nun alle Stücke von den Landmeſſern aufgenommen, ſo fängt die Claſſirung und Abſchätzung derſelben an, um

den Reinertrag derſelben zu beſtimmen, wobei man gewöhnlich am beſten den mittlern Pachtpreis als Grundlage annimt. Iſt aber die Abſchätzung vollendet, ſo wird ſie den einzelnen Gemeindebehörden zur Durchſicht und Prüfung zugeſandt. Es wird alsdann eine Kreisverſammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein ſonſtiger Beamter präſidirt, der Steuerdirector, der Steueraufſeher und Abſchätzer zugleich zugegen ſind. Hier werden alle Abſchätzungen mit einander verglichen, und alle Einwendungen der Abgeordneten zu Protocoll genommen. Aus dieſem bearbeitet der Steuerdirector nachher den endlichen Anſchlag für jede Kulturart und jede Klaſſe des Bodens jeder Gemeinde, der dann dem Regierungspräſidenten zur Beſtätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Beſtätigung wird der ſogenannte Reinertrag von jedem Stücke nach ſeiner Größe und Klaſſe berechnet, und hiernach das Flurbuch, das Erb- und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. Wenn auf dieſe Weiſe das Kataſter vollendet iſt, ſo kommt auch noch die Erhaltung deſſelben in Betracht. Vorerſt müſſen die gehörigen An- und Abſchreibungen im Flur- und Erbebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab- und Zuſchreiben erneuert, und ſo viel immer Veränderungen erfolgen mögen, ſo muß doch die Flurkarte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Kataſter in Ordnung verbleiben ſoll. Damit nun dieſe erhalten werde, iſt es zweckmäßig, bei jedem Gemeindeatlas einen Ergänzungs- oder Nachtragsband zu haben, welcher eben ſoviel weiße Karten hat, als der Atlas Flurkarten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, ſo wird dieſes in dem Nachtrags-Kataſter in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet, und jedem Stücke wird außer der alten Hauptnummer eine Nebennummer gegeben; z. B. $37.^{1}$, $37.^{2}$, $37.^{3}$. Im Flurbuche wird das Stück gelöſcht und im Ergänzungsbande wieder als 3 neue Stücke vorgetragen, mit denen nun die laufende Rechnung ſo fortgeſetzt wird, als wären ſie ſchon bei der Verfertigung des Kataſters getheilt geweſen. Alle 25 Jahre iſt eine Berichtigung des Kataſters vorzunehmen, weil in ſolcher Zeit das ſämmtliche Grundeigenthum in andere Hände pflegt übergegangen zu ſein. Bei dieſer Berichtigung werden alle Theilungen aus dem Ergänzungsbande in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf dieſe Art immer fortgefahren, ſo veraltert das Kataſter nie.

Catechetik, die Wiſſenſchaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Chriſtenthums vermittelſt Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catechiſation iſt folglich eine ſolche mündliche Unterweiſung. Daher Catechet, Catechiſiren. Die Kunſt des Catecheten beſteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichſam hervorzulocken und zu entwickeln verſtehe. Erſt in den neuern Zeiten hat man angefangen, dieſem Theile der Religionswiſſenſchaft eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und vorzüglich hat ſich Gräffe in Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. Der Catechismus iſt ein Buch, worin die erſten Anfangsgründe der Religion (auch einer jeden andern Wiſſenſchaft oder Kunſt) in Fragen und Antworten vorgetragen werden. Catechumenen wurden in den erſten Zeiten der chriſtl. Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen ſollten, in der Kirche einen beſondern Platz hatten und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig ſein durften. In der Folge wurden, und noch jetzt werden diejenigen jungen

Chriſten ſo genannt, welche zum erſten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien (Kategorien) nennt man in der Philoſophie die höchſten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Kategorien von den Kategoremen nicht unterſchieden, und ihre 10 Kategoreme waren auch die 10 Kategorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam dieſe Lehre zu den Scholaſtikern. Sie wurde bei dieſen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenſtand des Denkens nach dem Leitfaden der 10 Kategorien oder höchſten Gattungsbegriffe durchführte, um zu unterſuchen, was für Prädicate nach Anleitung derſelben dem Objekte könnten beigelegt werden. In der Leibnitz-Wolfiſchen Schule wurde dieſe Lehre in ſo weit wieder vergeſſen, daß kein logiſcher Gebrauch weiter von derſelben gemacht wurde, außer daß man die höchſten Geſchlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre anſah, welche in die Metaphyſik und beſonders in die Ontologie gehöre. Darjes machte Anwendung davon in ſeiner Logik, beſonders in der Lehre von der Beſtimmungskunſt der Begriffe. Allein auch dies war nichts weiter als Topik, und ſtatt 10 Kategorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur ſieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Dieſe Fragen ſah er als Beſtimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelſt welcher demſelben ſeine ſynthetiſche Vollkommenheit gegeben werden ſollte. Dies hätte auch unleugbar ſeinen guten Nutzen. In der kritiſchen Philoſophie wurde dieſe Lehre gänzlich umgeſtaltet. Ariſtoteles hatte ſo wenig bewieſen, daß mit ſeinen 10 Kategorien die Zahl derſelben geſchloſſen ſei, daß er vielmehr zugab, ſie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinſicht der Verſtandeserkenntniß gemacht, da er ſie nicht als Functionen des Verſtandes im Denken, ſondern als bloße Namen und Worte anſah. Dagegen wollte Kant die Grenzen des Verſtandes beſtimmen, um a priori die Frage zu beantworten, was kann der Menſch wiſſen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Kategorien tauglich. Nur ſo weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verſtandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logiſchen Functionen des Verſtandes dieſe Kategorien hervorgehen, als wodurch bewieſen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger ſolcher Begriffe gebe, als angenommen worden. Kant brachte die 10 Ariſtoteliſchen Prädicamente auf 4 Kategorien oder Elementarbegriffe zurück, und ſtellte ſie in folgender Ueberſicht vor: 1) Quantität. Einheit. Vielheit. Allheit; 2) Qualität. Realität. Negation. Limitation; 3) Relation, und zwar der Inhärenz und Subſiſtenz, der Cauſalität und Dependenz (Urſache und Wirkung), der Gemeinſchaft (Wechſelwirkung zwiſchen dem Handelnden und Leidenden); 4) Modalität. Möglichkeit. Unmöglichkeit. Daſein. Nichtſein. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. Deducirt ſind dieſe 4 Kategorien aus den 4 verſchiedenen Arten der Urtheile in der Logik. Dieſe nämlich ſind 1) allgemeine, beſondere und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2) bejahende, verneinende und unendliche, welche die Qualität derſelben; 3) kategoriſche, hypothetiſche und disjunctive, welche die Relation derſelben; 4) problematiſche, aſſertoriſche und apodiktiſche, welche die Modalität derſelben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verſtandes im Urtheilen geben, als dieſe vier. Sie ma-

chen die logiſche Form der Urtheile aus, welche der Verſtand mittelſt der analytiſchen Einheit zu Stande bringt. Derſelbe Verſtand bringt aber auch in ſeine Vorſtellungen einen tranſcendentalen Inhalt, vermittelſt der ſynthetiſchen Einheit des Mannichfaltigen in der Anſchauung. Dies ſind die reinen Verſtandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehen. Der Verſtand iſt daher durch gedachte Functionen völlig erſchöpft, und ſein Vermögen dadurch völlig ermeſſen. Dieſe Begriffe heißen nun urſprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Kategorien, reine Verſtandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verſtandes, wodurch er einen Gegenſtand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anſchauung, Einheit und Bewußtſein gibt. Sie ſind für den Verſtand, was Raum und Zeit als reine Anſchauung für die Sinnlichkeit ſind. Jeder dieſer Begriffe faßt wieder 3 andere unter ſich, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der logiſchen Urtheile. Dieſe Elementarbegriffe ſind die Baſis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch ſie a priori bedingt wird; und dies iſt der Charakter ihrer Nothwendigkeit. An und für ſich betrachtet, ſind dieſe reinen Verſtandesbegriffe, als Formen des Denkens, leere Namen ohne Bedeutung. Dieſe bekommen ſie erſt, wenn ſie auf etwas Gegebenes bezogen und angewandt werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung, und ſo haben (obwohl Eberhard das Gegentheil behauptet) dieſe reinen Verſtandesbegriffe allein auf Gegenſtände der Erfahrung Bezug. Dies zu bewerkſtelligen, dienen die vermittelnden Vorſtellungen der Zeit und des Raumes, welche eines Theils zur Sinnlichkeit, als Formen derſelben, gehören, andern Theils reine Anſchauungen a priori ſind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft: ſo werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmale aller ſinnlichen Gegenſtände ſind. Auf dieſe Art werden jene Urbegriffe verſinnlicht; ſie werden Merkmale ſinnlicher Gegenſtände, und dieſe können dadurch von überſinnlichen Dingen genau unterſchieden werden. Alſo 1) die Quantität, durch die Zeit beſtimmt, gibt Zeitgröße, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die ſucceſſive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zählen; 2) Qualität in der Zeit iſt überhaupt das, was einer Empfindung entſpricht; 3) Relation iſt das Verhältniß der Realitäten unter einander in der Zeit, die Zeitordnung; 4) Modalität in der Zeit, iſt Zeitinbegriff. Durch die Vergleichung der Kategorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenſtände, ergeben ſich eine Menge abgeleiteter, reiner Verſtandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant ſtehen. Fichte aber ging weiter und leitete, um Denken und Handeln einander näher zu rücken, und ſo der theoretiſchen Vernunft ein eigenes Feld im Praktiſchen einzuräumen, jede Kategorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem abſoluten Handeln des Ichs, als dem Grunde alles Denkens des Ichs. Wenn Kant die Kategorien aus den vier verſchiedenen Arten der logiſchen Urtheile ableitet, ſo ſagt Fichte, man müſſe von allen Urtheilen, als beſtimmtem Handeln, ferner abſtrahiren, und bloß auf die, durch jene Form gegebene Handlungsart des menſchlichen Geiſtes überhaupt ſehen; dadurch erhalte man die Kategorie der Realität. Alles, worauf der Satz A = A anwendbar iſt, hat nach ihm, inwiefern derſelbe anwendbar iſt, Reali-

tät. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich geſetzten) geſetzt iſt, iſt in ihm Realität, iſt ſein Weſen. Auf ähnliche Art leitete er die Kategorie der Negation aus dem Satze des Gegenſatzes — A nicht = A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengeſetzten auf das Nichtſein, die Kategorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, ſei es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Beſtimmung (Limitation). — Kategoriſcher Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchſte Moralprincip, ſ. Kant.

Catel, ein bekannter neuerer franzöſ. Componiſt, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Goſſec's, jetzt Lehrer der Compoſition am Conſervatorium daſelbſt, hat eine große Menge muſikaliſcher Werke in verſchiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines ſo viel Ruhm erworben, als ſein Tractat von der Harmonie, 1802, welchen das Conſervatorium zur Grundlage bei dem Unterrichte in der Compoſition beſtimmt hat. In dieſem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer, dem Scheine nach neuen Anſicht aus. Er unterſcheidet nämlich zwei Arten von Accorden: die natürlichen und die künſtlichen; erſtere ſollen die natürliche, und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künſtliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber iſt dieſe Eintheilung nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretiſch als Grundſatz des Contrapunkts anerkannt und auch in unſern Compoſitionen ausgeführt haben. Die praktiſchen Werke Catel's beſtehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compoſitionen für Blasinſtrumente, in den 3 Opern: Semiramis, L'Auberge de Bagnères und Les Artistes par occasion. In Deutſchland führen zwei in Berlin lebende ausgezeichnete Künſtler auch den Namen Catel. Der eine Louis, iſt Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino und die Nichte Papſt Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, ſie ſeinem zweiten Sohne, Heinrich, zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß ſie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verſchaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marſeille gefeiert. Catharina, eben ſo ſchön als geiſtreich, hatte in Florenz ihren Geſchmack für die Künſte ausgebildet, zugleich aber auch die Grundſätze jener, damals herrſchenden italieniſchen Politik eingeſogen, die ſtets ihre Zuflucht zu Kabalen, Liſten und Treuloſigkeiten nimt, und einem großen und mächtigen Reiche am wenigſten ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegrenzt; ſie opferte Frankreich und ihre Kinder der Luſt zu herrſchen; allein nie hatte ſie ein feſtes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimeſſen. Die Lage, in welcher ſie ſich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, die Kunſt der Verſtellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Geliebte, und der Diane de Poitiers, ihres eigenen Gemahls Buhlerin, die ſich einander haßten, ſchmeichelte ſie auf gleiche Weiſe. Aus ihrer Gleichgültigkeit hätte man vermuthen ſollen, daß ſie die Unruhe der Geſchäfte ſcheue; aber als der Tod Heinrichs II. ſie 1559 zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, ſah man ſie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen ſtürzen, theils um ſie durch Ausſchweifung zu entnerven, theils auch um einem angebornen Hange zur Verſchwen-

dung zu fröhnen; und mitten unter dieſen Ueppigkeiten wurden Blutſcenen beſchloſſen, deren Andenken Schauder erregt. Ihr Anſehn unter der Regierung ihres älteren Sohnes, Franz II., war beſchränkt, da dieſer Fürſt durch ſeine Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guiſen ergeben war. Eiferſüchtig auf eine Gewalt, welche ſie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entſchluß, die Proteſtanten zu begünſtigen. Ohne dieſe Maßregel, wodurch der Ehrgeiz der Häupter der Hugenotten gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht ſo langwierige Bürgerkriege in Frankreich verurſacht haben. Sie ſelbſt fühlte ſich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit geſetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung, während Carls IX. Minderjährigkeit, in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwiſchen den Guiſen, welche an die Spitze der Katholiken getreten waren, und zwiſchen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Proteſtanten ſich Macht und Anſehn verſchafften, war ſie zu unaufhörlichen Ränken genöthigt, die ihr keine ſo große Gewalt verſchaffen konnten, als ſie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröſtet, wenn ſie dieſelben nur täuſchen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, verſetzte ſie Carl IX., als er volljährig geworden, in die Verlegenheit, entweder das königliche Anſehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil ſeiner Unterthanen niedermetzeln zu laſſen, in der ungewiſſen Hoffnung, ſich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; ſie bewog den König zur Verſtellung, die ſeinem Charakter durchaus fremd war, und ſo oft derſelbe ſich einer Abhängigkeit zu entreißen ſuchte, über welche er erröthete, wußte ſie ihn durch Furcht und Eiferſucht, die ſie ihm durch ſcheinbare Begünſtigungen ſeines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte ſie auf's neue die Regentſchaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieſer Regierung bei durch die Ereigniſſe, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Ränke, mit denen ſie unabläſſig beſchäftigt war. Als ſie 1589 ſtarb, war Frankreich in einer ſo großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Die Religionsſtreitigkeiten waren ihr eigentlich ſehr gleichgültig, die Folgen derſelben konnte ſie nicht faſſen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Ihre Anhänger wußte ſie mit eben ſoviel Kunſt zu vereinigen, als ihre Gegner zu entzweien; verſchwenderiſch bis zum Unſinne, fand ſie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beſchränken und antwortete denen, die ihr wegen der Erſchöpfung des Schatzes Vorſtellung machten: „Man muß doch leben." Ihr Betragen hatte großen Einfluß auf das Verderbniß der Sitten jener Zeit. Uebrigens beſaß ſie eine gewiſſe Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wiſſenſchaften und Künſte. Sie ließ koſtbare Handſchriften aus Griechenland und Italien kommen, ließ die Tuilerien und das Hôtel de Soiſſons, an deſſen Stelle man die Halle-aux-Blés geſetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlöſſer errichtet, die ſich durch ihre ſchönen Verhältniſſe in einer Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundſätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiſerin von Rußland. Dieſe merkwürdige Frau, die ſich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den Thron emporſchwang, war die Tochter eines katholiſchen Bauers in Litthauen, Namens Samuel; denn er hatte, wie es dort häufig der Fall iſt, keinen Familiennamen. Sie wurde 1686 geboren, und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten ihre armen Eltern ſie in die Dienſte eines lutheriſchen Geiſtlichen, Namens Daut, in Roop im rigaiſchen Kreiſe, wo ſie unmerklich die Lehrſätze des Proteſtantismus annahm. Von Roop kam ſie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenſchen Kreiſe, zu dem dortigen Probſte Glück. Das Mädchen, deſſen Schönheit ſich entwickelte, wurde in den Lehrbegriffen der lutheriſchen Religion und in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein ſchwediſcher Dragoner ſich in Martha verliebte und ſie heirathete. Aber ſein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte ſeinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Ruſſen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Martha gerieth als Gefangene in die Hände des Generals Scheremetjew, der ſie wieder an Menzikow überließ. Bei dieſem ſah ſie Peter der Große, und nahm ſie zu ſich. Sie ging zur griech. Religion über, und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. 1708 und 1709 gebar ſie dem Kaiſer die Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth, von denen die erſte in der Folge, als vermählte Herzogin von Holſtein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiſerin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiſerin gebar Catharina noch 5 Kinder, die aber alle frühzeitig wieder ſtarben. 1713 wurde ſie öffentlich als wirkliche Gemahlin Peters I. erklärt. Die Rechtmäßigkeit der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth wurde zugleich geſetzlich beſtimmt. Catharina wußte das Herz des Kaiſers durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der ſie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verſtand zu feſſeln. Als Peter 1721 mit ſeinem Heere am Pruth ohne Rettung verloren ſchien, war es Catharina, die ihm half. In Gemeinſchaft mit Oſtermann und Schaphirow verſuchte ſie den Großvezier zu beſtechen, und erſt als ihr dieſes, mit Aufopferung ihres ganzen Schmuckes, gelungen war, entdeckte ſie es dem Kaiſer, der ihr dafür ewig dankbar zu ſein verſprach. 1722 erklärte er ſie zu ſeiner Nachfolgerin, und ſetzte ihr 1724 in Moskau die Krone auf. Dies war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiſerin gab, denn in den letzten Monaten dieſes Jahres noch mußte ſie ſeine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Kammerherr Mons, mit dem ſie Peter in einer Zuſammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, unter dem Vorwande, daß er ſich von den Feinden Rußlands habe beſtechen laſſen, und ſie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaiſers war grenzenlos. Menzikow, der ihr ſtets viel Anhänglichkeit bezeigt hatte, war ſchon ſeit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichſten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Dieſe vereinigten Umſtände machten Catharinens Lage ſchrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für ſie um ſo trauriger ſein, da ſie nach einigen, vom Kaiſer hingeworfenen Aeußerungen, eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um dieſem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte ſie Menzikow's, und durch Jaguſchinski's Klugheit, der damals Peters Vertrauen genoß, und den ſie zu gewinnen wußte, gelang es, den Kaiſer mit ihm zu verſöhnen. Beide, Kaiſerin und

Günſtling, arbeiteten nun daran, ihr Schickſal auf alle Weiſe zu befeſtigen, als am 28. Jan. 1725 Peter der Große ſtarb. Catharina, Menzikow und Jaguſchinski hielten für nöthig, den Tod des Kaiſers ſo lange geheim zu halten, bis ſie durch zweckmäßige Anſtalten die Thronfolge in der Perſon der Kaiſerin feſtgeſtellt hatten. Theophanes, Erzbiſchof von Pleskow, beſchwor vor dem verſammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf ſeinem Todbette erklärt habe, Catharina allein ſei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man ſie zur Kaiſerin und Selbſtherrſcherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr auf's neue geleiſtet. Anfangs arbeitete das Kabinet nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geſchicklichkeit geführt. Allein bald ſpürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günſtlinge auf das Regierungsweſen, und es ſchlichen ſich in die Verwaltung große Fehler ein. Catharina ſtarb plötzlich am 17. Mai 1727 im 42. Jahre ihres Lebens.

Catharina II., Kaiſerin von Rußland, die zweite Schöpferin dieſes Reichs, war zu Stettin am 25. April 1729 geboren. Ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, war königl. preuß. Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Auguſta. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth wählte ſie zur Gemahlin ihres Neffen Peter, den ſie zu ihrem Nachfolger eingeſetzt hatte. Die junge Fürſtin wurde von ihrer Mutter nach Rußland geführt, wo ſie zur griech. Religion übertrat, und die, von der Kaiſerin ihr beſtimmten Namen Catharina Alexiewna annahm. Am 1. Sept. 1745 wurde die Vermählung vollzogen. Catharina durfte die gerechte Hoffnung faſſen, einſt in ihrem Gemahl einen der mächtigſten Fürſten Europens und Aſiens zu ſehen; aber Peter hatte nicht die dazu erforderlichen Eigenſchaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie ſuchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geiſtes Erholung, und ihr Charakter erhielt eine, den Frauen ſelten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Doch riſſen ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe ſie leider auch zu großen Verirrungen hin, die auf ihr ganzes politiſches Leben immer den bedeutendſten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete ſich der Graf Soltikoff durch ſeinen Verſtand und durch die Anmuth ſeiner Perſon aus. Er zog die Aufmerkſamkeit Catharinens auf ſich, und es entſpann ſich zwiſchen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verſchiedenen auswärtigen Geſandtſchaften beauftragt wurde, durch dieſe fortwährende Abweſenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, gewann ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch ſein Glück und ſein Unglück berühmte Stanislaus Auguſt Poniatowski, die Zuneigung der Großfürſtin. Ihr Einverſtändniß entging der Kaiſerin nicht, ſchien ihr aber nicht zu mißfallen; es geſchah ſogar auf ihre Empfehlung, daß Auguſt III. Poniatowsky zu ſeinem Geſandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte Niemand daran, ſein Verhältniß mit der Großfürſtin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Beſorgniſſe. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oeſterreich einen geheimen Bund geſchloſſen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, man beſorgte, er möge durch die Großfürſtin zu Frankreichs Nachtheil auf Eliſabeth wirken, und Ludwig XV. benutzte ſeinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski abrufen zu laſſen. 1761 ſtarb Eliſabeth und Pe-

ter III. beſtieg den Thron. Dies Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwiſchen beiden Gatten; aber durch ſeine blinde Vorliebe für die preußiſche Kriegszucht, durch manche Charakterfehler und durch ſeine Politik ward Peter auch ſeinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. Graf Panin, die unternehmende Fürſtin Daſchkoff und ein junger Gardeoffizier, Gregor Orloff, der nach Poniatowski's Abgange Catharinens Zuneigung feſſelte, bildeten zu Peterhof eine Verſchwörung gegen den Kaiſer, welcher Alle, die mit ihm unzufrieden waren, Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, beitraten. In der Nacht vom 8. auf den 9. Jul. 1762 brach die Verſchwörung aus, und in wenigen Stunden ſetzte eine Revolution, die faſt kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Peter III. ſtarb nach einigen Tagen im Gefängniſſe. Was von der Mitwirkung Catharinens zu dieſer Begebenheit erzählt wird, ſcheint durchaus unerwieſen, und beruht mehr auf Vorausſetzungen, die wohl größtentheils aus den Vortheilen gezogen ſind, welche ihr daraus erwuchſen, als auf eigentlichen Thatſachen. Wenigſtens läßt ſich eben ſowohl annehmen, daß die junge, ruhmliebende, ihren Gemahl nicht achtende und von ihm vernachläſſigte Fürſtin, ſich dabei nur leidend verhalten, nur den Umſtänden, die ihr allerdings ſehr günſtig waren, nachgegeben, und ſich nachher, da die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern war, auch leicht beruhigt habe. Die Gunſt des Volks wußte ſie zu gewinnen, indem ſie der Eitelkeit deſſelben ſchmeichelte; ſie zeigte große Achtung für die Religion; ließ ſich mit Pracht in Moskau krönen; beſchäftigte ſich mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern und eine Seemacht zu ſchaffen; ſie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, ſo wie für die auswärtigen Verhältniſſe Rußlands, unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbeſteigung zwang ſie die Kurländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachſen, abzuſetzen, und den, dem Adel verhaßten Biron zurückzurufen. Der Tod Auguſts III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ergeitzigen Plane weiter auszuführen. Sie brachte es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warſchau gekrönt wurde. Aber während ſie den Polen dieſen König aufdrang, nahm in ihrem eigenem Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anſchläge gegen ſie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verſchwornen, und nur ſein plötzlicher Tod in der Feſtung Schlüſſelburg konnte die Plane der Unzufriedenen vernichten. Der Hof der Kaiſerin ward ſeitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie ſich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günſtling durch einen andern zu verdrängen. Im Schoße der Vergnügungen und Luſtbarkeiten, beſchäftigte ſich Catharina jedoch mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen verſammelten ſich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiſerin ſelbſt hatte für ſie Verhaltungsregeln aufgeſetzt, welche man in den erſten Sitzungen verlas. So verſchiedene Völker jedoch konnten ſich weder verſtehn, noch konnten ſie einerlei Geſetzen unterworfen werden. Man hatte in den erſten Sitzungen die Freilaſſung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieſer einzige Vorſchlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathſchlagungen beiwohnte, löſte die Verſammlung auf, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte. Aber dieſe vergeblichen Geſetzgebungsverſuche be-

ſchäftigten Catharinen nicht allein. Sie hatte ſich mit England verbunden, und foderte von Polen die Abtretung mehrerer Provinzen. Frankreich ſuchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein dieſe ſchwachen Verſuche dienten nur dazu, Catharinens Größe zu beſchleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geſchlagen. Die ruſſiſche Flagge wehte ſiegreich auf den griechiſchen Meeren; und an den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen in's Leben zurückzurufen, um ſie der ottoman. Pforte entgegenzuſtellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerſpruche der europäiſchen Mächte vorzubeugen, zog ſie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, und 1772 ward der bekannte Theilungsvertrag unterzeichnet. Rußland erwarb die Gouvernements von Polozk und Mohilow, und Catharina behielt ſich den ausſchließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Conſtitution und des der Republik verbliebenen Länderbeſtandes vor. 1774 wurde zu Kainardſchi der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Aſow, Taganrok und Kinburn; aber ſie ließ ſich die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Krimm zuſichern. Durch dieſe ſcheinbare Unabhängigkeit wurde die Krimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieſer Friede war, ſo gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehrere andere Städte von der Peſt verwüſtet worden, und faſt um dieſelbe Zeit hatte ein Abenteurer, Pugatſchef, der den Namen Peter III. annahm, mehrere Provinzen des öſtlichen Rußlands in Aufſtand gebracht. Einen unbeſchränkten Einfluß auf die Kaiſerin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete 1784 die Unterwerfung der Krimm, welche ihren alten Namen Taurien wieder erhielt, und dehnte die Grenzen Rußlands bis an den Kaukaſus aus. Während Catharina ſo die Grenzen ihres Reichs erweiterte, bereiſte ſie die von Pugatſchef in Aufruhr gebrachten Provinzen; ſie beſchiffte die Wolga und ſpäter den Boryſthenes, woran ſie um ſo mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geſchah. Auch Taurien wünſchte ſie kennen zu lernen. Potemkin, der aus dieſer Reiſe einen langen Triumphzug machen wollte, munterte ſie 1787 dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tauſend Stunden ſah man nichts als Feſte, theatraliſche Ausſchmückungen, Blendwerk und Zauberei. Paläſte erhoben ſich mitten auf wüſten Fluren, um einen Tag bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüſten, wo kurz vorher die Tataren ihre Herden weideten, angelegt worden; allenthalben erſchien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Geſang; hundert verſchiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren hier verbunden. Catharina ſah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe ſah ſie eine Menge Menſchen, die während der Nacht weiter geſchafft wurden, um ihr am folgenden Tage daſſelbe Schauſpiel zu gewähren. Zwei Fürſten beſuchten ſie auf der Reiſe, der König von Polen, Stanislaus Auguſt, und Kaiſer Joſeph II. Letzterer erneuerte ſein, ſchon früher in Petersburg gegebenes Verſprechen, ſie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterſtützen. Ungefähr um dieſelbe Zeit vereinigten ſich Preußen und England, um die Pforte und Schweden zum

Kriege gegen Rußland zu reizen. Die Türken waren dieſesmal nicht glücklicher als zuvor, und vielleicht wären ſie ganz aus Europa getrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und durch die Zwiſchenkunft anderer Staaten nicht gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Jaſſy unterzeichnet. Catharina behielt Oczakow und alles Land zwiſchen dem Bug und Dnieſter. Während Rußland mit den Türken beſchäftigt war, hatte auch Guſtav III. den Feldzug eröffnet, und einen Augenblick Petersburg bedroht; nach 2jährigem, mit abwechſelndem Glück geführten Kriege, ſchloß man 1790 zu Werelä einen Frieden, der die Grenzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, ſein politiſches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer unumſchränkten Herrſchaft, und mißfiel den Polen eben ſo ſehr, als er die Eiferſucht Oeſterreichs und Preußens weckte. Die drei Mächte ſchloſſen endlich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verſchwinden ſollte. Bald darauf vereinigte Catharina Kurland, Samogitien, Semigallen und den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der franzöſiſchen Revolution blieb ſie ruhige Zuſchauerin; doch nahm ſie mehrere Ausgewanderte großmüthig auf. Der Aufſtand, welcher 1794 in Polen ausbrach, konnte dies unglückliche Land nicht retten, das nach der Erſtürmung von Praga und der Verwüſtung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen und getheilt wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Perſien angefangen, und nährte, nach der Verſicherung einiger Geſchichtſchreiber, den Plan, die Herrſchaft der Engländer in Bengalen zu ſtürzen, als ein Schlagfluß am 9. Nov. 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über ſie ſind ſehr verſchieden; ſie iſt eben ſo ſehr getadelt als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geſchlechts zeigte Catharina nicht ſelten die Feſtigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenſchaften beherrſchten ſie bis in's Grab: die Liebe und die Ruhmſucht. Jene machte ſie nicht ſelten zum Gegenſtand des Tadels, wiewohl ſie in ihren Liebſchaften nicht ohne Anſtand verfuhr. Sie verſtand die ungleichartigſten Geſchäfte zu vereinigen. Sie arbeitete zu gleicher Zeit mit ihren Miniſtern, ſchrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philoſophiſchen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu beſetzen. Ausgezeichneten Schriftſtellern ſchmeichelte ſie, und ſchätzte beſonders die Franzoſen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literariſchen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu ſich ein, ſchlug d'Alembert vor, ſeine Encyklopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürſten zu übernehmen. Diderot hatte ſie auf ihren Wunſch beſucht, und ſich ſehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte ſie, was ſie wünſchte; die Gelehrten Europa's zählten ſie zu den größten Regenten, und zum Theil verdiente ſie die ihr gemachten Lobſprüche. Sie begünſtigte den Handel, verbeſſerte die Geſetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hoſpitäler, Erziehungsanſtalten an. Pallas, Blumager und Billings reiſten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber ſie begann, ohne zu enden. Die Civiliſation machte nur geringe Fortſchritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen ſchon vor ihrem Tode Ruinen, Geſetzgebung, Kolonien, Lehranſtalten, Manufacturen, Hoſpitäler, Kanäle, Städte, Feſtungen,

Alles war angefangen, aber Vieles, ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftſtellerin ſuchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache hinterlaſſen.

Catharina Paulowna (geb. 1788), Königin von Würtemberg, Großfürſtin von Rußland, jüngere Schweſter des Kaiſers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holſtein-Oldenburg, welcher den 27. Dec. 1812 in Rußland geſtorben war. Von ihm leben zwei, 1810 u. 1812 geb. Söhne. Ihrer Feſtigkeit allein ſcheint man es verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaiſerstochter von Oeſterreich ſich verband, nicht mit dem ruſſiſchen Kaiſerhaus verſchwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperſchönheit und Geiſtesgröße und eine, beinahe männliche Beſonnenheit und Entſchloſſenheit, hing ſie ſtets mit der wärmſten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war ſeit 1812 in den Feldzügen in Deutſchland und Frankreich, zu London und Wien häufig ſeine Gefährtin, und gewiß von bedeutendem Einfluß auf manche ſeiner verhängnißreichen Entſchlüſſe. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche 1814 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit ihrer und Alexanders jüngeren Schweſter einleitete. Schon 1813 hatte ſie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutſchland kennen gelernt und ſie 1814 in Paris wieder geſehen. Seine Wünſche wurden erfüllt; er ſah ſich, nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin, der jetzigen Kaiſerin von Oeſterreich, einer der edelſten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Urſachen, getrennt hatte, den 24. Jan. 1816 mit ihr zu Petersburg vermählt, und beſtieg, nach dem Tode ſeines Vaters, im Oct. 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Als Landesmutter hat ſie ſich in dem Hungerjahre 1816 ſehr wohlthätig bewieſen. Sie bildete die, durch's ganze Land verbreiteten Frauenvereine und den landwirthſchaftl. Verein; ſie ſuchte auf Volkserziehung einzuwirken, und ſtiftete eine muſterhafte Arme-Kinder-Beſchäftigungs- und Bildungsanſtalt, eine Töchterſchule für die gebildeten Stände und, nach dem Muſter der engliſchen saving Banks, für die untern Volksklaſſen, Sparbanken. Ueberhaupt griff ſie auch oft wohl willkürlich in den kleinen inneren Haushalt des Staats ein, wobei ſie vorzüglich Englands Einrichtungen nachzuahmen ſuchte. Für die ſchönen Künſte zeigte ſie wenig Empfänglichkeit. Sie ſtarb den 9. Jan. 1819, und hinterließ ihrem Gemahl 2 Töchter.

Cathedrale oder Kathedralkirche, ſo genannt von der Kathedra oder dem Lehrſtuhle des Biſchofs, iſt diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbiſchofs oder doch Biſchofs iſt, und alſo als Hauptkirche des Sprengels betrachtet wird. Da gewöhnlich Domſtifte damit verbunden ſind, ſo werden ſie auch Domkirchen genannt.

Catheten (Katheten) ſind diejenigen beiden Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks, die den rechten Winkel einſchließen, jede an ſich kleiner als die dritte Seite, oder die Hypothenuſe, zuſammen aber größer als dieſe. Der merkwürdige Lehrſatz, daß ihre Quadrate zuſammengenommen, dem Quadrate der Hypothenuſe gleich ſind, iſt unter dem Namen des Pythagoreiſchen Lehrſatzes, oder Magister matheseos bekannt und berühmt.

Catholiciſmus (aus dem griech. καϑολικὸς, allgemein) — ein Wort, das, ſeiner wahren Bedeutung nach, wegen der neuangeregten Idee einer Vereinigung der chriſtl. Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm

neuere Dichter, Künſtler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Intereſſe für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigentlichen Geiſt und Sinn, durch den die katholiſche Kirche ſich in ihren Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen von andern chriſtl. Kirchen unterſcheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenverſammlung zu Trident (1542 bis 1563) aufgeſtellt, und Papſt Pius V. beſonders durch den, 1566 erſchienenen römiſchen Katechismus den Laien kund gemacht. Der Hauptſache nach iſt der Katholicismus unſerer Tage den Satzungen dieſer Kirchenverſammlung immer noch getreu, und dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (ſ. d. Art.) und die Entſcheidungen des Papſtes, der Biſchöfe und der Kirchenverſammlungen zur Erhaltung der Einheit und Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, geſtattet deshalb keinen uneingeſchränkten Gebrauch der Bibel, und behauptet, daß ſeinen Lehren der Vorzug der Katholicität, d. h. der allgemeinen Gültigkeit und Lehrgerechtigkeit darum gebühre; weil die chriſtliche Kirche ſie ſeit ihrer Entſtehung immer und mit allgemeiner Uebereinſtimmung geglaubt habe. In Rückſicht der allen chriſtl. Kirchen heiligen Grundlehren der Religion und des bibliſchen Chriſtenthums wird dieſe Behauptung von der Geſchichte beſtätiget. Dies gilt jedoch bei weitem weniger von den, im Laufe der Entwickelung des Papalſyſtems aufgekommenen Meinungen des Katholicismus, daß man ſich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almoſen u. dergl. etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Faſten und Kaſteiungen über gewiſſe Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach ſeiner Anſicht überpflichtmäßige Verdienſt der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß ſich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszuſtand, das Fegefeuer, beſtehen müſſe, deſſen Pein ſich jedoch durch Seelenmeſſen und andere gute Werke der Hinterlaſſenen für die Verſtorbenen lindern laſſe. Sein Kirchenregiment führt der Katholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigeſprochenen Prieſter und Ordensgeiſtlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöſchlichen geiſtlichen Charakter ausgezeichnete Perſonen anſehen lehrt, zur Eheloſigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papſt, als den Stellvertreter Jeſu auf Erden, und das höchſte, untrügliche Oberhaupt der chriſtl. Kirche, bindet. Er glaubt an ſieben Sakramente, nämlich Taufe, Firmelung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jeſu Chriſti wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Prieſterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung; er verehrt Heilige und Bilder, läßt den Altardienſt in der heilig geachteten lateiniſchen Sprache verrichten, und mißt ſeinen gottesdienſtlichen Gebräuchen eine, ihrer geſetzmäßigen Verwaltung (ex opere operato) ſelbſt eigne, von den Geſinnungen und Anſichten der Theilnehmer unabhängige beſeligende Kraft bei. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geiſtliche und Laien in der katholiſchen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derſelben, welche weder die Vernunft, noch bei einer geſunden Auslegung die heil. Schrift beſtätigt, nicht mehr ſo ſtreng, als ſonſt zu halten ſcheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; ſo hat doch die Kirche im Ganzen nicht das mindeſte davon aufgegeben und ſich ſtets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Nur muß hierbei die übereinſtimmende Ueberzeu-

gung der Nationalkirchen, d. h. der Biſchöfe und Kirchenlehrer oder das Episcopalſyſtem von den Anſprüchen der römiſchen Curie, welche man mit den Namen Papalſyſtem, Ultramontanismus, Romanismus bezeichnet, wohl unterſchieden werden. Das Episcopalſyſtem beruht auf dem Grundſatze, „das biſchöfliche Amt ſei von göttlicher Einſetzung und daher der Papſt als Oberhaupt der Kirche nur der erſte unter ſeines Gleichen (Primus inter pares),“ woraus eine größere Freiheit der Biſchöfe in ihrem Wirkungskreiſe und die Lehre folgt, daß die von Rom ausgegangenen oder begünſtigten, und unter den Katholiken mehr oder weniger gangbaren, unhaltbaren Meinungen, abergläubigen Gebräuche und ſchädlichen Mißverſtändniſſe der chriſtlichen Religionswahrheit keineswegs der katholiſchen Kirche ſelbſt zur Laſt fallen, ſondern als Unvollkommenheiten zu betrachten ſind, welche ſich bei ihr, wie bei andern menſchlichen Anſtalten, eingeſchlichen haben. Nach dieſem Syſtem erſcheint der Katholicismus viel edler, reiner und ächt chriſtlicher, als ſeine Gegner zugeſtehen wollen. Das Papalſyſtem hingegen hat auf dem Gipfel ſeiner Anmaßungen (ſ. d. Art. Papſt) den Papſt als Ur-Inhaber aller Kirchengewalt u. eigentlichen Ordinarius aller Kirchenämter dargeſtellt, und zum unumſchränkten Herrn der Kirche gemacht, woraus denn folgte, daß die römiſche Curie jeden Mißbrauch und Aberglauben, der ihr einträglich ſchien, trotz alles Widerſpruchs frommer Biſchöfe, heiligen und in Ausübung bringen konnte. Freilich aber iſt zum Nachtheil der Biſchöfe und der ganzen Kirche, das Uebergewicht bis in die neueſten Zeiten auf der Seite des, im herrſchenden Volksglauben gegründeten Papalſyſtems geweſen. Seine Macht war zwar, zufolge der neueren polit. Veränderungen, in ſofern geſchmälert worden, daß der Papſt durch die Vereinigung des Kirchenſtaats mit dem franzöſ. Reiche ſein Land, durch die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Orden in den wichtigſten kathol. Staaten, eine ſonſt bedeutende Stütze ſeines Anſehens und bei der ſehr erſchwerten, hie und da ganz abgebrochnen Verbindung zwiſchen ihm und der jetzt mehr von den Fürſten abhängigen Geiſtlichkeit, viel von ſeinem Einfluſſe auf die geiſtliche Regierung der Völker verloren hatte. Daß dieſe Macht aber keineswegs vernichtet, daß die katholiſche Kirche noch eben ſo glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte iſt, hat die Fruchtloſigkeit der letzten Verſuche zur Reform ihrer Verfaſſung und das Verfahren des jetzigen Papſtes ſeit ſeiner Wiederherſtellung in den Beſitz des Kirchenſtaats gezeigt. Man beobachte das kluge, feſte und folgerechte Verhalten der Geiſtlichkeit, man forſche nach der allgemeinen Stimmung, man beſuche die Kirchen und Wallfahrtsörter der Katholiſchen, und man wird einräumen müſſen: der Katholicismus ſteht noch in ſeinem alten Glanze da, er weiß noch immer mit ſeinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der geſteigerten Aufklärung in keinem weſentl. Stücke geänderten Formen, mit ſeinem feſten, Alles durchdringenden Syſtem durch eine anziehende Myſtik, durch einen reizenden poetiſchen Anſtrich, durch die Pracht und den Zauber ſeiner Gottesdienſte, die Mehrheit der jetztlebenden Chriſten an ſich zu feſſeln und in zahlreiche Verſammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt ſein möchte, nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Proteſtantismus von ihm würde annehmen müſſen, falls es zu der beabſichtigten Religionsvereinigung kommen ſollte; ob ſie mehr als eine Rückkehr der Proteſtanten in den Schoß der katholiſchen Kirche und überhaupt bei dem ſcharfen Gegenſatze, in dem die Grundlehren bei-

der Kirchen einander entgegenſtehen, möglich ſein würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmählig ganz zu verwiſchen: das beantwortet ſich in Erwägung der oben berührten Thatſachen leicht. Auch hat man ſich nach gerade von der Unthunlichkeit dieſer Vereinigung überzeugt; die von einigen wohlmeinenden Schriftſtellern für die Ausführung derſelben geäußerten Vorſchläge und Wünſche haben in den übereinſtimmenden Gutachten der einſichtsvollſten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundſatz anerkannt, daß, wie verſchiedene Charaktere ſich ſtärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und ſich beſſer vertragen, als ſolche, die ſich in ihren Vorzügen und Mängeln gänzlich gleich ſind, auch die Glieder verſchiedener Religionsparteien, ſo lange jede im ungeſtörten Beſitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwillig die Duldung u. Freundlichkeit beweiſen werden, die ſich durch keine Decrete und Concilienbeſchlüſſe erzwingen läßt. Die Katholiſchen zeigen jetzt, wenigſtens in Deutſchland, in ihrem wiſſenſchaftlichen Beſtreben Neigung zum Proteſtantismus, und vorzüglich diejenigen ihrer Schriftſteller, welche das religiöſe Bedürfniß ihres Volks im Auge haben, nähern ſich immer mehr dem Geiſte, in dem die proteſtantiſchen Schriftſteller gleicher Art ſchreiben; dagegen regt ſich unter den Proteſtanten eine hervorſtechende Neigung zum Gottesdienſt der katholiſchen Kirche, und wenn wir jene Erſcheinung auf dem Felde der Wiſſenſchaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, ſo wird dieſe uns wenigſtens nicht befremden. Eine edle, majeſtätiſche Bauart, eine glänzende, Alles umſtrahlende Beleuchtung, ein verſchwenderiſcher Reichthum an herrlichen Gemälden und Bildwerken, an koſtbaren Gewändern und Geräthſchaften ergötzten das Auge; eine Fülle harmoniſcher Töne, die ſich von dem hohen, meiſt wohlbeſetzten Chore, bald gewaltig erſchütternd, bald mild beſänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köſtlichen Räucherwerks ſchmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den Meiſten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfindet, ohne ihren Sinn zu verſtehen; die bedeutſame Reihenfolge jener vielſagenden Feiergebräuche und Geberden reichgeſchmückter Prieſter; die ſtillbeſchäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der ergreifende Eindruck des feſtlichen Ganzen *): Alles vereinigt ſich in den Tempeln der Katholiſchen,

*) Man erinnere ſich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht,

Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Coliſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heit're Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,

um die Sinne zu reizen und zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben, und das ganze Gemüth in eine Bezauberung zu verſetzen, der es ſich nur allzugern und oft, ſogar der nüchternen Ueberlegung zum Trotz, gefangen gibt. Will überdies die kathol. Kirche ſich der Kräfte und Künſte bedienen, die ſich in ihrem Schoße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben; will ſie die Mittel gebrauchen, durch welche ehedem, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Geſchichte, die einflußreichſten und bewundernswürdigſten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der ſie ſich von jeher der Gewiſſen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der ſie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunſt, mit der der Jeſuitismus die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Zweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beſchönigen; die Umſicht und Geſchicklichkeit, mit der er das Geheimniß ihrer ſchwachen Seiten und Mängel immer anſtändig zu verſchleiern, und endlich die Freigebigkeit im Verſprechen und Belohnen, mit der derſelbe Anwalt der Kirche Jedem den Preis, um den er ſich hingibt, zu bieten wußte; wer wird ihr widerſtehen können? Kein Wunder, daß ihr von denen, die menſchlich fühlen, fehlen und begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn ſie nun auch, ſittlich veredelt und politiſch geſchwächt, den Gebrauch dieſer Mittel jetzt öfter als ſonſt verſchmähen mag, ſo iſt ihr, was ihrem Einfluſſe auf dieſer Seite abzugehen ſcheint, auf einer andern Seite durch die Gunſt der neuern Poeſie und Kunſtphiloſophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetiſchem Stoff, an ſinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Katholicismus ausgeſtattet iſt, konnte den Augen proteſtantiſcher Dichter nicht entgehen. In demſelben Zeitpunkte, da der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des hiſtoriſchen Chriſtenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu ſtürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja ſogar poetiſche Juden in Berlin, Jena u. ſ. w. an, die Jungfrau Maria und

Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Inn're nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, unter der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte, das Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen,
O was iſt Goldes- was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen!

die Schar der Heiligen zu beſingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überſchwemmt, die mit Madonnen, Meßopfern, wunderthätigen Bildern und Reliquien angefüllt ſind, und man kann wohl ſagen, daß in der katholiſchen Kirche ſelbſt die poetiſchen Momente ihres Glaubens nie ſo warm aufgefaßt (ſ. Feßlers Thereſia, auch deſſen Abelard), nie mit der Begeiſterung gefeiert und in ſo glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geſchah. Dieſer Enthuſiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tieck, die Schlegel entrückten uns in die Magie eines ſüdlichen Himmels. Die Aeſthetiker und Kunſtrichter konnten nicht unterlaſſen, von dieſer Gährung Kunde zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienſte des Katholicismus um die Muſik, Malerei und Plaſtik neu anerkannt, dieſe Künſte und ihre Prieſter höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet, und die Geiſter der Raphaele, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wiſſenſchaftliche Aeſthetik erweiterte und verſchönerte ihr Gebiet, und ſelbſt die Liturgie der Proteſtanten fing an, ſich nach den Reizen ihrer ältern Schweſter zu ſehnen. Aber ehe ſie noch dazu kommen konnte, ſich die ihr angemeſſenen Zierden aus dem empfohlnen Vorrathe poetiſcher Beiwerke auszuwählen und anzupaſſen, wurden, der Fürſten, Staatsmänner und Künſtler, die in früherer Zeit meiſt nur aus politiſchen Gründen Aufſehn erregende Beiſpiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schar von Nachtretern und Schwärmern der ſchmuckloſen Einfachheit des Proteſtantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht ſeiner Lehrer überdrüſſig, ihm ungetreu und weiheten der katholiſchen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stolberg und Friedr. Schlegel ſind in der letzten Zeit die merkwürdigſten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unſtreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch äſthetiſche Theilnahme, durch perſönliches Wohlgefallen an den feſten, auf die Menſchen, wie ſie ſind, nicht unrichtig berechneten, der höchſten Bedeutung empfänglichen Formen des Katholicismus, vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einſeitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem allen werden beide Kirchen um ſo ſicherer, gedeihlicher und verträglicher neben einander beſtehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie ſchön ſie ſich gegenſeitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forſchenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und ſtrenges Feſthalten der immer unentbehrlichen Glaubensſätze auf der andern Seite das menſchliche Gemüth erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catholiſche Majeſtät, ein Titel, den Papſt Alexander VI. den Königen von Spanien eigenthümlich beigelegt hat, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand von Arragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien. Schon früher, und zwar ſeit der tolediſchen Kirchenverſammlung im J. 589 hatten jedoch verſchiedene ſpaniſche Könige dieſen Titel geführt.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Sprößling einer patriciſchen Familie ſchloß er ſich an die Partei des Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege und einen größern an den Aechtungen deſſelben. Mord, Brand und Raub waren die erſten Thaten und Vergnügungen ſeiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüt-

tete Republik war bedeutend. Im Heere ſcheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchſt gefährlich ward er, als er zu ſeinen übrigen Laſtern den Betrug geſellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem ſtrengen Catulus Wohlwollen und Achtung abzugewinnen. Gleich geſchickt, den Tugendhaften zu täuſchen, den Schwachen abzuſchrecken und ſeine Kühnheit dem Verderbten mitzutheilen, vereitelte er zwei, von Clodius gegen ihn gerichtete Anklagen, einen verbrecheriſchen Verkehr mit einer Veſtalin, und ungeheure Erpreſſungen, die er als Proconſul in Afrika ausgeübt hatte, betreffend. Aber er kam auch in den Verdacht, ſeine erſte Gemahlin und ſeinen Sohn umgebracht zu haben. Indeſſen hatte ſich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuern Schulden zu kommen, kein andres Mittel ſahen, als ſich der höchſten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derſelben Erpreſſungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieſes Bundes. Sein Anſehn unter ſo vielen laſterhaften Menſchen verdankte er hauptſächlich ſeiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's, durch welche er die Nachbarſtädte von Rom, und Rom ſelbſt, in Schrecken hielt. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfenſten und unruhigſten Plebejer; ſondern gar Patricier waren unter ſeinen Anhängern und Conſularen unter ſeinen Schmeichlern. Alles begünſtigte ſeine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieſer war im Senat die ſchwache Stütze der Gutgeſinnten, die umſonſt in ihn drangen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Craſſus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unerſättlicher Begierde nach Macht und Reichthum ſtrebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entſtehen, befeſtigte ihn ſogar, und erröthete nicht, ſich darauf ſtützen zu wollen. Cäſar, der des Marius Partei mit der feinſten Kunſt wieder belebte, ſchonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht ſogar an. Seine Abſicht mußte es ſein, dieſen zu einem großen Wagniß anzutreiben, um ihn darin untergehn zu ſehen. Nur zwei Römer gab es damals, welche den feſten Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere beſaß auch die dazu nöthige Geſchicklichkeit. Catilina's Anhänger wünſchten ſehnlichſt, daß ihr Oberhaupt nebſt einem ſeiner Vertrauten, zum Conſulat gelangen möchte. Dann durften ſie hoffen, ſich des Schatzes und der Güter der Republik unter verſchiedenen Vorwänden, beſonders mittelſt der Aechtungen, bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäſcherung und Plünderung Rom's verſprochen habe, iſt nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, ſich um das Conſulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am beſten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen, noch ſelbſt Aufſtand und meuchelmörderiſche Verſuche ſchreckten ihn ab, und da die Beſorgniſſe der reichen Römer ſein Streben begünſtigten: ſo wurde er für das J. d. St. 689 zum Conſul beſtimmt. Alles, was die Partei des Catilina durchſetzen konnte, war, daß Cajus Antonius, einer ihrer Verbündeten, zum Mitconſul ernannt wurde. Dieſes Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, ſich für das nächſtfolgende Jahr gewählt zu ſehen. Deshalb verdoppelte er die Maßregeln des Schreckens, mit denen er ſeine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward durch Cicero zur Unthätigkeit gezwungen; Cäſar und Craſſus faßten denſelben Entſchluß; Autronius und P. Sylla fingen an, ſich zurückzuziehen; Piſo

war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Zeichen, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte, es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erſchien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verſchaffte ihm Kenntniß von den geheimſten Rathſchlägen der Verſchwornen. Einer derſelben, Curius, ſtand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte ſie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch ſie erfuhr er, daß ſeiner Perſon eine große Gefahr drohe, daß zwei römiſche Ritter es übernommen hatten, ihn in ſeinem Hauſe zu morden. An dem, zur Ausführung beſtimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verſchloſſen und bewacht. Noch zögerte Cicero, die Umſtände einer Verſchwörung bekannt zu machen, deren Fortſchritte und Hülfsmittel er zuvor ganz erforſchen wollte; er begnügte ſich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu laſſen. Sobald aber der Aufſtand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Conſult geben, „daß die Conſuln Maßregeln ergreifen ſollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren." Höchſt ſchwierig war es, ſich des Oberhaupts einer Verſchwörung zu bemächtigen, das in und außer Rom Soldaten hatte; noch ſchwieriger war es, ſein Verbrechen zu beweiſen vor ſeinen Mitgenoſſen oder vor denen, die ſich ſeiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwiſchen zwei Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, und einem Bürgerkriege. Cicero zog das Letztere vor. Catilina, der Feind des römiſchen Volks, wagte im Senate zu erſcheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel ſeiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus u. andere ehrloſe Senatoren übernahmen es, den Ausbruch der Meuterei in der Stadt zu leiten, ſobald Catilina vor den Thoren Roms erſcheinen würde. Cicero und Salluſt behaupten, die Abſicht der Verſchwornen ſei geweſen, Rom in Brand zu ſtecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß iſt es, daß dieſe furchtbaren Folgen, ohne vorgefaßten Entſchluß, ſich aus den Umſtänden ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere Verſchworne ſetzten indeß ihre verbrecheriſchen Umtriebe fort. Sie wendeten ſich an die Geſandten der Allobroger, um den Krieg auf die Grenzen Italiens zu verſetzen. Dieſe aber waren dem Völkerrechte getreu: ihre Aufſchlüſſe führten zu wichtigern. Der Briefwechſel der Verſchwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt ein offenbares Verbrechen zu richten. Weil die Umſtände nicht erlaubten, in dem Prozeſſe gegen die Verſchwornen die zu weitläuftigen Formen zu beobachten, ſo wurden, wie dies früher ſchon in minder dringenden Fällen geſchehen war, die darauf Bezug habenden Geſetze unbeachtet gelaſſen. Cäſar ſprach gegen die augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero ſetzten ſie durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marſchiren, während Cicero Rom bewachte, ſich krank ſtellte, übernahm ſein Legat Petrejus den Oberbefehl. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuſchließen. Dieſer, der keine Rettung ſah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten ſeinem Beiſpiele. Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer ſie geſtellt hatte; Catilina ſelbſt aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). Die Geſchichte der Catilinariſchen Verſchwörung iſt von Salluſt beſchrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marſchall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo ſein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verluſt eines Prozeſſes, deſſen Entſcheidung ihm ungerecht ſchien, bewog ihn, die Rechtswiſſenſchaften mit den Waffen zu vertauſchen. Er trat unter die Reiterei, ſuchte jede Gelegenheit auf, ſich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludewig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantſtelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er ſich hinter einander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Maſtricht, Beſançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint-Omer, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, ſchrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung, als ich; es gibt ſo wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert.“ Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüſtungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und ſchickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-General gegen ihn. Dieſer gewann 1690 und 1693 die Schlachten von Staffard und Marſeille, bemächtigte ſich Savoyens und eines Theils von Piemont, und erhielt dafür 1693 den Marſchallſtab. Bei ſeiner Rückkehr aus dem eroberten Lande, wo ſeine Menſchlichkeit u. Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geſchont hatte, ward er von Ludewig XIV. mit beſonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern wohin er berufen ward, zeigte er dieſelbe Thätigkeit, die ihm in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. 1701 trat er wieder an die Spitze der italieniſchen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen ſich. Beide Feldherren waren würdig, ſich mit einander zu meſſen. Aber das kaiſerliche Heer war der freien Willkür Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen, und litt Mangel an Geld und Lebensmitteln. Geſchlagen bei Carpi am 6. Juli, mußte er das ganze Land zwiſchen der Etſch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi den Oberbefehl hatte. Als er nach einem fruchtloſen Angriffe die Truppen wieder ſammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorſtellte, daß ſie Alle einem unvermeidlichen Tod entgegen gingen: „Es iſt wahr, der Tod iſt vor uns, aber die Schande iſt hinter uns.“ Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz ſeiner Vorſtellungen der Hof nicht der Treuloſigkeit des Herzogs von Savoyen zuſchreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der ſeinen Ruhm weniger in der Gunſt ſeines Fürſten, als darin fand, ſeinem Vaterlande zu nützen, ertrug mit Ruhe dieſe Zurückſetzung, und ſtarb zu Saint-Gratien 1712. Er war Philoſoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und ſtets freigebig, heiter, ruhig, bedachtſam; dieſe unveränderliche Stimmung hatte ihm von ſeinen Soldaten den Namen le Père de la Pensée erworben.

Cato der Cenſor (Marcus Porcius), mit dem Beinamen Priſcus, auch Sapiens und Major (der Weiſe und Aeltere), war im J. vor Chr. 232 zu Tuſculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Seine Jugend fiel in die, für Rom ſo gefährliche Zeit der Anweſenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahr alt machte Cato ſeinen erſten Feldzug unter Fabius Maximus, als dieſer Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demſelben bei der Belage-

rung von Tarent. Nach der Einnahme dieſer Stadt trat er in Freundſchaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er ſchon vertraut war. Nach Beendigung des Krieges kehrte Cato auf ſein Landgut zurück. Da er die Geſetze kannte, und mit Leichtigkeit ſprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu auffoderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarſchaft eine Beſitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch ſein Anſehen zu befördern verſprach. Wenige reiche und angeſehene Familien ſtanden damals an der Spitze der Republik. Cato war arm und unbekannt; aber ſeine Beredſamkeit, die man mit der Kunſt des Demoſthenes verglich, die Strenge und Kraft ſeines Charakters zogen bald die Aufmerkſamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksverſammlungen zeigte er ſich, der ſchönen Erklärung gemäß, die er ſelbſt von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbewahrt hat, „als einen rechtſchaffenen, in der Kunſt, gut zu reden, erfahrenen Mann." Dreißig Jahre alt, ging er als Kriegstribun nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quäſtor, und ſeitdem entſtand zwiſchen ihm und Scipio ein Wetteifer und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortſetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verſchwendung an, und wiewohl derſelbe losgeſprochen ward: ſo gewann doch Cato durch ſeinen, für das Beſte des Staats bewieſenen Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil geweſen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterſchaft von Sardinien. Seine ſtrenge Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt, als in Rom. Auf dieſer Inſel machte er die Bekanntſchaft des Dichters Ennius, von dem er Griechiſch lernte, und den er bei ſeiner Rückkehr mit nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Conſul in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abſchaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten puniſchen Krieges gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widerſetzte er ſich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredſamkeit des Tribunen Valerius und den dringenden Bitten der römiſchen Frauen unterliegen. Gleich darauf ging er nach Spanien ab, das ſich empört hatte. Sein erſtes Geſchäft war, die für das Heer aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu ſchicken, indem er erklärte, der Krieg müſſe diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeſchaffenen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz auf's neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen geſtiegen, als er die conſulariſche Toga ablegte, den Harniſch nahm, und dem Sempronius nach Thrazien folgte. Später trat er unter den Befehl des Conſuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Theſſalien zu ſpielen. Durch einen kühnen Marſch beſetzte er mit einem Theil ſeiner Soldaten den Kallidrom, eine der ſteilſten Bergſpitzen des Paſſes von Thermopylä, und entſchied ſo den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieſes, im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm, trotz einer mächtigen Gegenpartei, die ehrenvollſte, aber auch gefürchtetſte aller Magiſtraturen, das Cenſoramt, zu Theil. Er hatte

ſich nicht darum beworben, ſondern ſich nur dazu bereit gezeigt; in Anſehung ſeines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben, denn nur mit dieſem konnte er den Unordnungen ſteuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dies Amt, und wiewohl ſeine Maßregeln ihm Widerſpruch und Widerſacher erregten: ſo erhielt er doch den größten Beifall, und als er ſein Amt niedergelegt hatte, ward beſchloſſen, ihm eine Statue mit einer ehrenvollen Inſchrift zu errichten. Er ſchien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher Jemand ſeine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildſäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden.“ Dennoch fehlte ihm jenes Selbſtgefühl nicht, das dem großen Verdienſt wohl anſteht. „Iſt er denn ein Cato?“ pflegte er zu fragen, wenn er eines andern Verſehen entſchuldigen wollte. Cato's politiſches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und ward eben ſo angeklagt, aber jedesmal losgeſprochen. Sein letztes Staatsgeſchäft war eine Geſandtſchaft nach Karthago, um den Streit zwiſchen den Karthaginenſern und dem König Maſiniſſa zu ſchlichten. Man betrachtet dieſe Reiſe als die Urſache der Zerſtörung Karthago's; denn Cato war über die Art, wie dieſe Nebenbuhlerin Roms ihre Verluſte wieder erſetzt hatte, ſo erſtaunt, daß er ſeitdem jede Rede mit den bekannten Worten ſchloß: Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Karthago müſſe zerſtört werden.) Er ſtarb ein Jahr nach ſeiner Rückkehr (147 vor Chr.) 85 Jahre alt. Cato, der ſo haushälteriſch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er ſtreng gegen ſeine Sklaven. Den Ackerbau ſuchte er auf alle Weiſe zu vervollkommnen und kannte alle Hülfsmittel deſſelben genau. In ſeinem Alter war er auf ſeinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ ſich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen ſich die Verſe des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich muſterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige: De re rustica ſich erhalten hat. Zu bedauern iſt am meiſten der Verluſt ſeiner Reden, deren Cicero mit dem größten Lobe erwähnt, und ſeiner Geſchichte vom Urſprung des römiſchen Volks, welche die alten Geſchichtſchreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterſchiede von dem Cenſor, deſſen Urenkel er war, von Utica, dem Orte ſeines Todes, zubenamt, war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühen Abſterben ſeiner Aeltern ward er in dem Hauſe ſeines Oheims, Livius Druſus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Feſtigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hauſe die Häupter mehrerer, auf Befehl deſſelben Ermordeten erblickt, von ſeinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und ſein Vaterland aus der Knechtſchaft zu befreien. Mit ſeinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichſten Eintracht. Cato ward zum Prieſter Apolls ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipater von Tyrus, und blieb ſein ganzes Leben hindurch den

Grundſätzen der Stoa getreu. Zum erſten Mal trat er öffentlich auf gegen die Volkstribunen, welche eine, vom Cenſor Cato erbaute Baſilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen laſſen wollten. Er zeigte ſchon damals jene kraftvolle Beredſamkeit, durch welche er ſich ſpäter ſo furchtbar machte, und gewann den Proceß. Seinen erſten Feldzug machte er gegen Spartacus, als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete ſich dabei ſo aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Kriegstribun nach Macedonien geſandt. Als die Zeit ſeines Amtes verfloſſen war, reiſte er nach Aſien und brachte den Stoiker Athenodor mit ſich nach Rom. Er ward hierauf Quäſtor und verwaltete dieſes beſchwerliche Amt mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, indem er den Muth hatte, die Staatsbeamten wegen ihrer Erpreſſungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen, und erwarb ſich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, ſo daß er am letzten Tage ſeiner Quäſtur von der ganzen Volksverſammlung nach Hauſe begleitet wurde. Der Ruf ſeiner Tugend verbreitete ſich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht geſtattet, ſich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, ſo lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Dem Beiſpiele Sylla's ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenſeitiger Kampf allein noch den Sturz der erſchütterten alten Verfaſſung aufhielt. Craſſus glaubte die Oberherrſchaft mit ſeinem Gelde zu erkaufen; Pompejus erwartete, daß ſie ihm freiwillig übertragen werden ſollte; Cäſar, beiden an Talent überlegen, verband ſich mit beiden, und benutzte den Reichthum des Einen und das Anſehen des Andern zu ſeinen Zwecken. An der Spitze des Senats, des einzigen Pfeilers der Republik, ſtanden Catulus, Cicero, Cato; Lucull, in hohem Anſehen beim Heere, das er ſiegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber ſeines Reichthums hätte genießen, als ſich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Parteien fern, diente unter dieſen ſchwierigen Umſtänden dem gemeinen Weſen mit Einſicht und Muth; doch ſchadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugſamkeit ſeines Charakters. Er war auf dem Wege nach ſeinem Landgute, als er den Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reiſte, ſich um das Tribunat zu bewerben Da er denſelben als einen verderbten Menſchen kannte, kehrte er ſogleich um, bewarb ſich ſelbſt um das Tribunat, und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um dieſe Zeit brach die Verſchwörung des Catilina aus. Cato unterſtützte mit aller Macht den Conſul Cicero, gab ihm zuerſt öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und drang in einer ſchönen, von Salluſt aufbehaltenen Rede auf die Beſtrafung der Schuldigen. Dem Vorſchlag des Metellus Nepos, den Pompejus aus Aſien zurückzurufen und dieſem den Oberbefehl gegen Catilina zu geben, widerſetzte er ſich, und damals wäre er beinahe in einem Volksaufſtande umgekommen, den ſein College und Cäſar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane deſſelben, und ſagte zuerſt die Folgen der, zwiſchen Craſſus, Pompejus und Cäſar geſchloſſenen Verbindung voraus. Er ſprach nachher, wiewohl vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäſar mißbrauchte damals ſeine Gewalt ſo ſehr, daß Cato ihn in's Gefängniß führen ließ; aber durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben.

Um Cato zu entfernen, wußten die Triumvirn es dahin zu bringen, daß er nach Cypern geſandt wurde, um unter einem nichtigen Vorwande den König Ptolemäus abzuſetzen. Er war gezwungen zu gehorchen, und vollzog den erhaltenen Auftrag ſo gewiſſenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Inzwiſchen fuhr er fort, ſich den Triumvirn zu widerſetzen. Als er dem Tribonianiſchen Geſetze entgegenwirken wollte, das dem Craſſus eine außerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Male verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängniſſe und ſeine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulaſſen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieſer Eigenſchaft ſetzte er ein Geſetz gegen die Beſtechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Craſſus Tode wuchſen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfaſſung, Pompejus zum alleinigen Conſul zu ernennen vorſchlug, welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Conſulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Jetzt brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der ſich als Proprätor in Sicilien befand, begab ſich, bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäſars, von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrhachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern, und legte, als derſelbe dennoch ausbrach, zum Zeichen ſeines Kummers Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrhachium geſiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscaſſe und der Magazine dort zurück, und verfolgte ſeinen Nebenbuhler. Aus dieſem Grunde war Cato nicht bei der pharſaliſchen Schlacht gegenwärtig, nach welcher er mit ſeinen Truppen nach Cyrene in Afrika überſchiffte. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritan. Könige, Juba, gegangen ſei, wo Varus eine anſehnliche Macht verſammelt habe. Cato ſetzte ſich dahin in Marſch, überwand Hunger und Durſt und alle Beſchwerden, und erreichte Utica, wo beide Heere ſich vereinigten. Die Soldaten wünſchten ihn zum Oberbefehlshaber, er aber überließ dieſe Stelle dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utica, während Scipio und Labienus gegen Cäſar aufbrachen. Cato hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen; jene wagten dennoch eine Schlacht, wurden faſt gänzlich vernichtet und Afrika unterwarf ſich dem Sieger. Anfangs war Cato Willens, ſich mit den, in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er dieſen Plan auf; er entließ Alle, die ihn zu verlaſſen wünſchten. Sein Entſchluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung beſtimmten Tages ſpeiſte er ruhig, und unterhielt ſich über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Darauf las er in ſeinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, ſeinen Vorſatz ahnend, ſein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er ſeine Sklaven und foderte es mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und ſchlug einen Sklaven, der ihn zu beſänftigen ſuchte. Auf den Lärmen kamen ſein Sohn und ſeine Freunde herbei, und beſchworen ihn weinend, nicht darauf zu beſtehen. Er warf anfangs ſeinem Sohne ſeinen Ungehorſam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anweſenden zur Unterwerfung gegen Cäſar zu ermahnen, und entließ ſie bis auf die Philoſophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob ſie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne ſeinen Grundſätzen untreu zu werden. Sie

ſchwiegen und verließen ihn weinend. Jetzt empfing er ſein Schwert mit großer Freude, las darauf wiederholt den Phädon, ſchlief dann ein, und ſchickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören ob Alle abgereiſt wären. Seufzend vernahm er, daß das Meer ſtürme. Eben war er wieder eingeſchlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde, und Alles im Hafen ſtill ſei. Er ſchien zufrieden und war kaum allein, als er ſich mit ſeinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht, ihn zu verbinden. Als er aber zu ſich gekommen war, riß er den Verband ab, und ſtarb ſogleich (44 J. vor Chr.). Die Bewohner von Utica beſtatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäſar aber ſoll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet haſt, dir das Leben zu retten.“

Catoptrik (Katoptrik), Lehre der, von den Spiegeln zurückgeworfenen Lichtſtrahlen, iſt ein Theil der Optik, alſo der angewandten Mathematik (ſ. Spiegel).

Cats (Jacob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland, 1577, nimt einen der erſten Plätze unter den Schöpfern der holländiſchen Sprache und Poeſie ein. Wenige Dichter ſind fruchtbarer geweſen. Bis in ſein hohes Alter übte er ſein anmuthiges Talent für die Poeſie. Er war, nachdem er ſeine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrſtuhl, den die Univerſität Leyden ihm antrug, ſchlug er aus. Dagegen verwaltete er in den ſchwierigſten Zeiten die wichtigſten Aemter. 1627 und 1631 ging er als Geſandter nach England; 1636 und 1651 war er Groß-Penſionär von Holland. Cats iſt in ſeiner Poeſie weſentlich von ſeinen Zeitgenoſſen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterſchieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Gemeinfaßlichkeit charakteriſiren ihn vorzüglich, und nicht unpaſſend hat man ihn den holländiſchen Lafontaine genannt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewiſſe Einförmigkeit der Verſe getadelt, aber wie viel ſchöne Eigenſchaften wiegen dieſe Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantaſie, eine Moral, die leicht und anſpruchlos Geiſt und Herz gewinnt. Und doch war dieſer Dichter, der ſo lange Zeit allgemein geleſen und bewundert wurde, in Vergeſſenheit geſunken, aus welcher er erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden iſt, die ſeine Werke neu herausgegeben haben. Dieſe beſtehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeſchmacke, aus Gedichten über die verſchiedenen Alter und Lebensverhältniſſe; aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. ſ. w. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Zorgvliet, 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, Stadt in Dalmatien mit ſtarken Mauern und einem Bergſchloſſe, an dem von ihr benannten Meerbuſen. Sie iſt von hohen Bergen umgeben, ſo daß ſie im Winter die Sonne nur wenige Stunden ſieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets ſind theils katholiſche, theils griechiſche Chriſten. Cattaro unterwarf ſich 1420, aus Furcht vor den Türken, freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Buſens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche ſich, wie Cattaro ſelbſt, von der Seefahrt, einigem Handel und der Fiſcherei nähren. General Milutinovich nahm es 1814 für Oeſterreich wieder in Beſitz. Jetzt gehört es zum dal-

matiſchen Kreiſe Cattaro. Die Stadt hat 4000 Einwohner und der Kreis von Cattaro auf 14 Q. M. in 142 Ortſch. 22,000 Einw. Der Beſitz dieſer wichtigen Feſtung hat großen Werth, theils wegen des ſchönen Hafens, theils wegen des Einfluſſes auf den Handel und die Politik des unabhängigen Gebiets des Bergvolks der Montenegriner, die ihre Grenze bis an den See von Scutari und die Gemeinde von Zenta ausgedehnt haben.

Cattegat (Katzenloch), däniſch Skager-Rack (Sandbank beim Vorgebirge Skagen, der äußerſten Spitze von Jütland), iſt ein großer Meerbuſen des deutſchen Meeres, zwiſchen den öſtlichen Küſten von Jütland und den Küſten von Schweden. Er hat reichen Heringsfang.

Catten (Katten), waren eins der berühmteſten und ausgebreitetſten deutſchen Völker, aber in Rückſicht ihrer innern Verfaſſung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Heſſen, Fulda, Hanau, Iſenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der naſſauiſchen Länder, den öſtlichen Theil von Weſtphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten ſie oft blutige Kriege. Zu Cäſars Zeiten wohnten ſie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; ſie verdrängten die Teucterer und Uſipeter, und Cäſar konnte nichts gegen ſie ausrichten. Druſus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker ſich die Katten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Feſtungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er ſchlug ſie, ohne ſie darum zu beſiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatiſchen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Katten groß und mächtig, da die, vorher mit jenen im Bunde geſtandenen Völker ſich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten ſie wahrſcheinlich mit Trajan: unter Marc Aurel fielen ſie in Germanien und Rhätien ein, wurden ſpäterhin von Didius Julianus geſchlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geſchichte vor. Von da an verſchwindet der Name Katten, bis im achten Jahrh. die Haſſi oder Heſſi auftreten, welche mit den Katten einerlei Volk ausgemacht haben ſollen. Nach dem Berichte Cäſars war das Land der Katten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von dieſen mußte jährl. 1000 Mann in's Feld ſtellen, welche für's nächſte Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdeſſen das Feld beſtellen mußten, wechſelten; ſie übten alſo Ackerbau ſo gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käſe und Wildpret; ihre Kleidung machten ſie ſich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, ſondern die Fürſten, welche aber nicht ſouverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein ſehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geſchildert. (Vergl. Germanien.)

Catullus (Cajus Valerius), einer der beſten römiſchen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinſel des See's Benacus (Lago di Garda), im Jahre Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb., von angeſehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom, wo er durch die Anmuth ſeines Geiſtes gar bald alle diejenigen anzog, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er war der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung ſeiner Gedichte widmete. Dieſe Sammlung iſt nicht von

großem Umfang, aber ſie zeigt, was Catull in mehreren Gattungen der Dichtkunſt hätte leiſten können, wenn er die Wiſſenſchaften mit Ernſt den Vergnügungen und Reiſen vorgezogen hätte. Wahrſcheinlich iſt ein Theil ſeiner Poeſien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir beſitzen, iſt bei den Alten wie bei den Neuern, nur ein Urtheil geweſen. Tibull und Ovid machen ihm Lobſprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verſe und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, ſo ſoll dieſer Tadel doch ſeinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf ſeine gehörigen Grenzen beſchränkt, iſt er Muſter. Auch den heroiſchen Vers gebrauchte er mit Glück; berühmt iſt ſeine ſchöne Epiſode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeiſtert zu haben ſcheint. Er war unter den Römern der erſte, der ſich mit Erfolg in der lyriſchen Poeſie verſuchte; die vier, uns noch von ihm übrigen Oden laſſen den Verluſt der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catull's trifft, iſt die Unſittlichkeit und Unzüchtigkeit. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß er im J. Roms 697, in einem Alter von 30 Jahren geſtorben ſei. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Beweis, daß er 71 Jahre alt geworden. Die Ausgaben ſeiner Werke von Volpi, (Padua, 1737), und Döring verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichſten Poeſien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Nänie bei dem Tode deſſelben gehören, ſind von Ramler überſetzt worden.

Cattun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe ſeiner geringern oder höhern Güte, und ſonſt zu vielfachen andern häuslichen Zwecken verwandt wird. Es wurde urſprünglich uns bloß aus Oſtindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. ſ. w. zugeführt, jetzt wird der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs von den Völkern des Feſtlandes ſelbſt verfertigt. Die Franzoſen und die Schweizer zeichnen ſich darin durch die feinſte Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, dieſen die Sachſen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutſchen Meſſen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muſter und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Kattunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieſelbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben iſt. Von einzelnen Städten in Deutſchland zeichnen ſich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung ſehr ſchöner Waare aus.

Caukaſus (Kaukaſus), berühmtes Alpengebirge in Weſtaſien, welches die 6000 Q. M. große Landenge zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere einnimmt, und ſich von dem einen Meere zum andern, von Südoſten nach Nordweſten erſtreckt. Sowohl in Hinſicht der Ausdehnung als der Höhe, gehört der Kaukaſus zu den vorzüglichſten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechſelt. Von Mosdok bis Tiflis kann man ſie auf 40 Meilen ſchätzen. Bergſtröme, Abgründe und Lawinen machen dieſes Gebirge ſehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken deſſelben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, beſteht aus granitiſcher Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meiſtens kahl ſind und wenige Vegetation zei-

gen. Während die höchſten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt ſind, tragen die niedrigern Berge, Wälder. An der weſtlichen Seite erhebt ſich vorzüglich der Elborus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer ruſſiſchen Meſſung 16,700 Fuß hoch ſein ſoll. An der öſtlichen Seite iſt der höchſte Berg der Schneeberg, weſtlich von Kuba, und 1810 zuerſt von einem europäiſchen Reiſenden erſtiegen. Er iſt ſelbſt im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), desgleichen Schah-Elborus genannt. Elborus iſt überhaupt der Name aller, aus der Kette des Kaukaſus hervorragenden, ſehr hohen und koniſchen Berge. Er geht ſehr ſteil in die Höhe, und iſt auf dem kaspiſchen Meere ſehr weit zu erkennen. Die meiſten, auf dem Kaukaſus entſpringenden Flüſſe nehmen entweder einen öſtlichen Lauf in das kaspiſche, oder einen weſtlichen in das ſchwarze Meer. Auf der Nordſeite des Kaukaſus fließt öſtlich der Terek in das kaspiſche, und weſtlich der Kuban in das ſchwarze Meer, jenſeits welcher Flüſſe ſich das Gebirge in die Steppen des ſüdlichen Rußlands verflacht. Auf der Südſeite des Kaukaſus fließt öſtlich der Kur in's kaspiſche und weſtlich der Rioni (bei den Alten Phaſis genannt) ins ſchwarze Meer; jenſeits welcher Flüſſe die Gebirge des türkiſchen und perſiſchen Armeniens aufſteigen, und ſo einen Zuſammenhang des Kaukaſus mit den übrigen Gebirgen Weſtaſiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Kaukaſus iſt, ſo fruchtbar und von der Natur geſegnet ſind beſonders die ſüdlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern nnd Viehtriften abwechſelt, und Alles im Ueberfluſſe darbietet. Der Weinſtock, Obſtbäume, ja ſelbſt Kaſtanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getreide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und dieſe Länder könnten bei gehöriger Kultur die glücklichſten ſein, aber der Ackerbau wird ſehr nachläſſig betrieben, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unſicherheit Urſachen ſind, indem die häufigen räuberiſchen Einfälle der Gebirgsbewohner, beſonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieſer Gegenden die Früchte ihres Fleißes entziehen, und die Menſchen ſelbſt als Sklaven fortführen. Groß iſt die Menge des Wildes von aller Art, und die Faſanen ſind hier zu Hauſe. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die faſt gar nicht benutzt werden. Merkwürdig iſt auch der Ueberfluß an Mineralwaſſern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieſer Länder beſtehen aus verſchiedenen kleinen Völkerſchaften von verſchiedener Abſtammung und Sprache, und ſind theils griechiſche und armeniſche Chriſten, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren ſie Geſtirne, Berge, Felſen, Bäume. Viele derſelben zeichnen ſich durch eine ſchöne, regelmäßige uud dauerhafte Körperbildung aus, beſonders die Tſcherkeſſen und Georgier, welche der ſchönſte Menſchenſtamm in der Welt ſind; daher auch das weibliche Geſchlecht von den Orientalen für ihre Harems geſucht wird, und die Reize der Tſcherkeſſinnen (Zirkaſſierinnen) und der Georgierinnen ſind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner ſtehen theils unter verſchiedenen kleinen Fürſten, die oft nur einige Dörfer beherrſchen, theils unter Aelteſten. Sie ſind Georgier, Abaſen, Lesghier, Oſſeten, Tſcherkeſſen, Khiſten, Inguſchen, Kharabulaken, Tſchetſchenzen, Tataren, Armenier, Juden; auch in einigen Gegenden gibt es nomadiſche Araber. Unter dieſen Völkerſchaften ſind beſonders die Lesghier, welche die öſtlichen Ge-

birgsgegenden des Kaukaſus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perſer, Georgier und Türken. Freiheit lehrt ſie Tapferkeit und macht ſie allen ihren Nachbarn furchtbar. Mangel an vielen, ſelbſt den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, nöthigt ſie zum Raube, und Alles, was ſie nur erhaſchen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deswegen ſind auch ihre ſchwächern Nachbarn, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgeſetzt, wenn ſie ihnen nicht durch Geſchenke zuvorzukommen ſuchen. Dagegen ſchützen die Felſengebirge der Lesghier ſie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur ſelten Beiſpiele, daß ihnen ihre Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier faſt gar nicht, und ihre Viehzucht, ſo wie der Ackerbau ſind nicht für ihre Bedürfniſſe hinreichend. Die Wirthſchaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten, feinhaarigen Schafwolle, Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beſchäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfniſſe ſeines Hauſes herbei zu ſchaffen. Jeder benachbarte Fürſt kann ſich die Hülfe dieſer Völker verſprechen, und nach ſeinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur außer dem nöthigen Proviant für jeden Mann noch zehn bis zwölf Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind ſicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen ſie im Unglück die heldenmüthigſte Tapferkeit. So wie im ganzen Kaukaſus, ſo herrſcht auch bei ihnen die Gaſtfreundſchaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reiſen, ohne einen Gaſtfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von dieſem eingeführt, wird er überall freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle dieſe Länder, welche auf und an dem Kaukaſus liegen, unter dem Namen der kaukaſiſchen Länder, welche jetzt, ſeit dem, 1813 zwiſchen Rußland und Perſien geſchloſſenen Frieden, zum ruſſiſchen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu ſein; denn nur ein kleiner Theil, die georgiſchen Länder Schurageli, Karthli und Kacheti, haben eine ordentliche Gouvernementsverfaſſung, und bilden das ruſſiſche Gouvernement Gruſien mit der Hauptſtadt Tiflis, 872 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder ſind den Ruſſen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürſten dieſer Gegenden erkennen die ruſſiſche Herrſchaft an; andere hingegen, beſonders in dem eigentlichen Gebirge des Kaukaſus, ſind noch ganz unabhängig, leben in Feindſchaft mit den Ruſſen, und thun räuberiſche Einfälle in das ruſſiſche Gebiet; daher dieſe am Terek eine militäriſche Linie und Koſakenſtanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das kaukaſiſche Gebirge führenden Hauptſtraße ſind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Gruſien gehören vorzüglich zu den kaukaſiſchen Ländern: Abchaſien, Mingrelien, Imerethi und Ghuria auf der Weſt- und Südſeite des Kaukaſus und am ſchwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Oſſeten, der Khiſti, Inguſchen, Kharabulaken, Tſchetſchenzen und Ekumyken auf der Nordſeite des Kaukaſus und im Gebirge ſelbſt; Dagheſtan, Lesghiſtan und Schirwan auf der Oſt- und Südſeite des Gebirges und am kaspiſchen Meere. Jenſeits des Terek, an der Nordſeite des Kaukaſus, iſt das ruſſiſche Gouvernement Kaukaſien, mit der Hauptſtadt Georgiewsk, 2600 Quadratmei-

len und 100,000 Einwohner, worunter ſich auch noch Bewohner von kaukaſiſchen Völkerſchaften befinden.

Cauſalität. Die kritiſche Philoſophie verſteht unter der Cauſalität nicht, wie die Scholaſtiker, die Wirkſamkeit einer wirkenden Urſache, ſondern die nothwendige Beſtimmung des Daſeins von etwas durch etwas anderes, von ihm Verſchiedenes. Als reiner Verſtandesbegriff gehört die Cauſalität unter die Kategorien der Relation. In hypothetiſchen Urtheilen verhalten ſich die Kenntniſſe, wie Grund und Folge, folglich verlangen ſie auch ein ſolches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetiſch geurtheilt werden ſoll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Urſache, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung, exiſtiren. Das Daſein jener iſt Cauſalität, das Daſein dieſer iſt Dependenz. Die kritiſche Philoſophie behauptet, daß dieſer Begriff nicht aus Erfahrung, ſondern a priori ſei, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geſchieht, ſetzt eine Urſache voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Cauſalität, deſſen Beweis am kürzeſten ſo dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungserkenntniß möglich ſein ſoll, ſo müſſen nicht bloß Eindrücke auf unſere Sinne erfolgen, ſondern wir müſſen die Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch eine Vernunfthandlung und iſt ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel vorausſetzt. In der Erkenntniß von Gegenſtänden ſollen auch die Vorſtellungen nicht blos ſubjective (in der Einbildung) verbunden, ſondern es ſoll beſtimmt werden, wie die Objecte ſelbſt verknüpft ſind. Folglich müſſen die Objecte die ſubjective Verknüpfung ſelbſt beſtimmen und nothwendig machen. Nun iſt aber dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig beſtimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es iſt aber durch den Verſtand nur eine Art möglich, wie verſchiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgeſtellt werden können, und dieſe iſt, daß ſie im Verhältniſſe von Urſache und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieſes Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet ſein, und Alles, was geſchieht, muß eine Urſache haben, oder es muß vor jeder Erſcheinung eine andere vorhergehen, welche ſie möglich macht. Fichte ſieht den Begriff der Cauſalität als einen abgeleiteten, ſynthetiſchen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechſelbeſtimmung an. Die Deduction iſt dieſe: Das Ich iſt die Quelle aller Realität; Realität und Thätigkeit ſind eins. Denn das Ich ſetzt ſich und beweiſet eben dadurch ſeine Realität und Thätigkeit. Nun ſoll das Ich beſtimmt werden, d. h. es ſoll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtſein. Mithin iſt in ihm das Gegentheil der Thätigkeit geſetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zuſtande des Leidens die abſolute Totalität der Realität beibehalten werden, ſo muß nothwendig, vermöge des Geſetzes der Wechſelbeſtimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In ſo fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an ſich keine hat, vermöge der Wechſelbeſtimmung. Alſo das Nicht-Ich hat für das Ich nur inſofern Realität, als das Ich dadurch afficirt iſt. Durch dieſe Syntheſis wird geſetzt Thätigkeit in das Eine, ſo wie Leiden in ſein Entgegengeſetztes, und umgekehrt. Dieſe Syntheſis wird genannt die Syntheſis der Wirkſamkeit (Cauſalität) Dasjenige, dem Thätigkeit zugeſchrieben wird, und inſofern nicht Leiden, heißt die Urſache (Urrealität); dasjenige, dem Leiden zuge-

ſchrieben wird, und in ſo fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine, von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eiſen, um angefreſſene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauteriſiren, mit glühenden Eiſen brennen; Fontanell ſetzen.

Caution, ſ. Bürgſchaft.

Cavalcanti (Gui), ein florentiniſcher Philoſoph und Dichter des 13. Jahrh., ein Freund des Dante und, wie dieſer, ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals geſtört worden, verbannte die Bürgerſchaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzana verwieſen. Wegen der ungeſunden Luft daſelbſt berief man ſie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte ſich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz ſtarb. Er hatte in ſeiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf ſeiner Rückkehr über Frankreich verliebte er ſich zu Toulouſe in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An dieſe ſind die meiſten Verſe gerichtet, die wir noch von ihm beſitzen, und die ſich in jener frühern Zeit durch ihren ſchönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meiſten Ruhm erworben. Der gelehrte Kardinal Egidio Colonna und einige Andere haben ſie commentirt, aber die Commentare ſcheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavallerie, Reiterei. Schon im höchſten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegeriſchen Unternehmungen erwähnt, und ſchon im J. 1650 v. Chr. Geb. ſoll Seſoſtris in Aegypten Reiterei bei ſeinem Heer gehabt haben. Zu Homer's Zeiten kannte man bei den Griechen nur Wagen, die gewöhnlich von zwei Pferden gezogen wurden; die erſte geſchichtliche Nachricht von eigentlicher griechiſcher Reiterei iſt aus dem zweiten maſſeniſchen Kriege (745 v. Chr.) Der griechiſche Boden, Theſſalien ausgenommen, iſt der Pferzucht nicht günſtig; auch hatte das Heer der Griechen in den Schlachten von Mantinäa und Platäa, obgleich über hunderttauſend Mann ſtark, keine Reiterei, wahrſcheinlich weil Theſſalien von den Perſern beſetzt war. Die Römer lernten den krieger. Gebrauch der Reiterei erſt von Pyrrhus u. Hannibal. Ihre beſten Pferde bezogen ſie ſpäterhin aus Gallien, und Cäſar erwähnt verſchiedentlich der galliſchen Reiterei mit großem Lobe. Im Mittelalter war die Cavallerie der wichtigſte und furchtbarſte Theil der Kriegsheere, welche nicht ſelten ganz aus dieſer einzigen Waffenart beſtanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber, und beſonders ſeit der Vervollkommnung der Artillerie beſteht die Hauptſtärke eines europäiſchen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Cavallerie beigegeben iſt, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavallerie einem Heere iſt (obgleich man ſie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemaſſen hat erſetzen ſehen), ſo gewiß iſt es doch, daß eine bloße Cavalleriemaſſe zu großen militäriſchen Unternehmungen nicht brauchbar ſein würde. Wir theilen die Cavallerie in ſchwere und leichte, je nachdem ſie ſchwere oder leichte Pferde hat. Doch unterſcheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur ſchweren Cavallerie gehören die Cuiraſſiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten die ſogenannten Chevauxlegers, Huſaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavallerie mit beſonderer Rückſicht auf

die ſchwere iſt: 1. die feindliche Cavallerie anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geſchlagenen Feind zu verfolgen und ſeine Niederlage vollkommen zu machen; die Infanterie zu unterſtützen und zu decken; 5. zu recognoſciren und Detachements abzuſchicken; 6. Piquets, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fouragiren und die Fourageurs zu ſchützen. Die Dragoner dienen auch außerdem, ſo wie die Infanterie, nöthigenfalls ſowohl angriffs= als vertheidigungsweiſe zu Fuß und fechten gleich den leichten Cavalleriſten in oder außer der Linie geſchloſſen oder einzeln. — Die Huſaren, Chevauxlegers und Uhlanen aber ſind vorzugsweiſe beſtimmt: a) zu allen ſchnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorpoſten, und ſtets dem Feinde nahe zu ſein; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundſchaften; e) zum Recognoſciren; f) Ueberfälle zu thun; g) die Zufuhr zu decken; Stellung zu recognoſciren; h) die Verbindung des Feindes mit ſeinen Magazinen ꝛc. abzuſchneiden oder doch zu beunruhigen; i) den Feind zu necken (harceliren) und ihm überhaupt ſtete Beſorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umſtände in geſchloſſener oder aufgelöſter Schlachtordnung. Der verſchiedene Gebrauch dieſer drei Arten von Cavallerie beſtimmt alſo die Auswahl der Menſchen und Pferde und die Art der Bewaffnung, Kleidung ꝛc. — **Cavallerie=Geſchütz** iſt das Geſchütz, welches durch ſeine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande iſt, der Cavallerie zu folgen und mit ihr zu wirken. Es beſteht aus Sechs= oder Achtpfündern und hat bei den verſchiedenen Heeren eine verſchiedene Einrichtung.

Cavanilles (Antonio Joſeph), ein ſpaniſcher Geiſtlicher und berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und ſtarb zu Madrid 1804. Den erſten Unterricht empfing er in ſeiner Vaterſtadt bei den Jeſuiten, und ſtudirte nachher Philoſophie und Theologie auf der Univerſität daſelbſt. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillac's und Muſchenbroeck's für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit weit größerm Eifer, als zuvor, gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er gewählt ward, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Geſandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er ſich mit dem Studium mehrerer Wiſſenſchaften, beſonders der Botanik, beſchäftigte. Er gab zuerſt Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft patriotiſchem Eifer die falſchen oder gewagten Behauptungen des Verfaſſers faſt immer durch Thatſachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botaniſches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785, 89, Madrid 1790, 4. mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfſinn, welche dies Werk auszeichnen. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland begann Cavanilles ein ſchönes Werk, unter dem Titel: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—99, 6 Volum. in fol., mit 601 Kupfern. Es enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, ſowohl aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereiſen, und die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Cavanilles hatte ſeine Reiſe mit dem Königreiche Valencia angefangen,

und auch eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, über die Geographie und über den Ackerbau dieſer Provinz gemacht. Sie erſchienen auf Koſten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del reyno de Valencia, Madrid 1795—97, 2 Vol. in fol., mit Kupf. nach den Zeichnungen des Verfaſſers. In dieſem Werke zeigt er ſich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Phyſiker und eifrigen Patrioten. Man hat noch mehrere intereſſante Schriften von ihm, worunter auch einige polemiſche. Sie finden ſich in den madrider Annalen der Naturgeſchichte. Das vollendetſte iſt ſicher die Abhandlung über die Maſerei und deren Heilungsmittel. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Madridensis beſchäftigt, als der Tod 1804 ſeiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geſchlecht Cavanilla benannt.

Cavata, Cavatina, eine kleine, leichte Arie, Ariette, bei welcher der Satz minder ausgeführt iſt, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und iſt bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat ſie, weil ſie einfacher, kunſtloſer Ausdruck einer Empfindung iſt.

Cavendiſh (Henry), geboren 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonſhire, und beſaß als ſolcher anfänglich nur ein ſehr mäßiges Vermögen. Statt ſich den Aemtern mit und ohne Geſchäfte nach der Sitte der brittiſchen Nachgebornen aus den vornehmen Geſchlechtern zu widmen, beſchäftigte er ſich einzig mit den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meiſten zu Fortſchritten der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerſt die beſondern Eigenthümlichkeiten des Waſſerſtoffgaſes analyſirt, und die Eigenſchaften angegeben, welche daſſelbe von der atmoſphäriſchen Luft unterſcheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zuſammenſetzung des Waſſers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß, wenn man Oxygen mit doppelt ſo viel Quantität Hydrogen vermiſcht, dieſe Miſchung mit einem Knall verbrennt, ohne einen ſichtbaren Rückſtand zu laſſen. Cavendiſh wiederholte dieſen lehrreichen Verſuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verſchloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um den Rückſtand ihrer Verbrennung nicht entweichen zu laſſen, und fand, daß dieſes Zurückbleibende Waſſer ſei, deſſen Gewicht dem Gewichte der beiden Luftarten gleich kam. Lavoiſier beſtätigte dies ſpäter vollkommen. Derſelbe Geiſt der Genauigkeit in den Verſuchen führte Cavendiſh auf eine andere Entdeckung, welche Prieſtley entgangen war. Dieſer hatte wahrgenommen, daß eine Maſſe atmoſphäriſcher Luft, eingeſchloſſen in eine Röhre, durch welche man fortgeſetzt elektriſche Funken leitet, an Maſſe verliert, und daß ſich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Verſuch nicht weiter. Cavendiſh, der ihn wiederholte, verſchloß in der Röhre eine Auflöſung von ätzenden Laugenſalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpeterſäure ſei. Die Analyſe der nach dem Verſuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß ſie dem Gewicht nach eben ſo viel Sauerſtoff und Stickſtoff verloren habe, als die entſtandene Säure betrug. Er beſtimmte leicht das Verhältniß des Stickſtoffs zum Sauerſtoff, welches 2: 4⅓ war. Wirklich fand ſich, wenn beide Gasarten gehörig rein in dieſem Verhältniſſe gemiſcht und elektriſche Funken hindurch geleitet würden, daß die Miſchung gänzlich verſchwand: wo=

durch ſeine Entdeckung vollkommen beſtätigt wurde. Cavendiſh hat ſich nicht minder in der Phyſik durch dieſelbe Genauigkeit in den Verſuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntniſſe, welche er bei der Beſtimmung der mittlern Dichtigkeit unſerer Erdkugel ſehr glücklich anwandte. Er fand ſie 5⅓ Mal ſo groß, als die Dichtigkeit des Waſſers; eine Angabe, die von der von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen wenig abweicht. Die königliche Geſellſchaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das franz. Nationalinſtitut zu einem ſeiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendiſh war damals wahrſcheinlich der reichſte unter den Gelehrten und der gelehrteſte unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines großen Vermögens eingeſetzt. Dieſer Glückswechſel änderte nichts in ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach im höchſten Grade für ſich ſelbſt, war er von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wiſſenſchaft und für geheime Wohlthaten. Seine große, trefflich ausgewählte Bibliothek überließ er den Gelehrten zur Benutzung. Er ſtarb zu London 1810, und hinterließ ein Vermögen von mehr als ſieben Millionen Thalern denjenigen Gliedern ſeiner Seitenverwandten, welche das Glück am wenigſten begünſtigt hatte. Seine Schriften beſtehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich ſind. Alle zeichnen ſich durch Scharfſinn, Genauigkeit und Treue aus, und ſind als Muſter in ihrer Art zu betrachten.

Cayenne, ſ. Guiana.

Caylus (Graf), der berühmte Archäologe, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben ſo gründliche als glänzende Erziehung und machte als Krieger den ſpaniſchen Erbfolgekrieg mit, ging nach Italien, nahm 1715 den Abſchied, begleitete im folgenden Jahre Bonac auf ſeiner Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, und bereiſte von dort Griechenland, die Seeplätze der Levante und alle jene berühmten Länder, die uns ſo reiche Erinnerungen gewähren, bis zu den Ruinen von Epheſus ꝛc. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer beſungenen Ufer beſucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er ſich nach Adrianopel, wo damals Muſtapha II. reſidirte. Auf den Wunſch ſeiner Mutter kehrte er 1717 nach Paris zurück, und begann nunmehr ſeine großen Sammlungen zu ordnen. Er beſchäftigte ſich jetzt gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künſte. Malerei, Bildhauerei, Muſik und beſonders Kupferſtecherei feſſelten wechſelsweiſe ſeine Thätigkeit. Hauptſächlich arbeitete er an einem großen Werke über die ägyptiſchen, griechiſchen, etruſciſchen, römiſchen und galliſchen Alterthümer. Es enthält daſſelbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken ſeiner koſtbaren und ſeltenen Sammlung darſtellen, die er dem Könige vermacht hat. 1731 nahm ihn die Malerakademie, und 1742 die Akademie der Inſchriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte ſeine Arbeiten zwiſchen beide, und ſtiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemiſche Kenntniſſe beſaß, beſchäftigte er ſich als der erſte mit der Unterſuchnng derjenigen Mittel, welche von den Alten bei der enkauſtiſchen Malerei angewendet worden, und leitete wenigſtens die Aufmerkſamkeit auf dieſen Theil der Kunſt. Unermüdlich in ſeinen Forſchungen, bereicherte er das Gebiet der Wiſſenſchaften mit unzähligen andern nützlichen Aufſchlüſſen über die Art, die Malerei dem

Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mauſolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunſt das Kupfer zu härten, allerlei Zierrathen aus buntem Glaſe zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegypter ungeheure Laſten fortbewegten, über die Mumien. Dieſe und andere Gegenſtände handelt er in ungefähr 45 Abhandlungen ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inſchriften bereichert hat. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß Caylus die alten Schriftſteller oft mißverſtand, ſo ſind doch ſeine Verdienſte um den materiellen Theil der Künſte und des Alterthums unleugbar ſehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Beſtimmtheit und Deutlichkeit erſetzt. Er endigte 1765 ſein thätiges Leben. Eine ſtrenge Redlichkeit, ſeltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Despotismus in ſeinen Meinungen waren die Grundlagen ſeines Charakters. Junge Künſtler fanden an ihm einen großmüthigen Beſchützer. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, ſowohl Romane und Sammlungen leichten ſcherzhaften Inhalts, als auch insbeſondere antiquariſch-archäologiſche. Auch war Caylus ein fleißiger und geſchickter Kupferſtecher; als ſolcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den ſchönſten Zeichnungen des königl. Kabinets; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andre von Charakterköpfen und verſchiedenen Carikaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas von Leiden, Albrecht Dürer und A. u. ſ. w. Seine Mutter, eine Nichte der Frau von Maintenon, war ebenfalls eine geiſtreiche Frau und hat ihr Andenken durch ein kleines anziehendes Werkchen: **mes souvenirs**, erhalten.

Cazes (de), ſ. Decazes.

Cazotte (Jacques), ein durch ſeine Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, war 1720 zu Dijon geboren, ſtudirte bei den Jeſuiten, und ging 1747 als Controleur der Inſeln im Winde nach Martinique. 1759 trug Cazotte durch ſeine Thätigkeit dazu bei, den Angriff der Engländer auf das Fort St. Pierre zu vereiteln. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn, bald nach Frankreich zurückzukehren, wo er ſeinen Bruder beerbte, und hierauf ſeinen Abſchied nahm, den er als Generalcommiſſär der Marine auf das ehrenvollſte erhielt. Er hatte dem Pater Lavalette, Superior der Miſſion der Jeſuiten, alle ſeine Beſitzungen auf Martinique abgetreten, und dafür Wechſelbriefe auf den Orden erhalten, welche dieſer, bei dem ſchlechten Zuſtande der Angelegenheiten Lavalette's, zu bezahlen ſich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler. Mit Schmerz ſah er ſich genöthigt, gegen ſeinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten, und dieſer Prozeß iſt gewiſſermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche ſpäter gegen die Jeſuiten ausbrachen. Cazotte's Heiterkeit, ſeine lebhafte und anziehende Unterhaltung, ſeine Offenheit, und das Talent, ſich jedesmal denen anzupaſſen, mit welchen er zuſammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Geſellſchaft und unter den ſchönen Geiſtern, und in dieſen Zeitpunkt fällt ſein **Diable amoureux** und der **Lord impromptu**, welche Werke mit Beifall geleſen wurden. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und beſonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines de Pasqualis bewog Cazotte, ſich in den von jenem geſtifteten Orden auf-

nehmen zu laſſen. Ohne hier von dem zu ſprechen, was in dieſer neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht ſobald aufgenommen war, als er ſich zu ſeinem Unglück in die Träume der Kabaliſtik verirrte. Mit Hülfe eines arabiſchen Mönchs, Namens Dom Chavis, beſchäftigte er ſich mit der Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortſetzung von Tauſend und eine Nacht bildet, und den 37ſten bis 40ſten Band des Cabinet des Fées einnimt. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb franzöſiſchen, halb italieniſchen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieſer, damals in einem Alter von ſiebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wenn er aus den Geſellſchaften, die er zu beſuchen pflegte, zurückkam, und ſchrieb, indem er ſich ſeiner Phantaſie überließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; ſo daß er in zwei Wintern ſein Unternehmen beendigte. Ein merkwürdiges Beiſpiel ſeiner faſt unbegreiflichen Leichtigkeit im Arbeiten iſt die komiſche Oper: Les Sabots (die Holzſchuhe, Muſik von Rameau) die er in einer einzigen Nacht vollendete. Als die Revolution ausbrach, verſäumte Cazotte nichts, ihr entgegen zu wirken. Die Urheber des 10. Aug. 1792 fanden ſeine in dieſem Sinne mit ſeinem Freunde Ponteau, damaligen Secretär der Civilliſte, gepflogene Correſpondenz, und Cazotte nebſt ſeiner Tochter Eliſabeth wurden in die Gefängniſſe der Abtei gebracht. Als er hier an jenen fürchterlichen Septembertagen den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig ſeine Tochter ſich über ihn, und beſchirmte den Greis mit ihrem Körper. Diesmal entſank der Stahl den Händen des Verbrechens; Vater und Tochter wurden frei geſprochen. Aber ſchon am 25. deſſ. Mon. ward er auf's neue verhaftet und zum Tode verurtheilt. Als er das Blutgerüſt beſtiegen hatte, rief er mit feſter Stimme der Menge zu: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu!"

Cazwini auch Kazwini (Zacharia Ben Mohammed), ein arab. Naturforſcher, ſtammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Urſprung von Anas Ben Malek, einem Gefährten Mohammeds, ableitete und ſich in Kazwin, einer Stadt in Perſien, niedergelaſſen hatte. Von ihr hat dieſer Schriftſteller den Beinamen, unter welchem er berühmt worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er Kadhi von Wazith und Hillah war, und im Jahre der Flucht 682 (1283) ſtarb. Sein wichtigſtes Werk iſt eine Naturgeſchichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geſchaffenen Dinge, aus welchem Ideler das Kapitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, und wovon ſich Bruchſtücke in Bochart's Hierozoicon, Ouſeley's Oriental Collections, Wahl's, Jahn's und de Sacy's arabiſchen Chreſtomathien befinden. Kazwini's Abſicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu ſchildern. Sein Werk enthält, in gedrängter Kürze Alles, was bis auf ihn geſchrieben worden war; aber in ſo großen Zügen und ſo eigenthümlich dargeſtellt, daß es mehr werth iſt, als die meiſten Originalwerke, die von denſelben Gegenſtänden handeln. Es gibt von demſelben eine abgekürzte perſiſche Ueberſetzung.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatsſecretär unter Eduard VI. und Eliſabeth, dann Großſchatzmeiſter von England, war 1520 geboren, und ſtudirte zu London, als ſeine Geſchicklichkeit in einem religiöſen Streit ihm Heinrichs VIII. ganzen Beifall gewann, und ihm eine frühe und glänzende Laufbahn eröffnete. Zu Anfang

der Regierung Eduards VI. trat Cecil in den Dienſt des Staats. Als 1547 der Herzog von Sommerſet Protector des Reichs geworden, ernannte dieſer ihn zum Requetenmeiſter und nahm ihn mit ſich auf ſeinem Zuge nach Schottland. Bei ſeiner Rückkehr ward er 1548 zum Staatsſecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector geſtürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängniſſe nicht. Er erhielt jedoch nach drei Monaten ſeine Freiheit wieder, worauf der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen ſeiner Talente wieder in ſein Amt einſetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Anſehns. Mitten unter den ſich anfeindenden Hofparteien beſchäftigte er ſich nur mit den Pflichten ſeines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterſchrift vorlegte, weigerte er ſich mehr zu thun, als ſie zu contraſigniren. Eben ſo wenig konnte, nach dem Tode dieſes Fürſten, der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsſchreiben, worin ihr Recht bewieſen und Maria für einen Baſtard erklärt wurde, aufzuſetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangene im Tower. Cecil benutzte die Abweſenheit des Herzogs, ſie zu befreien, und verſammelte ſie in dem Hauſe des Herzogs von Pembroke Die meiſten erklärten ſich für Maria, einige begaben ſich noch denſelben Abend zu ihr: Cecil fand ſich am folgenden Tage ein, und ward, ob man gleich ſie gegen ihn einzunehmen geſucht hatte, gütig aufgenommen. Dennoch legte er ſeine Aemter nieder, lebte aber mit den Miniſtern in guten Verhältniſſen, und ließ ſich von der Grafſchaft Lincoln, in der er geboren war, zweimal zum Parlamentsmitgliede wählen. Er entwickelte als ſolches eine Feſtigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer ſeltenen Thätigkeit und Einſicht, wodurch er den bedeutendſten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzeſſin Eliſabeth unterhielt er einen geheimen Briefwechſel, und gab die Nachrichten, die in den kritiſchen Lagen, worin ſie ſich befand, höchſt wichtig ſein mußten. Als 1558 dieſe Fürſtin den Thron beſtieg, ernannte ſie ihn zum Mitglied des Geheimenraths und zum Staatsſecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. An der engliſchen Kirchenverbeſſerung nahm er ſehr thätigen Antheil. Mit raſtloſer Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendſten Einfluß. Er veranlaßte die Verordnung in Anſehung der Münzen, deren Gehalt ſeit Heinrich VIII. herabgeſetzt worden war, bewog die Königin, die Anhänger der Reformation in Schottland zu begünſtigen, und ſchloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburgh ab, wodurch von dieſer Seite die Ruhe Englands geſichert wurde. Die Gunſt und das Anſehen, worin er bei der Königen ſtand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde, aber ſie vermochten nicht ihn zu ſtürzen; der gefährlichſte derſelben war der Graf Leiceſter, Eliſabeths Günſtling. Cecil's weiſe Maßregeln unterdrückten ſchnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden Englands. Er hielt die Sicherheit Eliſabeths für gefährdet, ſo lange Maria Stuart den Thron von Schottland beſitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben ſoll, dieſe Fürſtin bewogen, unvorſichtiger Weiſe in England Zuflucht zu ſuchen, rieth er Eliſabeth, ſie gefangen zu halten, und nach der Verſchwörung Babington's betrieb er vorzüglich ih-

ren Prozeß. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Eliſabeth auf einige Zeit ſcheinbar ihre Gunſt. Er gewann indeß ſeinen ganzen Einfluß wieder, als 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan, und unterzeichnete noch auf ſeinem Sterbebette den für England ſehr vortheilhaften Friedensvertrag mit Spanien, worauf er 1598 verſchied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer ſeltenen Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbeſcholten. Seinen Wirkungskreis überſah er mit vieler Klarheit, und befolgte das dem Charakter Eliſabeths angemeſſene Syſtem, ſeinem Vaterlande durch Unterhandlungen und ſelbſt durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil ſeiner Staatsſchriften iſt gedruckt worden.

Cekrops, der Stifter des attiſchen Staats in Griechenland, welcher mit einer Kolonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in dieſen Gegenden um das J. 1500 v. Chr. anlangte; die wilden und rohen Bewohner die erſten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte; ſie mit den Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens bekannt machte; den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte; und noch elf andere Ortſchaften baute, deren Einwohner er ebenfalls im Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er ſein neues Vaterland mit der Schifffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er ſtarb nach einer 50jährigen Regierung. Sein Grabmal wurde im Minerventempel errichtet; ihm aber weihte man, um ſein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Waſſermannes. (S. **Attika**.)

Cefalonien, die größte unter den Inſeln auf dem ioniſchen Meere, an der Weſtſeite der Halbinſel Morea und am Eingange des Golfo di Patraſſo, enthält 18 Q. M. und 70,000 Einwohner in 3 Städten, und 130 Dörfern. Sie iſt größtentheils gebirgig, aber ſehr fruchtbar, mit einem äußerſt milden Klima; die Roſen und Nelken blühen auch im ſogenannten Winter, doch iſt die Inſel häufigen Erdbeben ausgeſetzt. Die vorzüglichſten Erzeugniſſe ſind Getreide, Wein, deſſen ſie an 80,000, und Oel, deſſen ſie an 20,000 Fäſſer ausführen ſoll; Korinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anſchlägt; Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Bei der eigenthümlichen Landwirthſchaft der dortigen großen Grundeigenthümer muß ſie faſt alles Getreide und Fleiſch aus Morea beziehen. Die Hauptſtadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argoſtoli, und hat einen guten Hafen. Die Inſel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzoſen ſie beſetzten. Seit 1815 gehört ſie zum Staate der vereinigten ioniſchen Inſeln. (S. **Joniſche Inſeln**.)

Celebes, eine der ſundiſchen, zu Aſien gehörenden Inſeln, im Oſten von Borneo, 5° 30′ S. bis 1° 30′ N. B., 135° 56′ bis 141° 20′ öſtl. L.; 4275 Q. M. groß, drei Mill. Einwohner von verſchiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Bugineſen und die Macaſſaren die bekannteſten ſind. Durch die Inſel, deren Inneres wenig bekannt iſt, und deren Oſtküſte Celebes, die Weſtküſte Macaſſar heißt, geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bonthain, der auf ſeinen beiden Seiten entgegengeſetzte Jahreszeiten verur-

ſacht. Die meiſten Flüſſe ſind Küſtenflüſſe, aber oft reißend. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an ſich ſehr heiße Luft etwas ab. Der Boden iſt, vorzüglich an den niedern Küſten, ſehr fruchtbar; immer grünende Berge und Thäler wechſeln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Kokosbäume, Eben-, Sapani- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Waſſermelonen, Bananas, Arekanüſſe, Betel, Reis, Pfeffer, Kampher, Opium, wilde und zahme Thiere, die ſchönſten Papageien, Bienen, eßbare Vogelneſter, Perlen, Schlangen, Krokodille (die göttlich verehrt werden) ꝛc. Den Holländern iſt der Beſitz wichtig, nicht ſowohl des Handels wegen (denn die Beſatzungen erfodern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), ſondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüſſel zu den Molukken iſt, und dieſe größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfniſſen verſorgt. Der Sitz des Gouverneur iſt im Fort Rotterdam, in deſſen Nähe der große, von Holländern, Chineſen und Macaſſaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Vlaardingen liegt, an der Stelle wo ſonſt Macaſſar ſtand, die ehemalige Reſidenz dieſes ſüdweſtlichen Strichs. Die von den Holländern beſeſſenen nordöſtlichen Beſitzungen bilden kein eigenes Gouvernement, ſondern ſtehen unter der Regierung der Inſel Ternate.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürſt v.), geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. von Spanien erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und unter Spaniens Banner den größten Theil des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, bis er 1707 in die Gefangenſchaft der Kaiſerlichen fiel, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach ſeiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, ward zum Kabinetsminiſter und 1715 zum außerordentlichen Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Abſichten Alberoni's und die Seele einer Verſchwörung gegen den franzöſiſchen Regenten, Philipp von Orleans, um dieſen bei einem Feſte zu verhaften die Reichsſtände zu berufen und Philipp V. zum Regenten zu erklären, der als Herr Spaniens und Frankreichs übermächtig geweſen wäre. Cellamare erwartete noch die Befehle von ſeinem Hofe, als der Plan entdeckt und aus ſeinen aufgefangenen Briefen die ſämmtlichen Theilnehmer an der Verſchwörung erkannt wurden. Er ward verhaftet und unter Bedeckung nach der ſpaniſchen Grenze abgeführt. Der madrider Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Caſtilien, und als ſolcher ſtarb er 1733 zu Sevilla.

Cellarius (Chriſtoph), einer der gelehrteſten und fleißigſten Philologen des 17. Jahrh., war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Schon ſeine Vorfahren hatten ihren urſprünglichen Namen Kellner, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehrern deutſchen Univerſitäten ſtudirt hatte, übernahm er, 30 Jahr alt, ein Lehramt zu Weißenfels. 1673 ward er zu Weimar, und ſpäter zu Zeitz und Merſeburg Rector der dortigen Schulen, und endlich Profeſſor der Beredtſamkeit und Geſchichte zu Halle, wo er 1707 ſtarb. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und ſehr genauen Regiſtern herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyriſten u. ſ. w. Seine eigenen Werke beziehen ſich auf die alte Geſchichte und Geographie, auf die römiſchen Alterthümer, auf die lateiniſche, hebräiſche, ſamaritaniſche Sprache ꝛc.

Cellini (Benvenuto), ein berühmter Bildhauer und Goldſchmid, geboren zu Florenz 1500, woſelbſt er 1570 ſtarb. Beſonders zeichnete er ſich in letzterer Kunſt aus, und gegenwärtig werden ſeine Arbeiten, die überhaupt ſelten geworden ſind, zu ungeheuren Preiſen bezahlt. Von kühnem, biedern und geradſinnigen, dabei aber ſtreitſüchtigen und keine Abhängigkeit, keine Beeinträchtigung duldenden, Charakter, verwickelte er ſich oft in blutige Händel, die er mehr als einmal ſeine Gegner mit dem Leben bezahlen ließ, gerieth aber ſelbſt oft in große Gefahren, ward gefangen geſetzt, und rettete ſich nur durch Kühnheit und die mächtigen Beſchützer, welche ſeine Geſchicklichkeit ihm erworben hatte. Als der Connetable von Bourbon vor Rom rückte, verband ſich Cellini mit einigen Freunden zum Widerſtand, und in ſeiner Selbſtbiographie rühmt er ſich, dieſen Feldherrn durch einen Büchſenſchuß getödtet zu haben. Nach der Einnahme der Stadt zog er ſich in die Engelsburg zurück, und bediente hier fünf Stück Geſchütz. Nach ſeiner Angabe war er es hier ebenfalls, der mit einem dieſer Geſchütze den Prinzen von Oranien tödtete. Unter Paul III. klagten ſeine Feinde ihn fälſchlich an, einen Theil der Juwelen der päpſtlichen Krone, die er zur Zeit der Gefahr hatte zerbrechen und einſchmelzen müſſen, entwendet zu haben; und obgleich er ſich rechtfertigte, ward er aus dem Gefängniſſe doch nur auf Verwendung Franz I. befreit, der ihn auf einer frühern Reiſe nach Frankreich kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und ihn jetzt zu ſich einlud. Cellini begab ſich nach Fontainebleau, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Er unternahm in Auftrag des Königs verſchiedene Arbeiten; da er aber verſäumt hatte, der alles vermögenden Herzogin d'Etampes den Hof zu machen, ward ihm von dieſer ſo lange entgegengewirkt, bis er ſich entſchloß, in ſein Vaterland zurückzukehren. Hier führte er, von Cosmus begünſtigt, mehrere Werke in Metall und Marmor aus, unter andern den Perſeus mit dem Meduſenhaupte (in Erz), welcher noch den Marktplatz von Florenz ziert, und einen Chriſtus in der Kapelle des Palaſtes Pitti. Auch lieferte er verſchiedene treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen. Aber auch durch ſeine Schriften hat er bewieſen, daß er ein denkender, mit mannichfaltigen Kenntniſſen ausgerüſteter Künſtler war. Bereits 58 Jahre alt, entſchloß er ſich, ſein an Abenteuern und wunderbaren Schickſalen reiches Leben zu beſchreiben. Dieſes anziehende, von ihm lateiniſch abgefaßte Werk, in welchem er mit Unbefangenheit ſeine Tugenden und Fehler enthüllt (obwohl er hin und wieder als Künſtler mit zu großem Selbſtgefühl ſpricht) und die Perſonen, mit denen er in Verhältniſſe kam, mit treffenden Zügen ſchildert, und von der eine neue vollſtändigere Ausgabe 1818 in Florenz angekündigt ward, iſt durch Göthe's meiſterhafte Ueberſetzung auch unter uns bekannt geworden. Unter ſeinen übrigen Schriften ſind die wichtigſten: Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreficeria, l'altro in materia dell' arte della scoltura (beſte Ausgabe 1731). Die Schreibart iſt frei, gediegen und eigenthümlich, daher ihn die Cruſca als einen Klaſſiker oft in ihrem Wörterbuche anführt.

Celſus (Aurelius Cornelius), lebte wahrſcheinlich unter Auguſtus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römiſchen Hippokrates genannt, weil er faſt alle Werke des berühmten Griechen in's Lateiniſche überſetzt hat. Außerdem ſchrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunſt und den Ackerbau, doch iſt er als Arzt am bekannteſten. Seine Schreibart iſt zierlich, gedrängt und dennoch ſehr

klar. Aus ſeinem Werke über die Arzneikunde haben andere gute Schriftſteller ſowohl für die Medicin als für die Chirurgie, wie aus einer unverſieglichen Quelle geſchöpft. Er hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehren zu unterſtützen, hat aber zu dieſem Zwecke auch ſehr willkürliche Auslegungen erfahren. Hippokrates und Asklepiades ſind die beiden Schriftſteller, denen Celſus am meiſten gefolgt iſt. Von erſterm hat er den ganzen chirurgiſchen Theil, von letzterm das Uebrige entlehnt. Ausgabe ſeiner acht Bücher de medicina von Krauſe, Leipz. 1766 und von der zweibrücker Geſellſchaft, Strasburg 1816.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerſtämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Bezirke ſich von der äußerſten Spitze der Bretagne bis an den Rhein und die Alpen erſtreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abſtammung iſt ungewiß; ſie kamen zuerſt aus Aſien; ihre älteſte Einwanderung, die man kennt, geſchah unter Belloveſus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große anſehnliche Haufen breiteten ſich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege ſchwächten ſie ſich, der Handel mit den Römern und Maſſiliern machte ſie geſitteter, da ſie am Ende keine Unterſtützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, ſo wurden die italieniſchen Celten von den Römern unterjocht, die Bojern verbanden ſich mit den Helvetiern, die illyriſchen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war die Verfaſſung ariſtokratiſch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalverſammlungen; der Gemeine war nicht viel beſſer als ein Sklave. Von Körper waren ſie groß und ſtark, beim Angriffe ungeſtüm; aber ſie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meiſtens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Prieſter, die Druiden, ſtanden im größten Anſehen bei ihnen.

Cement, ſ. Cäment.

Cenci, eine im Anfang des 17. Jahrh. erloſchene anſehnliche Familie in Rom. Von ihrem tragiſchen Ende erzählt die freilich nicht ganz verbürgte Sage Folgendes. Befleckt durch die gröbſten Laſter, hatte das damalige Haupt der Familie Cenci auch blutſchänderiſche Anſchläge auf die Unſchuld ſeiner ſchönen Tochter gemacht. Auf's Höchſte gereizt, beſchloſſen Mutter und Tochter den Tod des unnatürlichen Vaters. Einer der gedungenen Mörder ward bei Entdeckung der That ergriffen, und nannte auf der Folter Mutter und Tochter als Urheberinnen des Mords. Dieſe leugneten, und alle Qualen der Folter vermochten nicht, der Tochter das Geſtändniß abzupreſſen. Nun ward der eingeſtändige Mörder zu ihr gebracht. Ihr Blick, voll Verachtung des Feigen, ihre Vorwürfe, und die Nachricht, daß ihr zarter Körper, geſtärkt durch das Bewußtſein ihrer Unſchuld, die Martern der Folter überſtanden habe, erſchütterten den Banditen. Er nahm ſein Geſtändniß zurück, und Nichts war vermögend, ihn zur Wiederholung ſeiner frühern Ausſage zu bewegen. Jetzt ward auch die Mutter auf die Folter geſpannt. Sie geſtand, und — ein Blick, ein Wort von dieſer in ihr unglückliches Schickſal mit verwickelten geliebten Mutter, zernichtete die Standhaftigkeit der Tochter, deren Heldenſeele, bei aller Abſcheulichkeit des auf ihr ruhenden, aber doch nicht genugſam erwieſenen Verdachts, ſie den berühmteſten Herçinnen der alten Römerzeit gleich ſtellt. Mutter und Tochter wurden, nach erfolgtem Geſtändniß, nebſt dem Bruder, dem letzten Sprößlinge des Hauſes enthauptet, ihre Güter eingezogen, und von dem damaligen Papſte

(Paul V., Borgheſe) ſeinen Neffen geſchenkt. Der Boden, auf welchem die jetzige Villa Borgheſe ſteht, gehörte früher zu einem der Landſitze der Cenci. Im Palaſte Colonna zu Rom wird dem Reiſenden ein trefliches Gemälde, angeblich von Guido Reni, als das Porträt der unglücklichen Vatermörderin gezeigt, und dieſes hinreißend ſchöne, den fühlenden Beſchauer tief erſchütternde Mädchenbild, iſt die Veranlaſſung der in ganz Europa verbreiteten Kenntniß der obigen Schauergeſchichte.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafſchaft Maurienne in Savoyen, deſſen Höhe 5879 Fuß über die Meeresfläche angegeben wird, und berühmt geworden durch den Weg, welcher über denſelben aus Savoyen nach Piemont führt, deſſen Grenze er macht. Oben auf dem Berg iſt eine Ebene, Maſſino genannt, und ein ſtehender See, mit einem Hauſe, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneegebirge umſchließen dieſe Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des franzöſ. Kaiſers von Lanslebourg nach Suſa eine Straße über dieſen Berg mit außerordentlichen Koſten regelmäßig gebaut; ſie iſt 4½ Meile lang, 8 Fuß breit und zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmal, einem Verſtorbenen zu Ehren errichtet, deſſen Leichnam an einem andern Orte ruht; ſ. Denkmahl.

Cenſor. Die Cenſoren waren zu Rom angeſehene Magiſtratsperſonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten, und ſeit dem Jahre der Stadt 312 die Schatzung der Bürger beſorgten. Zugleich hatten ſie die Aufſicht über die Sitten. Sie wurden alle 5 Jahre gewählt. — Bei uns heißen Cenſoren die von Seiten des Staats mit der Büchercenſur (ſ. d. A.) beauftragten Perſonen.

Cenſur, ſ. Büchercenſur.

Cenſus war bei den Römern eine der wichtigſten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieſes Reichs ward. Der König Servius Tullius führte ihn im J. 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römiſchen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszuſtande, von der Anzahl ihrer Kinder, Sklaven ꝛc., bei Verluſt ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit, eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er nach dieſer Angabe alle Bürger in ſechs Klaſſen, und dieſe wieder in Centurien. (S. d. Art.). Die erſte Klaſſe beſtand aus ſolchen, deren ſämmtliches Vermögen ſich wenigſtens auf 100,000 Aſſe oder Pfund Erz belief; die zweite beſtand aus Perſonen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Aſſen; alle übrigen gehörten zur ſechsten Klaſſe. (Der Werth eines Aſſes war in den älteſten Zeiten etwa 6 Pfennige und ſpäterhin 12 Gr. nach unſerm Gelde.) Jede Klaſſe hat ihre beſondern Waffen, ihren beſondern Platz im Heere ꝛc. Dieſe Eintheilung hatte für Rom einen ſehr wichtigen Vortheil. Statt daß früher die ärmſten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienſte zu leiſten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigſten Zweigen in den Händen des unwiſſenden und leidenſchaftlichen Pöbels ſich befand, fielen jetzt die ſchwerſten Laſten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchſte Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der erſten Klaſſe, welche allein ſo viel Centurien als die übrigen zuſam-

men enthielt, und ſonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einſicht und Kenntniſſe zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Klaſſe, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden faſt für keine Klaſſe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftſteller öfter nur fünf Klaſſen erwähnen. In der Folge litt die urſprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptſache aber blieb. Dieſer Cenſus nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und zuletzt ſeit 312 von den Cenſoren gehalten. Späterhin wurde jedoch derſelbe nicht allemal zu den feſtgeſetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Cenſus wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, urſprünglich ein altes rohes Volk in Theſſalien auf dem Berge Pelion. Der Fabel zufolge waren ſie die Kinder eines Sohns des Apollo, Centaurus und der ſchönen Stuten von Magneſia, oder auch des Irion und der Wolke (ſ. Irion), daß ſie halb Roſſe und halb Menſchen, und man erklärt die Sage dadurch, daß die Centauren zuerſt die Kunſt verſtanden, das Roß zu beſteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlaſſung geſchehen ſein ſoll. Zur Zeit des theſſaliſchen Königs Irion ward auf dem Pelion eine Herde Stiere wüthend, welche ſich in den Gegenden umher zerſtreuten und große Verwüſtungen anrichteten. Irion bot eine große Belohnung dem, der ſie tödten würde; durch welches Verſprechen gereizt, die Centauren die Kunſt des Reitens erfanden, und ſo die wüthenden Stiere erlegten. In der mythiſchen Geſchichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theſeus und Pirithous vor. Letzterer bezwang ſie an der Spitze der Lapithen, einer andern theſſaliſchen Völkerſchaft, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb ſie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten ſich im Alterthume berühmt, z. B. Neſſus, Chiron u. A., welcher letztere auch zuweilen kurzweg unter dem Namen Centaur vorkommt.

Centgerichte, benannt von dem altdeutſchen Worte Cent, welches eine Unterabtheilung des Gaues bedeutet, waren bei den alten Deutſchen ſchon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau der Gaugraf, ſo ſtand dem Cent ein Centgraf, oberſter Richter, vor, der auch die Soldaten, welche die Centen zu ſtellen hatten, und welche Centener hießen, anführte.

Centiare, der hundertſte Theil der Are (ſ. d. A.); ſo auch, nach der neuern franzöſ. Eintheilung der Maße und Gewichte, Centigramme, Centilitre, Centime, Centimetre, der hundertſte Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre; ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem. — Centifolie, ſ. Roſe.

Centimanen, Hunderthändige, heißen die drei rieſenhaften Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde), Cottus, Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt, flößten ſie ſelbſt ihrem Vater Furcht ein, ſo daß derſelbe gleich nach der Geburt ſie gefeſſelt in dem Innern der Erde verſchloß. Hier lebten ſie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelſpruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, ſie löſete und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem ſie ſich mit Nektar u. Ambroſia erquickt, traten ſie mit in den Kampf, der ſchon zehn Jahre unentſchieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsſtücken, deren ſie mit jedem Wurfe dreihundert auf die Titanen ſchleuderten,

welche endlich unterlagen und gefeſſelt in den Tartarus geworfen wurden, wo die Centimanen ſie bewachten.

Centlivre (Suſanne). Dieſe durch ihr dramatiſches Talent und ihr romantiſches Leben berühmte Engländerin war um das J. 1667 in der Grafſchaft Lincoln geboren. Ihr Vater beſaß hier ein bedeutendes Landgut, und war während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe ſeines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehen, ohne für ſeine Tochter ſorgen zu können. Dieſe war erſt drei Jahre alt, als ihr Vater ſtarb; ſie zählte noch nicht zwölf Jahre, als ſie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte ſie eine beſondere Neigung für die Poeſie. Schon in ihrem ſiebenten Jahre dichtete ſie ein Lied, das ſich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche ſie von den Perſonen erlitt, denen ihre Erziehung anvertraut war, auf's Aeußerſte gebracht, entfloh ſie, um nach London zu gehen. Unterweges begegnete ihr ein junger Menſch Namens Hammond, der damals in Cambridge ſtudirte. Angezogen von Suſannens Jugend und Schönheit, bot er ihr ſeinen Beiſtand an, und ſchlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Nach mancherlei Schickſalen gerieth ſie in große Noth und dadurch auf den Gedanken, von ihrem Dichtertalente Vortheil zu ziehen, auch trat ſie auf die Bühne. Dann heirathete ſie M. Centlivre. Ihre Luſtſpiele, von denen The Busy-body und A bold stroke for a wife ungemeinen Beifall fanden, und ſich, wie The Wonder! a Woman keeps a secret! bis jetzt auf dem Theater erhalten haben, zeichnen ſich weder durch Zierlichkeit der Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere aus, aber ſie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue neben Mangel an Sittlichkeit. Sie war von Natur geiſtreich, ſanft, gewandt und unterrichteter, als man von einer Frau erwarten ſollte, die in einer ſo großen Zerſtreuung gelebt hatte. Mit den berühmteſten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, ſtand ſie in freundſchaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Ueberſetzung des Homer hatte ſie ſich Pope's Feindſchaft zugezogen, der ſie in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakteriſirt.

Centner gemeiniglich von 100 oder 112 Pfd. Gewicht. Bei den ſo verſchiedenen Gewichten in Deutſchland iſt der Centner eben ſo ungleich als die Pfunde. Der franzöſ. metriſche Centner hat 100,000 Grammen Gewicht gleich 100 Kilogrammen.

Centralbewegung. Ein in Bewegung geſetzter Körper, der von irgend einer Kraft während ſeiner Bewegung beſtändig nach einem außer der Richtung gelegenen feſten Punkte getrieben wird, muß einen krummlinigen Weg um dieſen Punkt beſchreiben. Ein an einem Faden herumgeſchlungener Stein bewegt ſich darum im Kreiſe, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen ſeines Weges gegen den Mittelpunkt gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreiſe um die Erde, weil er durch die Schwerkraft gegen dieſelbe in allen Punkten ſeiner Bahn von der geraden Richtung, die ſeine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunkt dieſer ſeiner beinahe kreisförmigen Bahn (die Erde) gezogen wird. In dieſen und ähnlichen Fällen nennt man den Punkt, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, den Mittelpunkt der Kräfte; die Kraft ſelbſt, welche ihn treibt, die Centripetalkraft; diejenige, mit welcher ſich der Körper vom Mittelpunkte zu entfernen ſucht, die Cen-

trifugal- oder Schwungkraft und die Bewegung ſelbſt die Centralbewegung, — Alle Planeten unſeres Sonnenſyſtems, imgleichen alle Monden und Nebenplaneten deſſelben, bewegen ſich, jene um die Sonne, dieſe um ihre Hauptplaneten, nach den Geſetzen der Centralbewegung. (Vergl. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Mehrere Phyſiker haben in dem Mittelpunkte der Erde ein nie verlöſchendes Feuer angenommen, und daſſelbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erſcheinungen aus demſelben erklären. Später, als man einſehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeſchloſſenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verſtand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieſer Centralwärme ſchreibt Mairan einen großen Theil der Wärme auf unſerer Erdoberfläche zu. Allerdings ſcheint ſich bis in gewiſſe Tiefen ein Grad von beſtimmter, faſt gänzlich unverändert bleibender, Wärme im Innern der Erde zu befinden, der wahrſcheinlich von der eindringenden Sonnenwärme herrührt. Wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Klimaten das Innere der Erde wärmer iſt, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieſer Tiefe gefroren.

Centralkräfte ſind diejenigen Kräfte, aus deren Zuſammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Phyſiker, welche das Daſein der letztern Kraft leugnen, und ſie für eine bloße mathematiſche Idee erklären. Sie ſagen: Jeder einmal bewegte Körper ſetzt vermöge ſeiner Trägheit ſeine Bewegung in derſelben Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun ſind die Himmelskörper von dem Weltſchöpfer im Anfange mit einer allmächtigen Kraft angeſtoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn ſie nicht in allen Punkten ihrer Bewegung nach einem außerhalb der Richtung derſelben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entſteht. Von der erſten bewegenden Kraft iſt nun die Rede nicht mehr. Derjenigen Urſache aber, welche die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Punkte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung ſetzen; da ſie ihn ſchon in Bewegung findet, ſo ändert ſie wenigſtens die Richtung deſſelben in allen Punkten. Nicht derſelbe Fall iſt es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was bloß eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden ſchon vorhandenen Bewegung deſſelben iſt. Dieſe Anſicht ſcheint auch die richtige, wenigſtens verlieren ſich die Einwendungen dagegen in dem nämlichen Maße, als man bei tieferem Nachdenken vertrauter mit dem ſchwierigen Gegenſtande wird.

Centralverwaltung, die, der Alliirten in den J. 1813 und 1814, unter der Leitung des Freiherrn von Stein, verdient als eine Einrichtung, die in jener Zeit große Erwartungen erregte, ohne ſpäter das zu leiſten, was von ihr war gehofft worden, einer hiſtoriſche Erinnerung in unſerm Werke. Dieſe Centralverwaltung wurde nach der Schlacht von Leipzig durch ein Publicandum vom 26. Oct. eingeſetzt, Freiherr v. Stein als Chef, und der Zweck derſelben dahin erklärt, die Hülfsquellen der von den ſiegreichen Armeen eroberten Länder zu benutzen, um Deutſchland von ſeinem bisherigen Joche zu be-

freien. Dieſer Idee gemäß hätten alle die Länder des ſeitherigen Rheinbundes, welche nach der leipziger Schlacht beſetzt wurden, und die nicht ſchon im Augenblick derſelben den Verbündeten beigezählt waren, der Centralverwaltung ſollen untergeordnet, und von ihr in ihnen General-Gouvernöre angeſtellt werden, die von ihr wären ernannt worden, und die nur nach ihren Weiſungen hätten handeln dürfen. Dieſe großartig gedachte Idee ſcheiterte aber an der Ausführung, da jeder der Fürſten, welcher den Verbündeten durch Verträge beitrat, ſich die Unabhängigkeit von der Centralverwaltung ausbedang. Es blieb daher nebſt dem Königreich Sachſen in Deutſchland bald nur noch das Großherzogthum Frankfurt, das Großherzogthum Berg und das Ländchen des Fürſten von Iſenburg der Centralverwaltung untergeordnet. Nach der Einrückung in Frankreich wurde ſie dagegen auch auf die dort in Beſitz genommenen, und noch zu nehmenden Länder ausgedehnt, und zu dieſem Ende am 12. Jan. 1814 ein Regulativ erlaſſen, das dieſe Länder in drei Linien, jede zu vier Gouvernements theilte. Nach dem erſten pariſer Frieden trat für die franzöſ. Provinzen ſchon am 15. Jun. 1814 die Centralverwaltung außer Thätigkeit, und für die übrigen über-rheiniſchen und andern deutſchen Länder gleich nach dem wiener Congreſſe, auf welchem das Schickſal derſelben war entſchieden worden. Eine ſehr anziehende (wenn auch einſeitige und beſonders gegen Baiern höchſt feindſelig geſinnte) Schrift über dieſe Centralverwaltung erſchien 1815 bei Reimer in Berlin, und es wurde als Verf. derſelben Herr Eichhorn genannt. Sie gehört zu den wichtigern Documenten über die Geſchichte dieſer denkwürdigen Zeit.

Centrifugalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Dieſe Art der Eintheilung war bei den Römern ſehr gewöhnlich, und wurde im Allgemeinen von einer gewiſſen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römiſchen Legionen ſich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die ſechs Klaſſen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachte, und deren die erſte Klaſſe 80 enthielt, wozu noch die 18 Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Klaſſen hatten jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die ſechste nur eine Centurie. Nach den Centurien aber ſtimmte das Volk bei den öffentlichen Wahlen. (S. Cenſus.)

Cephalus, ein Sohn der Kreuſa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, König in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Prokris. Als ein ſchöner Jüngling erregte er die Leidenſchaft der Aurora, die ihn, als er einſt am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er ſich kurz zuvor mit Prokris vermählt hatte. Er verſchmähete die Liebe der Göttin, und ſie entließ ihn mit der traurigen Vorausſagung, daß er mit ſeiner Neuvermählten nicht glücklich ſein würde. Dies erregte in ihm den Keim der Eiferſucht; er ſtellte ſeine Gemahlin auf die Probe, in welcher ſie wenigſtens nicht ganz beſtand, und darüber bittere Vorwürfe von ihm erdulden mußte. In der Folge ward Prokris ſelbſt auf ihn eiferſüchtig, belauſchte ihn einſt im Gebüſche auf der Jagd und da ſie ein Geräuſch machte, war ſie von Cephalus, der das Rauſchen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdſpieß getödtet worden. Zu ſpät ſahen beide ihren Irrthum ein; ſie ſtarb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus aus

Griechenland verbannt, oder wie Andere erzählen, durchbohrte er ſich aus Verzweiflung mit demſelben Spieße.

Ceracchi (Joſeph), geb. in Rom, war ſchon durch die Werke ſeines Meißels berühmt, als die Revolution in ſeiner Vaterſtadt ſeinem Geiſte eine neue Richtung gab, die ihn trieb, die Kunſt mit der Politik zu vertauſchen. Er gehörte 1799 zu den feurigſten Anhängern der neuen Republik. Als er, nach der Herſtellung der päpſtlichen Herrſchaft, Rom verlaſſen mußte, ging er nach Paris, wo der erſte Conſul Buonaparte ſeine Büſte bei ihm beſtellte. Ceracchi aber ließ ſich mit den jungen franzöſiſchen Künſtlern, die er in Rom gekannt hatte, und deren ſtreng republikaniſche Meinungen mit ſeinen Anſichten übereinſtimmten, in eine Verſchwörung gegen Buonaparte ein, in welchem er nur den Unterdrücker ſeines Landes ſah. Er wurde im Oct. 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün, in der Oper verhaftet. Als er vor dem Gerichte ſtand, ſchien die Nothwendigkeit, ſich vertheidigen zu müſſen, ihn zu empören, und er antwortete nur einſilbig. Er würde mit ſeinen Mitſchuldigen zum Tode verurtheilt, und ging im Februar 1801 mit großer Standhaftigkeit zum Blutgerüſte. Die Kunſt verlor in dem Zöglinge Canova's, der beinahe ſchon der Nebenbuhler ſeines Lehrers war, ſehr viel.

Cerberus, ein dreiköpfiger, ſchlangenhaariger Hund, den Typhon, jener ſchrecklichſte der himmelſtürmenden Rieſen, mit der Echidna gezeugt hatte. Vor ſeinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er ſich von ſeinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgeriſſen, konnten ihn ſelbſt die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und ſchmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurück wollte, den ergriff und verſchlang er.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugniſſe des Feldbaus; ferner auch die der Ceres geweihten Feſte.

Cerebralſyſtem, derjenige Theil des geſammten Nervenſyſtems im thieriſchen Körper, welcher das Gehirn und die von demſelben ausgehenden oder in daſſelbe ſich verſenkenden Nerven begreift. Es gehören alſo vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vgl. d. A. **Nervenſyſtem**.) Man rechnete zwar ſonſt auch das Rückenmark und die von demſelben abgehenden Nerven dazu, weil die willkürliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein zweckmäßiger trennt man beide von einander, und nennt die der Bewegung zuſtändige Nervenpartie Vertebralſyſtem. (S. die Art. **Nervenſyſtem** und **Vertebralſyſtem**.)

Ceremoniel der europäiſchen Mächte. Ceremoniel iſt überhaupt der Inbegriff gewiſſer zu beobachtender Gebräuche. Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber ſchwächere Schutz und Freundſchaft der mächtigern ſuchen, ſo entſteht dadurch allerdings ein Vorrang des einen vor dem andern. Dies hat denn Veranlaſſung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Stellvertreter beſtimmt worden ſind, wodurch ſich (im Gegenſatz des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf deſſen Beobachtung oftmals weit mehr geſehen wurde, als auf Erfüllung der heiligſten Verträge. Hiezu gehört: 1) Titel des Regenten. Zufall beſtimmte den Kaiſer- und Königstitel als den höchſten, und dieſe gaben, abgeſehen von der Macht des Fürſten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen

galten die römiſchen Kaiſer als Oberherren der Chriſtenheit, und behaupteten den höchſten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von ſich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweiſen, nannten daher mehrere Könige ſchon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiſerliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaiſertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, deſto weniger geſtanden die Könige dem Kaiſertitel für ſich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2) Anerkennung dieſes Titels und Ranges. Ehedem maßten ſich Papſt und Kaiſer das Recht an, dieſe Würden zu vergeben, nachher ward der Grundſatz geltend, daß jedes Volk ſeinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, deſſen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deshalb manchen Titel gar nicht oder ſehr ſpät an. Dies war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaiſertitel, mit den neuen Titeln deutſcher Fürſten u. ſ. w. 3) Ehrenbezeigungen dieſem Range und Titel gemäß. Zu den ſogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verſchiedenen Staaten, die nicht Kaiſerthümer und Königreiche waren, zugeſtanden wurden, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Kurfürſten) gehörte das Recht, Geſandte erſter Klaſſe zu ſchicken u. ſ. w. Dabei gibt es aber einen ſehr ſtreitigen Punkt, den des Vorranges nämlich oder der Präcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder perſönlich, bei Zuſammenkünften der Fürſten ſelbſt, oder ihrer Geſandten, bei feierlichen Verſammlungen u. ſ. w., oder ſchriftlich, bei Abfaſſung und Unterſchrift der Staatsſchriften. An Gründen zur Behauptung des Vorrangs hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigſten Veranlaſſung zu Streitigkeiten darüber gaben, ſo miſchte ſich der Papſt öfters ein; und unter mehreren Rangordnungen der europäiſchen Mächte, die von Päpſten entworfen wurden, iſt die hauptſächlichſte die, welche Julius II. durch ſeinen Ceremonienmeiſter, Paris de Craſſis 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäiſchen Nationen alſo auf einander folgten: 1. römiſcher Kaiſer, 2. römiſcher König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Arragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Kurfürſt von Baiern, 20. von Sachſen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog von Oeſterreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Baiern, 27. Lothringen. Zwar war dieſe Rangordnung ſehr unvollkommen, und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einige Staaten, zu deren Vortheil entſchieden war, wollten ſie als Grundregel angeſehen wiſſen, während andere, aus den entgegengeſetzten Gründen, ſie nicht anerkannten. Um die Vorrangsfoderung zu unterſtützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Chriſtenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Beſitzthümer u. a. m. angeführt. Doch iſt über Staaten des erſten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Beſtimmtes ausgemacht. Auf dem Wiener Congreſſe kam eine Beſtimmung des Rangs der europäiſchen Mächte und der davon abhangenden Folgen zur Sprache,

und die Commiſſion, welche von den acht Mächten, die den pariſer Frieden unterzeichnet hatten, zu jenem Zwecke ernannt wurde, machte auch in ihrem Entwurf eine Abtheilung der Mächte nach drei Klaſſen. Da aber die Meinungen darüber nicht einſtimmig waren, indem zwar die meiſten Bevollmächtigten für drei, Portugal und Spanien aber für zwei Klaſſen ſtimmten, und Lord Caſtlereagh den Grundſatz der Klaſſification, als eine Quelle neuer Streitigkeiten, überhaupt verwarf: ſo ließ man die Frage von einer Rangabtheilung der Mächte auf ſich beruhen, und beſchränkte ſich auf eine Abtheilung der Geſandten gekrönter Häupter, nach drei Rangklaſſen. S. d. Art. Geſandte. Regenten gleicher Würde, wenn ſie ſich beſuchen, räumen einander zu Hauſe den Rang ein, und ſonſt wechſeln ſie oder ihre Geſandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht iſt, bis man ſich etwa auf andere Weiſe vereinigt. Viele Staaten begehren nicht den Vorrang, ſondern nur die Gleichheit. Kann einer aber beides nicht erlangen, ſo gibt es mehrere Auskunftsmittel, um ſo anſtößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito, oder ſendet einen Geſandten andern Ranges, als der, mit dem er um den Vorrang ſtreitet, oder der Regent oder ſein Geſandter erſcheinen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erſcheint, verwahrt man ſich, oder läßt ſich einen Revers ausſtellen. In Verträgen zwiſchen zwei Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theile unterſchrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugeſtanden iſt. Nach der oben erwähnten Beſtimmung über das Rangverhältniß der Geſandten, welche die 17te Beilage zur Schlußacte des wiener Congreſſes bildet, (ſ. Klüber's Acten ꝛc. Bd. VI. S. 204) ſoll in Urkunden, oder Verträgen zwiſchen mehreren Mächten, unter welchen Abwechſelung (das Alternat) ſtatt findet, das Loos unter den Geſandten über die Ordnung entſcheiden, welche bei den Unterzeichnungen zu befolgen ſei. Uebrigens kann man ein perſönliches Ceremoniel, ein Kanzellei-Ceremoniel, See-, Geſandſchafts-, Kriegs-Ceremoniel unterſcheiden. Das Kanzellei-Ceremoniel bezieht ſich auf Ausfertigung der Kanzellei- oder Staatsſchreiben, in Anſehung derer folgende Punkte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden ſie in der Staatsſprache des ſchreibenden Hofes (gewöhnlich deutſch oder franzöſiſch, auch, den Umſtänden nach, wohl lateiniſch) abgefaßt; in der petersburger Kanzlei iſt es gebräuchlich, dem ruſſiſchen Originalſchreiben eine amtliche Ueberſetzung in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache beizufügen. 2. Sind ſie an Gleiche oder Geringere gerichtet, ſo fängt der Schreibende mit ſeiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenſeitigen Verhältniſſes, die Begrüſſungsformel und dann erſt die Anrede folgt. Bei Schreiben von Fürſten mindern Ranges an höhere wird ſogleich mit der gewöhnlichen Anrede angefangen. Kaiſer und Könige nennen ſich gegenſeitig Brüder, während ſie Fürſten von geringerm Range nun Vettern nennen; die deutſchen Fürſten geben ſich unter einander ebenfalls den Titel Vetter. Dieſe Benennungen werden hier im politiſchen Sinne gebraucht, den etwa beſtehenden wirklichen Verwandtſchaftsverhältniſſen unbeſchadet. 3. Im Context, welcher unabgeſetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von ſich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majeſtät, Durchlaucht, Liebden u. ſ. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel wird das Schreiben geendigt. Dann folgt abgeſetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahrszahl, auch wohl

des Regierungsjahres, wo es ausgefertigt worden. Hierauf 5. die Unterſchrift, welche an Höhere oder Gleiche von dem ſchreibenden Fürſten eigenhändig, an Geringere aber in der Kanzlei geſchrieben wird, ſo daß der Fürſt, wenn das Schreiben zuvor von dem Miniſter contraſignirt worden, nur ſeinen Namen hinzuzuſetzen hat. 6. Die Aufſchrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und ſein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geſchieht auf großem, ſchönen Papier, meiſt ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des mittlern Staatsſiegels. Das große Staatsſiegel wird nur bei beſonders wichtigen Gelegenheiten, bei der Ausfertigung von Staatsverträgen, Ehepakten ꝛc. gebraucht, denen es in einer ſilbernen Kapſel an ſeidenen Schnüren angehängt wird. Kaiſer und Könige ſchreiben einander in der Regel, wegen der gewöhnlich Statt findenden Sprachverſchiedenheit, franzöſiſch. Die gewöhnliche Form von Kanzleiſchreiben deutſcher Fürſten an einander iſt folgende: Unſere freundvetterlichen Dienſte, auch was Wir mehr Liebes und Gutes vermögen, zuvor; Durchlauchtigſter Fürſt, freundlich vielgeliebter Herr Vetter! .... Im Context: Ew. Liebden. Schlußformel: Wir verbleiben Ew. Liebden zu allen angenehmen, freundvetterlichen Dienſterweiſungen willig und gefliſſen. Gegeben ..... Unterſchrift: Ew. Liebden dienſtwilliger, treuer Vetter und Diener. Jetzt bedienen ſich die Fürſten in ihrem gegenſeitigen Briefwechſel in der Regel ſtatt der Kanzleiſchreiben der ſogenannten Hand- oder Kabinetſchreiben, welche ſich mehr der gewöhnlichen Briefform nähern. — Schließlich bemerken wir noch, daß bis 1806 die wiener Staats-Kanzlei ſelbſt den älteſten deutſchen Fürſtenhäuſern nur das Prädicat: Durchlauchtig-Hochgeboren zugeſtand, daß der Kaiſer in ſeinen Schreiben die Fürſten duzte (z. B. Deiner Liebden) und daß dieſe ſich Seiner Kaiſerl. Majeſtät allerunterthänigſte, treugehorſamſte Fürſten des Reichs nannten *).

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie iſt überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende und fruchtbringende Erde. Dies deutet auch ihre Verbindung mit Perſephone (Proſerpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche dieſe Gottheit bezeichnet wird, ſind folgende. Sie wurde beſonders als Erfinderin des Ackerbaues (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Geſellſchaft, die den herumſchweifenden Wilden an den Boden feſſelte, ihm dadurch mildere Sitten, Eigenthum, den Schutz der Geſetze (daher ihre Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgeſtellt, und dieſer Idee gemäß in Werken der Kunſt gebildet. Sie war die Tochter des Kronos und der Rhea, unweit der

*) Das Schreiben, durch welches der türkiſche Kaiſer dem Könige von Weſtphalen zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchte, ſtand auf einem 6 Fuß hohen und 3 Fuß breiten Bogen, und war von einer amtlichen franzöſiſchen Ueberſetzung auf gewöhnlichem Papier begleitet. Es war in der Mitte zuſammengeſchlagen, aufgerollt und ſteckte in einem eben ſo langen und verhältnißmäßig breiten Sacke von Silbertuch, welcher ebenfalls aufgerollt und mit einem dicken Strange von gelbweißer gedrehter Seide umwunden war. Dieſe Seide ward durch eine große Maſſe gewöhnlichen rothen Wachſes zuſammengehalten, welchem das kaiſerliche Siegel, eine bloße Inſchrift, (die wahrſcheinlich den Namen des Kaiſers darſtellte) aufgedrückt war. Zum Schutz des Siegels diente eine dünne goldene Kapſel, roh gearbeitet und in Muldenform.

Stadt Enna in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieſes Landes angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder zeugte ſie die Proſerpina, welche dieſer dem Herrſcher der Unterwelt geweiht hatte. Pluto entführte ſie. Ceres durchirrt, ſie ſuchend, die ganze Erde in menſchlicher Geſtalt, zündet am Aetna ihre Fackel an, und beſteigt den mit Drachen beſpannten Wagen. Aber vergeblich iſt ſie bemüht. Auch den gaſtfreien Keleos (Celeus) in Eleuſis beſucht ſie, läßt ſich, als ſie deſſen Haus verläßt, an dieſem Orte Altar und Tempel weihen, und ſchenkt deſſen Sohn Triptolemos den Drachenwagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausſtreuen und den Segen der Götter unter alle Menſchen verbreiten ſolle. Denn das allſehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die ſie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proſerpina noch nichts von Plutos Koſt genoſſen. Schon aber hatte dieſe einige Körner des Granatapfels gegeſſen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur ſo viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als ſie ſo die Tochter gefunden, hob ſie den Fluch auf, den ſie über die Erde ausgeſprochen, und Fruchtbarkeit und Leben kehrten zurück. Jaſion, dem die Einführung des Ackerbaues in Kreta zugeſchrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eiferſüchtig jenen mit dem Blitze. Alles beſondere Andeutungen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaues. Sie hat, ſagt Hirt, in ihrer Abbildung dieſelbe hohe Geſtalt und daſſelbe Matronenanſehen, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge iſt weniger geöffnet und ſanfter blickend, die Stirn niedriger und anſtatt des hohen Diadems umgibt ihr Haar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band. — Ueber den Planeten dieſes Namens, ſ. den Art. Planeten. T.

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker und tauſendjähriges Reich.

Certe Partie iſt ein, zwiſchen dem Befrachter und dem Schiffer abgeſchloſſener ſchriftlicher Vertrag, nach welchem der Schiffer ſich verpflichtet, die eingenommene Ladung mit dem erſten günſtigen Winde auf dem vorgeſchriebenen Wege nach dem beſtimmten Orte an die bezeichnete Perſon oder Behörde ohne Schaden (den durch Havarie erzeugten ausgenommen) abzuliefern, wogegen ihm der dafür bedungene Preis, entweder vom Befrachter oder vom Empfänger zahlbar, zugeſichert wird.

Certioration iſt die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewiſſe Perſonen, wie Frauen, Unmündige u. dergl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei ſind, wenn ſie ſich dieſes Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. in gewiſſen Fällen eine Frau, die ohne Genehmigung ihres Gatten, oder ein Minorenner, der ohne Beiſtimmung ſeines Vormunds gehandelt, ſich der Erfüllung eines, ſelbſt ſchriftlichen Verſprechens geſetzlich entziehen u. ſ. w.

Cerutti (Giuſeppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der letzten Mitglieder des Ordens der Jeſuiten, deſſen Auflöſung er überlebte, und einer ihrer berühmteſten Profeſſoren am Collegium zu Lyon. Seine Apologie des Jeſuiterordens machte großes Aufſehn. Schon früher hatte er zwei Reden drucken laſſen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andere über die Urſachen, warum die neuen Republiken nicht den Gang der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jeſuiten erwarb ihm die beſondere Gunſt des Dau-

phins. Cerutti war zu Paris, als 1789 die Revolution ausbrach. Seine Grundſätze und vielleicht einige Rachſucht wegen der, als Vertheidiger der Jeſuiten erfahrenen Demüthigungen, machten ihn zu einem der eifrigſten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau, und arbeitete viel für dieſen. Ueberdies gab er mehrere Gelegenheitsſchriften heraus, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques. 1791 trat er in den geſetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Euſtache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erſchöpft durch ſeine zu lebhafte Thätigkeit ſtarb er im Febr. 1792. Der Magiſtrat von Paris benannte eine Straße nach ihm.

Cervantes Saavedra (Miguel de), einer der glänzendſten Märtyrer der Poeſie, wurde, der wahrſcheinlichſten Vermuthung zufolge, zu Alcala de Henares 1547 geboren, von wo ſeine Eltern, als er ſieben Jahr alt war, nach Madrid zogen. Den Wünſchen ſeiner unbegüterten Aeltern, ein Brotſtudium zu wählen, entſprach er keineswegs, indem ein unbeſiegbarer Hang ihn zur Poeſie hinzog, welche ſein Lehrer Juan Lopez noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugniſſe ſeiner poetiſchen Kraft. Leider hatte er ſeines Lebens ſchönſte Jahre unbelohnt an dieſe Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, ſein Vaterland zu verlaſſen, um anderwärts ſein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächſt als Kammerdiener in Dienſte des Kardinals Giulio Aquaviva trat, bis er im folgenden Jahre in dem Kriege gegen die Türken und afrikaniſchen Korſaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung ſetzten, als Officier angeſtellt ward. Muth und Heldenſinn, zeichneten ihn in dieſer Lage aus; in der heißen Schlacht bei Lepanto aber verlor er ſeinen linken Arm. Doch hielt ihn dieſe rühmliche Verſtümmelung nicht ab, ſein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in die Dienſte ſeines Königs. 1575 wollte er in ſein Vaterland zurückgehen; die Galere aber, auf der er ſich befand, wurde von dem berüchtigten Korſaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes in Algier als Sklav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieſer Gefangenſchaft, die, weit entfernt, ſeinen Geiſt zu beugen, vielmehr alle Kräfte deſſelben erhöhte. Vincente de los Rios, Cervantes vorzüglichſter Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die er wiederholt zur Erlangung ſeiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geſchichte dieſes Zeitpunkts im Leben des Cervantes keine andere Quelle hat, als deſſen Novelle der Gefangene, von welcher man nicht mit Gewißheit angeben kann, ob ſie des Dichters eigene Schickſale rein erzählt: ſo muß es dahin geſtellt bleiben, wie viel an dem Romane ſeines Sklavenlebens Wahrheit ſei. 1580 ward er endlich durch Auslöſung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Muſen in ſtiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in ſeinem Innern, gaben ihm die Welten, die er ſchuf, Erſatz für die, der er ſich entzog. Wenn man von einem Manne, der mit unerſchöpflicher Erfindungsgabe, der umfaſſendſten poetiſchen Phantaſie, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verſtand und einen Schatz praktiſcher Welt- und Menſchenkenntniß verband, wenn man von ſolch einem Manne nichts Gemeines erwartet: ſo iſt dies natürlich, ſelten aber, daß die gehegte Erwartung ſo übertroffen wird, wie von Cervantes. Erfreu-

lich begann er ſeine neue poetiſche Laufbahn mit dem Schäferromane Galatea (1584), nach deſſen Erſcheinung er ſich bald verheirathete. Da dies ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, ſo widmete er ſein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen ſein Trauerſpiel Numancia als einzig hervorragt und an hoher Kraft, kühner Sprache und edler Ausführung an Aeſchylus reicht. Nicht eben ſo glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, wie ſie der Spanier vorzüglich liebt; einem Gemiſch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verſchlungen, und dies war unſtreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier ſeinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es ſcheint, gab er deshalb das Theater auf. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beſchränkt genug, und erſchien zuerſt nach zehn Jahren wieder als Schriftſteller, und nun ganz erſt in der Sphäre, die ſeinem Genius vornehmlich angemeſſen war, und mit einem Werke, das ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichert. Es iſt ſein Don Quixote. Cervantes hatte mit dieſem Werke eine Reform des Geſchmacks und der Denkart bei ſeinen Landsleuten beabſichtigt. Jenem abenteuerlichen Heldengeiſte mit allen ſeinen ſchlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Der erſte Theil erſchien, und wurde mit dem höchſten Beifall aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar ſuchte man hier Manches in dem Werke, was der Verfaſſer keinesweges hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils ſatyriſche Angriffe auf bekannte Perſonen; allein die entdeckte Täuſchung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das iſt ja Ueberall die Wirkung der echten Poeſie, daß ſie unvermerkt die Gemüther gewinnt und feſthält. Von welchem echt-poetiſchen Genius aber Cervantes beſeelt war, zeigt ſich in keinem ſeiner Werke mehr, als im Don Quixote, da deſſen proſaiſcher Zweck und einſeitige ſatyriſche Richtung kein Hinderniß wurden für die ſchönſte allſeitige poetiſche Entfaltung. Unter welchem Geſichtspunkte man das herrliche Werk betrachtet, ſo ſteht es als unübertroffenes Muſter da. Als Roman ſtellt es, wie dieſe Gattung es erfordert, die ganze Bildung und Geſchichte eines Einzelweſens dar, in welchem ſich durch wunderbare Schickſale ſeine eigene Natur offenbart; und wie ſtellt es Alles dar! Während es die falſche Romantik zu vernichten ſtrebt, iſt es ſelbſt von echt-romantiſchem Geiſte ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, iſt es ſelbſt voll des tiefſten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es ſpielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche ſchöne epiſche Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannichfaltigkeit der anziehendſten Situationen! Welche Kunſt und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanſchauung! Und dabei jene unausſprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die ſich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von ſelbſt entſtanden ſcheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen ſeiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieſes Romans, daß er den gebildetſten Geiſtern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich die Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es iſt deshalb buchſtäblich wahr, daß dieſer Roman ſich eines allgemeinen

Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das ſeltene Glück ſeines Werks nicht auch Glück für den Dichter, der nach wie vor vergeſſen und vernachläſſigt blieb. Vergeblich waren ſeine Bemühungen um Beſſerung ſeiner Lage, und beſcheiden ſtolz zog er ſich mit ſeinem Genius und ſeiner Armuth zurück. Erſt nach einem Zwiſchenraume mehrerer Jahre erſchien er wieder im Publikum, indem er zuerſt ſeine zwölf Novellen, die neben dem Boccaccio vorzugsweiſe genannt zu werden verdienen, und dann ſeine Reiſe auf den Parnaß, einen Verſuch, den Geſchmack ſeiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Misgunſt hatten ſich indeß an ſein Verdienſt gehängt, und ſuchten den unverantwortlich vernachläſſigten Mann wo möglich auch in literariſche Vergeſſenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortſetzung des Don Quixote den Vorwand lieh. Ein Unbekannter, unter dem Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda, gab eine Fortſetzung heraus, voller Schmähungen gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieſer den hämiſchen Streich bitter empfand; er rächte ſich aber auf eine glänzende Weiſe durch die Herausgabe der Fortſetzung ſeines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei ſeinen Lebenszeiten von ihm erſchien; denn ſein Roman Perſiles und Sigismunda kam erſt nach ſeinem Tode heraus. In äußerſter Dürftigkeit würde dieſer ihn überraſcht haben, hätte Cervantes nicht in ſeinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butler's Tode gerettet, allein ſeine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abſchiede aus demſelben. In einem Alter von 68 Jahren ſtarb er den 23. April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenſtein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer ſeinem Ruhme als Schriftſteller hinterließ er noch den eines heldenſinnigen, feſten, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigene, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutſchen haben von ſeinem Meiſterwerke eine dreifache Ueberſetzung: die von Bertuch (1781), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komiſche und Burleske ſtärker hervortrat und herrſchender Charakter des Werks wurde, die von Tieck (Berlin 1799) und die von Soltau (Königsberg 1800); aus denen man den ganzen poetiſchen Genius des Werks erſt erkennt. Mit einer Ueberſetzung der Novellen hat uns Soltau (Königsberg 1801. 3 Bde.) und des Trauerſpiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taſchenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810), beſchenkt. In dem genannten Taſchenbuche befindet ſich auch das ſpaniſche Original. Eine ſchätzbare Ausgabe vom Don Quixote haben wir von Ideler. dd.

Ceſarotti (Melchior), einer der berühmteſten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18. Jahrh., war 1730 zu Padua geboren; er ſtammte von einer alten und edlen, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben ſeines Genies, und vollendete ſeine literariſchen Studien mit glänzendem Erfolge. Seine Phantaſie war angefüllt mit Allem, was ſie Verführeriſches haben; aber ſehr natürlich fand er nicht denſelben Reiz in der Philoſophie, wie ſie damals gelehrt wurde. Eben ſo wenig zog ihn die Mathematik an. Nach der Philoſophie verſuchte ſich Ceſarotti in der Rechtswiſſenſchaft, und ſelbſt in der Theologie; aber bald kehrte er zu den Studien zurück, die ſeiner Neigung mehr entſprachen. Er ward früh zu dem Lehrſtuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er ſelbſt gebildet worden, berufen, und widmete ſich mit glühendem Eifer den Pflichten ſeines Amts. Offen erklärte er ſich von jetzt an gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine

Thätigkeit war unermüdlich; er las kein Buch, ohne Auszüge und Anmerkungen zu machen, wobei er ſich von ſeinen Schülern helfen ließ. Glücklich überſetzte er drei Tragödien von Voltaire, **Sémiramis**, **la Mort de César** und **Mahomet**, in italieniſche Verſe. Sein Ruf fing an ſich zu verbreiten. 1762 ward Ceſarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hauſe Grimani die Erziehung zu übernehmen. Jene drei Tragödien von Voltaire erſchienen im Drucke mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andere, über den Urſprung und die Fortſchritte der Dichtkunſt. Letztere ſchloß er jedoch ſpäter von der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherſon zu London herausgegebenen Gedichte Oſſian's kennen. Einige Bruchſtücke, die derſelbe ihm wörtlich überſetzte, erregten in Ceſarotti eine ſolche Bewunderung, daß er auf der Stelle beſchloß, das Engliſche zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des ſchottiſchen Barden vollkommen verſtand, überſetzte er es in italieniſche Verſe, und in noch nicht ſechs Monaten waren ſämmtliche Gedichte überſetzt. 1768 erhielt er den Lehrſtuhl des Griechiſchen und Hebräiſchen auf der Univerſität Padua, und gab nun nach und nach ſeine Ueberſetzung des Demoſthenes, ſeinen Curſus der griechiſchen Literatur und ſeinen Homer in einer doppelten Ueberſetzung der Iliade, einer höchſt freien verſificirten und einer genauen in Proſa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen heraus. 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften; Ceſarotti wurde zum beſtändigen Secretär der Klaſſe der ſchönen Künſte ernannt. Nach den Ereigniſſen, welche 1796 und 1797 die Geſtalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republikaniſchen Regierung einen Verſuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbeſſern ſuchte. Er ſchrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Ceſarotti pries ſeinen Wohlthäter Napoleon in einem Gedicht in reimloſen Verſen, betitelt **Pronea** (Vorſehung), welches 1807 erſchien. Ungeachtet ſeines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten, und beſchäftigte ſich beſonders thätig mit der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, welche ſeit 1800 begonnen hatte, als er 1808 ſtarb. Ceſarotti gehört als Schriftſteller zu jenen außerordentlichen Männern, die ſich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer finden. Seine Proſa iſt lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neuerungen und hauptſächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und muſterhaften Schreibart eines Machiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu ſtellen. Von ſeinen dichteriſchen Arbeiten iſt die berühmteſte ſeine Ueberſetzung des Oſſian, deren herrliche Verſification Alfieri beſonders bewundert. Die vollſtändige Ausgabe der Werke Ceſarotti's iſt nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde und Nachfolger Giuſeppe Barbieri fortgeſetzt und beendigt worden.

Ceſſion, iſt im weitern Sinne diejenige Handlung unter Lebenden, wodurch Jemand (der Cedent) ein Recht auf einen Andern (Ceſſionarius) überträgt; im engern Sinne die bloße dahin abzielende Erklärung. Sie kommt vor bei allen und jeden Schuldforderungen, bei allen Klagen und Einreden, die man auf einen Andern übertragen kann, und bei Privilegien, wie bei allen geſetzlichen Rechtswohlthaten. Man unterſcheidet eine freiwillige und nothwendige Ceſſion. Letztere iſt nur in dem Fall denkbar, wenn der Cedent von einem Andern als

ſeinem Schuldner befriedigt worden iſt und er dieſe Befriedigung angenommen hat. Hier muß er ſein Recht der Foderung an den Schuldner dem, der ihn in deſſen Namen befriedigt hat, abtreten. — Cessio bonorum, die Abtretung der geſammten Habe, iſt die dem redlichen Falliten nachgelaſſene Abtretung ſeines Vermögens an ſeine Gläubiger.

Ceto, ſ. Phorcus.

Cette, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Departement Herault, auf einer Landzunge zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchen ſich der große Kanal ergießt. Die Stadt iſt offen, der ſichere, jetzt ſehr ausgetiefte Hafen wird durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Erzeugniſſe von Languedoc iſt Cette der Hauptausfuhrplatz. Nicht unbedeutend iſt der Handel mit wollenen, baumwollenen und ſeidenen Waaren, Leder, Grünſpan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Soda, Sardellen, Taback, Seife u. ſ. w. Auch hat Cette Zucker- und Seidenfabriken und eine Schifffahrtsſchule. In den nahe gelegenen Lagunen werden jährlich 50,000 Centner Boyſalz gewonnen.

Ceuta, eine Stadt an der afrikaniſchen Küſte, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat ein bedeutendes Fort, aber einen ſchlechten Hafen. 1415 machten ſich die Portugieſen Meiſter von dieſer Stadt. Mit Portugal kam ſie 1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrſchaft dieſer Monarchie, welcher ſie auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlaſſen wurde.

Cevallos (Don Pedro). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter ſtammt aus einer alten Familie von Alt-Caſtilien und iſt geboren 1764 zu St. Ander. Nachdem er ſeine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeitlang Geſandtſchaftsſecretär zu Liſſabon, vermählte ſich ſpäterhin mit einer Anverwandtin des Friedensfürſten, wurde nachher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieſelben mit weiſer Vorſicht und Mäßigung. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Aſturien, auf den allein alle ſpaniſchen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung ſetzten. Er begleitete denſelben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joſeph Buonaparte's ſcheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in ſeine Dienſte zu treten. Dieſer glaubte durch den Beitritt eines, beim Volke ſo beliebten Mannes, ſeiner Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er ſich gegen Joſeph erklärte und ſich mit der ſpaniſchen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens im J. 1808, beſonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der erſten Urſachen betrachtet werden kann, welche das, damals faſt allgemein unterjochte Europa auf das äußerſte gegen Napoleon erbitterte, ſo daß es nur eines Zunders bedurfte, um dieſe moraliſche Empörung in die Wirklichkeit übergehen zu laſſen. Während der Dauer des ſpaniſchen Befreiungskrieges bekleidete Cevallos die wichtigſten Poſten, und auch nach der Rückkehr Ferdinands VII. iſt es ihm gelungen, bei demſelben faſt ununterbrochen einen großen Einfluß zu behaupten. Durch ein eigenes Decret wurde Cevallos ermächtiget, zum ewigen Gedächtniß an die Treue, die er dem Könige bewieſen, eine dargu

erinnernde Deviſe zu wählen, die er ſeinem Familienwappen zufügen ſolle. Er wählte die Inſchrift: Pontifice ac Rege aeque defensis. Allein bald nachher verlor er die Gunſt des Königs, weil er deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin von Portugal widerrieth. Er wurde vom Poſten des Staatsſecretairs entfernt und nach Neapel und dann nach Wien als Geſandter geſchickt.

Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Q. M. große Inſel im indiſchen Meere, durch eine ſeichte Meerenge, die Palksſtraße genannt, von der Südoſtſpitze der weſtlichen Halbinſel getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die erſten glaubwürdigen Nachrichten von dieſer Inſel, welche als die Wiege des Buddha Cultus angeſehen wird, verdanken wir dem Portugieſen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gaſtfreundſchaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der das Haupterzeugniß dieſer Inſel war, bewog die Portugieſen, Handelsniederlaſſungen daſelbſt anzulegen; aber ihre Grauſamkeit, ihre niedrige Habſucht und ihr Fanatismus, der ſich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltſame Bekehrungsverſuche äußerte, machte ſie ſo verhaßt, daß die Singaleſen 1603 den Holländern, welche dieſe Beſitzung den Portugieſen zu entreißen ſuchten, allen möglichen Beiſtand leiſteten, und ſie als ihre Befreier anſahen. Durch die Eroberung der portugieſiſchen Hauptſtadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugieſen aus der Inſel zu vertreiben. Doch die Freude der Eingebornen über ihre vermeinte Befreiung verwandelte ſich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigſten Bezirke eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieſelben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäiſche Kriegskunſt ſiegte, und die Einwohner nöthigte, ſich in die unzugänglichen innern Gegenden der Inſel zurückzuziehen, wo ſie ſich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem Holland von den Franzoſen erobert, und 1795 in eine Republik verwandelt worden war, benutzten die Engländer dieſe Gelegenheit, dieſe Inſel zu beſetzen, und in dem, 1802 zu Amiens zwiſchen England und Frankreich geſchloſſenen Frieden wurde ſie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des ſingaleſiſchen Königs von Candy und die Eroberung ſeiner Hauptſtadt, ſich dieſelbe gänzlich unterwarfen. Jedoch ſind in den neueſten Zeiten bedeutende Empörungen der Singaleſen gegen die brittiſche Herrſchaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden ſind. Die Inſel, welche ein, unmittelbar der Krone unterworfenes Gouvernement bildet, deſſen Sitz in der Hauptſtadt Colombo iſt, hat flache, mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwiſchen welche ſich ſtolze Kokoswälder erheben. Das Innere des Landes iſt von einem hohen, ſteilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchſchnitten, das die Inſel in zwei beinahe gleiche Theile trennt, und deſſen höchſte Spitze der berühmte Adamsberg oder Hammali iſt, auf welchem die Singaleſen die koloſſalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erſchaffen ward, und nach ihrer buddhiſtiſchen Religion nichts anders als der Buddha iſt, der in den verſchiedenen Ländern Aſiens, wo die buddhiſtiſche Religion herrſcht, verſchiedene Namen führt. Häufige Wallfahrten geſchehen daher auf dieſen Berg. Der Boden der Inſel iſt reichlich von Flüſſen bewäſſert, worunter mehrere ſchiffbar ſind. Das Klima iſt im Ganzen mild und geſund. Obgleich dem Aequator nahe, iſt die Hitze, der Seewinde wegen, doch gemäſſigter, als auf dem gegenüber liegenden Feſtlande. Der Reichthum der Erzeugniſſe dieſer In=

fel iſt groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eiſen und Queckſilber. Gegen zwanzig verſchiedene Arten von Edelſteinen liegen hier gleichſam offen am Tage; denn ſie werden ohne mühſames Suchen in den Gebirgen und in den Flüſſen gefunden, wenn dieſe nach heftigen Regengüſſen dieſelben von den Gebirgen herabſchwemmen, und hernach in der trockenen Jahrszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vegetation, bringt beinahe alle Arten der Pflanzen hervor, die Indien und den tropiſchen Ländern eigenthümlich ſind. Wild wachſen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reiß, Zuckerrohr, Kaffee, Piſang, Tamarinden, mehrere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menſchen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weswegen die Europäer vorzüglich nach dem Beſitze dieſer Inſel getrachtet haben, iſt der Zimmetbaum, der ihr eigenthümlich iſt. Die beſten, und ergiebigſten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden ſich an den Küſten. Man berechnet die Maſſe des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Die undurchdringlich dichten Wälder, die nur ſelten von Menſchen betreten werden, enthalten eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die heerdenweiſe umherziehen und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singaleſen ausmacht, wilde Schweine, die ſehr gefährlich ſind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Auch an zahmen Vieh, an Geflügel und Fiſchen iſt die Inſel reich. Merkwürdig iſt die Perlenfiſcherei, welche an der Weſtküſte in der Bai von Kontatſchi betrieben wird, jetzt aber in Verfall gerathen iſt, da ſie ſonſt äußerſt ergiebig war. Die Einwohner, deren Zahl Colquhoun in ſeiner Schrift über den Wohlſtand des brittiſchen Reichs auf 6000 Weiße und 800,000 Eingeborne ſchätzt, nach Andern aber über zwei Millionen betragen ſoll, theilen ſich, außer den eingewanderten Fremdlingen in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verſchieden ſind, nämlich Wedas, ein völlig rohes, ohne geſellſchaftliche Ordnung in den dichteſten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, ſondern ſich bloß von dem Ertrage der Jagd erhält — und Singaleſen, die einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht haben, Ackerbau treiben, Eiſen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftſprache haben. Sie ſind gleich den Hindus, in gewiſſe Kaſten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Geſetze, Sitten und Kleidung hat und bekennen ſich zur buddhiſtiſchen Religion, welche mit verſchiednen Abweichungen in einem großen Theile Aſiens verbreitet iſt, und deren Moral ſich durch einen Geiſt der Milde und Reinheit der Lehren auszeichnet. Der Beſitz des Hafens von Trincomale iſt der brittiſchen Seemacht wichtig, weil er in ganz Oſtindien der ſicherſte und keinen Brandungen ausgeſetzt iſt.

Chagrin, ſ. Schagrin.

Chalcedon, ſ. Achat.

Chaldäa hieß der ſüdliche, vormals durch Wäſſerungen ſehr fruchtbar gemachte, jetzt aber wüſte Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am perſiſchen Meerbuſen, welcher die Weſtſeite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein ſemitiſcher Volksſtamm, waren eine der berühmteſten Nationen Aſiens. Nach unſrer unvollkommenen alten Geſchichte waren ſie die erſten Bearbeiter der Metalle, und frühe nicht ohne aſtronomiſche Kenntniſſe. Sie legten den Grund zu dem babyloniſchen und aſſyriſchen Reiche; ihr

Name aber erhielt ſich nur in dem Prieſtergeſchlechte der Babylonier, deſſen Mitglieder, ſich mit dem Gottesdienſte, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrſagen, Arzneikunde, Traumdeuten, Beſchwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dgl. beſchäftigten, dieſe Kenntniſſe aber vor dem Volke ſorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer iſt nichts auf uns gekommen. (Vergl. Babylonier.)

Chaldäiſche Chriſten, ſ. Secten, ſyriſche u. Thomaschriſten.

Chalif, ſ. Kalif.

Chalkographie, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Chaloupe, ein großes, zum Dienſt der Seeſchiffe beſtimmtes Boot, welches gewöhnlich durch Ruder in Bewegung geſetzt wird, zuweilen aber auch Maſt und Segel hat. Während das Schiff unterwegs iſt, liegt die Chaloupe und in ihr die kleinen Böte, mit Tauen befeſtigt, auf dem Verdeck, und nur auf der Rhede, oder etwa in Nothfällen wird ſie in's Meer gelaſſen. Sie dient hauptſächlich zum Transport der ſchweren Sachen, die zum Schiffe gehören. Kanonier-Chaloupen ſind dergl. Böte, die an ihrem Vordertheile mit einer Kanone (gewöhnlich 24pfünder) verſehen ſind. Sie ſind oft von großem Nutzen, weil ſie dem feindlichen Schiffe nur die ſehr ſchmale Vorderſeite zuwenden, und daher von dem Geſchütz deſſelben nicht leicht zu treffen ſind, auch ohne Schwierigkeit ſich an Stellen zurückziehen können, die wegen ihrer Seichtigkeit den tiefer gehenden großen Schiffen unerreichbar ſind.

Chamade, (wahrſcheinlich von dem italieniſchen Chiamata, Ruf, Schrei,) ein Zeichen, welches in einer Feſtung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geſchieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufſtecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Vorausſetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Feſtungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Geſtalt eines Froſches, zum Geſchlecht der Eidechſen gehörig, mit einer glatten, unbehaarten Haut, einem langen Schwanze und einer ſehr langen Zunge, mit welcher es, wie mit einem Pfeile, die Inſekten haſcht. Aſien und Afrika iſt ſein Vaterland. Die Eigenſchaft dieſes Thieres, daß es ſeine Farbe nach den Orten, wo es ſich befindet, verändere, haben neuere Reiſebeſchreiber, z. B. Goldberry in ſeinen Fragmens d'un Voyage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt ſeine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder, wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz ſchwarz.

Chambers (Ephraim), ein Gelehrter, dem vor allen Andern eine Stelle in unſerm Lexikon oder unſerer deutſchen Encyklopädie gebührt, da wir ihn als den erſten Erfinder und Urheber der Encyklopädien in alphabetiſcher Form anzuſehen haben, wir uns alſo in mehr als einer Hinſicht unter ſeine Nachfolger reihen können. Zwar war ſchon das Lexicon technicum von Harris erſchienen, als er 1728 das ſeine in 2 Foliobänden auf Unterzeichnung zu 4 Guineen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verſchiedenen Charakter. Chambers arbeitete als Lehrburſche bei Sener, einem Globusfabrikanten, als er ſchon die Idee zu ſeiner Encyklopädie faßte, und als ſolcher hat er auch noch die erſten Artikel derſelben entworfen. Er bil-

dete ſich, nachdem er Gener verlaſſen hatte, durch weiteres Studium aus, und ſo ſchrieb er ſeine Encyklopädie in ihrer erſten Geſtalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall und er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Schon nach wenigen Jahren war eine neue Auflage nöthig, die ſeitdem bis auf die neueſten Zeiten, jedesmal verbeſſert und vermehrt, ſich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1786 in 5 Foliobänden iſt die geſchätzteſte. Bei der zweiten Ausgabe im J. 1738 ereignete ſich der ſonderbare Umſtand, daß das Unterhaus, als ſchon gegen ein Drittel davon, viel verbeſſert und erweitert abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbeſſerter und vermehrter Auflagen gehalten ſein ſollten, dieſe Verbeſſerungen und Erweiterungen auch beſonders drucken zu laſſen. Dies ſetzte den Herausgeber und ſeine Verleger in ſolche Verlegenheit, daß ſie die ſchon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage caſſirten, und die erſte Auflage wörtlich wieder abdrucken ließen. Bald aber wurde dies unſinnige Geſetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambers ſtarb 1740.

Chambery, Hauptſtadt des Herzogthums Savoyen mit 12,000 Einwohnern in einem ziemlich weiten ſich rundenden Thale, welches mäßige Berge einfaſſen. Der zahlreiche, aber nicht reiche Landesadel verzehrt hier nach italieniſcher Sitte die Einkünfte ſeiner Landgüter. Ein Erzbiſchof, der hier reſidirt, vermehrt nebſt vielen Fremden die Nahrung und die Annehmlichkeiten der Stadt, welche eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugeſellſchaft hat. Ihr Landsmann Graf Boigne, der in Indien große Reichthümer erwarb, bereichert noch immer mehr ſeine Vaterſtadt mit wohlthätigen Stiftungen und Verſchönerungen. Die nahen Bäder werden ſtark beſucht. Hier herrſcht jeder Gewerbfleiß, der ſich in dem bergigen Savoyen anſäſſig gemacht hat, beſonders in Deſtillation, in Leinen, Leder, Seife, Spitzen und Hüten. Alle nahen Berge des Thals ſind mit Villen, Gärten und Landgütern beſetzt.

Chambre ardente, ehemals in Frankreich ein ſchwarz ausgeſchlagenes, mit Kerzen erleuchtetes Zimmer, in welchem Staatsverbrecher höhern Ranges gerichtet wurden. — Als König Franz II. im 16. Jahrh. einen Gerichtshof, um gegen die Proteſtanten zu verfahren, einſetzte, die gewöhnlich zum Feuer verurtheilt wurden, nannte das Volk denſelben, mit Anſpielung auf dieſe Todesart, ebenfalls Chambre-ardente.

Chamfort (Sebaſtian-Roch-Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas, und kannte von ſeinen Aeltern nur ſeine Mutter, für die er ſtets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war ſein erſter Lehrer und Beſchützer. Von angenehmer Geſichtsbildung, lebhaftem Geiſte, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire français, von dem er mehrere Bände herausgab, waren ſeine erſten nützlichen Arbeiten. Er ſchrieb nun mehrere Abhandlungen für die pariſer und andere Akademien, auch einige mit Beifall aufgenommene Luſtſpiele, von denen le Marchand de Smyrne ſich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutſchland bekannt iſt. Seine Geſundheit indeß war geſchwächt: ſein Erwerb reichte kaum für ſeine Bedürfniſſe hin. Chabanon, ſein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Penſion von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, die-

ſelbe anzunehmen. Nachdem er wieder hergeſtellt war, begab er ſich auf das Land, um zu ſtudiren und zu arbeiten. Er verfertigte die wichtigſten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich ſeine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen Condé verſchaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um ſich nach Auteuil zu begeben. 1781 wurde er in die Akademie Françaiſe aufgenommen. Seine ſchöne Antrittsrede war zugleich ſein letztes rein literariſches Werk. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demſelben Maße zu, wie ſein Ruhm ſich vermehrte. Er verheirathete ſich, lebte einſam und glücklich mit ſeiner Frau, bis an deren Tod, wo er Vorleſer bei der Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter des Königs, wurde. Beim Anfange der Revolution fand ſich Chamfort in Verbindung mit den wichtigſten Männern beider Parteien, die ſie zu beſchleunigen ſuchten; die eine durch Begünſtigung und Benutzung, die andere durch möglichſte Bekämpfung und Vernichtung der Misbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erſtern an, um ſie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte ſich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintanſetzung aller ſeiner Vortheile, die Partei vor, die ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen angemeſſen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und ſo vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergeſtalt ein, daß er ſich mit nichts Anderm beſchäftigen konnte. Er hatte großen Antheil an mehrern von Mirabeau's Schriften und Reden. Indeß änderte ſich Chamfort's Lage, ohne daß ſich darum ſeine Grundſätze änderten; er verlor ſeine Penſion, ſeine Aemter, und nährte ſich nun durch Uebernehmung nützlicher Arbeiten. Die Bibliothekarſtelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Miniſter Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in günſtigere Umſtände; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgreuel; er äußerte ſich frei und rückſichtslos, und ward nebſt Barthelemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewohl er bald wieder in Freiheit geſetzt wurde, ſo hatte ihn doch die kurze Gefangenſchaft mit ſolchem Abſcheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden ſollte, ſich zu tödten verſuchte. Die Hülfe der Kunſt und die Sorgfalt der Freundſchaft hielten ihn im Leben zurück, doch ſtarb er im April 1794. Man muß in Chamfort's Geiſt eben ſo viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfſinn und Feinheit anerkennen; ſeine Schriften verrathen ein tiefes, nach den beſten Muſtern geleitetes Studium und einen reinen Geſchmack. Dabei war er ſtreng redlich, dienſtfertig und höchſt uneigennützig. Seine Werke ſind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden, und ſpäter noch zwei Mal erſchienen.

Chamouny, ein Flecken mit 1150 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landſchaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounythal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben. Es wird von Reiſenden ſo häufig beſucht, daß dadurch in dieſer, vormals öden Gegend, Wohlſtand entſtanden iſt.

Champagne, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz dieſes Landes, deren öſtlicher Theil größtentheils Haideland und moraſtig iſt, und daher Champagne pouilleuse genannt wird, und jetzt zum Departement der Marne gehört. Die weſtlichen Gegenden haben gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, ſonſt ohne Düngung unfruchtbaren Hügel tragen den trefflichen champagner Wein.

Ferner liefert die Champagne die beſten Flintenſteine in ganz Europa. Die wichtigſten Städte ſind Troyes, Chaumont, Chalons ſur Marne u. ſ. w. In dem Feldzuge von 1814 war die weſtliche Champagne vorzüglich das Kriegstheater; eben ſo, die öſtliche im J. 1792.

Champagne (Philippe), ein geſchickter Maler, war 1602 zu Brüſſel geboren. 1621 begab er ſich nach Paris, wo er bei einem nicht eben bedeutenden Maler, Namens Lallemand, arbeitete. Um dieſelbe Zeit kam Pouſſin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück. Champagne, der ihn bald kennen lernte, nahm ſeine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigſt den Rath und die Weiſungen ſeines neuen Freundes. Anfangs hatte das Genie des einen und das Talent des andern manche Widerwärtigkeit zu beſtehen. Ein mittelmäßiger Künſtler, Duchesne, war damals Maler der Königin Mutter, und in dieſer Eigenſchaft mit den Malereien des Palais Luxembourg beauftragt. Pouſſin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemälden Champagne's ſchenkte, erregte Duchesne's Eiferſucht, und jener, von Natur blöde und ſanft, fand ſich dadurch bewogen, nach Brüſſel zurückzukehren. Er war aber kaum daſelbſt angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm bei einer angemeſſenen Beſoldung die Leitung der Malereien des Luxembourgs. Champagne malte jetzt ſechs Bilder für die Karmeliter in der Vorſtadt St. Jaques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meiſterſtück der Perſpective, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendiculär erſchien und ſelbſt die geübteſten Augen täuſchte. Auch führte er eine Menge von Werken aus, unter denen die Kuppel der Sorbonne das wichtigſte iſt. Auf einer Reiſe nach Brüſſel verfertigte er für den Erzherzog Leopold ein Gemälde, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darſtellte. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris ward er zum Profeſſor, und ſpäter zum Director der Akademie erwählt. Der Titel des erſten königlichen Malers ſchien ihm gewiß zu ſein, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, dieſen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiiſch anerkannte, ertrug dies ohne Neid. Bei herannahendem Alter zog er ſich nach Port-Royal zurück, wo ſeine Tochter Nonne war. Dieſe Tochter hat ihm zu einem der herrlichſten Gemälde Anlaß gegeben. Sie iſt ſitzend dargeſtellt, wie ein langwieriges Fieber ſie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet ſie mit einer Kloſterſchweſter, und erlangt die Geſundheit wieder. Die Geſtalt der Tochter, beſonders der Kopf, iſt von wunderbarer Schönheit. Das pariſer Muſeum beſitzt nebſt dieſem Gemälde noch ſechs andere von demſelben Meiſter. Außerdem finden ſich ſeine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerſtreut. Champagne hatte eine übertriebene Gewiſſenhaftigkeit. Er würde ſich z. B. ein Gewiſſen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu malen. Die höhern Kunſtfoderungen erfüllen überhaupt ſeine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländiſchen Malern einer der erſten Plätze. Er ſtarb 1694.

Champagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetiſchen, geſellſchaftlichen Begeiſterung, gehören zu den edelſten, welche die Natur uns Menſchen gegeben hat, um uns ihrer zu erfreuen. Man hat weiße und rothe Sorten; und von jenen wieder ſchäumende (mouſſirende) und nicht ſchäumende. Die weißen ſind die beliebteſten, obgleich es auch ſehr fein und zart ſchmeckende rothe Ar-

ten gibt. Die nicht ſchäumenden Sorten erſter Güte werden von Kennern zwar dem mouſſirenden vorgezogen, allein unſere Frauen und jungen Herren halten es mit letzteren, und bei dieſen iſt es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebannte Pfropf beim Oeffnen gegen die Decke ſpringe und der köſtliche Inhalt brauſend hervorbreche. Der mouſſirende Champagner entſteht übrigens dadurch, daß man ihn nicht in Kufen hat gähren laſſen, ſondern gleich in wohl zugeſpündete Fäſſer gefüllt hat, ſo daß die ſich entwickelnde Luft mit dem Weine verbunden geblieben. Man zieht dieſe Weine am beſten aus Rheims und Epernay, und theilt ſie gewöhnlich in drei Klaſſen ab, deren Preis auf der Stelle von 6 bis zu 3 Livres wechſelt. Die feinſten weißen Gattungen ſind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Verſenay, Bouzy und Oeil de perdrix.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptſächlich von Frankreich entweder getrocknet oder eingemacht zugeführt werden, und die unſern Wohlſchmeckern einen köſtlichen Genuß gewähren. Die mehrſten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, die von Orange werden für die beſten gehalten.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der ſeine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung iſt jedoch ein ſolcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Perſon, wie etwa eines Geiſtlichen, eines alten ſchwachen Greiſes, eines Kindes, und vorzüglich einer Dame, auf ſolche Weiſe verficht. Wenn ein Ritter, was ſelten geſchah, gegen eine Dame die ſchuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtſchaft oder Neigung dazu befugter Ritter für ſie in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da dieſe in ihrem Princip ſchöne Sitte nach und nach durch Misbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, ſo hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutſchen Rede, größtentheils einen ſpöttelnden Nebenbegriff erhalten, übrigens entſtand dieſe Eigenthümlichkeit des Ritterthums in Spanien kurz vor den erſten Kreuzzügen, und ging von dort dieſer Gebrauch, fremde Intereſſen mit dem Schwerte zu verfechten, auf das übrige Europa über.

Chamſin, ein tödtlicher Wind, der in Afrika weht. (S. Harmattan.)

Chan, Khan, überhaupt ein Fürſt oder Regent; insbeſondere das Oberhaupt der Tartaren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Helleniſt, geboren 1738. Er gab 1763 die Marmora Oxoniensia heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtigte, ſondern auch mehrere Lücken, beſonders in der Chronik von Paros, glücklich ergänzte. Die Geſellſchaft der Dilettanti wählte ihn gemeinſchaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Oriente zu ſammeln, über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder Nachforſchungen anzuſtellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden ſein möchten, zu unterſuchen. Die Leitung der ganzen Reiſe ward Chandler übertragen. Dem zufolge bereiſte er in den Jahren 1764, 65 und 66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute nach England zurück. 1769 gab er den erſten Band ſeiner ioniſchen Alterthümer heraus, dem erſt 1800 der zweite folgte. 1774 ließ er zu Oxford ſeine Inscrip-

tiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunſt, die alten Inſchriften richtig zu leſen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn Niemand übertroffen. Von ſeiner Reiſe erſchien der erſte Band zu Oxford 1775 unter dem Titel: Reiſe nach Klein-Aſien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reiſe nach Griechenland. Seine Geſchichte von Troja iſt gewiſſermaßen eine Ergänzung ſeiner Reiſe nach Aſien. Er ſtarb 1810.

Chaos, das erſte von allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der alles faßt, was in ihm wird. Nach Heſiod waren die vier Grundurſachen, aus denen alles entſtand, das Chaos, die Erde, der Tartarus und der Eros (Amor); andere alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erſte Grundurſache der Dinge an, und leiteten alles aus demſelben her; andere nannten als die drei übrigen Grundurſachen: die Nacht, den Erebus und den Tartarus; noch andere ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entſtehen, nur alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man ſich unter dem Chaos den unausgebildeten Urſtoff. Aus ſich ſelbſt zeugte das Chaos, nach Heſiod, den Erebus und die Nacht, und dieſe zeugten mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe La Chapelle bei Paris 1616 geboren worden, einer der liebenswürdigſten und anmuthigſten franzöſiſchen Dichter. Die Freiheit und Leichtigkeit ſeines Geiſtes und die Fröhlichkeit ſeines Charakters machten ihm die vornehmſten und gebildetſten Perſonen zu Freunden; unter dieſen waren Racine, Boileau, Moliere, Lafontaine, Bernier u. A. Die Erzeugniſſe Chapelle's tragen das Gepräge ſeines Charakters, gemiſcht mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reiſe iſt das erſte Muſter dieſer leichten, lieblichen von der Freude und Unſchuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in ſeinen Ideen, als correct im Ausdrucke ſei; aber das Talent, über ein Nichts geiſtreich zu ſprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Er ſtarb 1686.

Chappe d'Auteroche (Jean), war 1722 geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudirte die Aſtronomie. 1760 ward er von der Akademie gewählt, um zu Tobolsk den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe (6. Juni 1761) zu beobachten. Den 10. März 1761 reiſte er von St. Petersburg nach Tobolsk, um den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe dort zu beobachten, und war ſo glücklich, bei ſeinen Beobachtungen einen durchaus reinen und heitern Himmel zu haben. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und gab ſeine Reiſebeſchreibung heraus. Sie enthält viel Lehrreiches, aber auch manche ungünſtige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiſerin Catharina II. ſelbſt in einer Broſchüre, betitelt, Antidote contre le voyage de l'Abbé Chappe, widerlegt. Daſſelbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn ſechs Jahre ſpäter (1769), auf Veranlaſſung der Akademie, eine Reiſe nach Californien machen, woſelbſt er am 1. Auguſt 1760 ſtarb. Seine Beobachtungen auf dieſer Reiſe hat C. F. Caſſini unter dem Titel: Voyage de Californie, herausgegeben. Sie entſprachen aber nicht den Erwartungen.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren 1763, hat ſich durch Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon im 20. J. erregte er durch eine große Zahl anziehender Abhandlungen in dem Journal de physique Aufmerkſamkeit. Der Wunſch, ſich ſeinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu ſprechen, und dieſe ſpielenden Verſuche führten ihn zu jener wichtigen Entdeckung. Als es ihm gelungen war, ſeine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalverſammlung die Beſchreibung der von ihm erfundnen, und Telegraph (Fernſchreiber) benannten Maſchine. Die Anlegung der erſten telegraphiſchen Linie wurde 1793 befohlen; das erſte Ereigniß, daß dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt dieſe Nachricht zu Anfang einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nordlibre heißen ſolle, und erfuhr noch in derſelben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter dem Heere verbreitet ſei. Je mehr man den Nutzen des Telegraphen bewunderte, deſto weniger konnte man begreifen, wie dieſe Erfindung nicht früher ſei gemacht worden. Allerdings hatte man ſich von Alters her verabredete Worte durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten ſich dieſes Mittels ſeit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Verſuche, die Buchſtaben des Alphabets in gewiſſer Entfernung durch Zeichen auszudrücken, und gegen das Ende des 18. Jahrh. hatte Amontons einen Verſuch der Art gemacht. Aber das erſte Syſtem erlaubt nur eine ſehr beſchränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zuſammenzuſetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphiſchen Kunſt ſetzt, ſo hat er von der Maſchine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlaſſen. Die Aufgabe war daher noch zu löſen. Es kam darauf an, ein Mittel zu finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu dieſem Zwecke keine der bisher üblichen Maſchinen nach, ſondern erfand eine, deren Formen ſehr ſichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach ſind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von Grundzeichen gibt, um von dieſen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergeſtalt, daß gewöhnlich nur ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig ſind. Die Ehre dieſer Erfindung wurde ihm indeß von vielen ſtreitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, verſenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 1805, indem er ſich in einen Brunnen ſtürzte, ſein Leben plötzlich endigte. Sein Bruder Jean Joſeph iſt jetzt Director des pariſer Telegraphen.

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Pair von Frankreich, geboren 1753, widmete ſich von früheſter Jugend an dem Studium der Arznei- und Naturwiſſenſchaften. Schon war er längſt als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Beſtürmung der Citadelle von Montpellier für die Sache der Revolution ſich bemerkbar machte. 1793 ward er, wegen der Pulvernoth, nach Paris berufen, und wußte durch ſeine chemiſchen Kenntniſſe und ſeine Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle durch tägliche Verfertigung von 3500 Pf. Pulver allem Pulvermangel abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsſtelle im Departement Herault und die eigens für ihn daſelbſt errichtete Profeſſur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des

Inſtituts ernannt, zeigte ſich ſehr eifrig für die Sache des 18. Brumaire, wurde 1799 vom erſten Conſul in den Staatsrath und 1800 in das Miniſterium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künſte eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigne chemiſche Manufaktur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er ſich weigerte, in einem ſeiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker beſſer wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber ſchon 1805 ernannte ihn der Kaiſer zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungsſenats. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Buonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufakturen und zum Staatsminiſter. Des Königs Wiederkehr verſetzte ihn in den Privatſtand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzeſſin von Orleans wegen des, ehemals ihr gehörigen Chanteloup in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften 6ter Section. Weit merkwürdiger, als durch ſeine politiſchen Schickſale, iſt dieſer Mann durch ſeine Schriften über Gegenſtände der Nationalinduſtrie, Chemie, über den Weinbau u. ſ. w., deren Aufzählung jedoch hier zu weitläuftig ſein würde. Er leitet noch gegenwärtig zwei chemiſche Manufakturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle ſtatt der Oele bei Verfertigung der Seife und des Färbens der Baumwolle mit türkiſchem Roth; die Verfertigung aller Arten von Cäment und künſtlicher Puzzolane aus inländiſchem kalcinirten Oker, ohne fremde Stoffe; neue Töpferglaſuren, ohne die ſo oft vergiftenden Bleierze und Waſſerblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemiſcher Bleichen.

Charade, ein Sylbenräthſel, d. h. ein Räthſel, deſſen Gegenſtand ein Name oder ein Wort iſt, daß man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für ſich beſtehende Worte auf eine räthſelhafte Weiſe beſchreibt. Gelungen kann man eine Charade nennen, wenn die verſchiednen Räthſel, welche ſie enthält, in einen paſſenden Bezug aufeinander gebracht ſind, und mit einer epigrammatiſchen Spitze im Ganzen zuſammenlaufen. Am angemeſſenſten ſpricht ſich dies Gedankenſpiel in Verſen aus, und unſre witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beſchenkt. Die deutſche und franzöſiſche Sprache ſind vorzüglich reich an ſolchen zuſammengeſetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateiniſche und griechiſche, beſonders die letztre, haben einen Ueberfluß daran. Die deutſche Sprache iſt deswegen ſo reich, weil ſie oft die Subſtantiven unverändert zuſammenſetzt. Man hat ſie häufig in kleine Erzählungen, Sonette und andre Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitſchriften von Kind, Große, Körner, Theodor Hell, Göckingk ꝛc. Eine ſchöne Sammlung ſind die Agrionien. Man vergleiche den Art. Gryphi.

Charaktere nennt man ein beſtimmtes Zeichen für einen Gegenſtand oder Begriff. So iſt die Schrift der Chineſen eine Charakterſchrift, in der jeder Gegenſtand oder Begriff durch ein eignes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wiſſenſchaften, der Kürze oder Beſtimmtheit wegen, gewiſſer Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigſten hier folgen laſſen.

A) Aſtronomiſche Zeichen:

☉ die Sonne	⚶ Veſta
☽ der Mond	⚵ Juno

⊕ die Erde	⚴ Pallas
☿ der Merkur	⚳ Ceres
♀ die Venus	♃ der Jupiter
♂ der Mars	♄ der Saturn
♅ der Uranus	

Die zwölf Zeichen des Thierkreiſes:

♈ Widder	♎ Wage
♉ Stier	♏ Scorpion
♊ Zwillinge	♐ Schütze
♋ Krebs	♑ Steinbock
♌ Löwe	♒ Waſſermann
♍ Jungfrau	♓ Fiſche

B) Mathematiſche, arithmetiſche Zeichen ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

I. 1. II. 2. ꝛc. V. 5. L. 50. C. 100. CC. 200. ꝛc.
VI. 6. ꝛc. IX. 9. D. oder IↃ. 500.
X. 10. XX. 20. ꝛc. M. oder CIↃ. 1000. u. ſ. w.

In der Algebra bezeichnen die erſten Buchſtaben des Alphabets a, b, c gewöhnlich gegebne Größen; hingegen die letzten Bnchſtaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzuſuchenden Größen.

Ferner: + ſo viel mehr (plus); — weniger (minus);
× bezeichnet die Multiplication; ÷ die Diviſion;
= ſo viel als gleich.

Ingleichen: ° Grad, ′ Minute, ″ Secunde, ‴ Terze.

C) Chemiſche Zeichen:

🜁 Luft	♄ Blei
🜃 Erde	♃ Zinn
🜄 Waſſer	☿ Queckſilber
🜂 Feuer	⦶ Salpeter
☾ Silber	⊖ Salz
☉ Gold	🜍 Schwefel
♀ Kupfer	🜿 Weinſtein
♂ Eiſen	

D) Geometriſche und trigonometriſche Charaktere ꝛc.

□ Quadrat	∠ Winkel
△ Triangel	∟ gerader oder rechter Winkel
▭ Rechteck	| Perpendikulär
○ Kreis	∥ Parallel u. ſ. w.

Charakter. Charakteriſtik (Anthropologie. Schöne Kunſt). Unter Charakter verſteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterſchieden und als ein eignes erkannt wird. Charakteriſtiſch pflegt man dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beſchaffenheit ſo ausgezeichnet iſt, daß es nicht verkannt und mit einem andern verwechſelt werden kann. In dieſer Beziehung kann Charakter allem und jedem zugeſchrieben werden, was ſich durch beſondre Merkmale von andern Weſen unterſcheidet, und man ſpricht vom Charakter eines Baumes, einer Waldung,

Gegend, Landſchaft, eines Thieres u. ſ. w. Es iſt z. B. Charakter des Menſchen, d. h. Unterſcheidungsmerkmal ſeiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organiſchen Weſen, daß er eine aufrechte Geſtalt, eine kunſtgeſchickte Hand, Vernunft und Sprache, thieriſche Triebe und ſittliche Freiheit, animaliſche Bedürfniſſe und eine in's Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, und ſo ein wunderbares Mittelweſen zwiſchen den Thieren und höhern Geiſtern iſt. Was den Charakter eines einzelnen Menſchen betrifft, ſo befaßt man darunter im weitern Sinne den Inbegriff aller Eigenſchaften, wodurch ſich ein Individuum von andern unterſcheidet, im engern bloß ſeine ſittlichen Eigenſchaften, den ſittlichen, moraliſchen Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Beſchaffenheit unter den Menſchen genau erkennen und richtig beurtheilen will, ſtets Rückſicht nehmen auf Naturell (d. h. diejenige Art des Wirkens und Seins, welche durch die phyſiſche Beſchaffenheit des Organismus beſtimmt wird), Temperament (ſ. d. Art.), Geiſt (Kopf, Talente), d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Vorſtellungsvermögens, Herz, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenſtänden und Vorſtellungen gerührt zu werden, und Gemüth, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart). In den letztern Hinſichten kann ſowohl auf das Natürliche, als auf das geſehen werden, was der Menſch aus ſeiner Natur gemacht hat, durch Freiheit. Da es nun aber von beſondrer Wichtigkeit iſt, den Menſchen gerade in dieſer Hinſicht am ſorgfältigſten zu erforſchen: ſo muß man in der letztren Beziehung zwei Punkte genau berückſichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche ſich ein Menſch für ſein Verhalten macht (deren Grund man die Geſinnung nennt), und b) die nach Grundſätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menſchen herrſchende, ſich immer gleich bleibende Handlungsweiſe. Eben dieſe aber iſt es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweiſe, Charakter eines Menſchen nennt. Charakterlos nennt man den, der ſich nie die Mühe gab, ſich frei zu feſten Grundſätzen zu erheben, und ohne Kraft iſt, ſie zu befolgen. Man darf daher annehmen, nur ſtarke, große Seelen haben Charakter. Je ſtärker und größer, deſto mehr iſt ihr Betragen Folge ihrer Grundſätze, und deſto treuer iſt jenes dieſen: conſequente; je ſchwächer, deſto weniger iſt dies der Fall: inconſequente Menſchen. Ausgebildete, ſtarke Vernunft und große Kraft des Willens machen alſo den Mann von Charakter. Sind nun dieſe Grundſätze dem Sittengeſetze gemäß, ſo iſt ſein Charakter gut: ſind ſie ihm entgegen, bös. Frei erworbne, ſittlich gute Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbne, ſittlich böſe Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Laſterhaften, den Böſewicht. Als Norm ſteht der Charakter des Tugendhaften da, das herrſchende, beſtändige Streben, das Sittengeſetz in allen Lagen und unter allen Verhältniſſen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer dieſem Charakter und dem ihm völlig entgegengeſetzten, keinen andern, und wir würden die Meiſten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weiſe die weitere Bedeutung die gangbarſte wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moraliſchen, den in weiterer den pſychologiſchen nennen, unter welchem man ſich alſo zu denken hat: den beharrlichen Beſtimmungsgrund der Art zu ſein und zu handeln in einem menſch-

29 *

lichen Individuum, ohne Rückſicht, ob freie Selbſtthätigkeit oder Naturbeſchaffenheit des Individuums die Urſache deſſelben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menſchen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, alles, wodurch er eine eigne Naturart iſt, rechnet man einem Menſchen in dieſem Stande als Charakter an, und verwechſelt daher dieſen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die urſprüngliche Dispoſition zu einer ſolchen Naturart bringt jeder Menſch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schickſale und andre Umſtände tragen das Meiſte zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig ſorgfältigere Unterſuchungen hierüber für Erreichung unſerer Abſichten, und mithin für Glück und Ruhe unſres Lebens ſeien, braucht nicht erinnert zu werden. S. d. Art. Menſchenkenntniß. Daher geht auch ein Hauptmittel, die Menſchen kennen zu lernen, dahin, daß man ihre herrſchende Neigung erforſche, von welcher meiſt das ganze Syſtem ihrer herrſchenden und der davon abhangenden Empfindungen, Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen beſtimmt wird. Wenn nun der philoſophiſche Menſchenforſcher die Verſchiedenheit der menſchlichen Natur nach ihrem Grade nnd Zuſammenhange erkennt, ſo ſtellt ſie uns der Künſtler dar, für die Einbildungskraft. Dieſe iſt ſtets auf Anſchaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine ſolche, die uns die Gegenſtände wie im fernen Nebel verſchwimmend, mit nur ſchwankenden Umriſſen, ſondern auf eine ſolche, die uns dieſelben mit den möglichſt beſtimmten Umriſſen vor die Seele führt. Das Eigenſte, Bezeichnendſte des Gegenſtandes muß zu dieſem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unſre Aufmerkſamkeit feſſeln ſoll, und mit ſolchen Zügen dargeſtellt, welche die ehemalige freie Beobachtung ſo lebhaft erneuern, daß wir gleichſam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenſtandes getäuſcht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das ſchwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armſtützende Stab, der langausſtreckende Tod u. ſ. w. oder der Pappel ſilberwechſelnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber dieſe Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anders gethan, als charakteriſirt, den eigenſten Charakter eines Gegenſtandes hervorgehoben, um dieſen uns dadurch näher zu ſtellen? Poetiſche Schildereien und Beſchreibungen würden ſehr matt und kahl ausfallen ohne ſolche vergegenwärtigende und gleichſam belebende Charakteriſirungen. Nicht aber in dieſen allein ſind ſie nothwendig, ſondern in jeder Gattung der Poeſie, im Kleinſten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede ſchöne Kunſt erreicht ihren Zweck gehörig nur durch ſie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffaſſende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteriſtiſchen in der Natur und Menſchheit ſind dem Kunſtgenie weſentlich; eben dadurch erſchließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieſer Hinſicht Welt und Leben kennen, wie wir ſie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen ſehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, Bildhauer, Tonkünſtler uns auf Erſcheinungen, Aeußerungen, Zuſtände und Verhältniſſe aufmerkſam gemacht haben, an denen wir ſonſt, ohne ſie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erſcheinung ſteht das Alte, Langgewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reiſenden, der, als er nach verſchiednen Umſtänden der durchreiſten Länder befragt ward, antwortete: ja, das hätte ich beobachten können. In die Augen ſpringt jedoch, daß nicht jede ſchöne Kunſt die Charaktere

aller Gegenſtände darſtellen könne, denn jede iſt auf einen gewiſſen Kreis beſchränkt; die bildende Kunſt auf Gegenſtände der äußern Welt, die Tonkunſt auf Gefühle. Die Poeſie allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade ſo weit reicht, als ihr Darſtellungsmittel, die Sprache: ſo ergibt ſich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenſtand ſei, den ſie nicht darſtellen könne. So viele Gegenſtände ſie aber darſtellen kann, ſo viele kann und ſoll ſie auch charakteriſiren. Hier iſt im Allgemeinen keine Grenzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abſcheu erregenden Gegenſtänden zieht. Das Charakteriſiren bezieht ſich nun entweder auf die äußere Form und Beſchaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirkſamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von dieſen dargeſtellt werde, immer ſoll es ſo dargeſtellt ſein, daß es erſcheint als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit iſt die Kunſt nur ein leeres, bedeutungsloſes Spiel: zugleich aber auch ſo, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entſprechende Thätigkeit verſetzt werde. Soll dies geſchehen, ſo muß die herausgehobne Eigenthümlichkeit anſchaulich, ſinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet ſein, und den Gegenſtand eben nur von der Seite mit Beſtimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unſer Intereſſe auf ſich ziehen ſoll. Dies letztre verſteht ſich wohl von ſelbſt, weil ja ſonſt der Dichter in's Unendliche ausſchweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindeſten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Geſetz der Zweckmäßigkeit entſcheiden. Mancherlei Mittel ſtehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichniſſes, bald einer längeren Beſchreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterſchied zwar verurſacht hierin die beſondre Natur der verſchiednen Dichtungsarten; doch bezieht ſich dieſer mehr auf die Mittel, als auf die Behandlung. Das Charakteriſiren kommt aber in der Poeſie hauptſächlich vor bei der Darſtellung menſchlicher Charaktere (Charakterbezeichnung), ſo daß man vorzugsweiſe an ſie zu denken pflegt, wenn von Charakteriſiren in Werken der Poeſie die Rede iſt. Hiervon ſoll jetzt insbeſondre die Rede ſein, weil es mit dem, oben über menſchliche Charaktere überhaupt Geſagten in nächſter Verbindung ſteht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er ſolle Charaktere darſtellen, nicht gemeint ſein könne, er ſolle nur ſolche Perſonen in ſeinen Werken vorführen, welche im ſtrengen Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in ſeiner Welt erſcheinen, mithin meiſt Weſen, wie wir ſie in der Natur nicht, oder nur als ſeltne Ausnahmen finden. Iſt es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Geſellſchaft Langeweile finden und unſre Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Milton's Satan, Klopſtock's Adramelech auf's höchſte intereſſirt, und es iſt kein Zweifel, daß wir durch die Aufſtellung eines echt tugendhaften Menſchen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Verſuchung und Schickſal als wahrhaft erhabner Gegenſtand nur durch ſeinen Tod ſiegt, die innigſte Theilnahme für ihn erregen würden): ſo würde doch der Dichter nur um Extreme ſchweben. Wenn es daher gleich keine noch ſo große erhabne Handlung gibt, deren die menſchliche Natur nicht fähig wäre: ſo hat es doch ſchwerlich einen Menſchen gegeben, deſſen Weisheit mit keinem Zuſatze von Thorheit, deſſen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwä-

che gemiſcht geweſen wäre. Nur Weſen dieſer Art hält der Menſch im Durchſchnitt für ſeines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moraliſten auf ſich, uns ſittliche Ideale der menſchlichen Natur aufzuſtellen, ſondern er ſchildert die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufſtellt, eben ſo wenig können wir erwarten, daß er bloß conſequente uns vorſtellen werde, da feſte praktiſche Grundſätze unter den Menſchen ebenfalls ſelten, und unabweichliche Befolgung derſelben noch ſeltner ſind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur conſequente Charaktere darzuſtellen hätte, ſich erſparen; denn eben Darſtellung der inconſequenten Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilia Galotti und Clavigo ſind, gehören zu den ſchwierigſten Aufgaben der Charakterzeichnung. Das menſchliche Sein in ſeinen verſchiedenartigſten Anwandlungen bringt der Dichter zur Erſcheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poeſie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menſchen zum Gegenſtande haben, zugleich meiſt Entwickelungen der Geſchichte des menſchlichen Herzens, Beiträge zur Menſchenkunde. Ganz entgegengeſetzt den meiſten Menſchen, die, beſchränkt, nur gewiſſe Eigenheiten an ſich und andern ſchätzen, begünſtigen und ausgebildet wiſſen wollen, hat der echte Dichter Sinn für alles, Luſt an allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen ſelbſt das Große ſieht, dem jenes dient. „Nur alle Menſchen“ heißt es in Meiſters Lehrbrief, „machen die Menſchen aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt.“ Indem nun der Dichter, in deſſen Bruſt ein Vorgefühl alles deſſen ruht, was der ganzen Menſchheit zugetheilt ward, dieſe verſchiednen Abwandlungen derſelben, für deren Beobachtungen ſein Blick geſchärft iſt, darſtellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menſchheit und die Verkettungen des, im Dunkeln waltenden Schickſals. Freilich, ſagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schickſal ſo mißverſtünde, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der für und wider nichts die, auf's beſte angelegten Pläne der menſchlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, abſichtslos und ſchadenfroh ohne alle Schuld der Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſänne, daß Alles, was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal.“ Nein, durch Menſchen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menſchheit, wirkt das Schickſal, oder welchen Namen man ſonſt dafür wähle; an dieſe knüpft es die unſichtbaren Fäden, aus denen die Ereigniſſe und Begebenheiten der Menſchheit gewoben werden, und auf dieſe Weiſe ſtellt ſie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm alſo beſtimmter Umriß, Haltung, anſchaulich lebenvolle Darſtellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteriſtik der Geiſter und Herzen, ohne tiefe, innigſte Erfaſſung jeder ſtarken und jeder leiſern Nüance verfehlt er offenbar ſeinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anfoderungen mit Recht gemacht: 1) Sie ſei wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgeſetze der Wahrheit iſt, kann unmöglich ſchön ſein; der Charakter muß mit den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur übereinſtimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. ſie darf ſich ſelbſt nicht

widerſprechen, ſie muß conſequent durchgeführt ſein. Hier iſt die Schwierigkeit unſtreitig bei den ſogenannten Charakterloſen am größten. In dieſem Falle müſſen nur die jedesmaligen Beſtimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geſchicklichkeit angelegt und durchgeführt ſein. Uebrigens gibt es allerdings auch Widerſprüche in ſonſt conſequenten Charakteren, wenn z. B. herrſchende Leidenſchaften mit den Grundſätzen in Conflict gerathen. So iſt es z. B. keineswegs gegen die menſchliche Natur, daß ein Ehrgeiziger ſich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch ſeinen Zweck zu erreichen hofft; es iſt aber gegen die menſchliche Natur, daß ein Phlegmatiker ſich als den feurigſten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überſchaulich ſein, damit man nicht über den Charakter unentſchieden bleibe. Freilich aber iſt es nicht Schuld des Dichters, wenn ſeine Leſer den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyere liefere, ſondern ſeine Phantaſie ſtellt ſo viele Aeußerungen und Züge des Charakters zuſammen, als ſein Zweck erheiſcht und hinreichen, unſre Phantaſie zu erregen und unſer Urtheil zu beſtimmen. Ein einziger leiſer Zug, der Natur fein abgelauſcht, worin ſich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, iſt oft hinreichend zu bewirken, daß unſre Phantaſie das Uebrige hinzudichte. Züge dieſer Art ſind es, welche vornehmlich die beſchreibende Poeſie beleben, die es ſo ſehr mit Beſchaffenheit und Zuſtänden, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantaſie durch die Charakterzeichnung in ein fortſchreitendes Spiel verſetzt werden, worin ſie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des, durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da ſie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatiſchen Poeſie (bei Entfaltung des Willens durch Verſetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verſtand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlets Charakter in Meiſters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poeſie, die es ſtatt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, ſteht in dieſer Hinſicht zwiſchen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatiſche und erzählende Poeſie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt ſind. In dieſer Hinſicht ergeben ſich denn für Charakterzeichnung folgende Geſetze: 1) Nur ſolche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung weſentlich erfoderlich; 2) nicht mehr als nöthig waren und 3) alle in einer ſolchen Aufeinanderfolge, daß das Zuſammenfaſſen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an ſolchen Zügen, etwas, ſo iſt die Charakterzeichnung dürftig; ſind ſie nicht mit der erfoderlichen Stärke herausgehoben, ſo iſt ſie flach, matt, oberflächlich, unbeſtimmt; ſind ihrer zu viele, ſo iſt ſie überladen; ſind ſie zu ſtark, ſo iſt ſie übertrieben, und ſind ſie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Dieſe Fehler weiſen von ſelbſt auf die entgegengeſetzten Tugenden. Man laſſe ſich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterſtücke nicht zu dem Wahne verleiten, in dem ſelbſt Dichter und Aeſthetiker zu ſtehen ſcheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder weſentlich ſei. Charakterzeichnung iſt in allen unerlaßliche Bedingung, und jene ſogenannten Charakterſtücke unterſcheiden ſich von den übrigen, in Hinſicht auf Charakteriſtik, bloß wie Gattung und Art. Es liegt entweder das meiſte Gewicht über-

haupt auf den Charakteren, oder es wird insbeſondre das, einer Klaſſe von Individuen, deren Repräſentant der Held des Charakterſtücks iſt, Eigenthümliche dargeſtellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man ſonſt nur an mehrern zerſtreut antrifft, auf Eine Perſon häuft, und ſo gewiſſermaßen den perſonificirten Charakter ſelbſt, wie z. B. in Moliere's Geizigen, erhält. In beiden Fällen redet man von einem Charakterſtück. Die Unterſuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne, oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde aber zu weit führen. Was die Charakterdarſtellung in der Schauſpielkunſt anlangt, ſo iſt der Schauſpieler nicht bloß Organ des Dichters, ſondern auch Repräſentant ſeiner Helden, und da er dieſe durch ſeine Perſon zu verſinnlichen und zu beleben beſtimmt iſt: ſo folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter getreu darſtellen ſolle. Die ſchwierige Aufgabe des Schauſpielers iſt hierbei dieſe, einen idealen Charakter als Individualität darzuſtellen in ſeiner eignen Perſon. Dieſe ſeine Perſon muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darſtellen ſoll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht, als Veranlaſſung, ſich ein ſolches zu ſchaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerſtreuten Züge von mehrern in Eins verbindet. Da das Erſte nur in ſeltnen Fällen anwendbar iſt, ſo bleibt ihm meiſtens das Letztre übrig, wobei er ſich als echten Künſtler mit ſchöpferiſcher Phantaſie beweiſt. Uebrigens iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauſpieler ſchärfer charakteriſiren müſſe, als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteriſtik die Schauſpielkunſt nichts iſt. Der Schauſpieler befindet ſich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künſtlers; wie denn überhaupt die Schauſpielkunſt als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauſpielkunſt noch mehr Schwierigkeiten zu beſiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn ſich dieſe auf einen Moment beſchränkt, ſo hat jene einen vollſtändigen Cyclus darzuſtellen, worin mit immer gleich gehaltner Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter in beſtändigem Wechſel durch die mannichfaltigſten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat ſie Ausdruck der Beſchaffenheit und des Zuſtandes der Seele im Körper gemein, denn darin beſteht der eine Theil der Charakteriſtik bildender Kunſt; der andre bezieht ſich lediglich auf die äußere Beſchaffenheit der dargeſtellten Weſen, Erfaſſung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Geſtalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Außer dieſer treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunſt zwar in Hinſicht auf äußere Geſtalt, durch Wahl der Formen, das Trefflichere darſtellen, charakteriſtiſch kann ſie aber nur ſein durch den Ausdruck des Geiſtigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geiſt, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erſt der Kreis der ſchönen bildenden Kunſt an, und Copien von Naturgegenſtänden, wäre auch ihr äußerer Charakter noch ſo genau beobachtet und die Behandlung noch ſo trefflich, haben doch keinen Anſpruch auf den Rang unter Werken ſchöner Kunſt, wenn nicht der Künſtler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dies iſt bei manchen Gegenſtänden gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erſtern Klaſſe nennt Göthe widerſtrebende Gegenſtände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Klaſſe gehören Stille-

den, Landſchaften, Thierſtücke, die ohne Charakteriſtik leer und fade ſind und den Beſchauer gleichgültig laſſen. Die höhere Charakteriſtik beginnt, wo im organiſchen Leben freie Thätigkeit ſich äußert, beſonders da, wo er in Individuen ſich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem faſt jedes Individuum ſeine ganze Gattung repräſentirt; der bildende Künſtler wird alſo hauptſächlich ſeine Kunſt des Charakteriſirens in Darſtellungen aus der Menſchenwelt zeigen können. Auf dreifache Weiſe ſtellt er den Menſchen dar, plaſtiſch, phyſiognomiſch und mimiſch. Bei der plaſtiſchen Darſtellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet iſt, kann er nur äußere Zuſtände charakteriſiren, z. B. die Unterſchiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteriſtik gehört den andern Arten an. Phyſiognomiſche Darſtellung zeigt den Ausdruck des innern Menſchen im äußern in Ruhe, und iſt entweder Porträt oder Charakterſtück. Die meiſten Porträts ſind mehr für die Erinnerung, als den tiefern äſthetiſchen Sinn, und es werden meiſt keine höhern Anſprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Geſichtszüge, weshalb denn auch Bildniſſe kein allgemeines Intereſſe haben. Wie in dieſem nur die Perſönlichkeit eines einzelnen Individuums, ſo iſt im Charakterſtück die Individualität einer ganzen Art oder Klaſſe dargeſtellt. Man kann hieher die Charakteriſtik von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichſten Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften nach ihrem phyſiognomiſchen Ausdruck dargeſtellt ſind. (S. Phyſiognomik.) Mimiſch ſtellt die bildende Kunſt den Menſchen dar, wenn ſie aus ſeinem Aeußern auf eine beſtimmte Handlung ſchließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend intereſſirt iſt. Dieſe mimiſche Darſtellung iſt entweder pathologiſch, wenn ſie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatiſch, wenn ſie den Grund ſelbſt als eine vollſtändige Begebenheit darſtellt, welche die Veranlaſſung des mimiſchen Ausdrucks enthält. Dieſe letztern Darſtellungen ſind wieder hiſtoriſche und Charakterbilder. Die letztern erheben ſich über die erſtern dadurch, daß alle Figuren derſelben für ſich intereſſiren müſſen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Verſinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet iſt, wovon das vollkommenſte Beiſpiel Rafaels Schule von Athen ſein dürfte; im hiſtoriſchen Bilde ſind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß iſt wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsſtücken der dramatiſchen Poeſie, und was in Hinſicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. Muſik. Der Gegenſtand der Muſik ſind Empfindungen, das Darſtellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonſtücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eignen Charakter habe, iſt wohl unnöthig zu ſprechen; wir gedenken alſo nur des darnach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weiſe wird dieſer beſtimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenſchaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn raſch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte ſchleicht der Schmerz u. ſ. w. Mit dieſem, der jedesmaligen Empfindung angemeſſenen Rhytmus charakteriſirt alſo die Muſik zunächſt. Da ſich aber nicht bloß durch Bewegung, ſondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne, je nachdem dieſe oder eine andre Empfindung die Urſache von ihnen iſt, unterſcheiden: ſo wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu cha-

rakteriſiren für die Muſik. Hier tritt die Charakteriſtik der Töne ein (ſ. Tonarten), und man ſieht, wie wichtig die Beſtimmung iſt, aus welchem Ton ein Tonſtück gehe. Und ſo zeigt ſich denn auch, die Muſik ſei nur rein wirkſam, wenn ſie auf ihre Weiſe echt charakteriſirt. Daß ſich die Declamation in demſelben Falle befinde, ſpringt in die Augen; denn Declamation, wenn ſie iſt, was ſie ſein ſoll, iſt ja nichts anders, als eine geſprochne Muſik, weshalb auch der verewigte Schocher ſie eine notirte Beredtſamkeit nannte. Und was fodern wir von einer echten Declamation? Nicht bloß, daß ſie richtig ausſpreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. ſ. w., ſondern daß ſie Stillſtand, Fortſchritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darſtellung auf's genaueſte anpaſſe. Denken wir hiebei wieder an den Schauſpieler, ſo erſcheint uns die Schwierigkeit der Kunſt in ihrem ganzen Umfange; denn wie er in Hinſicht auf mimiſchen Ausdruck mit dem bildenden Künſtler verwandt iſt, ſo iſt er es in Hinſicht auf Declamation mit dem Tonkünſtler; die Wahrheit ſeines Mienen- und Geberdenſpiels ſoll er auch durch die Wahrheit ſeines Sprachausdrucks beglaubigen, und ſo der Poeſie von allen Seiten Leben und Seele geben. Endlich darf die Baukunſt eben ſo wenig, als eine andre ſchöne Kunſt, den Charakter vernachläſſigen, welcher durch die Wirkſamkeit gewiſſer Formen auf unſer Gefühl beſtimmt wird; weshalb es, beiläufig geſagt, gar nicht ſo unſinnig war, als es Einigen geſchienen hat, die Baukunſt eine verſteinerte Muſik zu nennen. Die Werke der ſchönen Baukunſt müſſen ſich charakteriſiren als erhabene, prächtige, ſchauerliche, ſchöne, romantiſche. Erhaben bis zum Feierlichen ſind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Palläſte; ſchauerlich, Gefängniſſe, Zeughäuſer u. a.; reizend, wenigſtens ſo weit es durch Symmetrie und Eurhythmie erreichbar iſt, Privatwohnungen, die ländliche Baukunſt u. ſ. w. Das Romantiſche iſt vornehmlich der gothiſchen Baukunſt eigen, von deren mannichfaltiger Anwendung zu unſrer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig iſt. Die „Unterſuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunſt mit den ſchönen Künſten, und die Wirkungen, welche durch dieſen hervorgebracht werden ſollen (Leipzig 1788 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die Gartenkunſt ebenfalls der Charakteriſtik bei ihren Darſtellungen weſentlich bedürfe, lehrt der Art. Gartenkunſt. — Das unumſtößliche Reſultat aller dieſer Unterſuchungen iſt: keine ſchöne Kunſt iſt ohne Charakteriſtik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche ſie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deshalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aeſthetiker gegeben, die geradezu das Weſen aller ſchönen Kunſt in Charakteriſtik ſetzen. In neueſter Zeit hat dies beſonders Hirt gethan, in zwei Aufſätzen, die von ihm in Schillers Journal, die Horen, enthalten ſind. Man überſehe aber nicht, was hiegegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den römiſchen Studien erinnert worden. Schön iſt des erſtern Charakteriſtik der Charakteriſtiker; der Unterſuchung des Letztern fehlt wenig, um erſchöpfend zu ſein. Er ſetzt das Ideale dem Charakteriſtiſchen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen Kunſtwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig dieſe ſei, iſt gezeigt worden; allein ſie iſt noch keine Schönheit, und von ſchöner Kunſt iſt doch die Rede. Da ergibt ſich denn von ſelbſt, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganze, vollſtändige, noch der höchſte Zweck der Kunſt ſein können,

ſondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darſtellung hinzukommen müſſe. Schöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen iſt es, worauf hier Alles ankommt. Vergl. den Art. Ideal, und Falk's kleine Abhandlungen über Poeſie und Kunſt. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines proteſtantiſchen Juwelenhändlers zu Paris, und ſelbſt Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahr alt, als ſein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Oſtindien ſchickte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Surate lebte Chardin ſechs Jahre lang in Iſpahan, wo er ſich weniger mit kaufmänniſchen Geſchäften, als mit tiefen Studien und Unterſuchungen beſchäftigte, und ſeine Verbindungen am Hofe benutzte, um die belehrendſten und zuverläſſigſten Nachrichten über die politiſche und militäriſche Lage Perſiens zu ſammeln. Er brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geſchichte zuſammen. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber ſah, daß er wegen ſeiner Religion keine Anſtellung oder Beförderung zu hoffen hatte, nahm er eine beträchtliche Menge von Koſtbarkeiten mit ſich, und reiſte 1671 wieder nach Perſien. Theils dort, theils in Indien blieb er zehn Jahre. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach ſeiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin gab den erſten Band ſeiner Reiſebeſchreibung in London 1686 heraus. Die andern Bände ſollten folgen, als er zum bevollmächtigten Miniſter des Königs von England bei den Generalſtaaten von Holland, und zum Agenten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bei ebendenſelben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht ſeinem Lieblingsgeſchäfte, und 1711 erſchienen zwei Ausgaben ſeiner Reiſebeſchreibung. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 ſtarb. Alle ſpätern Reiſenden haben die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit ſeiner Angaben und die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe beſtätigt. Die neueſte und beſte Ausgabe von Chardin's Reiſe hat Langles 1811 in zehn Octavbänden nebſt einem Atlas in Folio beſorgt.

Charette de la Coutrie ſ. Vendée.

Charfreitag, auch der ſtille Freitag genannt, hat wahrſcheinlich jenen erſten Namen von dem alten deutſchen Worte charen, welches leiden oder büßen heißt. Die Proteſtanten betrachten ihn als den feierlichſten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Katholiken nur für einen halben Feiertag.

Chargé d'Affaires, ſ. Geſandten.

Charitinnen, ſ. Grazien.

Charkow, Hauptſtadt der ſlobodiſchen Ukraine in Rußland. Sie hat über 1500 Häuſer und an 16,000 Bewohner. Die Einwohner treiben einen nicht unwichtigen Zwiſchenhandel, und es gibt vier große Jahrmärkte hier. 1803 wurde die hohe Schule daſelbſt zu einer Univerſität umgeſchaffen, und aus Deutſchland mehrere bekannte Gelehrte als Profeſſoren dorthin berufen. Der Kaiſer bewilligte jährlich 130,000 Rubel zu Einkünften, und außerdem ſchoß der Adel des Landes 400,000 Rubel zur Einrichtung her. Sie zählt 25 Profeſſoren und etwa 300 Studenten.

Charlatan. (italieniſch: ciarlatano.) Die Abſtammung dieſes Worts, worunter man zunächſt einen Marktſchreier, Quackſalber, Afterarzt, dann aber überhaupt Jeden verſteht, der ſich auf eine auffallende Weiſe den falſchen Schein von Kenntniſſen oder Geſchicklichkeiten gibt, iſt zweifelhaft. Am natürlichſten ſcheint indeß die Ableitung von

dem italieniſchen ciarlare ſchwatzen, weil im Schwatzen eigentlich die Hauptkunſt des Charlatans beſteht.

Charleſtown, die Hauptſtadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde auf einer Halbinſel zwiſchen den Flüßen Aſhley und Cooper 1630 angelegt, iſt gut gebaut, hat eine Bank und zählt über 54,000 Einwohner, worunter 30,000 Neger, in 3500 Häuſern, ohne die Packhäuſer und Magazine. Der Handel von hier aus iſt von der höchſten Bedeutung, ſowohl nach Europa, als nach den weſtindiſchen Inſeln. Die Hauptausfuhr beſteht in Reiß, Tabak, Baumwolle, Indigo. Es laufen jährlich über 1000 Schiffe ein und aus. Die Rheeder der Stadt haben 200 Schiffe.

Charlottenburg, königliches Luſtſchloß, an der Spree, mit einem ſchönen Garten, eine Stunde von Berlin, welches die erſte Königin von Preußen, Sophia Charlotte, erbauen ließ. Die dabei neuangelegte Stadt, enthält 430 Häuſer und 4000 Einwohner. Ein ſchöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort beſuchen. Anfangs hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lietzow, Lützelburg. Unter der verewigten Königin Luiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., iſt es ſehr verſchönert worden. In dem Schloßgarten befindet ſich das, dieſer vortrefflichen Fürſtin errichtete Grabmal, unter deſſen Gewölbe auch ihre Aſche ruht. Jeden 19. des Monats, (zur Erinnerung an den Sterbetag [19. Juli 1810] der Königin) ſtehen die Pforten dem Publikum offen. Am 19. Juli jeden Jahres iſt daſelbſt vor dem Könige und ſeiner Familie Gottesdienſt.

Charon, nach der Mythologie ein Sohn des Erebus und der Nacht. Sein Amt war, die Todten über den ſchwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Kocytus, und den, ſelbſt den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für ſeine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man den Verſtorbnen in den Mund ſteckte. Wer dies nicht mitbrachte, oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißſtätte gefunden hatte, deſſen Schatten mußte an den Ufern des Acheron umher irren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte. Man ſtellte ihn vor als einen finſtern Alten mit ſtruppigem Barte und zerlumpter Kleidung.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwiſchen Philipp von Macedonien und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charoſt (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, zeigte ſich durch ſeine raſtloſe Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe ſeines großen Ahnherrn Sully würdig. Früh trat er in's Heer und zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten aus. Ein Freund und Vater ſeiner Soldaten, belohnte er aus ſeinen Mitteln die Tapfern. 1758 ſchickte er ſein ſämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfniſſen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihm einem ruhigen Wirkungskreis zurück; aber ſeine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, ſetzte er fort. Er war beſonders thätig für die Verbeſſerung des Ackerbaues und den öffentlichen Unterricht. Lange vor der Revolution ſchaffte er die Frohndienſte und die Zwangsrechte auf ſeinen Gütern ab, ſchrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinſen und Renten, u. ſ. w. In verſchiedenen Kirchſpielen gründete er Wohlthätigkeitsanſtalten, ſorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloſer Kinder, ſtellte Aerzte und Heb-

ammen an, ſtiftete ein Hoſpital und ſtattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigne Koſten Getreide in den Hafen von Calais einführen. In den Provinzialverſammlungen ſprach er gegen die Frohnen; in der Verſammlung der Notabeln erklärte er ſich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Laſten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decrete über die patriotiſche Beiſteuer machte er ein freiwilliges Geſchenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er ſich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erſt nach dem 9 Thermidor erlangte er ſeine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Zeugniſſen, welche ihm die Revolutionsausſchüſſe ertheilten, er der Vater der leidenden Menſchheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugeſellſchaft ſtiftete. Kein Opfer war ihm zu groß, und ſein ungeheures Vermögen reichte kaum für ſeine Unternehmungen hin, bis er den 27 Oct. 1800, von unzähligen Menſchen betrauert, deren Wohlthäter er geweſen, an den Blattern ſtarb.

Charpentier (Joh. Fried. Wilh. von), Berghauptmann in Freiberg, ein um die wiſſenſchaftliche Betreibung des Bergbaues höchſt verdienter Mann, war geb. 1738 und ſtarb 1805. 1766 erhielt er an die damals neuerrichtete Berg-Akademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik, ſpäterhin machte er ſich mit dem praktiſchen Grubenbaue bekannt, bekam 1784 die Direction des Alaunwerks zu Schwemſal, und ging 1785 nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach ſeiner Zurückkunft ward in Freiberg das große Amalgamirwerk nach einem ſehr durchdachten Plane angelegt. Er war um dieſe Zeit vom Kaiſer Joſeph in den Reichsadelſtand erhoben worden. Von ſeinen Töchtern war die eine an den Oberhofprediger Reinhard, und iſt jetzt in zweiter Ehe an den Grafen Hohenthal verheirathet; die andere iſt die Gattin des Generals Thielemann.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte ſtudirt und in der letzten Stadt Doctor geworden, fing er zu prakticiren an. Allein nach fünf oder ſechs Jahren widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, zeichnete ſich als Kanzelredner aus, bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Zu Bordeaux trat er in enge Freundſchaft mit Montaigne, der ihm in ſeinem Teſtament die Erlaubniß gab, ſein Familienwappen zu führen. In der Verſammlung der Geiſtlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Abgeordneter erſchien, wurde er zum Secretair ernannt. Er ſtarb 1603 zu Paris. Charron's bekannteſtes Werk iſt ſein Traité de la Sagesse, der von mehrern Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode ſchrieb, iſt ein Auszug und eine Rechtfertigung des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit des erſtern. In ſeinem Traité des trois Vérités beweiſet er gegen die Atheiſten, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchriſten, daß von allen Religionen die chriſtliche die allein wahre ſei und gegen die Ketzer, daß die römiſch-katholiſche Kirche allein ſelig mache. Außerdem ſind noch ſogenannte Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna oder gewöhnlich Magna charta (engliſch: the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgeſetz der

Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der engliſchen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgeſtellt, in welchem er dem Volke, beſondersaber dem Adel, viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnſyſtems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land dieſe Urkunde verletzte, deſpotiſch herrſchte und die Nation vom Papſte abhängig machte, wurde er 1215 durch einen allgemeinen Volksaufſtand, an dem beſonders die Geiſtlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna charta genöthigt. In derſelben wurde das obige Geſetz beſtätigt, es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papſtes verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundſätze feſtgeſtellt, daß ohne Einwilligung der Volksrepäſentanten keine neue Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkürliche Zölle beſchränkt und die Freiheiten der Städte und Flecken ungekränkt gelaſſen werden ſollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieſes Geſetz geſichert, das Erbſchaftsrecht genauer beſtimmt u. ſ. f. (S. Großbrittanien).

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzoſen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebne Conſtitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Charybdis, nach der Fabellehre, eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unerſättlichkeit wegen von Jupiter ins Meer geſtürzt wurde, wo ſie als Meerſtrudel jedes Schiff, das ſich ihr näherte, auf den Grund hinabriß und verſchlang. Die Veranlaſſung zu dieſem Mythus gab der berühmte Wirbel im ſicilianiſchen Meere, der den unkundigen Schiffern ehemals um ſo gefährlicher und verderblicher war, da ſie ſich in dem Beſtreben, ihm zu entgehen, der Gefahr ausſetzten, an den Felſen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage iſt die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, ſicher über ſie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chaſſeki, die erſte Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkiſchen Kaiſers, die ihm den erſten Prinzen geboren hat.

Chaſteler (Johann Gabriel, Marquis von), Militairgouverneur in Venedig, aus einer Seitenlinie des herzoglich-lothringiſchen Geſchlechtes abſtammend, wurde 1763 auf dem Schloſſe Mulbais in Hennegau geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in der berühmten Anſtalt zu Pont-à-Mouſſon, die ſpätere in der wiener Ingenieur-Akademie und ſtarb 1819. Im funfzehnten Jahre ſeines Alters trat er in den öſterreichiſchen Kriegsdienſt, und machte unter dem Prinzen von Ligne den baieriſchen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete ſich bei dem Bau der von Joſeph angeordneten Feſtungen Joſephſtadt und Thereſienſtadt ungemein aus. In eben jenen Friedensjahren machte er auch ſeine Studien in der Geſchichte, Naturkunde, Kriegswiſſenſchaft, und vorzüglich Kriegsbaukunſt. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Kroatien; ſein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudon's Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Breſche von Novi erſtieg, brachte ihm das Thereſienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorſtädte, beſonders hervor. Während der nie-

derländiſchen Unruhen gab er die größten Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Vom Ausbruche der franzöſiſchen Revolution an, nahm er an allen Feldzügen des öſterreichiſchen Heers auf's thätigſte Theil, und erhielt in einem Gefecht bei Aresnes, 1793, mehrere Bajonetſtiche. 1796 und 1797 arbeitete er, auch als Diplomatiker, in Polen und zu Petersburg. 1797 nach dem Frieden von Campo Formido war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Grenzbeſtimmung der neu erworbnen venetianiſchen Provinzen, und 1799 Generalquartiermeiſter des vereinigten ruſſiſch-öſterreichiſchen Heers in Italien. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er ſeine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Cartätſchenkugel in die Bruſt. Obriſt Zach löſete ihn ab als Generalquartiermeiſter, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von ſeiner ſchweren Verwundung kaum geheilt, ſendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Oberbefehl, nach dem Abgange des Erzherzogs Carl, der in Italien ſiegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen, und nach dieſem der Erzherzog Johann übernahm. Chaſteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er ſich ungemein beliebt machte. Als der, nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Oberbefehl berufne Erzherzog Carl den Waffenſtillſtand von Stadt Steyer ſchloß, wurde Tyrol geräumt, und nur von franzöſiſchen und öſterreichiſchen Sauvegarden in gleicher Anzahl beſetzt. Chaſteler befehligte die Oeſterreicher, Nanſouty und Demont die Franzoſen. In dieſer Ruhezeit entwarf Chaſteler vortreffliche Plane für die Befeſtigung Tyrols, für die Bildung der Landwehr und des Landſturms daſelbſt und für Erzielung eines kriegeriſchen Geiſtes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, wo es ihm gelang, ſeine Ausſtreichung von der niederländiſchen Emigrantenliſte zu bewirken. Chaſteler fuhr mit ſeinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der baieriſchen Diviſion Deroy, der Marſch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmont's aus Grätz erhöheten ſeinen alten Ruhm. 1808 wurde ihm die Befeſtigung von Komorn übertragen, die er mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt den Oberbefehl des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann befehligten Armee von Inneröſterreich gehörte. Zum Theil war es nach Tyrol beſtimmt, und obwohl nur zum kleinern Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, das Chaſteler wegen ſeiner Kenntniß des Landes dieſe Unternehmung perſönlich führe. Chaſteler und Hormayr waren nun die Seele des tyroler Aufſtandes, und aller damit zuſammenhängenden politiſch-militairiſchen Verſtändniſſe und Verbindungen, die ſchnell zu den günſtigſten Ergebniſſen führten (ſ. Tyrol). Inzwiſchen war das Unglück bei Regensburg geſchehen. Chaſteler mußte ſich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Napoleon über die Capitulation der 8000 Franzoſen und Baiern in Inſpruck ergrimmt, wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er „einen gewiſſen Chaſteler, angeblich General in öſterreichiſchen Dienſten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzoſen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anſtifter des tyroler Aufſtandes, in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und binnen 24 Stunden zu erſchießen befahl.“ Kaiſer Franz verordnete Repreſſalien gegen dieſen barbariſchen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um ſo ſchändlicher war, als die Fürſorge für die

Gefangnen und Verwundeten einer der erſten Gegenſtände war, womit Chaſteler's ritterliche Seele ſich beſchäftigte. Die baieriſche Armee, unter dem Marſchall Herzog von Danzig, brach ein; furchtlos ging ihr Chaſteler entgegen, ſein Heer wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zerſprengt. Nun zog er ſich in die Centralpoſition des Brenners. Indeſſen war Tyrol von allen Seiten abgeſchnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und ſuchte den nächſten Weg zu dem, inzwiſchen bei Aſpern geſchlagenen Napoleon. Chaſteler brach, ſo wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, und drang durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges ſtand er eine Zeitlang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 Feldzeugmeiſter, Gouverneur von Thereſienſtadt, und übernahm Dresden, als der Vertrag gemißbilligt wurde, den Klenau mit Gouvion Saint Cyr geſchloſſen hatte. BMR.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des 1806 verſtorbenen Miniſters William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigſten Staasmänner, die je Englands Schickſal leiteten. Von Ehrgeiz, Parteilichkeit und Herrſchſucht eben ſo weit, als von Eigennutz und Ränken entfernt, beherrſchte er Großbritannien bloß durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Er war ein Muſter der Gerechtigkeit, enthuſiaſtiſch für ſein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, ſchnell und weit hinausblickend. In der Beredtſamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einer ſchönen Sprache und dem vollkommenſten Geberdenſpiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor ſich ſelbſt einräumte), alle Gemüther für ſich ein, durch ſeinen leichtfließenden, deutlichen, von ſchwerfälligen Schlüſſen, Schwulſt und geſuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und riſſen die Zuhörer mit ſiegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Eſquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 geboren, vertauſchte die Militärdienſte ſchon früh mit den Staatswiſſenſchaften, zog, als ihn bald darauf der Flecken Old-Sarum für das Unterhaus wählte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und bekam ſchon damals, wegen ſeines Patriotismus, von der verwittweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, ſo wie in der Folge eine ſehr anſehnliche Erbſchaft von einem gewiſſen Pynſent. Deſſen ungeachtet ſuchte er ſich auf keine Art zu bereichern; und ſelbſt ſeine erklärteſten Feinde, deren er ſchon damals viele hatte, und die ſich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringſten Flecken auf ſeinen Charakter werfen. Er hatte indeſſen die Kammerherrnſtelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieſelbe 1745 nieder, war 1746 Mitſchatzmeiſter in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeiſter und Generalzahlmeiſter der Armee und geheimer Rath. Aber auch dieſe Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatsſecretär des ſüdlichen Departements erhoben worden war, ſeinen Poſten auf Befehl des Königs Georg II., der durch geheime Ränke wider ihn eingenommen und dabei durch Widerſetzlichkeit von ihm beleidigt worden, in dem nämlichen Jahre verlaſſen. Das Volk, das ihm mit Begeiſterung anhing, beſtürmte jedoch den König ſo unaufhörlich mit Bitten, daß er 1757 auf's neue zum Staatsſecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte ſich ſein großer Geiſt in ſeiner ganzen Stärke. Er überſtrahlte alle Mitglieder des Parla-

ments und alle Miniſter; ſein Wille wurde von allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Engländer wieder hob, und während des damaligen Kriegs mit Frankreich ſeinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbeſſerung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren, und andre durchdachte Plane in wenig Jahren das, demſelben ſchon faſt entriſſne Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrſchaft des Handels verſchaffte. Frankreich wurde in allen vier Welttheilen geſchlagen; und ſchon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er vorausſah, daß daſſelbe den Franzoſen beiſtehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourboniſchen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georg II. ſeine großen Entwürfe. Georg III. war von Pitt's Gegner, dem Grafen Bute, einem beſchränkten Staatsmanne, wider ihn eingenommen worden, ſo daß Pitt ſeine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und blos im Unterhauſe blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Dankſagung an Pitt, deſſen Gemahlin unterdeſſen Baroneſſe von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inſchrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anſchlagen, und betrachtete ihn als das Palladium ſeiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Poſten verlaſſen, als man im Parlamente vergaß, die von ihm beabſichtigten Zwecke zu verfolgen. Man ſäumte, Spanien den Krieg zu erklären, bis es ſich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortſetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei ſchloß 1763 Frieden. Pitt nahm ſich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er vorausſah, daß ſich die amerikaniſchen Kolonien bei fortdauernder deſpotiſcher Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er beſonders 1766 auf glimpflichere Behandlung derſelben, und auf Widerrufung der Stempelacte. In demſelben Jahre wurde ein neues Miniſterium berufen, und der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pyſent und Grafen von Chatam. Dies geſchah jedoch nicht ſowohl aus Hochachtung für ſeine Verdienſte, als um ihn aus dem Unterhauſe, wo ſein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lords North und ſeiner Anhänger war, dem Miniſterium nicht ſo gefährlich werden konnte. Indeſſen fuhr man fort, die Kolonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhafteſten Freimüthigkeit gelindere Maßregeln, beſonders 1775; allein man verwarf ſeine Warnung, und 1776 erklärten ſich die Kolonien für frei. Ein abermaliger Verſuch, den er 1777 zur Ausſöhnung mit ihnen machte, ſchlug ebenfalls fehl: umſonſt zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umſonſt bewies er, daß der Krieg dieſelben nur noch mehr empöre. Es war am 8. April 1778, als er, wiewohl er ſehr krank war, das ſchlechte Verfahren der Miniſter gegen Amerika öffentlich tadeln zu müſſen glaubte; nach geendigter Rede ſank er ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlamente auf ſein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11. Mai ſtarb. Das Parlament gab demjenigen ſeiner Söhne, der die Grafſchaft Chatam beſaß, für ſich und ſeine Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitt auf öffentliche Koſten mit dem größten Pomp, und ſetzte ihm in der Weſtminſterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmäler.

Chateaubriand (François Auguſte, Vicomte de), ein Neffe des edlen Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetſten, jetzt lebenden

Schriftſtellern Frankreichs. Er iſt 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und trat 1786 in das Infanterieregiment Navarra. Während der blutigen Aechtungen im Laufe der Revolution verließ er ſein Vaterland, und begab ſich nach Nordamerika. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereiſte er Deutſchland, wo er 1799 als verdächtig von den öſterreichiſchen Truppen angehalten, aber bald wieder in Freiheit geſetzt wurde. Er begab ſich darauf nach London, wo er einen Verſuch über die ältern und neuern politiſchen Revolutionen, in Beziehung auf die franzöſiſche Staatsumwandlung, herausgab. Nach dem 18. Brůmaire kehrte er nach Frankreich zurück, trat mit Fontanes, La Harpe und andern ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, ward Mit-Herausgeber des Mercure, und ließ nunmehr zu Paris ſein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erſcheinen, aus welchem eine Epiſode: Atala, oder die Liebe zweier Wilden, in alle lebende Sprachen von Europa überſetzt worden iſt. 1803 war er auf eine kurze Zeit Geſandtſchaftsſecretär in Rom unter dem Kardinal Feſch. Dieſer Aufenthalt begeiſterte ihn zu ſeinen Märtyrern, einem religiöſen Gedichte. Noch in demſelben Jahre ward er als franzöſiſcher Miniſter in Wallis angeſtellt, verließ aber auch dieſen Poſten ſchon zu Anfange des J. 1804 wieder, und machte zwei Jahre darauf eine Reiſe nach Paläſtina, deren Frucht ſein Itinéraire de Paris à Jérusalem war. In allen dieſen Werken zeigt er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantaſie und einen vielſeitig gebildeten Geiſt, dem das Talent der Darſtellung zu Gebote ſteht. Sein Styl iſt glänzend, oft hinreißend, zuweilen aber auch geſchraubt und unverſtändlich. Das Inſtitut nahm ihn 1811 in Chénier's Stelle zum Mitgliede auf. Er machte noch einige Reiſen, und war 1814 bei Napoleons Sturze wieder in Paris. Gleich nach der Einnahme dieſer Stadt ſchrieb er jene berühmt gewordne Flugſchrift über Napoleon Buonaparte und die Bourbons, worin er, nach einer Schilderung Frankreichs unter der kaiſerl. Regierung, die Nothwendigkeit für Frankreich behauptet, die Bourbons zurückzurufen. Bei Napoleons Landung folgte er Ludwig XVIII. nach Gent, und kehrte mit ihm nach Paris zurück. Den 19. Aug. 1815 ward er Staatsminiſter und Pår, und erhielt kurz darauf das Präſidium des Wahlcollegiums des Loiredepartements. 1816 aber zog er nach der Aufhebung der ultraroyaliſtiſchen Deputirtenkammer von 1815 durch eine Schrift unter dem Titel: De la monarchie selon la Charte, ſich die Ungnade des Königs zu, und wurde in Folge derſelben aus dem Staatsrathe entfernt. Er hat ſich ſtets als eifrigen Royaliſten im Geiſte gezeigt. Man ſchrieb ihm einen Antheil an der Denkſchrift Vitrolles zu, die im Sommer 1818 den verbündeten Mächten von einigen Häuptern der Ultra-Royaliſten übergeben wurde, um die Räumung Frankreichs zu verzögern, indem ſie dieſe als ein Signal zu einer neuen Revolution betrachten wollten. Auch gab er die ultra-royaliſtiſche Zeitſchrift, den Conſervateur, heraus, welche 1819 Fiévée fortſetzte. Im J. 1820 ſchrieb er Mémoires sur la vie du Duc de Berry, und wurde zum Geſandten an den berliner Hof ernannt. Im J. 1822 erhielt er die wichtige Ambaſſade bei dem Hofe von St. James und wohnte dem Congreß von Verona mit bei. Mehr über ſeinen literariſchen Charakter und ſein politiſches Leben in der neuen Folge dieſes Werkes 1ſten Bds 1ſte Hälfte.

Chateauroux (Marie Anne, Ducheſſe de), aus dem erlauchten Hauſe Nesle, vermählte ſich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als ſie im 23ſten Jahre Wittwe geworden, ward ſie von der Ducheſſ Mazarin, ihrer Tante, aufgenommen, verlor aber bald dieſe Stütze.

Nachdem ihre beiden Schweſtern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrſcht hatten, flößte ſie dem Könige eine lebhafte Leidenſchaft ein. Sie ward zur Palaſtdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chateauroux ernannt und erhielt eine Penſion von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte ſich Ludwig XV. an die Spitze der Heere geſtellt, um in Flandern und im Elſaß den Fortſchritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab ſein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. In Paris fand ſie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Geneſung des Königs beide wieder zuſammenführte und mit einander ausſöhnte. Sie erlangte einen vollſtändigen Triumph, und hatte das Verſprechen erhalten, zu dem wichtigen Poſten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als ſie 1744 ſtarb. Zu Paris erſchien 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen.

Châtelet, Grand Châtelet, war zu Paris derjenige Gerichtshof, welcher die Civil-Polizei-und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris ſtand unter demſelben. Dieſes große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welcher la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängniſſe diente und Petit Châtelet genannt ward, lag in dem Theile, der l'Université heiſt, iſt aber jetzt zerſtört, daher die Gefangnen auch im Grand Châtelet aufbewahrt werden.

Chatillon (Congreß zu), vom 3. Febr. bis 15. März 1814, und gleichzeitige Kriegsereigniſſe. Die Unterhandlungen, welche die Verbündeten ſchon zu Frankfurt im Novbr. 1813, mit Napoleon angefangen, dann aber ſeit dem 8. Januar 1814, als ſie den Schauplatz des Krieges in das Herz von Frankreich verlegten, abgebrochen hatten, wurden auf's neue fortgeſetzt in dem für neutral erklärten Städtchen Chatillon-ſur-Seine (Hauptort eines Bezirks in dem Departement Côte d'or, mit 3700 Einw.), wo Herr von Caulaincourt (Herzog von Vicenza), der an Marets (Herzog von Baſſano) Stelle Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, die Antwort des Fürſten Metternich auf ſeinen letzten Brief erwartete. Lord Caſtlereagh leitete daſelbſt die Unterhandlungen im Namen Großbritanniens; außer ihm befanden ſich noch daſelbſt drei brittiſche Miniſter, der Lord Cathcart, Aberdeen und Stewart. Im Namen Rußlands unterhandelte der Graf von Razumoffski, im Namen Oeſtreichs der Graf Stadion, und im Namen Preußens der Baron von Humboldt. Die Geſchichte dieſes Congreſſes, der ſich in den letzten Tagen des Januars verſammelte, ſteht mit dem Gange des Krieges im genauſten Zuſammenhange. Nach der Schlacht bei Brienne oder la Rothière (ſ. d. Art. Brienne) zog ſich Napoleon über Troyes am 8. Februar nach Noyent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten hatten ihrerſeits in dem Kriegsrathe zu Brienne am 2. Febr. beſchloſſen, die franzöſiſche Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für zwei Heere auf einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten ſich alſo, um auf Paris zu marſchiren, jener über Troyes, das er am 7. Febr., Napoleons Heertheile zurückdrängend, beſetzte, an beiden Ufern der Seine, dieſer über Arcis und Chalons, um hier die Heertheile von York, Kleiſt und Langeron aufzunehmen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Allein Blücher drang, den Marſchall Macdonald verfolgend, ſtatt die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, in einzelnen Heerhaufen, wodurch er ſeine Kräfte zerſplitterte, zu raſch durch die Champagne vor. Zwi-

ſchen ihm und der Hauptarmee blieb ein leerer Raum von drei bis vier Märſchen, den Napoleon, ungeachtet der verdorbenen Wege, mit raſcher Kühnheit zum größten Nachtheil für die Alliirten benutzte. Unterdeſſen war der Congreß bereits am 3 Febr. eröffnet worden, indem Napoleon ſich zur augenblicklichen Auslieferung aller feſten Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, ſobald die Verbündeten ihm einen Waffenſtillſtand zugeſtänden. Allein dieſe verlangten, ſogleich die vorläufigen Bedingungen eines Friedens zu unterzeichnen, der Frankreich ſeine alten Grenzen ſichere, wenn Napoleon ihnen ſechs der wichtigſten Grenzfeſtungen einräumte. So ſtand die Unterhandlung, als Napoleon, — rechts von Schwarzenberg dieſſeits Troyes bedroht, links von Blücher überflügelt, deſſen vorderſter Heerhaufen unter York bis la Ferté ſous Jouarre, am 9. Febr., drei Tagemärſche von Paris, vorgedrungen war, — plötzlich durch einen Seitenmarſch die Mitte der Linie, auf welcher die durch ſtarke Zwiſchenräume getrennten Abtheilungen des ſchleſiſchen Heeres ſich befanden, ſenkrecht durchſchnitt, ſo daß er nun im Rücken und in der linken Flanke des Feindes vordrang. Er ließ nämlich 36000 Mann unter Victor, Oudinot und Milhaud an den Uebergangspunkten der Seine und Yonne gegen Schwarzenberg zurück, und eilte von Nogent über die Seine links mit den Heertheilen von Ney und Marmont, nebſt den Garden unter Mortier, 30,000 Mann ſtark, am 9 Februar nach Sezanne, warf ſich am 10. bei Champaubert, mit 6000 Pferden auf die ruſſiſche Heerabtheilung des Generals Alſufieff, der 500 Mann Fußvolk und 24 Kanonen hatte. Dieſer mußte ſich, nach tapferem Widerſtande, mit 2000 Mann ergeben; 2000 Mann entkamen durch die Wälder, und 15 Kanonen fielen in feindliche Gewalt. Napoleon ſtand jetzt im Rücken der unter Sacken und York vorgeſchobenen Heertheile. Jener marſchirte daher, 2000 Mann ſtark, eiligſt von la Ferté nach Montmirail zurück, wurde aber hier am 11. Febr. von Napoleon, der Montmirail ſchon beſetzt hatte, nach einem blutigen Kampfe in den Dörfern l'Epine und Marchais, geſchlagen, und zog ſich, durch die Ankunft eines Theils des Heerhaufens von York gedeckt, mit einem Verluſte von 2400 Mann an Todten, 1000 Gefangenen und 9 Kanonen, in der Nacht nach Château-Thiery zurück, das er, nachdem ſein Nachtrab auf den Höhen von Nesle am 12. nochmals geſchlagen worden war und über 2000 M. verloren hatte, fliehend erreichte. Hier deckte Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 M. den Uebergang auf das rechte Ufer der Marne, worauf Sacken und auch York, der indeß von Meaux zurückgewichen war, beide von Macdonald verfolgt, ſich nach Rheims zurückzogen. Unterdeſſen hatte Blücher auf die erſte Kunde von Napoleons Bewegung, den Heertheil des General-Lieutenants von Kleiſt und die Abtheilung des Generals Kapzewitſch, am 12. in der Stellung bei Bergeres zuſammengezogen, und war in der Meinung, Napoleon ſey von den Generalen York und Sacken zurückgewieſen, mit 20,000 Mann nach Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegen geſandt hatte, am 13. angriff und ihn, um ſich mit Sacken und York zu vereinigen, nach Montmirail hin bis Vauchamp zurücktrieb. Aber ſchon am 14. ereilte Napoleon hier und bei Joinvillers den preußiſchen Vortrab. Bald ſah ſich Blücher von allen Seiten angegriffen, und ſeine Lage jetzt erkennend, beſchloß er den Rückzug; das Fußvolk ſchaarte ſich in Maſſen, die Batterien zwiſchen ſich, die Reiterei auf den Flügeln. An dieſem Tage bei Vauchamp und Etoges, rettete die Tapferkeit der Preußen und der Heldenmuth ihrer Führer, Blücher, Gneiſenau, Kleiſt

und Prinz Auguſt von Preußen, das Heer von Schleſien. Denn trotz ihrer Ueberlegenheit an Reiterei, vermochten die Franzoſen nicht die preußiſchen Vierecke zu durchbrechen; vergebens hatte Grouchy Champaubert und mit 6000 Reitern die Straße nach Etoges beſetzt, um Blücher den Rückzug abzuſchneiden. Obgleich vom Feinde umzingelt, warfen die Preußen und Ruſſen ſeine wiederholten Flankenangriffe zurück, und zogen fechtend in gedrängten Schaaren fort, bis ſie den Wald von Etoges erreichten. Auch hier mußten ſie ſich durch Maſſen des feindlichen Fußvolks, das ihnen dahin zuvorgekommen war, durchſchlagen, wobei die Nachhut, von Grouchy's Reiterei in den Flanken, und von Marmont's Fußvolk von vorn angegriffen, größtentheils zerſprengt und gefangen wurde. Erſt in der Nacht gelangte Blücher, mit einem Verluſte von 4000 M. und 9 Kanonen, in die Stellung bei Bergeres. Am 16. wich er, ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons an der Marne zurück, wo er ſich mit York und Sacken und mit den herbeieilenden Schaaren von Langeron vereinigte. Das ſchleſiſche Heer hatte in dieſen ſechs Tagen ein Viertheil ſeiner Stärke, beinahe 15000 Mann verloren, war aber jetzt von neuem über 60000 M. ſtark. — Unterdeſſen waren Witgenſtein und Wrede über die Seine in Napoleons Rücken vorgedrungen, und Fürſt Schwarzenberg hatte die an der Seine ſtehenden Heerabtheilungen aus Sens am 11., aus Nogent am 12., aus Montereau am 15., ſo wie aus Provins und aus andern Orten vertrieben, ſo daß das Heerlager der verbündeten Monarchen am 16. bis Bray vorgerückt war. Dies bewog den Kaiſer Napoleon am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blüchers abzulaſſen, und er zog in Gewaltmärſchen, mit ſeinem jetzt auf 100,000 Mann verſtärkten Heere, von Montmirail am 16. bis Meaux, um von hier aus ſich auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheeres zu werfen. Allein Schwarzenberg empfahl ſofort den drei auf dem rechten Seineufer ſtaffelweiſe vorrückenden Heerestheilen in der Angriffsbewegung einzuhalten. Doch Wittgenſtein ſetzte willkürlich ſeinen Marſch weiter fort; daher geſchah es, daß nicht nur ſein Vortrab unter Pahlen von dem General Gerard bei Mormant und Nangis am 17. angegriffen wurde, wo er einige tauſend Mann und 10 Kanonen verlor, ſondern daß auch am 18. bei Montereau, am linken Ufer der Seine, wo die Yonne in die Seine fällt, ein nachtheiliges Gefecht geliefert werden mußte, wo jedoch der tapfre Kronprinz von Würtemberg an der Spitze des vierten Heertheils, mit etwa 10,000 M. und 38 Stück Kanonen, den Uebergang über die Seine, dem an Victors Stelle getretenen General Gerard und dem Kaiſer Napoleon ſelbſt, die ihn mit 30,000 M. und 60 Kanonen angriffen, — ſo wie Schwarzenberg es ihm befohlen — bis zum 18. Abends verwehrte, und ſich hierauf, indem er über die Brücke nach Montereau unter dem feindlichen Geſchützfeuer ging, nach einem Verluſte von 2800 Mann, ohne die Gefangnen und das unbrauchbar gemachte Geſchütz, ungehindert auf das Hauptheer zurückzog. Dadurch gelang es dem Fürſten Schwarzenberg alle Maſſen ſeines Heeres am 19. wieder bei Troyes zu vereinigen. Jetzt hoffte Napoleon, den Fürſten hier zu einer Schlacht zu zwingen, wo alles ihm den entſcheidendſten Erfolg verſprach; dazu kam noch die Nachricht von einem Siege, den der Vicekönig von Italien gegen Bellegarde am Mincio, vom 8. bis 10. Februar, erfochten hatte*), was Na-

*) Der Adjutant des Vicekönigs brachte ihm jene Nachricht in deme Augenblicke, wo er bei Montereau geſiegt hatte. Napoleon fertigt

poleons Zuverſicht ſo ſehr erhob, daß er ſeine Foderungen zu Chatillon in einem ſtolzeren Tone noch höher ſpannte, als bisher. Allein Fürſt Schwarzenberg ging noch in der Nacht durch Troyes über die Seine, und ſtellte ſich am 21. mit Blücher auf's neue eng verbunden, längs dem rechten Ufer dieſes Fluſſes bis Mory auf. Dieſer vielfach getadelte Rückzug am 19., auf welchem am 25. auch der über die Aube bis Colombé nach Chaumont hin folgte, weil Augereau von Lyon aus die Verbindung des Hauptheeres mit der Schweiz bedrohte, rettete beide Heere der Verbündeten, welche jetzt beinahe Alles verloren ſahen, was ſie ſeit der Schlacht bei Brienne gewonnen hatten. Schwarzenberg entſandte nun Bianchi mit 30,000 Mann, um längs der Saone gegen Augereau vorzurücken; zugleich wurde dem Kaiſer Napoleon, als deſſen Heerlager noch zu Montereau war, am 19. Febr. Waffenſtillſtand angetragen, und ein Eilbote aus Chatillon überbrachte ihm den Entwurf eines vorläufigen Friedens, unterzeichnet von ſämmtlichen Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zu Chatillon den 17. Febr. 1814. Aus dem Umſtande, daß dieſer Tractat zwiſchen den Mächten Oeſtreich, England, Rußland und Preußen, und „Sr. Majeſtät, dem Kaiſer der Franzoſen, ſeinen Erben und Nachfolgern," abgeſchloſſen werden ſollte, ſieht man, daß die engliſchen Bevollmächtigten an keinen beſondern Artikel, die Anerkennung von Napoleons Kaiſertitel betreffend, gedacht, ſondern dieſen Titel als ſchon zugeſtanden angenommen haben. Die Bedingungen fand der in Paris errichtete Regentſchaftsrath, dem der Kaiſer den Entwurf mittheilte, annehmbar; allein eine Nebenbeſtimmung, die von den Verbündeten geforderte Beſetzung von Paris bis zum endlichen Frieden, beleidigte Napoleons Würde ſo ſehr, daß er mit dem Ausrufe: „Er ſey jetzt näher bei Wien, als die Verbündeten bei Paris", die Vorſchläge verwarf, jedoch mit Oeſtreich beſondre Unterhandlungen anzuknüpfen ſuchte. Eben ſo wenig nahm er den von den Verbündeten am 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenſtillſtands an, willigte aber ein, daß nach den am 25. Febr. vom Fürſten von Lichtenſtein überbrachten Vorſchlägen, die Unterhandlungen zwiſchen Flahault und dem öſtreichiſchen General Duca, dem Grafen Schuwaloff und dem preuß. General Rauch, in dem Dorfe Luſigny fortgeſetzt wurden. Doch ſein Verſuch, Oeſtreich von den Verbündeten zu trennen, war vergeblich; der Kaiſer Franz ſchien zwar einer Ausgleichung mit Napoleon nicht abgeneigt zu ſeyn; allein durch einen Unfall wurde der mit ſeinen Vorſchlägen beauftragte Unterhändler B. v. L. unterwegs aufgehalten, und der für Napoleon günſtige Augenblick ging dadurch verloren. Denn die vier Mächte vereinigten ſich bald auf's engſte gegen Frankreich zur Herſtellung und Behauptung des Friedens, durch den, für die Dauer von zwanzig Jahren, am 1. März abgeſchloßnen Traktat zu Chaumont, nach welchem ſie, wenn Napoleon die ihm gemachten Friedensvorſchläge nicht annähme, den Krieg fortſetzen, wenn er ſie aber annähme, den Frieden, ſo wie er von ihnen beſchloſſen ſey, mit vereinter Kraft aufrecht erhalten wollten. So wurde das Schutz- und Trutzbündniß von Chaumont die diplomatiſche Grundlage der noch beſtehenden europäiſchen Staatenverhältniſſe; wir haben ihm daher einen eigenen Artikel gewidmet. (S. Chaumont.) Während dies geſchah, rückte Napoleon, unter beſtändigen Gefechten, der Haupt-

ihn ſogleich mit den Worten ab: Retournez auprès d'Eugène, racontez-lui, comment j'ai arrangé ces gens-là! C'est de la canaille que je chasserai à coups de fouet!!

armee nach und beſetzte am 25. Febr. Troyes. — Blücher hatte ſich indeß von Schwarzenberg wieder getrennt und ging am 24. bei Baudemont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen, und ſich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog ſich bis auf ſeine zu Langres befindlichen Unterſtützungen zurück, ſo daß nunmehr das öſtreichiſche Heer von 50,000 Mann im Süden, unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg, und das ſchleſiſche im Norden, mit Winzingerode's und Woronzoff's Heertheilen der Nordarmee unter Bülow vereinigt, die beiden Flügelheere der Hauptarmee bilden ſollten. Napoleon konnte jetzt mit ganzer Macht entweder auf Schwarzenberg fallen und ihn zur Schlacht nöthigen, oder auf Blücher. Aber wie den vorſichtigen, beſonnenen Schwarzenberg zur Schlacht zwingen? Er eilte alſo Blüchern nach; doch Tettenborn, deſſen leichte Truppen von dem Heere, das aus Flandern kam, das linke Marneufer durchſtreiften, entdeckte ſchon am 27. Febr. Napoleons Marſch in der Richtung von Arcis ſur Aube, über Fère Champenoiſe und Sezanne nach Jouarre. Auf die davon an Blüchern und Schwarzenberg gemachte Meldung, ſtellte letzterer ſofort ſeinen Rückzug ein, ſchlug die feindlichen Heertheile unter Macdonald, Oudinot und Gerard zurück, erzwang am 27. Febr., im Sturm auf Bar, den Uebergang über die Aube, beſetzte aber erſt nach dem Gefechte bei Laubreſſel am 3. März, das nur elf Stunden von Bar ſur Aube entfernte Troyes am 4., worauf er ſeine frühere Stellung an der Seine wieder einnahm. Unterdeſſen aber ward Blücher, der bereits den Marſchall Marmont bis auf wenige Meilen von Paris zurückgedrängt hatte, durch den Kaiſer rechts ab nach dem Aisne hin getrieben, und würde hier, von Mortier und Marmont, in Verbindung mit dem heraneilenden Napoleon, zwiſchen Jouarre und Fismes eingeſchloſſen und gänzlich geſchlagen, wo nicht vernichtet worden ſein, wenn nicht im rechten Augenblicke, Major von Martens von Bülow's Heer, das gegen Soiſſons herabzog, den Commandanten von Soiſſons *), den Brigade-General Moreau, am 3. März durch angebotene ehrenvolle Bedingungen zu capituliren bewogen oder vielmehr überredet hätte. Nun zog ſich Blücher durch Soiſſons auf das rechte Ufer des Aisne zurück, und bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow. Dieſer war nämlich aus Flandern über Avesnes in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. la Fère, wo ſich beträchtliche Kriegsvorräthe und 100 Kanonen befanden, durch den General Thümen wegnehmen laſſen, ſich hierauf mit Winzingerode vereinigt, und war von Laon her am 2. März gegen Soiſſons vorgerückt. Blücher nahm jetzt mit dem auf 100,000 Mann ſtarken Heere am 4. März eine Stellung bei Craone, und hielt Soiſſons beſetzt, wo

*) Hielt ſich Soiſſons, ein militäriſch-wichtiger, jedoch nur von Mauer und Graben umgebener Platz, vier und zwanzig Stunden länger, ſo konnte der eingeſchloſſne Blücher hier nicht über den Aisne zurückgehn, noch ſich mit Bülow vereinigen. In Soiſſons, das eine ſteinerne Brücke hat, und der Schlüſſel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden iſt, laufen ſechs Heerſtraßen zuſammen. Darum hatte Winzingerode dieſe Stadt bereits am 14. Febr. mit Sturm genommen; allein nach dem Treffen bei Montmirail beſetzte ſie Mortier wieder am 19. Febr. General Moreau wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt; aber der 31. März rettete ihm das Leben.

General Rudczewitz mit 5000 Ruſſen den von Mortier am 5. März verſuchten Sturm zurückwies. Napoleon mußte daher oberhalb Soiſſons über den Aisne gehn; dieß that er, nachdem er von Fismes aus am 5. Rheims genommen und ſich der Aisne-Brücke bei Bery au Bac bemächtigt hatte, am 6. März. Hierauf griff er am 7. die Generale Sacken und Woronzoff auf den Höhen von Craone mit ſolchem Erfolg an, daß die Ruſſen, zwar unbeſiegt, jedoch mit einem Verluſte von 4800 Mann an Todten und Verwundeten, ſich nebſt der Beſatzung von Soiſſons, in die Stellung von Laon zurückzogen. Die Franzoſen zählten 8000 Todte und Verwundete. Entſcheidender war die Schlacht bei Laon am 9. März. Dieſe Stadt von 7000 Einwohnern diente, ihrer vortheilhaften Lage wegen, den Verbündeten als Waffenplatz. Bülow hielt die Anhöhe vor Laon beſetzt, Kleiſt und York ſtanden auf dem linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meiſten bedrohten linken Flügel wurden als Unterſtützung noch die Heertheile von Sacken und Langeron zugewieſen. Da Sümpfe und Engwege den Zugang erſchwerten, ſo konnte Napoleon erſt Nachmittags den linken Flügel des Feindes durch Marmont mit Macht angreifen laſſen, während ſein linker Flügel mit dem rechten feindlichen von früh 8 Uhr an in ein ſtehendes, meiſt unentſcheidendes Gefecht verwickelt blieb. Die Stellung von Blüchers Mitteltreffen war unangreifbar. Nach blutiger Anſtrengung gelang es endlich Marmont, den preußiſchen linken Flügel gegen Laon zurückzudrängen und ſich gegen Abend des Dorfes Athies zu bemächtigen, die Entſcheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Da führte plötzlich um 7 Uhr Abends, General York, nebſt Kleiſt, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, und der Reiterei, welche unter dem General Ziethen in die rechte Flanke des Feindes einbrach, einen nächtlichen Ueberfall in dem Dorfe Athies aus, den gleichzeitig von vorn ein Angriff mit dem Bajonette ſo kräftig unterſtützte, daß die im Rücken und auf beiden Flügeln angegriffenen Franzoſen nach kurzem Widerſtande aus dem Dorfe getrieben und völlig in die Flucht geſchlagen wurden. Sie verloren 46 Kanonen und mehr als 2500 Gefangene; Marmonts Heerhaufen und die Reiterei unter Arrighi waren beinahe ganz zerſtreut oder aufgerieben. Deſſen ungeachtet griff Napoleon am 10. früh, ſtatt ſich ſogleich zurückzuziehn, aus einem unbegreiflichen Eigenſinn, mit ſeiner geringen Macht den rechten Flügel Blüchers und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, ſah ſich aber am Abende, nach einem hartnäckigen Kampfe, mit beträchtlichem Verluſte, gezwungen, am 11. nach Chavignon und Soiſſons zurückzuweichen. Hätte Blücher den nächtlichen Sieg am 9. raſch benutzt, ſo würde er dem Kaiſer Napoleon eine gänzliche Niederlage beigebracht haben. Jetzt rückte er ihm nur langſam nach, und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer ſtehn. Unterdeſſen hatte der 15,000 Mann ſtarke ruſſiſche Heertheil des Grafen St. Prieſt dem preußiſchen General Jagow, der aus den Ardennen herab über Vitry heranzog, am 12. März das ſchwach beſetzte Rheims erſtürmt. Napoleon bahnte ſich daher ſofort, durch die Wiedereinnahme von Rheims, den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der ſchon am 14., als er die Kunde von Blüchers Siege bei Laon erhalten, ſeine Heermaſſen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung geſetzt hatte. (S. den dritten Abſchnitt der Geſchichte des Feldzugs vom J. 1814, unter dem Art.: Paris, Einnahme im J. 1814). Während Napoleon das ſchleſiſche

Heer an dem Aisne zu vernichten hoffte, waren die Unterhandlungen zu Luſigny am 5. März erfolglos abgebrochen worden, und zu Chatillon ſtockte das Friedensgeſchäft gänzlich, weil Napoleon nicht nachgab. Endlich beſtimmten die Verbündeten den 10. März als die Schlußfriſt, bis zu welcher Napoleon entweder den ihm vorgelegten Friedensentwurf annehmen, oder einen demſelben entſprechenden Gegenentwurf übergeben ſollte. Allein ſtatt deſſen legte Herr von Caulaincourt einzelne Punkte vor, welche die Unterhandlungen nur in die Länge gezogen haben würden. Man bewilligte ihm alſo noch eine Friſt von fünf Tagen, worauf Caulaincourt am 15. März, alſo nach der Schlacht bei Laon, einen Friedensentwurf übergab, nach welchem Napoleon 1) Italien nebſt Venedig als Königreich für Eugen Beauharnois und deſſen Erben verlangte, 2) auf Holland zwar verzichtete, jedoch die Niederlande nebſt der Schelde und Nimwegen behalten wollte. Das linke Rheinufer ſollte bei Frankreich bleiben, Joſeph aber für Spanien, ſo wie Hieronymus für Weſtphalen, Eugen für Frankfurt, und Napoleons Neffe Ludwig für das Großherzogthnm Berg angemeſſene Entſchädigungen erhalten. Doch ſelbſt mit dieſen Vorſchlägen war es dem franzöſiſchen Kaiſer nicht voller Ernſt. Er hoffte noch immer auf glückliche Erfolge, um dann jene Punkte zurückzunehmen. Der Herzog von Baſſano ſchrieb nämlich am 19. März, unmittelbar vor dem Treffen bei Arcis ſür Aube, (ſ. d. Art. Paris, Einnahme) einen Brief an den Herrn Caulaincourt: „Der Kaiſer wünſche, ſelbſt nach dem Abſchluſſe des Tractats, dadurch ſo wenig feſt gebunden zu ſein, daß er noch, bis zu dem letzten Augenblicke, ſich nach den kriegeriſchen Ereigniſſen richten und von den Umſtänden Vortheil ziehen könne.“ (S. Schöll, Traités des paix etc. X. 413.) Dieſer Brief war den Alliirten noch nicht in die Hände gefallen, als ſie, im Sinne des Tractats von Chaumont, am 15. März die Unterhandlungen zu Chatillon abbrachen, und in einer Erklärung zu Vitry am 25. März, alſo in dem Augenblicke ihres Marſches auf Paris, die Gründe, warum ſie dies gethan und den Krieg fortzuſetzen beſchloſſen hätten, bekannt machten. (Den weiteren Gang des Kriegs erzählt der Art. Paris, Einnahme im J. 1814). Vergl. Prokeſch's Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchall Schwarzenberg. Wien 1823. Koch: Mémoires pour servir à l'histoire de la Campagne de 1814. Paris 1819. 2 Vol. und die Beitr. z. Geſch. d. Feldz. in Frankr. in d. J. 1814 u. 1815, unter dem Commando des Kronprinzen von Würtemberg, herausgeg. von den Officieren des K. Würtemb. General-Quartiermeiſter-Stabs. Stuttg. 3 Hefte mit Plan und Karte. K.

Chatoulle nennt man zunächſt ein Käſtchen, worin mehrere Abtheilungen befindlich, zur Aufbewahrung des Geldes, der Koſtbarkeiten, wichtiger Papiere ꝛc. beſtimmt. Dann auch die Privatkaſſe eines Fürſten an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher Chatoullgüter, Patrimonialgüter, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann beſitzt, und durch Erbſchaft, Kauf und andre, unter Privatperſonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieſelben ordentlicher Weiſe nicht von der Kammer, ſondern von einem beſonders dazu verordnetem Amte verwalten läßt.

Chatterton (Thomas), ein engliſcher Schriftſteller, der, während eines ſehr kurzen Lebens, durch ſeine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Briſtol von armen Eltern geboren. Seine Geiſtesfähigkeiten ſchlummerten in der Kindheit. Seine Lehrer erklär-

ten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch nicht leſen, als ein altes franzöſiſches Muſikbuch ihm in die Hände fiel, deſſen Charaktera ſeine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu erfahren, lernte er leſen, und von dem Augenblicke an betrieb er die Studien mit ſo vielem Erfolge, als ſeine Lage und ſein unſtäter Charakter ihm erlaubten. In ſeinem achten Jahre trat er in die Armenſchule von Colſton, wo er unter dem Scheine der Schwermuth und Unfähigkeit die Anſtrengungen ſeines Geiſtes verbarg. Sein erſtes Werk, eine Satyre auf einen Methodiſten, der ſeines Vortheils halber die Sekte verlaſſen hatte, ſchrieb er in einem Alter von zwölftehalb Jahren, und in dieſer Rückſicht iſt ſie merkwürdig. Von der Zeit an waren ſein Geſchmack und ſein Beruf entſchieden. Seine Schwermuth ging in Lebhaftigkeit voll Unbeſcheidenheit und Eitelkeit über; er träumte nur von Ruhm, Vermögen, Unſterblichkeit. Er las viel und fand beſonders Geſchmack an den Alterthümern, auch an alterthümlichen Ausdrücken. Mit dem 14. Jahre verließ er die Schule und ward Schreiber bei einem Procurator in Briſtol. Zufällig war ſein Vater in den Beſitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15. Jahrh. gekommen, welche in der Wirthſchaft verbraucht wurden. Chatterton bemächtigte ſich derſelben, unterſuchte ſie mit Begierde und erklärte nach einigen Tagen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Er verſchaffte ſich Wörterbücher von den alten Mundarten ſeines Vaterlandes, und als man 1768 die Vollendung der Brücke von Briſtol feierte, ließ er, damals ſechzehn Jahre alt, eine, angeblich aus einer alten Handſchrift gezogne Beſchreibung der Mönche, welche zum erſten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zeitung dieſer Stadt abdrucken. Erſt auf die wiederholte Frage, wie er zu dieſem Aufſatze gekommen ſei, gab er die Auskunft, daß er mehrere koſtbare alte Handſchriften beſitze, die ſich, wie es die Wahrheit war, aus einem Kirchenarchive herſchrieben. Er war bereits mit ſich einig, welchen Gebrauch er von dieſen angeblichen Schätzen machen wollte. Seit einem Jahre beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung der alten Werke, die er verſchiednen alten Dichtern, beſonders Rowley, unterſchob. Indeß war ihm ſeine Lage in Briſtol unerträglich geworden. Er ſchrieb an den Miniſter Walpole, erzählte ihm von ſeinen literariſchen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieſer höflich antwortete, ſetzte er ihm in einem zweiten Briefe ſeine Lage aus einander und bat ihn um eine Anſtellung, die ihm erlaubte, ſeiner Neigung zur Poeſie zu folgen. Walpole hatte inzwiſchen die Unechtheit des überſchickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton ſeine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von ſich ab. Dies brachte Chatterton gewaltig auf. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male ſich das Leben zu nehmen, bekam von dem Procurator den Abſchied und beſchloß, nach London zu gehen. Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er ſchrieb für mehrere Tageblätter im Geiſte der Oppoſitionspartei, ohne daß jedoch ſeine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, in Erfüllung gingen. Ohne ſeinen Muth niederſchlagen zu laſſen, hoffte er eine Staatsumwälzung zu bewirken, und hielt ſich für beſtimmt, wie er zu ſagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Um dieſe Zeit ſtarb ſein vorzüglichſter Gönner, der Lordmajor Beckford. Seine Lage verſchlimmerte ſich, ſo gering auch ſeine Bedürfniſſe waren, und wiewohl er ſich oft freiwillig auf Waſſer und Brot einſchränkte: ſo fehlte es ihm doch nicht ſelten auch daran; was er aber

mit ſeiner Arbeit verdiente, wandte er theils für Geſchenke an ſeine Mutter und Schweſter, denen er ſtets die glänzendſten Ausſichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Scheine von Wohlſtand beſuchte. Endlich, nachdem er mehrere Tage nichts genoſſen hatte, vergiftete er ſich 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten ſich mit der Geſchichte ſeines Unglücks. Die merkwürdigſten darunter ſind die, unter Rowley's und verſchiedner andern alten Dichter Namen herausgegebnen Poeſien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantaſie, eine glückliche Erfindung und ſelbſt tiefes Gefühl. Von den Gedichten, die er unter ſeinem Namen erſcheinen ließ, ſind ſeine Satyren die beſten. Seine proſaiſchen Aufſätze ſind anziehend und ſtechend. Man hat ſeine Werke mehrmals geſammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London geboren. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern von adeliger Geburt. Er ſtudirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erſtern Orte machte er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſeinen Hof der Liebe, das älteſte, noch vorhandne Gedicht in engliſcher Sprache, bekannt und erwarb damit großen Beifall. Nachdem er auf Reiſen ſeine ſchon ausgebreiteten Kenntniſſe noch vermehrt, und einige Zeit die Rechte ſtudirt hatte, begab er ſich, dieſes Studiums überdrüßig, an den Hof, und wurde, obwohl er nicht mehr ganz jung ſein konnte, Page Eduards III. Er ſtand bei dem Könige und vornehmlich bei deſſen Sohne Gand oder Gaunt, dem berühmten Herzoge von Lancaſter, in großer Gunſt. Als der Vertraute in der Liebe des Fürſten für ſeine Couſine, die Herzogin Blanca, beſang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die jedoch nicht hinderten, daß ſie bald in Lady Catharina Swynford eine Nebenbuhlerin ſehen mußte, mit deren Schweſter Philippa ſich Chaucer verheirathete. Dieſe Verbindung befeſtigte ihn in der Gunſt des Herzogs, auf deſſen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern ernannt wurde; ſo begab er ſich unter andern als Geſandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca beſuchte, und als Commiſſarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenſtillſtandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wales, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Den König Eduard begleitete er nach Frankreich bei der fruchtloſen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Rheims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaſter, nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es ſcheint, ſogar in genaue Verbindung mit demſelben; aber weder ſeine Geſchäfte, noch die Hofränke, noch die theologiſchen Streitigkeiten unterbrachen ſeine poetiſchen Arbeiten. Jenem erſten Gedichte folgten bald Troilus und Creſſida, das Haus des Ruhms und andre Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern, minder berühmten Verfaſſern nachgeahmt waren. Beſonders ſcheint er aus den Werken der Troubadours geſchöpft zu haben. Dieſe Poeſien tragen das Gepräge des ſchlechten Geſchmacks, welcher damals in ganz Europa herrſchte, wiewohl Wahrheit der Charaktergemälde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen ſind. Die Engländer betrachten ihn als den Erfinder ihres heroiſchen Verſes. Als 1382 die Wiclef-Anhänger, trotz des Widerſtandes der Geiſtlichkeit, die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchſetzen wollten und darü-

der Unruhen ausbrachen, welche eine ſtrenge Verfolgung dieſer Sekte von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer, der als perſönlicher Freund Wiclefs bekannt und beim Volke verhaßt war, in's Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genuſſe ſeiner Einkünfte. Da jedoch die Treuloſigkeit ſeiner Geſchäftsträger ihn ohne Hülfe ließ und er ſich genöthigt ſah, heimlich nach England zurückzugehen, ward er entdeckt, verhaftet und ſeines Amts als Zollaufſeher im Hafen von London, das er bisher durch einen Stellvertreter hatte verwalten laſſen, entſetzt. Endlich erhielt er ſeine Freiheit wieder, ward aber in große Noth verſetzt und erhielt einige Unterſtützung vom Hofe, den er verließ, um ſich einzig mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. In dieſer Leidenszeit ſchrieb er ſein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in ſeiner Jugend überſetzt hatte. Die Lage Chaucer's wechſelte auf's neue mit dem Schickſale des Herzogs von Lancaſter, der in der Hoffnung, zur ſpaniſchen Krone zu gelangen, ſich in zweiter Ehe mit Peters des Grauſamen Tochter vermählt hatte, und zwar 1389 unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber doch bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er zur Wiederherſtellung ſeiner Partei am Hofe verwandte. Als vier Jahre nachher ſeine zweite Gemahlin geſtorben war, vermählte er ſich mit Catharina Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der ſo nahe mit der königlichen Familie verwandt war, ſah die Gunſt des Hofs ſich erneuen und erhielt, wie es ſcheint, ſogar ſein Amt wieder. Nach dem Tode des Herzogs ſcheint er ſich ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf ſeinem Schloſſe zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachſinnend zu verweilen pflegte und welche ſeinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteſte ſeiner Werke, ſeine Canterbury-Tales, in der Form des Decameron von Boccaz, jedoch in Verſen. Sie zeichnen ſich durch große Mannichfaltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, ſind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerſt von dem Ritterthum in der Poeſie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz iſt im Geſchmack des Don Quixote. Er ſtarb 1400. Chaucer's Werke ſind vielmals gedruckt erſchienen.

Chauſepié (Jaques George de), calviniſtiſcher Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geiſtlicher zu Vließingen, Delft, und ſeit 1743 zu Amſterdam, wo er 1786 ſtarb. Außer einigen theologiſchen Werken und einigen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ſchrieb er ein Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle, Amſterdam 1750 — 56, 4 Bde. in Fol. Er legte ſeiner Arbeit eine engliſche, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung des Bayle in 10 Bänden zum Grunde. Von 14,000 Artikeln, die ſein Werk enthält, ſind 600 bloß überſetzt, etwa 280 vermehrt und verbeſſert, und die übrigen von ihm hinzugeſetzt. Allenthalben zeigt ſich eine große Gelehrſamkeit, aber in Anſehung des Styls ſteht Chauſepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzoſen, war 1639 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern geſtanden. Der Jüngling zeichnete ſich früh durch ſeinen Geiſt aus, und erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft der Ducs de Vendôme, die ihn zum Abt von Aumale, Prior von St. George

auf der Inſel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte ſeiner Pfründen beliefen ſich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beſchäftigte ſich jetzt nur mit ſeinen Vergnügungen und damit, ſie zu beſingen. Er hatte ſeinen Aufenthalt im Temple aufgeſchlagen, wo ſich alle diejenigen verſammelten, die, wie er, Vergnügen und Geiſtesbildung liebten. In dieſer Geſellſchaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme ſelbſt oft beſuchte, wurden Anſtand und Moral nicht eben ſtreng beobachtet; man ſchmauſte und trank, und ergötzte ſich mit der Dichtkunſt, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete ſich hier vor allen andern durch die Anmuth ſeines Geiſtes und durch die Heiterkeit ſeines Charakters aus; er erwarb ſich den Beinamen des Anakreon des Tempels. Wie Anakreon lebte er der Liebe und der Dichtkunſt bis in ſein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare, in welchem Chaulieu ſich ſelbſt ſchildert, ſtellt er ſich als ruhmredig, ungeduldig und jähzornig, abwechſelnd thätig und träge, als einen Planmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen, dar. Er ſtarb in ſeinem Hauſe im Temple 1720, 81 Jahre alt. La Harpe bemerkt mit Recht, daß ſich in ſeinen Verſen die Nachläſſigkeiten eines trägen, aber auch der gute Geſchmack eines feinen Geiſtes zeigen, der vornehmlich von aller Ziererei frei iſt. Die beſſern Gedichte Chaulieu's verdienen wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit aufbehalten zu werden.

Chaumont (Vertrag von), den 1. März 1814 (Stadt im Departement Oiſe). Waren die Verträge, durch welche Rußland, Preußen, Großbritannien, Schweden, Oeſterreich und die meiſten deutſchen Fürſten gegen Napoleon im J. 1813 ſich verbunden hatten, zunächſt auf die Befreiung Deutſchlands und die Auflöſung des Rheinbundes gerichtet: ſo hatte die Quadrupel-Allianz, welche Oeſterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen zu Chaumont abſchloſſen, nach Art. I., unmittelbar zum Zweck die Befreiung Europa's von Frankreichs politiſchem Drucke für jetzt und alle künftige Zeiten, und die Wiederherſtellung eines dauerhaften, auf den Grundſätzen des Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, europäiſchen Weltfriedens. Würde dieſer Zweck durch die Unterhandlungen mit Napoleon, welche bereits in Chatillon (ſ. d. Art.) ihren Anfang genommen, nicht erreicht: ſo ſollte jener Vertrag die, zwiſchen den Verbündeten bereits beſtehenden wechſelſeitigen Verpflichtungen zur kräftigen Fortſetzung des Kriegs verſtärken. Sämmtliche vier Mächte kamem nachher durch den, von jeder mit den drei andern abgeſondert unterzeichneten Vertrag von Chaumont über angemeſſene Leiſtungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein, die auch mit der größten Pünktlichkeit erfüllt wurden und glücklich den Frieden von Paris im Jahre 1814 herbeiführten. Den Vertrag unterzeichneten der Fürſt von Metternich, der Graf von Neſſelrode, Lord Caſtlereagh und der preußiſche Staatskanzler, jetzige Fürſt von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht geſehen, wären die frühern Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden bis zu den Bündniſſen, die der Friede zu Preßburg und der von Tilſit auflöſten, mit derſelben Einſicht geſchloſſen, mit derſelben Eintracht beobachtet und mit derſelben Kraft erfüllt worden. Der Vertrag von Chaumont hat daher einen univerſalhiſtoriſchen Charakter. In ihm liegt der diplomatiſche Schlüſſel zu Allem, was damals in Europa Glorreiches

geſchehen iſt; er war Europa's Schild im J. 1815. Da er jedoch gegen Napoleon perſönlich gerichtet war und Frankreich auf dem Congreſſe zu Aachen 1818 unter die, zur Erhaltung der Ruhe von Europa verbündeten Mächte aufgenommen wurde, ſo iſt er nicht wieder erneuert worden. K.

Chauſſée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter franzöſiſcher Schauſpieldichter. war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Sein erſtes Werk war eine Kritik der Fabeln von la Motte. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Verſification in der Tragödie und Ode aufgeſtellt hatte, trat Chauſſée mit ſeiner Epître à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geſchätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erſtes Stück, la fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall und zeigte ſchon an, welcher Gattung der Verfaſſer ſich widmen müſſe. Ein ſonderbarer Umſtand entſchied ihn dafür. Die Schauſpielerin Quinault glaubte in einer geſellſchaftlichen Farce den Keim eines ſehr rührenden Stückes zu finden, und ſchlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chauſſée die Bearbeitung deſſelben vor. Dieſer ging darauf ein und ſchrieb Le préjugé à la mode. So entſtand die ſogenannte Comédie larmoyante (das weinerliche Schauſpiel) aus der Poſſe. La Chauſſée glaubte ſich auch zur Tragödie erheben zu können, und ſchrieb ohne Glück Maximinien, welchen Gegenſtand ſchon Th. Corneille bearbeitet hatte. Die Ecole des Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, werden noch jetzt häufig gegeben. Er ſtarb 1754. Voltaire ſagt von ihm, er ſei einer der erſten nach denen, die Genie haben.

Chauſſéen, Kunſtſtraßen, auch Dammſtraßen im weitläuftigen Sinne heißen alle durch Kunſt gemachte, in der Mitte etwas erhobne, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böſchung nebſt Gräben verſehene, gepflaſterte oder ungepflaſterte, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, ſie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut ſein; im engern Sinne aber gibt man nur ſolchen Land- oder Heerſtraßen den Namen Chauſſéen, deren Grundlage aus großen Bruchſteinen und an den Seiten zum Zuſammenhalten mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwiſchen den Grundſteinen mit etwas kleinern Steinen und grobem Kies ausgefüllt und feſtgeſtampft werden, worauf man ſie dammförmig und richtig abgeböſcht, entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und feſten zerſchlagnen Steinen, zugleich überſchüttet und feſtſtampft, dieſe Oberfläche aber zuletzt mit einem feſten Steinſchutt von zerſchlagnen harten Steinen überfährt, und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben verſieht. In Gebirgsgegenden wird der Chauſſéebau oft ſehr ſchwierig, weil hier theils Berge abgetragen, theils Thäler ausgefüllt, zuweilen wohl aber auch die Kunſtſtraßen in Schneckenwendungen einen Bergabhang herunter geführt werden müſſen. Eine andre Schwierigkeit des Chauſſéebaues iſt, wenn ſelbiger auf Moräſte trifft, wo es ſogar nothwendig wird, durch Pfahlroſte oder zu verſenkende Steinmaſſen, einen feſten Grund zu bekommen. Die Chauſſéen ſind keine Erfindung neuerer Zeit, denn das Alterthum zeigt uns Werke, über die man noch jetzt erſtaunt. Die Beſchreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Perſien macht, die von Sardes bis zur Reſidenz Suſa führte, beinahe 450 deutſche Meilen lang, und überall mit königlichen

Ruhehäuſern und den ſchönſten Herbergen verſehen war; die Ueberreſte von den römiſchen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deswegen wohl Berge abtrug, Felſen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der ſie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Feſtigkeit und Genauigkeit, die man bei ſolchen Bauen zu erreichen ſuchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachläſſigte man eine ſo nützliche Anſtalt gänzlich, und in den neuern Zeiten ſcheinen die niederländiſchen Heerſtraßen, die ſich beſonders auch wegen ihrer Breite auszeichnen, die erſten geweſen zu ſein, welche man in Chauſſéen verwandelt hat. Dieſen folgten darauf die Chauſſéen in Frankreich, England, Spanien und ſeit 1753 zuerſt in Deutſchland, und zwar in Schwaben zwiſchen Oettingen und Nördlingen. Die beſten Chauſſéen haben Spanien, Frankreich, England, Oeſterreich und Baiern. Die nachahmungswertheſte Verfaſſung der Chauſſéen findet man in England, wo nicht nur zuerſt die Straßengewichtsmeſſer für die Wagen der Fuhrleute an den Chauſſéegeldeinnahmen eingeführt, ſondern auch die, für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden iſt, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müſſen. Hierdurch werden die vielen Fahrgeleiſe und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelaſſen iſt, denen zu langſam fahrenden Vorwagen durch ſchnelle Ausbrechung auf die Chauſſée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chauſſéen in möglichſt grader Richtung durch jedes Grundſtück brechen zu können; b) zur Beſtreitung der Koſten Chauſſéegeld zu fodern; c) Chauſſéeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengeleiſes nebſt der Breite der Radefelgen zu beſtimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuſchreiben, was auf Laſtwagen nach der Zahl der Pferde geladen werden darf. Seine Pflicht iſt, die Chauſſéen in guten Stande zu erhalten. Je beſſer die Straßen ſind, je mehr kann der Fuhrmann laden, je geringer ſind die Frachten, je größer iſt der Waarenaustauſch. In der Mark fährt im Sande der Fuhrmann mit einem Pferde 6 und in Brabant auf der feſten Kunſtſtraße 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute von Charleroi nach Brüſſel fahren 22000 Pf. Kohlen mit 6 Hengſten und in England ein Pferd in einer Eiſenbahn 80 Centner. In Frankreich ſchafft man gute Pflaſterſteine auf 20 Stunden herbei. Man zieht dort den fontainebleauer Sandſtein auf den Straßen um Paris jedem andern vor, weil er ſich leicht in Parallelepipeda bricht. Führt man eine Straße bergan: ſo muß man berückſichtigen, daß nicht ſo ſehr die Reibung, als das Heben die Laſt erſchwert. Für bergichte Kunſtſtraßen taugt die Pflaſterung nicht. Den Handelsverkehr befördern aber Waſſerſtraßen noch weit mehr, als Kunſtſtraßen.

Chaux (la) de Fonds, Meierei und Dorf in der Grafſchaft Valengin im ſchweizeriſchen Canton Neufchatel. Das rauhe und zum Ackerbau untüchtige Thal dieſes Namens, wohlhabend durch Viehzucht und Käſehandel, iſt beſonders aber mit dem benachbarten Locle durch ſeine Uhrenfabrikation und Spitzenklöppelei merkwürdig. La Chaux de Fonds hatte 1818 gegen 5000 Einwohner, worunter ſich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Pendeluhren wurden auf 40,000 goldne und ſilberne Taſchenuhren hier jährlich verfertigt. Auch das Dorf Locle hat gegen 5000 Einwohner. Man findet an beiden Orten eine pariſer Modehandlung, Buchdrucker, eine Buch=

handlung und Banquiers. Das Dorf Fleurier iſt der Hauptſitz des Spitzenhandels.

Chaveau Lagarde, geb. zu Chartres gegen 1765, einer der berühmteſten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, der den Muth behielt, unter den gefahrvollſten Umſtänden, auch die von dem furchtbaren Revolutionstribunal im Voraus zum Tode beſtimmten Schlachtopfer, mit Gefahr des eignen Lebens, auf das muthvollſte und mit ſeltner Beredtſamkeit zu vertheidigen. Chaveau Lagarde wird mit Deſeze, dem beredten und kühnen Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, und mit Tronçon Ducoudray, der mit ihm gemeinſchaftlich die gerichtliche Vertheidigung Marien Antoinettens führte, in der Geſchichte unſterblich bleiben und als ein Muſter gelten, wo es darauf ankommt, unter allen Umſtänden mit Muth der Pflicht und der Ehre zu folgen. Unter die berühmteſten ſeiner unglücklichen Clienten, die er zu vertheidigen hatte, zählen wir, außer der Königin, Charlotte Corday, Miranda und Briſſot. 1814 wurde er vom Könige in den Adelſtand erhoben, und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Checks werden in England die Anweiſungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Perſonen genannt, welche ihre Kaſſengeſchäfte beſorgen, d. h. ſolche, welchen ſie die Einziehung ihrer Gelder und Wechſel übertragen, und bei welchem ſie, vermöge der Checks, über dieſe Gelder wieder verfügen. Man nennt dieſe Perſonen in England Bankers, wie in Holland Caſſiers. Die deutſchen Banquiers ſind etwas anders, da dieſe hauptſächlich Wechſelgeſchäfte machen, was in Holland und England die Caſſiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Caſſiers-Quittungen genannt, gelten in den Wechſelzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur ſelten der Fall iſt, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Caſſier verweigert wird, ſo herrſcht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob ſie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Ausſteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausſtellung zuläſſig iſt. Sobald ſie indeſſen in die Hände eines andern Bankers oder Caſſiers kommen, werden ſie noch denſelbigen Tag verrechnet, da es in London und Amſterdam Sitte iſt, daß die Caſſiers täglich ihre (gültig angenommnen) Quittungen austauſchen, und ſich das Fehlende oder Ueberſchießende zahlen laſſen oder zahlen.

Chemie. Mit dieſem Namen, deſſen Urſprung zweifelhaft iſt, bezeichnen wir die Wiſſenſchaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre weſentlichen Beſtandtheile gegenſeitig ausüben. Die Chemie hat zu verſchiedenen Zeiten verſchiedne Namen gehabt. Die neuern Chemiker haben ſie die Phyſik im engern Sinne u. ſ. w. genannt. Dieſer letzte Name ſcheint ihr mehr als irgend ein andrer zuzukommen; da der Unterſchied der Phyſik und Chemie auf einem ſehr ſchwachen Grunde beruht. Erſtere unterſucht die gegenſeitige Wirkung der Körper, indem ſie ſelbige in ihren Maſſen betrachtet; letztre unterſucht dieſelbe Wirkung eine integrirenden Beſtandtheile. Dieſe Wirkung wird in der einen durch ihre allgemeine Anziehung oder Abſtoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt ſie eine beſondre Verbindung oder Zerſetzung. Aber nach unſern dermaligen Kenntniſſen iſt es ſo unmöglich, die Phyſik von der Chemie zu ſondern, man kann die eine nicht ohne die andre ſtudiren. Die

Menſchen, welche Mittel fanden, die Metalle zu ſchmelzen, ſie zu verbinden, ſie zu formen; die Aerzte, welche zuerſt die nächſten Pflanzenſtoffe abſonderten und ihre Eigenthümlichkeiten erkannten, ſind die erſten Chemiker geweſen. Aber ſtatt einer deutlichen, methodiſchen, philoſophiſchen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man ſich durch aſtrologiſche Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weiſen, und hundert thörichte Hypotheſen irre leiten. Bis 1650 findet man in der Geſchichte der Chemie nur einige beſondre Thatſachen anzumerken. Rhaſes, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Baſilius Valentin, Paracelſus, Agricola u. ſ. w. haben mehrere Eigenſchaften des Eiſens, des Queckſilbers, des Spießglaſes, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; ſie haben die Schwefel-, Salpeter- und andre Säuren gefunden, ſie haben Verfahrungsarten erfunden geiſtige Flüſſigkeiten abzuziehen, das Opium, die Jalappe u. ſ. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete ſich durch die Sorgfalt in ſeinen Unterſuchungen aus. Er ſuchte einige Inſtrumente zu vervollkommnen, rieth die Ueberbleibſel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glauberſalz u. ſ. w. Aber dieſe einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wiſſenſchaft, verbanden ſich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollſtändigen Syſtem. Stahl erſchien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wiſſenſchaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Vorausſetzung beruhte, welche ſpätre Beobachtungen widerlegt haben. Viel verdankte er dem berühmten Becher, deſſen Ideen er berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meiſten chemiſchen Erſcheinungen von einer allgemeinen Urſache oder doch von wenigen Grundſätzen, woran ſich nothwendig alle Combinationen anknüpften, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundſtoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den ſie von noch brennbarern Körpern, als ſie ſelbſt, wieder annehmen könnten. Dieſen Grundſtoff nannte er Phlogiſton. Ein großer Schritt war geſchehen mit Aufſtellung einer Hypotheſe, die ſolchergeſtalt faſt alle beobachteten Erſcheinungen unter einander verband. Boerhave, der Stahl's Syſtem annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er ſchuf die philoſophiſche Chemie, und bereicherte ſie mit einer Menge von Verſuchen über das Feuer, die Wärme des Lichts u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft machte durch dieſe Philoſophen Fortſchritte, wenn gleich die Grundſätze, von denen ſie ausgingen, falſch waren. Es war Black, Prieſtley, Cavendiſh und Lavoiſier vorbehalten, Stahl's Theorie umzuſtoßen, indem ſie die Schöpfer der pneumatiſchen oder antiphlogiſtiſchen Chemie wurden, deren geſchichtlichen Theil Fourcroy in ſeiner Philosophie chimique und ſeinem Système des connaissances chimiques am vollſtändigſten dargeſtellt hat. Sobald man die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft kennen gelernt hatte, ſah man, daß die brennbaren Körper, indem ſie in Berührung mit ihr brannten, ſtatt einen ihrer Grundſtoffe zu verlieren, ſich eines Beſtandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte dieſen Beſtandtheil Oxygen (Sauerſtoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden iſt, mehrere derſelben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiſton, indem es eine entgegengeſetzte Rolle ſpielte, und ſeine Theorie erklärte faſt alles, was vorher unerklärbar war. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zuſammenhang brachte, waren die 1787 angenommenen neuen Kunſtbenennungen, welche alle

einzelnen Angaben dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägen, da alle die Namen der Körper entweder ihren Urſprung oder ihre Hauptbeſchaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodiſche Sprache zu ſchaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endſylben einiger Namen die Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoiſier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet ſind die Schöpfer dieſer glücklichen Umgeſtaltung. Die chemiſche Kunſtſprache läßt nichts willkürliches zu, und paßt nicht nur für die bekannten Erſcheinungen, ſondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie iſt das erſte Beiſpiel einer ſyſtematiſchen und analytiſchen Sprache. Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analyſis und Syntheſis (Auflöſung und Zuſammenſetzung). Durch jene trennt ſie die Beſtandtheile eines zuſammengeſetzten Körpers, durch dieſe verbindet ſie die getrennten Beſtandtheile, um den zerſetzten Körper wieder herzuſtellen und die Genauigkeit des erſten Verfahrens zu beweiſen. Dieſe Mittel beruhen auf der möglichſt vollſtändigen Kenntniß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung ſetzen, nämlich Anziehung und Abſtoßung. Man hat eine Anziehung der Beſtandtheile und eine planetariſche Anziehung unterſcheiden wollen, und der erſtern den Namen der chemiſchen Verwandtſchaft gegeben; aber die Natur hat nicht zwei Arten der Anziehung. Das abwechſelnde Spiel der Anziehung und Abſtoßung der Beſtandtheile veranlaßt eine Menge von Erſcheinungen, welche auf unſere Sinne wirken, und eine Menge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenſchaften der Körper verändern. Das Studium dieſer Erſcheinungen, die Kenntniß dieſer Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Die Geſchichte eines Körpers muß ſtets ſeiner Analyſe vorangehen. Oft reicht die einfache Betrachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, wo er gefunden ward u. ſ. w. hin, um durch Vergleichung auf die Kenntniß ſeiner chemiſchen Eigenſchaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreitetere und wichtigere Wiſſenſchaft, als die Chemie; auch kann ihr Gebiet nicht von einem einzelnen Menſchen umfaßt werden. Um das Studium zu erleichtern, betrachtet man ſie unter verſchiednen Geſichtspunkten, die ſich in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen abſondern, von denen man ſich einer einzelnen widmen kann, obgleich die Art zu beobachten, zu analyſiren und zu combiniren immer dieſelbe iſt, obgleich alle Erſcheinungen ſich durch die allgemeine Theorie erklären laſſen und ſich auf gewiſſe Geſetze beziehen, die man vorgängig kennen muß. Dieſe Geſetze zuſammengenommen bilden die ſogenannte philoſophiſche Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verwandtſchaft der Aggregation oder Cohäſion, und unter Verwandtſchaft der Compoſition zu verſtehen hat; ſie erklärt die Erſcheinungen der Auflöſung, Sättigung, Kryſtalliſation, des Aufbrauſens, der Schmelzung, der Neutraliſation. Das chemiſche Verfahren bietet, indem es die Eigenſchaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beobachter wichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigkeit, der Temperatur, dar. Dieſe Betrachtungen gehören der philoſophiſchen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtſchaft ſich äußern kann: 1) zwiſchen zwei einfachen Körpern, 2) zwiſchen einem einfachen und einem zuſammengeſetzten Körper; 3) zwiſchen zuſammengeſetzten Körpern; und indem ſie den Grundſatz aufſtellt, daß ein Körper nicht dieſelbe Verwandtſchaft zu allen andern

habe, ſondern daß er ſie ungleich anziehe, gibt ſie die Geſetze an, welche die Wahlverwandtſchaften und die ſie modificirenden Urſachen beſtimmen, als da ſind die Cohäſion, die Maſſe, die Unauflöslichkeit, die Elaſticität, die Temperatur der Körper. Sie ſchätzt die Kraft der Verwandtſchaft, ſowohl der einfachen als zuſammengeſetzten. Sie merkt die Umſtände an, welche das Spiel der Anziehungen begünſtigen oder ihm entgegenwirken; ſie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüſſig ſind, daß die Körper, ſelbſt in einem Zuſtande der Auflöſung, nur in unmerklichen Abſtänden auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtſchaft zu einander haben, ſich mittelſt eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Körper durch die Vereinigung zerſtört werden, und daß der zuſammengeſetzte Körper neue Eigenſchaften zeigt. Indem ſie von dieſen Grundgeſetzen zur Unterſuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philoſophiſche Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmeſtoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zuſammengeſetzten brennbaren Körper, der Luft und des Waſſers; die Bildung der Säuren und ihre Auflöſung, die Natur und die Eigenſchaften der ſalzigen Grundſtoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflöſung und die Beſchickung (Legirung) der Metalle, die Bildung und Natur der Pflanzen, die unterſcheidenden Merkmale der unmittelbaren Pflanzenſtoffe, die Erſcheinungen der Animaliſation und die Eigenſchaften der animaliſchen Zuſammenſetzungen; endlich die von ſelbſt erfolgende Zerſtörung organiſcher Stoffe. Dies iſt der Kreis, den die Philoſophie der Chemie durchläuft, indem ſie ſich auf das Allgemeine beſchränkt. Nach der Anwendung, welche von dieſem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in ſieben oder acht beſondre Zweige, die wir noch kurz durchzugehen haben. Das Studium der großen Erſcheinungen, die man im Dunſtkreiſe beobachtet und die man Lufterſcheinungen (Meteore) nennt, bildet die meteorologiſche Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, der Waſſerhoſe, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerſtand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorſteine, und überhaupt Alles, was chemiſch über unſrer Erdkugel vorgeht. — Geologiſche Chemie kann man diejenige nennen, welche vornehmlich die großen Combinationen der Natur ſtudirt, wodurch die Vulkane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Baſalte, die Mineralwaſſer, jene ungeheuern Salz- und Kalkmaſſen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, das Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Tibets entſtanden ſind. Der Chemiker als Geolog ſucht die Urſachen der Ueberſchwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewäſſer auf der Erdkugel, den Einfluß des Klimas auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geſchmack der Früchte zu ergründen und zu erklären. Bei dieſen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Phyſik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeſchichte, wird wie dieſe eingetheilt. Man unterſcheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunſt umfaßt und ſich mit der Unterſuchung aller unorganiſchen Stoffe, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Waſſer beſchäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Erzeugniſſe zerlegt, und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thieren kommende Stoffe angewandt wird.

Letztre zerfällt wieder in die phyſiologiſche Chemie, welche die in den thieriſchen Stoffen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologiſche Chemie, welche die durch Krankheiten, oder organiſche Verletzungen verurſachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutiſche oder pharmakologiſche Chemie, welche die einfachen Arzneimittel zerlegt, die Verordnung und Zubereitung der chemiſchen und einfachen Arzneimittel aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die ſtets gefährlichen Sophiſtereien kennen lehrt; in die Chemie der Geſundheitslehre, welche ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Wohnungen der Geſundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daſelbſt athmet, zu prüfen, den Seuchen zuvorzukommen, geſunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beſchäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Geſundheit der Menſchen zu erforſchen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung im Haushalt und in den Künſten. Im Haushalt hat ſie den Zweck, eine Menge von Verrichtungen zu vereinfachen und zu regeln, die wir unaufhörlich in unſern Wohnungen vornehmen, um ſie geſund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. ſ. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getreides, die Bereitung der Maſt, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunſt, Backhäuſer, Oefen und Kochherde zu bauen, Zeuge zu bleichen und zu waſchen, eine künſtliche Kälte hervorzubringen u. ſ. w. Wichtiger und ausgedehnter iſt die Anwendung der Chemie in den Künſten und Gewerken. Sie hat zum Zweck, das chemiſche Verfahren, durch welche die zu verarbeitenden Gegenſtände unſern Bedürfniſſen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glaſes, der Ziegel, der irdenen Geſchirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmalen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Eſſigbrauerei, Deſtillirkunſt, Brauerei, die Leim-, Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpeterſieden, Vergolden, Gießen, Verſilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerſchwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. a. m. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälſchungen u. dgl. kann allein die Chemie zu ſichern Ergebniſſen führen. — Unter den chemiſchen Lehr- und Wörterbüchern verdient beſondre Empfehlung John's Wörterbuch der Chemie, 4 Bände, der letzte in 2 Abtheilungen.

Chemnitz, im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, die erſte Fabrik- und die zweite Handelsſtadt des Landes, liegt an der Chemnitz, die nicht weit davon in die Mulde fällt, iſt größtentheils ſchön und maſſiv gebaut, und hat jetzt (1822) 951 Wohnhäuſer, nebſt 18 geiſtlichen und 30 Commungebäuden, ohne die Scheunen und Fabrikgebäude, welche letztre meiſt geſchmackvollen Edelhöfen gleichen und durch die herrlichſten Gartenanlagen verſchönert ſind. Die Einwohnerzahl iſt über 15,000 und darunter gibt es allein 1197 Webermeiſter, die mit 860 Geſellen und Lehrlingen Kattune, weiße und bunte Baumwollenzeuge, Ginghams, bunte Halstücher, Piqués und dergleichen Bettdecken arbeiten. Von 12 hier beſtehenden größern und kleinern Kattunfabriken, deren Gründung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts

fällt, beſchäftigen manche der erſtern 3 bis 500 Menſchen und liefern jährlich an 50,000 St. Kattun, nebſt einer ungeheuern Menge Kattuntücher. Die vorzüglichſten dieſer Fabriken folgen, neben der eignen Erfindung neuer Muſter, jetzt mehr dem franzöſiſchen, als engliſchen Geſchmack, liefern ganz echte farbige Waare, und haben ſich ſo vervollkommnet, daß Kenner ihren Fabrikaten häufig den Vorzug vor den engliſchen dieſer Gattung zugeſtehen, und der Fall iſt jetzt nicht ſelten, daß, ſo wie ſonſt chemnitzer Fabriken nur nach engliſchen Muſtern arbeiteten, jetzt engliſche Fabriken chemnitzer Muſter nachahmen. Vierzig größere und kleinere Spinnmühlen in der Stadt und den nächſten Umgebungen liefern jährlich nahe an eine Million Pfunde baumwollen Garn in allen Nummern. Die Gebrüder Bernhard waren die Erſten, welche die Spinnmühlen am Ende des vorigen Jahrhunderts von England nach Chemnitz verpflanzten, und der Engländer Whitfield ward nachher förmlich vom König beſoldet, um den Spinnmühlenbau zu befördern. Auch iſt ſeit Kurzem eine Flachsmaſchinenſpinnerei im Gange. Viele jener Spinnmühlen werden durch Waſſer, andre durch Dampfmaſchinen, die kleinern aber durch Pferde in Bewegung geſetzt. Die bedeutenden Bleichen bei der Stadt, welche ſchon in Urkunden des 11. Jahrhunderts vorkommen, ſind theils Raths-, theils Privateigenthum. Mehrere große Engliſchroth-Garnfärbereien haben reichliche Beſchäftigung. Von in- und auswärtigen, zum Theil griechiſchen Handlungen werden ſtets große Baumwollenlager unterhalten und bedeutende Großhandlungen ſetzen jährlich viele tauſend Dutzend baumwollner Strümpfe und Mützen, die in den benachbarten Dörfern gearbeitet werden, nebſt andern chemnitzer Fabrikaten, theils auf den leipziger, frankfurter und braunſchweiger Meſſen, theils durch unmittelbare Verſendungen in und außer Deutſchland ab. Die ſich hier kreuzenden Hauptſtraßen von Wien nach Leipzig, und von Nürnberg nach Dresden vermehren nicht wenig die Lebhaftigkeit und den Verkehr. Die Stadt hat 5 Kirchen und ein Lyceum, das im blühendſten Zuſtande ſich befindet. In der ſogenannten Schloß- oder Kloſterkirche unfern der Stadt zeigt man eine, aus einem einzigen Eichſtamme ſehr ſchön gearbeitete Geiſelung Chriſti. In den umliegenden Waldgebirge bricht man außer Sandſtein und Jaspis, der häufig zum Bauen und Wegbeſſern gebraucht wird, auch häufig Karneol, Chalcedon, Achat u. ſ. w.

Chenal, kommt von dem engliſchen Worte Channal (Kanal) iſt alſo aus der engliſchen Sprache in die franzöſiſche übergegangen. Im Meere oder in Seeſtrömen bedeutet dieſer Ausdruck ein enges, ſich ſchlängelndes Fahrwaſſer zwiſchen Klippen und Sandbänken oder Inſeln, in denen man nur mit Hülfe eines Lootſen ſchiffen kann. Bei inländiſcher Kanalſchifffahrt nennt man ſo das Fahrwaſſer, das zur Herſtellung der Tiefe von Zeit zu Zeit abgelaſſen und ausgemodert wird.

Chénier (Marie-Joſeph de), war 1764 zu Konſtantinopel geboren, wo ſein Vater, Louis Chénier, der ſich durch verſchiedne treffliche Werke über die Mauren, über Marokko und das ottomaniſche Reich bekannt gemacht hat, Generalconſul war. Er kam in ſeinem zarten Alter nach Paris, diente eine Zeitlang als Dragoneroffizier, nahm dann ſeinen Abſchied und kam nach Paris zurück, um ſich ganz der Literatur zu widmen. Nach drei Jahren trat er mit ſeinem Charles IX. hervor, der als ein Denkmal des, im Anfange der Revolution in Frankreich herrſchenden Geſchmacks betrachtet wer-

den kann, übrigens nicht ohne poetiſches Verdienſt iſt. Chénier erlangte, indem er den Leidenſchaften des Volks ſchmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien auf's Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfaſſers verdankten, ſeinen Perſonen die Sprache der herrſchenden Partei in den Mund zu legen. 1791 erſchien Henri VIII. und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erſte Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehrern Malen um. Die Ausgabe von 1805 iſt die einzige, welche alle Verbeſſerungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erſchien, verdankte einen großen Theil ſeines Beifalls den Zeitumſtänden. Bald darauf trat Chénier in den Convent, und hier theilte er lange die Meinung der ausgelaſſenſten Demokraten, ſo wie in ſeinem 1793 und 94 erſchienenen Fénélon und Timoléon. Manche ſeiner Dramen wurden weder aufgeführt noch gedruckt. Wir bemerken unter denſelben eine abgekürzte Bearbeitung von Leſſings Nathan und einige Ueberſetzungen von Sophokles. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich ſind; aber ein Talent von ſeltnem Umfang iſt ihm nicht abzuſprechen. Er zeigt ſich als einen geſchickten Schriftſteller ſowohl in der Proſa als in ſeinen Verſen; vorzüglich zeichnet er ſich in der Satyre aus, nur daß er in derſelben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er ſich faſt in allen Dichtungsgattungen verſucht. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 7 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geſchichte der Sprache, der verſchiednen Dichtungsarten und der Proſa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebnen Einleitung hatte er den Entwurf des ganzen Werks und die Hauptergebniſſe deſſelben vorgelegt. (Herausgegeben im J. 1818 unter dem Titel: Fragmens du cours de littérature fait à Athenée en 1806 et 1807 etc.) Außerdem hatte Chénier eine Charakteriſtik der vorzüglichſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen Literatur von 1788 und 1808 unternommen. Dies treffliche Werk iſt unter dem Titel: Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789 erſchienen. In ſeiner letzten Schrift über die zehnjährigen Preiſe, fodert er den für die beſte unterrichtende Schrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. — Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1811.

Chenille nennt der Seidenweber rauhe, ſammtartige Fäden, die er zu ſeiner broſchirten Arbeit gebraucht. Der Stoff zur Chenille wird auf einem Seidenwirkerſtuhl wie glatter Taffent mit mehr oder weniger einzelnen Kettenfäden, je nachdem er rauh werden ſoll, gewebt, dann in Streifen zerſchnitten und auf einer Spinnmühle über einen Faden geſponnen. So bekommt man rauhe ſammt- oder plüſchartige Schnüre, von verſchiedner Dicke, die die Franzoſen Chenille nennen, weil ſie den haarigen Raupen ähnlich ſehen.

Cherbourg, eine Stadt und Seehafen am Kanal im franz. Departement Manche zwiſchen den Vorgebirgen la Hogue oder Rhaz Blanchard und Rhaz de Barfleur. An der Landſeite fehlen die Feſtungswerke. Die Bevölkerung zählt 11000 Einwohner hat ein Handelsgericht, eine Börſe, Schiffahrtsſchule und eine gelehrte Geſellſchaft. Die Stadt hat einen fruchtbaren Boden, in ihrer Nähe auch

Porcellan, und Sodafabriken, Viehhandel und eine Niederlage von Kolonialwaaren. 6 Forts beſchützen die Rheede. Seit 2 Jahrhunderten hat die franz. Regierung ungeheuren Aufwand gemacht, um hier einen Seehafen für ihre Kriegsflotte zu begründen, aber alles vergebens bis Napoleon im J. 1808 die frühern Waſſerbauwerke aufgab, die am Ende nichts geleiſtet hatten, als daß der Wellenſchlag auf der Rheede etwas geſchwächt worden war, und daß hier bei gewiſſen Winden etwa 40 Linienſchiffe ſicher ankern konnten, auch daß ſich auf dieſer Rheede viel Schlamm anhäufte. Das jetzige, im Felſen ausgeſprengte Baſſin hat ungefähr 1000 Fuß Länge und 770 Fuß Breite, dabei 50 Fuß Tiefe und kann folglich 50 Linienſchiffe aufnehmen, aber auch hier fängt ſchon die Strömung an, Schlamm nieder zu ſchlagen. Dem Hafen fehlen Thore, daher iſt die Strömung bei der Fluth ſo ſtark, daß häufig 10 bis 12 Ankertaue zur Feſtlegung eines Schiffes nöthig ſind. Im J. 1813 fing Napoleon an, eine eben ſo große Docke ausſprengen zu laſſen, um die Kriegs-Schiffe zu ihrer beſſern Erhaltung, ſo lange ſie nicht ausgerüſtet worden ſind, trocken zu legen. Die Docke iſt jetzt beinahe fertig und hat mit dem Baſſin an 100 Mill. Franken ohne die frühern vergeblichen Koſten zur Verbeſſerung der Rheede gekoſtet.

Cheribon, eine Landſchaft auf der Inſel Java, öſtlich von Batavia. Sie ward von drei Fürſten regiert, welche völlig von den Holländern abhingen und mit Niemanden als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinem Fluſſe, nicht fern von der See; ſie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Kaffee, Reis, Baumwolle und Zucker. Nahe bei der Stadt lag ſonſt eine holländiſche Beſatzung in der Feſtung Beſcherming. In neuern Zeiten hat ſich viel Kaffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Kaffee, gezeigt. Er iſt von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Kaffee. Auch dieſer Theil von Java iſt vulkaniſchen Urſprungs und daher überaus fruchtbar. Die eingebornen Fürſten in der Nachbarſchaft unterwarfen zwar die oſtindiſche holländiſche Handelsgeſellſchaft, allein ſie ließ ihnen noch die Ausübung großer Souveränitätsrechte. Während der langen brittiſchen Herrſchaft auf Java ſchaffte aber die brittiſche Regierung dies ab, und ſetzte nach ihrer Weiſe in Oſtindien die kleinen Fürſten gänzlich auf Penſion, weil ſie Java zu behalten dachte. Die niederländiſche jetzige Regierung hat die brittiſche Anordnung beibehalten.

Cherſon, Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Cherſon, wurde 1778 angelegt, und iſt wohlbefeſtigt. Sie liegt am Dnieper, 4½ Meile von der Mündung deſſelben, iſt hübſch und regelmäßig gebaut, und hat gegen 2000, zum Theil ſteinerne Häuſer und 22000 Einwohner. Die Stadt beſteht aus vier Theilen: der Feſtung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughauſe und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechiſchen Vorſtadt mit einem großen Kaufhofe und der Soldatenvorſtadt. Die Admiralität iſt jetzt nach Nikolajew verſetzt, das bequemer und geſünder liegt. In den Hafen laufen jährlich, außer einigen öſterreichiſchen und franzöſiſchen Schiffen, 400 griechiſche platte Fahrzeuge ein. Allenthalben wo große Ströme gegen die Mündung einen ſehr geringen Fall haben, bildet ſich im Gewäſſer durch Niederſchlag viel Schlamm und folglich wird das Flußbette ſeichter. Dann entſtehen durch deſſelben Erhebung über den Spiegel des Waſſers Moräſte

und Inſeln, zwiſchen denen ſich ein engeres Bette wieder einwühlt. Dieſe Verſchlammung geht aber um ſo raſcher, wenn zwei ſo bedeutende Flüſſe, als der Dnieper und der Bog, ſich in einen gemeinſchaftlichen Buſen des Meers ſtürzen. Iſt das Uebel auf's äuſſerſte gestiegen, ſo bleibt kein andrer Rath, als den vereinigten Flüſſen ein neues ſehr tiefes Bette zu graben, und ſolches zu bedeichen, damit es ſich ſelbſt wenigſtens für einige Jahrhunderte zu reinigen fähig iſt. Dieſen Kanal hatte Potemkin bei der Anlage von Cherſon vergeſſen, daher alle, einigermaßen tiefgehende Schiffe einen Theil ihrer Ladung beim Einlaufen in Oczakow, deſſen Hafen 17 Fuß tief Waſſer hat, löſchen, oder dort beim Auslaufen eine volle Ladung einnehmen. — Die Statthalterſchaft Cherſon iſt eine trockne, ſich gegen Süden allmälig erhebende Steppe mit fetten Wieſen und ungefähr 18 Limanen an den Flüſſen. Die Küſte iſt im Boden überall mit Eiſentheilen geſchwängert und trägt nichts reichlicher als Salzpflanzen, weshalb ſie ſich zur Schafzucht eignet. Im Sommer iſt das Klima heiß und im Winter kalt. Die Einwohnerzahl beträgt 600,000 Köpfe. Reichlich gedeiht der Maulbeerbaum auf den ſalzigen Boden, den er liebt, aber die Einwohner denken nicht daran, dieſen Vorzug zum Seidenbau zu benutzen. Auch zu Oelſaaten würde ſich aus der nemlichen Urſache der Boden eignen, und der Abſatz nicht fehlen, aber die Landwirthſchaft iſt hier noch zu ſehr in der Kindheit, um alle Vortheile eines Anbaus von Producten, welche geſucht werden, zu benutzen. Merkwürdig wurde Cherſon im J. 1787, wo Kaiſer Joſeph und Catharina die Zweite dieſe Stadt beſuchten, und zugleich die glänzendſten Feſte angeſtellt wurden.

Cherſoneſus, griechiſch: eine Halbinſel. Beſonders bekannt war 1. der cimmeriſche Cherſones (Chersonesus cimmerica), jetzt Jütland ꝛc. (vergl. Cimbern); 2. der tauriſche Cherſones (Ch. Taurica auch magna genannt), die, vom ſchwarzen Meere und dem See Möotis gebildete Halbinſel, die Krimm; 3. der thraciſche Cherſones (Ch. Thracica oder auch bloß Chersonesus), die große Halbinſel in Thracien, die heutige Halbinſel der Dardanellen.

Cherub, in der h. Schrift der Engel des zweiten Chors der erſten Hierarchie. Cherubim iſt der hebr. Plural. An und für ſich ſind Cherubim wie Seraphim bloß bibliſche Ausdrücke. Erſtres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Die Kirche hat ihnen ihre Plätze in der Rangordnung der himmliſchen Heerſchaaren angewieſen. Maler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzuſtellen.

Cherubini (Luigi), geboren zu Florenz 1760, einer der bedeutendſten und genialſten Componiſten, mit Recht von allen verehrt, die echt-erhabne Muſik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterſcheiden wiſſen. Von ſeinen eigentlichen Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, ſchon im 18ten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Syria) ſetzte, die aber für die dortigen Kunſtkenner zu gelehrt war. Beſſer verſtand man ihn in Mantua, wo (1784) ſeine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, und noch mehr zu Turin, wo (1788) ſeine Ifigenia in Aulide ungetheilten Beifall fanden. Er ward hierauf nach Paris berufen, und machte durch ſeine Opern Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc. immer mehr Aufſehen. Den höchſten ſeiner Triumphe aber erntete er durch die allgemein bekannte und berühmte Oper: Les

deux journées, (der Waſſerträger). Wirklich iſt dieſe Muſik ein Meiſterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemeſſenſten Charaktern ſich vereinen, um ſie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was Chebrubini's Verdienſte beſonders erhebt, iſt ſeine muſterhafte Beſcheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, deſſen hohen Geiſt er mit einer Art Religioſität verehrt, ähnlich iſt. Auch wurden ſeine Verdienſte anerkannt, die er, als einer der fünf Aufſeher des Conſervatorium zu Paris, für die ihm übergebnen Zöglinge um ſo nützlicher anwendet, da er auf das Ernſte, Strenge, Große eben ſowohl, als auf ſichere Bildung des Geſchmacks ſein ganzes Augenmerk richtet. 1805 ward er nach Wien berufen, um für das daſige Hoftheater eine Oper zu ſchreiben. Er ſetzte hier ſeine Faniska, welche 1806 aufgeführt und mit dem lauteſten Beifalle empfangen ward. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erſchütternde Ueberraſchungen, welche aber, wie dies bei ſeinen meiſten übrigen Werken auch der Fall iſt, nur durch wiederholtes Hören verſtanden werden können. Oft hat er vielleicht ſeine harmoniſchen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht. Unter ſeinen zahlreichen Werken, die er nach ſeiner Rückkehr in Paris componirte, verdienen eine dreiſtimmige Meſſe und ſein Pygmalion für das Theater der Tuilerien beſondre Auszeichnung. Seine neueſte, erſt 1821 erſchienene Compoſition führt den Titel: Blanche de Provence ou cour des fées in 3 Aufzügen, woran Berton, Boieldieu, Kreutzer und Paer mit Theil nahmen.

Cherusker, das anſehnlichſte und berühmteſte deutſche Volk unter den Iſtävonen. Man unterſcheide das Volk und den Völkerbund der Cherusker. Das Volk wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwiſchen dem ſüdweſtlichen Theile des thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die ſüdliche Seite des Landes durchzog Druſus auf ſeinem Rückzuge von der Saale nach dem Rhein. Durch die Nordſeite aber drang er aus dem Paderborniſchen über die Weſer nach der Elbe vor. Hier ſcheint die Aller die Nord und Oſtgrenze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdies beſaßen ſie auch einige Landſtriche am Weſtufer der Weſer. Der Völkerbund der Cherusker umfaßte alles Land zwiſchen der Weſer, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Kattuariern, Tubanten, Anſibariern, Dulgumniern, Marſen, Chamavern u. ſ. w. Die Römer wurden zuerſt im J. 10. v. Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Druſus bis an die Weſer vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahr zog er auf der Nordſeite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weſer nach der Elbe. Damals zeigten ſie ſich wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten ſie ſogar in Freundſchaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienſte bei ihnen. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen, und ſie dem römiſchen Geſetze unterwerfen wollte, entſtand eine allgemeine Verſchwörung gegen die Römer. Varus, von ihnen in den teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben. (S. Hermann und Germanen.) Jetzt wurden die Cherusker das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (ſ. d.), der die Marſen und Katten geſchlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer, Segeſt und Hermann, in Krieg mit einander waren. Segeſt, von Hermann belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehrern fruchtloſen

Feldzügen ſich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile ſehr mächtig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen, die von dem markomanniſchen Bunde abgefallen waren, und der Sieg Hermanns über die Markomannen unter Marbod erhob die Cherusker zum erſten deutſchen Volke, bis nach Hermanns Ermordung auf's neue innere Unruhen ausbrachen. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie Hermanns die Herrſchaft, vertrieb ihn aber bald wieder. Die Longobarden ſetzten ihn auf's neue ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenoſſen beraubt, zwiſchen der Saale und der Südſeite des Harzes ſich beſchränkten, bis ſie im dritten Jahrhunderte mit allen ihren ehemaligen Bundesgenoſſen im großen fränkiſchen Bunde als Volk verſchwanden.

Cheſter, dieſe Hauptſtadt der engliſchen Grafſchaft Cheshire, iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbisthum York ſteht, hat ungefähr 15,000 Einw. Sie iſt ſehr alt, und wie man glaubt, urſprünglich von den Römern erbaut, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibſel von der uralten Befeſtigungsart in England. Die Bauart iſt ganz einzig und ſonderbar, indem das 2te Stockwerk der Häuſer zurücktritt, ſo daß vor demſelben ein offener Raum entſteht, welcher, da das 3te Stockwerk wieder vorſpringt, einen bedeckten Gang bildet, der ſich durch ganze Straßen hinzieht. Hie und da, beſonders an den Straßenecken, führen Treppen hinab. Dieſe Gänge ſind überall mit den dahinter liegenden Zimmern, für die größern Kaufläden des Orts benutzt. Die maleriſche Wirkung, welche aus dieſer Bauart hervorgehen müßte, ſchwindet faſt ganz dadurch, daß die Stockwerke der Häuſer ſelten eine gleiche Höhe haben, und die Gänge öfter gar zu niedrig ſind. Der ehemals berühmte Hafen war durch die allmälige Verſandung des Fluſſes Dee in Verfall gekommen. In neuern Zeiten iſt ein Kanal (the new channel) gegraben worden, auf dem zur Springzeit Schiffe von 350 Tonnen bis an die Kajen gelangen können. Der Handel von Cheſter iſt meiſt auf den irländiſchen und Küſtenhandel eingeſchränkt. Für irländiſche Leinwand iſt Cheſter der große Markt. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel iſt der berühmte Cheſterkäſe. Schiffbau wird mit Vortheil getrieben.

Cheſterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftſteller, war 1694 zu London geboren. In einem Alter von ſechzehn Jahren ging er auf die Univerſität zu Cambridge, wo er ſeine Studien mit ausgezeichnetem Erfolge betrieb. 1714 verließ er England, um Europa zu bereiſen. Auf dieſer Reiſe erwarb er, beſonders zu Paris, jene Freiheit des Tons und Betragens, die ihn für ſein ganzes Leben auszeichnete. Nach Georgs I. Thronbeſteigung verſchaffte ſein Verwandter, der General Stanhope, ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wales, und der Flecken von St. Germain in Cornwallis wählte ihn zu ſeinem Repräſentanten im Parlamente, obgleich er das geſetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am beſten ſeine Talente und ſeinen Charakter entwickeln. Schon am Ende des erſten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer eben ſo ſehr über die Kraft ſeiner Gedanken erſtaunten, als ſie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit ſeines Vortrages entzückt waren. Auch im Oberhauſe, in das er nach

ſeines Vaters Tode übertrat, zeichnete er ſich auf gleiche Weiſe bei mehrern Gelegenheiten aus. 1728 ging er als Geſandter nach Holland, und es gelang ihm das Kurfürſtenthum Hannover vor den daſſelbe bedrohenden Kriegsübeln zu ſichern. Zur Belohnung empfing er den Hoſenbandorden mit der Stelle eines Oberhaushofmeiſters des Königs Georgs II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derſelben Eigenſchaft zurück, und betrug ſich mit gleicher Geſchicklichkeit. Er wurde ſodann zum Vicekönig von Irland ernannt, von wo er 1748 zurückkehrte, um die Stelle eines Staatsſecretärs einzunehmen; zog ſich aber bald darauf, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, von den Geſchäften zurück, um den Reſt ſeines Lebens in einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundſchaft zu widmen. Sein ſchriftſtelleriſches Talent hat Cheſterfield in einigen moraliſchen, kritiſchen oder ſcherzhaften Aufſätzen, in ſeinen ſpäter gedruckten Parlamentsreden, beſonders aber durch eine Sammlung von Briefen an ſeinen Sohn, welche großes Aufſehn in ganz Europa gemacht haben, gezeigt. Eine mit Annehmlichkeit verbundne Gründlichkeit, eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, und des politiſchen Zuſtandes von Europa, mannichfaltige Belehrung, edle und natürliche Eleganz, und ein Vortrag, der dem geübteſten Schriftſteller Ehre machen würde, ſind ihre glänzenden Seiten. Aber alles dieſes konnte den Anſtoß nicht ſchwächen, den die, in allen Briefen vorgetragene Moral gab. Mit Recht mußte man erſtaunen und ſich entrüſten, daß ein Vater jeden Augenblick ſeinem Sohne ein ſanftes und abgeſchliffenes Betragen als die weſentlichſte Eigenſchaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht ſo weit, ihm ſehr bekannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht anſieht. Zu ſeiner Entſchuldigung führen wir indes an, daß Cheſterfield's (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter den Namen Stanhope adoptirter) Sohn, für den er dieſe Briefe ſchrieb, von einem überaus linkiſchen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anſtand ſo hohen Werth ſetzte, ihm vielleicht auf dieſe Weiſe einige Neigung dafür einzuflößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Gegen das Ende ſeines Lebens wurde Cheſterfield taub, andere Körperleiden kamen dazu, und gaben ſeinen letzten Tagen eine trübe Färbung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbrocke und andern ausgezeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnſon — der ihn einen ſchönen Geiſt unter den Lords und einen Lord unter den ſchönen Geiſtern nannte, und von ſeinen Briefen ſagte, daß ſie die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeiſters lehrten, — in vertrauten Verhältniſſen geſtanden. Er ſtarb, 79 Jahre alt, im J. 1773.

Cheval (à) zu beiden Seiten eines Gegenſtandes gleichſam darauf reitend. So befindet ſich militäriſch ein Corps à cheval eines Fluſſes, wenn der eine Flügel am rechten, der andre am linken Ufer deſſelben ſteht. 32.

Chevalier (Jean Baptiſte Le), Abbé, erſter Oberbibliothekar der Bibliothek de Sainte Geneviève, bekannt durch ſeine Beſchreibung der Ebene von Troja. Er war 1752 zu Trely, bei Coutances, im Manche-Departement, geboren, machte mehrere große Reiſen bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, namentlich nach Aſien, und ſtarb 1807 in Paris. Man hat von ihm die Beſchreibung der Ebene von Troja, und eine Art von Fortſetzung davon in ſeiner Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin, welche vielfältig herausgegeben, mit

Karten verſehen und überſetzt ſind. Tiefe Unterſuchungen ſind Le Chevalier's Sache nicht; er ordnet Wahrheit und hiſtoriſche Treue dem äſthetiſch Wirkſamen unter, und geht darauf aus, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, und dadurch Homers hiſtoriſche und geographiſche Wahrhaftigkeit zu begründen.

Chiabrera (Gabriel), ein berühmter italieniſcher Dichter, geboren zu Savona im Genueſiſchen 1552, blühte im 16. und 17. Jahrh. Er hatte ſeinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von ſeinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom erzogen. Er ſtudirte bei den Jeſuiten; der Wetteifer erhöhte ſeine vorhin ſchwachen Körperkräfte, und bis zum zwanzigſten Jahre vollendete er ſeinen Curſus der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manutius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach ſeines Oheims Tode trat er in die Dienſte des Kardinals Cornaro; mußte aber dieſelben nach einigen Jahren verlaſſen, da ihm die Rache, die er für eine, von einem römiſchen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben, und ging in ſein Vaterland zurück. In einem Alter von faſt funfzig Jahren verheirathete er ſich, und lebte, zwar nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumſtänden. Geiſtig und körperlich geſund, erreichte er ein hohes Alter, und ſtarb zu Savona 1638. Sein poetiſches Genie hatte ſich erſt ſpät entwickelt. Erſt in ſeinem Vaterlande fing er an, die Dichter mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Die Griechen, und unter dieſen Pindar, zogen ihn am meiſten an. Aus der Bewunderung für letztern entſprang die Begierde, ihn nachzuahmen. So ſchuf er ſich eine eigne Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italieniſchen Lyrikern unterſcheiden, und ihn den Beinamen des italieniſchen Pindars erwarben. Es gelang ihm nicht minder, die geiſtreiche Naivetät und die Anmuth Anakreons nachzuahmen; ſeine Canzonetten haben eben ſo viel Leichtigkeit und Eleganz, als ſeine große Canzonen Erhabenheit. Außerdem iſt er Verfaſſer mehrerer epiſchen, dramatiſchen, bucoliſchen und anderer Gedichte. Sein Ruf verbreitete ſich bald durch ganz Italien; er beſuchte die Hauptſtadt deſſelben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Ueberall ward er mit Geſchenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen überhäuft.

Chiari, (Pietro) ein fruchtbarer, komiſcher Dichter und Romanſchreiber Italiens, geboren zu Brescia gegen den Anfang des 18ten Jahrh. Er trat nach Beendigung ſeiner Studien bei den Jeſuiten ein, blieb aber nicht lange daſelbſt, ſondern ward Weltgeiſtlicher, und lebte als ſolcher frei von Geſchäften, einzig den Wiſſenſchaften. Unter dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena ließ er ſich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als 60 Komödien auf's Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler, aber das Publikum ertheilte dem Letztern die Palme. Die verſificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Proſa abgefaßten vier Bände ein. Es fehlte ihm nicht an Erfindung, noch an kunſtreicher Behandlung eines Stoffs, aber ſein Styl iſt ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komiſchen Aufſchwung, ſein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Ziererei oder Mattigkeit. Er wollte ſich auch zur Tragödie erheben und ſchrieb deren vier. Sie wurden jedoch ſo ungünſtig aufgenommen, daß er ferner davon abſtand. Schon ſehr bejahrt ging er wieder nach Brescia, wo er 1787 oder 1788 ſtarb. Einige von ſeinen Romanen ſind mehr werth

als ſeine Komödien, aber ſie malen im Ganzen geringfügige Gegenſtände, und zeigen keine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. La Giuocatrice di Lotto, la Ballerina onorata, la Cantatrice per disgrazia intereſſiren wenig, und gleichwohl ſind dies die beſſern. Außerdem haben wir von ihm: Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere scritte da donna di senno e di spirito per amaestramento del suo amante, und viele andre Werke.

Chiaroſcuro, ſ. Grau in Grau und Helldunkel.

Chiffre, 1) eine geheime Schrift, die vorzüglich bei dem Briefwechſel der diplomatiſchen Agenten mit ihren Höfen gebraucht wird, und größtentheils aus gewöhnlichen Phraſen, wovon einige aber eine andre, beſtimmte Bedeutung haben, beſteht, und durch Zahlen unterbrochen ſind, deren Eine oft eine ganze Gedankenreihe bezeichnet, und die nach den Umſtänden häufig gewechſelt werden. 2) der verzogne Name oder die in einander geſchlungenen Anfangsbuchſtaben der Vor- und Zunamen einer Perſon. Chiffriren, mit geheimen Zeichen ſchreiben. (Vergl. Dechiffrirkunſt.)

Chili, ſ. Südamerika.

Chiliaſten, Chiliasmus, ſ. Tauſendjähriges Reich.

Chimära, ein fabelhaftes Ungeheuer mit einem Löwenkopfe, Ziegenleibe, Drachenſchwanze und feuerſpeiendem Rachen, das die Gefilde Lyciens verwüſtete, und vom Bellerophon (ſ. d. Art.) beſiegt wurde. Seine Geſtalt beſchreiben die Dichter verſchieden, immer aber als eine unnatürliche Zuſammenſetzung der ungleichartigſten Theile. Daher Chimäre ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantaſie. Nach Einigen war Chimära ein feuerſpeiender Berg in Lycien, auf deſſen Gipfel Löwen hauſten, um deſſen Mitte Ziegen weideten, und an deſſen Fuße ſich viel ſchädliche Schlangen aufhielten. Bellerophon ſoll der erſte geweſen ſeyn, der dieſen Berg bewohnbar machte.

Chimboraſſo, ſ. Cordilleras.

China. — Erſt durch die portugieſiſchen Seefahrer, welche auf Vaſco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtigere Vorſtellungen von der Lage, Ausdehnung und Beſchaffenheit dieſes Landes. Seit dem verdanken wir unſre Kenntniß deſſelben einigen Geſandten, welche den Hof und die Landſtraßen geſehen, einigen Handelsleuten, welche die Vorſtadt eines Grenzortes bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl von Miſſionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, mir das wiedererzählen, was ſie geſehen aber ſelten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiſer der Dynaſtie Mantchou, fälſchlich Tataren genannt, haben ihre Macht über den größten Theil der ſogenannten freien Tartarei ausgedehnt, deren Bewohner jedoch meiſtens nicht Tataren, ſondern Kalmucken und Mongolen ſind. Die Ruſſen drangen zugleich in Sibirien vor, und ſo wurden Rußland und China Grenznachbarn längs einer Linie von der Gegend des Palcati-Sees bis zur Mündung des Amurfluſſes. Dieſe lange Grenze iſt im Allgemeinen durch die Richtung der altaiſchen, ſaïaniſchen und daouriſchen Gebirge beſtimmt; wiewohl über die letztern hinaus die Ruſſen ihr Reich bis an die Ufer des Amurfluſſes ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im Weſten das chineſiſche Reich von den Kirgiſen, Usbeken und andern unabhängigen Tartarenvölkern. Während die chineſiſche Herrſchaft ſich im Norden und Nordweſten der Grenze des aſiatiſchen Rußlands näherte, breitete ſie ſich im Weſten und Südweſten über die weiten Regionen Tibets aus, und erreichte faſt die engliſchen Beſitzungen in Bengalen. Die kleinen Län-

der von Sirinagur, Nepaul und andre, und die Garrowgebirge ſind auf dieſer Seite die Schranken zwiſchen China und Indien. Mehr öſtlich berührt das birmaniſche Reich die chineſiſche Provinz Yun-nan. Die Beſitzungen der Siameſen berühren die Grenze Chinas nicht, aber die kleinen Reiche Laos und Tunkin ſind Grenznachbarn und vielleicht ſogar zinsbar. Der öſtliche Ocean beſpült, indem er eine Menge von Meerbuſen und Buchten bildet, die Küſten Chinas auf einer Ausdehnung von ſiebentehalbhundert Meilen, von den Grenzen Tunkins bis zur Mündung des Amurfluſſes. Südlich ſind die Meerbuſen von Tunkin und das chineſiſche Meer; der Kanal von Formoſa trennt die Inſel dieſes Namens von dem feſten Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten ſich, jenes zwiſchen China, den Inſeln Lieukieu und Japan, dieſes zwiſchen China und Korea. Von Korea endlich bis zum Amurfluß erſtreckt ſich das japaniſche Meer, deſſen äußerſte Spitze den umfaſſenden Namen des Meerbuſens der Tatarei erhalten hat. — Das chineſiſche Reich, ſo begrenzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Kaſchgar bis an die Mündung des Amur; ſeine größte Breite reicht von den ſaïaniſchen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze Chinas, der Inſel Hay-nan gegenüber, 875 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 200,000 Quadratmeilen, d. h. auf den zwölften Theil des feſten Landes der Erde geſchätzt werden. Davon kommen auf das eigentliche China 80,000 Quadratmeilen, auf die kleine Bucharei, die Mongolei und das Mantſchuland 100,000 Quadratmeilen und auf die Schutzländer, Tibet, Korea, die Lieukieu-Inſeln, das Land der Chane von Kaſchgar über 20,000 Quadratmeilen. Auf dieſem Flächenraume wohnen 150 Millionen Menſchen, ſo daß in Rückſicht der Einwohnerzahl das chineſiſche Reich das erſte auf der ganzen Erde iſt, und von jener Zahl in der Barbarei 3 Millionen, und in den Vaſallenländern $13\frac{1}{2}$ Millionen, der Reſt im eigentlichen China. Das eigentliche China grenzt öſtlich an den öſtlichen Ocean, gegen Norden trennt es die große, ſchon vor 2000 Jahren erbaute, 300 Meilen lange, 20 Fuß hohe und auf der Oberfläche 5 Fuß breite Mauer von der Mongolei und dem Mantſchulande; weſtlich ſetzen politiſche Grenzen den nomadiſchen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hohonor und der Sifanen ein Ziel, ſüdlich fallen die Grenzen des chineſiſchen Reichs und des eigentlichen Chinas zuſammen. Die Provinzen, in welche es getheilt iſt, ſind nach Macartney folgende: Pe-tſche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-ſi, Tſche-kiang, Fo-kien, Hu-quang (Hu-pe und Hu-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-ſi, Schen-ſi (das eigentliche Schen-ſi, und Kan-tſchou), Se-tſchuen, Quang-tong, Quang-ſi, You-nan, Kåt-cheou. — Die Chineſen ſelbſt nennen ihr Land Tſchon-Kue, Mittelpunkt der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Perſern Tſchin. — Die phyſiſche Geographie Chinas iſt minder intereſſant, als man von einem ſo großen Lande erwarten ſollte. Es laſſen ſich zwei Gebirgsmaſſen, die eine ſüdöſtlich, die andre nordweſtlich, unterſcheiben. Jene verbreitet ſich zwiſchen den Provinzen Quang-ſi, Quan-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hu-quang und Kiang-ſi im Norden, ſie läuft anfangs von Weſten nach Oſten, wendet ſich aber auf den Grenzen von Fo-kien nordöſtlich. Die Hauptkette, beſonders in den Provinzen Kåt-cheau und Quang-ſi, iſt wegen der dort wohnenden wilden Völkerſchaften ſchwer zugänglich; die Reiſenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling unterſucht, der ſich 3000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge im Nordweſten ſcheinen nicht ſowohl

regelmäßige Ketten als eine Folge von Teraſſen zu bilden. Außerdem iſt die Provinz Schan-ſi voll Gebirge, die zu einer, von den Ufern des Amurfluſſes quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören ſcheinen, und faſt alle ſenkrechte Felſen ſind. Auch die Provinz Schantong iſt größtentheils eine gebirgige Halbinſel. Dieſe Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine, von den übrigen Bergen Chinas ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden ſich in der Provinz Kiang-nan, zwiſchen den beiden großen Flüſſen Hoang-ho und Yang-tſe-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entſpringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieſer, oder der blaue Fluß, nimt ſeinen Urſprung im Norden von Tibet, unfern der Wüſte Kobi. Beide ſtrömen ſchnell von den Höhen Mittel-Aſiens herab, und begegnen jeder eine Bergreihe, welche ſie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tſe-kiang nach Süden, worauf ſie ſich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Honi-Ho und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, den Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yang-kiang, La-kiang, und Yuen-kiang, welche ſich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche ſich mittelſt zweier Seen mit dem blauen Fluſſe vereinigen. Ganz unabhängig ſind der Hoan-kiang im Süden, der ſich in den Meerbuſen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der ſich in den Meerbuſen von Peking ergießt. Dieſe und unzählige andre Flüſſe, welche durch zahlreiche Kanäle verbunden ſind, bieten unzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigſte dieſer Kanäle iſt der, 500 Meilen lange ſogenannte Kaiſerkanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereiſe eine Waſſerverbindung zwiſchen Peking und Canton gibt. Auch an Landſeen iſt China reich, beſonders die Provinz Hu-quang, deren Name ſchon darauf hinweiſt. Der Poyang-hu iſt nach Staunton der größte Landſee in China, hingegen nach du Halde beträgt ſein Umkreis nur 20 Meilen. Das Klima muß in einem Lande von ſolcher Ausdehnung ſehr verſchieden ſein. Im Süden von China, nahe am Wendekreiſe, herrſcht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodiſchen Winde gemildert wird. Die nördlichen und öſtlichen Gegenden ſind ungleich kälter, als die unter derſelben Breite gelegnen Länder Europas, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des, mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Aſiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zuſtande iſt der Ackerbau Chinas, und der Hauptgegenſtand deſſelben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordweſtlichen Gegenden erſetzt man ihn durch europäiſche Getreidearten und durch Moorhirſe. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgeſetzt beſtellt, ohne brach zu liegen. Selbſt die ſteilſten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunſtreiche Weiſe bewäſſert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zuſtande des Ackerbaues bei, indem ſie nicht in Dörfer vereinigt, ſondern zerſtreut ſind. Man ſieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch ſonſt eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und ſpinnen Baumwolle; auch beſchäftigen ſie ſich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen ſind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt ſind die Ehr-

furchtsbezeigungen, welche die chineſiſche Regierung dem Ackerbau erweiſt. Jährlich am 15ten Tage des erſten Mondes, findet dieſe Feierlichkeit Statt. Der Kaiſer begibt ſich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmſten Reichsbeamten, auf das dazu beſtimmte Feld, wirft ſich hier nieder, und berührt neunmal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels, zu verehren; er ſpricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Segen des höchſten Weſens für ſeine und ſeines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann als Oberprieſter des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel, als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altare darbringt, wird dem Kaiſer ein, mit einem Paar prächtig gezierter Stiere beſpannter Pflug gebracht Jener legt ſeinen kaiſerlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Fläche des Ackers. Ein Gleiches thun nach ihm die vornehmſten Mandarinen. Das Feſt ſchließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weiſe erſcheint einige Zeit nachher der Kaiſer wieder, um den Samen zu ſtreuen. In den Provinzen des Reichs vollziehen an demſelben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger als in dem Ackerbau, iſt in der Baumzucht die Induſtrie der Chineſen fortgeſchritten. Sie beſitzen viel Fruchtbäume, aber ſie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen iſt bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und, nach Einigen, ſelbſt Oliven ſind in China unbekannt. Aber die Natur hat dem Lande andre Reichthümer gegeben, die ihm eigen ſind. Dahin gehört vor allem die Theepflanze, welche den Chineſen unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel, die Firniß-, Seifen-, Talg-, Leim-, Wachs- und Litſchibäume ꝛc. Von Hausthieren haben die Chineſen alle in Europa einheimiſchen Arten, darunter das Schwein das zahlreichſte iſt, und außerdem das Kameel, das gewöhnlichſte Laſtthier. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moſchusthier, verſchiedne Affenarten, den Hirſch, das wilde Schwein, den Fuchs u. ſ. w. An zahmen Geflügel hat China Ueberfluß, beſonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen ſich durch ein beſonders glänzendes Gefieder aus, beſonders die Gold- und Silberfaſanen, der Spornpfau. Die vielen Gewäſſer enthalten eine unglaubliche Menge von Fiſchen. Die Goldfiſche, die auch in China nur zum Schmuck aufbewahrt werden, ſind bekannt. Unter den Inſekten iſt das wichtigſte der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet iſt, und einheimiſch zu ſein ſcheint. Ueber die Producte des Mineralreichs China's beſitzen wir noch wenig genaue Nachrichten. Die Silberbergwerke China's ſind ergiebig, aber man bearbeitet ſie wenig. Das Gold wird meiſtens aus dem Sande der Flüſſe, in den Provinzen Se-tchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine den Chineſen eigenthümliche metalliſche Subſtanz iſt das Toutenague, woraus ſie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen ſehr reinen Zink, Andre für eine künſtliche Miſchung halten. Ferner hat China ein beſondres Kupfer, viel Queckſilber in Yunnan, Arſenik, aber weniger Blei und Zinn. Von koſtbaren Steinen beſitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergkryſtall, Magnet, verſchiedne Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porcellanerde an. Auch das Salz nimt eine vorzügliche Stelle ein, indem es der

Gegenſtand eines einträglichen Regierungs-Monopols iſt. — China enthält 1,572 Städte, 2,796 Tempel, 3,158 Haupt-Brücken u. ſ. w. Unter den Städten ſind die wichtigſten und den Europäern bekannteſten: Pe-king, die Hauptſtadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir verweiſen über ſie auf die beſondern Artikel, und wollen hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chineſen, ihre Sitten, ihre politiſchen Einrichtungen, auch ihren Zuſtand überhaupt anführen. Die Geſichtszüge und der Bau des Hirnſchädels beweiſen die mongoliſche Abkunft der Chineſen; doch hat ein Aufenthalt von mehrern Jahrhunderten unter einem milden Klima die charakteriſtiſchen Kennzeichen gemildert. Eine Chineſerin hält ſich für ſchön, wenn ſie kleine Augen, etwas dicke Lippen, ſchlichtes und ſchwarzes Haar und recht kleine Füße hat; letztre vollenden die Idee der Schönheit und werden dadurch erlangt, daß man ſie einſchnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anſpruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen laſſen die Nägel der Finger wachſen; Haare und Bart färben ſie ſchwarz. Betrachten wir die Chineſen von der moraliſchen Seite, ſo finden wir, daß ſie die gewöhnlichen Tugenden und Laſter eines ſklaviſchen, kunſtfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform iſt unumſchränkt monarchiſch; doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiſer unterthänige Gegenvorſtellungen machen. Der Kaiſer nennt ſich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorſteher der Erde, und Vater ſeines Volks. Er iſt nach der Verfaſſung verpflichtet, ſich beſtändig mit Staatsſachen zu beſchäftigen. Der Kaiſer hat 3 Gemahlinnen, unter welchen nur eine den Titel und Rang einer Kaiſerin führt. Die Reſidenz iſt Pe-king, der Sommeraufenthalt Tſchehol. Seinem Bilde, ſeinem Throne werden Opfer gebracht; ſeine Perſon wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erſcheint der Kaiſer nie anders, als mit 2,000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andre Werkzeuge tragen, die den morgenländiſchen Deſpotismus charakteriſiren. Die Staatseinkünfte werden auf 200 Millionen Thaler geſchätzt, und beſtehen großen Theils in Naturalien. Sie beruhen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländiſchen Handel und auf einer Kopfſteuer, zahlbar von allen Perſonen zwiſchen 20 und 60 Jahren. Die chineſiſche Armee iſt zwar ſehr zahlreich (gegen 900,000 Mann), ſcheint aber nicht im Stande zu ſein, ſelbſt unregelmäßigen aſiatiſchen Truppen, geſchweige europäiſchen Heeren wirkſamen Widerſtand zu leiſten. Der chineſiſche Adel theilt ſich in zwei Klaſſen, den perſönlichen und amtlichen. Unter dem erſtern gibt es fünf Grade. Die drei erſtern werden nur Verwandten des Kaiſers ertheilt, und werden gewöhnlich durch Prinz überſetzt. Dieſe Prinzen müſſen regelmäßig im Bezirke des kaiſerlichen Palaſtes wohnen. Die Titularen des perſönlichen Adels haben ſämmtlich den Vorrang vor dem amtlichen Adel oder den Mandarinen. Den Rang der Mandarinen erkennt man durch die Farbe der Knöpfe an ihren Mützen. Auch gibt es Titular-Mandarinen. In allem hat China 13 bis 14000 Civilmandarinen, ſie heißen Regenten und 18000 Kriegsmandarinen, erſtere in 9, letztere in 5 Klaſſen. Die höchſte Reichsbehörde iſt der Rath der Miniſter-Mandarinen. Dieſe arbeitet mit dem Kaiſer. Untergeordnete Centralbehörden ſind a. Lipu (Wache der Beamten) hat in Gnadenſachen den Vortrag, b. Ho-pu (Finanzcollegium), c. Li-pu (Ceremoniengericht), d. Ping-pu (Ober-

kriegsrath), e. Hong-pu (Juſtizcollegium und Oberbauamt. (Kong-pu). In jeder der 17 Provinzen iſt ein Mandarin Statthalter. Ihm zur Seite ſteht ein, den Statthalter beobachtender und ſeine Befehle vollziehender Rath. In den Städten ſind beſondre Gerichte. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen beſteht aus geblümtem Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Vorn und hinten iſt das Ehrenzeichen geſtickt, welches ihren Civil- oder Militärrang bezeichnet. Das Recht, eine Pfauenfeder hinten auf der Mütze zu tragen, iſt mit einem europäiſchen Ordenszeichen zu vergleichen und wird als eine beſondre Gnadenbezeigung ertheilt. Die geprieſene Weisheit der chineſiſchen Geſetze kann mit zwei Worten charakteriſirt werden; es ſind gute Polizeiverordnungen mit guten moraliſchen Lehren begleitet. Sie laſſen dem Kaiſer, wie den Mandarinen eine unbeſchränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorſam gegen ſeine Obern als ſeine erſte Pflicht zu betrachten gewohnt iſt. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterſchied der Stände. In Anſehung ihrer Geiſtesbildung ſteht die Nation ſchon ſeit langer Zeit auf einer faſt unveränderten Stufe. Daran iſt theils die, allen Aſiaten eigne Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geiſtigem Verkehr und Ideenaustauſch Schuld. Dieſer aber wird beſonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht, wie die unſrige, eine Buchſtaben-, auch nicht eine Sylben-, ſondern eine Charakterſchrift iſt, verhindert. Ueber ſie, wie über Sprache und Literatur, ſehe man den eignen Artikel. Das mechaniſche Talent haben ſie in einem hohen Grade ausgebildet; auch iſt ihre Induſtrie in Bereitung von Stoffen, Porcellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Kanal- und Gartenanlagen, dem Ebenen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die ſie ausgeführt haben, zuſammengeſtellt werden. Mehrere der wichtigſten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem ſie die Charaktere in Holztafeln ſchnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich iſt. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten ſie ebenfalls vor uns; deſſenungeachtet blieben ſie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da ſie den Schiffbau ſehr unvollkommen verſtehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu ſehr erhoben; dennoch ſind einige ihrer Landſtraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, beſonders aber ihre große Mauer, auf chineſiſch genannt: Van-Li-Tſching, die Mauer von 10,000 Li, der Bewunderung werth. Dieſe läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelſt Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Schen-ſi bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 600 Stunden. An einigen Orten iſt ſie, um wichtige Päſſe zu decken, doppelt, auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken ſind von feſten Granitblöcken, der größere Theil aber von blaulichen Backſteinen, durch einen ſehr reinen und weißen Mörtel zuſammengehalten. Faſt alle 200 Schritte ſind viereckige Thürme oder ſtarke Baſteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chineſen würde uns hier zu weit führen. Der Hauptzug des Nationalcharakters iſt die Einwirkung des eingeführten Herkommens. Die tägliche Lebensweiſe jedes Einzelnen iſt in jedem Range durch unabweichliche Regeln vorgeſchrieben. Geiſtiger Getränke enthalten ſich die Chineſen faſt gänzlich, dagegen iſt der Gebrauch des Thees allgemein. Ihre Hauptſpeiſe iſt der Reiß. Die Vielweiberei iſt den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiſer unterhält ein zahlreiches Serail. Der Zuſtand der Weiber iſt Skla-

verei. Eine beſondre, gleichſam göttliche Verehrung erweiſen die Chineſen ihren Vorfahren; ſie feiern zu ihrem Andenken eigne Feſte auf ihren Gräbern. Die urſprüngliche Religion Chinas ſcheint ein Zweig des Schamanendienſtes geweſen zu ſein, deſſen Princip die Anbetung der Geſtirne und merkwürdiger Naturgegenſtände iſt. Dieſe alte Religion iſt durch verſchiedne ſpätere Sekten vertilgt worden. Unter dieſen ſind die wichtigſten die Sekten des Cong-fu-tſe (Confucius) und des Lao-kiun oder Tao-tſe. Das Volk bekennt ſich größtentheils zu der aus Indien gekommnen Religion des Fo. (Vergl. Confucius und Fo.) Die Religion der Kaiſer aus der tatar-mantſchuiſchen Dynaſtie iſt die Dalai-Lama-Religion. (S. Lama.) — Der auswärtige Handel der Chineſen ſteht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im J. 1806 wurden ausgeführt: 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stücke Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmet, Rhabarber, Moſchus und verſchiedne Droguereiwaaren. 113 Schiffe, nämlich 80 engliſche, 30 amerikaniſche und 3 däniſche nahmen dieſe Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fiſchotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüſſe u. ſ. w. Der Handel mit den Europäern iſt einer Geſellſchaft von 12 dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Hanniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil gewinnen. — Die älteſte Geſchichte Chinas iſt dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über daſſelbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoan-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Geſetzgeber der Chineſen, gehört; U-Ti, unter welcher Familie ſich mit dem geprieſenen Ya das Schu-King anfängt, aus welchem die Chineſen ihre älteſte Geſchichte ſchöpfen. Aber dieſes Buch beſteht die hiſtoriſche Kritik nicht. Die folgenden königlichen Häuſer dieſer erſten dunkeln Periode ſind die Kia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tſcheu (bis 258 vor Chr.). Für den Stifter dieſer Dynaſtie wird allgemein Wu-wang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinſtimmung herrſcht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den Letzten der vorigen Dynaſtie, Scheu-ſin, geſtürzt; nach Andern kam Wu-Wang mit einer Horde Ausländer von Weſten her, und brachte Kultur zu den Eingebornen. Nach dem Anfange dieſer Familie iſt eine große hiſtoriſche Lücke, welche die chineſiſchen Annalen mit Fabeln ausfüllen. Unter dieſe Dynaſtie fällt (von 770 bis 320 v. Chr.) die Tſcheukue oder die Periode der kämpfenden Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in Fehden lebten. Endlich ſtand aus dem kleinen Fürſtenhauſe der Ting, im Zeitalter des Hannibals, ein chineſiſcher Held, Schi-hoang-ti, mit dem das Haus Tſin (von 256 bis 207 v. Chr.) über China zu herrſchen anfing, auf, der alle kleine Fürſten ſammt dem Stamme der Tſcheu ausrottete, und ganz China unter ſich vereinigte (247). Er erbaute die große Mauer zum Schutze gegen die Tataren. Das Reich zerfiel aber gleich nach ſeinem Tode, unter ſeinem Sohne Ul-ſchi, wieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang auf's neue zu einem großen Reiche zuſammenfügte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynaſtie Hang, die bis 220 Jahre n. Chr. herrſchte, und ſich in die weſtlichen und öſtlichen Hang theilte (Si-hang von 217 vor, bis 24 n. Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 n. Chr.). Die Fürſten dieſer Dyna-

ſtie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Weſten aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Aſiens. Die Religion Tao-tſe wurde unter ihnen die herrſchende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürſten aus, und unter Hien-ti wurde China in drei Königreiche getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er ſtiftete die Familie Tſin (265—420). Dieſe Fürſten waren ſchlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Wu-Ti vom Throne geſtoßen, welcher die Linie Song ſtiftete (420—479). Aber in den ſüdlichen Provinzen entſtand kurz vorher (386) ein beſondres Königreich, das U-tai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürſten ohne Werth. Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Geſtalt gewann, waren mit dem Untergange der Familie Tſin in China zwei Reiche entſtanden, ein nördliches (386) und ein ſüdches (420), welches letztre auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In dieſem regierten hinter einander die Familien Song (bis 479), Tſin (bis 502), Lang (bis 537), Tſchin (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386—587) entſtand dadurch, daß die Tataren Goli die nördlichen chineſiſchen Provinzen eroberten. Hier herrſchten vier Familien, zwei inländiſche und zwei ausländiſche, nämlich die Goei, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tſcheu, von dem Stamme Sien-pi. a. Die Dynaſtie Goei herrſchte von 386 bis 556 in drei beſondern Linien (Yuen-Goei bis 534, Tong-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die weſtlichen Goei bis 550); b. die Dynaſtie der Pe-tſi (der nördlichen Tſi) von 550—577; c. Die Dynaſtie der Heu-tſcheu (der letzten Tſcheu) von 557—581; d. Die Dynaſtie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554—587. — Den Heu-ſcheu entriß (581) Yang-kien den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tſin, und ſtiftete die Dynaſtie der Sui. Schon der zweite Kaiſer aus dieſer Dynaſtie, Yang-ti, wurde von Li-ien (617) abgeſetzt, welcher die Familie Tang ſtiftete, die ſich 300 Jahr lang erhielt, und Sia-gan-fu in Schen-ſi zum Sitze hatte. China wurde unter den erſten Kaiſern aus derſelben, beſonders unter Li-ien's gelehrtem Sohne Tai-tſong I. (626) äußerſt mächtig. Allein die folgenden Kaiſer fielen in Ueppigkeit, und wurden ganz von ihren Verſchnittenen beherrſcht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiſer, Tſchao-ſiuen-ti wurde von Schu-wen abgeſetzt, der die Dynaſtie Hehu-lang ſtiftete (907). Sowohl dieſe, als die folgenden Dynaſtien Hehu-Tang (923), Hehu-Tſin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tſcheu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt ſie Hehu-Utai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und faſt jede Provinz erhielt einen beſondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chineſen den würdigen Tſchao-Quang-ju zum Kaiſer, den Stifter der Dynaſtie Sing oder Song, die bis 1279 regierte. Seine erſten Nachfolger glichen ihm. Gleichwohl litt das Reich durch die Einbrüche der Tataren; unter Yin-tſong (1012) mußten die Chineſen den Tataren Leao-tſang Tribut zahlen. Hoey-tſong ſtürzte zwar das Reich der Leao-tſang (1101); aber dieſe Tataren riſſen ſelbſt das ganze nördliche China (Pe-tſcheli) an ſich (1125). Kao-tſong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die ſüdlichen Provinzen. Die Chineſen ſchloſſen unter dem Kaiſer Ning-tſong ein Bündniß gegen dieſe ihre Oberherren mit Dſchingis Chan (1180), und die Niuſchen unterlagen dieſem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun ſelbſt ihre Waffen gegen China, und Cublai-Chan machte ſich

zum Herrn deſſelben, nach dem Tode des letzten Kaiſers Ti-ping (1260). Unter der Linie Tang blühten die Wiſſenſchaften in China; unter den Kaiſern ſelbſt waren viele Gelehrte. Die chineſiſchen Schriftſteller nennen die mongoliſche Kaiſerfamilie Yuen (von 1279—1368) und Cublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tſu. Dies war das erſtemal, daß ganz China von ausländiſchen Fürſten beherrſcht wurde. Aber ſie bildeten ſich ganz nach den chineſiſchen Sitten, und ließen Geſetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrſten Kaiſer aus dieſer Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tſing-Tſangs Tode (1307) und noch mehr nach Yeſon-Timur-Chans oder Tai-tings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiſerlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen ſchwächten. Gegen Toka-mur-Chan oder Schun-ti, einen wolluſtigen Fürſten, ergriff der Chineſe Schu die Waffen, und die mongoliſchen Großen waren unter ſich uneins. Toka-mur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er ſtarb (1379). Sein Sohn Biſurdar nahm ſeinen Sitz in der alten mongoliſchen Hauptſtadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, ſondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460) wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß ſie von nun an den Chineſen, wenigſtens größtentheils und die mehrſte Zeit hindurch, unterworfen waren. Schu, nachher Tai-tſoo IV. genannt), ein gemeiner Chineſe, aber des Thrones werth, befreite ſein Volk von fremder Herrſchaft und ſtiftete die Dynaſtie Ming (1368—1644), welche dem Reiche ſechzehn, faſt ſämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Grenzen des Reichs wohnten Reſte der Tataren Niudſche, die man jetzt Mantſchu nennt. Unter dem Kaiſer Schin-tſong II. räumte man ihnen einige Wohnſitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte ſie bald darauf wieder vertreiben; aber ſie widerſtanden unter ihrem Fürſten Taitſu ſo glücklich, daß ſie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaiſertitel annahm. Er ſetzte den Krieg unter den chineſiſchen Kaiſern Quan-tſong und Hi-tſong bis an ſeinen Tod fort. Ihm folgte ſein Sohn, Ta-tſong, und in China auf Hi-tſong Hoai-tſong ein guter, aber ſchwacher Fürſt. Als Ta-tſong ſtarb, wählten die Tataren keinen neuen Regenten, ſetzten auch den Krieg nicht fort. Allein in China ſelbſt erregte Li-tſching einen Aufruhr, in welchem ſich Hong-Puan ſelbſt entleibte (1644). Li-tſchings Gegenpartei rief die Mantſchu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, deſſen Beherrſcher ſie noch jetzt ſind. Schun-ſchi, ein Kind von ſechs Jahren vollendete die Eroberung Chinas (1646 bis 1647) und ſtiftete die jetzige Dynaſtie Tating. Ihm folgte (1662) ſein Sohn Kan-hi, der den Chan der eigentlichen Mongolen beſiegte, Formoſa eroberte, und ſeinem Reiche noch andre Vergrößerungen verſchaffte. Den Chriſten erlaubte dieſer Fürſt freie Religionsübung. Sein Sohn Yong-tſching aber verbannte ſie (1724). Deſſen Sohn, Kien-Long, ſetzte von 1746—1773 die Verfolgung der Chriſten fort. Er eroberte Kasgar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöſtlichen Theil von Tibet und Laſſa, die Reiche Miao-tſe, Siao-Kin-tſchuen, und erweiterte die Grenzen ſeines Gebiets bis nach Hindoſtan und der Bucharei; auch bevölkerte er die, durch Verjagung der Sungaren verwüſtete Kalmuckei mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 ſchlugen ihn die Barmanen von Ava gänzlich; dennoch eroberten 1770 die Chineſen eine Stadt in Ava, und

kamen mit Verluſt der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chineſen gegen die Miaotſe (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wiſſenſchaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat ſelbſt viel geſchrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn ſein Miniſter, Günſtling und Schwiegerſohn, Ho-Tſchington. Auf Kien-long folgte 1799 deſſen funfzehnter Sohn, Kia-King. Seine Regierung wird durch innern Zwieſpalt beunruhigt, dem der ſchwache Kaiſer nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Katholiken, denen er günſtig war, haben durch ihre Bekehrungs-Unvorſichtigkeit ihre meiſten Freiheiten verſcherzt, und die Verbreitung der chriſtlichen Religion iſt ſtreng verboten. So wenig wie die Geſandtſchaft des Lords Macartney (ſ. d. Art.), konnten die ruſſiſche des Grafen Golowkin, noch die neueſte brittiſche des Lords Amherſt (1816), die mehr als 1000jährige Politik des Hofes von China aus ihrem Gleiſe bringen. Sie konnten, da dieſes „himmliſche Reich des Weltalls“ alle Monarchen als ſeine Vaſallen behandelt, weder politiſche noch Handelsverbindungen anknüpfen.

Chinarinde iſt die Rinde eines Baumes, der im Königreiche Peru, beſonders unweit der Stadt Lora wächſt. Sie iſt der ſchätzbarſte Theil des Baumes, heißt auch Fieberrinde und peruaniſche Rinde, und wird von den Amerikanern Quinquina genannt, aus welchem Worte vielleicht die ganz unpaſſende deutſche Benennung, Chinarinde entſtanden iſt. Sie wird vom September bis zum November, alſo in der dürren Jahreszeit von den Bäumen abgeſchält. Nach dem Abſchälen ſtirbt zwar der Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sproſſen hervor. Gewiß haben die Peruaner längſt vor Ankunft der Europäer in Amerika gewußt, daß die Rinde die Wechſelfieber heilt. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechſelfieber der Gebrauch derſelben empfohlen ward, und ſie dadurch genas. Von der Zeit an theilte die Vicekönigin ſelbſt das Pulver dieſer Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin del Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ ſie den Jeſuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jeſuitenpulver. Man ſchickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam 1660 der Graf von Cinchon mit ſeiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch ſie lernte man die Chinarinde noch beſſer kennen. Man fing nun an, einen beträchtlichen Handel mit dieſem Producte zu treiben. An Ort und Stelle unterſcheidet man vier Arten von Chinarinde: nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde iſt gewöhnlich die gelbe. Die beſte muß nicht allzudick, aber zuſammengerollt und ſchwer ſein. Ihre äußere Fläche iſt rauh, und entweder braun, grau oder ſchwärzlich, die innere zimmetfarben. Zerkäuet iſt ſie bitter, etwas gewürzhaft und zuſammenziehend. Auf dem Bruche zeigt ſie Flimmerchen, ſchlechte hingegen ſplittert ſich und zerfällt wie Wurmmehl. Chemiſch zerlegt, enthält ſie harzige und gummöſe Theile, auch etwas Erde und Laugenſalz. Die Kraft der Rinde läßt ſich durch heißes und kaltes Waſſer, durch gewöhnlichen Branntwein, noch mehr aber durch Rheinwein ausziehen; eine Miſchung aus Waſſer und gereinigtem Weingeiſt iſt jedoch das allerwirkſamſte Auflöſungsmittel. In Wechſelfiebern wird die Chinarinde mit dem glücklichſten Erfolge angewandt. Höchſt wirkſam zeigte ſie ſich auch in allen chroniſchen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern,

in Nervenkrankheiten, inſonderheit bei hyſteriſchen und hypochondriſchen Beſchwerden, beim Stickhuſten, der Ruhr, beim Skorbut. Sie ſcheint daher mit Recht den erſten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen. (In den Marſchgegenden heilt der Seewermuth auf dem Außendeichslande in ſtarkem Getränk ausgezogen die dort endemiſchen Fieber gemeiniglich leichter als die Chinarinde.) In den Apotheken hat man davon: Extracte, Tincturen, Eſſenzen, Pulver, Syrupe ꝛc. Während der Continentalſperre benutzte man ſtatt der China verſchiedne europäiſche Baumrinden, hat ſie aber nach dem Aufhören jener Sperre ſämmtlich aufgegeben.

Chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur. Die chineſiſche Sprache gehört zu den einſylbigen und iſt unter dieſen die einfachſte, d. h. die unausgebildetſte. Ihre einſylbigen Wörter beſtehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangeſetzten Conſonanten; erſcheinen ſie in unſrer Schrift mit mehr Buchſtaben: ſo iſt dies nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unſern Schriftzeichen nachzubilden. Da überdies die Conſonanten B, D, R, X und Z den Chineſen fehlen, ſo iſt die Zahl der einfachen Conſonanten, welche ſie ihren Worten vorſetzen, ſehr eingeſchränkt. Zwei Conſonanten hinter einander ſind den Chineſen unausſprechbar, und wo ſie dergleichen in ausländiſchen Wörtern finden, fügen ſie jedem einen Vocal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke-nge-su-tu-es-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchſt einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chineſen nach ältern Angaben 328 oder 350, nach Remuſat 252, nach Montucci 460. Sie zu vervielfältigen haben ſie kein andres Mittel, als den Ton oder Accent. Dieſer iſt vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. ſ. w. ausſprechen), der tiefe gleiche (dieſer iſt in den Sylben, welche ſich aſpiriren laſſen, allemal aſpirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! ſagt), der ſteigende (welcher etwas tief anfängt, aber ſteigt, auch länger gedehnt wird, als ein andrer Ton, wie bei uns ein verwunderndes ſo), und der kurz abgebiſſene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangnen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 geſetzt, von denen jedoch wahrſcheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht wird. Dem Ausländer ſind dieſe Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und ſelbſt der Chineſe hilft ſich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzuſetzt. Nehmen wir durchgängig fünf Töne an, ſo erhält dadurch der Chineſe aus ſeinen 328 Wurzeln 1625 verſchiedne Wörter. Durch die Aſpiration werden dieſe auf 3250, oder nach der höchſten Rechnung auf 7700 vermehrt. Dieſe nun, welche das daran gewöhnte chineſiſche Ohr als verſchieden empfindet, bilden den ganzen Sprachſchatz der Chineſen und müſſen nebſt ihren oft ſehr ſonderbaren feierlichen Bedeutungen, wodurch manches Wort gegen 50 verſchiedne Bedeutungen erhält, hinreichen, alle concrete und abſtracte Begriffe auszudrücken. Da ſie alle einſylbig ſind, ſo gibt es keinen Unterſchied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird, durch Umſchreibung dürftig erſetzt. Immer und allenthalben aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch beſonders ihre alten klaſſiſchen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet werden. — Nicht minder ſonderbar iſt die Schrift der Chineſen. Sie iſt weder natürliche noch ſymboliſche Hieroglyphik, noch Sylben-, noch Buchſtabenſchrift, ſondern drückt ganze

ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch ein eignes Zeichen aus, ohne mit der Sprache in Verbindung zu ſtehen. Man kann daher ein chineſiſches Buch verſtehen lernen, ohne das geringſte von der Sprache zu wiſſen. Der chineſiſchen Schrift liegen ſechs theils gerade, theils auf verſchiedne Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächſt die 214 ſ. g. Schlüſſel oder Urzeichen bilden, mit welchen alle übrigen Zeichen, deren höchſte Zahl man auf 80,000 angibt, zuſammengeſetzt ſind. Auch ein lebenslängliches Studium reicht nicht hin, alle dieſe Zeichen dem Gedächtniß einzuprägen; indeſſen ſind ſchon 8 bis 10,000 derſelben hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verſtehen. — Die Literatur der Chineſen iſt reich an mannichfaltigen Werken. Eine eigne Abtheilung in derſelben bilden die Kings oder heiligen Bücher, welche Confucius in die jetzige Form brachte; ſie ſind theils geſchichtlichen, theils moraliſch-religiöſen, theils poetiſchen Inhalts. Von dieſen Kings iſt das Schou-king in's Franzöſiſche überſetzt. Unter den geſchichtlichen Werken iſt eins der wichtigſten die (ſehr fehlerhaft) in's Franzöſiſche überſetzte chineſiſche Reichsgeſchichte. Außerdem verdient Erwähnung das zunächſt in's Engliſche überſetzte chineſiſche Strafgeſetzbuch, die Lobſchrift auf Mukhden, die Inſchrift des Yü u. ſ. w. Hülfsmittel zur Erlernung des Chineſiſchen haben wir von Fourmont, Beyer, Remuſat; ein Wörterbuch (das aber ſehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein andres iſt von Montucci zu erwarten. In Canton hat der gelehrte brittiſche Miſſionär Morriſſon ein Wörterbuch der chineſiſchen Sprache herauszugeben angefangen. Große Arbeiten der Miſſionarien für das Studium der chineſiſchen Sprache finden ſich handſchriftlich in Rom, Paris u. a. a. Orten.

Chio oder Scios (bei den Alten Chios, türkiſch Saki Adaſſi), ſ. Scios.

Chiragra heißt die Gicht, welche ſich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert. Sie raubt nach und nach den Händen ihre Gelenkigkeit und macht die Finger krumm, ungeſtaltet, und lähmt ihre Bewegung, indem ſie um die Flechſen einen kalkichten Stoff in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erſtarren. (Vergl. Arthritiſch.)

Chirographariſch (von Chirographum, die Handſchrift, beſonders der Schuldſchein), was auf handſchriftlichen Verſicherungen beruht: daher ein Chirographarius, chirographariſcher Gläubiger, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die ſich auf einen Schuldſchein, Wechſel u. ſ. w. gründen, und denen die hypothekariſchen Foderungen vorgehen.

Chirologie, die Fingerſprache, oder die Kunſt, ſich mit den Händen oder Fingern verſtändlich zu machen. Sie iſt ein wichtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubſtumme. Chironomie, die Kunſt, beim Declamiren die Hände geſchickt zu bewegen.

Chiromantie. Das Wort kommt aus dem Griechiſchen und bedeutet die angebliche Kunſt, aus den Zeichen der Hand wahrzuſagen. Ihre Anhänger behaupten, daß man durch die Züge, welche die göttliche Weisheit urſprünglich in die Hand jedes Menſchen gezeichnet habe, auf eine zuverläſſige Weiſe ſeine Neigungen und Begierden, ſeine Fehler und Tugenden, ſeine Liebe und ſein Haß beſtimmt ſind. Jedes wichtige Lebensereigniß iſt daſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer beſondern Wiſſenſchaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden ſich ſchon im Ariſtoteles, welcher z. B. verſichert, daß es ein Zeichen von langem Leben ſei, wenn

eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunſt auf göttliche Ausſprüche zu gründen, Zeugniſſe aus der Bibel an, als da ſind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2 Buch Moſis, Cap. 13, Vers 9) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Kap. 37, Vers 7). Das Mittelalter bildete die Chiromantie aus, und in unſern Tagen hat die franz. Wahrſagerin Lenormand bekanntlich in dieſer Kunſt vornehme Adepten ihrer Verſicherung nach in Paris und auf den Reiſen nach den Congreſſen gefunden. Die Chiromanten finden in den, in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schickſalsbuch des Menſchen. Diejenige dieſer Linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen ſie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit ſich die Dauer und Beſchaffenheit des Lebens beſtimmen laſſe. So wie dieſe unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung ſteht, ſo ſteht eine andre, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächſt unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen ſoll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden erſten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeſchaffenheit kennen. Sehr wichtig iſt dem Chiromanten die Linie, welche die Grenze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabiſchen Namen Raſcette führt. Iſt die Stelle, welche ſie einnimt, von guter Farbe, ſo bedeutet dies eine gute Leibesbeſchaffenheit. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Raſcette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; ſie verſtärkt den Werth der andern Linien und erſetzt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Raſcette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüſternen, geſchwätzigen, unbeſtändigen Männer, welche ſich leicht von den Weibern hinreißen laſſen. Jetzt ſind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; diejenige, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil ſie eine außerordentliche Wollüſtigkeit anzeigt; die übrigen haben keinen beſondern Namen. Aus dieſen Linien ſtellt der Chiromant ſeine Vorherſagung. Aber das Studium iſt außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche ſich darbieten. Bald ſind die Linien einfach, bald doppelt, drei- und vierfach, ja ſogar äſtig; bald gerade, bald krumm oder geſchweift; ſie können Winkel, Drei- oder Vierecke oder andere Figuren bilden. Dies alles verändert gar ſehr ihre Bedeutung. Oft ſind ſie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen ſind, die glücklichſte Vorbedeutung iſt. Alles bisher Angeführte ſind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie; um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man ſie auch mit der Aſtrologie in Verbindung geſetzt.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, ſoll in Theſſalien unter den Centauren, und zwar in Geſtalt eines Roſſes, um die eiferſüchtige Rhea dadurch zu täuſchen, geboren worden ſein. Er galt bei ſeinen Zeitgenoſſen für einen geſchickten Arzt, Aſtronomen und

Muſiker. Der Ruf ſeiner Weisheit machte, daß ihm faſt alle Fürſten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter ſeine Schüler gehörten Aeskulap, Neſtor, Peleus, Theſeus, Ulyſſes, Kaſtor und Pollux, Aeneas, Achilles, Bacchus, Jaſon ꝛc. Er ſoll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von ſeinem Vater die Unſterblichkeit erlangt hatte, endlich, ſo ſagt die Mythologie, lebensſatt, den Jupiter gebeten haben, ihn ſterben zu laſſen.

Chirurgie iſt derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Wortes (vom griechiſchen Cheir die Hand und Ergon das Werk), beſagt, in Verrichtungen mit der Hand beſteht. Man kann ſie daher als den Theil der Arzneikunde erklären, der entweder die bloße, oder mit Inſtrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Geſundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Sie iſt keine eigne ärztliche Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigſte und wirkſamſte Hülfsmittel, der mechaniſche Theil der Medicin. Er iſt wahrſcheinlich der erſte geweſen, zu welchem das Bedürfniß und das mehr Auffallende in der Hülfe die Menſchen geführt hat, wenigſtens gibt uns die älteſte Geſchichte nur von ſolchen Männern Nachricht, deren Heilgeſchäft ſich vorzüglich auf Behandlung der Wunden erſtreckte. Die Kriege, und die daraus folgenden häufigen Verwundungen machten dies Geſchäft früher nothwendig, als die bei der einfachen Lebensweiſe der damaligen Menſchen ſich ſeltner zeigenden Krankheiten. So weiß man, daß ſchon 50 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege Melampus, Chiron und ſein Schüler Aeskulap, die Argonauten als Aerzte begleiteten: ferner, daß im trojaniſchen Kriege zwei Söhne Aeskulaps, Machaon und Podalirius, die verwundeten Griechen beſorgten. Daß jedoch ſpäterhin ſowohl die griechiſchen als die arabiſchen Aerzte die Chirurgie und innere Medicin vereinigt bearbeiteten, beweiſen die Werke des Hippokrates, Galen, Celſus, Paulus von Aegina, Albucaſis u. ſ. w. Doch wurden zu Hippokrates Zeiten einzelne chirurgiſche Operationen von der Medicin getrennt. In dem hippokratiſchen Eide war der Steinſchnitt den Aerzten ſogar verboten. Bei den Arabern herrſchte überdies eine gewiſſe Scheu vor den Operationen, und es wurde für eine Schande gehalten, wenn die Aerzte ſolche ſelbſt verrichteten. Bei den Römern überließen ſie dieſelben meiſtens den Sklaven. Im Mittelalter fiel die Ausübung der ganzen Heilkunſt beinah ausſchließlich den Mönchen und Prieſtern zu. Aber im J. 1163 verbot die Kirchenverſammlung von Tours den Geiſtlichen, welche mit den Juden im chriſtlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Univerſitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabſcheue. Damals trennten ſich Medicin und Chirurgie. Dieſe Trennung wurde dadurch um ſo mehr begünſtigt, daß ſchon die Zünfte der Bader und Barbierer entſtanden waren, welche ſich nun die Ausübung der Chirurgie zueigneten. Zu den Zeiten der Kreuzzüge (von 1100 an) kamen nämlich viele Ausſchlags- und andre Krankheiten aus dem Morgenlande nach Europa, beſonders nach Italien, Frankreich und Deutſchland, welche den häufigen Gebrauch der Bäder und die Errichtung der Badſtuben veranlaßten. In Frankreich entſtand die Barbierzunft, da (1096) der Erzbiſchof Wilhelm zu Rouen das Tragen der Bärte verbot. Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben dieſe Bader und Barbierer im Beſitz der Ausübung der Chirurgie. Indes zerſtreuten ſich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Geſtalt. Obgleich ſie fortdauernd

der Gegenſtand eines eignen Gewerbes blieb, ſo betrieben doch die größten Aerzte ſie als Wiſſenſchaft, und die Werke eines Berengar von Carpi, eines Fallopius, eines Euſtach ꝛc. waren die wahre Quelle der Kenntniſſe, womit Ambroſius Paré ſeine, durch die Verbindung mit der Barbierkunſt herabgewürdigte Wiſſenſchaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäſar Magatus, Fabricius von Aquapendente, Wiſemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruiſch, machte die Chirurgie neue Fortſchritte. 1731 wurde in Frankreich eine eigne Akademie der Chirurgie geſtiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Maréchal, la Peyronie und Lamartinière ꝛc. erwarben ſich dauernde Verdienſte. Die Sammlung von Denk- und Preisſchriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geſchichte dieſer blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Garengeot, Lafaye, Lecat, Sabatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an dieſem Werke Theil haben. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch dieſe Beiſpiele erweckt. Um dieſelbe Zeit lebten in England: Cheſelden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Alanſon, Pott, Smellie, die beiden Hunter; in Italien: Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland: Albanius, Deventer, Camper; in Deutſchland und dem Norden: Heiſter, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Calliſen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die franzöſiſche Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schooße ſelbſt erhob ſich ein Mann, der ſie in der Geſchichte der Kunſt wie in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erſetzen ſollte: Deſault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat ſeinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung ſinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den kliniſchen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit ſeiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer u. viele Andre. Jetzt erſt, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo ſie ſich auf möglichſt genaue anatomiſche Kenntniſſe ſtützt, kann ſie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß ſind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geſchickt. Die dazu nöthigen Eigenſchaften können zum Theil nur durch Uebung erworben werden, zum Theil müſſen ſie von der Natur verliehen ſein. Man hat die weſentlichen Eigenſchaften eines Chirurgen ſo angegeben: Sit juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er ſei jung, ſtark, kühn, gewandt und mitleidslos.)

Chladni (Ernſt Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg 1756, iſt der Sohn des ehemaligen berühmten Profeſſors bei der daſigen Juriſtenfacultät, E. M. Chladenius. Seine erſte gelehrte Bildung erhielt er in der Fürſtenſchule zu Grimma. Wie ſein Vater widmete auch er ſich zu Wittenberg und Leipzig der Rechtsgelehrſamkeit, und wurde auf der letztern 1781 der Philoſophie, und 1782 der Rechte Doctor. Nach dem Tode ſeines Vaters verließ er die Rechtswiſſenſchaft, die ſeinen Neigungen wenig zuſagte, und widmete ſich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher alle ſeine freien Stunden geſchenkt hatte. Als Liebhaber der Muſik, worin er erſt im 19. Jahre den erſten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachläſſigt war, als andre Zweige der Phyſik, und entbrannte von Begierde, dieſem Mangel abzuhelfen. Mathematik

und Phyſik, beſonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunſt, ſetzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derſelben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er ſich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforſcher bewährt, beſonders in Hinſicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören ſeine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Leipz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines beſſern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Geſellſchaft naturforſch. Freunde. Die vorzüglichſte ſeiner Schriften, ein in ſeiner Gattung klaſſiſches Werk, iſt jedoch ſeine Akuſtik (Leipz. 1802, 4. mit Kupf.), welcher er ſelbſt erwünſchte Nachrichten zur Geſchichte ſeiner akuſtiſchen Entdeckungen vorgeſetzt hat. (Eine umgearbeitete franzöſiſche Ueberſetzung von ihm ſelbſt erſchien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acoustique). Chladni's Theorie und Klaſſification der Muſikinſtrumente iſt folgende. Die klingenden Körper werden unter drei Klaſſen gebracht, 1) durch Spannung elaſtiſcher Saiten und Membranen (Häute), 2) durch Druck elaſtiſche (Luft), 3) durch innere Steifigkeit elaſtiſche (Stäbe, Scheiben und Glocken). Die Muſikinſtrumente zerfallen in zwei Klaſſen: 1) die Singinſtrumente, worin der Ton nach Gefallen gehalten werden kann, durch Reibung oder Luftſtrom. A. Saiteninſtrumente a. einſtimmige (Geigen aller Art), b. vollſtimmige mit Taſten, durch welche entweder die Saite ſelbſt, oder ein mit ihr verbundner Anſatz, an das Reibzeug gebracht, oder endlich die Saite durch Luftſtrom bewegt wird. B. Blasinſtrumente, a. einſtimmige (Flöten und Rohrinſtrumente aller Art), b. vollſtimmige (Orgeln), c. Stabinſtrumente aa. mit Taſten wodurch entweder der Klangſtab unmittelbar, oder ein Streichſtab an das Reibezeug gebracht, oder auch erſterer durch Luftſtrom bewegt wird, bb. ohne Taſten, wo entweder der Klangſtab mit einem Bogen oder ein daran angebrachter Streichſtab mit dem Finger geſtrichen wird, d. Glockeninſtrumente (Harmonika). 2) Die Klinginſtrumente, a. mit Saiten, mit Taſten (Clavier, Pianoforte), b. mit den Fingern geriſſen (Harfe, Guitarre), oder mit Klöppeln geſchlagen; B. mit Stäben a. mit Taſten, b. ohne dieſe mit Fingern oder Klöppeln bewegt, c. Membranen (Pauken, Trommeln), endlich mit Scheiben und Glocken. — So ſpricht er ſich aus in ſeinen Beiträgen zur praktiſchen Akuſtik und zur Lehre vom Inſtrumentenbau, Leipzig, bei Br. u. Härtel 1821. Er iſt der Erfinder des Euphons und des Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede iſt. Dieſe Erfindungen bekannt zu machen, beſuchte er binnen einem Zeitraum von zehn Jahren, außer den Hauptſtädten Deutſchlands, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark, und überall hat er die Achtung der Kenner mitgenommen. Mehrere treffliche Aufſätze über Muſik und Tonkünſtler, in der muſikaliſchen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieſer Kunſtreiſe. 1812 kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Verſuchen beſchäftigt iſt. Noch müſſen wir erwähnen, daß er durch eine andre phyſikaliſche Unterſuchung ſich ebenfalls nicht geringe Verdienſte erworben hat: über die ſogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erſcheinungen, wie Flamme, Rauch, Knall u. ſ. w., wenig gemein haben mit den elektriſchen Erſcheinungen, mit denen man ſie verwechſelt hatte. Chladni überzeugte ſich, daß jene Erſcheinungen nicht telluriſcher, ſondern kosmiſcher Art ſeien, und hat in einer klaſſiſchen Abhandlung über die Meteorolithen, d. h. Steine, welche nach ſolchen Erſcheinungen mit Geräuſch aus der Luft auf die Erde fallen, darzuthun geſucht: 1. daß die Erzählungen von ſolchen Stein- oder Eiſenmaſſen keine Er-

dichtungen oder Täuſchungen, ſondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. dieſe Maſſen und Meteore etwas unſerm Erdkörper Fremdartiges ſeien, und außerhalb unſrer Atmoſphäre her zu uns kommen. (Vergl. Meteorſteine.)

Choc, in der Kriegsſprache das Losſtürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavallerie, wenn ſelbige gewaltſam auf den Feind einſtürzt. Soll ein ſolcher Angriff ſeine vollkommne Wirkung thun, ſo iſt dazu nöthig: einmal, das Zuſammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Punkten zugleich geſchehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde; dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichſte Geſchwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt, und dem Feinde die Faſſung leichter benommen wird. Das Anreiten der Escadron in Schlachtordnung, den Feind anzugreifen, muß jedoch in einer ſteigenden Geſchwindigkeit geſchehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß ſtehen, das heißt: man ſetzt ſich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welchen man 100 bis 150 Schritte fortſetzt, ſodann fällt man in einen geſtreckten Trott, und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im ſtärkſten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade iſt eine, aus geröſteten und geſtoßnen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Doch können auch einige der Zuthaten fehlen, wie z. B. die Vanille und Gewürze; dann heißt ſie Geſundheitschocolade. Man pflegt ſie in Tafeln zu gießen, welche, wenn man Gebrauch davon machen will, zerrieben, und in Wein, Milch oder Waſſer, mit oder ohne einige Eidotter, gekocht werden, woraus ein wohlſchmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Erfinder der Chocolade ſind die Amerikaner, welche ſich ſchon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieſes Getränks bedienten. Beſonders bereiteten die alten Mexikaner, welche es Chocolatte nannten, (von dem mexikaniſchen Choco, Geräuſch und Latte, Waſſer), ſeit undenklichen Zeiten aus geröſtetem und geſtoßnen Cacao eine Chocolade, welche ſie mit Waſſer verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, beſonders Zimmet und Vanille, verſetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, miſchten ſie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, die Chocolade kennen, und durch dieſe kam ſie nach Europa. Man hat ſie, beſonders in den neueſten Zeiten, auf mancherlei Weiſe verfälſcht.

Choczim (Chotſchim), eine wichtige, Kaminiec gegenüber gegene, ruſſiſche Grenzfeſtung am rechten Ufer des Dnieſter, im Gouvernement Podolien mit 20,000 Einwohnern und einem bedeutenden Handel. Die hieſige Induſtrie beſchäftigt ſich ganz mit Armeebedürfniſſen. Die Türken ließen die Feſtung ſeit 1718 durch franzöſiſche Ingenieurs ſtark befeſtigen, ſie wurde aber dennoch in den J. 1730, 1769 und 1788 von den Ruſſen erobert. Jetzt da der Pruth in Europa die Grenze beider Reiche macht, iſt ihre Lage zu einem Waffenplatz und zur Organiſirung von Verſtärkungen an Mannſchaft und an Kriegsmaterial ſehr wichtig.

Chodowiecki, ausgeſpr. Chodowiezki (Daniel Nicolas), berühmt als Maler und Kupferſtecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater gab ihm als Nebenſache den erſten Unterricht in der

Miniaturmalerei, die er bald liebgewann, und, um nach des Vaters Tode ſeine Mutter zu unterſtützen, mit großem Eifer betrieb. 1743 war er zu einem Onkel nach Berlin geſchickt worden, um ſeine, in Danzig angefangnen Lehrjahre als Kaufmann zu vollenden, und in ſeinen Mußeſtunden machte er kleine Miniaturgemälde auf Doſen, die er an Kaufleute verhandelte. Noch unbekannt mit den Grundſätzen der Compoſition, ſah er durch Zufall akademiſche Figuren und andre Zeichnungen, und ergab ſich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon ſeine erſten Verſuche zogen die Blicke des ausgezeichnetſten Künſtler auf ſich; beſonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferſtich, „das Würfelſpiel," die berliner Akademie auf ihn aufmerkſam. Dieſe Geſellſchaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Kalender zu entwerfen, der dadurch einen großen Abſatz fand. Während des ſiebenjährigen Krieges ſtach er verſchiedne, darauf Bezug habende Gegenſtände, unter andern die ruſſiſchen Gefangenen zu Berlin, welches jetzt zu den ſeltenſten von ſeinen Blättern gehört. Die Geſchichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem ſehr rührenden Gemälde, das er auf den Wunſch Aller, die es ſahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geſchätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Lebensgeſchichte Chriſti gemalt, zwar nur in Miniatur, aber in einer Vollendung und mit einem Ausdruck, daß jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam ſeitdem viele Aufträge; er war ſogar genöthigt, auf die Malerei Verzicht zu leiſten, um ſeine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferſtiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Faſt alle Kupfer zu Lavaters „phyſiognomiſchen Fragmenten" ſind nach ſeinen Zeichnungen geſtochen; er ſelbſt hat davon mehrere mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demſelben Geiſte ſind die Kupfer, welche er zu Baſedow's Werken und zu dem gothaiſchen Kalender lieferte. Sein Ruf ſtieg immer höher, und es erſchien kaum ein Buch im Preußiſchen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigſtens eine Vignette geſtochen hätte. Seine ſämmtlichen Blätter belaufen ſich auf mehr als 3000; zu bemerken aber iſt, daß er die Eigenheit hatte, an ſeinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine gewiſſe Anzahl von Abdrücken gemacht war; ſo daß nicht alle Abdrücke eines und deſſelben Blattes ganz gleich ſind. Er iſt als der Stifter einer neuen Kunſtgattung in Deutſchland zu betrachten, nämlich der Darſtellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Phyſiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer, auf ſittliche Beſſerung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art einzig blieb. Lange ſchon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin bekleidet, und ward 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director, als welcher er 1801 am 1. Februar ſtarb. Sein Biederſinn und Edelmuth wurden eben ſo hoch geſchätzt, wie ſein thätiger Fleiß muſterhaft war.

Choiſeul (Etienne François de), Duc de Choiſeul et d'Amboiſe, einer der berühmteſten Staatsminiſter Frankreichs, war 1719 geboren. Als Graf von Stainville trat er in Dienſte, zeigte eine glänzende Tapferkeit und ſtieg bald empor. Seine Vermählung mit einer reichen Erbin, einer Schweſter der Ducheſſe de Gontaut, und ſeine Verbindung mit der Marquiſe de Pompadour erlaubten ihm, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu hoffen den er nie verheimlichte. Er trat in die politiſche Laufbahn, indem er als Geſandter nach Rom ging. Im Oct. 1756 ging er in gleicher Eigenſchaft nach Wien. Die Pompadour, geſchmeichelt durch die Herablaſſung Maria Thereſia's,

die ſie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee eines Bündniſſes mit Oeſterreich. Die vom Fürſten Kaunitz geleiteten Unterhandlungen hatten einen vollſtändigen Erfolg, und in demſelben Jahre unterzeichnete Kardinal Bernis, damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, jenen Vertrag, über deſſen Vortheile und Nachtheile für Frankreich ſo viel geſtritten worden iſt. Durch die Widerſprüche, die er erfuhr, erbittert, verließ Bernis ſeinen Poſten, auf dem Choiſeul ihm folgte. Der neue Miniſter erwarb ſchnell den größten Einfluß, ward Duc und Pär, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, überließ aber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiſeul, nachmaligem Duc de Praslin. Ohne den Namen zu haben, war er Premierminiſter und leitete allein alle Angelegenheiten. Von jeher war er den Jeſuiten abgeneigt geweſen, und ſo vereinigte er ſich mit den Parlamenten, um ihren Sturz zu bewirken. Indes dauerte der 7 jährige Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte, da die Finanzen ſo ganz erſchöpft waren, unter drückenden Bedingungen 1763 Frieden ſchließen. Den beiden Miniſtern, welche die Staatsverwaltung unter ſich theilten, konnte das Unglück eigentlich nicht zugeſchrieben werden; andre minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müſſen; aber daß Choiſeul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anſchuldigungen gegen ſie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß ſie nur den Krieg verlängert hätten, um ſich nothwendig zu machen, und tadelten ſie, nicht früher Frieden geſchloſſen zu haben. Die Pompadour ſtarb 1764 nach einer langen Krankheit. 1765 ſtarb der Dauphin, und 1767 deſſen Gemahlin. Nachdem man verſucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeſchmackteſten und ſchändlichſten Gerüchte zu verbreiten, um Choiſeul in den gehäſſigſten Verdacht zu bringen, ließen ſich die Feinde deſſelben zu dem verächtlichſten aller Mittel herab, und man ſah den Duc d'Aigillon, den Abbé Terray und den Kanzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Abſichten nicht genügte, ſo ließen ſie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorſtellungen des Miniſters und trotz ſeines ihm gegebnen Worts, die Gräſin Du Barry dem Hofe vorſtellen ließ und dadurch das bisher behauptete Anſehn des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die Du Barry dem Miniſter, deſſen Anſehn ſie zu fürchten ſchien, auf alle Weiſe entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour ganz einzunehmen. Choiſeul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber ſo lobenswerth auch ſein Betragen gegen die Maitreſſe war, ſo wenig durfte er doch die Achtung gegen ſeinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er ihn noch haben leiten können, durch ſeinen Trotz erbitterte er ihn nur, und gab ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen gegen ſich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Miniſters Schweſter, hatte immer viel Gewalt über ſeinen Geiſt gehabt; ſie übte ſie bei dieſer Gelegenheit ohne die geringſte Mäßigung, aufgemuntert durch das Mißvergnügen des Volks, das damals für die von dem Kanzler Maupeou angegriffenen Parlamente Partei nahm. Die Sache der Parlamente und des Miniſters ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiſeul ſie zum Widerſtande anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für ſeinen Miniſter einige Zeit den feindlichen Ränken entgegen, bis er im Dcbr. 1770 ihm in einem hartab-

gefaßten Schreiben ſeine Ungnade ankündigte, und ihn nach Chanteloup verbannte. Seine Abreiſe glich einem wahren Triumphe; ſeine Entfernung ward als ein Nationalunglück betrachtet. Drei Jahre verlebte er in der Verbannung, umgeben von einer glänzenden und ausgewählten Geſellſchaft, und als einige Kälte für ihn eintreten wollte, ſtarb Ludwig XV. Der Duc de Choiſeul erhielt ſeine Freiheit wieder, nachdem er grade nur ſo lange verbannt geweſen, als nöthig war, um ſeinen Ruf zu vermehren, die ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die allgemeine Achtung und Theilnahme außer Zweifel zu ſetzen. Als Kriegsminiſter änderte er nach ſiebenjährigen Unfällen die Einrichtung des Heeres. Friedrichs neue Taktik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abſchied nahmen, ſo leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommnen Umbildungen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Geſtalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Offiziere bildete, welche die franzöſiſche Artillerie zur erſten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Beſondre Aufmerkſamkeit widmete er den Antillen; Martinique wurde neu befeſtigt, St. Domingo auf die höchſte Stufe des Wohlſtandes erhoben. Endlich, als Choiſeul und Praslin 1770 aus dem Miniſterium traten, waren in weniger als ſieben Jahren die Verluſte der Flotte wieder h rgeſtellt; ſie zählte 64 Linienſchiffe und 50 Fregatten und Corvetten. Die Magazine waren gefüllt. Als Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ſchloß Choiſeul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem bourboniſchen Hauſe verband, und die ſpaniſche Flotte in die Hand Frankreichs gab. So verſchaffte er dem franzöſiſchen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben ſchien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, erſetzte ſeine Feſtigkeit. Er kaufte und eroberte Corſika, ohne daß England wagte, ſich öffentliich zu widerſetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europa's, durchkreuzte er ſtets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterſtützt haben würde, wenn nicht der König ſelbſt ſich ihm widerſetzt hätte. Franzöſiſche Offiere wurden zu den polniſchen Conföderirten, zu den Türken und zu den oſtindiſchen Fürſten, welche letztern er zugleich mit den amerikaniſchen Kolonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geſchickt. Verſchwenderiſch mit ſeinem eignen Vermögen, war er in den Staatsausgaben ſparſam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiſeul's Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geſchehen, wenn Choiſeul noch hier wäre.“ Nach Ludwig XVI. Thronbeſteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollſte empfangen, aber das Miniſterium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Choiſeul lebte trotz ſeiner ungeheuren Schulden, in die er ſich nach und nach verwikkelt hatte, fortwährend mit äußerm Glanze und ſtarb 1785 ohne Kinder.

Choiſeul=Gouffier (M. A. G. L. Graf von), Pär von Frankreich. Er wurde geboren 1752, und nahm den Namen Gouffier nach ſeiner Vermählung mit dem Fräulein von Gouffier an. In ſeiner Jugend machte er eine Reiſe nach Griechenland und Aſien. Wegen ſeiner für die Wiſſenſchaft ſo reichhaltigen Reiſebeſchreibung ward er Mitglied der Akademie. 1784 ging er als Bothſchaften nach Konſtantinopel, und nahm viele Gelehrte und Künſtler mit, in deren Gemein=

ſchaft er ſich, während ſeiner Mußeſtunden, mit gelehrten Nachſuchungen beſchäftigte. 1791 wurde er zum Geſandten am Londner Hofe ernannt, blieb aber in Konſtantinopel, und richtete alle ſeine Noten an die damals in Deutſchland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Bei dem Rückzuge aus Champagne aber fiel ſein Briefwechſel in die Hände der Republikaner, und am 22. Oct. 1792 ward von dem Convente Verhaft gegen ihn beſchloſſen. Er verließ daher Konſtantinopel und begab ſich nach Rußland, wo die Kaiſerin ihm eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme ſchenkte und ihm eine Penſion als Akademiker zugeſtand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiſer Paul I. zum geheimen Rathe ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf ſeinen Platz in der Eigenſchaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie in dem Nationalinſtitute und neuerlich in der Akademie wieder ein. Er ſtarb im Sommer 1817. Von ſeinen Werken erwähnen wir die unvollendet gebliebne Voyage pittoresque de la Grèce, und ſeine, gegen die deutſchen Philoſophen gerichtete Dissertation sur Homère, die er im Auguſt 1816 in der Akademie der Inſchriften vorgeleſen hat.

Chor (Schauſpielkunſt und Muſik). Urſprünglich bezeichnete man mit dieſem Wort einem Trupp Sänger und Tänzer, welche bei feſtlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derſelben durch gewiſſe Handlungen erhöhen mußten. So war es auch unſtreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen Hauptheil öffentlicher Feierlichkeiten in den älteſten Zeiten ausmachten und in welchen der Geſang des Chors die Hauptſache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebenſache gemacht. Nach dem, was wir von den Tragödien der Alten wiſſen, war der Chor eine Geſellſchaft von Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts, die während der ganzen Vorſtellung Zuſchauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatze fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung ſtill, ſo ſang der Chor Lieder, welche eine Beziehung auf dieſe hatten, und entweder den Eindruck ſtärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken ſollten, nahm wohl auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Perſonen, durch Rath, durch Troſt, durch Ermahnung, oder Abrathung, an der Handlung ſelbſt Theil; aber ſelten erſchien er als Hauptperſon der Handlung, wie es etwa der Fall bei Aeſchylus iſt. Er ſtellte gemeiniglich einen Theil oder die Aelteſten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wohl auch die Räthe des Königs u. ſ. w. vor; und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem erſten oben angeführten Urſprunge nach, nicht einmal die Bühne verlaſſen. Anfangs waren es auch ſehr viel, bisweilen auf 50 Perſonen, welche den Chor ausmachten: in der Folge wurde die Zahl bis auf 15 beſchränkt. Der Anführer oder Vorſteher eines ſolchen Chors hieß Koriphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen ſprach; bisweilen theilte ſich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechſelnd ſangen. Dieſe Abtheilungen des Chors, welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verſchiednen Benennungen der einzelnen Lieder oder Abſätze herrührten, nämlich Strophe, Antiſtrophe und Epode. Wie aber die Muſik, nach welcher dieſer Chor geſungen wurde, beſchaffen geweſen ſei, darüber läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen; wahrſcheinlich iſt, daß es vielmehr

eine Art feierliche Rede, nach einem beſtimmten Maße geweſen, und daß überhaupt die Melodien derſelben, wenn man ſie ſo nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven beſtanden haben, und ſehr einfach geweſen ſeien. Sie wurden auch von den Inſtrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklange begleitet. Mit dem Verfalle der alten Tragödie iſt nachher der Chor in den Trauerſpielen abgekommen, und erſt die Trauerſpieldichter unſrer Zeit, und Schiller als der Erſte (ſ. deſſen Vorrede zur Braut von Meſſina) haben wieder einen Verſuch gemacht, ihn nach Art der Alten auf unſre Bühne zu bringen. Daß übrigens in unſrer heutigen Muſik der Chor einen vier- oder auch mehrſtimmigen Geſang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehrern Sängern oder Sängerinnen beſetzt iſt, und das Gehör mit aller Pracht der Harmonie und Schönheit der Melodie zu rühmen weiß, iſt bekannt. Dieſe Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verſchieden ſind, drücken entweder freudigen Zuruf, oder, Verwunderung Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus, und ſind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Tonſetzer eine beſonders ſchwierige Aufgabe. — Chor heißt auch der obere Theil der Kirche, wo der Hauptaltar ſteht. Man nennt die katholiſchen Canonici Chorherren, weil ſie dort ihre Sing- und Betſtunde halten. — Chorbiſchof iſt ein Geiſtlicher, dem der Biſchof über einen Theil ſeines Sprengels die Aufſicht anvertraute. — Chorgericht, ein Gericht, welches der Biſchof und die Chorherren um einen Tiſch halten, auf welchem Kerzen flammen, und mitten auf dem Tiſche ein Reliquienkaſten zu ſtehen pflegte.

Choral (franz. Plain-Chant, auch nicht ſo richtig Plein-Chant) wird die Melodie genannt, nach welcher die geiſtlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienſte von der ganzen Gemeinde geſungen werden, und die aus lauter langſam ſich fortbewegenden melodiſchen Hauptnoten beſteht. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernſtes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen ſtimmt. Choral ſteht dann auch für den Geſang ſelbſt.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung), iſt die Erfindung neuerer Zeit, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie der Geſang durch Noten angedeutet wird. Sie beſchreibt den Weg, den jeder Tänzer nimmt (welches man die Figur oder die Touren nennt), die Glieder oder Theile dieſes Wegs, die zu jedem Tacte und jedem Tacttheile der Muſik gehören, nämlich, was in jeder Zeit und auf jeder Note geſchieht, die Stellung der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geſchwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben ſo verſtändlich wird, wie ein Muſikſtück dem Tonkünſtler.

Choriambe, ſ. Rhythmus.

Chorographie, die Beſchreibung einer einzelnen Gegend, im Gegenſatze der Geographie (Erdbeſchreibung). Desgleichen auch die Kunſt, Provinzialcharten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieſer Benennung hat man oft im Allgemeinen im franzöſiſchen Revolutionskriege die damals ſogenannten Aufrührer am rechten und linken Ufer der Loire begriffen; eigentlich aber führten dieſen Namen nur die königlich geſinnten Bewohner des rechten Ufers der Loire im ehemaligen Bretagne, Anjou und Maine. Die Fläche Landes, wo hauptſächlich der Kriegsſchauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne

und Rennes die Winkel ſind, aber die Streifereien erſtreckten ſich bisweilen noch weiter längs der Küſte hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Urſprung der Benennung Chouans iſt man nicht ganz einig. Einige leiten ſie von dem Namen der Söhne eines Schmiedes ab, welche in jene Gegenden zuerſt Aufruhr gepredigt, und die Fackel des Bürgerkriegs entzündet haben ſollen. Andre wollen den erſten Grund derſelben in der fehlerhaften Ausſprache des franzöſiſchen Wortes chat-huant (Nachteule) finden. Nach Angabe der letztern ſoll eine Geſellſchaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein anſehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der, einer Ständeverwaltung genießenden Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, ſich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, um ſich gegenſeitig zu Hülfe zu kommen, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einen Aufſeher anzutreffen Durch die Revolution wurde das Handwerk dieſer Leute, welche größtentheils keine andre Beſchäftigung kannten, überflüſſig; da ſie nun aber einmal an ein herumſtreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen ſie das Land und wurden Räuber; mehreres Geſindel geſellte ſich zu ihnen und ſo wuchs ihr Haufe. Anfänglich war Mord und Plünderung ihre Hauptabſicht; nachher aber ſchloſſen ſie ſich an die Vendéer, um mit dieſen für Religion und Königthum zu kämpfen, und theilten deren Schickſal. (S. Vendée). — Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. ſind verſchiedne ehemalige Häupter der Chouans für ihre einſt bewieſene Anhänglichkeit ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chriſám, eigentlich chrisma, (griechiſch) das Weihöl, oder heilige Salböl, das am grünen Donnerſtage von einem katholiſchen Biſchofe bereitet, und bei der Taufe, Firmelung, Prieſterweihe und letzten Oelung gebraucht wird. Daher Chriſtus, der Geſalbte.

Chriſt (Joſeph Anton), einer der würdigſten Veteranen unter Deutſchlands Schauſpielern, iſt in Wien 1744 geboren. Sein Vater war Conſiſtorial-Archivar. Er ſtudirte bei den Jeſuiten, ging nachher unter das Militär und machte als Huſar einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienſte, heirathete heimlich ein Fräulein Peiroto de Coſta, ging mit ihr nach Salzburg und trat hier unter fremden Namen in die Jlgnerſche Truppe. Er ſtand ſpäterhin bei den Theatern in Klagenfurt (wo er ſich insbeſondre zum Tänzer ausbildete), in Wien, Prag (wo er den Regiſſeur Bergopzoomer in der Garderobe bei einem Wortwechſel gefährlich mit dem Degen verwundete, verhaftet wurde und viele Unannehmlichkeiten hatte), Braunſchweig und (1774, unter dem alten Döbbelin, den er von Braunſchweig über Magdeburg und Leipzig begleitet hatte) in Dresden. Als bei dem neu zu ertheilenden Privilegio Seiler an Döbbelin's Stelle trat, ſah dieſer ſich von der ganzen Truppe verlaſſen. Nur Chriſt folgte ihm nach Berlin, ging jedoch 1778 zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden, wo er nun eine Reihe von Jahren das Publikum durch ſeine trefflichen Darſtellungen erfreute. Beſſere pecuniäre Verhältniſſe bewogen ihn, einem Rufe nach Petersburg zu folgen. Da er aber auf die Dauer nicht gefiel, ging er bald nach Riga, wo er ſeine Frau verlor, und ſich zum zweiten Male mit einer Witwe Blanck verheirathete. Aus dieſer Ehe entſprang eine der liebenswürdigſten deutſchen Schauſpielerinnen, die verehelichte Frau Schirmer, eine der Zierden des königl. ſächſiſchen Hoftheaters. Riga vertauſchte Chriſt nach fünfjährigen Aufenthalt mit Mainz und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo

er, von allen Freunden der Kunſt geehrt und geachtet, noch gegenwärtig in einem hohen Alter lebt, und vor einiger Zeit ſein 50jähriges Jubiläum feierte. Chriſt's muſterhafter Anſtand, ſein tiefes Gefühl, ſeine Kenntniß der Bühne, die künſtleriſche Berechnung des Zuviel und Zuwenig in allen ſeinen Leiſtungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauſpieler aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weiſen ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Rang unter den erſten deutſchen Schauſpielern an. Er hat mehrere Rollen, wie es die Franzoſen nennen, geſchaffen, und unter dieſen mag in ſeiner guten Zeit Ricaud in Leſſing's Minna von Barnhelm wohl die bedeutendſte geweſen ſein.

Chriſtenthum nennt man im objectiven Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jeſu Chriſto ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmälig entwickelt und in beſtändiger Wirkſamkeit erhalten worden iſt, im ſubjectiven Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das dieſe Religion den Anſichten, Gefühlen, Geſinnungen und Sitten der ihr ergebnen Menſchen, (der Chriſten) aufgedrückt hat. Die Wechſelwirkung der Thatſachen, auf denen dieſer zwiefache Begriff des Chriſtenthums beruht, iſt ſo durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier beides vermengt, und eine, durch den gleich anzuführenden Verſuch hinlänglich charakteriſirte Religionsphiloſophie ſogar verſuchte, jenes, das der Kirche doch das Urſpüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte iſt, aus dieſem, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Chriſtenthume der Gegenwart, neu herzuſtellen. Das Chriſtenthum, wie es jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einfluſſe der Prieſterſchaft, der Volksthümlichkeit, des Zeitgeiſtes und tauſendfacher Reibungen mit Staat und Wiſſenſchaft eine Menge unreiner Beiſätze, die man erſt ausſcheiden müßte, um zu erfahren, was es ſein ſoll. Dazu könnte man nun nicht ſicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der hiſtoriſchen Unterſuchung die Religion, welche Jeſus ſelbſt hatte, in ſeinem Leben darſtellte und der Welt geben wollte d. i. die urſprüngliche Regel, das ideale Chriſtenthum ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eignen Geiſt und Sinn, in die Auslegung der allerdings nicht vollſtändigen und mannichfaltigen Verſtändniß bloßgegebnen Urkunden der Entſtehungsgeſchichte des Chriſtenthums hineinzutragen und ergänzend die Ergebniſſe zu verfälſchen, durch fromme Demuth und unbefangne Wahrheitsliebe abgewendet. Aber dieſe Aufgabe zu löſen, iſt ſelbſt den redlichſten Forſchern bis jetzt nicht völlig gelungen und auch unter den, weniger durch Confeſſions- und Sektengeiſt, als durch die Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Methoden und philoſophiſchen Grundſätze getrennten, chriſtlichen Theologen unſrer Zeit noch ſtreitig, auf welcher Grundlage der, übrigens immer einſtimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jeſu beruhe. (Vergl. d. Art. Religion, Offenbarung, Rationalismus u. Supernaturalismus.) Dieſer ſtellt ſich durch ſeine Wirkung auf die, weit von einander abweichenden geiſtigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Chriſtenthum zuerſt empfingen, als allgemeine, der ganzen Menſchheit zuſagende Wahrheit und Alles einigende, göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge den Quell der Religioſität feſtgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wiſſenſchaft angebaut, die Römer Grundſätze des Rechts und der Staatsverfaſſung aufgeſtellt und durch

Erfahrung erprobt. Dieſe zerſtreuten, in ihrer vereinzelten Wirkſamkeit zur wahren Beglückung und ſittlichen Vollendung des geſelligen und individuellen Lebens der Menſchen unzulänglichen Grundſtoffe der Bildung läuterte, ergänzte und verband das Chriſtenthum durch das Geſetz einer reinen Menſchlichkeit, deſſen höchſter Zweck, die Menſchen gut und ſelig zu machen, wie Gott iſt, in der, von Chriſto angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu ſeiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechiſche Wiſſenſchaft religiöſen Gehalt, in die römiſche Geſetzlichkeit, ſittliche Würde, in die jüdiſche Frömmigkeit Freiheit und Licht, und indem ſie das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe verkündete, erhob ſie den engherzigen Nationalgeiſt zum Weltbürgerſinn. So fanden die Beſtrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Chriſtenthum ihren höhern Wirkungspunkt und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Kaſtengeiſt der Menge ſonſt vorenthielt. Die höchſten Ideen, die wichtigſten Wahrheiten und Rechte, die reinſten Geſetze des ſittlichen Lebens führte es allen Geſchlechtern (ſ. d. Art. Frauen) und Ständen zu, die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beiſpiel ſeines Stifters, den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott und untereinander, und, ihre innigſte Neigung auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferſtandnen und verherrlichten Mittler zwiſchen Himmel und Erde richtend, lehrte es ſie den gerechten und wohlthätigen Zuſammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geſchichte Jeſu und die Vorbereitungen Gottes auf ſeine Sendung war der Stoff, aus dem ſich unter den Chriſten die Ahnung dieſes Inhalts und dieſer Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jeruſalem entſtand bald nach dem Tode Jeſu die erſte Gemeinde, eine andre zu Antiochien in Syrien brachte (um das J. 65.) den Namen Chriſtianer oder Chriſten auf, der ihnen urſprünglich von ihren Gegnern als Schimpfname beigelegt ward, und die Reiſen der Apoſtel in allen Gegenden des römiſchen Reichs verbreiteten das Chriſtenthum; Paläſtina, Syrien, Kleinaſien, Griechenland, die Inſeln des Mittelmeers, Italien und die Nordküſte von Afrika wurden ſchon im erſten Jahrh. Sitze chriſtlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beſchränkten Zuſtande angemeſſen bildeten ſie ihr kirchliches Leben, im Wechſel mannichfaltiger Bedrückungen erſtarkten ſie. (Vergl. d. Art. Chriſtenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrh. waren in allen Provinzen, am Ende des dritten faſt die Hälfte der Bewohner des römiſchen Reichs und vieler angrenzenden Länder, Chriſten. Das Streben nach Einheit des Glaubens (ſ. Orthodoxie) und die Kirchenverfaſſung veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeſchichte im Art. Secten), und führte zu jener anmaßenden Prieſterherrſchafft, von der das geſtürzte Judenthum ein für die erſten Chriſten ſo drückendes Beiſpiel gegeben hatte. Nachdem nun zu Anfang des 4. Jahrh. durch Conſtantin den Großen die Chriſten erſt Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römiſchen Reiche gewonnen hatten, übten die Biſchöfe ihre Macht als Geſetzgeber des Glaubens auf der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung (ſ. Nicäa) 325 durch Aufſtellung eines für alle Chriſten bindenden Glaubensbekenntniſſes aus. Auf dieſe Grundlage haben die ſpätern Concilien (ſ. d. Art.) mit Hülfe der Schriftſteller, welche die Kirche als

ihre Väter und Lehrer ehrt (ſ. d. Art. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambroſius, Auguſtinus u. a. m.), das Gebäude des rechtgläubigen (orthodoxen) Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Prieſter verwandelten und als ein bevorrechteter heiliger Stand (ſ. Klerus, Geiſtlichkeit, Prieſter) über die Laien erhobnen Geiſtlichen, theils durch den immer weiter um ſich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf geſetzte Meinung beſondrer, nur auf ſie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apoſtel (ſ. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten, und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Chriſten zu heiligen, und ſich allmälig zu Herren der Kirche zu machen wußten (ſ. Biſchöfe, Patriarchen Papſtthum, Hierarchie). Dabei unterſtützte ſie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen ſeiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünſtigung von Seiten der Kaiſer (ſ. beſonders Theodoſius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannichfaltigkeit des Gottesdienſtes (ſ. Meſſe, Heilige, Reliquien, Bilderſtürmer,) der beim Sinken der klaſſiſchen Geiſtesbildung, wachſende Aberglaube der ohnehin unwiſſenden Völker und das unter ſeinem Schatten glücklich gedeihende Mönchsweſen (ſ. d. Klöſter). In dieſer, mehr den Sinn als den Geiſt anſprechenden Geſtalt kam das ſchon ſeit dem vierten Jahrh. unter den Gothen bekannte Chriſtenthum zu den übrigen germaniſchen Völkern in Weſten und Norden von Europa, und wußte die rohen Krieger, die auf den Trümmern des weſtrömiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7. und 8. Jahrh. allmälig unter ſeine Herrſchaft zu bringen, während er ſein Gebiet in Aſien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttauſende ſchwacher Chriſten zum Mohammedanismus übergingen, und faſt nur die, von der orthodoxen Kirche verſtoßnen ketzeriſchen Parteien im Orient (ſ. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Neſtorianer) ſich behaupteten. Bei dieſem Wechſel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geiſtlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römiſche Papſtthum (ſ. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Oſten dieſes Welttheils durch die Bekehrung der ſlaviſchen und ſcandinaviſchen Völker (vom 10. bis in's 12. Jahrh.) mehr, als ihm anderwärts entriſſen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Mohammedaner hatten hauptſächlich das Gebiet der ſchon ſeit dem 5. Jahrh. mit der occidentaliſchen und dem römiſchen Stuhle ergebnen (lateiniſchen) Kirche nicht mehr einigen und allmälig ganz von ihr abweichenden orientaliſchen Kirche (ſ. griechiſche Kirche) verheert, und dieſe erhielt erſt im 10. Jahrh. durch die Bekehrung der Ruſſen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigſte Stütze ſind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöſe Begeiſterung, bald Sucht nach Gewinn und Abenteuern (1096 bis 1150) zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jeruſalem nicht dem griechiſchen Kaiſer, ſondern ſich und dem Papſte (ſ. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieſes endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günſtige Gelegenheit, ihre Beſitzungen zu vermehren, und dem römiſchen Stuhle Spielraum zur Befeſtigung ſeiner Univerſalmonarchie dar. Aber ganz wider die Abſicht und Erwartung der Kirchenfürſten kamen dabei durch den vielſeitigen

Verkehr der Völker und durch die heimkehrenden Kreuzfahrer Reſte alter Ketzerien (ſ. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philoſophiſche Prüfungsgeiſt einige Jünger der Scholaſtik (ſ. Abälard, Arnold von Brescia), theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchriſtlichkeit der Kleriker zum Zündſtoff einer in allerlei Verbrüderungen und Sekten zuſammentretenden Oppoſition gegen das ganze römiſche Kirchenthum machte (ſ. Katharer, Albigenſer, Waldenſer). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geiſtlicher Orden (ſ. d. Art.), beſonders die Franciskaner und Dominikaner, zur Verwaltung der, von den Weltprieſtern vernachläſſigten Seelſorge und Volksbelehrung konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil ſie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papſtthum, als gegen Aberglauben und Unwiſſenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen ſich noch weniger durch die, mit Feuer und Schwert bewaffnete Gewalt der Inquiſition (ſ. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verſchiedenheit der chriſtlichen Religion, wie ſie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jeſu Chriſti, das Mißverſtändniß deſſen, was die Kirche gab, mit den religiöſen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, war einmal theils durch das Erfaſſen des Geiſtes Jeſu ſelbſt aus der Bibel, die trotz aller Verbote ſchon damals im Verborgnen wißbegierige Leſer fand, theils durch die freimüthige Beredtſamkeit einzelner Lehrer und Sektenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgeſellſchaften ſehnten ſich, einen eignen Weg zu gehen (ſ. Tempelherren, Franciskaner), der Zorn beleidigter Fürſten vergaß den Dank für die Verdienſte des Papſtthums um die Bildung der Völker in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpſte ſelbſt ſorgten zu wenig, die Unſittlichkeit ihres Hofes und der Geiſtlichkeit abzuſtellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja ſie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (ſ. Schisma, Papſtthum), welche die Achtung der ſeit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpſten getheilten lateiniſchen Chriſtenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht ſehr ungünſtigen Beſchlüſſe des Conciliums zu Coſtnitz 1414—1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (ſ. d. Art.) ſchon vorher neue Gegner des Papſtthums geweckt und vereinigt: ſo ſchlug nun die Empörung der Anhänger des, wegen ähnlicher Lehren zu Coſtnitz verbrannten böhmiſchen Reformators (ſ. Huß, Huſſiten) in vollen Flammen aus, und nöthigte dem Concilium zu Baſel (1431 bis 1443) Verwilligungen (Compactate) ab, die, ſtandhaft behauptet, den Freunden der zu Baſel nur vorgeſchlagenen, doch nicht durchgeſetzten Kirchenverbeſſerung an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben ſo entſchloſſene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römiſchen Kirche eingeriſſenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun ſeitdem die Sehnſucht nach einer Widerherſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie dieſe Fortgang gewonnen, und was ſie geleiſtet, iſt im Art. Reformation und den darin angeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch dieſen gewaltigen Umſchwung der Ideen und kirchlichen Verhältniſſe jene Sehnſucht ſchon ganz befriedigt und ein Chriſtenthum, das dem Geiſte ſeines Stifters vollkommen entſpräche, in Lehre und Leben dargeſtellt worden ſei, behaupten die eifrigſten Proteſtanten eben ſo wenig, als umſichtige Katholiken die Nothwendigkeit einer ſolchen

Herſtellung und das große Verdienſt des Proteſtantismus um dieſelbe und folglich auch um die Verbeſſerung der alten Kirche ableugnen mögen (vergl. Trident, Katholicismus, Proteſtantismus). Sehr mannichfaltig ſind die Geſtalten, in denen das Chriſtenthum unſrer Tage erſcheint. Die ſüdlichen Völker beweiſen, wie leicht dieſe Religion ſich nationaliſirt, wie viel ſie aber auch unter dem Einfluſſe einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrſchaft der Phantaſie von der einfachen Größe, ſittlichen Kraft und reinen Geiſtigkeit ihres urſprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Proteſtantismus die meiſten, wenn auch nicht alle, Laſten ab, mit denen die Uebermacht der irdiſchen Natur den Geiſt der Religion niederdrückt; das chriſtliche Europa trägt in ſeinem gegenwärtigen, von manchen, der Religion ganz fremden Einflüſſen bedingten, ſittlichen und politiſchen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Chriſtenthum verdankt (ſ. Bildung), und hat dieſe Form auch ſeinen Kolonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republikaniſche Nordamerika ſich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sektengeiſte und allgemeinen Freiheit aller Bekenntniſſe zu erheben wußte. Suchen wir aber das Chriſtenthum, wie es in Chriſto ſelbſt lebte und wirkte, unter unſern Zeitgenoſſen auf: ſo finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentſtellt wieder, ſondern nehmen ſeine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Chriſtum lieben und von ſeinem Geiſte durchdrungen ſind. E.

Chriſtian II., König von Dänemark, war zu Kopenhagen 1481 geboren. Seine nachläſſige Erziehung ließ vorausſehen, daß er den Platz, für den er beſtimmt war, ſchlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge ſeines heftigen Charakters die äußerſten Ausſchweifungen. Der König Johann, ſein Vater, der endlich davon hörte, ſtrafte ihn ſtreng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrühreriſche Bewegungen zu erſticken, faßte er eine heftige Leidenſchaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gaſthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Chriſtians, der ihr, und beſonders ihrer Mutter, eine unbeſchränkte Herrſchaft über ſeinen Geiſt einräumte. Er befand ſich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Geſundheit ſeines Vaters ihn nach Kopenhagen zurückrief. Nach ſeiner Thronbeſteigung vermählte er ſich 1515, mit Cals V. Schweſter, Iſabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernſtliche Vorſtellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte ſich, den Hanſeſtädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dies Verfahren bei ſeinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Oxe, Gouverneur des Schloſſes von Kopenhagen, an, ſie vergiftet zu haben. Oxe geſtand eine frühere Liebe für ſie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andre Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche; beſonders haßte Chriſtian den Adel, der auf den Monarchen grollte, welcher gegen Ueberwältigung den Bürger und Bauernſtand in Schutz nahm. 1516 kam ein päpſtlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Chriſtian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach deſſen Krone er ſtrebte, nützlich ſein könne. Die Schweden waren in mehrere Parteien getheilt. Guſtav Trolle, Erzbiſchof von Upſala, ein geſchworner Feind von Stenon Sture, Ad=

miniſtrator des Königreichs, hatte ſich heimlich mit Chriſtian verbunden; aber die ſchwediſchen Stände nahmen Sture in Schutz, ſetzten Trolle ab, und ließen ſein Schloß ſchleifen. Der Nuntius, der unter dieſen Umſtänden nach Schweden kam, ließ ſich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Chriſtians und rechtfertigte beim Papſte die Schweden gegen Trolle. Endlich begab ſich Chriſtian 1518 ſelbſt nach Stockholm, um mit dem Adminiſtrator eine Zuſammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm ſechs Geißeln aus den erſten Familien übergeben. Als dieſe Geißeln, unter denen ſich Guſtav Waſa befand, auf der däniſchen Flotte angekommen waren, behandelte der treuloſe Monarch ſie als Gefangne, und reiſte nach Dänemark zurück. 1520 erſchien er mitten im Winter an der Spitze eines Heers in Schweden. Die Schweden wurden bei Bogeſund am 19. Jan. geſchlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle nahm den Vorſitz in der Verſammlung der Reichsſtände zu Upſala, und trug darauf an, Chriſtian als König anzuerkennen. Wiewohl viele der Union abgeneigt waren, ſo mußten ſie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieſelbe annehmen. Eine allgemeine Amneſtie wurde verkündigt; jeder eilte ſie zu benutzen. Die Hauptſtadt, wohin die Wittwe des Adminiſtrators ſich zurückgezogen hatte, leiſtete einigen Widerſtand. Sobald das Meer offen war, erſchien Chriſtian mit ſeiner Flotte vor Stockholm, das ſich ihm nicht ergab. Er ſah mit Kummer den Sommer verfließen; ſeine Vorräthe wurden erſchöpft, ſeine Truppen murrten. Endlich entſchloß er ſich, ſchwediſche Unterhändler an die Einwohner abzuſchicken. Seine Verſprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Er verſprach, Schweden ſeine Freiheit zu erhalten und des Vergangnen nicht zu gedenken. Chriſtian fand ſich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Biſchöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte, und ließ ſich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsrittern ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum dieſe Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Beſtürzung ordnete er Feſte an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er ſann darauf, das königliche Anſehen in Schweden zu befeſtigen, und beſchloß, dieſe Abſicht durch Vernichtung der erſten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren ſeine Rathgeber verſchiedner Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, an den gegen die Feinde Trolle's geſchleuderten Bann, und fügte hinzu, daß, wenn auch der König als Fürſt das Vergangne vergeſſe, er doch als Vollzieher der Befehle des Papſtes die Ketzer ausrotten müſſe. Dem gemäß foderte Trolle die Beſtrafung der Ketzer; der König ernannte eine Commiſſion, vor welcher die Angeklagten erſchienen. Unter ihnen war auch Chriſtine die Wittwe des Adminiſtrators. Als ſie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebne Decret vorzeigte, bemächtigte ſich Chriſtian deſſelben, und machte ſeine Aechtungsliſte daraus. Die angeklagten werden verhaftet, für ſchuldig erklärt, und 94 Schlachtopfer fallen in des Königs Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Dieſe Blutſcenen dauerten ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen fort; Chriſtian rechtfertigte ſich durch die öffentliche Erklärung, daß ſie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück. Der Schrecken folgte ſeinen Schritten; Blutſtröme bezeichneten ſeinen Weg; und in alle Städte

legte er zahlreiche Garniſonen. Auch in Dänemark zeigte er ſeine Grauſamkeit. Er machte eine Reiſe nach den Niederlanden, um Carls V. Hülfe gegen den Herzog von Holſtein, Friedrich, ſeinen Oheim, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die ſtets zu Schwedens Beiſtand bereit waren, zu erbitten. Bei ſeiner Rückkehr nach Kopenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoek's Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufſtand erregt; Chriſtian rief ihn zurück, und gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papſt zu beſänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geſchickt hatte, um über die Biſchöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforſchungen anzuſtellen. Um den Papſt ganz zu verſöhnen, änderte er in den Geſetzen Alles, was das Lutherthum begünſtigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Guſtav Waſa der Gefangenſchaft entflohen, und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Chriſtian, daß die zu Wadſtena verſammelten Reichsſtände ihn der ſchwediſchen Krone für verluſtig erklärt hatten. Die Garniſon von Stockholm empörte ſich wegen Mangel an Bezahlung. Chriſtian, deſſen Wuth auf's höchſte ſtieg, befahl den däniſchen Befehlshabern, alle Empörer hinrichten zu laſſen; dieſe Maßregel beſchleunigte nur ſeinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüſſel des Reichs galten, beſetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Dieſe verſuchten ſogar einen Angriff auf die Küſten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzog von Holſtein in Unterhandlungen, welche ſich aber durch ſein empörendes Betragen zerſchlugen. Inzwiſchen ließ er zwei Geſetzbücher bekannt machen, wodurch einer Seits die Geiſtlichkeit beſchränkt, andrer Seits der Bauernſtand gehoben wurde. Dieſe allerdings weiſen und menſchlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einſtimmig über die Verſchlechterung des Geldes und über die unerträgliche Laſt der Steuern. Die jütländiſchen Biſchöfe und Senatoren, unterrichtet von den Geſinnungen des Adels, entwarfen zuerſt den Plan, gegen den König aufzuſtehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten ſie ihren Unterthaneneid für nichtig, Chriſtian ſeiner Rechte für verluſtig, und boten die Krone dem Herzog von Holſtein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geſchöpft hatte, berief den jütländiſchen Adel nach Callundborg in Seeland, und da ſich Niemand einfand, von neuem 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er ſich ſelbſt begab. Seine Ankunft zwang die Verſchwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beſchleunigen. Sie verſammelten ſich in Viborg, und faßten daſelbſt zwei Urkunden ab, in deren einer ſie den König abſetzten und in der andern Friedrich auffoderten, vom Throne Beſitz zu nehmen. Der Bürgerkrieg war dem Ausbruche nahe, als Chriſtian ſeine eigne Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, ſeine Kinder, ſeine Koſtbarkeiten und die Reichsarchive mit ſich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerſtreute ſeine Schiffe, warf ihn auf die norwegiſche Küſte, und erſt nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte ſich, ſowohl Friedrich als dem jütländiſchen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Chriſtian zu handeln. Dieſer rüſtete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und landete 1531 zu Opslo in Norwegen. Aber ſeine Truppen erlitten neue Verluſte. Angegriffen in ſeinem Lager durch die däniſche und hanſeatiſche Flotte, zog er ſich in die Stadt zurück; ſeine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt,

machte er den däniſchen Generalen Vergleichsvorſchläge, welche ihm endlich ein ſichres Geleit ausſtellten, damit er ſich auf der däniſchen Flotte nach Kopenhagen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Kopenhagen an; allein Friedrich verwarf den geſchloſſnen Vertrag, und der Senat verfügte Chriſtians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Sonderburg, auf der Inſel Alſen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Geſellſchaft eines Zwerges, und ſpäter eines alten Invaliden in einem Thurme, deſſen Thüre man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Chriſtian III. den Thron beſtieg, wurde ſein Schickſal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 an zu Callundborg von einer ihm angewieſenen Rente und ſtarb daſelbſt den 24. Jan. 1559. Seine Gemahlin Chriſtine, eine Bekennerin des Lutherthums, hatte ſtandhaft bis an ihren Tod 1526 ſein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder: Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt, ſtarb; Dorothea, mit der ſich Friedrich, Kurfürſt von der Pfalz, und Chriſtine, mit der ſich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe, Franz, Herzog von Lothringen vermählte und 1590 ſtarb.

Chriſtian VII., König von Dänemark, war 1749 geboren, und folgte ſeinem Vater, Friedrich V., am 13. Jan 1766. In demſelben Jahre vermählte er ſich mit Georgs III. von England Schweſter, Caroline Mathilde. Von 1767 bis 1769 bereiſte er Deutſchland, Holland, England und Frankreich. Auf dieſer Reiſe beſuchte er die ausgezeichnetſten Gelehrten, die Akademien, und literariſchen Geſellſchaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutſeligen und unterrichteten Fürſten. Anfangs ſtand der Graf J. H. G. von Bernſtorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, an der Spitze der Geſchäfte; aber 1770 nahm Struenſee, des Königs Arzt, der eine unumſchränkte Gewalt über ihn gewonnen hatte, und auch die junge unvorſichtige Königin für ſich einzunehmen wußte, dieſen Poſten ein. Die unbeſonnenen Neuerungen, welche dieſer Miniſter vornahm, erregten den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die herrſchluſtige verwitwete Königin (Julie Marie von Braunſchweig, Stiefmutter Chriſtians) war umſonſt bemüht geweſen, Chriſtian mit ſeiner Gemahlin zu entzweien, um ſich der Geſchäfsleitung zu bemächtigen. Jetzt verband ſie ſich mit einigen Mißvergnügten, und am 16. Jan. 1772 gelang es ihr, in Gemeinſchaft mit dieſen und ihrem Sohne, dem Prinzen Friedrich, unter dem Vorgeben, daß die Königin und Struenſee damit umgingen, ihn eine Entſetzungsakte unterzeichnen zu laſſen, dem lange ſich ſträubenden König die Ausſtellung eines Verhaftsbefehls gegen die regierende Königin und Struenſee abzudringen. Seitdem war die Führung der Geſchäfte in der Hand der Königin Julie und ihres Sohnes Friedrich. Der König, dem eine Geiſteskrankheit den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch den Namen nach. 1784 trat der jetzige König als Mitregent an die Spitze der Regierung. Nach der Einnahme der Hauptſtadt durch die Engländer kam Chriſtian nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg in's Holſteiniſche gebracht, und hier ſtarb er am 3. März 1808. Die Königin, Karoline Mathilde hatte, nachdem man ſie auf das Schloß Kronburg geführt, ſich über ihre Verbindungen mit Struenſee gerichtlich vernehmen laſſen müſſen. Sie begab ſich ſpäter nach Zelle, wo ſie 1775 ſtarb. Chriſtian hatte nur zwei

Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzeſſin Auguſta, vermählt mit dem verſtorbnen Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg.

Chriſtian Friedrich von Holſtein, älteſter Sohn des 1805 verſtorbnen Erbprinzen Friedrichs von Dänemark, (Halbbruder des Vaters des jetzigen Königs) und nächſter Kronerbe, geboren 1786, iſt gegenwärtig General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von ſeiner erſten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, von der er ſich geſchieden, hat er einen Sohn, Chriſtian Friedrich Carl, geb. 1808. 1815 hat er ſich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg Tochter. Er wohnt zu Odenſee oder auf Sorgenfrei bei Kopenhagen, und reiſt ſeit 1819 in Frankreich und Italien. 1813 ward er Statthalter in Norwegen, zu einer Zeit, wo das Land wegen ſeines politiſchen Schickſals in großer Unruhe war. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterſtützt, mit Dänemark, das mit Frankreich im Bunde, Krieg gegen England führte, über die Abtretung Norwegens; König Friedrich VI. aber erklärte den 23 Apr.: daß er ſich nie entſchließen werde, Norwegen gegen die Provinzen, die an das Holſteinſche grenzten, umzutauſchen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, Dänemark ſchloß am 10. Juni einen engen Bund mit Frankreich, und erklärte 3. Sept., Schweden, und 22. Oct., Rußland und Preußen den Krieg. Nun überzog der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der Nordarmee, die däniſchen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden von Kiel, 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es ſchwediſch Pommern erhalten ſollte. Als der Statthalter, Prinz Chriſtian, den 28. Jan. einer Verſammlung Normänner dieſen Vertrag vorlegte, ſo verwarfen ſie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbſtändigkeit in Anſpruch. Vergebens ſicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfaſſung zu, mit größern politiſchen Rechten, als ſie je unter Dänemark beſeſſen: das normänniſche Volk erklärte ſich mit Begeiſterung für ſeine Unabhängigkeit, und Prinz Chriſtian machte in Drontheim, der alten Hauptſtadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Biſchöfe, den Civilſtand, das Heer und Volk bekannt, das Norwegen unabhängig ſein wolle. Unterdeſſen waren ſchwediſche Abgeſandte in Chriſtiania angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufodern; allein ſtatt aller Antwort leiſtete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ, 13. März, eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeſchrei des Normanen gegen Jeden ſei, der ſeine Unabhängigkeit antaſten würde. Zugleich verſammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief, 10. Ap., einen Reichstag nach Eidvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks, 17. Mai, ein Grundgeſetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als ſolcher wurde er, 19. Mai 1814, unter dem Namen Chriſtian I. ausgerufen. Er ſchickte jetzt Hrn. Carſten Anker nach London, um Englands Zuſtimmung zu erhalten; allein die brit. Miniſter machten die mit den Verbündeten abgeſchloßnen Verträge gegen den Widerſpruch der Oppoſition geltend, und verfügten, 29. Apr. die Sperre der norwegiſchen Küſten. Auch Dänemark erklärte durch ein Abrufungspatent, Kopenhagen 13, Apr., alles in Norwegen Geſchehene für ungültig. Als dagegen die Normänner däniſche Kriegsſchiffe in Beſchlag nahmen, ſo verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen

Verkehr zwiſchen Dänemark und Norwegen. Unterdeſſen zog ſich ein ſchwediſches Heer an der Grenze zuſammen, und ſechs ſchwediſche Kriegsſchiffe kreuzten an Norwegens Küſte. Vergebens ſandten Oeſterreich, Rußland, Preußen und England, im Julius Bevollmächtigte nach Chriſtiania, um den Prinzen zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm ſogar mit Niederſetzung eines Gerichtshofes, das ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark abſprechen könnte. Der Kronprinz von Schweden rückte daher, von Wennesberg aus, 27. Juli, mit 10,000 Mann gegen die Grenze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 ſtanden als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienſchiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter dem Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegiſche Flottille von 6 Briggs, 4 Schoonern und 36 Kanonenböten nöthigte, ſich zurückzuziehen. Nach einer ſehr tapfern Vertheidigung, wobei jedoch das norwegiſche Heer faſt immer im Nachtheile war, entſchloß ſich Prinz Chriſtian zu dem Waffenſtillſtande von Moß, 14. Aug., wodurch Frederikshald mit Frederikſteen den Schweden übergeben, und das norwegiſche Heer, das an Allem Mangel litt, aufgelöſt wurde. Auch genehmigte er, daß ein Storthing (Reichstag) gehalten werde, und Schweden verſprach, die zu Eidsvold entworfne Verfaſſung anzunehmen, bis auf die, durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erklärte Prinz Chriſtian, 16. Aug., zu Moß, daß und warum er die norwegiſche Königskrone niederlege. Das Volk in Chriſtiania gerieth in unruhige Bewegung. Man ſchrie über Verrätherei; allein bald fügte ſich Alles in die neue Ordnung. Prinz Chriſtian, der zu Ladegardsoen bei Chriſtiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe, ſtellte 10. Oct., dem Storthing die Entſagungsurkunde aus, und ſchiffte ſich nach Dänemark ein. Am 4. Nov. 1814 beſchloß das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum conſtitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief.

Chriſtiania, Hauptſtadt des Königreichs Norwegen, im Stifte Chriſtiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbuſens Chriſtiansfiord, in einer Gegend, in welcher, ohngeachtet der nördlichen Lage viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1600 Häuſer mit 11,000 Einwohnern, und beſteht, außer den Vorſtädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Chriſtiania, oder der Neuſtadt, welche König Chriſtian IV. 1624 nach einem regelmäßigen Plane aufführen ließ; der Altſtadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges und der 1815 geſchleiften Bergfeſtung Aggerhuus. Die eigentliche Stadt Chriſtiania, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1000 Schritten in der Länge und Breite, hat ſchnurgerade in rechten Winkeln ſich durchſchneidende, breite, mit erhöhten Fußwegen verſehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils ſteinernen Häuſern beſetzte Straßen, und nimt mit jedem Jahre an Schönheit der Bauart zu. Seit 1811 befindet ſich hier eine Univerſität, bei der ſich eine Bibliothek, Sammlungen, 18 Profeſſoren und 200 Studenten befinden. Von Fabrikanſtalten iſt beſonders das große Alaunwerk auf der Südſeite der Altſtadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner beſteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eiſenwaaren, und wird durch den trefflichen Hafen beſonders begünſtigt. Man ſchätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810,000 Gulden. In der Nähe der Stadt ſind 136 Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Chriſtine, Königin von Schweden, geboren den 9. Dec. 1626, war eine Tochter Guſtav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geſchmack für die Künſte ausgezeichneten Prinzeſſin Maria Eleonore von Brandenburg. Guſtav, der in Chriſtinen die einzige Stütze ſeines Thrones ſah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ ſie männlich erziehen, und in allen Wiſſenſchaften unterrichten, welche ihren Geiſt bilden und ihren Charakter kräftigen konnten. Nach ſeinem Tode bei Lützen 1631, erkannten die Reichsſtände die ſechsjährige Chriſtine als Königin an, und gaben ihr die fünf höchſten Kronbeamten zu Vormündern, indem ſie dieſe zugleich mit der Landesverwaltung beauftragten. Die Erziehung Chriſtinens wurde nach dem, von Guſtav Adolph vorgezeichneten Plane fortgeſetzt. Ausgeſtattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem ſehr glücklichen Gedächtniß und einem ſeltnen Verſtande, machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte; ſie lernte die alten Sprachen, die Geſchichte, Geographie, Politik, und entſagte den Vergnügungen ihres Alters, um ſich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth ſie ſchon damals jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht eben ſo ſehr Ergebniſſe ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenkleidern erſcheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beſchwerden und ſelbſt die Gefahren der Jagd. Den Hofgebräuchen unterwarf ſie ſich ſchwer. Gegen die, welche ſie umgaben, zeigte ſie abwechſelnd die größte Vertraulichkeit und verhöhnenden Stolz oder Achtung gebietende Hoheit. Der Kanzler Oxenſtierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; ſie ſchenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, und lernte von ihm die Regierungskunſt. Bald zeigte ſie im Staatsrath eine Reife des Verſtandes, die ihre Vormünder in Erſtaunen ſetzte. Schon 1642 trugen ihr die Reichsſtände an, die Zügel der Regierung ſelbſt zu übernehmen, allein ſie entſchuldigte ſich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erſt 2 Jahre nachher fing ſie an, ſelbſt zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerſchütterliche Feſtigkeit bezeichneten ihre erſten Schritte auf dieſer Laufbahn. Sie endigte zunächſt den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeſchloſſenen Vertrag die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beſchleunigte ſie gegen Oxenſtierna's Meinung, der durch die Fortſetzung des Kriegs noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland, um nachher ſich ungeſtört ihrer Neigung zu den Wiſſenſchaften und den Künſten des Friedens überlaſſen zu können. Chriſtine war durch ihre Talente und durch die politiſchen Umſtände berufen, die erſte Rolle im Norden zu ſpielen, und einige Zeit hindurch zeigte ſie ſich empfänglich für dieſen Ruhm. Bei mehrern Gelegenheiten behauptete ſie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben ſich um ihre Freundſchaft. Sie beförderte den Handel durch eine weiſe Geſetzgebung, und vervollkommnete die vorhandnen gelehrten und literariſchen Anſtalten. Die Nation war ihr zugethan und freute ſich, die Tochter Guſtavs, umgeben von Feldherrn und Staatsmännern, die dieſer große Fürſt gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu ſehen. Allgemein äußerte ſich der Wunſch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte; aber ein ſolches Band war Chriſtinens Unabhängigkeitsſinn entgegen. Unter den Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, zeichnete ſich ihr Vetter, Carl Guſtav von Pfalzzweibrücken, durch einen edlen Charakter, ausgebreitete Kennt-

niſſe und große Klugheit aus. Sie lehnte ſeinen Antrag ab, bewog aber 1649 die Reichsſtände, ihn zu ihrem Nachfolger zu beſtimmen. Bald darauf (1650) ließ ſie ſich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte ſich ihr Benehmen auf eine auffallende Weiſe. Sie vernachläſſigte ihre alten Miniſter und hörte auf den Rath ehrgeiziger Lieblinge. Die Ränke und Getriebe kleinlicher Leidenſchaften verdrängten die frühern edlen und nützlichen Anſichten. Der Schatz ward durch Verſchwendung erſchöpft. Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eiferſucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, ſondern ſelbſt Parteiungen. In dieſer Verwirrung, von der ſie ſich umgeben ſah, erklärte die Königin, daß ſie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Guſtav Adolphs Andenken ehrenden Miniſter machten die ſtärkſten Vorſtellungen dagegen und Orenſtierna vor allen drückte ſich mit ſo viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entſchluß abſtand. Sie übernahm mit mehr Feſtigkeit die Regierung wieder und zerſtreute auf einige Zeit die Wolken, die ſich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künſte und Wiſſenſchaften feſſelten ihre Aufmerkſamkeit. Sie beſchäftigte ſich eifrig mit den Studien, kaufte Gemälde, Münzen, Handſchriften, Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Brifwechſel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmaſius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Voſſius, Conring, Meibom erſchienen in Stockholm und die Königin unterhielt mit ihnen lebhaften Verkehr. Unter den literariſchen Luſtbarkeiten, die ſie mit den ernſthaften Studien verband, war auch der griechiſche Tanz, welchen ſie von Meibom und Naudé ausführen ließ. (S. Meibomius.) Aber neue Verwirrungen zeigten ſich, und Meſſenius Verſchwörung hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, ſondern ſie ſelbſt bedroht. Chriſtine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beſchloß auf's neue, dem Throne zu entſagen, und zeigte ſich diesmal unerſchütterlich. Sie verſammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsſtände zu Upſala, machte ihnen ihre Abſicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um ſie den Händen des Prinzen Carl Guſtav zu übergeben. Sie behielt ſich ein beſtimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Perſon, und die höchſte Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hauſe gehörten. Einige Tage nachher reiſte ſie ab, und ging über Dänemark und Deutſchland nach Brüſſel, wo ſie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat ſie in's Geheim und nachher zu Insbruck feierlich und öffentlich zur katholiſchen Religion über; ein Schritt, der mit Recht großes Aufſehen erregen mußte, und über deſſen Anläſſe ſich nichts beſtimmtes angeben läßt. Von Innsbruck reiſte Chriſtine nach Rom, wo ſie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanz einzog. Da Papſt Alexander VII. ſie confirmirt hatte, ſetzte ſie ihrem Namen noch den Namen Aleſſandra zu. Sie beſuchte die Denkmäler, und verweilte aufmerkſam bei Allem, was hiſtoriſche Erinnerungen wecken konnte. 1656 reiſte ſie nach Frankreich, und verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof ſich aufhielt, und zu Paris. So ſehr ihre Tracht und ihre Sitten Anſtoß gaben, ſo ſehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntniſſen Gerechtigkeit widerfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwiſchen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte dieſe Vermittlung ab und wußte mit gutem Anſtand ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Das Jahr darauf kam ſie zurück; dieſer zweite Aufenthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Oberſtallmeiſters Monaldeſchi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, aber des

Hochverraths von ihr beſchuldigt wurde. Dieſe Handlung der Rache bleibt wiewohl ſelbſt Leibnitz ſie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Chriſtinens. Auch gab ihr der franzöſiſche Hof ſein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin ſich öffentlich in Paris zeigte. Als ſie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt ſie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und Niemand wollte ihr Vorſchüſſe machen. Aus dieſer Verlegenheit zog ſie Alexander VII. durch eine Penſion von 12,000 Scudi. Nach dem Tode Carl Guſtavs, 1660, unternahm die Königin eine Reiſe nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomiſchen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß ſie andre Abſichten habe. Da der Kronprinz noch ſehr jung war, erklärte ſie, daß ſie auf ſeinen Todesfall den Thron in Anſpruch nehmen werde. Man nahm jedoch dieſe Idee übel auf, und nöthigte ſie, eine förmliche Entſagungsacte zu unterzeichnen. Andre Unannehmlichkeiten bewogen ſie, Stockholm zu verlaſſen. Indeß kehrte ſie 1666 zum zweitenmal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptſtadt erreicht zu haben nach Hamburg, als ſie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht zugeſtehn werde. Um dieſe Zeit bewarb ſie ſich um die polniſche Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten, und kehrte endlich nach Italien zurück, wo ſie den Reſt ihrer Tage zu Rom im Schooße der Künſte und Wiſſenſchaften verlebte. Sie ſtiftete eine Akademie, brachte koſtbare Sammlungen von Handſchriften, Münzen und Gemälden zuſammen, und ſtarb, nachdem ſie noch manchen Kummer erfahren, am 19. Apr. 1689. Sie ward in der Peterskirche beigeſetzt, und der Papſt ließ ihr ein Denkmal mit einer langen Inſchrift errichten. Sie ſelbſt hatte nur die wenigen Worte verlangt: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Kardinal Azzolini, ihr Intendant. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handſchriften im Vatikan niederlegen ließ, und die übrigen Bücher ſeiner Familie gab. Die Gemälde und Antiken kaufte Odeſcalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemälde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieſer Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin ſie beſchrieben ſind, nämlich Haverkam's Nummophilacium reg. Christinae und das Museum Odescalcum. Chriſtinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widerſprüchen; man ſieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Eitelkeit, Härte, Rachſucht und Verſtellung. Ihre Kenntniß des Menſchen und der Welt, ihre Einſicht, ihr Scharfſinn und durchdringender Verſtand bewahrten ſie nicht vor thörichten Planen, alchimiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumen und andern Täuſchungen. Sie hat einige kleine Werke hinterlaſſen, in denen ſich ihr Charakter und ihre Denkart abſpiegeln, und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieſer Prinzeſſin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten ſind. Die Echtheit der 1762 unter ihrem Namen erſchienenen Briefe iſt durch nichts erwieſen.

Chriſtoph, Herzog von Würtemberg, wurde 1515 geboren, der einzige Sohn Herzogs Ulrich von Würtemberg und der baieriſchen Prinzeſſin Sabine. Wie ſein ſpäteres Leben und die Jahre ſeiner Regierung für Würtemberg höchſt wichtig und wohlthätig wurden, ſo zeichnen ſich ſchon ſeine Kindheit und Jugend durch eigne, höchſt ſonderbare Schickſale aus. Noch iſt er kein Jahr alt, als ſeine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und ſeine Schweſter unmütterlich

ihrem Schickſal überläßt; in ſeinem 4. Jahre vertreibt der ſchwäbiſche Bund ſeinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rückſicht auf den ſchuldloſen Sohn, das Herzogthum an Oeſterreich; Chriſtoph ſelbſt wird nach Insbruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre 1529, bei der Belagerung Wiens durch Soliman, beinahe in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, wenn nicht ſein Erzieher Tyfferni ihn gerettet hätte; derſelbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 Carl V. ihn nach Spanien führen, und mit ihm ſeine Anſprüche auf Würtemberg in ein ſpaniſches Kloſter begraben wollte; durch Tyfferni veranlaßt, entfloh der Prinz, als man ſchon an den Grenzen Italiens war, und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht glücklich zu ſeinem Oheim, dem Herzog von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung ſeines Vaters, mit ſeinen gegründeten Anſprüchen auf Würtemberg öffentlich hervor, unterſtützt von vielen deutſchen Fürſten, ſelbſt von auswärtigen Königen. Aber Oeſterreich war nicht geſonnen, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um ſo mehr eilte Philipp der Großmüthige von Heſſen, den vertriebnen Ulrich, ſeinen Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu Franz I. von Frankreich das Geld vorſchoß. Die glückliche Schlacht bei Lauſen, im Würtembergiſchen, und der Vertrag von Caden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Beſitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war, es als öſterreichiſches Afterlehen anzuerkennen. Chriſtoph war inzwiſchen ſeinem Vater fremd geworden, und ſchon darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er mußte deshalb Würtemberg auf's neue verlaſſen, und trat in franzöſiſchen Dienſt. Endlich nach 8jähriger Abweſenheit rief ihn ſein Vater zurück, vermählte ihn mit der anſpachiſchen Prinzeſſin Anna Maria, 1544, und von jetzt an lebte Chriſtoph einige Jahre mit ſeiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewieſen war, bis das Unglück auf's neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angeſtrengteſten Thätigkeit auffoderte. Herzog Ulrich, der 1546 am ſchmalkaldiſchen Kriege gegen Carl V. Theil genommen hatte, wurde vom König Ferdinand deshalb der Felonie (Bruch der Lehnspflicht) angeklagt, und das Herzogthum ſelbſt als verwirktes öſterreichiſches Afterlehen von demſelben in Anſpruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg abermals in Gefahr, verloren zu gehen, als Ulrich im Nov. 1550 ſtarb. Zwar übernahm Chriſtoph ſogleich die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war ſein Verhältniß ein anderes, als das ſeines Vaters, und er wurde von Carl V. ſelbſt gegen ſeinen Bruder, den König Ferdinand, begünſtigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, bis endlich die Sache Chriſtophs durch den Krieg des Kurfürſten Moritz von Sachſen 1552 eine günſtigere Wendung nahm. Da waren die öſterreichiſchen Brüder froh, als ſie einige unter den deutſchen Fürſten zum Vermitteln geneigt und fähig fanden, auch Herzog Chriſtoph unter ihnen, welche den paſſauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand, gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes, ſeinen neuen Anſprüchen auf Würtemberg vollſtändig entſagte. Chriſtoph behielt das Herzogthum unter denſelben Verhältniſſen und Bedingungen, wie es ſein Vater ſeit der Wiedereroberung beſeſſen hatte, und von dieſem Augenblick an nahm ſeine höchſt wohlthätige Wirkſamkeit für daſſelbe ihren Anfang; er wurde deſſelben politiſcher und religiöſer Geſetzgeber.

Das Lutherthum, ſchon von ſeinem Vater nach ſeiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das ſogenannte Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergeſtellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung deſſelben geſorgt. Von Chriſtoph rührt die Einführung der Kirchenconvente her, einer Art von Sittengerichten, in jeder Gemeinde des geſammten Würtembergs. Er hielt ſeine Hände rein von den ſo bedeutenden geiſtlichen Gütern ſeines Landes, er bildete daraus das große würtembergiſche Kirchengut; und verordnete, daß daſſelbe ausſchließend für die Bedürfniſſe der Kirche und für andre wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk ſind die würtembergiſchen Kloſterſchulen für Bildung junger Geiſtlichen und das ausgedehnte theologiſche Seminar in Tübingen. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig ihm dieſe Angelegenheiten waren; daß bis dieſen Tag ſeine Anſtalten fortdauern, dies bezeugt, wie richtig ſein Blick, wie reif ſein Urtheil war. Auch ſeine poliſchen Einrichtungen dauerten lange. Wohlmeinend dehnte er die ſogenannten tübinger Freiheiten, dieſe Grundlage der Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Abgeordneten der Landſchaft eine mächtige Hülfe an den Prälaten, welche er ihnen auf immer zugeſellte. Unter ihm bildeten ſich die Ausſchüſſe, unter ihm faſt bis zur Unabhängigkeit die ſtändiſche Steuerkaſſe; wenn auch dieſe Anſtalten ſpäterhin ausarteten, ſo geſchah es doch nicht unter ihm, ſie ſchienen wenigſtens Anfangs, und ſcheinen ſelbſt noch jetzt vielen höchſt wohlthätig. Wiederum iſt von ihm das würtembergiſche Landrecht, ein Geſetzbuch für bürgerliche Verhältniſſe, das in unſern Tagen ſogar gegen das napoleoniſche zu beſtehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfniſſe ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfniſſe des Volks kennen mußten, und hielt mit Feſtigkeit über ſeiner Beobachtung. Außerdem gingen viele ſtaatswirthſchaftliche und polizeiliche Verordnungen von ihm aus, ſchon ging er damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar ſchiffbar zu machen. Bei all dieſer Thätigkeit für das Wohl ſeines Herzogthums verlor er dennoch das geſammte deutſche Vaterland und ſelbſt Europa nicht aus den Augen; die Schickſale der Religion, welcher er ſo eifrig ergeben war, und ſeiner Glaubensverwandten, wo ſie immer ſein möchten, erregten ſtets ſeine lebhafteſte Theilnahme. Selbſt die noch barbariſchen Völker in Slavonien, Servien &c. ſuchte er mit andern Fürſten für ſein reineres Chriſtenthum zu gewinnen; Ueberſetzungen des Neuen Teſtaments und mehrerer lutheriſchen Schriften in ihre Sprache wurden in Tübingen und Urach für ſie veranſtaltet. Um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich Linderung ihres Schickſals zu verſchaffen, hatte er eine perſönliche Zuſammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guiſen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg 1555 zu Stande kam, als gerade alles ſich zu zerſchlagen drohte. Sein herzlichſter Wunſch war, daß die deutſchen Fürſten ſeiner Confeſſion ſo eng als möglich zuſammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu beſtehen, welche, wie er vorausſah, der Religion wegen ihnen noch bevorſtanden, und deshalb veranlaßte er mit unſäglicher Mühe jene Zuſammenkunft zu Naumburg, 1560, wo ſie ſich insgeſammt auf's neue zum Halten über der augsburgiſchen Confeſſion vereinten. Doch nicht nur ſeine Glaubensverwandten ſahen auf

ihn und richteten ſich gern nach ſeinem Rath und Vorgang, ſondern ſelbſt die von der katholiſchen Partei gaben ihm häufig Beweiſe von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürſten, welche das geſammte Reich auswählte, zur Viſitation des, in Unordnung gerathnen Kammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Geſandtſchaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich ſich begeben ſollten, um die Rückgabe der, von Deutſchland abgeriſſnen lothringiſchen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte ſich Kaiſer Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, welches der Wahl ſeines Sohnes Maximilian, zum römiſchen König noch im Wege ſtand, vollends beſeitigen möchte, und welche innige, traute Freundſchaft verband dieſen Maximilian ſelbſt mit Chriſtoph, den Papiſten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, wo Verſchiedenheit der Religion die heiligſten Verhältniſſe des Lebens aufhob! So lebte, ſo wirkte Chriſtoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er ſtarb, zu früh geſchwächt von den Anſtrengungen ſeiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiſer, am meiſten von ſeinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergiſchen Volk allmälig zum höchſten Fürſtenideal, wollten ſie einen ſeiner Nachfolger rühmen, ſo hieß es: er iſt der zweite Chriſtoph! — Seine Linie erloſch mit ſeinem Sohn Ludwig.

Chriſtoph (Sanct), gehört zu denjenigen Heiligen, deren Namen und Verehrung am berühmteſten, die Lebensumſtände aber am wenigſten bekannt ſind. Die gemeinſte Meinung iſt, daß er aus Syrien oder Sicilien gebürtig, vom heiligen Babylas, Biſchof von Antiochien, getauft wurde, und die Märtyrerpalme in Klein-Aſien um die Mitte des 3. Jahrh. erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, beſonders in Spanien, gezeigt. Die morgenländiſche Kirche feiert ſein Feſt den 9. Mai, die abendländiſche den 25. Juli. Man nahm beſonders in Zeiten der Peſt zu ihm ſeine Zuflucht. Der Name Chriſtoph oder Chriſtophel bedeutet eigentlich einen Träger Chriſti; er wird rieſenhaft abgebildet, das Jeſuskind auf ſeinen Schultern durch das Meer tragend.

Chriſtoph, ſ. Hayti und Heinrich.

Chriſtus, ſ. Jeſus.

Chriſtusköpfe können nie die Aehnlichkeit eines Porträts haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angeſichts Jeſu, die, in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edeſſa beſeſſen haben ſoll, und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Verenice) iſt eben ſo unverbürgt, als die Sage von einem ſolchen Gemälde, das der Evangeliſt Lucas verfertigt haben ſollte. Eine männlich ſchöne Geſtalt und Geſichtsbildung ſchreibt ein offenbar unechter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römiſchen Senat geſchrieben haben ſollte, Chriſto zu. Unter den vorhandenen Chriſtusbildern iſt das älteſte ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2. oder 3. Jahrh. im Vatican zu Rom. Man ſieht darauf Chriſtum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römiſchen Geſichtszügen und ſanftgelockten, herabhängenden Haaren, in eine römiſche Toga gekleidet, auf einem curuliſchen Stuhle ſitzen. Ebendaſelbſt befindet ſich auf einem andern Sarkophag aus dem 4. Jahrh. ein Chriſtusbild mit ovalem Geſicht, orientaliſchen Zügen, geſcheitelten Haaren und kurzem ſchlichten Bart. An dieſes Bild haben ſich die neugriechiſchen und italieniſchen Maler bis auf Michel Angelo und

Raphael treulich gehalten. Seit dem 16. Jahrh. wurden in dieſer Schule Jupiter und Apoll Muſterbilder für die Chriſtusköpfe, welche nun bald die Züge der verſchiednen Nationen annahmen, deren Künſtler ſich daran verſuchten. Daß eben in dieſem Mangel eines beſtimmten, porträtähnlichen Vorbildes die unverkennbarſte Anweiſung liegt, das Angeſicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunſt dargeſtellt werden ſoll, aus den Zügen ſittlicher Würde und Schönheit zu geſtalten, die das Bild ſeines Geiſtes und Lebens in der evangeliſchen Geſchichte an ſich trägt, und hier mehr als bei jedem andern Kunſtwerke, religiöſe Begeiſterung den Pinſel oder Meißel führen müſſe, haben die großen Künſtler empfunden, von denen wir die anſprechendſten Chriſtusköpfe beſitzen. Je höher und reiner das Ideal in der Bruſt des Künſtlers war, deſto mehr innre, jeden Beſchauer ergreifende Wahrheit wird auch ſein Chriſtusbild haben. Wir wünſchen jedem Künſtler, der ſich daran wagen will, einen ſchönen Traum, wie ihn jüngſt Dannecker in Stuttgart hatte, und dieſem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilands zu verwirklichen, wie es ihm erſchien. E.

Chromatiſch. Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ähnlichen Töne beſtanden, und aus deren Zuſammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorſchein kam, die man das diatoniſche Klanggeſchlecht oder die diatoniſche Tonleiter nennt, ſondern auch zu ſolchen, die aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B. aus der Tonfolge e f fis a) beſtanden, und nannten die vollſtändige Tonreihe, die aus dieſen Tetrachorden hervorging, das chromatiſche oder farbige Klanggeſchlecht, wahrſcheinlich, weil man gewohnt war, die chromatiſchen Fortſchritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu bezeichnen, als die diatoniſchen. Auch in der neuern Muſik hat man die Folge der halben Töne zu einem beſondern Klanggeſchlecht oder zu einer beſondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatiſch nennt. Sie entſteht, wenn man diejenigen Modificationen der Töne, welche die Verſetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit der Reihe der urſprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile dieſer Verſetzungen der Tonart verſchiedne Töne um einen kleinen halben Ton erniedrigt werden müſſen: ſo ergeben ſich daraus eigentlich zwei verſchiedne Gattungen dieſer chromatiſchen Tonreihe, nämlich derjenigen, die ſich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis g gis a ais h und diejenige, die ſich aus der Erniedrigung der Töne, als c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden ſind aber nur die, einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortſchritte chromatiſch, wie c cis, des d u. ſ. w.; die übrigen, die einen großen halben Ton bilden, wie cis d oder c des ſind diatoniſch. Daher nennt man mit Recht eine ſolche Tonleiter diatoniſch-chromatiſch. (Vgl. Ton, Tonart.)

Chroniſch (von dem griechiſchen Worte Chronos die Zeit), was in gewiſſe Zeiten fällt, oder was lange dauert. Gewöhnlich bezeichnet man damit, im Gegenſatze der ſogenannten hitzigen, ſchnellverlaufenden, die langwierigen Krankheiten. Obgleich der Begriff der chroniſchen Krankheiten bis jetzt noch unbeſtimmt iſt, ſo kann man ihn doch für folgende Krankheiten feſtſetzen: 1) welche ganz ohne Fieber ſind, wenigſtens ohne daſſelbe entſtehen, ſich ausbilden und eine Zeitlang fortdauern können. Dahin gehören diejenigen, welche nicht urſprünglich im Gebiete der Irritabilität, im Blutſyſtem, ihren Grund haben, alſo

Krankheiten des geſammten Nervenſyſtems, Geiſtes- und Gemüths-krankheiten, Krämpfe, Hypochondrie und Hyſterie, ſo wie Krankheiten des Reproductionsſyſtems, ſolche, die in der niedern Region der organiſchen Maſſe ihren Herd haben, langſam entſtehen, und einen langwierigen Verlauf haben. 2) Alle Fieber, welche entweder ihren geſetzmäßigen Verlauf überſchreiten und längre Zeit fortdauern, als dieſer eigentlich in ſich begreift, oder welche ſich zu einer andern Krankheit hinzugeſellen. Die Fieber haben ihren regelmäßigen und beſtimmten Verlauf; ſie endigen ſich zuweilen am 3. bis 4. Tage, gewöhnlich am 7., 14., 21. Tage, höchſtens nach 4 Wochen. Wird aus Mangel an Naturkräften oder durch nachtheilige Einwirkungen die kritiſche Entſcheidung derſelben geſtört: ſo ſetzt ſich die Krankheit, anſtatt in Geneſung überzugehen, in einer andern Geſtalt fort und wird chroniſch. (Vgl. d. Art. Fieber und Metaſtaſe.) Zu den ſchon an ſich chroniſchen Krankheiten der erſten Klaſſe kommt zuweilen noch ein fieberhafter Zuſtand, welcher von dem Fortſchreiten der Krankheit aus dem urſprünglichen Gebiet in das der Irritabilität herrührt; dies nennt man ein chroniſches Fieber. Dahin gehören auch die ſogenannten ſchleichenden, auszehrenden, hektiſchen Fieber.

Chronodiſtichon, Chronogram, nennt man einen ſolchen Vers, bei dem die darin vorkommenden römiſchen Zahlbuchſtaben die Jahrszahl derjenigen Begebenheit andeuten, auf welche der Vers ſich bezieht; z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zuſammen die Jahrszahl 1800 ausmachen; eine Spielerei, die jetzt wenig mehr geübt wird.

Chronologie oder Zeitkunde iſt die Wiſſenſchaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderungen der Dinge nach einem ſichern Maßſtabe zu beſtimmen. Der Maßſtab, deſſen man ſich hiezu bedient, ſind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, welche die natürliche Eintheilung der Zeit, in Jahre, Monate und Tage hervorbringen. Das Bedürfniß, für die Geſchäfte des Lebens noch genauere und beſtimmtere Abtheilungen der Zeit zu haben (die aber nur durch künſtliche Mittel konnten abgemeſſen werden), brachte noch kleinere Zeitabtheilungen hervor; in Stunden, Minuten, Secunden, Terzien, und dieſe Eintheilung der Zeit nennt man die künſtliche. Auch in der natürlichen Eintheilung iſt indes noch etwas Willkürliches, indem es lediglich von den Eintheilungen abhängt, welchen Punkt in den Bewegungen jener Himmelskörper ſie als Anfangspunkt annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsſtand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längſten Sommer- oder den kürzeſten Wintertag. Deshalb wurde von den erſten Geſetzgebern für das bürgerliche Leben beſtimmt, wo der Aufgang und das Ende des Jahres, Monats und Tages ſein, zugleich aber auch, in wie viel kleinere Theile dieſe größern getheilt werden ſollten. Aus dieſem Unterſchiede der natürlichen und künſtlichen oder bürgerlichen Zeiteintheilung geht ein Unterſchied in der Chronologie ſelbſt hervor; man unterſcheidet die mathematiſche oder aſtronomiſche und die hiſtoriſche. Die aſtronomiſche Chronologie beſtimmt die Geſetze oder Dauer der natürlichen Zeittheile nach den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Geſtirne; die hiſtoriſche Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verſchiednen Völker, von den alten Perioden oder berühmteſten Zeitepochen u. ſ. w. Ohne Erinnerung ſieht man, daß jede die-

ſer Chronologien der andern bedarf, um verſtändlich zu ſein; alle hiſtoriſche Chronologie gründet ſich auf die aſtronomiſche, dieſe aber kann die Dauer der Zeittheile nicht beſtimmt angeben, ohne ſich der bürgerlichen Zeiteintheilung zu bedienen. Die Mathematiker und Aſtronomen beſtimmen zu dieſem Behufe die Theile der Zeit, wie ſie von der Natur durch die Bewegungen der Sonne und des Mondes angedeutet werden. Den Anordnern des bürgerlichen Lebens iſt es überlaſſen, geſetzlich zu beſtimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche beſtehen ſolle u. ſ. w. Dieſe geſetzlichen Beſtimmungen begründen den Calender (ſ. d. Art.) oder Almanach. Bis ſo weit mußte die aſtronomiſche Chronologie mit der hiſtoriſchen verbunden werden, wie aber die Zeit bei verſchiednen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur hiſtoriſch wiſſen. Die hiſtoriſche Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrsformen verſchiedner Völker, wie ſie durch Geſetzgeber, Religionsſtifter und andre Anordner der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt wurden; 2. diejenigen Begebenheiten, welche von verſchiednen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspunkte, nach welchem ſie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonaſſars, Seleucidiſche bei den Chaldäern, Syrern, Perſern, Aegyptern, Erſchaffung der Welt bei den Juden, Chriſti Geburt bei den Chriſten, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Conſular-Aera bei den Römern, Hedſchera oder Flucht Mohammeds bei den Mohammedanern, u. a. m.) Weil hiebei ſo viel Fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erſchwert: ſo wird 3. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf dieſe die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zurück zu führen, und die Begebenheiten aller Völker und Zeiten darnach zu ordnen. Der heutige europäiſche Chronolog und Geſchichtsforſcher muß die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf ſolche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Hegewiſch hat die großen Fehler des gattererſchen Abriſſes der Chronologie und beſonders die Vermengung der hiſtoriſchen und aſtronomiſchen Chronologie in ſeiner trefflichen Eintheilung in die hiſtoriſche Chronologie glücklich vermieden. dd.

Chronometer bedeutet im Griechiſchen Zeitmeſſer alſo eigentlich eine jede Uhr. Man bezeichnet jedoch damit beſonders eine Seeuhr, eine in England erfundne Gattung vorzüglich genau gearbeiteter Secundenuhren, im Engliſchen Stop-watch genannt. Ein gutes Chronometer darf in mehrern Monaten nur um wenige Secunden, oder höchſtens Minuten abweichen. (S. auch Taktmeſſer.)

Chryſalide ſ. Schmetterlinge.

Chryſeis, ſ. Achilles.

Chryſippus, einer der berühmteſten ſtoiſchen Philoſophen aus Sicilien, der ſich beſonders durch ſeine Kunſt und Stärke im Diſputiren auszeichnete. Er war der Hauptgegner der Epikuräer, und ſoll an 700 verſchiedne Werke geſchrieben haben, meiſt dialektiſchen Inhalts, von denen aber nichts Vollſtändiges mehr vorhanden iſt. Er ſtarb in hohem Alter um das J. 206 vor Chr.

Chryſolith, ein Edelſtein, welcher eine grüngelbe oder eine etwas in's Grüne ſpielende Pomeranzenfarbe hat; der weichſte unter allen Edelſteinen, er gehört zum Talkgeſchlechte, iſt durchſichtig wie Glas, auf dem Bruche muſchlicht und zeigt ſich kryſtalliſirt in breiten viereckigen Säulen mit abgeſtumpften Seitenkanten und meiſt ſechsſei-

tigen Endſpitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Braſilien, Böhmen, Sachſen u. ſ. w.

Chryſopras, oder gemeiniglich Chryſopas, eine Art von Chryſolith, der ſich durch ſeine gelbgrüne, dem Porrelauche ähnliche Farbe unterſcheidet. Man findet ihn an mehrern Orten in Schleſien.

Chryſoſtomus (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Namens Secundus, befehligte in Syrien die Truppen des Reichs. Noch bahnte in Griechenland die Beredtſamkeit den Weg zu den erſten Würden; Chryſoſtomus ſtudirte ſie unter Libanius, dem berühmteſten Redner ſeiner Zeit, und übertraf bald ſeinen Meiſter. Nachdem er die Philoſophie unter Andragathius ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Studium der heiligen Schrift, und beſchloß, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in den Einöden Syriens ſein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtsſachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gerichte geführt; bald aber entſagte er dem allen, um im Bußkleide, durch Faſten und Wachen, die Herrſchaft der Leidenſchaften in ſich zu zerſtören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundſchaft verband ihn ſchon damals mit Baſilius, mit Theodorus, nachmals Biſchof von Mopſueſte, und mit Maximus, ſpäter Biſchof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick ſich ſeinem Beruf entzogen hatte, erließ Chryſoſtomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Die Biſchöfe der Provinz hatten beſchloſſen, ihm und Baſilius die gleiche Würde zu ertheilen, nnd verſammelten ſich zu dieſer Wahl; aber Chryſoſtomus nahm die Flucht und verbarg ſich. Baſilius wurde zum Biſchof ernannt und verdankte ſeine Erhebung der frommen Liſt ſeines Freundes, über die er ſich aber bitter beklagte. Chryſoſtomus vertheidigte ſich in ſeiner ſchönen Schrift über das Prieſteramt. Er war damals erſt 26 Jahre alt. Im J. 374 zog er ſich zu den Einſiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Grenze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er ſo beſchrieben: Sie ſtehen beim erſten Hahnenſchrei oder um Mitternacht auf. Nachdem ſie gemeinſchaftlich Pſalmen und Hymnen geleſen, beſchäftigt ein Jeder ſich in ſeiner Zelle mit Leſen der heiligen Schrift oder Abſchreiben von Büchern. Sodann gehen ſie in die Kirche. Nach der Meſſe kehren ſie ſtill in ihre Wohnung zurück. Nie ſprechen ſie mit einander. Ihre Nahrung iſt Brod und Salz; etliche nehmen etwas Oel dazu, und die Kranken Gemüſe. Nach dem Eſſen ruhen ſie einige Augenblicke, und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waſchen den Reiſenden die Füße. Ihr Bett iſt eine, auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen= und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen baarfuß; haben kein Eigenthum, die Wörter mein und dein ſprechen ſie nie aus. Es herrſcht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine ſtille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chryſoſtomus dieſe Einſiedler, um eine noch tiefere Einſamkeit zu ſuchen. Er zog ſich in eine Höhle zurück, wo er zwei Jahre, ohne ſich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, ſeine Kaſteiungen und die Feuchtigkeit ſeiner Wohnung verurſachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien (381) nöthigte. In demſelben Jahre wurde er von dem Biſchofe von Antiochien zum Diaconus berufen und 386

zum Prieſteramte erhoben. Derſelbe machte ihn zu ſeinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieſes Geſchäft nur den Biſchöfen vorbehalten geweſen. Seine Beredtſamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, ſagt Sozomenes, die Zierde dieſer Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiſer Arcadius ihn auf den biſchöflichen Stuhl von Konſtantinopel erheben wollte. Damit ſich die Einwohner von Antiochien ſeiner Abſicht nicht widerſetzen möchten, ließ der Kaiſer ihn heimlich nach Konſtantinopel führen, wo Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand ſeines Hauſes zu beſchränken, ſtiftete und unterhielt mehrere Hoſpitäler, verbeſſerte die Sitten der Geiſtlichen und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab ſo reichliche Almoſen, daß er den Namen Johannes der Almoſenſpender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er ſich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, ſchickte er einen Biſchof als Miſſionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andre nach Perſien und Paläſtina. Ein zweimaliger Aufruhr ward durch ſeine Beredtſamkeit geſtillt. Im J. 399 hielt Chryſoſtomus zu Konſtantinopel eine Kirchenverſammlung, auf welcher mehrere Biſchöfe Aſiens als Simoniſten abgeſetzt wurden. Severin, Biſchof von Gabala in Syrien, wagte es, Chryſoſtomus auf der Kanzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verläumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chryſoſtomus in der Kaiſerin Eudoxia, deren Ungerechtigkeit und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, deſſen Eiferſucht er erregt hatte. Letztrer verſammelte mehrere Biſchöfe zu Chalcedon, welche die, gegen Chryſoſtomus erhobenen Klagen unterſuchen ſollten. Dieſer aber weigerte ſich, zu erſcheinen, weil man in Rückſicht ſeiner die Kirchengeſetze verletzt habe, und verſammelte ſeiner Seits vierzig Biſchöfe zu Konſtantinopel. Allein der Haß ſeiner Feinde ſiegte. Seine Abſetzung wurde ausgeſprochen und von Arcadius beſtätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chryſoſtomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von ſeinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufſtande. Ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius ſeinen Befehl, Eudoxia ſelbſt lud Chryſoſtomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; ſeine Feinde flohen; die Ruhe ward hergeſtellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Feſt, das mit mancherlei heidniſchen Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiſerin geſetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbiſchofs, welcher öffentlich dagegen ſprach. Eudoxia, auf's höchſte erbittert, rief die ihr ergebnen Prälaten zurück, und Chryſoſtomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Biſchöfe für ſich hatte. Arcadius ſchickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papſt Innocenz I. und der abendländiſche Kaiſer Honorius erklärten ſich für Chryſoſtomus; aber Arcadius verweigerte die Zuſammenberufung eines Conciliums, worauf jene drangen, und befahl dem Chryſoſtomus ausdrücklich, ſich an ſeinen Verbannungsort zu begeben. Chryſoſtomus gehorchte, und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach ſeiner Abreiſe wurden die Sophienkirche und der Palaſt, worin der Senat ſich verſammelte, ein Raub der Flam-

men. Viele Kunſtwerke gingen in dieſem Brande verloren, als deſſen Anſtifter der Kaiſer die Freunde des Chryſoſtomus betrachtete. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf Chryſoſtomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerſchütterlich. Eudoxia war bald nach ſeiner Entfernung geſtorben; ſie hatte noch vor ihrem Tode die kleine armeniſche Stadt Kukuſa in den Wüſten des Taurus zu ſeinem Aufenthaltsort angewieſen. Von Krankheit, Entbehrungen und den Beſchwerden einer ſiebenjährigen Reiſe erſchöpft, kam er daſelbſt an. Sein frommer Eifer blieb auch hier nicht müßig. Er ſchickte Miſſionäre nach Perſien und Phönicien; er ſchrieb ſiebzehn Briefe an Olympias, die eben ſo viel moraliſche Abhandlungen ſind. An ſie richtete er auch ſeine Schrift unter dem Titel: „Niemand vermag dem zu ſchaden, der ſich nicht ſelbſt ſchadet.“ Die ganze Chriſtenheit ſah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder; aber der Kaiſer, über dieſe Theilnahme erzürnt, befahl, ihn an die Ufer des Pontus Euxinus, nach der auf den äußerſten Grenzen gelegenen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ließen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendſten Sonnenhitze die Reiſe zu Fuß machen. Er unterlag dieſen Beſchwerden. Zu Komana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heiligen Märtyrers Baſilius bringen. Er legte weiße Kleider an, nahm die Kommunion, ſprach ſein Gebet, das er wie immer mit den Worten ſchloß: „Gott ſei gelobt für Alles!“ machte das Kreuz über ſich und verſchied (407) im 63. Jahre ſeines Alters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Baſilius beerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Konſtantinopel gebracht, und dort in der Kirche der Apoſtel in dem Begräbniſſe der Kaiſer beſtattet. Später führte man ſeine Ueberreſte nach Rom und ſetzte ſie in der Kirche des Vaticans bei. Die griechiſche Kirche feiert ſein Feſt den 13. Nov., die römiſche den 27. Jan. Der Name Chryſoſtomus (Goldmund) ward ihm erſt nach ſeinem Tode gegeben, um die Beredtſamkeit zu bezeichnen, die ihn über alle andern Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er ſich, ſtets iſt er Original. Die Lebendigkeit und Fülle ſeiner Einbildungskraft, die Gewalt ſeiner Dialektik, ſein Talent, die Leidenſchaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit ſeiner Bilder und Vergleichungen, die Zierlichkeit und Reinheit ſeines Styls, ſeine Klarheit und Erhabenheit ſetzen ihn den berühmteſten Schriftſtellern Griechenlands an die Seite, und die chriſtliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftſteller und Kirchenlehrer iſt Chryſoſtomus von unſterblichen Verdienſten. Die ſchönſte und genaueſte griechiſche Ausgabe ſeiner Werke iſt von Heinrich Savillc (1612, 9 Bände in Fol.); die vollſtändigſte, griechiſch und lateiniſch, iſt von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläuftig ſein.

Chur (romaniſch **Coira**), Hauptſtadt des Graubündnerlandes am Fluſſe Pleſſur, mit ungefähr 2500 Einw. Der Speditionshandel zwiſchen Deutſchland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangeliſche Pfarrkirchen. Auf dem Rathhauſe iſt die Stadtbibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. An gelehrten Inſtituten iſt hier ein philoſophiſches Collegium, eine ökonomiſche und eine Bergbau-Geſellſchaft. Der Bund des Hauſes Gottes war vormals faſt ganz dem hieſigen Biſchof zehntpflichtig. Allmälig machten ſich aber deſſen Gemeinden davon frei. Die Gegend hat Wein- und Obſtbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine

Fahrzeuge ſchiffbar zu werden. Zu dem Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchſpiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsſtadt, dann kam ſie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Biſchof, der unter dem Erzbiſchof von Mainz ſtand und ein Reichsglied war. Die biſchöfliche Reſidenz liegt dicht an der Stadt und an demſelben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Katholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Biſchofs ſind jetzt bis auf 10,000 Fl. geſchmolzen, wovon der größte Theil aus Tyrol kommt. Die weltlichen Beſitzungen des Biſchofs ſind 1802 eingezogen und der helvetiſchen Republik als Entſchädigung für anderweitige Verluſte gegeben worden.

Churchill (Charles), ein engliſcher Satyriker, geboren zu Weſtminſter 1731. Auf der Schule zeichnete er ſich mehr durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, als durch Fleiß und Fortſchritte aus. Die Univerſität Oxford verweigerte ihn wegen ſeiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrſcheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehrern ſeiner Werke gegen dieſe Univerſität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Weſtminſter beſucht hatte, verheirathete er ſich, ward Geiſtlicher und erhielt eine unbedeutende Pfarre. Um ſeinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oekonomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach ſeines Vaters Tode in dem Kirchſprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier ſah er ſich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er ſtand ſchon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literariſchem Verein bildeten, und machte ſich ſelbſt bald durch ſeine Roſciade bekannt, deren erſte 1761 anonym erſchienene Ausgabe mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dies Gedicht war eine Satyre auf die Schauſpieler jener Zeit. Indes waren einige Angriffe auf die Roſciade gemacht worden; der Verfaſſer ſchrieb ſeine Apologie, in welcher die Journaliſten, die Schauſpieler und Garrick ſelbſt mehr oder minder angegriffen wurden. Um ſich zu rächen, machten ſeine Feinde auf ſein Betragen und ſeine Sitten aufmerkſam, die freilich nichts weniger als muſterhaft waren. Er ſuchte ſich gegen dieſe Beſchuldigungen in einem Briefe an Lloyd, the Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erſchien mit dieſem Briefe der erſte Geſang eines Gedichts the Ghost. Mehr Aufſehn machte the Prophecy of Famine, a Scotch Pastoral, ein mit Feuer geſchriebnes Werk voller Perſönlichkeiten und Ausfällen gegen die Schotten. Der Verfaſſer wurde von ſeinen Anhängern über Pope erhoben, aber dieſe Ehre erbitterte ſeine Feinde nur noch mehr, denen er durch Thorheiten aller Art reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte ſich von ſeiner Frau, und überließ ſich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausſchweifung. Hogarth war ſein Freund; als aber dieſer eine Carikatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genaueſten Verbindung ſtand, herausgegeben hatte, rächte er Wilkes durch einen Brief an Hogarth, worin er den moraliſchen Charakter dieſes Künſtlers ſo unwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarth's Tod beſchleunigt haben ſoll. 1763 erſchien der vierte Geſang des Ghost. Um eben dieſe Zeit machte er die Satyren: the Conference und the Author bekannt, von denen letztre zu ſeinen ange-

nehmſten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er ſein, aus drei Büchern beſtehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darſtellt. Hierauf folgten noch nach und nach the Candidate, the Farewell, the Times und Independence. Den Beſchluß machten the Journey und eine beißende Zueignungsſchrift ſeiner Predigten an Warburton. 1764 machte der Dichter eine Reiſe nach Boulogne. Hier überfiel ihn ein Frieſel, an welchem er in ſeinem 33. Jahre ſtarb.

Churfürſten (richtiger Kurfürſten von dem alten Worte Kören, küren: durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, hernach mit dem Verſtande unterſuchen, und darauf wählen, woraus Kur, Chur, Wahl, und endlich in ausſchließlicher Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutſcher Kaiſer als ſolcher beſtimmt und erkannt wurde), waren diejenigen vornehmſten Fürſten des deutſchen Reichs, welchen das Recht, einen deutſchen (römiſchen) Kaiſer oder König zu wählen, ausſchließend gehörte. Beides, ſowohl die Wahl, als auch das ausſchließende Recht der Kurfürſten bei derſelben, bildete ſich nur nach und nach aus. In den älteſten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutſche Kaiſerthum für die regierende Familie erblich; jedoch wählte man willkürlich einen Regenten aus derſelben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtſchaft des neuen Kaiſers mit ſeinem Vorgänger Rückſicht zu nehmen, ſo daß das deutſche Kaiſerthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach Abgange der Carolinger, oder ſeit Conrad I. (geſt. 919), war Deutſchland ein förmliches Wahlreich, ohne daß man jedoch von der Familie des verſtorbnen Königs leicht abging. Nach und nach ſuchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge zu Sachſen, Baiern, Franken und Schwaben, die übrigen Fürſten und das Volk von der Kaiſerwahl ganz auszuſchließen, und ſo entſtanden in den Jahren 1245 bis 1256 die ſieben Kurfürſten, die man ſchon 1256 bei der Wahl des Kaiſers Richard von Cornwallis findet. Dieſe ſieben Kurfürſten waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Köln, 4. Pfalz, welcher ſeine Kurwürde und Stimme vom Herzogthume Lothringen, 5. Brandenburg, der ſie vom Herzogthume Franken, 6. Sachſen, und 7. Böhmen, welcher dieſelbe 1290 von Baiern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erſchienen, und deſſen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürſten noch immer einen Antheil an der Kaiſerwahl; allein die Kurfürſten behaupteten ſich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutſchen Reichsſtänden und vom Kaiſer Ludwig dem Baier (IV.) anerkannt und von Carl IV. (geſt. 1378) durch die goldne Bulle (ſ. d. Art.) beſtätigt ward; ihre Zahl blieb bis zum weſtphäliſchen Frieden unverändert. Als aber Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz (geſt. 1632) in die Reichsacht erklärt, und ſeine Kurwürde an Baiern übertragen worden war: ſo wurde im weſtphäliſchen Frieden, um die Wiedereinſetzung des pfälziſchen Hauſes möglichſt zu vervollſtändigen, eine neue und achte Kurwürde für die Pfalz eingeführt, mit der Bedingung, daß, auf den Fall des Abganges der baieriſchen Wilhelmiſchen Linie, die baieriſche Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören ſollte. 1692 kam ſogar noch eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiſer Leopold I. Braunſchweig-Lüneburg eigenmächtig zum Kurfürſtenthume erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsſtände und beſonders der Kurfürſten erhobnen Widerſprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung

1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern mit dem Kurfürſten Maximilian Joſeph ausſtarb, und die baieriſchen Lande an Kurpfalz fielen, ging die baieriſche Kurwürde der obigen Beſtimmung gemäß, ein, und es gab wieder nur acht Kurfürſten. Dieſe waren theils geiſtliche (Mainz, Trier, Köln, mit deren Kurwürde zugleich ein geiſtliches Amt, das eines Erzbiſchofs, verbunden war, und die allezeit aus den Mitgliedern des, zum Erzbisthume gehörigen Domkapitels gewählt werden), theils weltliche oder erbliche Kurfürſten, d. h. die, kein geiſtliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Kurwürde folgten. Dieſe waren: Böhmen, Pfalz *), Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig-Lüneburg. Nach der Verſchiedenheit der in ihren Kurländern **) herrſchenden Religion waren ſie entweder katholiſche, und zwar deren fünf; oder evangeliſche, an der Zahl drei, nämlich: Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg. Die Kurfürſten hatten vor den übrigen deutſchen Reichsſtänden gewiſſe Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinſchaftlich, oder auch nur einer oder der andre eigenthümlich. Die vorzüglichſten gemeinſchaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiſer zu wählen; 2. die Wahlcapitulation abzufaſſen; 3. die Erzämter zu bekleiden; 4. ein beſondres Collegium auf dem Reichstage zu bilden; 5. Kurtage ***) zu halten, und auf ſolchen Kurvereine, d. h. Abſtimmungen und gemeinſchaftliche Schlüſſe über die verhandelten Angelegenheiten zu faſſen; 6. das Recht, daß von ihren Anſprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten ſie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel: Majeſtät; 8. konnten ſie mehrere Kurfürſtenthümer zugleich beſitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des deutſchen Reichs ohne kaiſerliche Bewilligung an ſich bringen. Die eigenthümlichen oder beſondern Vorrechte der einzelnen Kurfürſten waren: I. von Mainz: 1. der Vorſitz und die erſte Stelle in dem Kurcollegium, ſo wie 2. der Vortrag vor den übrigen Kurfürſten; 3. das Directorium auf dem Reichstage und in dem Corpore catholicorum; 4. das Recht, den Kaiſer zu krönen, welches es jedoch, nach einem mit Trier 1656 abgeſchloſſenen Vergleiche, mit dieſem abwechſelnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Kurcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewiſſe Rechte des Kurfürſten von Mainz auszuüben. III. Der Kurfürſt von Köln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus,

*) Der Kurfürſt von der Pfalz hieß zwar, nachdem Baiern 1778 dem Kurfürſtenthume Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Kurfürſt von Pfalzbaiern, allein nach dem Style des deutſchen Staatsrechts bloß Kurfürſt von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopold II. Wahl darum nachſuchte, nicht zugeſtanden.

**) Daher war der Kurfürſt von Sachſen, obgleich katholiſch, doch ein evangeliſcher Kurfürſt, weil in ſeinen Kurlanden die evangeliſche Religion die herrſchende war.

***) Genauer genommen, muß man 1. Verſammlungen der Kurfürſten, welche bloß die Rechte und Angelegenheiten des Kurcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaiſers oder römiſchen Königs gehalten wurden; und 3. Kurtage der Kurfürſtentage, wo über andre Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaiſers oder Königs, berathſchlagt wurde, unterſcheiden.

d. h. vermöge ſeines geiſtl. Amts geheimer Staatsrath und Geſandter des päpſtlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte: 1. den Vorrang vor den weltlichen Kurfürſten; 2. war von der Verbindung der Reichskreiſe frei; 3. hatte nicht nöthig auf den Reichstagen zu erſcheinen, wenn ſie nicht in Bamberg, Nürnberg, oder Merſeburg gehalten wurden; 4. war, ſo viel Oeſterreich betraf, den Reichsvicarien nicht unterworfen, wiewohl es überhaupt nicht unter denſelben ſtehen wollte. V. Der Kurfürſt von der Pfalz war: 1. Erztruchſeß; 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als Eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5. Schutzherr der Reichsſtädte: Aachen, Worms und Speier. VI. Der Kurfürſt von Sachſen war: 1. Erzmarſchall; 2. Reichsvicar in den Landen des ſächſiſchen Rechts; 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wenn Mainz erledigt oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kreisoberſter im oberſächſiſchen Kreiſe. VII. Der Kurfürſt von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechſelnd das Condirectorium im weſtphäliſchen Kreiſe mit dem Kurfürſten von der Pfalz, und im niederſächſiſchen Kreiſe mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg und dem Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgiſchen Landen. Endlich war VIII. der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg: 1. Erzſchatzmeiſter; 2. Condirector des niederſächſiſchen Kreiſes; 3. abwechſelnd Biſchof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsſtädte. Dieſe ehemalige Verfaſſung der Kurfürſten mußte nothwendig, wenigſtens in Anſehung ihrer Beſitzungen, durch die, im Frieden zu Lüneville (1801) geſchehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, Abänderungen erleiden, und beſonders ſchien der 7. §. den geiſtlichen Kurfürſten nachtheilig, worin nur der erblichen Fürſten gedacht wurde, die von dem deutſchen Reiche Entſchädigung erhalten ſollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münſter, nach Abſterben des Kurfürſten zu Köln, Maximilian (26. Juli 1801), den Erzherzog von Oeſterreich, Anton Victor, am 7. Oct. zum neuen Kurfürſten, deſſen Wahl auch von Seiten Oeſterreichs, 14. Oct. für pflicht- und verfaſſungsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich ſchon vorher wider dieſelbe proteſtirt worden war; allein es hatte dieſe Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiſerliches Reſcript vom 14. Juli 1802 wurde zuerſt eine zur Erörterung der Entſchädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zuſammenberufen, und dieſer am 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entſchädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur ein geiſtlicher Kurfürſt, nämlich Mainz, unter dem Titel: Kurfürſt Reichserzkanzler, übrig bleiben ſollte, hingegen drei neue weltliche Kurfürſten, nämlich: Baden, Würtemberg und Heſſen-Caſſel erwählt wurden. Da aber Oeſterreich bereits am 31. Auguſt die, dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugeſtandne Entſchädigung für unzugänglich erklärt, und darauf den 28. Dec. zu Paris wegen deſſen völliger Entſchädigung mit Frankreich eine Uebereinkunft abgeſchloſſen hatte: ſo wurde dem Großherzoge außer mehrern Beſitzungen auch die Kurwürde verſprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaiſers und der deutſchen Reichsſtände geſchehenen Beſtätigung des Entſchädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Kurfürſten von Trier

gewiſſe jährliche Einkünfte feſtſetzte, wurden die vier neuen Kurfürſten: Baden, Würtemberg, Heſſen=Caſſel und Salzburg, ſo wie der neue Kurfürſt Erzkanzler, 22. Aug. 1803, in das kurfürſtliche Collegium eingeführt. Es waren nun zehn Kurfürſten, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalz, 4. Salzburg, 5. Sachſen, 6. Brandenburg, 7. Braunſchweig=Lüneburg, 8. Würtemberg, 9. Baden, 10. Heſſen; und unter dieſen die letzten ſechs evangeliſche, ſo daß dieſe Religionspartei hierdurch, ſo wie durch 27 neue, im Reichsfürſtenrathe erhaltne Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfaſſung, die Stimmenmehrheit für ſich hatte. Allein die ganze Verfaſſung des Kurcollegiums, ſo wie die deutſche Reichsverfaſſung überhaupt, eilten ihrem Ende entgegen. Schon durch den preßburger Frieden (27. Dec. 1803) wurde die ſalzburgiſche Kurwürde wieder aufgehoben, indem Oeſterreich durch dieſen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Kurfürſt von Salzburg mit Würzburg entſchädigt wurde, das er unter dem Titel eines Kurfürſtenthums erhielt; auch erhielten Baiern und Würtemberg die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutſchen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806, zu Paris der Abſchluß der rheiniſchen Conföderationsacte erfolgte, worauf 1. Auguſt Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutſchen Reichsverbindung entſagten, und der franzöſiſche Miniſter Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte: daß der Kaiſer von Frankreich kein deutſches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Jetzt legte der deutſche Kaiſer, 6. Aug. ſeine Kaiſerwürde nieder. Noch führten zwar Würzburg, Sachſen und Heſſen den kurfürſtlichen Titel, allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30. Sept. trat der erſtre dem rheiniſchen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. Dec. Sachſen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden zu Poſen, die Königswürde annahm. Der heſſiſchen Lande endlich bemächtigte ſich, nach der Schlacht bei Jena, Napoleon, und erklärte den Kurfürſten derſelben für verluſtig. So gab es dann nur noch zwei Titulaturkurfürſten, von Trier und Heſſen. Erſterer iſt inzwiſchen geſtorben, und Letzterer, der nach dem Sturze der Napoleoniden in ſein Land zurückkehrte, hat zwar den Kurfürſtentitel beibehalten, da aber ein deutſcher Bund ſouveräner deutſcher Fürſten an die Stelle des vormaligen deutſchen Reichs getreten iſt, ſo hat dadurch die Kurfürſtenwürde ihrem Begriff und Weſen nach ein Ende erreicht.

Chylus, der Milchſaft, Nahrungsſaft, auch Nährſaft, der durch die Verdauung der Speiſen im Magen bereitet wird; eine zähe weißliche Flüſſigkeit, die in das Blut übergeht, deſſen Abgang er erſetzt. **Chylification**, die Bereitung des Milchſaftes aus den genoſſenen Nahrungsmitteln.

Cibber (Colley), ein berühmter engliſcher Dramatiker und Schauſpieler, geboren zu London 1671. Er diente unter dem Herzoge von Devonſhire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron ſetzte, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater von Drury=Lane. Er fand anfangs keinen beſondern Beifall, bis endlich ſein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims (Murrköpfe) nennen, auf eine glänzende Weiſe in der Rolle des Fondlewife in the old Batchelor von Congreve hervortrat. 1695 erſchien ſeine erſte Comödie: Love's last shift, die vielen Beifall erhielt. Er ſpielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken, dergleichen in ſei=

nen meiſten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er ſich ebenfalls auszeichnete. Seinen dramatiſchen Ruf begründete er hauptſächlich durch the careless Husband, womit er ſelbſt ſeinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es iſt dies Stück zwar ohne Neuheit in den Charakteren und ohne Erfindung in der Schürzung des Knotens, aber ein zierlich ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Sein Luſtſpiel the Non-juror iſt eine, den engliſchen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erſchien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie ſie vom Hofe gut bezahlt wurde, ſo zog ſie andrer Seits dem Verfaſſer viele Feinde zu, deren Zahl er durch ſein Betragen als Mitdirector des Theaters von Drury-Lane, ſeit 1711, noch vermehrte. Dieſe bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten erhoben ward. Cibber ergriff indes bald die beſte Partie, ſelbſt über ſeine Verſe zu ſpotten, und dadurch ſeine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab ſeine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geiſt und Freimüthigkeit geſchriebnes Werk, das viele anziehende Anekdoten und Bemerkungen enthält, und ſtarb 1757. Cibber, Theophilus, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete ſich ebenfalls dem Theater. Die Natur hatte ihn in Anſehung des Phyſiſchen nicht ſo begünſtigt, wie ſeinen Vater; aber Einſicht und Lebhaftigkeit in ſeinem Spiele erſetzten die äußern Mängel und er würde den ausgezeichnetſten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderſtehlicher Hang zur Verſchwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Er hatte ſich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftſteller hat er ſich wenig ausgezeichnet; die unter ſeinem Namen erſchienenen Lebensbeſchreibungen engliſcher und irländiſcher Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibber's Namen davor zu ſetzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench ſaß. Cibber's Gattin, Suſanna Marie, geboren 1716, war eine der beſten Schauſpielerinnen des engliſchen Theaters. Sie war die Schweſter des als Componiſt berühmten Doctors Arme (von welchem auch die Compoſition des Rule Britannia herrührt), der ſie in der Muſik unterrichtete und in einer ſeiner Opern auf dem Haymarket-Theater auftreten ließ. 1734 verheirathete ſie ſich mit Th. Cibber, der ſich aber des ungeregelten Lebens halber, bald wieder von ihr ſchied. Sie widmete ſich ſpäterhin der Tragödie. Ihre Schönheit und ihr Talent erwarben ihr allgemeine Gunſt. Sie ſtarb 1766.

Ciborium, urſprünglich ein aus einem ägyptiſchen Gewächſe verfertigtes Trinkgeſchirr. In der römiſchen Kirche iſt es das Gefäß oder Behältniß, worin das Venerabile (die geweihten Hoſtien, Abendmahls-Oblaten) aufbewahrt wird.

Cicero (Marcus Tullius). Dieſer berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum geboren. Seine Familie gehörte zum Ritterſtande, hatte ſich aber ſtets entfernt von Geſchäften und Aemtern gehalten. Sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wiſſenſchaften lebte, ſtand in ehrenvollen Verbindungen mit den erſten Bürgern der Republik. In die Zahl derſelben gehörte der berühmte Redner Craſſus, welcher ſelbſt für die Erziehung des jungen Cicero und ſeines Bruders, Quintus, ſorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete.

Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Das Leſen der griechiſchen Schriftſteller, die Dichtkunſt, Redekunſt und Philoſophie nahmen die erſten Jahre ſeiner Jugend ein. Er ſchrieb viel in griechiſcher Sprache; ſeine Verſe ſind ſchön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichteriſchen Werth. Weder die Dichtkunſt, noch die Beredtſamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte ſich, der größte Redner Roms zu werden. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marſen. Nach ſeiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers Philo und des berühmten Redner Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, ſich die einem Redner nothwendigen Kenntniſſe zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grauſamkeiten des Marius und Cinna, der Aechtungen des Sylla; die geſchwächte blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahr alt, ausgerüſtet mit Kenntniſſen und Genie, erſchien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozeſſen, dann in einer Criminalſache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelaſſenen Chryſogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er dieſe Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszuſprechen. Nach dieſem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm ſogar noch eine Rechtsſache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit bewog ihn, zu reiſen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunkt der Wiſſenſchaften zu ſein ſchien. Hier in dem Hauſe eines Akademikers wohnend und aufgeſucht von den Philoſophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredtſamkeit benutzend, verlebte er ſechs Jahre mit ſeinem Freunde Atticus im Genuſſe der Studien nnd gelehrter Unterhandlungen. Man ſetzt in dieſe Zeit ſeine Einweihung in die eleuſiniſchen Myſterien. Auch machte er eine Reiſe nach Aſien, wo er ebenfalls die geſchickteſten Redner aufſuchte, und an ihren Uebungen Theil nahm. Nach Rom zurückgekehrt, bewieſen ſeine neuen Erfolge den Werth des griechiſchen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauſpieler Roscius, ſeinen Freund und Lehrer in der Declamirkunſt. Endlich in einem Alter von 30 Jahren trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb ſich um die Quäſtur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war, ward Quäſtor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptſtadt zu ſchaffen, ohne ſehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Späterhin fuhr er fort, in Rom als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatperſonen, bloß des Ruhms wegen. Unſtreitig ein ehrenvoller Zug war es für Cicero, an dem die Geſandten Siciliens bei ihm erſchienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieſes Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortenſius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien ſelbſt die Beweiſe ſeiner Verbrechen geſammelt hatte. Er malte ſie mit den lebhafteſten Farben in ſeinen unſterblichen Reden. Es ſind deren ſieben, aber nur die beiden erſten wurden gehalten. Hortenſius verſtummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach dieſem Prozeſſe trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet ſein Vermögen nur mäßig war, wußte er ſich in dieſem Amte durch weiſe Freigebigkeit die Gunſt des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für ſeine Plane auch der Freundſchaft

der Großen, und wandte ſich auf des Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erſte Bürger des freien Roms war. Er ward ſein Lobredner und eifrigſter Anhänger. Zugleich führte er mehrere Rechtsſachen. Er ſprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals ſeine Plane gegen die Republik anzuſpinnen. Er war der Erpreſſungen in ſeiner Statthalterſchaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, ſeine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Conſulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienſt ſiegte über Catilina's Ränke und über die, die ſein Emporkommen mit Neid betrachteten. Durch einſtimmigen Zuruf ward ihm das Conſulat übertragen, und jetzt beginnt die glänzendſte Epoche ſeines politiſchen Lebens. Es gelang ihm, die Verſchwörung Catilina's zu vereiteln, welche der allerdings ſchon altersſchwachen Republik den Untergang drohte; wir begnügen uns jedoch, wegen dieſer Begebenheit auf den Art. Catilina zu verweiſen, und bemerken nur noch, daß die umfaſſende Geſchäftsthätigkeit und Gewandheit des großen Staatsmannes ihm in dieſer gewaltſamen Kriſis noch Mittel an die Hand gab, eine Privatſache zu führen, indem er den, für das folgende Jahr bereits ernannten Conſul Murena in einer meiſterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Catilina fiel im Kampfe gegen das, wider ihn ausgerückte Heer, die übrigen Häupter der Verſchwörung wurden im Gefängniſſe hingerichtet. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber ſchon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrühriſcher Tribun erlaubte ihm nicht, von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Conſulat niederlegte, nur den herrlichen Eid ſprechen: „Ich ſchwöre, daß ich die Republik gerettet habe." Cäſar war ſtets ſein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu ſehr liebte, um den Triumvirn günſtig zu ſein. Cicero ſah allmälig ſein Anſehn ſinken und ſogar ſeine Sicherheit bedroht. Mehr als je beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften. Er ſchrieb in griechiſcher Sprache die Geſchichte ſeines Conſulats, und verfaßte über denſelben Gegenſtand ein lateiniſches Gedicht in drei Geſängen. Endlich aber brach das Ungewitter los. Clodius, Cicero's Feind, ließ ein Geſetz erneuen, das Jeden des Verraths ſchuldig erklärte, der einen römiſchen Bürger hinrichten laſſen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Conſular legte Trauerkleider an, und erſchien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Anhänger, beleidigte ihn mehrere Male, und wagte ſogar den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte Cicero eine freiwillige Verbannung, durchirrte Italien, und nahm endlich ſeine Zuflucht nach Theſſalonich zum Plancus. Clodius indes verfolgte ſeinen Triumph; er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuſer ſchleifen, und an der Stelle ſeines Hauſes zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen; ſeine Gattin und ſeine Kinder wurden Mißhandlungen ausgeſetzt. Während die Nachrichten dieſer Ereigniſſe den Unglücklichen faſt zur Verzweiflung brachten, bereitete ſich zu Rom eine Aenderung zu ſeinen Gunſten vor. Clodius Kühnheit ward Allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, ſeine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er ſich mit keiner Angelegenheit beſchäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen ſei. Durch den Eifer des Conſuls Lentulus und auf den Vorſchlag mehrerer Tribunen ging, trotz

eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksverſammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der verſammelte Senat empfing ihn an den Thoren der Stadt und ſein Einzug glich einem Triumphe. Die Republik übernahm den Wiederaufbau ſeiner Häuſer. Von dieſem Zeitpunkte begann für Cicero ein neues Leben. Sein republikaniſcher Eifer minderte ſich in dem Maße, wie er ſich mehr an Pompejus anſchloß, den er für ſeinen Wohlthäter erklärte. Clodius widerſetzte ſich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuſer Cicero's und griff ihn oft ſelbſt an; Milo trieb ihn mit den Waffen zurück und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indes verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit ſeinen rhetoriſchen Werken beſchäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei ſchlechte Bürger, die ſich als ſeine unverſöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt, trat er in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, welcher von Milo umgebracht wurde, befreite ihn von ſeinem gefährlichſten Gegner. Er vertheidigte den Mörder, der ſein Freund und Rächer war, in einer ſchönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geſchrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er ſie hielt. Um dieſe Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthalter von Cilicien. Cicero führte auf dieſem, für ihn neuen Poſten den Krieg mit Glück, ſchlug die Parther zurück, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Die Ehre des Triumphs ward ihm jedoch nicht zugeſtanden. Sobald ſeine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwiſchen Cäſar und Pompejus mit einem großen Ereigniſſe bedrohte. Die Schrecken eines Bürgerkriegs verabſcheuend, trachtete er vergebens, beide Nebenbuhler zu verſöhnen. Cäſar zog gegen Rom, und Pompejus ſah ſich gezwungen, mit den Conſuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieſes plötzliche Anrücken nicht vorhergeſehen hatte, befand ſich noch in Italien; Cäſar ſah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei ſichrer ſei, und obgleich ſein Eidam Dolabella einer von Cäſars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus. Nach der pharſaliſchen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er ſich, den Oberbefehl über einige, in Dyrrhachium gebliebne Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leiſtete, begab er ſich zurück nach Italien, welches Cäſars Stellvertreter Antonius verwaltete. Dieſe Rückkehr war mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft, bis der Sieger ihm ſchrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beſchäftigte ſich ganz mit der Literatur und Philoſophie. Er trennte ſich von ſeiner Gemahlin Terentia, um eine ſchöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die ökonomiſchen Rückſichten, die ihn zu dieſem Schritte vermochten, konnten ihn nie beſtimmen, der Oberherrſchaft zu ſchmeicheln; vielmehr hielt er ſich abſichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäſars verſpottete, und ihnen ſeine Lobrede Cato's entgegenſetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäſars Großmuth beſiegt, als dieſer dem Marcellus verzieh. Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero ſein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben ſo viel Lehren, als Lobſprüche enthält. Bald darauf ſprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entſank den Händen Cäſars. Cicero gewann einen Theil

ſeines Anſehns wieder, als der Tod ſeiner Tochter Tullia ihn auf das ſchmerzlichſte traf. Die Ermordung Cäſars, die anfänglich Alles zu verändern ſchien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Er hoffte einen großen politiſchen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verſchwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher ſie ihm keinen Antheil gegeben, und je weniger er dabei ſelbſt gethan hatte, um ſo thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher daran zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrſchers war die Republik nicht wieder hergeſtellt. Antonius trat an Cäſars Stelle. Auch in dieſem unruhvollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Beſchäftigungen, und vollendete unter andern ſein Werk de Gloria, das erſt im 14. Jahrh. verloren gegangen. Er entſchloß ſich, nach Griechenland zu gehen, wo er ſicher ſein konnte; allein bald kehrte er nach Rom zurück, und faßte jetzt jene bewunderten Reden gegen Antonius ab, die wir unter dem Namen der Philippiſchen kennen, und die, indem ſie ſeiner Beredtſamkeit das Siegel aufdrücken, ſo rühmlich ſeine Vaterlandsliebe beurkunden. Ein unverſöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünſtigen zu müſſen, wiewohl ihn die verſtellte Mäßigung deſſelben nicht täuſchte. Von ihm gingen alle kräftigen Beſchlüſſe des Senats zum Kriege aus, den die Conſuln und der junge Cäſar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Conſuln Octavius ſich des Conſulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß ſchloß, ſank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der ſtets Octavius geſchont und dem Brutus ſogar vorgeſchlagen hatte, ſich mit ihm auszuſöhnen, ſah endlich, daß es keine Freiheit mehr geben würde. In Tusculum, wohin er ſich mit ſeinem Bruder und Neffen zurückgezogen hatte, erfuhr er, daß ſein Name auf Antonius Verlangen auf der Aechtungsliſte ſtehe. Er begab ſich in großer Unentſchloſſenheit an die Meeresküſte und ſchiffte ſich ein. Ungünſtige Winde trieben ihn an's Land zurück. Auf die Bitten ſeiner Sklaven ſchiffte er ſich zum zweiten Mal ein, ſtieg aber bald wieder an's Land, um in ſeinem Landhauſe bei Formiä ſein Schickſal zu erwarten. „Ich will ſterben," ſagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe." Seine Sklaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt ſahen, verſuchten, ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten ſie die Mörder auf ihren Ferſen. Sie rüſteten ſich zum Kampfe. Doch Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich ſei, verbot ihnen allen Widerſtand, beugte ſein Haupt dem Popilius, dem Anführer der Mörder, entgegen, der einſt durch ſeine Beredtſamkeit gerettet war, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er ſtarb 64 Jahr alt. Seinen Kopf und ſeine Hände ließ Antonius auf derſelben Rednerbühne befeſtigen, von welcher herab der Redner, wie Livius ſagt, eine Beredtſamkeit hatte hören laſſen, die nie eine menſchliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm Auguſt mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig ſein Vaterland liebte. — Er war, was ſo ſelten mit der Größe verbunden iſt, auch ein tugendhafter Mann, denn er hatte nur Charakterſchwächen, kein Laſter, und er ſuchte immer das Gute um des Guten, oder was am leichteſten zu verzeihen iſt, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und ſchönen Gefühlen, der Vaterlandsliebe, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wiſſen-

ſchaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Cicero's Beredtſamkeit blieb ſtets Muſter. Nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften war er der bewundertſte der alten Schriftſteller, und immer wird die Reinheit ſeines Styls ihm den erſten Rang unter den römiſchen Klaſſikern erhalten. Der Styl der philoſophiſchen Schriften, ohne redneriſchen Prunk, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenoſſen auch ſeinen Reden gewünſcht hätten. Man erkennt indes den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Dieſe philoſophiſchen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt iſt, haben für uns einen ſehr ungleichen Werth. So iſt ſein Werk de Natura Deorum, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern: die Tuſculanen (Tusculana Quaestiones) leiden an den Spitzfindigkeiten der atheniſchen Schule; eben ſo gehört das Werk de Finibus Bonorum et Malorum dieſer etwas zu trocknen dogmatiſchen Philoſophie an. Dagegen haben ſeine Werke über die praktiſche Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch de Officiis bleibt die ſchönſte, von rein menſchlicher Weisheit eingegebne Abhandlung über die Tugend. Auch ſind die Freuden der Freundſchaft und des Alters nie beſſer dargeſtellt worden, als in Cicero's Werken de Amicitia und de Senectute. Der Traum des Scipio, und ein von Majo entdecktes andres Fragment iſt alles, was wir von ſeinem Buche de Republica beſitzen. Die Werke de Divinatione und de Legibus ſind lehrreiche Denkmäler des Alterthums. Derſelbe philoſophiſche Geiſt zeigt ſich in ſeinen oratoriſchen Schriften, beſonders in der wichtigſten derſelben, de Oratore, wiewohl weder hier noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. ſ. w. viel, für uns Brauchbares enthalten iſt. Das anziehendſte von allen ciceronianiſchen Werken aber ſind für die Nachwelt ſeine Epistolae familiares und ad Atticum, welche mehr als irgend ein andres eine genaue und lebhafte Idee von dem Zuſtande der Republik geben, und den Verfaſſer in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menſch zeigen. (Sie ſind meiſterhaft überſetzt von Wieland.) Wir ſchließen mit der Anmerkung, daß ſein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beſchrieben worden iſt. Neuere gute Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke haben wir von J. A. Erneſti, Beck und Schütz. Ueber Cicero, als Namen einer Schriftgattung, ſ. Schriften.

Cicerone, in Italien, beſonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Weil dergleichen Leute ſehr redſelig zu ſein pflegen, ſo hat man ſie durch eine ſcherzhafte Anſpielung auf Cicero, Cicerone genannt. Zu einem wahren, guten Cicerone gehören aber gründliche gelehrte Kenntniſſe, und dahen haben auch mehrere verdienſtvolle Archäologen und Kunſtkritiker, als Fernow, Hirt, Reifenſtein u. A., es nicht verſchmäht, ſich einer Beſchäftigung zu widmen, in welcher ſie Andern nützlich werden konnten, während ſie ſelbſt durch die wiederholte Betrachtung der Kunſtwerke ſich immer vertrauter mit denſelben machten.

Cicisbeo iſt ſeit dem 17. Jahrh. in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Geſellſchafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in allen höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in ſeinem Hauſe mit ſeiner Frau umgehe; in Geſellſchaften, zu öffentlichen Luſtbarkeiten begleitet ſie der Cicisbeo, der ſeiner Gebieterin bereits beim Putztiſch aufwartet, um ſich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu laſſen. Dem deutſchen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats

nicht ſo wohl einleuchten, als dem italieniſchen, ſo ſehr auch Jagemann in dem zweiten ſeiner Briefe über Italien ſich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzuſtellen; und in der That iſt dieſe Sitte um ſo auffallender, da der von Natur ſo eiferſüchtige Italiener mit dem Eheſtande zugleich ſeinen ganzen Charakter zu verändern ſcheint. Der P. Barri hat die Cicisbeatura zum Gegenſtande eines moraliſchen Werks gemacht, und theilt ſie in die larga und stretta. Die erſte findet er zuläßlich, aber die letzte iſt auch ihm ein Stein des Anſtoßes. Cicisbeo im Deutſchen gebraucht, hat ſtets einen, mindeſtens verdächtigen Nebenſinn. Es wird oft für Hausfreund geſagt, aber für einen ſolchen, den man öfterer in Geſellſchaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hauſe ſieht; auch wohl gradezu für begünſtigten Liebhaber. Doch iſt der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Perſonen, welche, was man nennt, zur guten Geſellſchaft gehören, die Rede iſt.

Cid. Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, mit dem Beinamen der Cid, geb. 1026, iſt einer der wenigen Helden, denen es bloß durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, der Stolz ihrer Nation zu werden. Von ſeinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von ſeinem König und Volk genannt, lebt er fort in der Poeſie ſeines Vaterlandes. Früher kannten wir faſt nur aus dem Schauſpiele des großen Corneille, die in ihrer Art einzige Geſchichte ſeiner Liebe. Rodrigo liebte ſo zärtlich, als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gormaz, der nebſt Diego, dem Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands I. von Caſtilien, vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eiferſucht auf Diego's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einſt zwiſchen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gomaz den Greis Diego beſiegt, und dieſe Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, foderte Diego von ſeinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im Kampfe zwiſchen Ehre und Liebe ſiegte die erſte in des Jünglings Bruſt, und Gormaz fiel. Ximene, unglücklich als Tochter und als Liebende, durfte nun eben ſo wenig der Stimme der Liebe Gehör geben; ſie mußte auftreten, Rache auf deſſen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz ſchlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerriſſnen Herzens im eignen Blute zu löſchen. Aber keiner mochte dem jungen Löwen ſtehen, und verzweifelnd konnte nur die Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf mauriſche Könige waren in Caſtilien eingefallen; Verwüſtung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, ſchwang ſich auf ſein edles Roß Babieca, und zog an ſeiner Vaſallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu ſein. Die fünf gefangnen Könige ſandte der junge Held an Ferdinand, welcher dankbar ihm Ximenen zuführte, und wieder vereinigte, was des Schickſals Ungunſt auf ewig getrennt zu haben ſchien. Ferdinand vereinigte Gallizien, Leon und Oviedo mit Caſtilien; die Nachwelt nemt ihn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. Als nach Ferdinands Tode deſſen Sohn Sancho den Thron beſtieg, ſetzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand hatte in ſeinem Teſtamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohlmeinend, politiſch unklug, un- unter ſeine Söhne vertheilt; Sancho'n war Caſtilien, Alfonſo'n Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde dieſe Theilung Urſache eines traurigen Bruderkriegs, in deſſen Schlachten Sancho nur ſiegte, weil

der Campeador das Banner trug. Alfonſo war gefangen, Garcia durch unweiſe Regierung ſelbſt gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerſtand zu beugen. Vor den Mauern dieſer gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderiſch gemordet, ſein Ziel, und Alfonſo, nur vor acht Monaten noch vom Cid geſchlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Caſtiliens habe Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit ſo eindringlichem Ernſte vorgeleſen, daß Alfonſo erſchüttert, aber auch beleidigt worden. Geſchichtſchreiber gedenken deſſen auch, jedoch als ungewiß, und es ergibt ſich vielmehr, daß der neue König des großen Dienſtmannes jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts ſparte, um ihn ganz zu gewinnen und ſich zuzueignen. Dieſe Umſtände erwarten aber erſt eine kritiſche Unterſuchung, beſonders in Hinſicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geſchichte vermählte Alfonſo ihn mit Donna Ximene, ſeiner Nichte (1074), und es ſcheint demnach, man müſſe ihn für zweimal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des ſtolzen Gormaz großdenkende Tochter ſeine erſte Ximene geweſen ſei. Wie dem nun ſei, ſo iſt gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Krieg auch ſeinem neuen Könige wichtige Dienſte geleiſtet, dennoch öfter die Wandelbarkeit der Fürſtengunſt erfahren. Ein Mann wie er, von ſtrenger Geradheit und Tugend, unbeugſam, hochgeſinnt, Verächter des weiblichen Lebens, war nicht für den Hof; ſein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez, Minaya, Weib und Kind waren ſeine Welt; der Ernſt ſeiner Züge erweckte nur Ehrfurcht und Scheu; ſein zurückgezognes Leben gab den Höflingen zur Verläumdung Raum; daher ward mehrmalige Verweiſung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth ſuchte man ihn wieder, und großmüthig und gut, wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König Alles, was er von ihm hatte, Weib, Koſtbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verſtoßen, geplündert, auf ſeine eigne Kraft beſchränkt, wurde Rodrigo jetzt glücklicher und größer als je zuvor; ſtets getreu ſeinem Vaterlande und ſeiner Religion, ſchuf er allein durch den Ruhm ſeines Namens ſich ſelbſt ein Heer, um die Mauren in Valencia zu bekämpfen. Mitten im glücklichſten Laufe ſeiner Siege aber eilte der Edelmüthige ſeinem, von Joſeph, dem Gründer Marokko's, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch diesmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit ſeinen Getreuſten auf, und floh, verlaſſen, und mit Allem ſchlecht verſehen, vor ſeinem König. Nur er blieb ſich treu, und ſein Glück ihm. Neuerdings beſiegte ſein Edelmuth den König, der jetzt Jedem frei gab, in Cid's Krieg zu ziehen, der ſtets für Spaniens gute Sache, und nie anders als mit glänzendem Erfolg geführt ward. Vor dem neidiſchen Hofgeſinde erklärte nun Alfonſo laut: „Dieſer Cid dient mir weit beſſer, als Ihr," und ließ ſich endlich nicht mehr hindern, ihn zu beſuchen. Von der Zeit an wandte er ſein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unſchuldig, was die Bosheit gegen den Cid verhängt hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beſchloſſen, durch Heirath ſeiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Der König ſelbſt war der Werber, und der Cid gab dem König nach. Mit Donna Elvira und Donna Sol und dem großen Reichthum, welchen der Cid erbeutet, zogen ſie von dannen. Kaum aber hatten ſie ſich des Geleits entledigt, als ſie in einer wilden Bergwüſte den Frauen die Kleider vom Leibe riſſen, ſie banden und ſchlugen, bis

der Schmerz ihre Stimme erſtickte, und mit dem Gelde in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgeſendet, ward die Unſchuld gerettet und das Bubenſtück an den Tag gebracht. Cid foderte Recht; Alfonſo berief alle Dienſtmannen von Leon und Caſtilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Koſtbarkeiten und Schätze wurde geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben ſuchten dieſen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit ſchlecht verſtellter Scheu ritten ſie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten ſie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelaſſen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher er im 74. J. (1099) zu Valencia ſtarb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, ſchien gegen die andringende Macht der Ungläubigen ſchwer zu behaupten für die geſammte Macht von Leon und Caſtilien. Seine Wittwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Caſtilien. Zu St. Peter von Cardena wurde er in ſeine Grabſtätte geſenkt, die von Kaiſern und Königen geehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximene, und unter Bäumen vor dem Kloſter liegt Babieca, das treue Roß. Cid's Thaten, beſonders ſeine Verbannung und Rückkehr, ſind der Gegenſtand des älteſten, vermuthlich am Ende des 12. Jahrh. verfertigten caſtilianiſchen Gedichts, des Poema del Cid el Campeador, das in der von Sanchez 1775 herausgegebnen Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV, und in Schubert's Bibliotheca castellana, portugues y proenzal abgedruckt iſt. Die ſpätern Romanzen, die das Andenken des Helden feiern, wurden zu Anfang des 16 Jahrh. von Fernando del Caſtillo geſammelt, und 1614 von Pedro de Florez wieder herausgegeben. Auch gibt es eine von Escobar herausgegebne Sammlung: Historia del muy noble y valeroso caballero, el Cid Ruy Diaz, en romances. Liſſabon 1615. Eine große Anzahl derſelben ſteht in der von Depping mit einer Einleit. und Anmerk. herausgegebnen ſehr reichhaltigen Sammlung der beſten aller ſpaniſchen hiſtoriſchen, Ritter- und mauriſchen Romanzen. Altenb. u. Leipz. 1817. Ueberhaupt ſind deren über hundert vorhanden. Aus dieſen Romanzen hat Herder in ſeinem Cid (Tübingen 1806) 70 überſetzt. Cid's Leben hat Joh. von Müller nach ſpaniſchen Quellen, meiſt nach einer alten in Risco's Histio del Cid (Madrid 1792) abgedruckten Chronik beſchrieben. Es ſteht im 8. Theile ſeiner ſämmtl. Werke. dd.

Cider, (Frucht- oder Obſtwein), iſt ein weinartiges Getränk, welches aus dem Safte ſolcher Früchte, die viel ſchleimicht-zuckerartige Beſtandtheile enthalten, durch Gährung gewonnen wird. Die Verbindungen der Gährung ſind a) ein gehöriger Grad der Wäſſerigkeit, nach welchem ſie weder zu ſehr, noch zu wenig mit Waſſer verdünnt ſind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheit's Thermometer; und c) der Zugang der reſpirabeln Luft. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich ſogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbſt- oder Winterobſt, ſchüttet es unter freiem Himmel auf einen Haufen, und läßt es etliche Wochen liegen, damit es recht mürbe werde, befreit daſſelbe ſodann von Schalen und Kernen, zerſtampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denſelben wie den Traubenſaft gähren. Die Aepfel ſind den Birnen, und das ungepfropfte Obſt dem gepfropften vorzuziehen. Stärker wird der Wein daraus,

wenn man den Saft erſt durch's Gefrieren vom überflüſſigen Waſſer befreit, aber auch noch Zucker zuſetzt. Schwächern und ſchlechtern Cider aber erhält man, ſobald, anſtatt den Saft aus dem Obſte anzuwenden, daſſelbe bloß zerquetſcht und mit Waſſer übergoſſen, oder auch mit Waſſer zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Waſſer mittelſt eines hinzugeſetzten Gährungsmittels z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß jede Sorte Obſt für ſich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weiſe laſſen ſich aus den Möhren, Pflaumen, Kirſchen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren weinartige Getränke bereiten. Der eigentliche Cider- oder Fruchtwein wird in Deutſchland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht; die Einwohner der Normandie ſollen die Erfinder des Ciders geweſen ſein. Mäßig genoſſen, iſt der Cider der Geſundheit keineswegs nachtheilig, im Uebermaße genoſſen aber um ſo mehr, da er ſehr berauſcht. In mehrern heißen Ländern bereitet man aus dem ſüßen Saft, verſchiedner Palmarten, durch Gährung den ſogenannten Palmwein, aus dem Safte des Zuckerrohrs den Vin de Canne, und bei uns aus dem Safte, welcher im Frühjahr durch das Anbohren den Birken abgezapft wird, ein Getränk, welches an Farbe und Geſchmack dem Champagner ähnlich iſt.

Cigarro, nennt man künſtlich zuſammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundſtück geſteckt, und abgeraucht werden. Es gehörte dazu urſprünglich eine beſondre Art Tabak, welche auf der Inſel Cuba erbaut ward. Hernach nahm man auch andre amerikaniſche Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, Frankreich, Deutſchland, und iſt jetzt allgemein verbreitet. Die feinſten Sorten kommen von der Havannah.

Cignani (Carlo), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna 1628. Er war ein Schüler Albano's. So leicht er neue Werke unternahm, ſo ſelten war er zufrieden genug damit, um ſie für beendigt anzuſehen. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von ſechs Monaten. Er verſtand zu componiren, wie die Caracci, und ſeine Figuren auf eine Weiſe zu vertheilen, daß ſeine Gemälde größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Seine ſchönſten Frescoarbeiten ſind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragnen Ovalen und in dem Sale des Palaſtes, wo er König Franz I. von Frankreich darſtellte, wie er die Kröpfe heilt. Zu Parma malte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anſpielungen auf die Liebe, welche durch die Malereien Auguſtin Caracci's nichts verlieren. In ſeiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den ſchönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andre Ideen dieſes Meiſters nachgeahmt; aber außerdem iſt er allenthalben in der Zeichnung der Nacheifrer Correggio's. Er bringt nicht ſo oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in ſeinen Umriſſen und Gewändern hat er eine, ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinſel iſt kräftig und ſein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verſchiedne Ehrenbezeugungen. Cignani ſtarb zu Forli 1719. Seine Werke ſind von mehrern Meiſtern geſtochen worden. Von ſeinen Schülern waren die vorzüglichſten: Creſpi, Franceschini, Quaini, der Graf Felix Cignani, ſein Sohn, und der Graf Paul Cignani, ſein Neffe.

Cilicien hieß das Land, welches ſich von Pamphilien bis Syrien erſtreckte, und im Norden vom Taurus begrenzt wurde. Die Bewohner der Küſten machten ſich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten ſelbſt das ägäiſche und joniſche Meer. Die nördlichen

Einwohner lebten zum Theil nomadiſch, die öſtlichen vom Ackerbau. Die Geſchichte Ciliciens iſt uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syenneſis genannt. Durch Alexander ward Cilicien eine macedoniſche, dann eine ſyriſche, und durch Pompejus Sieg über die Seeräuber zum Theil, ganz aber erſt unter Veſpaſian eine römiſche Provinz.

Cilicium, urſprünglich ein in Cilicien verfertigtes, rauhes Gewand aus Bockshaaren, die gewöhnliche Tracht der Soldaten und Schiffsleute jenes Landes; ſpäterhin und noch jetzt das pferdehaarne Bußgewand, welches die Einſiedler und Mönche zur Fleiſcheskreuzigung auf dem bloßen Leibe tragen; dann auch in den Klöſtern ein handbreiter, aus dünnem Drahte geflochtner Gürtel mit ſcharfen Spitzen, welche inwendig an den Leib kommen, genannt; er wird ebenfalls zur Büßung getragen.

Cimabue (Giovanni), der Wiederherſteller der Malerkunſt im Mittelalter, war 1240 zu Florenz geboren, und entſagte den Studien, für die er beſtimmt war, um ſeiner natürlichen Neigung zur Malerei zu folgen. Zwei griechiſche Meiſter, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Kapelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen, waren ſeine erſten Lehrer. Obgleich dieſe Meiſter ungeſchickt waren in der Führung des Pinſels, ſo lehrten ſie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältniſſe, welche die griechiſchen Künſtler in der Nachahmung der menſchlichen Formen beobachtet hatten. Aufmerkſam auf ihren Unterricht, befleißigte ſich Cimabue beſonders des Studiums der ſchönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er ſich den Ruf eines eben ſo gelehrten Literators, als geſchickten Malers. Gewiß verdiente der Werth eines Künſtlers anerkannt zu werden, welcher zuerſt den Malern, die ihm nachfolgen ſollten, die Elemente des ſchönen Ideals zeigte, deſſen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöſcht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmoniſche Anordnung in Vertheilung des Lichts und Schattens, welche das ſogenannte Helldunkel bildet; ſeine Farbe iſt trocken, flach und kalt; die Umriſſe ſeiner Figuren durchſchneiden ſich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabſichtigte. Er hatte keine Idee von der Linear- und Luftperſpective; ſeine Gemälde ſind eigentlich nur einfarbig. Aber dieſe Fehler, welche der Kindheit der Kunſt zuzuſchreiben ſind, werden durch die höchſten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, ſtrenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und ſchöner Faltenwurf: darin beſteht im Allgemeinen das Verdienſt dieſes großen Meiſters. Seine Werke erinnern am vollkommenſten an die berühmten Gemälde des Alterthums. Sein Talent iſt gleichſam das Band zwiſchen der alten und neuen Malerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomalerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Maler die Kunſt zur Vollkommenheit brachten. Dann traten nach und nach auf: Maſſacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Raphael.

Cimaroſa (Domenico), ein berühmter Tonſetzer, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den erſten muſikaliſchen Unterricht von Sacchini empfangen, trat er in das Conſervatorium von Loretto, wo er die Grundſätze der Schule Durante's einſog. Er ſtudirte ſehr eifrig, und konnte bald ſeine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, beſonders in dem Sacrificio di Abramo und der Olimpiade, glän-

zend beurkunden. Studium und Genie waren in ihm vereint. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, hatte er ſich ſchon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben. Sein Ruf ſtieg von Tag zu Tage. Cimaroſa ward nach Petersburg, wo er ſich vier Jahre aufhielt, und an mehrere deutſche Höfe berufen, um hier heroiſche und komiſche Opern zu ſetzen, und beſonders in letztern zeichnete er ſich durch Schwung, Neuheit und Lebendigkeit der Ideen, und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Tonſetzer haben eine größre Menge jener glücklichen Motive erfunden, die nach dem Ausdrucke der Italiener, di prima intenzione ſind, und dieſe Fülle der Phantaſie hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, ein Finale von Cimaroſa enthalte Stoff zu einer ganzen Oper. Mehrere ſeiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum der Begleitung, als durch die Reinheit und Anmuth des Geſangs. Er hat über 120 Opern geſetzt, von denen viele noch jetzt häufig gegeben werden. Unter ſeinen Opere serie ſind die berühmteſten, außer den oben genannten: Penelope; gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztre ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter ſeinen Opere buffe aber: L'Italiana in Londra; l'Amor costante; le trame deluse; l'Impresario in angustie; il Pittore parigino; i nemici generosi; l'Imprudente fortunato; il Credulo; la ballerina amante; Gianina e Bernardone und ſeine letzte: il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinern Enthuſiasmus, als il Matrimonio segreto, die er als kaiſerl. Kapellmeiſter 1791 zu Wien ſchrieb, und der die einzige Ehre widerfuhr, auf Kaiſer Leopolds Befehl an einem Abend zweimal gegeben zu werden, wie ſie denn auch 1793 zu Neapel, unter der eignen Leitung ihres Verfaſſers, ſieben und funfzig Mal hintereinander, in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurde. Als Menſch war Cimaroſa eben ſo liebenswürdig, wie er als Künſtler groß und beſcheiden war.

Cimbern oder **Cimmerier** waren das erſte deutſche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dies geſchah bald nach dem trojaniſchen Kriege, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in Taurien und der europäiſchen Tatarei in Klein-Aſien einfielen. Damals mußten die Scyten vor den Maſſageten von der Oſtſeite des kaſpiſchen Meeres weichen, und zogen ſich weſtlich gegen die Cimmerier. Dieſe waren unſchlüſſig, ob ſie, nach dem Willen ihrer Könige, ſich den Ankömmlingen mit gewaffneter Hand widerſetzen, oder wie eine andre Partei rieth, auswandern ſollten. Es kam zwiſchen beiden zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dnieſter) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmäler ſah, floh die geſchlagne Partei um die Nord- und Oſtſeite des Pontus herum, und fiel in Aſien ein, wo ſie den Griechen bekannt wurden; der andre Theil zog an die Weichſel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts, als die Sage von dieſen Cimmeriern übrig, daß ſie nordweſtlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als ſie in den nordweſtlichen Ozean kamen, die dortigen Völkerſchaften für Cimmerier, und aus demſelben Grunde bekam die jetzige däniſche Halbinſel den Namen der cimbriſchen oder cimmeriſchen. Homer fand eine Sage vor, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus ſuchte; und Pytheas hielt eine Menſchengattung, die er auf der däniſchen Halbinſel fand, für Cimmerier. Dieſe Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geſchichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie ſo weit nach Norden hinaufgekommen, ſondern wohnten an der Weichſel, von wo ſie unter

dem Namen der Cimbern, gemeinſchaftlich mit den Teutonen ſich den Römern fürchterlich machten. Im J. Roms 640, als die Römer ſchon Herren von einem Theile der öſtlichen Alpen im heutigen Krain, Iſtrien u. ſ. w. waren, und ſich in Dalmatien und Illyricum längs der Küſte feſtgeſetzt hatten, erſchien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Conſul Papirius Carbo im heutigen Steiermark völlig ſchlugen, aber ſtatt nach Italien einzudringen, auf der Nordſeite fortzogen, und bald darauf, in Verbindung mit den Tigurinern, in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer ſtellten ihnen zwei Heere unter dem Conſul L. Caſſius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen, aber beide wurden geſchlagen, jener von den Tigurinern, dieſer von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, ſondern überſtrömten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Conſul C. Manlius und der Proconſul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden jenſeits der Rhodanus ebenfalls geſchlagen. Die Römer verloren, nach Aetius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom ſeine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius ſetzte, durchzogen die Barbaren das übrige weſtliche Europa. Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber ſchlugen ſie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beſchloſſen. Er ſollte von den Teutonen und Ambronen auf der Weſtſeite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Oſtſeite geſchehen. Nachdem Marius die erſten durch drei volle Jahre erwartet und ſeine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, ſchlug er (651) an zwei Tagen, am erſten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indes an der Etſch dem Conſul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieſer Trauerbothſchaft. Erſt, als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeſchlagen hatte, wagten ſie (i. J. R. 653) eine Schlacht, die ſie gänzlich verloren. Die zerſtreuten Cimbern und Teutonen verſchwinden ſeitdem aus der Geſchichte; wahrſcheinlich vereinigten ſie ſich mit andern deutſchen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das ſind die Advatici. Erſt ſpäter erkannten die Römer in den Cimbern ein deutſches Volk. Lange hielten ſie ſie, durch ihren Anblick verführt, für Celten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt ſich dadurch erklären, daß ſie ſich auf ihrem Zuge von der Donau und den Karpathen mit Celten verbunden und vermiſcht hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegeſipyle, der Tochter des thraciſchen Königs Olorus, genoß nach Plutarch, einer ſehr vernachläſſigten Erziehung und überließ ſich in ſeiner Jugend allen Arten von Ausſchweifungen. In dem perſiſchen Kriege aber fing er an, ſich bekannt zu machen, und als Themiſtokles vorgeſchlagen hatte, die Stadt zu verlaſſen und ſich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erſchien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum ſeines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er ſich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der ſalaminiſchen Schlacht. Ariſtides, der ihn bemerkte, ſchloß ſich ſeitdem an ihn, indem er ihn für geſchickt hielt, dem gefährlichen Einfluſſe des Themiſtokles Schranken zu ſetzen. Als die Athenienſer in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Aſien ſandten, um ihre dortigen griechiſchen Pflanzſtädte von dem Perſerjoche zu befreien, gaben ſie Ariſtides und Cimon den Oberbefehl derſelben, und als bald

darauf Ariſtides nach Athen zurückkehrte, befehligte Cimon die geſammte griechiſche Seemacht. Er that ſich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thracien hervor, ſchlug die Perſer an den Ufern des Strymon, und bemächtigte ſich des Landes. Er eroberte die Inſel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daſelbſt eine athenienſiſche Kolonie. Hier fand er Theſeus Gebeine, und brachte ſie nach Athen, wo dieſem Heroen zuerſt ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein-Aſien ab, unterwarf alle Städte an der Küſte und zog der perſiſchen Flotte unter Tithauſtres, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perſer, obwohl an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, ſondern fuhren den Fluß hinauf, um ſich unter den Schutz ihres Landheers zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff ſie an, und nahm oder zerſtörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landet er, und brachte ihr Heer in völlige Unordnung. Dieſe beiden, an einem Tage erfochtnen Siege ſetzten Xerxes in Schrecken, und führten den Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte ſich nicht minder groß im Frieden, als an der Spitze des Heers. Er ließ die Verzäunungen um ſeine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein Jeder nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tiſch war für alle Bürger ſeiner Curie gedeckt; er erſchien öffentlich nie anders, als von einigen Sklaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er ſchmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichſten Garten von Athen, und alles auf ſeine Koſten. Dieſe Freigebigkeit war um ſo leichter, da ſie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geſchah, denn er war dem Themiſtokles, und ſpäter dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volkes zu vergrößern ſuchten, ſtets entgegen. Sein Hauptbeſtreben war, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward, und die er nachzuahmen ſuchte. Als gegen das Jahr 466 vor Chr. die Thaſier ſich empört hatten, ſchlug er ſie, nahm ihre Stadt, ſo wie die Goldminen, welche ſie auf dem benachbarten Feſtlande hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Aſien zurück, als Perikles und andre Volkshäupter ihn anklagten, daß er ſich durch die Geſchenke des Königs von Macedonien habe abhalten laſſen, dieſem Fürſten einen Theil ſeiner Staaten zu entreißen, obwohl man im Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine ſo grundloſe Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thaſos ausgebrochnen Aufſtande der Heloten gegen die Lacedämonier, letztre bei den Athenienſern Hülfe ſuchten, ſetzte es Cimon durch, ihnen Truppen zu ſenden, aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, ſchickten dies Hülfscorps bald wieder zurück, welches ſehr übel aufgenommen wurde. Andrer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abweſenheit Cimons benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliaſten zu übergeben, wodurch die untern Volksklaſſen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Cimon trachtete bei ſeiner Rückkehr vergeblich, die Sachen auf den alten Fuß zu ſetzen; vielmehr benutzten ſeine Feinde das, dadurch aufgeregte Mißvergnügen des Volks, ihn verbannen zu laſſen. Er begab ſich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das ſie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug ſtreitig zu machen, fand er ſich

ein, um mit ſeiner Tribus zu fechten. Er foderte ſeine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beſchuldigung ſei, daß er die Lacedämonier begünſtige, und faſt alle fielen, indem ſie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl dieſe Schlacht zum Nachtheile der Athenienſer ausfiel, ſetzten ſie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Beſorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf eingehen zu müſſen. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abſchloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienſer Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Egypten und Cypern beſchließen ließ. Mit zweihundert Schiffen ging er nach Cypern und ſchickte von da ſechzig nach Egypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, ſtarb aber noch vor der Einnahme, und nach ſeinem Tode zogen ſich die Athenienſer zurück. Athen verlor in ihm einen ſeiner ausgezeichnetſten Bürger. Die Volkspartei, der er widerſtanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat ſeinem Untergange entgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelſten Römer aus den älteſten Zeiten des Freiſtaats, eben ſo ausgezeichnet durch Heldenthaten, als durch Edelmuth, Genügſamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 v. Chr. Geb. (294 n. Roms Erb.) zum Conſul gewählt. Die Abgeſandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, und bedauerte nur, daß nunmehr ſein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde. Das Conſulat verwaltete er uneigennützig und ruhmvoll, ſchlug es aber, als es ihm auf das nächſte Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictatur auf ſechs Monate. Auch diesmal fanden ihn die Bothen hinter dem Pfluge. Sogleich zog er dem eingeſchloſſnen Conſul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefangen, und theilte die Beute unter ſeine Soldaten aus, ohne mehr für ſich zu behalten, als eine goldne Krone, die ihm ſein Heer aus Dankbarkeit ſchenkte. Schon nach ſechszehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, ſeine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde abermals, um der Herrſchaft des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu ſetzen. Er traf die wirkſamſten Vorkehrungen, und zerſtreute, als der Aufrührer durch einen gewiſſen Ahala umgebracht worden war, deſſen zahlreiche Anhänger durch Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieſer erhabne Mann zweimal Retter ſeines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cinna), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achterklärung des Marius ſich verhaßt gemacht hatte, das Conſulat erlangte, und jenen, der eben als Proconſul nach Aſien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat ſchlecht verwaltet habe. Sylla fand es nicht rathſam, ſich auf dieſe Klage zu ſtellen. Als Cinna darauf ein neues Geſetz zu Gunſten der Bundesgenoſſen gewaltſam durchſetzen wollte, kam es zwiſchen ſeiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andre Conſul, ſtand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen beſiegt, und nach einem Verluſte von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Er floh zu den Bundesgenoſſen,

brachte 30 Legionen zuſammen, rief die Geächteten, und unter dieſen auch Marius zu ſich, bemächtigte ſich Roms, das ihm nicht widerſtand, und trat dem ſchrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dies Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebſt Marius eigenmächtig das Conſulat. Jetzt aber erſchien Sylla, und Cinna wollte ihm entgegenziehn; allein ſeine Soldaten weigerten ſich, überfielen und mordeten ihn. Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Auguſtus, der ihm aber auf das großmüthigſte verzieh und ſelbſt das Conſulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiſer bis an ſeinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

Cino da Piſtoja, ein berühmter italieniſcher Rechtsgelehter und Dichter, war 1270 zu Piſtoja geboren. Der Name ſeiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, ſein eigner Name aber Guittone, aus deſſen Verkleinerung Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machten. Er endigte ſeine Studien in Bologna, und verwaltete darauf das Richteramt zu Piſtoja bis 1307, wo der, unter dem Namen des Streites der Schwarzen und Weißen bekannte blutige Bürgerzwiſt ihn zur Flucht nöthigte. Er ging anfangs zu einem Freunde auf der Grenze der Lombardei, der, wie er, von der Partei der Weißen war, und deſſen Tochter, Selvaggia, ihm Liebe eingeflößt hatte, aber um eben dieſe Zeit ſtarb. Cino reiſte darauf durch die Lombardei und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Vor 1314 war er wieder in Italien, denn in dieſem Jahre gab er zu Bologna ſeinen Commentar über den Codex heraus, den er in zwei Jahren geſchrieben hatte, was in Rückſicht auf ſeinen Umfang und auf die Schwierigkeit des Gegenſtandes, allgemeine Bewunderung erregte. Er erhielt dafür noch in demſelben Jahre die Würde eines Doctors der Rechtsgelehrſamkeit. Mehrere Univerſitäten ſtritten um ſeinen Beſitz. Drei Jahre lebte er zu Treviſo, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo ſein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und ſelbſt zu Paris gelehrt habe, iſt zweifelhaft; gewiß aber, daß er 1334 unter den Profeſſoren der Univerſität von Florenz war. Er lehrte das Civilrecht. Falſch iſt es, daß Petrarca und Boccaccio ſeine Schüler geweſen. Cino war 1336 nach Piſtoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demſelben Jahre oder zu Anfang des folgenden ſtarb. Sein Commentar übertraf Alles, was in dieſer Art bisher erſchienen war, und wurde mehrere Male gedruckt. Als italieniſcher Dichter gehört er zu den beſten in jener frühen Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca iſt er demſelben am ähnlichſten. Seine Gedichte, deren Hauptgegenſtand die obengenannte Selvaggia iſt, wurden zum erſten Male 1558 zu Rom von Pilli herausgegeben. Später ſind ſie zu Venedig mit einem zweiten Theile vermehrt erſchienen, den man jedoch für unächt hält. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt von Ciampi (Florenz, 1812, 2. Aufl.) nebſt dem Leben des Dichters.

Cinque Ports, die Fünfhäfen. Unter dieſer Benennung wurden ſeit Wilhelm dem Eroberer fünf, auf der engliſchen Küſte von Kent und Suſſex gegen Frankreich zu liegende Häfen (Dover, Sandwich, Tomney, Hithe und Haſtings) verſtanden, die vor allen andern Landungen zu ſichern waren, und obgleich ſpäterhin noch zwei andre (Winchelſea und Rye) hinzukamen, ſo ward doch wie obige Benennung beibehalten. Um die Bewohner dieſer Städte deſto inniger

an das Intereſſe Englands zu knüpfen, verwilligte man ihnen viele Freiheiten, und gab ihnen einen beſondern Aufſeher, welcher den Titel the Lord Ward'en (Oberamtmann) of the cinque portsführt, und jährlich 3000 Pfund Gehalt bezieht. Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction. Der Zweck dieſer Einrichtung hat nun zwar inſofern längſt aufgehört, als alle dieſe Häfen gegenwärtig dergeſtalt verſchlämmt ſind, daß ſie zu Landung bedeutender Kriegsflotten nicht mehr taugen; die alten Vorrechte ſind ihnen aber, wenigſtens zum Theil, verblieben. Dahin gehört unter andern, daß jede dieſer ſieben Städte, ſo unbedeutend ſie auch ſind, zwei Parlamentsglieder erwählt, daß ihre Bürger ſich Barone nennen, und bei den Krönungen der Könige von England den Prachthimmel tragen, der nach Beendigung der Feierlichkeit ihr Eigenthum wird. — Auch die Aufſeherſtelle beſteht noch, als Sinecure, und wird gewöhnlich irgend einem begünſtigten Hof- oder Staatsmanne zu Theil.

Ciprian (der Heilige), im J. 200 nach Chriſti Geburt zu Karthago geboren, ſtammte aus einer angeſehnen Familie und war Lehrer der Beredtſamkeit daſelbſt. Im J. 246 bekehrte er ſich zum Chriſtenthum, vertheilte ſein Vermögen unter die Armen und lebte äußerſt enthaltſam. Die Gemeinde in Karthago wählte ihn zum Presbyter und 248 zum Biſchof. Er wurde das Licht der Geiſtlichkeit und der Tröſter des Volks. Zwar floh er während der Verfolgung der Chriſten unter dem Kaiſer Decius, ermahnte aber ſeine Kirche ſtets beim Glauben am Chriſtenthum zu beharren. Im J. 251 berief er eine Kirchenverſammlung zu Karthago, um die Büßungen derer zu beſtimmen, welche während der Verfolgung abtrünnig geworden, jedoch zum chriſtlichen Glauben reuig zurückkehren wollten. Andre Kirchenverſammlungen zu Karthago beſchloſſen, die von Ketzern Getauften noch einmal zu taufen. Als 257 wieder eine Chriſtenverfolgung ausbrach, wurde er nach Curuba 12 Stunden von Karthago verbannt. Am 14. Sept. 258 traf ihn der Tod eines Märtyrers, weil er wider den Befehl der heidniſchen Obrigkeit in Karthago's Gärten das Evangelium geprедigt hatte. Lactanz nennt ihn den erſten beredten chriſtlichen Schriftſteller. Doch hat ſeine Schreibart etwas von der Härte ſeines Lehrers Tertullian. Wir haben von ihm eine Erklärung des Vater Unſer und 81 Briefe die viel Aufklärung über die Geſchichte der Kirche zu ſeiner Zeit geben. 1726 erſchienen ſeine Werke vollſtändig gedruckt in Folio.

Cipriani (Giambattiſta), Maler und Kupferſtecher, wurde geboren 1732 zu Piſtoja und ſtarb 1785 zu London. Man kennt ſeinen Lehrer nicht, weiß aber deſto beſſer, daß ihm Correggio Ideal war. 18 Jahr alt kam er nach Rom, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Bald erwarben ihm ſeine Talente einen glänzenden Ruf. Einige kunſtliebende Engländer, die ſich eben dort befanden, bewogen ihn nach London zu gehen. Hier ward er eins der erſten Mitglieder der dort 1769 geſtifteten königl. Akademie. Cipriani's Zeichnung iſt correct, ſeine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Sein Colorit iſt harmoniſch und der allgemeine Eindruck ſeiner Compoſition einnehmend. Zu Arioſto's raſendem Roland lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, worin man die ganze Anmuth ſeines Talents findet. Mehrere artige Kupfeſtiche von Bartolozzi, ſind nach Cipriani's Manier.

Cirkaſſien, eine Landſchaft Aſiens, auf der nördlichen Seite des Kaukaſus vom ſchwarzen bis zum kaspiſchen Meer. Die Ein-

wohner nennen ſich ſelbſt Adige; von den Türken und Tataren werden ſie Tſcherkas (d. i. Straßenräuber), von den Arabern Memalik, von den Oſſeten, einem gleichfalls kaukaſiſchen Volke, Kaſách genannt. Sie bewohnen die Diſtricte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda; 3. Beslen, an der größern Laba, welche ſich in den Kuban ergießt; 4. Temirgai am Schagwaſcha; 5. Abaſech, vornehmlich am Fluſſe Pſchaha; 6. Bſeduch, an den untern Gegenden des Chuaſch; 7. Hadukai; 8. Bſchana. Dieſe kräftige und kriegeriſche Nation könnte ſehr furchtbar werden, wenn ſie, ſtatt in verſchiedne Haufen getheilt und vielen kleinen Fürſten unterworfen zu ſein, unter Einem Oberhaupte vereinigt wäre. Der wichtigſte von den circaſſiſchen Stämmen des Kuban ſind die Temirgoï; ſie bewohnen mehr als vierzig befeſtigte Dörfer und können 2000 Mann ſtellen. Die Schagacki, unterhalb der türkiſchen Feſtung Anapa, haben einen Fürſten, der ehemals Schiffe auf dem ſchwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circaſſier verdienen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich den Terek begrenzt, und unterſcheiden ſich von allen übrigen kaukaſiſchen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer ſind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und führen den Säbel unübertrefflich. Die Weiber ſind von zarten Formen, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen. Sie gelten in den türkiſchen Harems als die vorzüglichſten Schönheiten. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. h. Jeder, der nicht dient und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Die ganze Kabarda ſtellt 1500 Edelleute oder Usden und 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardinerfürſten reiben ſich unter einander durch ſtete Feindſeligkeiten auf. Der Boden der Kabarda iſt zum Ackerbau vortrefflich; doch iſt der Winter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwohner vernachläſſigen die Geſchenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen ſie köſtlichere Metalle, als Eiſen und Kupfer, woraus ſie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Circaſſier beſteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde ſind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen ſie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig iſt ihr Feudalſyſtem. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, wiewohl er ihn nicht verkauft, und dieſem zu jeden perſönlichen Dienſte verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann erhält die Ordnung unter dem Volke und leiſtet dem Fürſten Kriegsdienſte. Letztrer hält offne Tafel und jeder von denen, die Heerden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Gleich nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es beſteht unter den Circaſſiern ein Gaſtrecht, das ſie Kunadi nennen; für den Fremden, dem es zugeſagt worden, haftet ſein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann ſie verſöhnen. Sonſt waren dieſe Völker Chriſten; jetzt ſind ſie Mohammedaner, beobachten jedoch die Vorſchriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem

Verfalle des chazariſchen Reichs ſcheinen die Cirkaſſier den Arabern, Tataren und vielleicht auch den Georgiern unterthan geweſen zu ſein; gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts wurden ſie Vaſallen der Ruſſen. Czar Iwan Waſiliewitſch ſandte (1565) eine kleine Armee unter dem General Daſchkow dem Temruk, einem cirkaſſiſchen Fürſten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachläſſigte der ruſſiſche Hof dieſe entfernten Unterthanen, und ſie wurden den Chanen der Krimm zinsbar, bis ſie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig ſind ſie Rußland wieder unterworfen.

Circe, eine mächtige Zauberin, nach Einigen des Helios und der Perſa, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Aſterope Tochter; des Aëtes und der Paſiphaë Schweſter. Sie wohnte auf einer, an der Weſtküſte Italiens gelegnen Inſel in einem Thale, wo ihr von glänzenden Steinen erbauter Palaſt auf einem freien Platze ſtand, den gebändigte Löwen und Wölfe umſchweiften. Ihre Beſchäftigung beſtand im Weben, wobei ſie ſich mit Geſang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf ſeiner Irrfahrt auf ihrer Inſel gelandet war, ſchickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannſchaft aus, um die Gegend zu erkundigen. Sie kamen zum Palaſte der Circe, welche ſie mit Speiſe und Wein bewirthete, ſie dann aber mit ihrem Zauberſtabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorſichtige Enthaltung von dem Zaubertranke der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfalle. Dieſer ging nun ſelbſt gerüſtet an's Land, um ſeine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Merkur, lehrte ihn, wie er ſich vor dem Zauber verwahren ſolle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, ſeine Gefährten zu befreien. So ausgerüſtet erſchien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Merkurs zufolge rannte er ſodann mit ſeinem Schwerte auf ſie los, als wolle er ſie tödten, und zwang ſie, ihm mit heiligen Eiden zu ſchwören, daß ſie ihm kein Leid zufügen, und ſeine Gefährten befreien wolle. Ulyſſes verweilte nun bei ihr ein ganzes Jahr, und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehen und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden (ſ. Circus.). Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt, und ſchon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni, auch von einem Beinamen der Cybele, megalenses, welche vom 4. bis 14. Sept. den ſogenannten großen Göttern zu Ehren gefeiert wurden. Wie leidenſchaftlich das Volk dieſe Spiele liebte, beweiſt der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele)! Im Allgemeinen iſt von der Art dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war ein glänzender Aufzug. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen

Anfang und ging über das Forum und Velabrum in den Circus maximus (ſ. Circus). Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Voraus wurde das Bild der geflügelten Glücksgöttin (Fortuna alata) getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und, nach Julius Cäſars Tode, auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tigern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, die ihre Väter oder Mütter verloren hatten, und welche die, beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15—16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höhern voran, und den Beſchluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferd und zu Fuß. Jetzt folgten die, zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde, und die verſchiednen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdies Helme. Jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab; die muſikaliſche Begleitung folgte, und dieſer ſchloß ſich ein Haufe, als Silene und Satyrn gekleideter Perſonen an, welche, mit großen Blumengehängen in den Händen, allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten, und wieder eine Geſellſchaft von Muſikanten hinter ſich hatten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Opfermeſſern, und die Opferſchlächter, welche die geſchmückten Thiere zum Altar führten; die verſchiedenen Prieſterſchaften mit ihren Dienern; zuerſt der Oberprieſter (Pontifex maximus) und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Augurn, die Quindecimvirn mit den ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Prieſterorden nach ihrem Range. Den Beſchluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal im Kreiſe herum, worauf zum Opfer geſchritten wurde. Hatten dann die Zuſchauer ihre Plätze genommen, ſo begann die Muſik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Dieſe waren: 1. Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren ſo ehrenvoll, daß Männer vom höchſten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Parteien getheilt waren, beſtand aus 24 Fahrten und jede Fahrt aus 7 Umläufen, die zuſammen gegen $1\frac{1}{2}$ deutſche Meilen betrugen. Jede Partei machte 6 Fahrten, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Die Wagen waren ſehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) beſpannt; 2. gymnaſtiſche Kämpfe; 3. die ſogenannten trojaniſchen Spiele, Kampfſpiele zu Pferde, welche Aeneas zuerſt einführte, Julius Cäſar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menſchen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war oft ungeheuer; ſo gab Pompejus in ſeinem zweiten Conſulate 500 Löwen zu einem Thier-

gefechte her, welche nebſt 18 Elephanten in fünf Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmung von Seegefechten (Naumachien), wozu der Circus unter Waſſer geſetzt werden konnte.

Circumvallationslinie iſt die Umſchanzung, womit diejenigen, welche eine Feſtung belagern, ihr Lager umgeben, um ſich gegen äußere Anfälle, gegen Entſatz zu ſichern, ſo wie Contravallationslinie die Umſchanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Feſtungsbeſatzung geſchützt wird. Da die Circumvallationslinie außerhalb der Schußweite um die Feſtung laufen muß: ſo bekommt ſie einen Umfang, der ſowohl ihre Erbauung als ihre Vertheidigung ſchwierig macht. Daher findet ſie auch nur ſelten Anwendung, und man ſtellt lieber ein eignes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andre Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Geſtalt nach waren ſie rechtwinklige längliche Vierecke, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand ſich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand ſechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden ſich die, ſtufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuſchauer, die auf feſten Gewölben ruhten, und unter denen noch ein breiter Waſſergraben, Euripus genannt, die wilden Thiere von den Zuſchauern abhielt. Innerhalb befand ſich ein offener Platz (arena), der mit Sand beſtreut war, und wo die Schauſpiele gegeben wurden. Dieſer Platz war der Länge nach durch eine Mauer (spina) in zwei Hälften getheilt, die zwölf Fuß breit und ſechs hoch, und mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geſchmückt war. Von dieſen letztern, (metae), befanden ſich drei an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geſchahen. Bei der erſten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden ſich ſieben andre Säulen, welche entweder eine ovalrunde Geſtalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf, wurde eine dieſer Kugeln herunter genommen. Von außen war der Circus mit Säulenreihen, Gallerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. Das größte dieſer Gebäude in Rom hieß der Circus maximus. Er lag in dem elften Bezirke der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priscus entwarf den Plan zu dieſem Baue, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni angeſtellt (vergl. Circenſiſche Spiele). Dionyſius von Halikarnaß gibt ſeine Länge auf $9331\frac{1}{3}$ Fuß und die Breite auf 2187 Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach Aur. Victor 385,000 Menſchen Platz. Julius Cäſar hatte ihn erweitert und ausgeſchmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antonius Pius ſtürzte er ein. Trajan baute ihn wieder und Conſtantin legte die letzte Hand daran. Gegenwärtig ſind nur noch wenig Spuren von ihm übrig. Am vollſtändigſten hat ſich unter allen der Circus des Caracalla, im erſten Bezirk der Stadt, erhalten. (Vergl. Circenſiſche Spiele.)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Mathematik, ſ. Kreis. — Ein Cirkel heißt ferner das bekannte Werkzeug, das

zu allerlei Ausmeſſungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel: an welchen der eine Schenkel durch ein beſondres, mit einer kleinen Schraube verſehenes Gelenk, auf Haaresbreite vor- oder zurückgerückt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, das Kopfgewinde des Cirkels deshalb in Bewegung zu ſetzen. In der Logik wird die Benennung Cirkel bei Definitionen und Beweiſen gebraucht. In einer Definition: wenn man einen Begriff durch ſolche Begriffe deutlich machen will, welche ſchon die Erkenntniß deſſelben vorausſetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmal in der Definition vorkommt. Es kann dies geſchehen unmittelbar, durch ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Begriff ſich unvermerkt in ein Merkmal der Definition einſchleicht und bei der Zergliederung der Merkmale, welche als der Probierſtein einer Definition anzuſehen iſt, wieder angetroffen wird. Im Beweiſe iſt ein Cirkel, wenn das, was erwieſen werden ſoll, ganz oder zum Theil, ſelbſt zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Muſik), bezeichnet die zweite Stufe unſrer Tonleiter. **Cis dur**, diejenige Tonart, bei welcher der, durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Als Grundtonart eines Tonſtücks wird ſie nicht angewendet. **Cis moll**, die weiche Tonart, bei welcher der, durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ihrem Umkreis. (S. Ton, Tonart.)

Ciſalpiniſche Republik. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) proclamirte Buonaparte am 20. Mai die Freiheit der Lombardei, und bildete aus dieſer die transpadaniſche, ſo wie aus Bologna und Ferrara die ciſpadaniſche Republik. Bald wurden zur ciſpadaniſchen Republik auch Modena und Reggio geſchlagen; und am 19. Febr. 1797 trat in den Frieden zu Tolentino der Papſt außer Bologna, Ferrara noch Romagna, nebſt der Landſchaft Meſola an Frankreich ab. Alle dieſe Abtretungen wurden ebenfalls mit der ciſpadaniſchen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Conſtitution und nun, mit der transpadaniſchen in eins gezogen, den Namen der ciſalpiniſchen Republik erhielt, auch (9. Jul.) unter dieſem Namen proclamirt und von dem Kaiſer im Frieden zu Campo Formido (27. Oct.) als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff dieſe Republik: die öſterreichiſche Lombardei, nebſt dem Mantuaniſchen, die venetianiſchen Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Fürſtenthum Maſſa und Carrara und die drei päpſtlichen Legationen Bologna, Ferrara mit Meſola und Romagna. Allein ſchon am 22. Oct. d. J. wurden auch die nach Graubünden gehörenden Länder Veltlin, Worms und Cläven dazu geſchlagen, und die neue, in 10 Departements eingetheilte Republik begriff nun 771 Q. M. mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Menſchen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der geſetzgebenden Verſammlung (dem Rathe der Alten von 80, und dem größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium beſtand, war Mailand. Die Kriegsmacht (franzöſiſche Truppen im Solde der Republik), beſtand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch ein, im März 1798 abgeſchloſſenes, Trutz- und Schutzbündniß, und einen Handelsvertrag noch feſter geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflöſung ſchnell entgegen. Als (im März 1799) der Krieg von neuem zwiſchen

Oeſterreich und Frankreich ausbrach, wurde ſie durch die Siege des erſtern in Gemeinſchaft mit den Ruſſen, erobert und aufgelöſt. Die Schlacht von Marengo (14. Jun. 1800) bewirkte zwar ihre Wiederherſtellung, und die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Conſulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde ſie am 6. Sept. durch die Landſchaften Novareſe und Tortoneſe vergrößert, und in dem Frieden zu Lüneville (9. Febr. 1801) von Oeſterreich auf's neue anerkannt; nahm aber 25. Jan. 1802 den Namen der italieniſchen Republik an, und erwählte Buonaparte zu ihrem Präſidenten, und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräſidenten. Sie wurde nun in zwölf, und bald darauf in dreizehn Departements eingetheilt, allein ſchon 1803 (17. März) übertrug eine Deputation der italieniſchen Republik dem franzöſ. Kaiſer die Würde eines Königs von Italien, und am 31. März ward ſein Regierungsantritt feierlich verkündigt. (Vergl. Italien.)

Ciſsrhenaniſche Republik. Da bereits eine ciſ- und transpadaniſche, ciſalpiniſche und liguriſche Republik entſtanden war und man überhaupt in jenem Zeitpunkte (1797) die republikaniſche Regierungsform für die vollkommenſte hielt: ſo war es nichts Außerordentliches, daß auch einzelne Städte ſich in Republiken umzuſchaffen ſuchten. So traten mehrere am Rhein gelegne Städte, namentlich Köln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten ſich unter franzöſiſchem Schutze für unabhängig, und proclamirten ſich im September 1797 als eine ciſsrhenaniſche Republik. Da jedoch in dem Frieden zu Campo Formio (Oct. 1797) die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel beſtimmt wurde, mithin die ciſsrhenaniſche Republik ohnehin an Frankreich fiel: ſo iſt dieſe ciſsrhenaniſche Republik, die man auch oft bloß die ciſsrhenaniſche Conföderation nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Ciſterzienſer heißt ein geiſtlicher Orden, der von ſeinem Stammkloſter Citeaux unweit Dijon, wo er 1099 entſtand, dieſen Namen führt und beſonders durch die Thätigkeit des heiligen **Bernhard von Clairvaux** (ſ. d. Art.) hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung ſchon zu 800 reichen Abteien in verſchiednen Ländern von Europa angewachſen war. Die Ciſterzienſer widmeten ſich nur dem beſchaulichen Leben, der nach ihrer Regel ſehr anſtrengenden Kloſterandacht und Kaſteiung, und wurden bald durch eine bedeutende Anzahl Nonnenklöſter ihres Ordens verſtärkt. Sie wußten ſich Befreiung von der biſchöflichen Aufſicht zu verſchaffen und bildeten einen ariſtokratiſch-republikaniſchen Mönchsſtaat. Ein hoher Rath, der aus dem Abte zu Citeaux, als General-Obern, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond (ſämmtlich in Frankreich) und 20 andern Definitoren beſtand, und den anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltnen, Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war, regierte ſie unter unmittelbarer Oberaufſicht des Papſtes. In Frankreich nannten ſie ſich aus Achtung gegen den heiligen Bernhard, Bernhardiner. Unter den, von ihnen ausgegangnen Brüderſchaften waren die **Barfüßer** od. **Feuillans** (ſ. d. A.) u. die **Nonnen von Portroyal** (ſ. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen (verbeſſerte Ciſterzienſerinnen) in Spanien und die Mönche von La Trappe (ſ. **Trappiſten**) die merkwürdigſten. Der Reichthum und die Unthätigkeit dieſes ſonſt mächtigen Ordens bereitete ihm den Verfall. Viele Klöſter gingen ſchon vor der Reformation, noch

mehr nach derſelben, theils von ſelbſt ein, theils in andre Hände über. Das allgemeine Schickſal der geiſtlichen Orden in der Revolutionsepoche beſchränkte die Ciſterzienſer auf wenige Klöſter in Spanien (wo ihre Seculariſation erwartet wird), Polen, den öſterreichiſchen Staaten und in der ſächſiſchen Oberlauſitz, wo noch zwei reichbegüterte Nonnenklöſter dieſes Ordens, Marienſtern und Marienthal blühen. Das Mönchskloſter Neuenzelle in der Niederlauſitz wurde im Februar 1817 von der preußiſchen Regierung, wie früher die berühmten Klöſter dieſes Ordens in Schleſien, gänzlich aufgehoben. Die Ciſterzienſer tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier. E.

Citadelle iſt eine, neben einer Stadt oder größern Feſtung auf einer herrſchenden Höhe angelegte kleinere Feſtung oder Fort von 4—7 Bollwerken. Das Fünfeck iſt im Allgemeinen die bequemſte und vortheilhafteſte Figur dazu.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim ſchriftlichen und mündlichen Unterrichte, Jemand, einen Schriftſteller oder vielmehr einen Ausſpruch deſſelben, beſonders Stellen eines Buchs anführen (daher Citate, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfahren heißt citiren, Jemand von Obrigkeits wegen zur Stellung vor Gerichte auffodern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorladung) dieſe Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor Gericht zu erſcheinen. Die Ladung geſchieht auf einen gewiſſen Zeitpunkt. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen Prozeß bei der erſten Vorladung in Perſon erſcheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen ſeinen Bevollmächtigten ſchicken. In Polizeiſachen wird immer perſönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterſcheinen wird als Ungehorſam gegen die Obrigkeit beſtraft; daher bei unvermeidlichen Hinderniſſen eine zeitige Entſchuldigung bei dem Richter nicht zu verabſäumen iſt. Die Ladungen ſind Verbalcitationen, d. h. wörtliche Auffoderungen (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch ſchriftlichen Befehl des Richters bei Perſonen vornehmern Standes), oder Realcitationen, welche in der Abholung der zu ſtellenden Perſonen vor das Gericht beſtehen, und mit Gewalt verbunden ſein können. Letztre tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Perſon ſich nicht gutwillig geſtellt hat, oder in Criminal- und Polizeiſachen, in denen ſchnelle Entſcheidung nothwendig iſt, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erſcheinen vor Gericht als Bedingung einer angeſtellten Unterſuchung iſt, ſo darf auch die dabei anzuwendende Gewalt ſich nicht weiter erſtrecken, als zu dieſem Zwecke nothwendig iſt. Man unterſcheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (ſ. Edict). Eine peremtoriſche Citation (citatio peremtoria) iſt eine endliche und entſcheidende Vorladung, welche im Vernachläſſigungsfalle Rechtsverluſt nach ſich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs iſt die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenſtand geworden. Wir erhalten ſie aus den ſüdlichen Ländern, wohin der Baum früher aus ſeinem Vaterlande Medien verpflanzt worden iſt. Sicilien allein verſendet jährlich an 30,000 Kiſten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß zu vermeiden, nimt man ſie vor der völligen Reife ab, weshalb auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommne Süßigkeit haben. Man gebraucht davon die Schale, welche man trocknet, und den Saft, der ſich auch kryſtalliſiren läßt. Er

macht eine eigne vegetabiliſche Säure aus, die als Heilmittel beſonders durch ihre fäulnißhindernde, antiſkorbutiſche, harntreibende, ſteinauflöſende Kraft, und auch in anſteckenden Krankheiten von großem Nutzen iſt. So fand Spiker (Reiſe durch England, 1816) in dem Seehoſpitale zu Gosport mehrere Keller mit Vorräthen von Citronenſaft angefüllt, deren ein einziger nicht weniger als 6650 Flaſchen enthielt. — Unter den verſchiednen Abarten der Citronen nennen wir die Citronaten und die Limonen. Das koſtbare Citronenöl wird aus den friſchen Schalen gewonnen, und iſt in den, auf der Oberfläche der Frucht befindlichen Bläschen enthalten. Wir erwähnen hier, des ähnlichen Urſprungs wegen, auch des bekannten, wohlriechenden Bergamottöls, welches man auf gleiche Weiſe von einer Art Pomeranzen erhält, die auf der weſtindiſchen Inſel Barbados wachſen und Bergamotten genannt werden.

Ciudad Rodrigo, eine wichtige Grenzfeſtung Spaniens gegen Portugal, in der Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern, welche ſich am 10. Juli 1810 nach tapfrer Vertheidigung an die Franzoſen ergab. Maſſena mußte zwar bei ſeinem Rückzuge aus Portugal dieſe Feſtung ihrem Schickſal überlaſſen, es gelang ihm indes, ſie zuvor mit allem Erforderlichen gehörig zu verſehen, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einſchließung erfolgte durch die Britten unter Wellington am 8. Jan. 1812, und die Belagerungsarbeiten hatten einen ſo raſchen Fortgang, daß die Stadt ſchon in der Nacht vom 19. auf den 20. d. M., durch Sturm überging, obgleich die tapfre Beſatzung ſich bis zu ihrer gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus vertheidigte. Die Cortes erhoben Wellington zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Grande von Spanien erſter Klaſſe.

Civilliſte. Dieſer Ausdruck war ſonſt nur in England gebräuchlich, und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte ſeiner Regierung zur Unterhaltung ſeines Hauſes und Hofſtaats, mehrerer Beamten und Collegien, der Geſandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Für den jetzigen König Georg IV. wurde als jährliche Civilliſte vom Parlament zur Laſt der Schatzkammer von Großbritannien 850,000 Pf. St. und der Schatzkammer von Irland 207,000 Pf. St. bewilligt, außerdem noch die Kroneinkünfte aus Schottland, des Herzogthums Cornwallis, des Fürſtenthums Wallis und die Admiralitätseinkünfte aus Priſengeldern. In Frankreich wurde aus der engliſchen Conſtitution von der erſten conſtituirenden Verſammlung, die Idee der Civilliſte angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiſerthume, ſo wie auch jetzt nach Wiederherſtellung der Königswürde hat man dieſelbe Beſtimmung beibehalten. Mehr aber Civilliſte ſiehe in der neuen Folge des Werks.

Civilrecht. Die römiſchen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Jus naturale), welches für alle lebendige Weſen im außergeſellſchaftlichen Zuſtande galt; in Völkerrecht (Jus gentium) oder das Recht für den, im geſellſchaftlichen Zuſtande lebenden Menſchen, ohne Rückſicht auf Ort, Zeit und poſitive Geſetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das leztre im weitern Sinne iſt der Inbegriff der poſitiven geſetzlichen Vorſchriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht iſt römiſchen Urſprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römiſche Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches

und Privatcivilrecht (Jus civile publicum et Jus civile privatum). Durch das erſtre wurden die gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks, durch letztres die Befugniſſe und Verpflichtungen beſtimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Dieſe beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorſchriften deſſelben ſchon von jedem vernünftigen Menſchen, ohne Rückſicht auf poſitive Geſetzgebung, als verbindend anerkannt worden; und in das particuläre (Ius civile particulare) oder poſitive Civilrecht, wenn die Rechtsvorſchriften der beſondern Beſtimmung eines Geſetzgebers ihr Daſein verdanken. — Das römiſche Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geſchriebnes und ungeſchriebnes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Geſetzgebung im Staate als beſtehendes Recht feſtgeſetzt war, oder ſich bloß auf Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753—509) waren die königlichen Geſetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Ius traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Ius civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Chr.) veranſtaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber iſt verloren gegangen. 302 v. Chr. brachten drei, nach Griechenland geſchickte römiſche Geſandte von dort eine Sammlung griechiſcher Geſetze, aus denen das Recht der 22 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, das ein Jahr hernach Geſetzeskraft erhielt. Schon früher, im J. 263, wurden die erſten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus geſtimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeſchlüſſe (Plebiscita) zu faſſen. Dieſe Volksbeſchlüſſe wurden von den Tribunen in Vorſchlag gebracht, und obgleich bloß die Plebejer, nicht aber die Patricier, ein Stimmrecht dabei hatten: ſo wurde doch den Plebiscitis durch das Horaziſche, Publiliſche und Hortenſiſche Geſetz (306, 416 und 465 nach Roms Erbauung) volle Geſetzeskraft beigelegt. Außer der Papiriſchen Sammlung der königlichen Verordnungen, dem Zwölftafelgeſetz und den Volksbeſchlüſſen ſind als Quellen des geſchriebnen römiſchen Civilrechts anzuſehen: a. die Leges curiatae, worüber die Bürger nach Curien, und die Leges centuriatae, worüber ſie nach Centurien ſtimmten. Ein ſolches Geſetz wurde von den Dictatoren, Conſuln oder Prälaten zuerſt dem Senate vorgelegt, hierauf wenigſtens 17 Tage lang öffentlich ausgehangen, und ſodann über die Annahme oder Nichtannahme in obiger Art geſtimmt. b. Die Rathsſchlüſſe (Senatusconsulta). Schon vor den Kaiſern gab es Geſetze dieſes Namens, welche der Senat jedoch bis zu Tiberius Zeit bloß über die, ſeiner alleinigen Verwaltung überlaſſenen Gegenſtände erließ. Als ſich aber die Kaiſer nach und nach die geſetzgebende Gewalt allein anmaßten, ſo ſuchten ſie dies dadurch dem Volke zu verbergen, daß die von ihnen gegebnen Verordnungen als Rathsſchlüſſe (Senatusconsulta) erlaſſen wurden, und ſo entſtand unter Tiberius Regierung zuerſt die neuere Art von Senatsconſulten, welche nicht, wie die ältern, zur Zeit des römiſchen Freiſtaats gegebnen Rathsſchlüſſe, bloß die Angelegenheiten des Senats, ſondern alle Gegenſtände des gemeinen Rechts betrafen. Dieſe neuern Senatsconſulta wurden jedesmal auf Antrag des Kaiſers (praevia oratione principis vel im-

peratoris) erlaſſen, bis zu Conſtantins des Großen Zeit dieſe Macht des Senats noch mehr eingeſchränkt und unter dem Kaiſer Leo ganz aufgehoben wurde. c Erſt von Hadrian an begannen die Kaiſer in eignem Namen Rechtsverordnungen zu erlaſſen, welche constitutiones principum genannt wurden. Dieſe vermehrten ſich in eben dem Grade, in welchem der Anſchein der geſetzgebenden Gewalt, welchen der Senat noch bis dahin gehabt hatte, ſich verminderte, und die Kaiſer aufhörten, ſich deſſelben als Organs ihrer Geſetzgebung zu bedienen. Die Conſtitutionen wurden wieder eingetheilt: aa. in Edicte, wirkliche, bloß von den Kaiſern gegebne Geſetze (leges); bb. Reſcripte oder Antworten der Kaiſer auf Suppliken und Vorſtellungen, und dieſe waren aaa. Sub- oder Adnotationen, gleich am Rande der Supplik einer Privatperſon geſchriebene Antworten; bbb. epistolae, auf Supplikeu kaiſerlicher Beamten; ccc. sanctiones pragmaticae, auf Suppliken ganzer Gemeinheiten ertheilte Reſolutionen cc. Decrete, in dem Auditorio (geheimen Rathe des Kaiſers ertheilte Entſcheidungen von Rechtsſachen. dd. Mandate, kaiſerliche Befehle an Obrigkeiten, Gemeinheiten oder an alle Unterthanen in einzelnen Regierungsſachen, welche ihnen eine Verbindlichkeit auflegten. Seit Hadrians Zeiten erſchienen unzählige kaiſerliche Conſtitutionen, deren Sammlungen man Codices nannte (ſ. auch Codex). Unter ihnen ſind der Gregorianiſche, Hermogenianiſche, Theodoſianiſche Codex die berühmteſten. Der erſtere wurde vom Gregorius, oder Gregorianus zu Conſtantin des Großen Zeiten verfertigt, und enthält die Conſtitutionen der Kaiſer vor Conſtantin. Späterhin veranſtaltete Hermogenes, nach Andern Hermogenianus einen neuen Codex, der alle von ſeinen Vorgänger übergangne oder unrichtig angeführte Conſtitutionen enthielt. Beide Codices, obgleich ſie keine öffentliche Autorität hatten, erlangten in den Gerichten ein großes Anſehn, welches ihnen aber durch den Juſtinianiſchen Codex ſpäterhin entzogen wurde. Wir beſitzen von beiden noch Fragmente, welche Antonius aufbewahrt hat, und die nachher von Sichardus, Cujacius und Anton Schulting herausgegeben ſind. Der Theodoſianiſche Codex wurde (438) auf Befehl des jüngern Theodoſius verfaßt, und enthält die Conſtitutionen der Kaiſer nach Conſtantin dem Großen. Dieſen Codex gab Jacob Godofredus mit einem vollſtändigen Commentar heraus. Das nicht geſchriebne Recht leiten die römiſchen Rechtsgelehrten her: a. aus den von öffentlichen Beamten, z. B. den Prätoren, Aedilen und Proconſuln erlaſſenen, urſprünglich nur die Geſchäftsform betreffenden Verordnungen (Jus honorarium). Weil aber beſonders die Prätoren ſehr willkürliche Veränderungen des Privatrechts ſich erlaubten, und ganz neue Grundſätze einführten, ſo ließ der Kaiſer Hadrian, um jener Willkür Grenzen zu ſetzen ein immerwährendes prätoriſches Edict (edictum perpetuum praetorum) durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus ausarbeiten, und geſetzlich bekannt machen. Die Inhaltsanzeige dieſes Werks beſitzen wir von Godofredus, und Bruchſtücke davon haben uns Ranchinus und Joh. G. Heineccius aufbehalten; b. aus den Gutachten berühmter Rechtsgelehrten. Die Dunkelheit des Zwölftafelgeſetzes erheiſcht häufig eine Erläuterung, welche beſonders die römiſchen, mit den Rechtsgrundſätzen bekannten Patricier ertheilten. Dieſe Gutachten, welche theils von jenen Rechtsgelehrten ſelbſt, theils von ihren Schülern geſammelt wurden, ſtanden ſchon, ehe noch die Kaiſer Theodoſius und Valentinian die Richter ausdrücklich auf die Werke mehrerer

Rechtslehrer, beſonders des Papinian verwieſen, und ehe noch ein großer Theil von ihnen vom Kaiſer Juſtinian durch die Aufnahme in die Pandekten geſetzliche Kraft erhielt, bei den Römern in größtem Anſehn. Dieſes, aus dem Gutachten der Gelehrten geſchöpfte und in den Gerichten aufgenommene Recht wird vorzugsweiſe auch von den römiſchen Rechtslehrern Jus civile genant. Ferner gehörten c. der Gerichtsgebrauch, oder die richterlichen Ausſprüche (Usus fori, res judicatae) und d. das Gewohnheitsrecht (mores majorum) zu dem ungeſchriebnen oder nicht durch die geſetzgebende Gewalt feierlich promulgirten Rechte der Römer. Juſtinian, welcher 527 nach Ch. Geburt den Kaiſerthron beſtieg, gab der römiſchen Rechtsverfaſſung eine ganz neue Form. Er ließ nämlich die noch brauchbaren kaiſerlichen Conſtitutionen von Hadrians bis auf ſeine (Juſtinianus) Zeit ſammeln, und publicirte dies, von 9 Rechtsgelehrten unter Tribonian's Aufſicht, theils aus dem gregorianiſchen, hermogenianiſchen und theodoſianiſchen Coder, theils aus andern unbekannten Sammlungen binnen Jahresfriſt zuſammengetragene und mit nöthigen Zuſätzen und Verbeſſerungen verſehene Werk (529) unter dem Titel Codex Justinianeus; ſpäterhin erhielt es den Namen Codex Justinianeus vetus. Hierauf übertrug er dem Tribonian und 17 andern Rechtsgelehrten aus den Schriften der ältern römiſchen Juriſten das Nützlichſte nnd Brauchbarſte zu excerpiren. Obgleich der Kaiſer hierzu zehn Jahre beſtimmte: ſo war die Arbeit doch in drei Jahren vollendet, und Juſtinian publicirte (533) dieſe Sammlung unter dem Titel der Pandekten oder Digeſten, indem er ihnen Geſetzeskraft beilegte und alles bisherige Recht abſchaffte. Dieſe, in 50 Büchern abgetheilten Pandekten ſind aus den Werken von 39 juriſtiſchen Klaſſikern, und zwar aus 2000 Schriften excerpirt; beſonders aus den Werken ſolcher Juriſten, die unter den Kaiſern gelebt hatten, z. B. des Martianus, Papinianus, Paullus und Ulpianus. Die Emblemata Triboniani (Einſchiebſel des Tribonians) in den Pandekten ſind eben ſowohl als die wirklichen Excerpte aus den Werken der Juriſten kaiſerliche Geſetze, und haben dieſelbe Kraft wie die Pandekten ſelbſt. Cruces Jureconsultorum nennt man die unerklärbaren Stellen der Pandekten, deren es jetzt nur noch 12 bis 15 gibt. Eigentliche Widerſprüche findet man in den Digeſten ungefähr 30. Die Ordnung dieſer Pandekten iſt im Ganzen die der Zwölftafelgeſetze und des edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlaſſenſchaften, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen. Die drei Ausgaben der Pandekten ſind: 1. die Holoandriſche oder Norica (Nürnberg, 1529); 2. die Taurelliſche oder florentiniſche (von Taurellus zu Florenz 1553); 3. die gemeine oder Vulgata. Die Quinquaginta decisiones oder funfzig Entſcheidungen der, in den excerpirten Stellen enthaltnen Widerſprüche ſind vom April 529 bis zum December 533 abgefaßt und durch die, an die Präfectos Prätorio Joannes und Julianus gerichtete Ueberſchrift, ſo wie durch die, auf das Conſulat des Oreſtes und Lampadius oder die beiden Jahre nach demſelben gerichtete Unterſchrift kenntlich. Die Inſtitutionen, welche in 4 Bücher abgetheilt ſind, fertigte Tribonian nebſt dem Theophilus und Dorotheus noch vor Beendigung der Pandekten. Promulgirt wurden ſie aber mit dieſen zugleich. Sie enthalten viele Stellen aus den Schriften des Cajus, und ſind nach der Ordnung von deſſen Inſtitutionen abgefaßt. Außer dem letzten Abſchnitte de publicis Judiciis enthalten ſie blo=

ſes Privatrecht; und auch in Hinſicht dieſes letztern fehlen die Lehren von der Reſtitution, dem Eide, den Zeugen, Urkunden u. m. a. Da der Codex Justinianeus vetus mehrere veraltete Conſtitutionen enthielt, und viele neuere nicht darin befindlich waren: ſo übertrug Juſtinian dem Tribonian die Durchſicht und Verbeſſerung jenes Werks, und ſo kam der Codex repetitae praelectionis zu Stande, welcher 12 Bücher begreift, größtentheils nach Ordnung des immerwährenden prätoriſchen Edicts abgefaßt iſt, und gleichfalls viele Emblemata oder Einſchiebſel enthält. Er wurde 534 mit Geſetzeskraft publicirt, und die geſetzliche Kraft des alten Codex wurde aufgehoben. Die Novellen (novellae constitutiones Justiniani), die aber auch zum Theil von Juſtinians Nachfolgern herrühren, ändern viele der vorigen Geſetze, vorzüglich in der Lehre von der Erbfolge, Enterbung, dem Brautſchatze u. ſ. w. Sie wurden von 535 bis 559 publicirt, theils griechiſch und lateiniſch, theils lateiniſch allein. Ihre Anzahl iſt unbekannt. Die Julianiſche Epitome Novellarum enthält 125. Juſtinians 13 Edicte betreffen bloß gewiſſe Provinzen und Städte oder damalige Religionsſtreitigkeiten. Die Authentiken, gleichfalls ein Theil des römiſchen Geſetzbuches, ſind Auszüge aus den Novellen, welche man unter diejenigen Geſetze des Codex geſetzt hat, wodurch die Novelle entweder beſtätigt, verändert oder aufgehoben wird. Es gibt 210 ſolcher Authentiken im Corpore Juris civilis und 13 Authentiken von den Kaiſern Friedrich I. und II. Endlich als zum Theil noch für uns verbindlich und in dem römiſchen Civilgeſetzbuche enthalten, müſſen wir auch die Libros feudorum oder das longobardiſche Lehnrecht anführen, welches ein Unbekannter zwiſchen 1158 und 1168 ſammelte. Es enthält die longobardiſchen Gewohnheiten und einige Verordnungen der deutſchen Kaiſer über die Lehne, vorzüglich aus den Schriften des Gerardus Niger und Obertus ab Orto. Hugolinus a Presbyteris fügte die Libros feudorum dem Corpus Juris bei, und im 13ten Jahrhunderte hing Jacobus de Ardizone die capitula extraordinaria den libris feudorum an. Als in Italien, wo das römiſche Civilrecht ſelbſt in den Zeiten der Barbarei Geſetz blieb, im 12ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. das Bedürfniß der öffentlichen Anerkennung erwachte, wurde die Juſtinianiſche Sammlung zum Grunde gelegt. Aus den hohen Schulen Italiens, beſonders aus der zu Bologna, gingen nunmehr Staatsmänner, Geſetzgeber und Rechtsgelehrte in alle Theile des gebildeten Europa's, und mit ihnen verbreitete ſich die Empfehlung des römiſchen Civilrechts, als eines allgemein gültigen geſchriebenen Rechts, und ſchlich ſich im 13. 14. u. 15. Jahrh. in Deutſchland völlig ein. Durch die Reichskammergerichtsordnung von 1495 wurde die geſetzliche Autorität deſſelben beſtätigt. Die Pandekten, Inſtitutionen, der Codex, die 118 gloſſirten Novellen, die Friedericaniſchen Authentiken und die capitula ordinaria des longobardiſchen Lehnrechts gelten ſeitdem als Geſetze in Deutſchland. Was von den Novellen nicht gloſſirt iſt, gilt in den Gerichten nicht (Quid non recepit glossam, id non recepit forum). Leo's Novellen und Juſtinians Edicte gelten nicht, und von den Juſtinianiſchen Authentiken nur die, welche mit ihrer Novelle übereinſtimmen. Die Rangordnung bei Widerſprüchen der einzelnen Theile des Corpus Juris wird durch die Regel: Lex posterior derogat priori (das jüngere Geſetz geht dem ältern vor) beſtimmt, alſo erſt die Novellen, dann der Codex, hierauf Inſtitutionen und Pandekten. Letzre ſtehen den Inſtitutionen im

Falle eines Widerſpruchs nur dann nach, wenn erhellet, daß Juſtinian in den Inſtitutionen vorſätzlich eine Verordnung der Pandekten hat ändern wollen. Das römiſche Civilrecht iſt in Deutſchland in complexu aufgenommen, d. h. für die Gültigkeit eines römiſchen Geſetzes beſteht die Vermuthung, bis bewieſen iſt, daß dieſes Geſetz gegen die heutige Verfaſſung, oder gegen urſprünglich deutſches Geſetz ſtreite. Zweitens iſt das römiſche Recht aber bloß in subsidium aufgenommen, und nur da anzuwenden, wo kein deutſches Geſetz oder keine deutſche Gewohnheit vorhanden iſt. Accurſius ſammelte die Gloſſen des Irnerius, Bulgerius, Azonis und Anderer, und gab ſie mit den ſeinigen vermehrt, zu Anfange des 13. Jahrhunderts heraus: Corpus Juris glossatum. Die vorzüglichſten Schriftſteller über das geſammte römiſche Civilrecht oder über einzelne Theile deſſelben ſind: a. vor dem 16. Jahrhundert: Accurſius, ein Florentiner, Bartolus, Baldus; b. im 16. Jahrhunderte die Italiener Alciatus, Sigonius und Anton Faber; die Franzoſen Duarenus, Balduinus, Hotomannus, Cujacius, Contius, Donellus, Briſſonius, Dionyſius Gothofredus; die Deutſchen: Weſembeck, Giphanius; c. im 17. Jahrhundert die Franzoſen Jacob Gothofredus und Domat; die Deutſchen: Brunnemann, Strauch, Carpzov, Lauterbach, Schilter, Struv, Cocceji, Stryck, Joh. Heinr. von Berger; die Holländer und Niederländer: Vinnius, Grotius, Ulrich Huber, Voet, Noodt, Weſtenberg, Schulting, Bynkershoek; d. im 18. Jahrhundert die Deutſchen: Juſt Henning Böhmer, Wernher, Leyſer, Eberhard Otto, Heineccius, Hofmann, Pufendorf, Ritter, Hellfeld, C. F. Hommel, Weſtphal, Höpfner, Eichmann, Köchy, Glück, Hofacker, Hugo, Geiger, von Berg, Weber, von Nettelbladt, Thibaut, Bucher, Savigny, Haubold. An einem für Laien zum Nachſchlagen oder auch zum Selbſtſtudium des Civilrechts ganz brauchbaren Werke fehlt es bisher. Höpfner's Commentar über Heineccius Inſtitutionen enthält, ungeachtet ſeiner Ausführlichkeit, nicht Alles, und Thibaut's Syſtem des Pandektenrechts bedarf, um dazu brauchbar zu werden, einer völligen Umarbeitung.

Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude), berühmt unter dem Schmeichelnamen ihrer Jugend, war 1723 in der Nähe von Condé geboren. In einem Vorgefühl ihres künſtleriſchen Berufs widerſetzte ſie ſich als junges Mädchen den Foderungen ihrer armen und ſtrengen Mutter, die ſie zu weiblichen Arbeiten anhielt. Ihre frühſten Lebensjahre waren daher keineswegs heiter. Eine Darſtellung, des Grafen Eſſex und der verliebten Thorheiten, der ſie nach langen Bitten zuſehen durfte, machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie Schlaf und Eßluſt verlor; ihrem Gedächtniß blieben aber die Worte, die ſie nur einmal gehört hatte, ſo gegenwärtig, daß ſie für immer ſie vollſtändig auswendig wußte. Clairon erklärte, daß ſie Schauſpielerin werden wollte; ihre Mutter ſtritt mit Ohrfeigen und Machtgeboten dagegen, mußte aber doch endlich nachgeben, und, zwölf Jahr alt, trat Clairon nicht mit ausgezeichnetem Erfolg, doch auch ohne zu mißfallen, auf dem italieniſchen Theater auf. Da ſie wegen ihrer zu kleinen Geſtalt und wegen andrer Theatereiferſüchteleien nicht aufkommen konnte: ſo ging ſie in die Provinz, ſpielte in Rouen, wo ſie dann auch als Tänzerin und Sängerin auftrat, zu Gent, Havre, Dünkirchen und erhielt von dorther die Aufforderung zur pariſer Oper zurückzukehren, 1743. Doch bald wußte ſie bei dem franzöſiſchen Theater anzukommen, wo ſie anfangs bloß zu Zöſchenrollen benutzt

benutzt wurde, bis ſie mit ihr eigenthümlicher Hartnäckigkeit, die ernſten Rollen des Trauerſpiels verlangte, die ſie ſich weislich voraus bedungen hatte. Mißtrauiſch und ſpöttelnd wurde ihr der tragiſche Scepter zugeſtanden, ihren Beruf dazu hatte man bei ihren komiſchen Darſtellungen ganz überſehn. Sie trat zum erſten Male am 19. Sept. 1743 in der Rolle der Phädra auf und ihr Triumph war um ſo vollſtändiger, je unerwarteter er war. Alle Zeitgenoſſen kamen in der lauteſten Bewunderung ihres Talents überein und in der Anerkennung ihres feinauffaſſenden und kräftig wiedergebenden Geiſtes. Zwar fand die Schauſpielerin Dumesnil, in deren Rollenfach ſie wetteifernd eintrat, fortwährend noch Auszeichnung, doch trug wohl das Lob, das Voltaire in den glänzendſten Verſen ihr ſpendete, vor allem dazu bei, daß Clairbon's Name bald jeden ihrer Vorgängerinnen verdunkelte. Die Verſe Dorat's zu Ehren Clairon's ſind bekannt.

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvemens deployés avec grâce.
Accents, gestes silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout jusqu' à l'art chez elle a de la vérité.

Doch dieſe ſtolze Haltung wurde im täglichen Leben Clairon's zu ſehr bemerklich und nur oft läſtig. Namentlich fühlte ſich die Eigenliebe ihrer Mitſchauſpieler um ſo mehr durch dieſes herabſehende Aeußre und dies vornehme Fernhalten verletzt, das ſicher nur ſcheinbar war, da die Welt ſich erzählte, daß ſie zuweilen gegen Leute, die keineswegs Könige und Fürſten waren, viel Herablaſſung und Vertraulichkeit beweiße. Zwei und zwanzig Jahre lang war ſie der geſchmeichelte Liebling des franzöſiſchen Parterre's, als ſie auf einmal in einer gerechten Anwandlung des Unwillens über einen Taugenichts unter den Schauſpielern des franzöſiſchen Theaters, zugleich mit Lekain und andern aufzutreten verweigerte. Aber dieſer Taugenichts Dubois hatte bedeutende Gönner und ſo kam es, daß dem Geſchrei der Zuſchauer die ſich ſchon im Saale verſammelt hatten; Frétillon à l'hôpital! Clairon au fort l'Evêque! diesmal Genüge geſchah. Clairon ward am folgenden Tage (im April 1765) in's Gefängniß gebracht und erſchien nie wieder vor einem Publikum, das ihr dieſe Schmach zugedacht hatte. Man erzählt ſich, daß der Polizeibeamte, der gekommen war ſie in's Gefängniß zu bringen, auf ihre Verſicherung, daß dieſes Verfahren ihrer Ehre nicht nachtheilig ſein könne, da der König ſelbſt ihr dieſe nicht rauben könnte, trocken geantwortet habe: daß wo nichts ſei, der König ſein Recht freilich verloren habe. Ihrem Rufe hatte Graf Caylus durch eine Schmähſchrift gegen ſie (Histoire de Mlle. Cronel dite Frétillon, 1743) ſo ſehr geſchadet, daß ſolche Bemerkungen Glauben fanden. Clairon hatte ein ſehr bedeutendes Vermögen erworben, das aber durch des Abbé Terray Finanzoperationen bedeutend abnahm. Mit dem Markgrafen von Anſpach als Freundin lebend, folgte ſie dieſem nun an ſeinen Hof nach Anſpach wo ſie 17 Jahre zubrachte. Dann kehrte ſie nach Paris zurück und ſtarb dort am 18. Januar 1803. Ein bleibendes Verdienſt hat ſie ſich durch die Herausgabe ihrer Denkſchriften erworben (Mémoires d'Hippolyte Clairon et reflexions sur la déclamation théatrale, Paris 1799. 8.) deren letzter Theil der Schauſpielerin Raucourt zugeſchrieben wird. Da ſie genaue Nachrichten über das Verfahren geben, daß ſie beobachtete, um zu ſolcher Auszeichnung zu

gelangen, und über die Eigenthümlichkeiten ihres Talents: ſo müſſen ſie allen, die nach gleichen Kränzen ſtreben, belehrend und nützlich ſein, ſelbſt bei aller Verſchiedenheit deutſcher und franzöſiſcher Darſtellungsweiſe. Dieſe Denkſchriften ſind beſſer geordnet ganz neuerlich zu Paris wieder erſchienen: Mémoires de Mlle. Clairon, actrice du théatre françois, écrits par elle-même, nouv. ed. mis dans un meilleur ordre. 1822. 8. Die vorausgehende Notice sur Mlle. Clairon hat Hrn. Andrieux zum Vf. und für die welche ſich für die franz. dramatiſche Darſtellungskunſt intereſſiren höchſt anziehend.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), zweiter Bruder Königs Georg IV., geb. 1765. Er wurde für den Seedienſt gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch irgend einen Oberbefehl zu haben. In der Pärskammer zeichnete er ſich immer durch warme Sprache im Geiſte der Oppoſition gegen die kriegathmenden Geſinnungen der Miniſter aus. Ihm verdankt man vorzüglich die Abſchaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptſächlich, welcher den Sturz der Miniſter Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebt er ſtets im beſten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privatmann im häuslich freundlichem Kreiſe. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauſpielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigſter Verbindung lebte. Sie ſtarb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. an die Küſten des wiedergewonnenen Frankreichs und geleitete ihn mit einem Linienſchiff. Er vermählte ſich 1818 mit der Prinzeſſin Adelaide von Sachſen-Meiningen und wollte ſeine Reſidenz künftig in Osnabrück nehmen. Er lebt mit ſeiner Gemahlin in London.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, war zu Dinton in Wiltſhire 1608 geboren. Nachdem er ſeine Studien zu Oxford beendigt hatte, begann er die Rechte unter ſeinem Oheim, Nicolas Hyde, Präſidenten der Kingsbench, zu ſtudiren. In dem ſogenannten langen Parlamente unter Carl I. hatte er ſich durch ſeine Talente ausgezeichnet und ſich das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit ſeiner Geſinnungen und ſeine Anhänglichkeit an die Geſetze ſeines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde zum Kanzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Inſel Jerſey, blieb daſelbſt, als jener nach Frankreich reiſte, zwei Jahre, und fing zu dieſer Zeit ſeine Geſchichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jerſey die verſchiednen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeſte des Parlaments erſchienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich, und ſandte ihn nach Madrid, um zu verſuchen, ob er vom ſpaniſchen Hofe Unterſtützung auswirken könne. Von da begab er ſich nach Paris, um die Königin Mutter mit dem Herzog von York zu verſöhnen, und dann nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomiſche Rückſichten nöthigten ihn, Antwerpen zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Carl, der in Ermanglung des Geldes mit Titeln gegen ſeine, ihm treu gebliebnen Unterthanen freigebig war, erhab ihn 1657 zum Großkanzler von England. Mehr als jeder Andre trug Edward Hyde, nach Cromwell's Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron ſetzten. Seitdem beſaß er das ganze Vertrauen des Fürſten, der ihn mit Gunſt überhäufte.

Sein Titel als Großkanzler wurde beſtätigt; man fügte 1660 den eines Kanzlers der Univerſität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er ſchnell nach einander Pär und Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Grafen von Clarendon ernannt. Ein ſo hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand ſich bei ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin von Oranien, zu Breda, lernte hier Anna Hyde, Clarendons ältere Tochter, Ehrendame der Prinzeſſin, kennen, und vermählte ſich mit ihr im Nov. 1659, ohne des Königs und des Großkanzlers Wiſſen. Erſt nach Carls II. Wiedereinſetzung verrieth Anna's Schwangerſchaft dieſe Verbindung, der König erkannte, ſobald er ſich von der Gültigkeit dieſer Ehe überzeugt hatte, Anne Hyde als Herzogin von York an, und forderte ſeinen Bruder auf, ſie ferner zu lieben, indem er zugleich erklärte, daß dies Ereigniß ſeine Geſinnungen gegen ſeinen Kanzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Marie, die beide den engliſchen Thron beſtiegen, waren die Frucht dieſer Ehe. Aber von jetzt an verbanden ſich viele Neider wider den Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeſchmackte Klage, welche Lord Briſtol gegen ihn erhob, abwies, ſuchte man ihn in der öffentlichen Meinung zu ſchaden. Von der andern Seite ſank ſein Einfluß beim Könige, der jetzt weniger einen treuen Freund und geſchickten Miniſter brauchte, als Männer die ſeiner Verſchwendung dienten. Er wurde dem ſtrengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich beſpöttelte, und der in den Augen des Volks als erſter Miniſter für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens und andre Ereigniſſe erweckten die öffentliche Unzufriedenheit; das Mißfallen des Königs aber verwandelte ſich in Haß, als er den Plan, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen und mit der ſchönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt ſah, der die Vermählung dieſer Dame mit dem Herzoge von Richmond veranſtaltete. Dies Verfahren vergab ihm der Monarch nicht und beraubte ihn ſeiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon flüchtete, und ſandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide Häuſer verordneten, daß dieſe Schrift von Henkershand verbrannt werde, und Clarendon ward auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem feſten Lande. Zu Evreux ward er von engliſchen Matroſen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte ſechs Jahre in der Verbannung, abwechſelnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1674 ſtarb. Sein Leichnam wurde ſpäterhin nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Lord Clarendon war ſo lange er Miniſter war der Freund und die Stütze ſeines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten ſeines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheil ſtürzten ihn um ſo leichter, als ſein ernſter und ſtolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlaſſen, iſt ſeine, mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geſchriebne Geſchichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinſetzung die bei weitem wichtigſte. Man hat ſie ſpäter fortgeſetzt.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Chriſtoph Denner zu Nürnberg (geb. 1655) erfundnes Blasinſtrument, welches faſt eben ſo wie

die Hoboe gebaut, mit Löchern, Klappen und einem Mundſtücke (das letztere iſt jedoch breit, dick und ſchnabelförmig) verſehen iſt, auch mit Anſetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig ſehr häufig in Orcheſtern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis in's dreigeſtrichne F geht; man will zwar die Höhe bis in's viergeſtrichne C. ſetzen; allein das Inſtrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das Beſondre, daß es nicht in alle Töne einſtimmt, ſondern bei gewiſſen Tonarten entweder durch einzuſetzende Mittelſtücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andre Clarinette genommen werden muß; denn es gibt A, B, C Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derſelben jedesmal angegeben.

Clarke (Samuel), ein berühmter engliſcher Theolog, geboren zu Norwich 1675, bildete ſich auf der Univerſität zu Cambridge. Obgleich Newton ſeine Entdeckungen ſchon bekannt gemacht hatte, ſo war doch Descartes Syſtem noch das herrſchende. Clarke, dem daſſelbe wenig genügte, machte die Philoſophie zu ſeinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringerm Eifer trieb er die Theologie. Der Biſchof von Norwich, ein Freund der Wiſſenſchaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu ſeinem Kaplan. Clarke verlebte in dem Hauſe dieſes Prälaten zwölf Jahre. 1706 bekam er eine Pfarrſtelle zu London, ward bald darauf zum Kaplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben ſchien, daß ſie der erſten Kirche angehöre. Das Collegium der Biſchöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünſchte, begnügte ſich mit der, wiewohl unzulänglichen Erklärung, welche Clarke gab und worin er verſprach, nie wieder über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, noch zu predigen. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphiloſophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf ſeiner Seite war. Er ſtarb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrteſten Männer und gründlichſten Philoſophen ſeiner Zeit. Unter ſeinen Schriften iſt die berühmteſte eine zuſammenhangende Reihe von acht Predigten über das Daſein und die Eigenſchaften Gottes. Sehr geſchätzt iſt ſeine Ausgabe des Julius Cäſar. Von der Ilias hatte er die zwölf erſten Bücher mit Anmerkungen und einer lateiniſchen Ueberſetzung herausgegeben; den zweiten Band, ſo wie die Odyſſee, fügte ſein Sohn hinzu.

Claſſe od. Klaſſe, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewiſſen gemeinſchaftlichen Eigenſchaften umfaßt, und dieſe ähnlichen Dinge zuſammengenommen ſelbſt. Beſonders bedient man ſich dieſer Eintheilung in der Naturbeſchreibung, wo die Naturreiche in Klaſſen, dieſe Klaſſen wieder in Ordnungen, und dieſe in Geſchlechter, Gattungen und Arten abgetheilt werden. In den Schulen ſind Klaſſen Abtheilungen unter den Schülern nach ihren verſchiednen Fähigkeiten.

Claſſiſch, Claſſiker. So hießen urſprünglich unter den ſechs Klaſſen, in welche das römiſche Volk eingetheilt war, die Bürger des erſten Ranges oder der erſten Klaſſe. Nach ihnen wurden von den Neuern die griechiſchen und römiſchen Autoren überhaupt Klaſſiker genannt, d. i. vorzügliche, muſterhafte Schriftſteller, wiewohl

viele Abſtufungen Statt finden, und ihr innerer Werth, trotz dieſer ehrenvollen Benennung, ſehr verſchieden bleibt. In dieſem Sinne ſpricht man von einer klaſſiſchen Literatur, Kunſt und Poeſie, im Gegenſatze der neuern oder romantiſchen. Es iſt hier nicht der Ort, die Vorzüge der klaſſiſchen oder antiken Literatur von ihrer realen Seite zu betrachten; nur im Allgemeinen wollen wir andeuten, daß bei den verſchiednen Grundſätzen der alten und der neuen Welt (die Richtung der letzten ward meiſtens durch das Ch...nthum beſtimmt) die geiſtigen Erzeugniſſe des klaſſiſchen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter behaupten. Freigeborne und freierzogne Männer, zum Theil bedeutende Staatsbürger, die an der Erzeugung großer Gedanken und an freier Kraftäußerung durch bürgerliche Beſchränkung wenig oder gar nicht gehindert waren, traten hier als Schriftſteller auf, anderer Vortheile nicht zu erwähnen, die in politiſcher, religiöſer und klimatiſcher Hinſicht auf die alte Kunſt und Literatur günſtig einwirkten. Wenn man alſo bei einem gründlichen Studium des Alterthums den ältern Klaſſikern, oder vielmehr den Klaſſikern unter den Klaſſikern einfache Würde und Schönheit, großen umfaſſenden Sinn und plaſtiſche Gediegenheit nicht abſpechen kann, ſo bleiben ſie noch immer Lehrer der Nachwelt. Aber auch die neueſte Literatur hat ihre klaſſiſchen Schriftſteller, oder, wie wir auch zu ſagen pflegen, ihre Koryphäen und Heroen, und in demſelben Sinne ſprechen wir auch bei ihnen von klaſſiſchen Stellen, von klaſſiſchem Werthe u. ſ. w. Das Klaſſiſche bezeichnet alſo jedes in ſeiner Art vollendete Kunſtwerk. Es müſſen freilich viele äußre und innre Umſtände in der Geſchichte und Literatur eines Volks und in der Geiſtesbildung eines Einzelnen zuſammentreffen, ehe ſelbſt der großgeborne Menſch ein klaſſiſcher Meiſter werden kann. Wir werden alſo das Klaſſiſche in der Regel bei Nationen zu ſuchen haben, die bereits eine Literatur beſitzen, und die eben ſo wenig ungebildet, als verbildet oder überbildet ſind. Aber auch hier macht es die Reinheit der Sprache, oder die rhetoriſche Zierlichkeit nicht allein aus. Man fodert von einem klaſſiſchen Schriftſteller nicht allein Klarheit und Reinheit der Sprache, Eigenthümlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, ſondern auch vollendete Schönheit und Einheit, oder ein harmoniſches Ebenmaß aller Theile. Vor allen Dingen aber müſſen wir bei dieſem glorreichen Titel darauf dringen, daß Stoff und Form ſich einander vollkommen entſprechen, daß jeder Gedanke ſeinen lebendigſten Ausdruck habe, und daß man dieſe Harmonie des Einzelnen auch im Ganzen wiederſinde. Der wahre Genius macht hier allerdings eine Ausnahme, er eilt oft ſeinem Zeitalter vor, und die Zeitgenoſſen mit allmächtiger Kraft ergreifend, gibt er auch der Nachwelt Geſetze. So krönt ſich der umfaſſende Geiſt ſelbſt zum Klaſſiker; dagegen iſt es manchem ausgezeichneten Kopfe, z. B. einem Hamann, Lenz, Heinze, bei einſeitiger Bildung oder bei feindlichen Beſchränkungen der Außenwelt, nicht gelungen, ſich zum Gipfel des Klaſſiſchen zu erheben. In Beziehung auf dieſe klaſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer verweiſen wir auf die bekannten Werke von Sulzer, Blankenburg, Eſchenburg, Monike, Fuhrmann und Schöll. Die griechiſche Literatur allein behandeln am vollſtändigſten Schöll und Fabricii Biblioth. graeca, ed. Harles; die römiſche, außer der latein. Biblioth. des Fabricius, ein ausführliches Werk von Schöll, Paris 1815, in 4 Bänden. — Ueber die franzöſiſchen Klaſſiker vergleiche man beſonders den Cours de Littérat. franç. von La Harpe und

von Levizac, den letzten Par. 1807, in 4 Vol.; ferner Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit, und Ideler's und Nolte's Handbuch der franz. Literatur in 2 Bdn. Ueber die engliſchen Klaſſiker findet man, außer Bouterwek und den engliſchen Handbüchern von Ideler und Nolte, die ausführlichſte Auskunft in den trefflichen Werken von Johnſon und Warton. Die italieniſchen Klaſſiker lernt man am beſten kennen aus den Werken von Tiraboſchi (im Auszuge von Jagemann überſetzt, aber unvollendet), Ginguiné, Siſmondi (deutſch von Hain), wie auch aus Bouterwek's und Ideler's Handbüchern. Die Hauptſchriftſteller Spaniens ſind kennen zu lernen aus Velasquez (deutſch von Dieze) und aus J. Rodriguez da Caſtro ſpaniſcher Bibliothek (Madrid, 1781 — 1786, 2 Foliobände), ferner aus Bouterwek, Siſmondi und Buchholz Handbuch. — Für die portugieſiſche Literatur ſind ebenfalls Bouterwek und Siſmondi vornehmlich aber D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731, 4 Bde. in Fol.) zu empfehlen. Auch haben wir eine Chreſtomathie von Ahlwardt. Unter den andern Sprachen hat beſonders die däniſche mehrere vorzügliche Schrifſteller, und die Namen eines Baggeſen, Oehlenſchläger (welche auch in der deutſchen Sprache Meiſterwerke gedichtet haben), Heiberg, Holberg, Malling, Prahm, Rahberg, Sander, Suhm, Thaarup, Tode und Andrer ſind keinem Kenner der däniſchen Literatur unbekannt. Noch verſuchen wir, ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, eine Eintheilung der Hauptſchriftſteller der Deutſchen, die nach dem oben aufgeſtellten Begriffe, bald mehr bald weniger klaſſiſch zu nennen ſind (vergl. Erſch Handbuch der deutſchen Literatur, Amſterd. und Leipz. 1812, in der 1ten, 6ten, 7ten und 8ten Abtheilung). I. Proſaiker, 1) in der redneriſchen Gattung: Mosheim, J. A. Cramer, Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Niemeyer, Ammon, Schleiermacher, Engel, Fichte, Dräſeke u. A. Im ſtrengern oder leichtern Lehrvortrage und in der darſtellenden Gattung überhaupt: Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Friedr. Heinrich Jacobi, Schloſſer, Schleiermacher, Bader, Steffens, Fries, Bouterwek, Platner, Garve, Engel, Mendelsſohn, Eberhard, Heidenreich, Herder, Leſſing, Winkelmann, Wieland, Sulzer, Möſer, Sturz, Abbt, Lichtenberg, Georg Forſter, Moriz, Zimmermann, Eſchenburg, Wolf, Böttiger, Ad. Müller, A. W u. F. Schlegel, Schiller, Göthe. Den belehrenden Ton für Kinder und für das Volk haben am beſten getroffen: Weiße, v. Rochow, Campe, Muſäus, Salzmann, Hebel (zugleich Verfaſſer der alemanniſchen Gedichte), Demme, Becker, Peſtalozzi ꝛc. 3) Im Briefſtyle: Gellert, Rabener, Gleim und J. Georg Jacobi, Heinſe, Johannes Müller, Winkelmann u. A. 4) Im Dialoge: Leſſing, Mendelsſohn, Wieland, Meißner, Engel, Herder, Schleiermacher, Schelling, Krummacher ꝛc. 5) In der hiſtoriſchen Darſtellung: Schröckh, Möſer, Schlözer, Pütter, M. J. Schmidt, J. Müller, v. Spittler, v. Gentz, Heeren, v. Archenholz, Poſſelt, Schiller, Woltmann, v. Dohm, Planck, Pölitz, Luden, Pfiſter, v. Raumer, v. Funk u. A. II. Dichter. 1) Epiſche Gattung, a. Heldengedicht: Klopſtock, Wieland, Fr Müller, L. H. v. Nicolay, Göthe; b. Erzählung: Hagedorn, Gellert, Wieland, v. Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heine), Muſäus, Langbein, Huber, Tieck, Heinrich v. Kleiſt, Fouqué, Kind. Ernſt Schulze (Verfaſſer der bezauberten Roſe und der Cäcilie) u. A., c. Fabel: Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Leſſing, Pfeffel, Krumma-

cher; d. Idylle: Geßner, Bronner, Voß, Mahler, Müller, Hebel; e. Roman: Wieland, Göthe, Hermes, J. Martin Müller, Wetzel, Meißner, Müller (von Itzehoe), Hippel, v. Thümmel, F. Schulz, Klinger, Jean Paul (Friedr. Richter), Feßler, Tieck, Novalis (v. Hardenberg), Ernſt Wagner, Lafontaine, Schilling, Karoline Pichler, Hoffmann, Engel (wegen Lorenz Stark), Woltmann (wegen der Memoiren des Frhn. v. S.), Fouqué, Caroline Baronin v. Fouqué, Frau v. Wolzogen, u. A.; f. Romanze: Bürger, Chriſtian und F. L. Grafen zu Stolberg, Herder, Schiller, Göthe, A. W. u. F. Schlegel, Apel, Kind u. A. 2) Dramatiſche Poeſie, a. Trauerſpiel: Leſſing, v. Gerſtenberg, Leiſewitz, Klinger, Babo, Göthe, Schiller, v. Collin, Oehlenſchläger, Werner, Müllner, H. v. Kleiſt, Grillparzer u. A., b. Luſtſpiel: Leſſing, Engel, Wetzel, Gotter, Göthe, Schröder, Iffland, v. Kotzebue u. A. 3) Lyriſche Poeſie (höhere Ode, Lied, Elegie, Sonette ꝛc.): Haller, Klopſtock, Uz, Ewald v. Kleiſt, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen v. Stolberg, Denis, Koſegarten, Hagedorn, Weiße, J. Nicol. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Hölty, Voß, Matth. Claudius, v. Göckingk, Göthe, Schiller, v. Matthiſſon, v. Salis, Tiedge, Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Apel u. A. 4) Eine didaktiſche Richtung haben vorzüglich: Haller, Uz, Wieland, Neubeck, Tiedge, Krummacher, a. in der Epiſtel ſind zu nennen: L. H. v. Nicolay, Uz, Gotter, v. Göckingk; b. in der beſchreibenden Poeſie: Haller, Ewald v. Kleiſt, F. Leopold Graf zu Stolberg, v. Matthiſſon u. A.; c. im Epigramme: Käſtner, Herder, Brinkmann, Schiller, Göthe u. A.; d. in der Satyre: Rabener, Lichtenberg, v. Thümmel, Hippel, Tieck, Falk und Andre.

Claude Lorrain, ſ. Gelée (Claude).

Claudianus (Claudius), ein römiſcher Dichter aus Alexandrien, lebte im 4. und 5. Jahrh., und war zugleich ein erfahrner Krieger. Seine Gedichte erwarben ihm einen ſolchen Ruhm, daß auf Anſuchen des Senats die Kaiſer Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildſäule mit einer Inſchrift errichten ließen, welche beſagte, daß er das Genie Virgils und die Muſe Homers in ſich vereinige. Außer mehrern Lobgedichten auf Honorius, Stilico u. A., beſitzen wir von ihm zwei epiſche Gedichte, den Raub der Proſerpina und eine (unvollendet gelaſſene) Gigantomachie, mehrere hiſtoriſche Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Epiſteln ꝛc. Er zeigt Phantaſie, Geſchicklichkeit und Kraft in den Gemälden, Mannichfaltigkeit und Beſtimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geſchmack und gefälliger Anmuth. Die beſten Ausgaben ſind von Geßner, 1759, 8. und Burmann, 1760, 4

Claudius (Tiberius) Druſes Cäſar, römiſcher Kaiſer, war der jüngſte Sohn des ältern Claudius Druſus Nero und der jüngern Antonia, der Schweſtertochter Auguſts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne ſeinen Geiſt durch eine ſorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sklaven und Weibern aufwachſen und machte ihn am Hofe zum Gegenſtande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften. Unter andern ſchrieb er eine römiſche Geſchichte von Cäſars Tode bis auf ſeine Zeiten, in 43 Büchern, und ſein eignes Leben. Er war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weiſe die Leibwache den Palaſt durchſuchte, ihn in einem verborgnen Winkel fand,

ihn hervorzog, und zum Kaiſer ausrief (im J. Roms 794). Der Senat, der die Wiederherſtellung der Republik beſchloſſen hatte, mußte dieſem Schritte nachgeben. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemeſſenſten Freiheit gelangt, verrichtete zwar zu Anfange ſeiner Regierung einige rühmliche Handlungen: er rief die Verwieſenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verſchönerte Rom und unternahm verſchiedne große Baue zum allgemeinen Beſten. Mauritanien machte er zur römiſchen Provinz und ſeine Heere fochten glücklich gegen die Deutſchen; allein bald verfiel er in Ueppigkeit und Schwelgerei, und ſeine Gemahlinnen, namentlich die berüchtigte Meſſalina und die Freigelaſſenen bemächtigten ſich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenſtellen, und übten die größten Schandthaten ungeſtraft. Er ſtarb vergiftet durch ſeine zweite Gemahlin Agrippina, 63 Jahre alt, im 15. Jahre ſeiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähſchrift, welche den Titel Apokolokyntoſis führt.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der Wandsbecker Bote; iſt einer unſrer beſten und beliebteſten Volksdichter, deſſen proſaiſche und poetiſche Werke ein eigenthümliches Gepräge von Laune, Unbefangenheit und Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, im Holſteiniſchen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, bei Hamburg, ward 1776 Oberlandcommiſſär zu Darmſtadt, gab aber die Stelle auf, und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. 1778 wurde er Reviſor bei der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, welche Stelle ihm erlaubte, nach wie vor in ſeinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er ſammelte ſeine poetiſchen und proſaiſchen Aufſätze, die im wandsbecker Boten, einer politiſchen Zeitung, in den hamburgiſchen Adreßcomtoirnachrichten, im göttingiſchen Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. geſtanden hatten, und fügte noch ungedruckte hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des wandsbecker Boten." Man findet hier Lieder, Romanzen, Elegieen, Fabeln, Sinngedichte, proſaiſche Aufſätze mit einander abwechſeln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und ſuchen in einer natürlichen, gemeinverſtändlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichſam aus dem Munde eines ſpaßhaften Landboten) die Geſinnungen der Rechtſchaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. ſ. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laſter einzunehmen. Allenthalben herrſcht innige Empfindung, geſunder Verſtand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunſtwerk betrachtet möchte indes Manches, in Proſa und Verſen, eine ſtrenge Kritik nicht aushalten, wenn auch die Erfindungen glücklich und die Gedanken wahr ſind, ſo iſt doch der Plan ſelten tief angelegt, und der Ausführung ſchadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit ſtatt Neuheit, Poſſirlichkeit ohne Laune, ja in einigen iſt die Einfaſſung Alles; Schale ohne Kern. Die Eliſionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die ſich Claudius zum Behufe der Volksſprache erlaubte, hätte man nicht ſo eigenſinnig an ihm tadeln ſollen; aber zu wünſchen wäre, daß er ſeiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandheit gegeben haben möchte. In einem leiſen Hange zur ſogenannten geheimen Weisheit, zur Myſtik, und in dieſer frühern Richtung ſeines Verſtandes mag auch wohl der entfernte Grund der Erſcheinung liegen, daß Clau-

dius, der ſonſt ſo warm für Duldung, Preßfreiheit und Aufklärung ſprach, nachher einen entgegengeſetzten Ton anſtimmte. Er hat auch Terraſſon's Sethos, Ramſay's Reiſen des Cyrus, S. Martin's Schrift über Irrthum und Wahrheit, und Fenelon's Werke religiöſen Inhalts überſetzt. Mehrere ſeiner Lieder ſind von unſern beſten Tonkünſtlern in Muſik geſetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, daß er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Unabhängig in ſeinen Verhältniſſen, einfach und genügſam zu Hauſe, liebenswürdig in Geſellſchaft, verlebte er ein heitres und geachtetes Alter, und ſtarb 21. Jan. 1815 zu Hamburg an Entkräftung.

Clauſeln (im Juriſtiſchen), ſind diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Es gibt allgemeine und beſondre. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften Statt, dieſe nur bei einigen gewiſſen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte, des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredter als niedergeſchriebner Dinge, der Verletzung über oder unter die Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluſſe aller Verträge angehängt wird. Zu den beſondern werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Teſtamente, welches nicht als ſolches ſollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Mieths- und andern Geſchäften die Clausula cassatoria, wodurch feſtgeſtellt wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſt gehalten werden ſolle. In dem Wechſelrecht iſt die Clausula cambialis diejenige, nach welcher ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterlaſſung der perſönlichen Verhaftung unterwirft. Clauſel (in der Muſik). Vormals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommnen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den Kunſtwörtern Diskant-, Alt-, Tenor- und Baßclauſel. Die Diskantclauſel bewegt ſich nämlich entweder aus der zweiten oder ſiebenten Stufe in den Hauptton; die Altclauſel bleibt auf der Dominante, die Tenorclauſel tritt entweder, von der vierten, oder von der zweiten Stufe in die dritte und die Baßclauſel bewegt ſich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altſtimme die Tenorclauſel, oder in der Tenorſtimme die Diskantclauſel gebraucht. Man nannte dies eine Clausula affinalis oder peregrina.

Claves, Claviatur, ſ. **Clavis**.

Clavicylinder, ſ. **Chladni**.

Clavier, Clavichord, ein Claviaturinſtrument, welches ſich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterſcheidet, daß die Saiten viel länger ſind als die Reſonanzdecke, und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Taſten befeſtigt ſind (ſ. **Clavis**). Es hat erſt in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, ſeit man es bundfrei gemacht, ſeinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Menſuren dabei feſtgeſetzt hat, ſo daß ein gutes Clavier, bei deſſen Anſchlag man eine gehörig beobachtete Schwungkraft der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe genau, und deſſen Haltung einigermaßen beſtimmen kann, obwohl der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen iſt, von allen Claviaturinſtrumenten dasjenige bleibt, das ſich unter der Hand eines guten und die Eigenſchaften ſei-

nes Inſtruments benutzenden Spielers durch die mehrſten und feinſten Modificationen des Tons auszeichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfange des 11. Jahr. für den Erfinder des Claviers. Unter den ältern Anweiſungen, das Clavier zu ſpielen, zeichnen ſich die Werke von Johann Sebaſtian Bach und ſeinem Sohn, Carl Philipp Emanuel, aus; von den neuern möchten Türks Clavierſchule und A. F. Müllers Clavier = und Fortepiano = Schule die empfehlungswertheſten ſein. Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogne Claviermuſik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Inſtrumentalmuſik auf dem Clavier möglichſt wiederzugeben ſucht.

Clavier = oder Diskantſchlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Clavijo y Flaxardo (Don Joſeph), ein Spanier, welcher der Held oder vielmehr das Opfer der erſten Unternehmung ward, durch welche Beaumarchais ſich in der Welt bekannt machte. Er lebte ruhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und hatte mit Erfolg ein Journal, el Pensador betitelt, und einige andre nützliche Schriften herausgegeben, als ſein Verhältniß mit einer Schweſter von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr liebte, ihm eine Ehrenſache mit dem, mehr durch ſeinen Geiſt als ſeinen Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Leben gekoſtet, koſtete ihm aber wirklich ſeine Aemter und ſein Anſehn. Er überlebte um vieles dieſen Unfall, aber in einer Art von Verachtung, worein ſein gefährlicher Gegner ihn verſetzt hatte. Länger als zwanzig Jahre hat er die Herausgabe des Mercurio historico y politico de Madrid, womit er ſeit 1773 beauftragt worden, beſorgt; ferner hat er Buffon's Naturgeſchichte in's Spaniſche überſetzt (Madrid 1785 — 90, 12 Bände, 8.). Er war Vicedirector des naturhiſtoriſchen Kabinets und Vorſteher des Theaters de los Sitios, als er 1806 ſtarb. Weit entfernt, dem gehäſſigen Bilde zu gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijo ſanfte Sitten, ein redliches Herz, und einen erleuchteten Verſtand.

Clavis (Muſik), 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüſſel, d. i. die den Noten vorgeſetzte, ihre Gattung in Rückſicht der Höhe oder Tiefe beſtimmende Vorzeichnung (ſ. Schlüſſel); 2. heißt auch beſonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Inſtrumenten, jede einzelne Taſte, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch deſſen Anſchlag die Saite berührt, und der Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung, Claviatur, womit man den Inbegriff dieſer ſämmtlichen Taſten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieſelben ruhen, bezeichnet.

Clémence = Iſaure, eine edle Toulouſanerin, welche gegen das Ende des 13. Jahrh. die Liebe zur Dichtkunſt in ihrer Vaterſtadt wieder erweckte. Sie war die Tochter des Ludovic Iſaure und wurde 1464 auf dem väterlichen Landſchloß in der Nähe von Toulouſe geboren. In ihrem fünften Jahre verlor ſie ihren tapfern Vater durch den Krieg, und ihre fromme Mutter weihete die einzige Tochter durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau. Die junge Clémence wuchs an Geiſt und Schönheit, ſie hatte eine entſchiedne Vorliebe für Muſik, Dichtkunſt und Blumen. In der Einſamkeit, in welcher ſie erzogen wurde, war es ihre Lieblingsfreude, die Blumen ihres, mit hohen Mauern umgebnen Gartens zu pflegen. Als ſie eines Tages ihre Gießkanne in der Fontaine am äußerſten Ende des Gartens füllte, hörte ſie mit ſüßem Stau=

nen Harfenklänge und Geſang. Sie nähert ſich einer mit Epheu umrankten Stelle der Mauer und hört deutlicher die Namen: Raoul und Iſaure; ſie zieht die Epheuranken weg, Sonnenſtrahlen dringen durch eine breite Mauerſpalte in das düſtre Laubgewölbe, ein fremder Blick begegnet dem ihren und ſie eilt erſchrocken nach Hauſe. Iſaure nimmt ſich wohl vor, nicht wieder zur Fontaine zu gehen, aber — ihre Blumen wollen doch begoſſen ſein, ihre Gießkanne blieb dort ſtehen, und ſo iſt ſie den andern Tag faſt unbewußt wieder an derſelben Stelle. Nichts regt ſich, ſie kann ohne Furcht ſich umſehen, die Spalte ſcheint ihr erweitert und jetzt ſieht ſie deutlich einen jungen Knappen von lieblicher Geſtalt, ſeine Harfe lehnt an der Raſenbank, worauf er ſitzt, ſeine Blicke ſind auf die Mauer gerichtet. Sobald Iſaure die Epheuranken berührt, fällt eine daran gelehnte Schalmeye um, und augenblicklich ergreift der junge Troubadour ſeine Harfe und ſtimmt mit dem zärtlichſten Ausdruck das Minnelied an, deſſen Gegenſtand zu ſein Iſaure, nicht mehr bezweifeln kann. Er naht ſich bittend, ihn nicht zu fliehen, und ſieht, wie das ſchüchterne Mädchen, über die Fontaine hingebeugt, theilnehmend und verſtohlen nach ihm hinblickt. Ganz leiſe ruft er: Iſaure! Wie ein noch leiſerer Echoklang entſchwebt der Name Raoul! ihren Lippen; er wiederholt jetzt ohne Harfenaccorde den Schluß ſeiner Romanze:

„Vous avez inspiré mes vers,
„Qu'une fleur soit ma récompence.

Erröthend und zögernd zieht Iſaure ein Veilchen aus ihrem Strauß, ſteckt es raſch in die Mauerſpalte und eilt davon. Abends fragt ſie, ſcheinbar gleichgültig die gute Joſrande, ihre Amme, nach den Bewohnern des benachbarten Schloſſes. „Das iſt ein altes Stammſchloß der Grafen von Toulouſe, wo nur noch Geiſter hauſen; antwortet mit geheimen Grauen Joſrande, zum Glück hat unſer Schloßkaplan die Fontaine am dortigen Ende des Gartens eingeſegnet, da wagt ſich kein Geſpenſt hin.“ Iſaure fragt lächelnd, wie ſolche Geiſter wohl ausſehen möchten, und die furchtbare Schilderung Joſrandes beruhigt ſie völlig. Täglich kehrte ſie nun zur Fontaine zurück, täglich ſang der junge Troubadour Lieder der zarteſten Sehnſucht. Er deutete darin den Sinn der Blumen, und ſo wurden das Veilchen, die Lilie, das Tauſendſchönchen, die wilde Roſe und die Ringelblume, welche ſie ihm abwechſelnd reichte, die Dolmetſcher ihrer Gefühle; denn Iſaure erlaubte es ſich nicht, zu ſprechen. Ihr farbloſes, wollnes Gewand, ihre Kappe von Hermelin und der deutungsvolle Roſenkranz, den ſie beſtändig um den Hals trug, erklärten genug dies Schweigen. Nicht lange währte ihr ſtilles Glück. Raoul, der natürliche Sohn des Grafen Raymond von Toulouſe, folgte ſeinem Vater zum Heere, welches Thérouane in der Provinz von Artois zu Hülfe eilte gegen den Kaiſer Maximilian. In der merkwürdigen Schlacht bei Guinegaſte verloren beide glorreich ihr Leben. Nur die Religion vermochte den tiefen Schmerz der zärtlichen Iſaure zu lindern; ſie ſprach nun gern am Altar das Kloſtergelübde aus, welches ihrem Herzen ein Bedürfniß geworden war. Nur die Erinnerung der reinen Sängerliebe gab ihrem Daſein noch Reiz, ſie wollte ihr ein unvergängliches Denkmal ſtiften. Lange ſchon feierte man in Toulouſe nicht mehr das Dichterfeſt, welches zu Anfang des Jahrh. durch die fröhliche Geſellſchaft der ſieben Troubadours dort war geſtiftet worden. Clémence = Iſaure erneuerte es unter dem Namen der Jeux floraux (Blumenſpiele); hier beſtimmte ſie die fünf

verſchiednen Blumen, die ihre Minneſprache gebildet hatten, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreiſen (ſ. Bumenſpiele). Sie widmete ihr ganzes großes Vermögen dieſer Stiftung. Iſaure war ſelbſt Meiſterin in der fröhlichen Kunſt (gaye science) und dichtete, als ſie die Preisvertheilung zum 1. Mai beſtimmte, eine Frühlingsode, die ihr den Beinamen der toulouſiſchen Sappho erwarb.

Clemens XIV. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, war der Sohn eines Arztes und zu S. Arcangelo bei Rimini 1705 geboren. Mit ſeinem 18. Jahre trat er in den Minoritenorden. Er ſtudirte Philoſophie und Theologie, ward bald ſelbſt Lehrer und gewann die Achtung und Liebe ſeiner Schüler; er flößte ihnen erhabne Geſinnungen und Gefühle ein, und ſuchte ſie von Kleinlichkeiten und allem mönchiſchen Weſen frei zu machen. Der ſcharfblickende Benedict XIV., erzählt man, legte einſt die Hand auf das Haupt Ganganelli's und ſagte zu dem General ſeines Ordens: „Nehmt dieſen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch angelegentlich.“ Unter der Regierung dieſes Papſtes erhielt Ganganelli den wichtigen Poſten eines Rathgebers des heiligen Stuhls. Benedict, der das deutſche Phlegma mit der italieniſchen Lebhaftigkeit in ihm vereinigt ſah, fragte ihn oft nach ſeiner Meinung. „Er verbindet,“ ſagte er, „feſte Urtheilskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſend Mal beſcheidner, als ein Unwiſſender, und ſo heiter als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte.“ Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Kardinalshut, aber wie ſchöne Tugenden und Talente er auch zeigte, ſo durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhle St. Peters einſt zu ſehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich über die Nothwendigkeit äußerte, dem Willen der Fürſten weislich nachgeben zu müſſen, ſchien nicht geeignet, ihm die übrigen Kardinäle geneigt zu machen. In den Congregationen, welche unter den Augen des Papſtes ſelbſt in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenheiten der Jeſuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papſtes und des Staatsſecretärs ſo ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römiſchen Hof nicht von ſeiner Höhe herabſtürzen ſehen,“ ſagte er unabläſſig, ſo muß man ſich mit den Fürſten ausſöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen.“ Dieſe Geſinnungen misfielen zu Rom, aber ſie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Beſchützer. Clemens XIII. ſtarb; das Conclave war ſehr ſtürmiſch und uneins, bis die überzeugende Beredtſamkeit des Kardinals Bernis entſchied, und Ganganelli, 19. Mai 1769, zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewohl er nicht Biſchof war. Kein Papſt war unter ſchwierigern Umſtänden gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte ſich einen Patriarchen geben; die Art, wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren; Polen ſuchte das päpſtliche Anſehn zu mindern; die Römer ſelbſt murrten. Clemens bemühte ſich zunächſt, die Fürſten auszuſöhnen, ſchickte einen Nuntius nach Liſſabon, unterdrückte die Bulle In coena domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spanien und Frankreich. Aufgefodert, das Schickſal der Jeſuiten zu entſcheiden, ſchrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geiſtlichen; ich darf einen be-

rühmten Orden nicht auflöſen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen." Endlich, nach mehrjährigen Unterhandlungen, gab er am 21. Jul. 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemtor noster, das die Geſellſchaft Jeſu aufhob. Aber ſeit dieſem Augenblicke führte er ein ſorgenvolles, von Furcht und Reue geängſtigtes Leben; ſeine Kräfte ſchwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit," ſagte er, „und ich weiß warum." Er ſtarb den 22. Sept. 1774. Dies Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, welche dadurch an Glaubwürdigkeit gewann, daß ſie der Papſt ſelbſt hegte und Gegengift nahm. Allein der Ausſpruch der Aerzte hat ſie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papſt auf dem römiſchen Stuhle geſeſſen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbſtſtändigkeit regiert hätte. Clemens zeichnete ſich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrſamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor ſeinen Vorgängern rühmlich aus, und beförderte Künſte und Wiſſenſchaften, unter andern auch durch die Stiftung des Clementiniſchen Muſeums, der ſchönſten Zierde des Vaticans.

Clement (Jacques), der Mörder Heinrichs III. von Frankreich, geb. im Dorfe Sorbon im Sprengel des Erzbisthums Rheims. Er war noch nicht lange im Orden der Dominikaner und fünf und zwanzig Jahre alt, als der Parteigeiſt der Ligue (ſ. d. Art.) den ſchwachköpfigen Schwärmer zur Ermordung des Königs (ſ. Heinrich IV.) aufreizte. Beſonders ermunterte ihn ſein Prior Bourgoing, dem er ſeinen Entſchluß anvertraute und ermahnte ihm zu beten und zu faſten, um den Willen Gottes zu erkennen. Man ſoll ihn ſogar eine nächtliche Stimme haben hören laſſen, die ihn zum Morde des Tyrannen aufrief. Die Herzogin von Montpenſier die Schweſter der Guiſen, (ſ. Guiſe, Heinrich) der Häupter der Ligue, wird beſchuldigt, ſeinen Entſchluß befeſtigt, und ihn durch die Verſicherung gereizt zu haben, daß er, wenn er Rettung fände, vom Papſte zum Kardinal erhoben, wenn er umkäme, aber unter die Zahl der Heiligen verſetzt werden ſollte. Der Schwärmer reißte im Julius 1589 von Paris ab, und begab ſich nach St. Cloud, wo der König ſich aufhielt. Der Generalprokurator, zu welchem man ihm führte, faßte einigen Argwohn und ließ ihn in der Nacht belauſchen, wo man ihn denn in tiefem Schlafe und in dem offen vor ihm liegenden Brevier die Stelle fand, wo von der Ermordung des Holofernes durch Judith die Rede iſt. Am folgenden Morgen vor dem König geführt, gab er vor, der Ueberbringer wichtiger Nachrichten von Paris zu ſein, aber während der König den Brief las, den der Verräther ihm gegeben hatte, durchbohrte ihn der Mönch und ließ das Meſſer in der Wunde. Die Höflinge, Lognac und Guesle, die auf des Königs Geſchrei wieder herein traten, erſtachen ſogleich, den Mörder. Clement's Leichnam ward auf einer Schleife zum Richtplatz geſchleppt, von vier Pferden zerriſſen und dann verbrannt. Die wilde Parteiwuth, deren Werkzeug er geworden war, betrachtete ihn als Märtyrer. Als ſeine Mutter einige Zeit nachher in Paris erſchien, ermahnten die Mönche das Volk, der heiligen Mutter des Heiligen entgegen zu ziehen. Sein Bild ward auf den Altären aufgeſtellt, und man wanderte nach St. Cloud, um die mit ſeinem Blute getränkte Erde aufzuſammeln. Selbſt Papſt Sixtus V. hielt dem Mörder eine Lobrede in der Verſammlung der Kardinäle und verglich ihn mit Judith u. Eleazar.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierſpieler, und der einzige, welchen die Italiener unſerm großen

Bach entgegenſetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Künſtler auf dem Clavier iſt, iſt er auch Tonſetzer für dieſes Inſtrument, für welches er zwar ſehr ſchwere, aber doch ſchöne und geſchmackvolle Werke ſetzte. Er befand ſich in den achtziger Jahren in Paris. Nachher ging er nach London, wo er eine große Muſikalien= und Pianofortehandlung errichtete. In den neueſten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compoſitionen zeichnen ſich durch verſtändigen Plan und Ordnung in den Ideen aus; ſie ſind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl iſt ſtrenge und immer rein. Im eignen Spiele hat er glänzende Ausführung und viel Geſchmack. Er improviſirt unübertrefflich.

Cleopatra od. Kleopatra. Mehrere egyptiſche Fürſtinnen ſind unter dieſem Namen bekannt; aber die berühmteſte war die älteſte Tochter des Ptolemäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin ſeines älteſten Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater ſtarb, und kamen unter die Vormundſchaft des Pothinus und Achilles, welche die Kleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten und ſie aus Egypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, verſammelte hier ein Heer und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend machen, als Cäſar (ſ. d. Art.) nach Alexandrien kam und ſich zum Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte in einer geheimen Zuſammenkunft den, für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für ſich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bruder einen Aufſtand in Alexandrien erregte, ſo gelang es doch Cäſarn, das Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzuſetzen. Pothinus aber wußte das Volk auf's neue aufzuwiegeln; es kam zu dem ſogenannten alexandriniſchen Kriege, und da der ältere Ptolemäus darin das Leben verlor, ernannte Cäſar jetzt die Cleopatra zur alleinigen Königin von Egypten; doch mußte ſie ihren eilfjährigen Bruder, den jüngern Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten annehmen. Cäſar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopatra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäſarion. Nach Cäſars Entfernung regierte ſie ungeſtört. Sie machte darauf eine Reiſe nach Rom, wo Cäſar ſie glänzend aufnahm und ihre Bildſäule neben die Statue der Venus in dem dieſer Göttin errichteten Tempel ſtellen ließ. Sie misfiel aber dadurch dem Volke, und kehrte bald in ihre Staaten zurück. Als ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht und ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangt hatte, vergiftete ſie ihn in dem vierten Jahre ſeiner Regierung. Jetzt herrſchte ſie allein. Während des römiſchen Bürgerkriegs trat ſie auf die Seite der Triumvirn, und ſegelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarſus zum Antonius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu verſuchen. Sie war damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchſten körperlichen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umgangs. Sie erſchien auf einem prächtig geſchmückten Schiffe unter einem Thronhimmel von Goldſtoff, als Venus gekleidet, umgeben von ſchönen Knaben und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof ausmachten. Hier feierte ſie ihre Zuſammenkunft mit Antonius durch die glänzendſten Feſte, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann nach Egypten zurück. Antonius eilte ſeiner Geliebten bald nach, überließ ſich mit ihr den ausſchweifendſten und koſtbarſten Vergnügungen, und verließ ſie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie begleitete ihn auf ſeinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er ſich am Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene,

Cypern, Cöleſyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien, und Kreta von ihm beſchenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. Antonius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Egypten zurück und erhob ſowohl den Cäſarion, als ſeine drei, mit der Kleopatra gezeugten Söhne zu Königen. Jetzt begann der Krieg zwiſchen Antonius und Octavian. Statt durch ſchnelle Schritte ſeinem Gegner zuvorzukommen, brachte Antonius in Geſellſchaft der Kleopatra ein ganzes Jahr unter Feſten und Zerſtreuungen in Epheſus, Samos und Athen zu, und beſchloß endlich, ſein Glück auf den Ausgang einer Seeſchlacht zu ſetzen. Bei Actium trafen die Flotten zuſammen. Kleopatra, welche mit 60 Schiffen den Antonius verſtärkt hatte, ergriff plötzlich die Flucht und führte dadurch den Verluſt der Schlacht herbei, denn Antonius eilte, wie vom Wahnſinn befallen, ihr nach. Sie flohen nach Egypten, und erklärten dem Octavian, daß ſie hinfort im Privatſtande leben wollten, wenn nur Egypten den Kindern der Kleopatra bliebe. Octavian aber foderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieſer zu vertheidigen eilte. Kleopatra beſchloß, ſich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte ſie durch geheime Botſchafter zu beruhigen. Dieſe Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um ſich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg ſich in das von ihr erbaute und zu ihrem eignen Grabmal beſtimmte Monument bei dem Tempel der Iſis, und ließ die Nachricht verbreiten, daß ſie ſich ſelbſt getödtet habe. Antonius ſtürzte ſich in ſein Schwert, ward, noch ehe er ſtarb, von dem Leben der Kleopatra benachrichtigt, ließ ſich zu ihr tragen und ſtarb in ihren Armen. Jetzt gelang es dem Octavian, ſich der Kleopatra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schönheit davon zu tragen. Da aber ihre Künſte an ſeiner Kälte ſcheiterten, und ſie wohl einſah, daß er ihr Leben nur friſten wolle, um ſie im Triumph aufzuführen, beſchloß ſie, dieſer Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Feſt an, entfernte ihre Wachen, und ſetzte ſich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr, unter Blumen verſteckt, gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß ſie in wenig Minuten ohne Schmerz verſchied. Octavian ließ ihr Bildniß mit einer Schlange unterm Arm bei ſeinem Triumphzuge prangen. Ihr Leichnam ward neben dem des Antonius beigeſetzt. Sie war 39 Jahre alt und hatte 22 Jahre regiert.

Clerfayt, Graf, einer der berühmteſten öſterreichiſchen Feldherren neuerer Zeit, war 1733 im Schloſſe Bruille, bei Binch im Hennegau geboren, widmete ſich den Waffen, und zeichnete ſich bald darin aus. Seine Thaten im ſiebenjährigen Kriege, vorzüglich bei Prag, Liſſa, Hochkirchen und Liegnitz, auch bei Callefat über die Türken, erwarben ihm die Ehre, einer der erſten zu ſein, denen Maria Thereſia ihren, 1757 geſtifteten Orden ertheilte. Bei dem Aufſtande in den Niederlande 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vorſchläge zur Untreue gegen Joſeph II. 1788 und 1789 focht er als Generalfeldmarſchalllieutenant gegen die Türken, und erhielt 1790 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Thereſienordens. 1792 befehligte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog ſich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, ſetzte ſich nach der Niederlage bei Jemappes hinter der Roer, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Maſtricht auf, focht dann be

Nerwinden, Quiévrain, Hanſon und Famars und nahm Le Quesnoi ein. 1795 erhielt er den Feldmarſchallsſtab und den Oberbefehl der kaiſerlichen Heere am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöſt, trat in den Hofkriegsrath und ſtarb 1798 in Wien. Die Stadt errichtete ihm ein prächtiges Grabmal. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenſchaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menſchen. Seine Guts-Unterthanen hatten den mildeſten Herrn an ihm. Seine Börſe hatte ſtets jedem Verdienten und Bedürftigen ſeiner Untergebnen offen geſtanden, und den Tag vor ſeinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldſcheine. Er war gewöhnlich einfach in ſeiner Kleidung, aber, wenn es gegen den Feind ging, zeigte er ſich nie anders als in Staatsuniform und mit ſeinen Orden geſchmückt. „Der Tag der Schlacht", ſagte er, „iſt des Kriegers Ehrentag."

Cleve, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums, jetzt die des gleichnamigen Regierungsbezirks (51 Q. M. 210,000 Einw.) liegt in einer angenehmen Wieſenfläche, mit Alleen, fruchtbaren Thälern und anmuthigen Hügeln, eine Stunde vom Rheine, mit dem ſie durch einen Kanal verbunden iſt, und an dem Flüßchen Kermisdal. Die Stadt enthält 1000 Häuſer mit 6000 Einwohnern, iſt im Ganzen wohlgebaut, und beſteht aus der obern, auf Hügeln gelegnen Stadt und aus der untern. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenburg, iſt ſehr alt. Die Einwohner unterhalten Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt ſind bemerkenswerth: der jenſeits des Kanals gelegne Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moriz von Naſſau-Siegen herrührende Anlage, und der Thiergarten mit ſeinen trefflichen Baumreihen, Springbrunnen, Waſſerfällen und mit einem Geſundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, iſt das Grabmal des Prinzen Moriz. Er ruhet in einem eiſernen Sarkophag, umgeben von dem bei Cleve ausgegrabenen Inſchriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberreſten des römiſchen Alterthums. Das ehemalige Herzogthum Cleve erwarb Preußen bereits 1609.

Clienten, hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den höhern Klaſſen ſich einen Patron wählten, deſſen Pflicht es war, ihnen in Rechtsſachen beizuſtehen, für ſie väterlich zu ſorgen, und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verſchaffen. Sie mußten dagegen die Töchter ihres Patrons ausſtatten, wenn es dieſem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von Feinden gefangen genommen worden, loskaufen, und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenſeitig hatten ſie die Pflicht, einander nicht zu verklagen, noch gegen einander zu zeugen, ſich überhaupt auf keine Weiſe etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieſes Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer deſto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Geſetze, daß derjenige, der ſeine Pflicht als Patron oder Client verletzte, von Jedermann todtgeſchlagen werden könne. Auch findet ſich in einem Zeitraume von 600 Jahre keine Spur von Mißhelligkeiten zwiſchen den Patronen und Klienten; erſt unter den Kaiſern hörten die alten Verpflichtungen auf. 2) Bei uns bezeichnen die Namen, Patron und Klient, einen Sachwalter und denjenigen, deſſen Sache er führt.

Clifford (Georg), Graf von Cumberland, Ritter des Hoſenbandordens, ein, durch ritterliche Uebungen und durch Thaten zur See

ausgezeichneter Edelmann unter Eliſabeth von England, war 1558 in Brougham-Caſtle in Weſtmoorland geboren, zeigte ſich in Turnieren und dergleichen ſtets als Ritter der Königin, und erhielt einen Handſchuh von ihrer Hand geſchenkt, den er bei feierlichen Gelegenheiten an ſeinem Halſe trug. Er rüſtete oft Schiffe aus, erhielt auch königliche, mit denen er größtentheils glückliche Streifzüge gegen die Spanier machte, und war Befehlshaber der Flotte, welche gegen die ſogenannte Armada geſandt wurde. Auch war er einer der Pärs, welche Maria Stuart richteten. Endlich hatte er noch einen bedeutenden Antheil an der Gefangennehmung des Grafen Eſſex. Obgleich ihm ſeine Capereien gegen die Spanier unermeßliche Reichthümer zugeführt, ſo hatte er ſolche doch, theils durch Ausrüſtungen von Schiffen und beſonders durch Aufwand bei Ritterfeſten, Pferderennen ꝛc. ziemlich wieder verſchwendet, als er 1605 ſtarb. Clifford (George), ein in naturhiſtoriſcher Hinſicht merkwürdiger, und vorzüglich durch Linné bekannter Rechtsgelehrter zu Amſterdam. Er hatte auf ſeinem Gute Hartecamp, zwiſchen Amſterdam und Harlem, den prächtigſten und mit Pflanzen aus allen Welttheilen am reichſten verſehnen Garten ſeiner Zeit in ganz Europa, eine zahlreiche Menagerie von vierfüßigen Thieren und Vögeln aller Art, ein vollſtändiges naturhiſtoriſches Muſeum, worin beſonders aus vielen Ländern eingeholte Herbarien und eine dazu paſſende Büchersammlung. Linné war eine Zeitlang Hausarzt bei Clifford und Aufſeher über deſſen Garten, und gab eine Beſchreibung der darin enthaltnen ſeltnen Pflanzen, unter dem Titel: Hortus Cliffortianus heraus, welches Clifford mit großer Pracht drucken ließ. Nach ihm nannte Linné die dort befindliche Art Piſang, Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima od. Klima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Klimate und bezeichneten mit dieſer Benennung die Flächenräume zwiſchen den, mit dem Aequator gleichlaufenden Kreiſen, welche ſie in Gedanken in ſolchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem Kreiſe bis zu dem nächſtliegenden die Zeitdauer des längſten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieſer Eintheilung gab es alſo vom Aequator, wo der längſte Tag 12 Stunden dauert, bis zu dem Polarkreiſe, wo er 24 Stunden beträgt, 24 Klimate. Vom Polarkreiſe an wächſt der längſte Tag ſo ſchnell, daß er einen Grad von demſelben weiter gegen den Pol ſchon einen Monat lang iſt. Dieſe ſogenannten kalten Zonen, nämlich die Gegenden vom nördlichen und ſüdlichen Polarkreiſe an bis zu den entſprechenden Polen, haben einige Geographen wieder in 6 Klimata getheilt. Uns hat eine genauere Bekanntſchaft mit den verſchiednen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht blos von der geographiſchen Breite abhängen, ſondern daß mancherlei örtliche Urſachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein, dem Aequator näher gelegnes Land wärmer ſein ſollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Klima einen andern Begriff und verſtehen darunter das, einem jeden Lande eigne Verhalten der Witterung in Hinſicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Näſſe, Fruchtbarkeit und Wechſel der Jahreszeiten. So verſchieden die Beſchaffenheit des Klimas iſt, ſo verſchieden ſind auch ſeine Urſachen, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem ſichern allgemeinen Ergebniſſe gelangen können. Im Allgemeinen bleibt jedoch die geographiſche Breite der Hauptumſtand, welchen

man bei Betrachtung des Klimas eines Landes zu berückſichtigen hat. Der höchſte Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringſte (oder die höchſte Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwiſchen liegenden Oerter haben ſehr verſchiedne Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beſchaffenheit. Unter der Linie ſelbſt iſt die Hitze nicht gleich groß. Fürchterlich wirkt ſie in den Sandwüſten Afrika's, beſonders auf der Weſtküſte, auch in Arabien und Indien; höchſt gemäßigt zeigt ſie ſich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchſte afrikaniſche Hitze hat man auf 70° nach Reaumur beſtimmt. Von dem höchſten Kältegrad unter den Polen läßt ſich nicht beſtimmt urtheilen, weil bis dahin noch kein Menſch vorgedrungen iſt. Von der geographiſchen Breite iſt die verſchiedne Mittagshöhe der Sonne und ihr Verweilen über dem Horizonte abhängig. Je beträchtlicher jene Höhe und je größer jene Zeitdauer, deſto wärmer iſt, ohne Rückſicht auf örtliche Umſtände, ein Land. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht einen andern wichtigen Beſtimmungsgrund des Klima's aus. Nicht zu überſehen iſt aber inſonderheit die Beſchaffenheit der Erdoberfläche ſelbſt. Die Wärme nimmt zu mit der Kultur des Bodens. So hat unſer Deutſchland ſeit mehr als tauſend Jahren ein beträchtlich wärmeres Klima durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Austrocknung von Sümpfen und Moräſten gewonnen. Ohne Zweifel hat auch die mineraliſche Maſſe, welche die oberſte Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf ſeine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimt eine viel ſtärkere Hitze an, als Letten. Wieſenflächen ſind im Sommer lange nicht ſo heiß, als kahler Boden. Einen entſchiedenen Einfluß auf das Klima haben die Winde, denen ein Land ſeiner Beſchaffenheit nach vorzugsweiſe ausgeſetzt iſt. Wehen in einem Lande viel Nord- und Oſtwinde, ſo muß es bei gleicher topographiſcher Breite kälter ſein, als ein andres, in welchem die mildern Süd- und Weſtwinde häufig ſtreichen. Die Abwechſelungen in der Witterung ſind innerhalb der beiden Wendekreiſe am geringſten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpunkte ſteht, unerträglich ſein würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengeſetzten Hälfte der heißen Zone, alſo immer mehr aus dem Scheitelpunkte, ſo entſteht die lieblichſte Witterung. Lima und Quito in Peru ſollen das ſchönſte Wetter auf der Erde haben. Größer ſind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreiſe, deſto beträchtlicher werden die Unterſchiede zwiſchen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, beſonders um den 59 und 60°, haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80° Fahrenheit, wie ſie die Länder um 10° näher an der Linie kaum haben. In Grönland iſt im Sommer die Hitze ſo groß, daß das Pech an den Schiffen ſchmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenſtrahlen um die Zeit des längſten Tags eben ſo ſchief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch iſt dort die Wärme zuweilen derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne faſt immer über dem Horizonte iſt. Unter den Polen iſt das Klima vielleicht das beſtändigſte. Dort ſcheint immerwährend eine ſo heftige Kälte zu herrſchen, als wir hier in unſern Gegenden nicht kennen. Selbſt mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkte ſelbſt volle ſechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismaſſen empfinden von den ſchrägen, ſchwachen Son-

nenſtrahlen keine merkliche Wirkung und ſchienen ſich bisher mit jedem Jahre zu vermehren; ein bemerkenswerther Umſtand, da unbezweifelte Spuren einer, in frühern Jahrhunderten Statt gefundenen größern Bewohnbarkeit dieſer jetzt verlaſſenen Gegenden vorhanden ſind. In den letzten Jahren aber haben ſich ungeheure Strecken dieſes, wenn man ſo ſagen darf, Continents von Eis getrennt, und ſind in die ſüdlichen Meere hinabgeſchwemmt worden. Auf dieſen Umſtand gründete die engliſche Regierung einen Plan, den Nordpol zu erreichen, und rüſtete zu dem Ende mehrere Fahrzeuge aus. Die Kapitaine Roß und Parry drangen nach einander möglichſt weit in das Meer der Polarinſeln. Unter dem Letztern ging 1821 eine zweite Expedition dahin ab, welche noch nicht zurückgekehrt iſt. Gleiche Anſtrengungen machten die ruſſiſche und die nordamerikaniſche Regierung und auch eine Geſellſchaft Britten zu Schlitten, deren Erfolge erwartet werden.

Climakteriſch werden in der Phyſiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menſchliche Körper, nach beſtimmten Naturgeſetzen anfängt, in ſeinen phyſiſchen Kräften abzunehmen, und ſich bei den Männern dem Greiſenalter, ſo wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Zeit klimakteriſch genannt, wo ſie ihre Reinigung verlieren.

Climax, in den Redekünſten die Steigerung, Gradation (ſ. d.)

Clinik od. Klinik. Die Ableitung dieſes Wortes von dem griechiſchen κλινη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen ſoll, um in der Erſcheinung ſelbſt den wahren Charakter der Krankheitszeichen, ihren Gang und ihr verſchiednes Ende nebſt allen Einzelnheiten der Behandlungsart kennen zu lernen. Die Clinik lehrt alſo die einzelnen Krankheiten erkennen, beurtheilen und heilen, und ſomit die theoretiſchen mediciniſchen Kenntniſſe bei dem Kranken in Anwendung bringen. Sie erfodert demnach eine genaue Beobachtung der Krankheit, wie ſie ſich in der Natur darſtellt, und führt zu derſelben; ſie bildet die echte Erfahrung. Welche wahre Fortſchritte hätte die Medicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erſpart worden, wenn der öffentliche Unterricht ſtets dieſer natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und beſtimmte Begriffe zu geben, und ſie mit der Anwendung der Vorſchriften vertraut zu machen, die der dogmatiſche Unterricht immer unbeſtimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Asklepiaden für den kliniſchen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Ergebniſſe davon ſtets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichſam ererbte Erfahrungslehre mit allem, was er auf demſelben Wege an gründlichen Kenntniſſen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum beſondrer Familien zu ſein, und man entfernte ſich bald von dem ſtrengen Wege der Beobachtung, den er ſo ſehr empfohlen hatte. Die noch ſchwankenden Fortſchritte der Anatomie und Phyſiologie, das anhaltende Studium der Philoſophie des Ariſtoteles und endloſes Streiten über die Natur des Menſchen, die Krankheiten und Heilmittel, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit der Aerzte, die weiſe Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beſchreiben, wurde vernachläſſigt. Die Hoſpitäler dienten bei ihrem Urſprunge mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Chriſten, als zur Vervollkommnung der Medicin. Die Schule von Alexandria war damals ſo berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus ſagt, ihre fleißige

Beſuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andre alte, zwar minder bekannte, aber ſehr blühende Schule war zu Niſapur in Perſien, und es iſt zu bemerken, daß die Hoſpitäler daſelbſt ſchon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich dieſe glückliche Idee zuſchreibt, mit den mediciniſchen Schulen in Verbindung gebracht waren. Dieſe, vom Kaiſer Aurelian geſtiftete Schule beſtand aus griechiſchen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Oriente wieder erweckten; ſie erhielt ſich mehrere Jahrhunderte, und in ihr bildeten ſich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmteſten arabiſchen Aerzte. Um dieſelbe Zeit ſtand der berühmte Johannes Mesve aus Damascus dem Hoſpitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche in demſelben befolgt wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabiſchen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbariſchen Periode das Schickſal der übrigen Naturwiſſenſchaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen ſich langſam oder gründlich in einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung der Univerſitäten ſchien geeignet, die Studien, beſonders in Spanien, wiederherzuſtellen, und eben zur Zeit der Araber beſaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hoſpitäler, wo junge Aerzte ſich bildeten. Aber die kliniſchen Studien wurden faſt ganz vernachläſſigt. Statt die Geſchichte der Krankheiten mit Eifer zu ſtudiren und zu ergründen, ſchwatzte man über die unnützeſten Dinge. Nicht erſprießlicher waren die Reiſen, die man in derſelben Abſicht im 12. oder 13. Jahrh. nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich beſuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht der Medicin ſich auf einfache Vorleſungen und ewige Commentationen der dunkelſten Gegenſtände beſchränkte. Selbſt als man zu Ende des 15. Jahrhunderts die Werke der alten griechiſchen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, ſich mit Erklärungen und Wortſtreiten zu beſchäftigen. Es verfloſſen noch zwei Jahrhunderte, bis zur Wiederherſtellung der kliniſchen Studien. Als die Begründer derſelben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des 17. Jahrh. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Straßburg, um dieſe Zeit kliniſche Inſtitute errichtet zu haben. Aber welches waren Reſultate die davon? Wo findet man die befolgte Methode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten ſie auf die Ausübung der Arzneikunde? Boerhave ſelbſt, der 1714 den kliniſchen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortſetzte, hat von den Tagebüchern ſeiner Beobachtungen keine Rechenſchaft gegeben, und ſich darauf beſchränkt, in ſehr merkwürdigen akademiſchen Reden allgemeine Grundſätze der Medicin aufzuſtellen. Der Einfluß dieſer berühmten Schule wurde zunächſt in Edinburgh, und ſpäter in Wien bemerkbar; zwei Schulen, deren Ruf in der Klinik bald Leyden, ihre gemeinſchaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmteſten Lehrer der praktiſchen Arzneikunde zu Edingburgh, der Doctor Cullen, hing zu ſehr an den ſpitzfindigen Theorien über den kranken Organismus und die Entwicklung der nächſten Urſachen der Krankheiten, als daß er in ſeinen Vorleſungen eine ſtrenge Methode hätte befolgen und die genaue Geſchichte der in den Krankenſtuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten zur Baſis nehmen können. Was im Laufe des 18. Jahrh. in Italien, Deutſchland und Frankreich für kli-

niſche Inſtitute geſchah, beweiſt einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzuſehen anfing, andrer Seits, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung ſolcher Anſtalten verbunden iſt. Wir gehen ſogleich auf die wiener Schule über, die durch van Swieten, de Haen und beſonders durch Stoll ein Muſter des kliniſchen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorleſungen in den Hoſpitälern ſelbſt hielt und zur Einfachheit der griechiſchen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hoſpitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpunkte der allgemeinen Wiederherſtellung der mediciniſchen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erſt damals wurde der kliniſche Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrſtühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für ſeltne Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Ein Hauptzweck des kliniſchen Unterrichts iſt eine methodiſche Beſtimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der, durch die Oertlichkeit und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen. Hierin ſind auch die glücklichſten Fortſchritte gemacht worden, da nun auf dem, von Hippokrates bezeichneten Wege Sydenham, Stoll, Hufeland, Hildebrand, Schäffer u. A. m. rühmlich fortſchritten. Die Verbeſſerung dieſes Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwiſſenſchaften mußte eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt, daß der kliniſche Unterricht den wiſſenſchaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandſchaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf dieſe Weiſe konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodiſches Ganzes bilden.

Clinton (Sir Henry), berühmter engliſcher Feldherr im amerikaniſchen Freiheitskriege. Nachdem er den hannöverſchen Krieg mitgemacht hatte, ging er als Generalmajor unter Howe 1775 nach Amerika, und focht mit Auszeichnung. 1778 übernahm er an Howe's Stelle, der nach England zurückkehrte, in Philadelphia den Oberbefehl des Heeres. Waſhingtons Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlaſſen. Er machte einen geſchickten Rückzug nach New-York, wo er mehrere amerikaniſche Kaperſchiffe verbrannte. Im Januar 1779 nahm er Charlestown. 1780 wollte er die Franzoſen bei Rhode-Island angreifen, ward aber durch Waſhington daran verhindert. Jetzt verſuchte er durch Beſtechung zu ſiegen. Er gewann den General Arnold, ihm dem Poſten von Weſt-Point zu überliefern. Der Plan ſcheiterte jedoch durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correſpondenz überbrachte. 1782 ward er abgerufen und durch Carleton erſetzt. In London gab er 1784 „Bemerkungen über die Geſchichte des amerikaniſchen Krieges“ heraus. Er ſtarb als Gouverneur von Gibraltar daſelbſt 1795. — Clinton (Georg), Vicepräſident der vereinigten Staaten von Nordamerika, war 1739 in Neu-England geboren, diente unter ſeinem Vater, dem Oberſten Clinton, als Lieutenant in dem Kriege gegen Canada, ward nach dem Frieden Advocat, 1773 Repräſentant ſeiner Provinz bei der Kolonial-Verſammlung, wo er ſich als einen feſten Gegner der gewaltthätigen engliſchen Maßregeln zeigte, und dafür 1775 zum Mitgliede des Congreſſes erwählt wurde, den er aber ſelten beſuchte, da er lieber als General-Brigadier den Freiheitskrieg mitmachte. 1777 ward er Gouverneur von New-York, und hat während ſeiner mehr als dreißigjährigen

Verwaltung den Wohlſtand dieſer Provinz auffallend gehoben. 1804 endlich ward er zum Vicepräſidenten der vereinigten Staaten und Präſidenten des Senats erwählt. Hier erwarb er ſich ein großes Verdienſt um ſein Vaterland, indem er 1811, trotz allem Widerſtande, die Aufhebung der General-Bank der vereinigten Staaten durchſetzte, und ſo den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der engliſchen Kaufleute, welche faſt alle Actien an ſich gekauft hatten, vernichtete. Er ſtarb in Waſhington 1812, von allen ſeinen Mitbürgern aufrichtig geehrt und beweint.

Clio od. Klio, Tochter Jupiters und der Mnemoſyne, die Muſe des Ruhms und der Geſchichte. Ihre Attribute ſind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten und eine Bücherrolle in der Linken. (S. Mythologie [griechiſche.])

Clive (Robert), riß in einem Zeitraume von zehn Jahren die engliſch-oſtindiſche Compagnie aus den verzweifeltſten Umſtänden und eroberte ihr durch Klugheit und Muth, mit Gefahr ſeines Lebens ein weit größeres Land, als England ſelbſt iſt. Er war der Sohn eines engliſchen Rechtsgelehrten, und 1725 in Shropſhire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in ſeiner frühen Jugend war er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegner Knabe. 1743 ging er in die Expeditionskanzlei der oſtindiſchen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete ſich ihm eine angemeſſenere Laufbahn. Die öſterreichiſche Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küſte von Koromandel bisher auf ihre Feſtung Pondichery und einige Handelshäuſer beſchränkten Franzoſen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet anſehnlich erweitert, ſondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1746 Kriegsdienſte, und wohnte dem vergeblichen Angriffe auf Pondichery bei, worauf bald der aachner Friede folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das Syſtem an, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu miſchen, um daraus Vortheil zu ziehen. Der rechtmäßige Fürſt von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden, und ſuchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu ſeiner Unterſtützung abgeſchickten Truppen war auch Fähndrich Clive, und hatte an der Eroberung der Feſtung Devicotta den entſchiedendſten Antheil. Der Rajah bequemte ſich zum Frieden und überließ den Engländern die Feſtung mit einem bedeutenden Landſtriche. Clive erhielt darauf die einträgliche Kriegszahlmeiſterſtelle. Aber ſchon 1750 brachen im Karnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterſtützte. Jener hatte ſeine Hauptſtadt Arcot verlaſſen und in die Feſtung Tritchinapoli flüchten müſſen, wo er belagert wurde. Die Engländer beſchloſſen, ihm beizuſtehen, und Clive vertauſchte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapoys eroberte er Arcot, wo er ſieben Wochen lang eine harte Belagerung ausſtehen mußte, bis endlich die Franzoſen und ihre Verbündeten, nach großem Verluſte, ſich zum Abzuge genöthigt ſahen. Nicht minder glücklich war er in mehrern Gefechten gegen den weit überlegnen Feind, und durch die Entſetzung von Tritchinapoli gelang es ihm, die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wieder herzuſtellen. In demſelben Jahre mußte Clive ſeiner Geſundheit wegen nach England zurückkehren; er war ſchon früher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, an welcher er nachher noch oft und lange litt.

Xber 1755 ging er als Obriſtlieutenant und Gouverneur des Forts David wieder nach Indien, und half, noch ehe er ſeinen Poſten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in ſeinem faſt für unüberwindlich gehaltnen Raubneſte Gheria bezwingen. Um dieſe Zeit geſchah die grauſame Einnahme und Plünderung der engliſchen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay, verſchiedne Kriegsſchiffe, und Madras den Oberſten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges ſchickte. Er vereinigte ſich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeſeite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erſchien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie. Clive leitete in dieſer kritiſchen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelſt eines nächtlichen Ueberfalls bis in's Hauptquartier vorzudringen, oder ſich des Geſchützes zu bemächtigen. Die Wachſamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indes machte ſie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraya Dowla allen Schaden erſetzen und der Präſidentſchaft erlauben ſolle, Calcutta zu befeſtigen und alle Freiheiten, wie zuvor, dort auszuüben. Jetzt kam die Nachricht von dem zwiſchen England und Frankreich in Europa ausgebrochnen Kriege nach Oſtindien. Clive wünſchte dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die Franzoſen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Feſtung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieſer ein, unterſtützte aber zugleich die Franzoſen mit Geld, befahl ſeinen Heerführern, mit ihren Truppen die Feſtung zu decken und unterſagte den Engländern alle Feindſeligkeiten. Clive eroberte deſſen ungeachtet Chandernagor. Dieſer Schritt war das Zeichen zu einem neuen Kriege zwiſchen dem Nabob und den Engländern. Letztre ſahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten ſie nur dadurch von ſich abwenden zu können, daß ſie durch ein Einverſtändniß mit einigen misvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbeiführten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erſtem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung und ſicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entſchädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leiſtenden Beiſtand verſprach. Suraya Dowla ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey, in der Nachbarſchaft ſeiner Hauptſtadt; dort ſollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit ſeiner Mannſchaft zu ihm übergehen. Zwar liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffir's Aufrichtigkeit verdächtig machten, und es ſchien nicht rathſam, mit 3,100 Mann einen 50,000 Mann ſtarken Feind anzugreifen, wenn deſſen Befehlshaber einig waren; dennoch drang Clive bis Plaſſey vor, und ſetzte durch einen nächtlichen Angriff den Nabob dergeſtalt in Schrecken, daß er ſeine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte ſich darauf mit den Engländern, das ganze Lager ward erobert und die Hauptſtadt beſetzt. Der Nabob kam auf der Flucht um. Dieſe berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrſchaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26. Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Oſtindien machte, wie denn auch Mir Jaffirs Ernennung zum Nabob den erſten Grund zu dem großen Reichthum (vielleicht eine Million Pfund Sterling) legte, den jener für ſich er-

ward, indem er von dem neuen Nabob ein Geſchenk von 300,000 Pf. St. bekam. Die aus England nach Indien geſchickten Räthe ertheilten ihm unumſchränkte Gewalt. Als in Indien Alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und erhielt 1761 vom Könige den Titel, Baron von Plaſſey (zum Andenken des daſelbſt erfochtenen Sieges). Aber kaum drei Jahre darauf wankte die Macht der Engländer in Oſtindien von neuem und Clive ward 1765 als Ober-General und Gouverneur nach Calcutta zurückgeſandt. Bei ſeiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd, bereits geſchlagen, und der Mogul, der ſich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte ſich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umſtand Clive benutzte, ſich von dieſem die Belehnung über die Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu laſſen, und ſolchergeſtalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menſchen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrſchaft der Engländer zu bringen. Hierauf ſuchte er die Misbräuche zu mildern, welche zur Bedrückung der Eingebornen dort eingeriſſen waren, und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, womit es ihm jedoch nicht glückte. 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hoſenbande ernannt. Als nach ſeiner Abweſenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünſtige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerotte nahe war, ward eine Unterſuchung verhängt. Clive ward vom Parlamente in Anſpruch genommen, und man trug 1773 darauf an, daß er wegen Gewaltenmisbrauchs und wegen ſeines dadurch unrechtmäßig erworbnen Vermögens angeklagt werden ſollte. Er vertheidigte ſich aber und ward vom Unterhauſe mit der Erklärung freigeſprochen, daß er dem Vaterlande große Dienſte geleiſtet habe. Beim Ausbruche des amerikaniſchen Krieges wurde ihm der Oberbefehl angetragen; allein er lehnte es, ſeiner immer ſchwächer werdenden Geſundheit wegen, ab. Er erſchoß ſich in einem Anfalle der ſchon erwähnten Schwermuth 1774.

Clodius (Chriſtian Aug.), ein deutſcher Schriftſteller, deſſen Einfluß auf ſein Zeitalter nicht verkannt werden kann, geb. 1738 zu Annaberg in Sachſen. Schon früh verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren ſeine liebſten Geſellſchafter. 1756 bezog er die Univerſität Leipzig, um Theologie zu ſtudiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach zwei Jahren, in's väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntſchaft mit dem Dichter Kleiſt, dem Sänger des Frühlings, welcher als preußiſcher Major daſelbſt im Winterquartiere ſtand, ihn lieb gewann und ſein Talent zur Dichtkunſt entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellert's Umgang, hielt Vorleſungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und gab kurz darauf ſeine Verſuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weiſen, der Patriot, ein Vorſpiel, nebſt verſchiednen Prologen, die er für das Köchiſche Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit ſeine vorzüglichſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Er verheirathete ſich mit der geiſtreichen Schriftſtellerin Julie Stölzel, die 1805 ſtarb. 1782 erhielt er die Profeſſur der Dichtkunſt und fing 1784, als eine Fortſetzung ſeiner vermiſchten Schriften, eine Monatsſchrift unter dem Namen Odeum

an, die jedoch mit ſeinem unvermutheten Tode in demſelben Jahre ſchon wieder aufhörte. Unſern claſſiſchen Schriftſtellern iſt Clodius zwar weder als Dichter, noch als Proſaiſt beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftſteller vor keinem ſeiner Zeitgenoſſen zurücktreten. Man findet in ſeinen Werken Geſchmack, Gefühl, eine lebhafte Einbildungskraft und viel von dem Geiſte der Alten. Sein Sohn, Profeſſor zu Leipzig, hat ſich durch mehrere Schriften, namentlich einen Grundriß der allgemeinen Religionslehre, und ein Werk, betitelt: Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſein, ferner als Dichter und geſchmackvoller Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht.

Clodwig, oder Clodowig, König der Franken, geboren 465, folgte 481 ſeinem Vater Childerich als Oberhaupt des Stammes der fränkiſchen Salier, welche ein unfruchtbares und unfreundliches Land zwiſchen dem Meere, der Schelde, den Morinern und Nerviern bewohnten, aber vielen kriegeriſchen Muth beſaßen. Schon früher hatte dieſer Volksſtamm Einfälle in die Nachbargebiete gemacht, und ſich dort zu behaupten geſucht, war jedoch durch überlegene Kräfte in ſeine Wälder und Moräſte zurückgedrängt worden. Clodwig beſchloß, einen neuen Verſuch zu machen, verband ſich mit dem König von Cambrai, Ragnacar, und erklärte dem Syagrius, des berühmten Aëtius Sohne, der ſich zu Soiſſons als kaiſerlicher Statthalter befand, den Krieg. Bei der Abtei Nogent kam es zu einer Schlacht, in der die Römer eine Niederlage erlitten. Syagrius floh nach Toulouſe an den Hof des gothiſchen Königs Alarich, deſſen feigherzige Räthe den Unglücklichen an Clodwig auslieferten, der ihn umbringen ließ. Soiſſons war nun, ſeit 486, die Hauptſtadt des neuen Reiches der fränkiſchen Salier. Clodwig beherrſchte bei aller Rohheit ſeine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung, vornehmlich ſuchte er ſich die Freundſchaft der Geiſtlichen zu erwerben. Alle Städte in Belgia ſecunda unterwarfen ſich Clodwig, und ſelbſt Paris folgte 493 ihrem Beiſpiel und öffnete ihm die Thore. Im J. 496 zog er gegen die Alemannen, die ſich in Elſaß und Lothringen feſtgeſetzt hatten, und bemächtigte ſich ihrer Länder. Die Weſtgothen waren das furchtbarſte Volk für Clodwig in Gallien. Um ihnen deſto leichter widerſtehen zu können, ſuchte er die Freundſchaft der Burgunder und vermählte ſich mit Clotilde, einer Nichte des burgundiſchen Königs Gondebaud. Dieſe Fürſtin, die in der katholiſchen Religion erzogen worden, wandte ihren ganzen Einfluß an, um auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. In einer Schlacht gegen die Alemannen ſieht ſich Clodwig hart bedrängt, und ruft in der Noth den Gott Clotildens und der Chriſten an. Der Sieg wandte ſich zu ihm. Jetzt ward es dem beredten St. Remigius leicht, ihn zu überzeugen, daß dieſer Gott der einzig wahre ſei. Clodwig nahm das Chriſtenthum an, foderte ſeine Franken gleichfalls dazu auf, und ließ ſich am 25. Dec. 496 mit mehrern tauſend Franken, Männern und Weibern, zu Rheims feierlich taufen; der heilige Remigius vollzog nach der Taufe an Clodwig auch die Salbung. Dieſer Bekehrung wegen, weniger aus Furcht vor ſeiner Uebermacht, unterwarfen ſich Clodwigs Scepter 497 die Städte von Armorica, wodurch deſſen Reich fruchtbare Landſchaften und tapfere Völkerſchaften gewann. Jetzt waren, außer den Franken, nur noch zwei mächtige Völker in Gallien, die Burgunder und die Weſtgothen. Die Burgunder ſtanden unter zwei

Königen, Godegiſel und Gondebaud. Clodwig richtete zunächſt ſeine Waffen gegen Letztern, deſſen Länder ſich von den Vogeſen bis an die Alpen und die Meeresküſte von Marſeille erſtreckten. In der Nähe von Dijon trafen Beider Heere auf einander. Gondebaud, der ſich kurz vorher von Godegiſel treulos verlaſſen ſah, mußte dem ſiegreichen Clodwig Lyon und Vienne überlaſſen und floh nach Avignon. Hier ſchloß er Frieden. Clodwig kehrte mit reicher Beute heim, und war ſpäterhin klug genug, Gondebauds Treuloſigkeit, womit derſelbe die eingegangnen Verpflichtungen brach, ungeahndet zu laſſen, und einen neuen Bund mit ihm zu ſchließen, da er die Gothen zu fürchten hatte. Um dieſelbe Zeit, 507, wählte Clodwig Paris zur Hauptſtadt ſeines Reiches. Die Streitigkeiten mit den Gothen ſchienen nach einer perſönlichen Zuſammenkunft Clodwigs und Alarichs, gütlich beigelegt werden zu ſollen; bald aber brachen die Feindſeligkeiten aus, und ſüdlich von Poitiers zwiſchen den Flüſſen Vonne und Clouère kam es zur Schlacht. Clodwig erlegte mit eigner Hand ſeinen Gegner Alarich, gewann einen vollſtändigen Sieg, eroberte Aquitanien, nahm ſeine Winterquartiere zu Bordeaux, und ſchickte die, zu Touloufe befindlichen Schätze nach Paris. Aber der Oſtgothenkönig Theodorich konnte den gänzlichen Untergang der Weſtgothen nicht zugeben, und bereitete ſich zum Angriff. Da nun zu gleicher Zeit die Franken vor Arles und Carcaſſone Unfälle erlitten, ſo gab Clodwig den Friedensvorſchlägen Gehör, und begnügte ſich mit der Erwerbung Aquitaniens. Nach dieſer Eroberung empfing Clodwig die Ehre des Conſulats vom Kaiſer Anaſtaſius. Der König der Franken, ſein Haupt mit einem Diadem ſchmückend, erſchien in der Kirche St. Martin zu Tours, gekleidet in einer Tunica und einem Purpurmantel, und ward von dem Volke als Conſul und Auguſtus begrüßet. Jetzt richtete Clodwig ſein ganzes Augenmerk auf die Befeſtigung ſeiner Macht, und befleckte ſeinen Ruhm durch Mordthaten und Grauſamkeiten, ſtarb aber den 26. Nov. 511, nachdem er 30 Jahre regiert hatte. Er hinterließ vier Söhne, die ſeine Länder unter ſich theilten. Fünf und zwanzig Jahre ſpäter erlag das Reich der Burgunder der Macht der Franken; die Oſtgothen mußten ihnen Arles und Marſeille abtreten, und Juſtinian geſtand ihnen die Souveränität über Gallien zu. Als Geſetzgeber machte ſich Clodwig durch die Sammlung des ſaliſchen Geſetzbuches verdient (ſ. Salier.) Noch im letzten Jahre ſeiner Regierung hatte er nach Orleans ein Concilium berufen, von dem ſich die Rechte herſchreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern katholiſchen Fürſten in Kirchenſachen gegen den Papſt in Anſpruch nehmen.

Clootz, Baron von, berüchtigter politiſcher Schwärmer, unter dem Namen Anacharſis Clootz bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftſtellers Cornelius von Pauw, und ward ſchon im eilften Jahre nach Paris auf die Schule geſchickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er ſich ſein ganzes Leben lang der ausſchweifenden Willkür ſeines lebhaften Geiſtes und ſeiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Geſetzgeber ohne Prüfung und Leitung und wollte den Völkern Geſetze geben. Noch ſehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreiſte er Deutſchland, Italien, England und einige andre Gegenden von Europa unter dem Namen Anacharſis Clootz, verſchwendete einen großen Theil ſeines ſehr anſehnlichen Vermögens, und ſuchte überall

ſeine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward ſein Gehirn völlig verſengt. Er ging nach Paris zurück, nannte ſich den Sprecher des Menſchengeſchlechts (l'Orateur du genre humain), und rechtfertigte dieſen Titel, den er, mit Wegwerfung ſeines preußiſchen Adels, nun beſtändig führte, durch die unter dem Namen: Geſandtſchaft des Menſchengeſchlechts, bekannte Mummerei, welche er beim Nationalconvent einführte, und an deren Spitze er dieſen auffoderte, die Grundſätze der franz. Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des Nationalconvents. Er überſtrömte die Nationalverſammlung mit Geſuchen, Glückwünſchen, Adreſſen, Reden, Vorſchlägen aller Art, und erbot ſich, eine preußiſche Legion unter dem Namen: vandaliſche Legion, zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordiſchen Sardanapal, und wollte, daß die Nationalverſammlung auf deſſen und des Herzogs v. Braunſchweig Häupter einen Preis ſetzen ſollte. In der Rede, worin er für ſeine Aufnahme als franzöſiſcher Bürger dankt, ſagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philoſophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preiſe auf die Köpfe der Tyrannen zu ſetzen." Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarſtröm, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwig XVI Tod ſtimmte er „im Namen des Menſchengeſchlechts," und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode." Endlich erklärte er ſich auch für einen Atheiſten und „perſönlichen Feind Jeſu," und predigte den Materialismus und eine Univerſalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig, dieſer ſtürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derſelben Partei, mit denen er 1795 hingerichtet wurde. Seine Grundſätze verleugnete er ſelbſt im Tode nicht. Er predigte auf dem Wege zur Richtſtätte Hebert ſehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerſchrocken das Blutgerüſt, nannte ſein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menſchheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe ſeiner Gefährten fielen, „noch gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen."

Clotho, eine der Parzen (ſ. **Mythologie [griechiſche]** und **Parzen**.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Dieſe merkwürdige Dichterin aus dem 15. Jahrh., von der die, uns noch gebliebnen Gedichte erſt 1803 an's Licht getreten ſind, wurde 1405 in Vallon, auf einem herrlichen Schloſſe an der Ardeche, in der ehemaligen franzöſiſchen Provinz Languedoc, geboren. Im elften Jahre überſetzte ſie bereits ein Gedicht von Petrarca in Verſen. Mehrere glückliche Umſtände, vorzüglich die Bekanntſchaft mit verſchiednen geiſtreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als mit dem Fräulein Louiſe von Effial, Roſe von Beaupuy, Tullia von Royan und einer Italienerin, Rocca mit Namen, bildeten und entwickelten die dichteriſchen Anlagen Clotildens. Die Uebungen dieſer jungen Dichterinnen leitete ein Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, Jean du Sault. 1421 vermählte ſich Clotilde mit Berenger de Surville, einem jungen Ritter, der ſich aber bald genöthigt ſah, ſie zu verlaſſen, um dem damaligen Dauphin Carl VII. nach Puy-en-Velay zu folgen. Bei dieſer Trennung dichtete ſie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung ſteht. Nach einer ſiebenjährigen Ehe verlor ſie ihren

Gemahl, der vor Orleans blieb. Clotilde, von dieſem harten Schlage und durch den Verluſt ihrer Freundinnen niedergebeugt, ſchrieb jetzt weniger neue Gedichte, als daß ſie die ältern feilte und ſich mit der Bildung junger Dichterinnen beſchäftigte. Unter dieſen werden Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch dieſe durch eine unglückliche Leidenſchaft bewogen, Clotilden verließen, um ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, würde auch ſie, ſelbſt ihren Zeitgenoſſen unbekannt, in einer ſtrengen Einſamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn nicht ein Zufall ſie der Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ihrer Berühmtheit ein Gedicht bei, welches ſie zum Lobe Herzogs Philipp des Guten ſang. Margarethe überſandte ihr eine Krone von künſtlichem Lorbeer mit ſilbernen Blättern und umflochten von zwölf goldnen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erſcheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie beſang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes iſt unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder gefloſſen iſt, ſchienen untergegangen zu ſein, als einer ihrer Urenkel, Joſeph Etienne de Surville (welcher 1798 als heimlich zurückgekehrter Emigrant erſchoſſen wurde), ein Mann, der ſelbſt dichteriſches Talent beſaß, bei Durchſuchung der Archive ſeiner Familie die Handſchrift der Clotilde 1782 entdeckte. Mühſam entzifferte er die Schriftzüge, ſtudirte die Sprache und fand ſeine Mühe bald auf das reichlichſte belohnt. Er war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er ſich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicherweiſe ließ er die Urſchrift Clotildens zurück, welche nebſt vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abſchriften mehrerer Stücke kamen durch ſeine Wittwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Die Echtheit dieſer Gedichte iſt nicht zu bezweifeln, obgleich es an äußern Beweiſen dafür fehlt, und ſelbſt an manchen Stellen deutliche Spuren vorhanden ſind, daß Herr v. Surville ſich Aenderungen damit erlaubt hat.

Clubb, eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche zu einer beſtimmten Zeit an einem beſtimmten Ort zuſammenkommt, entweder um ſich zu unterhalten, oder zu vergnügen, oder auch zur Erreichung andrer Zwecke, z. B. zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, oder zur Berathung über Staatsangelegenheiten. Die ſogenannten politiſchen Clubbs entſtanden in England, gingen nach Frankreich und andre Ländern über. Das Reichsgeſetz vom J. 1793 verbot ſolche in Deutſchland. Die engl. Clubbs nannten ſich Wächter ihrer Staatsverfaſſung, alſo des Bleibenden in derſelben. Die franz. Clubbs dagegen wollten das Beſtehende in der alten Verfaſſung gänzlich ausreuten, und benutzten die Lebhaftigkeit ihrer Nation, um neue politiſche Ideen zu verbreiten. Es war übereilt, zu geſtatten, daß die Beſchlüſſe ſolcher Privatgeſellſchaften bekannt gemacht wurden. Dieſe Clubbs zerſtörten die Conſtitution des J. 1795. Während der Excentrität der franz. Revolution wüthete beſonders der Jacobinerclubb, in dem man eine Zeitlang das Palladium der republikaniſchen Freiheit und ſpäterhin den Untergang jeder gemäßigten Freiheit ſah, (ſ. Jacobiner).

Cluniacenſer, ſ. Benedictiner.

Clytämneſtra (Klytämneſtra), Königs des Tyndarus und der

Leda Tochter, der Helena Zwillingsſchweſter. Sie gebar ihrem Gemahl Agamemnon zwei Töchter, Iphigenia und Elektra und einen Sohn Oreſtes. Während des Gemahls Zug nach Troja, ergab ſie ſich dem Aegiſth, ermordete mit ſolchem den zurückkehrenden Gemahl und beherrſchte Mycene mit Aegiſth ſieben Jahre. Beide tödtete der Klytämneſtra Sohn Oreſtes, (vgl. Agamemnon und Oreſt.)

Cnidus, ſ. Gnidus.

Coalition, ſich coaliſiren, in der Chemie: die innige Vereinigung oder Verbindung vorher getrennter Theile. Im Anfange der franzöſiſchen Revolution bezeichneten franzöſiſche Schriftſteller gleichſam aus Verachtung oder Haß, vielleicht weil ihnen das Wort Allianz dazu zu edel ſchien, mit dieſem Ausdrucke die Verbindung mehrerer europäiſchen Mächte gegen Frankreich; derſelbe iſt ſeitdem auch in das Wörterbuch der deutſchen Diplomatik aufgenommen worden, und man kann den Unterſchied, welcher dem jetzigen Sprachgebrauch zufolge zwiſchen Allianz und Coalition beſteht, ſo angeben, daß erſtre mehr ein Bündniß, eine Verbindung für allgemeine, nicht immer genau vorher zu beſtimmende Fälle, u. gegen künftige Feinde andeutet, letztre aber jedesmal für einen beſondern Fall und nur gegen beſtimmte, ſchon bekannte Feinde abgeſchloſſen wird. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß Allianz noch immer als der eigentliche Kunſtausdruck für alle Verbindungen dieſer Art betrachtet werden muß; daß der Ausdruck Coalition auch jetzt und bei uns noch einen etwas gehäſſigen Nebenbegriff mit ſich zu führen ſcheint; daß z. B. zwei oder mehr Mächte, die ſich gegen eine andere Macht verbunden, dieſes Bündniß nicht einen Coalitions-, ſondern einen Allianz-Tractat nennen, und daß im Gegentheil der Feind ihre Verbindung gegen ihn mit dem Worte Coalition bezeichnen wird. Die erſte Coalition gegen Frankreich ward zwiſchen Oeſterreich und Preußen zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution (7. Febr. 1792) geſchloſſen. Ihr Ende iſt bekannt. Preußens Separatfriede zu Baſel (5. April 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutſchland waren die Vorboten von der Auflöſung des deutſchen Reiches. 2) Die Coalition von 1793. Deutſchland erklärte den Reichstag (22. März), und dieſem traten ſpäterhin Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt bei. Hierzu kam noch der Allianz-Tractat zu London zwiſchen Großbritannien und Rußland. 3) Die Triple-Allianz zu St. Petersburg zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürſten ihre Truppen zurückzogen. Dieſe Coalition ward aufgelöſt durch den Frieden zu Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Raſtadt feſtgeſetzt wurde (9. Dec. 1797 bis Apr. 1799). Die Verhandlungen daſelbſt wurden am Ende von Oeſterreich annullirt; denn noch während derſelben hatte ſich 4) eine neue Coalition gebildet zwiſchen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oeſterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensſchlüſſe löſten ſie wieder auf; der Friede zu Lüneville mit Oeſterreich und Deutſchland (9. Febr. 1801), zu Florenz mit Neapel (28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaſelbſt mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbritannien (25. März 1802). 5) Von allen jenen Staaten erklärte zuerſt Großbritannien den Krieg gegen Frankreich (18. Apr. 1803), und im April 1805

ſpannen ſich vier neue Unterhandlungen zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwiſchen den beiden erſten Mächten feſtgeſetzt, einen allgemeinen Bund der europäiſchen Staaten gegen Frankreich zuſammenzubringen zur Herſtellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativſyſtems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte ſollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demſelben Jahre wurde er zum Theil aufgelöſt durch den Frieden zu Preßburg mit Oeſterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Juli 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte ſich um dieſe Zeit ſtark genug, allein den Kampf gegen Frankreich ſiegreich zu beſtehen, und man kann 6) durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachſens, und wahrſcheinlich andrer temporiſirenden Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilſit (8. u. 9. Juli 1807) machte ihr ein Ende, ſo wie 7) der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der öſterreichiſchen Coalition mit England. Endlich erwähnen wir 8) der letzten großen Verbindung gegen Frankreich, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie beſtand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oeſterreich, die deutſchen Fürſten mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariſer Frieden (31. Mai 1814); doch rief Napoleons Rückkehr, 1815 ſie noch einmal in's Leben. Aus ihr entwickelte ſich der europäiſche Friedensbund der fünf Großmächte: Rußland, Oeſterreich, Großbritannien und Preußen, welche 1818 in Aachen auch Frankreich als fünfte Bundesmacht aufnahmen.

Cobbett (William), ein bekannter, jetzt lebender engliſcher politiſcher Journaliſt. Er iſt 1766 geboren, und der Sohn eines Pachters in der Grafſchaft Surrey, begab ſich 1783 heimlich nach London, ließ ſich als Soldat anwerben und ging nach Neu-Schottland. 1791 erhielt er ſeinen Abſchied, nachdem er wieder nach England zurückgekehrt war, und ging nun über Frankreich nach Amerika, wo er in Philadelphia einen Buchladen eröffnete und unter dem berüchtigten und zugleich berühmten Namen Peter Porcupine (Stachelſchwein) politiſcher Schriftſteller und Journaliſt wurde. Das franzöſiſche Intereſſe gewann in dieſem Zeitpunkte in Amerika das Uebergewicht und Cobbetts Streben ging dahin, dieſem entgegenzuwirken. Nach faſt zehnjährigem Aufenthalte in Philadelphia kehrte er nach London zurück, und fing hier zuerſt ein Journal an, ebenfalls unter dem Titel Porcupine, das aber keinen großen Beifall fand. Um ſo größern Erfolg hatte ſein weekly Register (wöchentliches Regiſter), das noch immer fortgeſetzt wird, für die Zeitgeſchichte wirklich großen Werth und durch geiſtreiche und ſcharfe Polemik lebendiges Intereſſe hat. 1810 ward er vom Advocaten der Krone wegen eines Artikels im weekly Register in Anſpruch genommen, und von der Jury zu zweijährigem Gefängniſſe in Newgate und zu einer Strafe von 1000 Pf. St. verurtheilt. Das Gefängniß, das man nicht ſo ganz im deutſchen Sinne ſich denken muß, hinderte ihn übrigens nicht an der Fortſetzung ſeines Journals, noch ſtörte es ihn in ſeinem Freimuthe. Merkwürdig iſt ſeine engliſche Sprachlehre wegen der beißenden Satire in den Beiſpielen zur Erläuterung der

Regeln, Im Sommer 1817 begab er ſich nach Amerika, kehrte aber ſchon 1820 wieder nach England zurück, wo er ſich an die Radical-Reformers anſchloß. Er beſchäftiget ſich jetzt mehr mit landwirthſchaftlicher, als politiſcher Schriftſtellerei.

Cobenzl (Ludwig, Graf von), Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter und des königl. ungar. St. Stephansordens, geb. 1753 zu Brüſſel, ein Sohn des, als öſter. bevollmächtigten Miniſters in den Niederlanden ehrenvoll bekannten Grafen Johann von Cobenzl, that die erſten Dienſte in dem neuerworbnen Gallizien und Lodomerien, war dann Geſandter in Kopenhagen bald nach der Revolution von 1771, und von 1775 bis 78 in Berlin bei dem großen Friedrich. Er war 1779 als Friedensgeſandter nach Teſchen beſtimmt, wurde aber durch einen Ueberfall der Polen daran verhindert, und begab ſich darauf als Geſandter nach Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, und ſich die Gunſt der Kaiſerin Katharina ſowohl durch ſeine Geſchicklichkeit in Geſchäften, als durch den Eifer erwarb, mit dem er dieſer Monarchin durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch perſönliche Theilnahme an den Vorſtellungen den Hof machte. Im Oct. 1795 ſchloß er im Namen des Kaiſers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. 1797 war er einer der bevollmächtigten Geſandten zu Udine, um mit Buonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete am 17. Oct den Frieden zwiſchen ſeinem Kaiſer und der franzöſiſchen Republik. Darauf begab er ſich auf den Congreß in Raſtadt, und hatte zu Selz mehrere Unterredungen mit dem Miniſter François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Geſandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlaſſen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, ſchloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville und ging von da nach Wien, wo er zum Staatskanzler und dirigirenden Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und ſtarb 1809 in Wien (Man vergl. über ihn das 8. Hft. d. Zeitgen). Cobenzl (J. Ph., Graf v.), Vetter des vorſtehenden, geboren 1741, Hof- und Staatsvicekanzler unter Joſeph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Kanzlers, Fürſten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teſchen 1789 war er öſterreichiſcher Seits bevollmächtigter Miniſter. Während der Unruhen in Brabant begab er ſich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten ſich, ihn anzunehmen, und nöthigten ihn, ſich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erſcheinen ließ, nach welcher der Kaiſer alle Edicte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und alles wieder auf den alten Fuß zu ſetzen verſprach. Hierauf begab er ſich auf ſeine Güter und ſchien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Lüneville, wo er als außerordentlicher Botſchafter nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten 1805 verließ er Paris und lebte darauf in Wien, wo er 1810 im 70ſten Jahre ſtarb. Mit ihm erloſch die Familie Cobenzl.

Cobi (chineſiſch Schamo), die Hochebene Aſiens vom 105. bis 130. Grad der Länge. Sie fängt an am ſüdlichen Abhange des Gebirges Gom Chai, iſt mehr als 400 deutſche Meilen lang und bis 100 Meilen breit. Sie erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten bis Thibet in einer Fläche von 40,000 Q. M. Auf der ganzen Erde liegt keine Ebene höher über dem Meer. Sie iſt voll Salzſeen und Salzkräu-

ter, ſonſt aber ohne Vegetation und mit hohen Gebirgen umgeben. Sie hat, wie die afrikaniſchen Wüſten, einige, aber wenige Oaſen ungemeiner Fruchtbarkeit. Weder geographiſch, noch geologiſch iſt ſie bisher unterſucht, und verdient es doch vielleicht mehr, als irgend ein andres unbekanntes Land. Die ſogenannten Oaſen ſind nirgends feſt bevölkert, ſondern dienen den Mongolen, die ſie mit den Heerden durchziehen, nur zum Aufenthalt auf eine Zeitlang. Kein andrer Punkt der Erde eignet ſich, wie dieſer, zur Schafzucht im Großen. Sand und Steine bedecken den größten Theil der Oberfläche dieſer Wüſte. Ihre Flora iſt arm, aber doch gewiß ſehr intereſſant zu unterſuchen, an welchen Stellen und nach welchen Geſetzen die Salzpflanzen hier ab und zu nehmen. Die Kälte iſt der hohen Lage wegen ſehr ſcharf; in der Tiefe von einigen Fußen findet man immer Eis. In der wärmern Jahreszeit hat die Wüſte an manchen Stellen Stellen Gräſer im Ueberfluß. Die meiſten Bäche der Wüſte verlieren ſich ſchnell im Sande, weil ſie keine menſchliche Induſtrie bisher beſſer leitet. Die Seen, deren eine Menge ſich auf einem Boden finden, der ſo wenig Fall hat, ſind zum Theil, aber lange nicht alle ſalzig. Der öſtliche Theil der Wüſte heißt Bargu.

Coblenz, vormals die Reſidenz des Kurfürſten von Trier, hernach die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Rhein und Moſel, jetzt die Hauptſtadt des zur preußiſchen Provinz Niederrhein gehörigen coblenzer Regierungsbezirkes (91 Q. M. 337,470 Einw.), liegt in einer reizenden Gegend, an der Mündung der Moſel in den Rhein. Ueber dieſen Fluß führt hier eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer Coblenz gegenüber liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, über welchem ſich auf einem majeſtätiſchen Felſen die, durch die Preußen wieder hergeſtellte Feſtung Ehrenbreitſtein erhebt. Ueber die Moſel führt eine 536 Schritt lange, auf 15 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten am Rheine hat. Coblenz hat 1050 Häuſer und 10,200 Einwohner, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt oder Clemensſtadt, und iſt im Ganzen ziemlich gut gebaut, beſonders der letztre Theil, wo die meiſten Gebäude von gutem Geſchmacke ſich befinden. Das neue vormalige kurfürſtliche Schloß, im antiken Styl aufgeführt und mit ioniſchen Säulen geſchmückt, zur Zeit des franzöſiſchen Beſitzes in eine Kaſerne verwandelt; das Theater (beide in der Neuſtadt); das ehemalige Jeſuitercollegium; der Metternich-Winneburg'ſche Hof und der Leyen'ſche Hof mit einem ſchönen Garten zeichnen ſich aus. Eine treffliche Waſſerleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinſte Quellwaſſer über die Moſelbrücke in alle Quartiere der Stadt führt, verdankt Coblenz ſeinem letzten Kurfürſten. An Fabriken fehlt es, doch beſteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die 100 Perſonen beſchäftigt, deren Waaren in Hinſicht der Dauer und Schönheit die engliſchen übertreffen. Ein Hauptgegenſtand des Handels ſind franzöſiſche und Moſelweine, die auf der Moſel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit ſind, 1800 Centner tragen und wenigſtens drei Fuß tief im Waſſer gehen. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt auf einer ſanften Anhöhe die ehemalige Karthauſe, wo man eine der trefflichſten Ausſichten auf beide Ströme genießt, und die jetzt in ein Fort verwandelt wird, das den Namen Hunnenkopf erhalten ſoll. Auch auf dem, jenſeits der Moſel gelegnen Petersberge, wird ein

Fort angelegt. Durch dieſe beiden Forts, die auf der linken Rheinſeite die Stadt beſchützen, welche auch einige Feſtungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinſeite ſich wieder aus ihrem Schutt erhebende Feſtung Ehrenbreitſtein, wird Coblenz eine der ſtärkſten Feſtungen am Rhein werden, und den Schlüſſel zu Deutſchland und vorzüglich zur preußiſchen Monarchie bilden.

Coburg, ein ſächſiſches Fürſtenthum der erneſtiniſchen Linie. Es beſteht aus dem Fürſtenthum Coburg mit 31,000, dem Fürſtenthum Saalfeld 24,000, dem henneberg'ſchen Amte Themar 5300, dem Fürſtenthum Lichtenberg, von einer dortigen Burg ſo genannt, mit 25,700 Einwohnern, deren Geſammtzahl daher 86,000 beträgt. Es hat gegen 600,000 Fl. Einkünfte und eine mäßige Staatsſchuld. Zerſtreut liegen dieſe Staaten, weil erſt in unſerm Jahrhundert in den Fürſtenhäuſern eines Stammes das Austauſchen der Landestheile zur Ründung des Staats gebräuchlich wurde, und weil die Unterthanen, ſo wenig als die Staatsdiener, das Wechſeln der Geſetze lieben, die jene befolgen und dieſe vollziehen laſſen müſſen, und daher bei den häufigen Landestheilungen erloſchener Geſchlechter es Unterthanen und Dienern ungefällig war, die Staaten durch Tauſche auszurunden; indeß hat Coburg durch den Staatsvertrag vom 21ſten Auguſt 1811 mit Baiern die Hoheitszwiſtigkeiten mit Letztrem gänzlich ausgeglichen und 1791 (28. Juli) die Erbfolge zwiſchen den 4 gothaer Linien (Gotha, Meiningen, Coburg und Hildburghauſen), die alle vom Herzog Ernſt dem Frommen von Gotha, († 1675), Bruder des Stifters der weimariſchen Linie Herzogs Wilhelm, abſtammen, dagegen drei andre Linien, Coburg, Eiſenberg und Römhild, die andre Söhne des Herzogs Ernſt des Frommen ſtifteten, längſt erloſchen ſind, feſtgeſetzt; endlich im Vertrage vom 5ten Mai 1805 den nexus gothanus des Fürſtenthums Saalfeld mit dem Fürſtenthum Altenburg völlig aufgehoben. — Dagegen iſt noch unbekannt, welche Landesvergrößerung beim möglichen Erlöſchen der gothaer Linie das Fürſtenthum Coburg erwartet. Fruchtbar iſt dies Fürſtenthum an den gewöhnlichen Producten und Pflanzen des deutſchen Klima's, hat dabei viel Wald- und Bergwerkserzeugniſſe und eben daher viel Gewerbe in Leinen-, Tuch- und Baumwollenweberei, Eiſenhämmer; Blaufarbenwerke, Porcellan, Marmor und Steinmühlen, auch in Veredlung der Waldproducte zur Ausfuhr. Der jetzige Herzog hob das Näherrecht auf und ertheilte im Mandat vom 11ten Dec. 1809 ſeinen Vaſallen die Verſicherung, den Lehnsverband zum Vortheil der Lehnsbeſitzer aufzuheben, und hat die Vertheilung der Gemeinheiten eingeführt. In der Verſicherung einer Verfaſſungsurkunde vom 16ten März 1816 verſprach der Herzog: 1) daß er die Rittergutsbeſitzer als geborne und die Glieder des Bürger- und Bauernſtandes als gewählte Stände anſehe. 2) Allgemeine Geſetze, welche die perſönliche Freiheit und das Eigenthum betreffen, ſollen vor der Beiſtimmung der Stände keine Kraft haben, die Geſetze aus der Rheinbundesperiode revidirt werden. Die Stände haben das Petitionsrecht und das Recht der Bewilligung und Vertheilung der Steuern, die Rechte der Rittergutsbeſitzer ſollen genau beſtimmt werden.

Coburg (Friedrich Joſias, Herzog von Sachſen), öſterreichiſcher Feldmarſchall und Senior der Erneſtiniſchen Linie, geb. 1737. Er eroberte 1788 Choczim und ſchlug 1789 mit dem ruſſiſchen Gene-

ral Suwarow die Türken bei Fokſchan, beſiegte hernach den Großvezier bei Martineſtie und nahm die Hauptſtadt Bukareſt. 1793 erhielt er den Oberbefehl des Heers gegen die Franzoſen, ſchlug ſie bei Aldenhoven und Neerwinden und befreite die Niederlande wieder. Er nahm ihnen die Feſtungen Valenciennes, Condé, Cambray und Landrecy, und ließ bis Guiſe in Frankreich ſtreifen. Nun erſt ermannte ſich Frankreich, und als ſich der Herzog von York, um Dünkirchen zu belagern, von den Oeſterreichern trennte, erfuhr der Herzog von Coburg eine Niederlage bei Maubeuge, Clerfayt bei Tournay und die Britten wurden bei Dünkirchen geſchlagen, und in Folge dieſer Unfälle trafen den Helden die Niederlagen bei Fleurus und Aldenhoven und der Rückzug diesſeits des Rheins. Nun legte er den Oberbefehl nieder und beſchloß ſein thatenvolles Leben in ſeiner Vaterſtadt 1815. Noch im hohen Alter heiter und geſellig, verbreitete er ein muntres Leben in dem Zirkel, den er um ſich verſammelte, und war bis an das Ende ſeines Lebens ein eifriger Anhänger des Hauſes Oeſterreich.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranſtaltete Luſtbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüſte und Wein in Fontainen, aus Fäſſern ꝛc. Preis gegeben werden. Daher ſagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrſcht, es ſei das Land von Cocagna; ſoviel als unſer Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife beſtrichne Maſten, welche zur Beluſtigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Luſt haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befeſtigten Preisgegenſtand. Etwas Aehnliches ſind bei uns die an manchen Orten üblichen ſogenannten Kletterſtangen.

Cocceji (Heinr.), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, ſtudirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Profeſſor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab ſich mit Beibehaltung ſeiner Stelle 1702 wegen der oraniſchen Erbfolgeſache nach dem Haag, erhielt für ſeine ausgezeichneten Dienſte 1713 den Adel als Reichsbaron und ſtarb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäiſchen Höfe, und ſein neues Lehrgebäude des deutſchen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademiſche Lehrbuch für dieſe Wiſſenſchaft. Cocceji verdankte ſeine tiefe Rechtsgelehrſamkeit nicht ſowol geſchickten Lehrern, denn er hatte nur über die Inſtitutionen Vorleſungen gehört, als einem ſeltenen Fleiße, der ſo weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußerſten Mäßigkeit lebte und ſich ſogar des Studirens halber mehrere Jahre des Mittagseſſens enthielt. Er war ſanft, gefällig und von muſterhafter Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit. Seine zahlreichen Disputationen ſind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und ſeine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zuſammengedruckt. Sein Grotius illustratus erſchien in 3 Foliobänden. — Sein älteſter Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte ſich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Profeſſor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberſtadt, und ward 1710 Director der daſigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskam-

mergerichtsviſitation geſchickt und zugleich zum geheimen Juſtiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. 1714 ſandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräſident, 1727 Staats- und Kriegsminiſter, 1730 Chef aller geiſtlichen Sachen und Curator aller königlichen Univerſitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräſident, 1738 erſter Chef der Juſtiz in allen königlich preußiſchen Landen und 1746 Großkanzler, bis er 1755 ſtarb. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geſchäftsmann, der ſich beſonders durch die Verbeſſerung der Rechtspflege in den preußiſchen Staaten unſterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, iſt ein unvergängliches Denkmal ſeiner Verdienſte. Unter ſeinen übrigen Schriften, die ſich auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, iſt ſein Jus civile controversum am bekannteſten (zuletzt von Emminghaus 1791 mit vielen Verbeſſerungen herausgegeben). Zu ſeines Vaters Grotius illustratus, deſſen Herausgabe er beſorgte, ſchrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel: Novum systema jurispr. nat. et rom. erſchienen iſt. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, ſtarb 1808 als Präſident der Oberamts-Regierung, des Oberconſiſtoriums und Pupillen-Collegiums zu Groß-Glogau in Niederſchleſien, im 85ſten Jahre ſeines Alters und im 55ſten ſeiner Amtsführung. Er war der Letzte ſeines berühmten Stammes.

Cochenille, bei uns als die ſchönſte rothe Farbe bekannt, iſt eigentlich ein gedörrtes Inſekt von der Größe und Geſtalt einer Wanze, das uns als Handelsartikel aus Amerika, insbeſondre aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verſchiednen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer beträgt beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber zwei Monat. Dies ſtirbt gleich nach dem Gebären. Das Weibchen iſt faſt ſtarr. Seine Augen, Mund, Fühlhörner und Füße ſind in den Falten der Haut ſo verſteckt, daß man ſie nur durch ein Vergrößerungsglas unterſcheidet. Das Männchen iſt ſehr ſelten, reicht für 300 und mehr Weibchen hin, iſt beweglicher, dünn und mager. Sein Hals iſt dünner als der Kopf und übrige Körper. Die Bruſt hat eine elliptiſche Geſtalt und iſt etwas länger als Kopf und Hals zuſammen und unten platt. Seine Fühlhörner haben Glieder. Es hat Pfoten, iſt hellroth. Das Weibchen iſt dunkler. Herr von Neufville aus Amſterdam bewies 1736 in einer Diſſertation, daß Mexico bloß nach Europa jährlich 880,000 Pfund Cochenille, in Werth 7,410,000 Fl. ausführe. Nach der Einſammlung wird das Inſekt entweder in heißem Waſſer oder in Oefen getödtet. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber ſind inwendig mit einem zarten, rothen Staube angefüllt, der die koſtbare Farbe enthält. Als Waare kommt ſie in Suronen oder zuſammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles Nicolas) berühmter Kupferſtecher, 1688 in Paris geboren, übte die Malerei bis in ſein 21ſtes Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferſtecherkunſt, der er ſich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariſer Akademie und ſtarb 1754. In ſeinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrſchen Geiſt, Kühnheit Genauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er wurde 1715 in Paris geboren, ſtudirte unter Joh. Reſtout, machte eine Reiſe nach Italien,

ward Mitglied und dann Secretair-Hiſtoriograph der pariſer Akademie, königlicher Kabinetszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferſtecher und Ritter des St. Michael-Ordens und ſtarb 1790. Sein lebhafter Geiſt trieb ihn mehr zum Aetzen, als zum Stechen. Auch ſind ſeine geätzten Blätter die vorzüglichſten. Die Sammlung ſeiner Werke enthält über 1500 Stücke, worunter 112 Medaillenbildniſſe der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten und Künſtler ſeiner Zeit, die faſt alle ſeine Freunde waren, da er auch in den Wiſſenſchaften wohl bewandert war, und als Schriftſteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer ſeinen Aufſätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche intereſſante Aufſchlüſſe über verſchiedne Gegenſtände der Kunſt enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten ſind, ihres ſaubern, gefälligen Geſchmacks wegen, ſehr geſchätzt. Vorzüglichen Werth haben ſeine Proſpecte von 16 franzöſiſchen Seehäfen. Seine Compoſition iſt im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodſchin-Dſchina), d. h. Weſtchina, eine große zu Hinterindien gehörige Landſchaft, iſt jetzt ein Theil des ſogenannten Kaiſerthums Anam, welches nach den neueſten Nachrichten die hinterindiſchen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodſcha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geſchichte dieſer Länder, ſo wie ihre innere Beſchaffenheit ſind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chineſen waren Herren dieſer Länder, die ſie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der chineſiſche Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus ſeiner eignen Nation, welche unter der Bedingung von dem chineſiſchen Kaiſer anerkannt wurden, daß ſie in China die Belehnung vom Kaiſer nachſuchen mußten. Von Tunkin machte ſich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigne Könige. Im Jahre 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König ſeinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, ſich in das Königreich theilten. Einer derſelben, deſſen Antheil an Tunkin ſtieß, beſiegte den König von Tunkin, eroberte ſein Reich und behauptete ſich im Beſitz ſeiner Eroberung, obgleich der Kaiſer von China den vertriebnen König von Cochinchina, der bei ihm, als ſeinem Lehnsherrn, Schutz geſucht hatte, in ſein Königreich wieder einzuſetzen ſuchte. Unterdeſſen hatte aber der Kronprinz des vertriebnen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der ſich durch die Flucht gerettet hatte, einen Verſuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Uſurpatoren herrſchenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchineſen an ihren rechtmäßigen Beherrſcher, ſo weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, ſondern auch im Jahre 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er ſich vom chineſiſchen Kaiſer mit Tunkin belehnen, hat ſich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiſerlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieſes Kaiſerthum Anam, mit welchem nun auch Cambodſcha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt ſind. Da alſo nun Cochinchina aufgehört hat, einen beſondern Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamitiſchen Kaiterthume begriffen iſt: ſo wollen wir, ſtatt einer beſondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darſtellung des Kaiſerthums Anam geben. Dieſes Reich, nach dem angegebnen Umfange,

grenzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Weſten an Siam, gegen Süden an das indiſche und gegen Oſten an das chineſiſche Meer. Es nimt die ganze Oſtküſte der Halbinſel jenſeits des Ganges ein, und liegt vom 118. Grad bis zum 127. Grad der Länge und vom 8. Grad bis zum 23. Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Quadratmeilen, und iſt von 18 bis 20 Millionen Menſchen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüſſen, darunter der Menam-Kom, wahrſcheinlich ein und derſelbe mit dem Kambodſchafluß, bewäſſert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, von einander getrennt, die ſehr ſchroff ſich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einſchließen. Die Lage des Landes in der heißeſten Zone läßt hier zwar ein brennendes Klima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Klima zu einem der angenehmſten in Aſien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieſer Länder iſt ſehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, beſonders wird Reiß, als die Hauptnahrung der Einwohner gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokus-, Firniß-, Talg- und Tiekbäume, welche das trefflichſte Schiffsbauholz liefern, Farbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozeroſſe, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianiſche Vogelneſter, Seide, mannichfaltiges Geflügel, Fiſche, das feinſte Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Salpeter ꝛc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes iſt ſogar verboten, um nicht die Habſucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, beſonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Geſichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Chineſen, ohne jedoch ſo ſehr wie dieſe das Fremde zu verachten, und ſtehen auf einer gleichen Stufe der Civiliſation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meiſtens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der ſich größtentheils auf die Anpflanzungen des Reißes beſchränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und Seidenfabriken, haben ſelbſt Kanonengießereien und bauen ſehr gute Schiffe, wovon die Kauffarteiſchiffe den Junken der Chineſen gleichen, und kennen die Schreib- und Buchdruckerkunſt. Ihre Literatur iſt reich an moraliſchen, dramatiſchen und botaniſchen Werken. Der Kalender wird von einigen Gelehrten am kaiſerlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunſt, Malerei und Muſik ſind chineſiſch. Der Handel, den die Einwohner treiben, beſonders der Küſtenhandel, iſt nicht unbedeutend. Von den aſiatiſchen Völkern beſuchen vorzüglich die Chineſen, Malaien, die Bewohner der Sunda-Inſeln, die Japaner die Küſten dieſes Landes. Hingegen haben die europäiſchen Handelsnationen noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen ſich zur Religion des Confucius; die Religion des gemeinen Volkes iſt eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chineſiſchen ähnlich ſind, und der Bonzen iſt ſehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeiſt hat. Durch den Eifer der Miſſionäre ſind auch mehrere hunderttauſend Einwohner zu dem Chriſtenthume bekehret worden. Die Regierungsform iſt der chineſiſchen ähnlich, despotiſch und militäriſch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom erſten Mandarin bis zum niedrigſten Unter-

than gebraucht. Der Kaiſer regiert mit Beihülfe von vier Miniſtern, welche Würde gemeiniglich die nächſten kaiſerlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen ſind Statthalter vorgeſetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann ſtark, iſt auf chineſiſche Art organiſirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen verſehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht beſteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matroſen bemannt, die zugleich als Seeſoldaten dienen. Die Hauptſtadt iſt Bac-king oder Kecho am Fluſſe Songkoy. Nach andern iſt Hue-Phu oder Kehue die Hauptſtadt des ganzen Reiches und die kaiſerliche Reſidenz. Ueberhaupt iſt die Topographie dieſes ganzen Staats den Europäern noch ſehr wenig bekannt.

Cocon nennt man das Gewebe, mit welchem ſich die Phalänen oder Nachtſchmetterlinge, ehe ſie ſich in Puppen verwandeln, umgeben. Es beſteht aus feinen Fädchen, die ſie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhärtet. Nur von wenigen Gattungen iſt dieſes Geſpinnſt brauchbar. Das nützlichſte erhalten wir von der Seidenraupe.

Cocosbaum. Er gehört zum Palmengeſchlecht. Ein Art heißt die guineiſche Cocospalme und wächſt in Südamerika wild. Sie hat nur einen dünnen, dabei ſtachlichten Stamm, der kaum 1½ Zoll im Durchſchnitt hat, aber eine ſehr ſaftige Frucht trägt. Die andere Art heißt die Nußcocospalme. Dieſe iſt viel nützlicher und ihre Nüſſe werden auch von uns gebraucht. Der Stamm dieſes Baums hat etwa 1½ Fuß im Durchſchnitt und wird 70 bis 80 Fuß hoch. Man findet ihn in Aſien und Afrika und hin und wieder auch in Amerika. Er liefert den Indianern und andern Reiſenden allerlei Nahrung und Bequemlichkeit. Das Holz iſt weich und ſchwammigt, die Rinde knotig und der Stamm ſchießt grade in die Höhe, ohne ſich in Nebenäſte zu zertheilen. Aus dem Gipfel ſchießen die Blätter hervor, welche gefiedert, an 10 Fuß lang und 1½ Fuß breit, ſehr hart ſind und eine rückwärts gebogene ſchwerdförmige Geſtalt haben. Die Indianer decken mit denſelben ihre Hütten und Wohnungen, verfertigen daraus eine Art Sonnenſchirme, Mäntel und andere Geräthſchaften. Sie ſchreiben auf die Spitzen der Blätter, aus den zarten Faſern verfertigen ſie ſchöne Matten, die großen Ribben brauchen ſie zu Beſen. Ganz oben in der Mitte der Krone des Baums entſteht eine große Knospe, aus welcher der Blumenbuſch hervorgeht, der dem Blumenkohl nicht unähnlich iſt, daraus gemeiniglich 10 bis 15 Nüſſe hervorkommen. Rings um die dicke Herzknospe wachſen viele kleinere. Dieſen zapft man den Saft ab, der nach 24 Stunden ſauer wird, und deſtillirt aus ſolchem Arrack. Manche eſſen auch dieſe Herzknospe wenn ſie noch weich und unaufgebrochen iſt. Jede Nuß hat 3 bis 4 Pfund ſüßen Saft, mit welchen man den Durſt löſcht, auch ſoll derſelbe die Waſſerſucht zu heilen vermögen. Oeffnet man die grüne Nuß mit einem Meſſer, ſo ſpringt der Saft hoch heraus. Iſt dieſer abgezapft, ſo findet man einen andern genießbaren weißen und dicken Saft, der dem Milchrahm ſehr ähnlich iſt. Er heißt Cocana und liegt in der Mitte der Schaale. Das Mark der grünen Nüſſe iſt eine angenehme Speiſe. Wirft man ſolches in's Waſſer, ſo wird es milchartig weiß und dient zu Fleiſch- oder Reißbrühen. Der Saft ſchmeckt in der reifen Nuß widerlich, verdickt ſich und vertrocknet endlich ganz. Nun hat die Nuß eine Größe von 5 bis 6 Zoll im Durchſchnitt erhalten und ſie iſt reif. Die äußere Schaale derſelben iſt braun, hanfartig, hat viele Faſern, aus welchen Seile gemacht

werden. Die zweite Schaale iſt auch braun, hart wie ein Stein und beſonders glatt. Man verfertigt daraus Stockknöpfe, Zunderbüchſen, Trinkgefäße u. ſ. w. Die dritte Schaale iſt weiß und weich. In dieſer liegt der Kern von der Größe eines Apfels und der Feſtigkeit einer Mandel; dieſer Kern hat viel Oel, das zum Brennen und anderm Oelgebrauch dienlich iſt.

Cocytus (Kocytus), ein Fluß des ehemaligen Epirus, der ſich in den Acheron ergießt. Beide haben eine ſchwarze Waſſerfarbe. Die Dichter Griechenlands nennen ihn den ſchwarzen, von Klagen wiedertönenden Kocytus. Er umfließt den Tartarus und ſoll aus den Thränen der Verdammten entſtanden ſein. Sein Name kommt von κωκύειν klagen. Die Mythe ſagt ferner, daß er ein Sohn des Styx und Vater des Phlegethon und der Menthe ſei. Pauſanias vermuthet: „Bei Cichyrus iſt der acherontiſche See, und liegen die Flüſſe Acheron und Cocytus, deren Waſſer ſehr übel ſchmeckt. Homer hat, wie ich glaube, dieſe Waſſer geſehen und in der gewagten Beſchreibung der Hölle den Flüſſen in derſelben die Namen derer, welche in Thesprotis ſind, beigelegt.“

Code civil français, ſonſt Code Napoléon, bürgerliches Geſetzbuch der Franzoſen. Unter die bedeutendſten Vortheile, welche Frankreich ſeiner Staatsumwälzung verdankt, darf wohl vor allen dieſes Geſetzbuch gerechnet werden, wodurch zuerſt in dem großen Staate eine wahre Einheit der Geſetzgebung begründet worden iſt. Frankreich iſt, wie Deutſchland, aus der Vereinigung verſchiedener Völkerſtämme entſtanden, welche lange Zeit nach der Vereinigung noch ihre beſondern Sitten, Gewohnheiten und Rechte beibehielten. Die geſetzliche Ungleichheit war noch dadurch vermehrt worden, daß einzelne Städte und Orte beſondere Freiheiten zu erhalten gewußt hatten, und daß Julius Cäſar dem von ihm eroberten ſüdlichen Theile Galliens das römiſche Recht aufdrang, indes die nördlichen ihre urſprünglichen Rechte und Gewohnheiten behielten. — Bis zur Revolution theilte man daher Frankreich in Hinſicht auf die Geſetzgebung ein in pays du droit coutumier und pays du droit civil; in jenem Theile galt das urſprünglich vaterländiſche Recht, welches meiſtens Gewohnheitsrecht war, in dieſem das römiſche oder geſchriebene, beſtehend aus eigentlich geſetzlichen Verordnungen. Seit dem 12. Jahrh. galt der Codex Justinianeus, aber mehr, wie in Deutſchland, als Hülfsrecht durch ganz Frankreich. Nachher bildete ſich ein eigentliches franzöſiſches Recht durch die Ordonnances, d. h. ſolche Geſetze, welche mit und ohne Zuziehung der allgemeinen Ständeverſammlung erlaſſen worden waren. Dieſe Sammlung von Ordonnances bekam den Titel: Code. So gab es einen Code Henri und einen Code Louis XIV. — Als die Revolution ausgebrochen war und die ganze bisherige Verfaſſung des Landes einer neuen Form und Begründung bedurfte, fühlte man auch, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ſei, wo eine wahre Einheit der Geſetzgebung eingeführt werden könne, weil doch nun einmal Alles neu geſchaffen werden mußte. Es war daher ſchon ein Augenmerk der erſten Nationalverſammlung, das große Unternehmen vorzubereiten, indeß konnte erſt unter den folgenden Staatsveränderungen zu deſſen Ausführung geſchritten werden. Buonaparte, als erſter Conſul, ernannte in der Perſon von Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, vier Commiſſarien, welche den Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche entwerfen ſollten. Sie kamen mit dieſer Arbeit in vier Monaten zu Stande. Er wurde gedruckt und an das

Caſſationsgericht, ſo wie an die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit dieſe ihre Bemerkungen und Gutachten darüber einreichen möchten. Dieſe wurden gleichfalls gedruckt. Mit Hinſicht auf dieſe Bemerkungen wurde nun im Staatsrathe der ganze Entwurf des Geſetzbuches in Berathung gezogen. Hier führte der gelehrte Cambacérès, der auch ſchon der vorgenannten Commiſſion einen beſondern Plan eingereicht hatte, den Vorſitz, und der bekannte Juriſt Locré das Protocoll, welches gleichfalls durch den Druck bekannt gemacht worden iſt und eine Menge für den Rechtsgelehrten höchſt anziehender Erörterungen enthält. Endlich wurden nun ſämmtliche einzeln geprüfte und gebilligte Geſetze zu einem Ganzen vereinigt, eingetheilt in Bücher, Titel und Artikel und verſehen mit der Aufſchrift: Code civil des Français. — Als Napoleon die Kaiſerwürde annahm, wurden mit dieſem Geſetzbuche diejenigen Veränderungen vorgenommen, welche die monarchiſche Regierungsverfaſſung nothwendig machte. Es hieß nun Code Napoléon und ward als ſolcher, 3. Sept. 1807, wiederum öffentlich als Geſetzbuch für ganz Frankreich, ohne Unterſchied der Provinzen und Orte, bekannt gemacht. Der jetzt regierende König hat ihn gleichfalls, vermöge der Conſtitution, unter dem Namen des Code civil français anerkannt. Er iſt in 3 Bücher eingetheilt. Das erſte Buch handelt von den Perſonen, das zweite Buch von dem Vermögen und den verſchiedenen Beſchränkungen des Eigenthumsrechts, das dritte Buch von den verſchiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Die Zahl der Artikel iſt 2281. — Wenn das preußiſche Landrecht nach v. Feuerbach's Anſicht (ſ. deſſen Themis oder Beiträge zur Geſetzgebung S. 9 u. f.) mehr als eine Hülfsgeſetzgebung zu betrachten war, wodurch bloß die beſtehenden Rechte und Gewohnheiten vervollſtändigt, erläutert, genauer beſtimmt werden ſollten: ſo iſt das franzöſiſche Geſetzbuch ſeinem Zwecke und ſeiner ganzen Einrichtung nach ein wahres allgemeines Landrecht, wodurch alle Beſonderheiten in Anſehung von Statuten und Gewohnheiten gänzlich verdrängt werden ſollen, und eine neue auf wahre Einheit hinſtrebende Geſetzgebung begründet wird. Zwar, ſagt v. Feuerbach, iſt es nicht möglich, alle Ungleichheiten zu ebnen — ſo ſehr Gleichheit vor dem Geſetze der Grundcharakter der franzöſiſchen Geſetzgebung iſt — an vielen Stellen des neuen Geſetzbuchs wurden Ortsgeſetze und Gewohnheiten ausdrücklich beſtätigt, und für diejenigen Materien, welche das Geſetzbuch übergeht, iſt dieſe Beſtätigung ſtillſchweigend gegeben; allein ſo weit der Umfang ſeiner Beſtimmungen reicht, duldet es keine andere geſetzliche Norm weder neben noch über ſich. Nach dieſem großen Zwecke iſt ſeine Form und Darſtellung abgemeſſen. Um zu werden, was es ſein ſollte, ein allgemein geltendes, unmittelbar anzuwendendes Landrecht, mußte es ſich ſo ſtreng als möglich innerhalb der Grenzen einer eigentlichen Geſetzgebung halten, durfte es nur Geſetze, umfaſſende Regeln, allgemeine Grundſätze in ſeinen Kreis ziehen, ohne zu dem Beſondern herabzuſteigen, und ſich in das Labyrinth abgeleiteter Rechtsnormen, oder einzelner Entſcheidungen zu verwirren. Alles dieſes, ſelbſt die nähere Beſtimmung mancher unbeſtimmt gelaſſenen Regeln, ſollte der Praxis der Gerichte oder dem Scharfſinn der Rechtsgelehrten überlaſſen bleiben. Daher der verhältnißmäßig geringe Umfang, die Kürze und Bündigkeit dieſes Werks, wodurch daſſelbe eher zu allem andern, als zu einem bloßen Hülfsrechte tauglich iſt. Viele große Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, welche aus dem Prüfungsfeuer der Revolution geläutert hervorgegan=

gen waren, ſollten durch das neue Geſetzbuch auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Privatlebens angewandt; viele umfaſſende politiſche Veränderungen durch die Revolution erzeugt, aber als Gewinn für Menſchheit- oder Staatenwohl bewährt, ſollten durch die bürgerliche Geſetzgebung, als letzter Schlußſtein in der neuen Ordnung der Dinge, für alle künftige Zeiten dauernd befeſtiget werden. Man darf ſagen: es war der Zweck der franzöſiſchen bürgerlichen Geſetzgebung, einer Seits die Revolution vollkommen zu beendigen, anderer Seits die wohlthätigen Ergebniſſe derſelben zu verewigen. — Die Hauptideen, auf denen die franzöſiſche neue Geſetzgebung ruht, ſcheinen vorzüglich folgende: Freiheit der Perſonen. Frei iſt der Menſch geboren, frei muß er bleiben. Niemand darf die Perſon eines Andern beſitzen. Alſo keine Leibeigenſchaft in irgend einer Form. Damit fiel auch die Patrimonialgerichtsbarkeit weg, denn alle Gerichtsbarkeit gründet eine Obergewalt über Perſon und Güter, und iſt ein Theil der Souverainetät oder Staatsmajeſtät. — Ferner: Rechtliche Gleichheit der Unterthanen oder Gleichheit der Geſetze für alle Bürger des Staats — Freiheit des Eigenthums; doch können Stammgüter und Fideicommiſſe geſtiftet werden, eine Einrichtung, welche mit der ſtaatsrechtlichen Gültigkeit des Erbadels genau zuſammenhängt. — Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. Sehr gut iſt hier das, was die Ehe betrifft, mit dem, was die Kirche darüber zu beſtimmen hat, in Uebereinſtimmung und in ein paſſendes Verhältniß gebracht. — Die Anwendbarkeit des franz. Geſetzbuchs auf andere Staaten läßt ſich nach dieſer Darſtellung ſeines eigenthümlichen Charakters gleichfalls leicht beſtimmen. Die allgemeinen Grundſätze deſſelben nämlich möchten wohl da, wo nicht ganz beſondere Verhältniſſe es unmöglich machen, überall anwendbar ſein; weil ſie meiſtens aus der Vernunft und der Natur der Geſchäfte, wofür ſie gelten ſollen, ſelbſt entnommen ſind. Beſonders möchte wohl die Form zur Nachahmung empfohlen werden können. Indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſehr vieles Volksthümliche darin vorkommen muß, was freilich nur mit großen Aenderungen anderwärts einzuführen iſt. — Auf's genaueſte mit dem eigentlichen Geſetzbuche (dem Code civil) iſt aber auch eine bürgerliche Gerichts- oder Prozeßordnung (Code de procédure civile) verbunden. Dieſe beſteht aus zwei Theilen, der erſte aus fünf, der andere aus drei Büchern. Im Ganzen ſind der Artikel hier 1042. Die Gerichtsverfaſſung in Frankreich aber iſt von der Gerichtsverfaſſung aller deutſchen Länder dergeſtalt verſchieden, daß ſich kaum hier und da ein Punkt der Aehnlichkeit auffinden läßt. Die Prozeßordnung iſt ein höchſt unvollkommnes Werk, der Prozeß zu ſehr mit Förmlichkeiten beſchwert, und für die Armuth die Prozeßführung unmöglich, die Executionsordnung iſt gewiß die ſchlechteſte in irgend einem civiliſirten Staate, auch die einfache Inſinuation unnöthig koſtbar. In Frankreich war aber der Prozeß bis zum Code de procédure ſo willkürlich, daß man ſich dort freilich leicht überzeugen konnte, daß die neue Ordnung beſſer ſei. Die ſogenannte willkürliche Gerichtsbarkeit (wohin die actus voluntariae jurisdictionis gehören) iſt der franzöſiſchen Gerichtsbarkeit durchaus fremd. Sie iſt dort einer beſondern ſehr zahlreichen Klaſſe öffentlicher Beamten, den Notarien, anvertraut. Jedem Gerichtshofe ſteht auch ein beſonderer Verwaltungsbeamter, der königliche Procurator, zur Seite, theils als amtlicher Beſchützer von Perſonen, welche ſich nicht ſelbſt zu vertreten vermögen, theils

aber auch und vorzüglich als Wächter des allgemeinen Staatswohls und als Rathgeber des Gerichtes da, wo das Förmlichrechte mit andern Staatszwecken zuſammentrifft. Das erſte Attribut des königl. Procurators iſt in der deutſchen Gerichtsverfaſſung mit dem Richteramte ſelbſt vereinigt, in der letztern Hinſicht aber iſt derſelbe hier durch nichts erſetzt. Eine eigene Einrichtung des franzöſiſchen Gerichtsweſens ſind auch die Friedensrichter, welche zum Theil die Patrimonialgerichte erſetzen, inſofern ſie mit den Unterthanen in der erſten und nächſten Berührung ſtehen, den gütlichen Vergleich zu vermitteln haben, und geringe Streitſachen ſelbſt entſcheiden können. — Die Handelsverhältniſſe eines Staates, wie Frankreich iſt, bedurften einer beſondern Beachtung. So entſtand der Code de commerce, der als ein beſonderer Theil der Geſetzgebung zu betrachten iſt, und in ſeiner Ausarbeitung von vieler Umſicht und tiefer Sachkenntniß zeugt. — Zu Vervollſtändigung der ganzen Geſetzgebung kommt noch der Code criminel hinzu, der aus zwei Theilen beſtehet, wovon einer die Strafgeſetze, der andere den peinlichen Prozeß betrifft. Letzterer iſt accuſatoriſch. Vergl. in der neuen Folge des Conv. Lex. Band XI. den Art. Codes (les cinq).

Coder. Urſprünglich hieß bei den Alten Coder das unter der Rinde befindliche Holz eines Baumes. Vor Erfindung des Papiers ſchrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und dieſe, wenn ſie geſchrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zuſammengelegt und Coder genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier ſchrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen. So hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handſchriften überhaupt von Dichtern, Hiſtorikern, Philoſophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden, Codices manuscripti. (Man vgl. hierüber den Art. Manuſcripte.) Eben ſo nannte man auch eine Sammlung von Geſetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Coder, und fügte zu näherer Beſtimmung den Namen des Regenten hinzu, unter welchem dieſe Geſetzgebung bekannt gemacht worden.

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinſetzung befindlich iſt, ſondern nur gewiſſe Punkte und Anordnungen beſtimmt werden. Es bezieht ſich ein ſolches Codicill entweder auf einen ſchon vorhandenen letzten Willen, und dann iſt es bloß für den Teſtamentserben verbindlich; oder es iſt für ſich eine Beſtimmung für diejenigen, welche ohne Teſtament erben (Inteſtaterben), und behält daher auch für dieſe Wirkung.

Codrus od. Kodrus, Athens letzter König, welcher ungefähr 1100 J. vor Chr. Geb. lebte. Als die Athenienſer unter ſeiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß ſie ſiegen würden, wenn ſich ihr König von den Feinden tödten laſſen würde. Kodrus beſchloß, dem Vaterlande ſich zu opfern, verkleidete ſich als Bauer, fing mit den Lacedämoniern muthwillig Streit an und wurde von ihnen getödtet.

Coëfficienten werden in der Buchſtabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchſtaben geſetzt werden und anzeigen ſollen, wie vielmal der Buchſtabe zu ſich ſelbſt addirt worden iſt. So würde 4 a ſo viel ſein, als a + a + a + a. Soll der Coëfficient unbeſtimmt ſein, ſo drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchſtaben aus.

Coehorn (Menno, Baron von), berühmter holländiſcher Ingenieur, war 1641 in der Gegend von Leuwarden, in Friesland, ge-

boren. Sein Vatrr, ein ausgezeichneter Offizier, flößte ihm früh Neigung zu den militäriſchen Wiſſenſchaften ein, die er auch bald gründlich erlernte. Schon im 16. Jahre trat er als Capitain in Dienſt. Bei der Belagerung von Maſtricht 1673, und in den blutigen Schlachten von Sonef, Caſſel, St. Denis und Fleurus that er ſich rühmlich hervor. Er ſtieg ſchnell bis zum Obriſten. Da er aber (1675) das verſprochene Regiment nicht erhielt, unterhandelte er mit Louvois, um in franzöſiſche Dienſte zu gehen. Der Prinz von Oranien aber ließ ſeine Frau und 8 Kinder als Geißeln einſetzen, nöthigte ihn dadurch zur Rückkehr und feſſelte ihn durch Anerkennung ſeiner Verdienſte. In dem Kriege von 1689 gegen Frankreich zeichnete er ſich von neuem aus. Intereſſant war 1692 ſeine Vertheidigung des Forts Wilhelm, das er ſelbſt angelegt hatte, gegen Vauban. Beide entwickelten ihr ganzes Talent. Endlich ward Coehorn verwundet, und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung, als er das Fort am 26. Juni 1692 übergab. 1702 vernichtete er die franzöſiſchen Linien bei St. Donat. In demſelben Jahre gab er zu Leuwarden ſeine Theorie einer neuen Befeſtigungskunſt heraus. 1703 leitete er noch mehrere Belagerungen. 1704 lud Marlborough ihn ein, nach dem Haag zu kommen, um über fernere Unternehmungen zu berathſchlagen; ſtarb aber daſelbſt 17. März 1704. — Coehorn war ein Mann von biedern Geſinnungen und Sitten. Seine Verdienſte um die Befeſtigungskunſt ſind glänzend und anerkannt. Er hat faſt alle holländiſche Plätze befeſtigt. Berg-op-Zoom hielt er für ſein Meiſterſtück. Man hat ihn den holländiſchen Vauban genannt. Indeß iſt ſein und Vaubans Syſtem ganz verſchieden. Vauban wirkte durch Manöver und berechnete Anwendung des Geſchützes und der Menſchen, ſchonte beide, und ermüdete und zerſtückelte die Kräfte des Feindes. Coehorn zerſchmetterte durch die Maſſe des Geſchützes und der Menſchen und opferte beide der ſchnellen und gewaltigen Wirkung. Vauban's Wirkungen waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr iſt; Coehorn gründete die ſeinen auf Macht, die dem Krieger nicht ſtets zu Gebote ſteht. Dennoch bleibt ſein Syſtem ein großes, reiches Muſter für die Befeſtigungs- und Belagerungskunſt.

Coeur (Jacques), ein durch ſeine unermeßlichen Reichthümer, ſeine dem Staate geleiſteten Dienſte und ſein trauriges Schickſal berühmter franzöſiſcher Kaufmann. Carl VII. zog ihn an ſeinen Hof und machte ihn zum Zahlmeiſter (Argentier). Coeur dehnte dieſe eigentlich nur auf die Privatkaſſe des Königs Bezug habenden Geſchäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzminiſters aus, und leiſtete in dieſem Fache dem Könige ſehr wichtige Dienſte. Sein Handel war in alle Welttheile hin verbreitet, und übertraf allein den Handel ſämmtlicher franzöſiſchen und italieniſchen Kaufleute. Alle Gewäſſer trugen ſeine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geſchäftsführer arbeiteten für ihn. — Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh und vier Heere auf ſeine Koſten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelſtand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendſten Häuſer des Reichs verdunkelte, erregte den Neid, wie ſeine unermeßlichen Reichthümer die Habſucht. An der Neider Spitze war der berüchtigte Miniſter Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Geſandtſchaft in Lauſanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Dieſe Abweſenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach ſeiner Rückkehr

auf allerlei unſinnige Klagen feſtgeſetzt. So ſoll er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkürlich Sklaven an ſeine Galeeren geſchmiedet ꝛc. und endlich Agnes Sorel vergiftet haben. (Dieſe hatte ihn zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt.) Der letzte Punkt war zu abgeſchmackt. Seine Anklägerin, Jeanne de Vendôme, mußte ſchimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang ſeines Prozeſſes iſt ein Muſter von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commiſſion, ihn zu richten. Chabannes, ſein erbittertſter und mächtigſter Feind, ſtand derſelben vor. Eine Menge erkaufter Zeugen ſprachen gegen ihn. Er verlangte auch ſeiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, und zur Confiscation ſeines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König ließ ihn aber in das Franciscanerkloſter zu Beaucaire einſperren. Seine Richter theilten ſich in ſein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen anſehnlichen Herrſchaften Pereuſe, Tonai und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchſpiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entriſſen ihn dem Elende. Einer derſelben, Jean de Village, welcher ſeine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloſter, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papſt Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils ſeiner Flotte. Er ſchiffte ſich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Inſel Chio an, und ſtarb daſelbſt vor dem Jahre 1461.

Cognaten heißen die Verwandten von mütterlicher Seite, bei unſern alten **Spillmagen** (ſ. d. Art.), im Gegenſatz der Agnaten.

Cohäſion, Cohärenz (Zuſammenhang), nennt man die allgemeine Erſcheinung der Anziehung (Attraction) in dem beſondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und deſſelben Körpers ſo verbunden ſind, daß eine äußere Kraft nöthig iſt, ſie zu trennen. Nach dem ſtärkern oder geringern Zuſammenhange der Theile unterſcheidet man harte und weiche Körper. Die Urſachen dieſer Cohäſion ſind bis jetzt noch nicht ergründet. Indeſſen ſcheint aus allen bisher darüber angeſtellten Verſuchen und gemachten Erfahrungen ſich der Grundſatz zu ergeben: daß der Zuſammenhang deſto ſtärker ſei, je größer die Menge der Berührungspunkte iſt. Dies iſt wenigſtens der Fall bei zwei verſchiednen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei maſſive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmeſſer, wenn man ihre Grundfläche glatt ſchleift und beide mit einiger Wendung zuſammendrückt, ſo feſt an einander, daß zwanzig und mehrere Pfunde Gewicht erfodert werden, um ſie zu trennen. Noch mehr wird der Zuſammenhang der Theile beſtärkt, wenn man eine Flüſſigkeit zwiſchen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt und die Berührungspunkte vermehrt. Viele in den Künſten bekannte Verbindungsmittel, das Leimen, Kitten, Löthen, Zuſammenſchweißen und dergl., erklären ſich aus dieſem Geſetze der Cohäſion.

Cohorte, ſ. Legion.

Coimbra, die offene und ſchlecht gebaute Hauptſtadt der portugieſiſchen Provinz Beira, an der Nordſeite des Mondego, theils auf einem ſteilen Felſen, theils in der Tiefe am rechten Ufer des Mondego, umgeben von Wein-, Oel- und Citronengärten. Sie iſt der Sitz der einzigen Univerſität in Portugal, welche 1291 zu Liſſabon geſtiftet und 1308 hieher verlegt worden iſt. Die Zahl der Studi-

renden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Univerſität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und phyſikaliſche Inſtrumentenſammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botaniſcher Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häuſern 15,000 Einwohner zählt, iſt zugleich der Sitz eines Biſchofs, eines Oberſchulcollegiums und eines königl. Collegiums der Künſte. Sehenswerth iſt die Waſſerleitung von 20 Bogen. Außer Gewinnung des Weinſteinrahms, ferner Leinweberei und Töpferei, verfertigen die Einwohner beſonders viele und berühmte Hornarbeiten.

Colardeau (Charles-Pierre), ausgezeichneter franzöſiſcher Dichter, geb. 1732 zu Janville im Orleaniſchen, beſchäftigte ſich von Jugend auf mit der Dichtkunſt. Sein erſtes Werk war 1758 eine frei verſificirte Ueberſetzung des Briefes der Heloiſe an Abälard von Pope, welche von den Franzoſen ſehr geſchätzt wird. Die dem Taſſo nachgeahmte Heroide: Armide à Rénaud fand mindern Beifall, wiewohl ſie ſich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien: Astarbé und Calixte, die 1758 und 1760 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweiſen, daß der Verfaſſer zwar den Mechanismus einer glänzenden Verſification, aber kein theatraliſches Talent beſaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und ſceniſcher Anordnung, ihr Colorit iſt finſter und trübe, aber nicht tragiſch. Die letztre, die eine Nachahmung der ſchönen Büßerin von Rowe iſt, erreicht ihr Urbild nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in franzöſiſchen Verſen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menſchen des Prometheus, eine Nachahmung des Milton'ſchen Geſanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelnheiten uud ſind im Ganzen wohlklingend verſificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der franzöſiſchen Akademie, die ihn als Mitglied erwählte; aber er ſtarb 1776 vor ſeiner Aufnahme. Ein ſanfter Charakter machte ſeinen Umgang angenehm. Seine Werke ſind geſammelt erſchienen.

Colberg, Stadt und Feſtung in Hinterpommern (Regierungsbezirk Cöslin), an der Perſante ¼ Meile von dem Meere gelegen, hat 4,500 Einw. Ihr Hafen iſt zwar klein, aber gut; das daſige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußiſchen Staate nach dem tilſiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel von Moräſten umgeben, die breiten Gräben können durch die Perſante mit Waſſer gefüllt werden. Durch eben dieſen Fluß iſt es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überſchwemmen. Die ſogenannte Münde ſchützt den Hafen und ſteht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Feſtung, obgleich in einer ſehr bedeutenden Entfernung, beherrſcht, liegt ein ſchlechtes Fort. Mehrere andre iſolirte Werke ziehen ſich rings um die Stadt. Sie ſind, ſo wie der Hauptwall, meiſtens bloß von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kaſematten. Die Kunſt hat nicht ſo viel, als die Natur für dieſen Punkt, der mehr als Landungsplatz bei einer Diverſion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig iſt, gethan. 1753 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Feſtung wieder durch 27 ruſſiſche und ſchwediſche Kriegsſchiffe und 15,000 M. zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6,000 Mann entſetzt. 1761 erſchien Romanzow nochmals mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Würtemberg hatte ſich unter den Kanonen der Feſtung mit 6,000

Mann verſchanzt. In einem Gefechte um eine Schanze ſeines Lagers verloren die Ruſſen 3,000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (ſo hieß der brave Officier, der bei dieſer und den vorigen Belagerungen in Colberg befehligte), ſelbſt nachdem der Prinz von Würtemberg abgezogen war, nicht bezwingen, endlich mußte er aber dem Hunger erliegen und den 16. Dec. capituliren. Eben ſo tapfer, als 50 Jahre früher, wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ ſich der alte ſchwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, ſo wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, ſo wie Nettelbeck's, eines braven Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt machte einen Theil ſeiner Fehler wieder gut, und Obriſt Gneiſenau, der den 29. April, vom Könige abgeſandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andre Geſtalt. Er ließ ſogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt ſtreitig und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erſt an dieſem Tage ward die Beſatzung des Wolfsberg durch das ungeheuerſte Kanonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Junius wurde der Wolfsberg von den Preußen wieder genommen, am 15. den Franzoſen wieder überlaſſen. Den 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stubenhagen und um die lauenburger Vorſtadt. Die Belagerten blieben im Beſitz derſelben. Am 1. Julius wurde die Maikuhle, eine mit Holz beſetzte Vertiefung am Meeresſtrande, die, weil ſie wegen der Verbindung der Stadt mit der Münde entſchied, befeſtigt worden war, nebſt dem Wolfsberge von den Franzoſen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schill'ſchen Huſaren ein Verſuch derſelben, die Münde zu nehmen. Die Nachricht von dem Frieden machte an demſelben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war ſeit dem 28. April faſt ſtets beſchoſſen worden; beſonders heftig war das Feuer am 23. Mai, den 1. und 2. Jul. geweſen, 185 Häuſer, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten ſich durch Unerſchrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahren den Dienſt in den Werken verrichteten, und löſchten mit unerſchrockner Thätigkeit, trotz alles Granatenregens jedes Feuer. Als der thätigſte, unerſchrockenſte und beſonnenſte ſtand Nettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangnen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der ſchwierigſten und gefährlichſten Anordnungen, wie denn der Commandant ihm inſonderheit die Obhut der Ueberſchwemmungen mit dem beſten Erfolge anvertraute. Die Beſatzung war 6,000 Mann ſtark, ſie verlor 429 Todte, 1,093 Verwundete, 209 Gefangne und 159 Vermißte. Die Belagerer beſtanden aus Franzoſen und rheiniſchen und italieniſchen Bundestruppen und waren 18,000 M. ſtark. Feulié, Loiſon und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie ſchickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Beſatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Feſtung führen ſoll, und erließ ihren Bürgern den Antheil an den Kriegsſteuern.

Colbert (Jean-Baptiſte), dieſer berühmte franzöſiſche Finanzminiſter war 1619 in Rheims geboren und der Sohn eines Tuch-

und Weinhändlers. Durch Vermittlung eines ſeiner Verwandten trat er 1648 bei dem Staatsſecretär Le Tellier in Dienſte; dieſer überließ ihn dem Kardinal Mazarin, welcher ſeine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, ſie zu entwickeln, indem er ihn zu ſeinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewiſſermaßen an der Finanzverwaltung des Königreichs Theil zu nehmen. Gleich geſchickt, alle Theile derſelben zu umfaſſen und alle Mißbräuche zu durchſchauen, diente er mit Eifer dem Kardinal, und bereitete ſich dadurch vor, einſt dem Staate zu dienen. Mazarin belohnte ihn 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin und empfahl ihn 1660 ſterbend dem Könige als einen Mann, der ſeines ganzen Vertrauens würdig ſei. Ludwig XIV. hatte beſchloſſen, keinen Premier-Miniſter wieder zu ernennen, und um die Geſchäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dies führte den Fall des unglücklichen Foucouet herbei, zu deſſen Sturze ſich Le Tellier aus Eiferſucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen ſollte er die Uebel, welche die ſtürmiſche und ſchwache Regierung Ludwigs XIII., die glänzenden, aber gewaltſamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwiſtigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin verurſacht hatten. Allenthalben fand er Betrug, Unordnung und Unterſchleif; die Domainen wären veräußert, die Pachtungen mit wucheriſchen Schulden beſchwert, die Laſten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und doch nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten; das Volk zählte 90 Millionen an Auflagen, wovon der König kaum 35 einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte ſchon voraus verbraucht und der Schatz leer. Colbert mußte von demſelben Punkte ausgehen, wie Sully; aber der eiferſüchtige und ungeſtüme Louvois, die Kriege, der Luxus und die Verſchwendung Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und er zwar gezwungen, in der letzten Hälfte ſeiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der erſten vorwärts gemacht. Man muß alle die Hinderniſſe und Unfälle in Anſchlag bringen, die ſeine Bahn kreuzten, wenn man ſeine Talente und Dienſte in ihrem ganzen Umfange würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Juſtizkammer zu errichten, jenen, um ſich ſelbſt eine Ueberſicht zu verſchaffen, dieſe, um den begangnen Räubereien der Generalpächter nachzuſpüren und Staatsſchulden zu liquidiren. Um die Laſten des Staats zu erleichtern, ſchritt man zu einer Herabſetzung der Renten, und um das Gehäſſige dieſer Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles, bis zum J. 1656 Rückſtändigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entſetzlichen Unordnung, welche beim Antritte ſeines Miniſteriums herrſchte, folgten durch ſeine Feſtigkeit und Wachſamkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit. Er ſchaffte eine Menge unnützer Beamten ab, widerrief die läſtigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte den ſchändlichen Aemterhandel und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertrage der öffentlichen Pachtungen zu intereſſiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunſtgriffe, und beſchränkte den ungeheuern Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leibcaſſe, verminderte die Geldzinſen, ſetzte den König

in ſeine Domainen wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß ſo das Wohl des Staats den habſüchtigen Händen der Händler. Eine beſſere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, ſie faſt auf die Hälfte herabzuſetzen. Der glücklichſte Erfolg krönte ſchnell ſeine weiſen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines faſt zehnjährigen Krieges, ungeachtet des Aufwandes und der Verſchwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr, als 28 Millionen zu erhöhen und die Laſten um eben ſo viel zu vermindern, ſo daß bei ſeinem Tode 1683 die wirkliche Einnahme 116 Millionen betrugen. 1664 ward Colbert Oberaufſeher der Bauten, der Künſte und Manufacturen und 1669 Seeminiſter. Seinen Talenten, ſeiner Thätigkeit, ſeinen großen Anſichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das ſchnelle Steigen ſeiner Gewerbe und ſeines Handels. Alles gewann ein neues Anſehn. Frankreich ward nicht allein von der Abgabe befreit, die ſein Luxus dem Auslande zahlte, ſondern es theilte auch die Vortheile jenes Gewerbfleißes, der bisher nur in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanderns und Deutſchlands einheimiſch geweſen war. Fabriken und Manufakturen aller Art wurden angelegt und durch Begünſtigungen in Flor gebracht. Die Landſtraßen wurden verbeſſert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Kanal von Languedoc, entwarf den von Burgund, erklärte Marſeille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Aus- und Einfuhrpreiſe, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Aſſecuranzkammern, gab dem Handel übereinſtimmende Geſetze, erhob ihn zu einer ehrenvollen Beſchäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. 1664 wurden für Oſt- und Weſtindien zwei Handelsgeſellſchaften errichtet; der König verband ſich mit ihnen und ſchoß bedeutende Summen vor. Die Kolonien in Kanada, Martinique und beſonders in St. Domingo, die bisher kränkelten, erhielten ein neues Leben durch die Vereinigung mit der Krone; ſie wurden bevölkert, angebaut und fingen an, zu blühen. Bald errichtete man neue Kolonien in Cayenne und Madagaskar. Zur Aufrechthaltung und Beſchützung des Handels und dieſer entfernten Beſitzungen war eine bedeutende Seemacht erforderlich. Colbert ward auch hier Schöpfer. Als er in's Seeminiſterium trat, beſtand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen laſſen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Auslande; bald ließ er ſie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob ſich; vier andre große Seearſenäle wurden aufgeführt zu Breſt, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeſchulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Seeweſens. 1662 hatte Frankreich 60 Linienſchiffe und 40 Fregatten; 1681 beſaß es, zur See und zu Lande ſiegreich, 193 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienſt derſelben. Auf Colbert's Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und peinliche Geſetzgebung verbeſſern, wurden Künſte und Wiſſenſchaften befördert, deren Blüthe Frankreich nicht minder verherrlichte, als ſeine Eroberungen. Unter ſeinem Schutz und in ſeinem Hauſe ward 1663 die Akademie der Inſchriften gegründet. Drei Jahre darauf ſtiftete er die Akademie der Wiſſenſchaften und 1671 die Bauakademie. Die Malerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botani-

ſchen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Caſſini anſtellte, ließ die Vermeſſungen in Frankreich anfangen und ſchickte Naturforſcher nach Cayenne, um Beobachtungen zu machen, (vgl. Geſtalt der Erde.) Paris verdankte ihm unzählige Verſchönerungen, und alle ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beſchützer und Beförderer. Aber bei allem dieſen hat man dem großen Miniſter auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigſte derſelben iſt, daß er die Gewerbe auf Koſten des Ackerbaues emporbrachte, und den Landmann ohne Hülfe und Unterſtützung im Elende ſchmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyranniſchen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er dem Gewerbfleiß Feſſeln anlegte. Man hat geſagt, daß er ſeinen Eintritt in's Miniſterium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, ſo leugnete man, daß darum Ordnung in der Verwaltung Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umſtände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er alles that, was er konnte, ſo iſt es wenigſtens gewiß, daß er nie alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beſchlüſſe und den Geiſt ſeines Fürſten, deſſen Sully genoß. Dieſer gab ſeinem Herrn das Geſetz, Colbert empfing es von ſeinem Herrn; der erſte war faſt Miniſter des Volks, dieſer nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV. wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieſer für ſich, und dieſer Unterſchied erzeugte die verſchiedenen Ergebniſſe in der Verwaltung. Sully, ſtets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weiſe Sparſamkeit, die Heinrich, der ſein Volk als ſeine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, ſtets abhängig und in ſeinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat trotz einem prachtliebenden und verſchwenderiſchen Könige, der alles hingab für den Glanz ſeiner Regierung; erhielt ihn und brachte ihn ſelbſt in Flor, ungeachtet der Laſten, welche zahlreiche Heere und koſtſpielige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeſchaft ſehen wollte; aber er ſagte dem Präſidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die unſere Enkel nicht geheilt ſehen werden.“ Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu ſeinen Grundſätzen zurück und machte das wider Willen gethane Uebel ſo ſchnell wieder gut, daß das Ende ſeiner Verwaltung noch die glänzendſte Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig, aber rechtſchaffen, und genoß in ſtetem Kampfe mit Ränken und Eiferſucht, keines ruhigen Glücks. Er ſtarb 1683 in einem Alter von 64 Jahren, erſchöpft durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und Unruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und mit banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, das ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert worden war, ſtörte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; aber das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete ſeinen Feinden die Augen, und zwang ſie, wenigſtens das Andenken, des von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten zu ehren.

Colchis (Kolchis), ein fruchtbares Land, am ſchwarzem Meere gelegen, jetzt Mingrelien genannt. Der Zug der Argonauten machte die Griechen zuerſt mit dieſem Lande bekannt, deſſen erſte Bevölkerung, der Sage nach, von ägyptiſchen Koloniſten abſtammte. Die Mäßigkeit der Einwohner wird geprieſen, eben ſo ihre Gewerbſamkeit, die Produkte ihrer Wälder zu veredeln. Strabo und Andre erzählen, daß die Einwohner an den Plätzen, wo die Waldbäche aufhörten zu ſchnell zu fließen, in den, in die Flüſſe eingelegten Lämmerfellen, den aus den Gebirgen zugeführten Goldſand auffingen.

Cöleſtiner heißen nach ihrem Stifter, dem Papſte Cöleſtinus V., die Einſiedler des h. Damianus, ein geiſtlicher Orden, der um die Mitte des 13. Jahrh. in Italien entſtand, der Regel Benedicts folgte, weiße Kleidung mit ſchwarzen Kaputzen und Skapulieren trug und nur dem beſchaulichen Leben gewidmet war. Beſondre Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18. Jahrh. war er auf 96 Klöſter in Italien, und 21 in Frankreich geſunken. In der neueſten Zeit ſcheint dieſe Geſellſchaft trüber Religioſen noch kleiner geworden zu ſein.

Cölibat heißt im kanoniſchen Sinn der eheloſe Stand der Geiſtlichen, welche durch die Geſetze ihrer Kirche zu demſelben verpflichtet ſind. Schon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten herrſchte bei vielen Chriſten die ſchwärmeriſche Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung des Geſchlechtstriebes das Merkmal einer höhern Tugend und eine verdienſtliche Entſagung ſei. Daher kam es, daß viele Lehrer, namentlich die Biſchöfe, der Ehe ſich enthielten, oder, wenn ſie ſchon verheirathet waren, den ehelichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den frühern Zeiten gar keine geſetzlichen Beſtimmungen hierüber Statt, auch war die Eheloſigkeit der Geiſtlichen keineswegs allgemein, und es gab noch viele verheirathete Biſchöfe. Erſt im 4. Jahrh. ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Biſchöfe ehelos lebten, und mehrere in dieſem Jahrhunderte gehaltne Synoden beſchränkten die Ehefreiheit der Geiſtlichen. Auch ſuchten von dieſer Zeit an die meiſten Biſchöfe, die Geiſtlichen ihrer Sprengel, ſo viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Da das im 4. Jahrh. entſtandne Mönchsweſen erſt im Morgenlande, dann auch im Abendlande Eingang und viele Bewunderung fand: ſo ward der Wahn von einer beſondern Heiligkeit des eheloſen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geiſtliche ſelbſt glaubten, ſie dürften nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, das Volk gewöhnte ſich immer mehr, Frömmigkeit und geiſtliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klöſterlicher Enthaltſamkeit zu denken, und ſo bildete ſich allmählig die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Biſchöfe, ſondern nach und nach auch die Geiſtlichen der niedern Ordnungen zur Eheloſigkeit nöthigte. Indeß gab es darüber noch immer keine kirchlichen Geſetze. Auch lebten noch immer viele Geiſtlichen der niedern Ordnung in der Ehe. Erſt Papſt Gregor VII., in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., machte allen Geiſtlichen das Cölibat zur unerlaßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht gleich, ſeinen Plan vollſtändig durchzuſetzen; an vielen Orten, beſonders in Deutſchland, verurſachten ſeine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe das Cölibat in den abendländiſchen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem iſt in der katholiſchen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über das Cölibat gehalten worden, obgleich in neuern Zeiten beſonders viele Geiſtlichen dieſer Kirche mit

Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder die Bibel, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte das Cölibat als eine willkürliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung und den protestantiſchen Geiſtlichen ward die Ehe vergönnt. In der griechiſchen Kirche ſind nur die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche meiſt aus den Kloſtergeiſtlichen genommen werden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen iſt die Ehe verſtattet. Jedoch keine zweite Heirath.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geb. 1516 zu Chatillon-ſur-Loing, trug die Waffen ſeit ſeiner zarteſten Jugend, zeichnete ſich unter Franz I. in der Schlacht von Ceriſoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Obriſten der franzöſiſchen Infanterie und 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente dieſe Gunſtbezeigungen durch ſeine Tapferkeit in der Schlacht bei Renti, durch ſeinen Eifer für die Kriegszucht, durch ſeine Eroberungen gegen die Spanier, beſonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf ſich in dieſen Platz und that Wunder der Tapferkeit, fiel aber, da die Stadt erſtürmt wurde, in Gefangenſchaft. Nach dem Tode Heinrichs II. bewogen ihn die Ränke, die Zweizüngigkeit und Bosheit Katharinens von Medicis, ſich an die Spitze der Calviniſten gegen die Guiſen zu ſtellen. Er bildete eine ſo mächtige Partei, daß die katholiſche Religion in Frankreich bedroht ſchien. Der Hof, ſagt ein Geſchichtſchreiber, hatte keinen furchtbareren Feind nach Condé, der ſich mit ihm verbunden hatte. Dieſer war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen beſonnener, abgemeſſener und geſchickter, das Haupt einer Partei zu ſein; zwar eben ſo unglücklich im Kriege wie Condé, aber gewandt, das Rettungslosſcheinende wieder herzuſtellen, und gefährlicher nach einer Niederlage, als ſeine Feinde nach einem Siege; überdies mit Tugenden geſchmückt, die er übte, ſo weit der Parteigeiſt und der Sturm der Zeit es zuließ. Die erſte förmliche Schlacht zwiſchen den Hugenotten und Katholiken ward 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritterlich, verlor ſie und rettete das Heer. Als bald darauf der Herzog von Guiſe bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beſchuldigte man ihn, dieſen ſchnöden Meuchelmord gerathen zu haben; aber er rechtfertigte ſich durch einen Eid. Es bedurfte deſſen nicht. Der Adel ſeiner Geſinnungen und die Größe ſeiner Seele mußten ihn über jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um mit vermehrter Wuth 1567 wieder anzufangen. Coligni und Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Connetable Montmorency. Dieſem unentſchiednen Tage folgte die Schlacht bei Jarnac 1569, welche den Calviniſten verderblich war. Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Laſt des Oberbefehls. Er allein hielt die unglückliche Sache ſeiner Partei aufrecht, ward bei Moncontour abermals geſchlagen, ohne daß darum ſein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte 1571 ſcheinbar dem blutigen Streite ein Ende. Coligni erſchien am Hofe und ward, wie alle ſeine Anhänger, mit Gunſt überhäuft. Carl IX. gab ihm 100,000 Franken Entſchädigung und einen Platz im Conſeil. Von allen Seiten warnte man ihn, dieſen falſchen Schmeicheleien nicht zu trauen. Ein ſchrecklicher Plan offenbarte ſich bald. Als eines Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen Büchſenſchuß aus einem Fenſter die rechte Hand und der linke Arm verwundet. Ein gewiſſer Maurevert hatte auf des Herzogs von Guiſe

Geheiß und mit Vorwiſſen des Königs aus einem Gebäude des Kloſters St. Germain l'Auxerrois dieſen Schuß auf Coligni gethan. Der König von Navarra und der Prinz von Condé beklagten ſich beim Könige über dieſen Mordanſchlag. Carl, in den Künſten der Verſtellung geübt, bezeigte den tiefſten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forſchen und nannte Coligni ſeinen Vater. „Mein Vater," ſagte er, „ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz." Und dies ſprach er in dem Augenblick, wo ſchon die Niedermetzlung der Proteſtanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht den 24. Aug. 1572. Der Herzog von Guiſe eilte mit zahlreicher Begleitung in das Haus des Admirals. Ein Meuchelmörder, einen gewiſſen Behme oder Beſme an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das Zimmer des Greiſes, welcher in einem Lehnſtuhle ſitzend, mit ruhiger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer ſprach: „Junger Menſch, mein graues Haupt ſollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Gefallen, du kannſt mein Leben nur um wenige Tage abkürzen;" worauf dieſer Elende ihn mit mehrern Stichen durchbohrte und zum Fenſter hinaus in den Hof ſtürzte, wo er zu den Füßen ſeines nichtswürdigen Feindes mit den Worten ſtarb: „Ich hätte verdient, von den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu ſterben." Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben, und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon gehängt. Montmorency, ein Vetter Coligni's, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in der Kapelle des Schloſſes von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiener hatte den, vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht, welche ihn einbalſamiren ließ und nach Rom ſchickte.

Coliſeum. Dieſes ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 ſtand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römiſche Pracht errichtete. Es wurde von Veſpaſian erbaut, und ſoll in einem Jahre von zwölf tauſend gefangenen Juden aufgeführt worden ſein. Die Schriftſteller ſetzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der alten Welt; es ſoll gegen hundert und zehn tauſend Zuſchauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tauſend ſitzen konnten. Die Gothen legten zuerſt die Hand an die Zerſtörung dieſes Denkmals der römiſchen Größe; nachher nahm Papſt Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palaſtes nöthig hatte, und ſpäter wurden noch mehrere Paläſte von den Bruchſtücken deſſelben aufgeführt. Jetzt hütet man ſich zwar, die Ruinen des Coliſeums anzugreifen; indeſſen fällt es nach und nach von ſelbſt ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile deſſelben nichts mehr zu ſehen ſein; der untere Theil hingegen iſt für die Ewigkeit. Seinen Namen hat das Coliſeum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, ſind Seitenverwandte, die von Bruder oder Schweſter herrühren. Collaterallinie, die Seitenlinie.

Collator heißt derjenige, welcher das Recht hat, eine geiſtliche Stelle zu beſetzen. Dieſes Recht wird die Collatur, auch das jus patronatus genannt.

Collé (Charles), ein bekannter franzöſiſcher Theaterdichter, war 1709 zu Paris geboren. Sein Vater war Procurator des Königs bei dem Gerichtshofe des Chatelet. Seine frühe Verbindung mit Hague-

nier, Gallet und Pannard, den Verfaſſern anakreontiſcher Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgeſänge, flößten ihm denſelben Geſchmack, dieſelbe Neigung zum Vergnügen, dieſelbe bequeme Philoſophie ein. Die dramatiſche Gattung hatte er von Jugend auf geliebt und er bearbeitete ſie mit Erfolg. Sein erſtes Stück war eine Parodie von La Chauſſée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans, der ſein Beſchützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daſelbſt Beifall fanden. Seine Partie de Chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Luſtſpiel, (der König und der Müller von Mansfield) die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere und beſonders durch das treue Gemälde des guten Königs. Wenige Stücke ſind öfter gegeben worden, und noch jetzt ſetzt daſſelbe die Franzoſen in Begeiſterung. Auch Dupuis et Desronais ſteht noch auf dem Repertoire des Theater français. In andern Stücken malt er mit eben ſo viel Witz, als Wahrheit, die Sitten ſeiner Zeit, aber oft iſt ſein Pinſel ſo frei, wie ſeine Sitten es waren. Im J. 1807 erſchien von ihm ein nachgelaſſenes hiſtoriſches, anziehend geſchriebnes Tagebuch (Journal historique) über die literariſchen Ereigniſſe von 1748 bis 1772 in 3 Bänden gr. 8. Er ſtarb 1783.

Collectiv, was ſammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zuſammenfaßt; daher iſt in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein ſolches, welches alle, zu einer und derſelben Gattung gehörige Dinge bezeichnet. Collectiv-Glas iſt ein convexes Glas, das einem größern Brennglaſe zugeſellt wird, um die durch die, in demſelben erlittene Brechung ſchon zuſammengedrängten (collegirten, daher der Name) Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkte zu vereinigen.

Collegialſyſteme, eine Theorie der Kirchenverfaſſung im Verhältniſſe zum Staate (ſ. Hierarchie). — Auch ein Gegenſatz des büreaukratiſchen Syſtems, indem in jenem jedes Mitglied eines Collegiums eine mitentſcheidende Stimme zu haben pflegt. — Collegialgewalt, collegialiſche Verfaſſung, wird der Büreaukratie entgegengeſetzt (ſ. Staatsverwaltung B. 9. und Büreaukratie B. 11.).

Collegianten, ſ. Rheinsburger.

Collegiatſtiftkirche, Conventualkirche, iſt eine Kirche, bei welcher der Stifter wenigſtens drei Geiſtliche anſetzte, die ein Collegium ausmachten, eine Brüderſchaft unter ſich hielten, ein Haus hatten, in welchem ſie zuſammen wohnten und ein eignes gemeinſchaftliches Siegel führten. Die Domkirche dagegen hat, außer dem Collegio oder Capitel, den Biſchof an ihrer Spitze, der die Regierung hat. Die Domherren ſind eben ſo des Biſchofs, als die Kardinäle des Papſtes Gehülfen.

Collegien, Colleges, in England: Kirchen- und Schulſtiftungen, oder mit Einkünften verſehene Geſellſchaften, deren Mitglieder (Fellow, Stiftungsſtudenten) mit ihren Lehrern (Tutors) und Aufſehern, unter einem Vorſteher (Head) in beſondern Gebäuden klöſterlich beiſammen wohnen. Dieſe Gebäude ſind große Vierecke, zu denen Gärten und liegende Gründe gehören. Die ältern Stiftungen, ehemals Klöſter, rühren aus dem 13. und 14. Jahrh. her; einige aus Heinrichs VII. Zeit ſind zum Theil vom Kardinal Wolſey gegründet. Sie zeichnen ſich theils durch ihre altdeutſche Bauart, theils durch wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen aus. Auch bewundert man in

ihnen die treffliche Glasmalerei, eine Kunſt, die ſich in England bis jetzt erhalten hat. Der Vorſteher eines ſolchen Collegiums (Master, Warden, Rector, Dechant) bildet mit den Mitvorſtehern (Beamte, Deans oder Censors), den Lehrern und Studirenden, ein ſowohl von den übrigen Collegien, als von der Univerſität ſelbſt unabhängige Körperſchaft. Alle, die vollen Antheil an den Vortheilen einer ſolchen Stiftung haben, heißen Fellows (d. i. Socii). Als noch Andre zum Mitgenuſſe gelaſſen wurden, entſtanden verſchiedne Klaſſen von Mitgliedern, z. B. halbe Fellows, Postmasters und Scholars, Exhibitioners oder Stipendiaten, und Servitors (junge Leute, welche den übrigen bei Tiſche aufwarten, und dafür vier Jahre Koſt und Unterricht frei haben). Außerdem haben mehrere Collegien noch Kaplane, Choriſters oder Chorſänger, und Clerks oder Küſter, ohne eine große Zahl von Bedienten. Der Vorſteher und die Beamten verwalten das Collegium nach den Statuten der Stiftung. In ſtreitigen Fällen entſcheidet der Visitor, wozu gewöhnlich ein Biſchof oder Lord vom Stifter ernannt iſt. Unter ihnen ſtehen alle Nichtgraduirte, Undergraduates, welche einer ſtrengen Zucht unterworfen ſind und wie Schulknaben behandelt werden. Sie müſſen täglich in die Kirche gehen und dürfen nicht außer dem Hauſe ſchlafen. Wer einen Grad ſucht, muß der Univerſität von einem Dean als Candidat vorgeſtellt werden. Die Fellows auf den Univerſitäten behalten ihr Fellowſhip zeitlebens, bis ſie heirathen oder liegende Gründe erben, die mehr einbringen. Sie rücken unter ſich auf, ſo daß ihr Einkommen von 30 bis 150 Pfund jährl. Einkommens und drüber ſteigt. Aus ihnen werden die Pfarreien beſetzt, in welchem Falle ſie ihr Fellowſhip gewöhnlich verlieren. Oxford hat 19 Collegien und 6 Hallen oder bloße Koſtſchulen, die keine Stiftung, folglich keine Fellows haben, wo jeder Student für ſein Geld lebt. (Auch die Speiſeſäle der Collegien heißen Halls.) In Cambridge ſind 12 Collegien und 4 Hallen, die ſämmtlich Stiftungen haben. Die meiſten Colleges in Oxford und Cambridge haben, außer den abhängigen, d. i. die zur Stiftung gehören, noch unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den meiſten Schulgeſetzen ebenfalls unterworfen ſind. Sie heißen nach dem Unterſchiede ihres Ranges und Koſtgeldes: Noblemen, Fellow-Commoners und Commoners. In Oxford beläuft ſich ihre Zahl auf 14—1500. Nähere Beſchreibungen dieſer engliſchen Univerſitätsſtiftungen liefern: Küttner in ſeinen Beiträgen ꝛc. St. 11. 12., und Spiker, Reiſe durch England ꝛc. im J. 1816. Auch die Schule zu Eton (1441 von Heinrich VI. geſtiftet), der Hauptſitz des engliſchen Schulunterrichts, hat ein College für einen Probſt, 7 Fellows und 70 Knaben, die Collegers, d. h. Alumnen heißen. Die Fellows von Eton haben das Recht ſich zu verheirathen, und neben ihrem Fellowſhip eine Pfarrei zu beſitzen; auch werden ſie als Dignitaries der Kirche (z. B. wie Domherren) betrachtet. Sie und der Probſt ſind die Direktoren des Ganzen, verwalten die Güter des Collegiums, beſetzen die Pfarreien und Fellowſhips deſſelben und wählen die Lehrer. Von den Collegers in Eton rückt der oberſte Knabe in die erſte erledigte Stelle des Kings College zu Cambridge, als Scholar, und wird dann in drei Jahren Fellow, mithin lebenslänglich verſorgt (vergl. Ackermann hist. of the Colleges of Winchester, Eton, Westminster etc. London 1817 u. deſſelben Geſch. d. Weſtminſter-Abtei u. d. Univerſität Oxford u. Cambridge, mit Kpf.). Die klaſ-

ſiſche Literatur iſt der Hauptgegenſtand des Unterrichts, daher die allgemeine Kenntniß, welche in England ſelbſt die Vornehmen und Reichen von Griechenland und Rom beſitzen. Ueber die Wiſſenſchaften werden nur dürftige Vorleſungen gehalten, die kaum die nöthigen Winke zum eignen Studium geben; auch ſteht mit Ausnahme der mathematiſchen, in der gründlichen Kenntniß derſelben der Britte im Ganzen dem Deutſchen nach. Allein bei der ſelbſtſtändigen Art der Entwickelung, die durch den äußern Zwang nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden ſich mehr Gelehrte in jedem Fache, wenn gleich außer dieſem Fache ihre Kenntniſſe mager ſind. Die Colleges ſind weniger Erziehungsanſtalten, als gelehrte Republiken mit einer geordneten Klaſſenabſtufung, wo eine auf die andre wirkt, und die mit dem Geiſte der Nation in Verbindung ſtehen. Die Einrichtung der engliſchen Univerſitäten trägt ſelbſt zur Aufrechthaltung der Staatsverfaſſung bei. Sie gibt der anglikaniſchen Kirche eine hierarchiſche Würde, und befördert durch die Miſchung der Stände eine gewiſſe bürgerliche Gleichheit. Dadurch gewinnt ſelbſt die äußere Bildung; bei dem Anſehn, das der Stand der Gelehrten in England genießt, weil ihm Unabhängigkeit, Rang und Wohlſtand geſichert ſind, verſinkt er zwar nicht in Sorgendruck auf den Hochſchulen und in den höhern geiſtlichen Stellen, deſtomehr aber in den kleinen verdungnen Pfarrſtellen und man trift auch unter den brittiſchen Gelehrten viel Pedantismus und Einſeitigkeit.

Collin (Schlacht bei), 18. Juni 1757. Friedrich der Große belagerte Prag ſchon ſeit mehrern Wochen, und alle Verſuche des, darin eingeſchloſſenen öſterreichiſchen Heers, ſich zu retten, waren fruchtlos geweſen. Fiel dieſer wichtige Platz in des Belagerers Gewalt, ſo drang er bis vor Wien, wo man ſchon ernſtlich an Friedensanträge dachte. Nur eine leiſe Hoffnung baute man noch auf Daun, dieſen Fabius Cunctator unter Oeſterreichs Feldherren, der mit 60,000 Mann auf den Bergen von Collin ſich verſchanzt hatte, und von dem man den längſt erſehnten Entſatz des beängſtigten Prags erwartete, zu dem er die gemeſſenſten Befehle von Wien erhalten hatte. Dieſen Entſatz unmöglich zu machen und Prags Fall zu beſchleunigen, da Ruſſen, Schweden, Franzoſen und Reichstruppen ſeine eignen Staaten bedrohten, beſchloß Friedrich, Daun anzugreifen und zu ſchlagen. In dieſer Abſicht ſtellte er ſich an die Spitze von 12,000 Mann, während er den größten Theil ſeines Heers vor Prag ſtehen ließ, vereinigte ſich am 18. Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern und befahl den Angriff auf Daun, der eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer ſeiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen beſetzt hatte, vor denen ſich Dörfer, Hohlwege und ſenkrechte, faſt unüberſteigliche Anhöhen befanden, welche von zahlreichen Geſchütz gedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf ſeinem rechten Flügel geſchah, welcher nach einem ſiebenmaligen Andringen endlich geworfen und bis Collin, zwei Stunden vom Schlachtfelde, getrieben wurde. Schon hatte der öſterreichiſche Feldherr den Befehl zum Rückzuge gegeben, ſchon hatte man mit Abführung des Geſchützes den Anfang gemacht, als die voreilige Hitze zweier preußiſcher Generale, Mannſteins und des Prinzen Moritz von Deſſau, die faſt ſchon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anſtatt, ihrer Beſtimmung gemäß, ſich bloß neben dem kämpfenden Heere fortzubewegen, brachen ſie die Schlachtlinie, um die Kroaten zu verfolgen.

Mit dieſem Fehlſchritte war die Dispoſition des Königs geſtört, das Zuſammenwirken unterbrochen und es entſtanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche durch das öſterreichiſche Geſchütz zurückgeworfen wurden und ſo in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzuſtellen geweſen, wenn nicht einige ſächſiſche Cavallerieregimenter in den rechten preußiſchen Flügel eingebrochen wären, und von öſterreichiſcher Reiterei unterſtützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König ſelbſt gab ſich allen Gefahren Preis. Als ein Cavallerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines däniſchen Freiwilligen unter die Fliehenden und führte ſie, trotz des Kartätſchenregens den Sachſen entgegen. Es war die erſte Schlacht, die er in dieſem Kriege verlor; 8000 ſeiner braven Preußen und 9000 Oeſterreicher waren geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geſchah. Mannſtein büßte den begangnen Fehler durch einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfelde. Friedrich ſelbſt begab ſich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von ſtreifenden Haufen ſeiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Nimburg. Auf dieſem Nachtmarſche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erſt von den öſterreichiſchen Huſaren verlaſſen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnen. Niedergeſchlagen ſaß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauernhauſe und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein verwundeter Reiter, der ſeinen König begleitete, in ſeinem Hute aus dem Pferdeeimer friſches Waſſer und ſprach in herzlichem Tone: „Ihro Majeſtät trinken doch; laß Bataille verloren ſein; 's iſt nur gut, daß Sie noch leben; unſer Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns ſchon wieder Sieg geben.“ Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen ſeines wackern Kriegsgefährten, beſtieg Friedrich ſein Pferd wieder und ſammelte bei Nimburg ſein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben, Friedrich aber rächte ſeine gefallenen Preußen noch in demſelben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

Collin (Heinr. Joſeph, Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes, war zu Wien 1772 geboren. 1781 kam er in das Löwenburgiſche Stift, wo er die Grundlage ſeiner Bildung erhielt, die er durch Selbſtſtudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geſchäfte fähig machte, und verbunden mit ſeinem Genie, ſeinem raſtloſen Fleiße, ſeiner genauen Kenntniß der klaſſiſchen Welt, ihm auch als Schriftſteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete ſich als Geſchäftsmann und als Dichter aus. Als erſter ſchwang er ſich bei der Finanzhofſtelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommiſſion ernannt wurde, und den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rückſicht auf häufige, Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung ſeiner Freunde zu beachten; ſelbſt ſeine Lieblingsneigung, die beſeligende Dichtkunſt, brachte er der zum Opfer. Nur im nächtlichen Dunkel geſtattete er ſich dieſe Erholung, und nicht ſelten überraſchte ihn der Morgen am Arbeitstiſche. Unter Anſtrengungen dieſer Art mußten die ſinkenden Kräfte erliegen. Schon 1811 endigte ein Nervenfieber ſein thätiges Leben. Collins frühere poetiſche Arbeiten wurden durch ihn ſelbſt größtentheils vernichtet. Einem Zufalle,

einer Wette mit ſeinen Freunden, verdanken wir die Erſcheinung ſeines erſten Drama's, des Regulus. Er behauptete in einem freundſchaftlichen Kreiſe ſcherzhaft, er getraue ſich, binnen ſechs Wochen ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Schon lange vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, geändert und berichtigt; jene Wette war der Sporn, ſein Werk zu vollenden. Dieſe ſchöne Schöpfung machte überall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collin's Vaterſtadt. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwiſchenräumen: Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier, ſein Schwanengeſang. Seine Oper: Bradamante, die Reichard 1809 trefflich in Muſik geſetzt hatte, iſt weder gedruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte erſchien bald nach ſeinem Tode in der Strauß'ſchen Officin in Wien. Bruchſtücke eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die ſchon das Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir in dieſer hohen Gattung der Dichtkunſt von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich bloß den Muſen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht ſo früh ſeinen Lebensfaden durchſchnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in ihm einen, durch das Studium der Alten genährten Geiſt; eine Beleſenheit, die von geſchmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Berufsgeſchäfte gehemmt werden konnte; Reinheit im Versbau; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in ſeinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichteriſches Verdienſt, als rauſchenden Beifall ſah; Einfachheit in dem Plane ſeiner Tragödien, die ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteriſtik und Sprache. Die letzte Feile konnte er ſeinen Werken nicht geben; jedoch hatte er ſchon Manches zu einer neuen Ausgabe derſelben mit der ihm eignen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, begleitet von einer Biographie des Verſtorbnen, hat ſein Bruder beſorgt. Nach ſeinem Tode wurde ihm durch Verwendung des Grafen Moritz von Dietrichſtein ein einfaches, doch ſchönes Denkmal aus Granit und Alabaſter in der Carlskirche zu Wien errichtet, zu welchem aus allen Theilen der Monarchie Beiträge einliefen. Die Zinſen des Ueberſchuſſes dieſer Beiträge, 6000 Fl., wurden zur Beſtreitung eines jährlichen Stipendiums für Rechtsbefliſſene beſtimmt.

Collin d'Harleville (Jean-François), geb. 1750 zu Maintenon unweit Chartres, betrat anfangs die juriſtiſche Laufbahn, die er jedoch ſpäterhin verließ, und hat die franzöſiſche Bühne mit mehrern Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall und ſich auf dem Repertoire erhalten haben. Die vorzüglichſten darunter ſind: l'Inconstant; l'Optimiste; les Châteaux en Espagne; le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke, welches 1786 erſchien, ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigne Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der vieux Célibataire, ſein beſtes Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt, und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltne Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collin's Komödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiogno-

mie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten und die Anſtrengung, die er anwenden ſollte, um die Laſter anzugreifen, ſcheint ſeine ſanften Sitten abzuſchrecken. Außer den Luſtſpielen hat man noch von ihm ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen: Melpomène et Thalie und mehrere verſificirte Stücke, die er theils im Inſtitute als Mitglied deſſelben vorgeleſen, theils in Zeitſchriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie, die jedoch zuweilen in's Gezierte ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimt. Die Verſe ſind oft ſchwach und ohne poetiſchen Schwung. Collin ſtarb zu Paris 1806. Seine Werke ſind in 4 Bänden erſchienen.

Colliſion heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerſtreit der Handlungen, ſo daß die eine durch die andre ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Geſetze die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſind, ſo wird eine Colliſion der Geſetze ein ſolcher Widerſtreit ſein, wo ſie nicht zugleich Beſtimmungsgründe des Willens werden können. Dieſelbe trifft nicht die Form der Geſetze, ſondern die Handlung, welche unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden unter das Geſetz ſubſumirt wird. Es können alſo Geſetze mit Geſetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Bedürfniſſen in Colliſion kommen. Da unter dieſen Umſtänden nicht beide beachtet werden können, ſo muß eine Ausnahme verſtattet ſein. Die Regel dabei iſt: das höhere Geſetz muß dem niedrigen, das urſprüngliche dem abgeleiteten, das weſentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Colliſion der Pflichten muß die zufällige und hypothetiſch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der ſubjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, ſo geht das poſitive Recht des einen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; ſind Beider Rechte gleich, ſo muß ein Jeder gleich viel nachlaſſen. So klar die Regel iſt, nach welcher in einer Colliſion gehandelt werden muß, ſo ſchwer iſt ſie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmale, nach denen die Pflichten an ihren Ort geſtellt ſein müſſen, zu ſehr in einander fließen und der höchſte Scharfblick und die vollſte Aufrichtigkeit dazu gehören, ſie richtig zu unterſcheiden.

Cölln (Friedrich von), ein preuß. Staatsdiener, der durch ſeine politiſche Schriftſtellerei während des Kriegs von 1806 und 1807, ſehr in Ruf kam. Er war 176. im Lippe'ſchen geb. und befand ſich bei der Kataſtrophe von 1806 bei der Oberrechenkammer in Berlin angeſtellt. Hier durch ſeine Weigerung, den von den Franzoſen gefoderten Dienſteid zu leiſten, brotlos geworden, warf er ſich auf eine Schriftſtellerei, die, ſo ſehr ſie auch bei dem Haufen des Publicums Beifall fand, doch um ſo tadelnswerther war, da ſie die Schwächen der preuß. Verwaltung und die ſämmtlichen Staats- und Finanzverhältniſſe Preußens auf die ſchonungs- und rückſichtsloſeſte Weiſe aufdeckte, den Feinden des Staats dadurch auf mannichfaltige Weiſe Vorſchub leiſtete, und die Regierung, ja ſelbſt die königl. Familie dadurch herabwürdigte. Er trat zuerſt mit den ſogenannten vertrauten Briefen über die innern Verhältniſſe Preußens auf, die nach und nach bis auf 6 Bände ausgedehnt wurden. Als Commentar zu denſelben erſchien zugleich das berüchtigte Journal „Feuerbrände.“ Nach dem Frieden kam von Cölln wegen ſeiner Schriftſtellerei in Unterſuchung und wurde nach Glatz auf die Feſtung geführt; zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit wurde

ihm der Beſuch der Bäder zu Landeck geſtattet, den er hierauf benutzte, um nach Oeſterreich zu entfliehen. Sr. Majeſtät der König ſchlug ſpäterhin die, gegen ihn eingeleiteten Unterſuchungen nieder; er trat wieder in preußiſche Staatsdienſte, und wurde zum Chef eines literariſchen Büreau's ernannt, das dem Staatskanzler über Preußen betreffende Schriften und Aufſätze Bericht zu erſtatten hatte. Er ſtarb am 13. Jan. 1820.

Cöllniſche Mark iſt ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder 8 Unzen, oder in 256 Pfennige = 512 Heller = 4352 Eſchen = 65536 Richtpfennige (vergl. Mark.).

Colloredo, eine der berühmteſten Familien der öſterreichiſchen Monarchie, die von dem Bergſchloſſe Colloredo in Friaul den Namen führt. Ein Aſt der dritten Linie erhielt das Erbtruchſeſſen-Amt in Böhmen und ward 1763 in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Dieſer Zweig führt zugleich den Titel von Mannsfeld. Merkwürdig ſind u. m. A. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienſte. Cosmus II. ſandte ihn als Geſandten an Kaiſer Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn begleitete, hat in latein. Sprache eine Beſchreibung dieſer Reiſe geliefert. Er befehligte dann ein Corps, das dem Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen beiſtand und genoß bei Cosmus II. und ſeinem Nachfolger Friedrich II., deſſen erſter Miniſter er wurde, die höchſte Gunſt. Er ſtarb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldſee, Feldmarſchall der kaiſerl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und geſt. 1657. Er zeichnete ſich insbeſondre im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen erhielt er 7 Wunden. In die ſpätern wallenſteinſchen Ränke ließ er ſich nicht ein, ſondern diente ſeinem Herrn und Kaiſer immer treu. Insbeſondre zeichnete er ſich 1648 durch die heldenmüthigſte Vertheidigung Prags gegen die Schweden aus. Mit geringen Kräften vertheidigte er die Altſtadt gegen die heftigſten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sie mußten ſich zurückziehen und die Stadt blieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenſtillſtand ein, und bald der allgemeine Friede. III. Franz Colloredo, geb. 1737 und geſt. 1806, war Oberſthofmeiſter des jetzt regierenden Kaiſers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminiſter und Chef der Hof- und Staats-Kanzlei. Nach der Schlacht von Auſterlitz zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück. IV. Franz Gundacar (Reichsfürſt) v. Colloredo Mansfeld, geb. 1731, geſt. 1807. Von 1767—1771 war er Geſandter in Madrid; ſeit 1772 Prinzipal-Commiſſarius beim Reichskammergericht und ſeit 1789 Reichs-Vicekanzler bis zu der, 6. Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiſerlich deutſchen Reichsregierung. V. Hieronymus Colloredo, Feldzeugmeiſter, Führer der Oeſterreicher beim Siege zu Culen über die Franzoſen, jetzt Generalkommandant in Böhmen, wurde 1775 geboren. Er zeichnete ſich in allen Feldzügen ſeiner Nation ſeit 1813 glänzend aus. VI. Joſeph Colloredo, Feldmarſchall, einſt Artillerie-Director.

Collot d'Herbois, einer der wüthendſten franzöſiſchen Revolutionsmänner, wandernder und talentloſer Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariſer Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, ſpäter des National-Convents, Abgeordneter deſ-

ſelben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierre's aus dem Convent geſtoßen und nach Cayenne verbannt, wo er im Jan. 1796 eines elenden Todes ſtarb. Dieſes iſt der flüchtige Lebensabriß des ruchloſen Menſchen, deſſen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beiſpiel für die Völker bleiben müſſen, welche bei ihren innern Angelegenheiten ſich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Er war es, der bei der erſten Sitzung des National-Convents darauf antrug, das Königthum abzuſchaffen und die Republik zu erklären, welches auch geſchah. In Lyon, wo er an der Spitze der Commiſſion ſtand, welche dieſe Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen ſollte, führte er jene fruchtbaren und alle menſchlichen Gefühle empörenden Niederſchießungen in Maſſe ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem techniſchen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermochten.

Colman (George), engliſcher Theaterdichter, war 1733 in Florenz geboren, wo ſein Vater engliſcher Reſident war, ſtudirte die Rechte in Oxford und gab daſelbſt mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur, heraus. Von dort bezog er die Rechtsſchule von Lincolns-Inn, folgte aber hier ſeiner Neigung zur Dichtkunſt. 1760 erſchien ſein erſtes Luſtſpiel: Polly Honeycomb. Einige Jahre darauf ſetzte ihn eine Erbſchaft ſeines Oheims, des Lord Bath, in Stand, ſich ganz der Literatur zu widmen. Er kaufte 1768 einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und übernahm deſſen Direction, verkaufte denſelben aber wieder, um 1777 das Hay-Market-Theater allein zu kaufen, welches er auch dirigirte. Er hob dieſes bald zu einer vorzüglichen Höhe, da er, nach Garrick, am geſchickteſten zur Führung eines ſolchen Geſchäfts war. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er wahnſinnig und ſtarb 1794 im Irrenhauſe zu Paddington. Man hat von ihm 26 Theaterſtücke, worunter ſeine Clandestine Mariage, die er in Gemeinſchaft mit Garrick verfertigte; eine metriſche Ueberſetzung des Terenz; eine Ueberſetzung der Ars Poetica des Horaz mit einem Commentar, in welchem er Wieland's Idee folgt, daß dieſelbe eigentlich eine, an einen Enkel Piſo's gerichtete Epiſtel ſei, um ihn, auf Veranlaſſung der Familie, von der Dichtkunſt, durch Darſtellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; verſchiedne Aufſätze unter dem Titel: Prose on several occasions, 3 Vol.; und einige andre Schriften. Sein Sohn, Georg der jüngere, iſt ebenfalls als fruchtbarer und beliebter engliſcher dramatiſcher Dichter und Eigenthümer vom Hay-Market-Theater in London, auch als geſchmackvoller Ueberſetzer des Terenz bekannt und geſchätzt. Er iſt 1767 geboren und trat 1784 mit ſeinem erſten Stücke auf, welches ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen ſpätern Arbeiten gehören im Fache des Luſtſpiels und der komiſchen Oper zu den beliebteſten der neuern engliſchen Bühne, und verdienten von den deutſchen Dichtern in dieſen Gattungen mehr gekannt zu ſein und benutzt zu werden.

Cöln, vormals eine freie Reichsſtadt und Sitz des kurfürſtlich kölniſchen Domkapitels, iſt jetzt die Hauptſtadt des kölniſchen Regierungsbezirks, der Provinz Jülich-Cleve-Berg, und eine der größten und älteſten deutſchen Städte am linken Rheinufer; in der Länge einer Stunde und in der Form eines Halbzirkels. Agrippina, Gemahlin des Kaiſers Claudius erbaute ſolche. Enge, ſchmutzig und öde ſind die Gaſſen der Stadt, welche mit dem Glanze der Hanſe, welcher ſie angehörte, ihre Hauptreichthümer und während der franz. Herrſchaft am Rhein ihre wohlhabende Geiſtlichkeit und den beſten Theil ihrer Kunſtſchätze verlor.

Alt, aber der Ewigkeit trotzend, ſtehen die großen Kaufhäuſer in den Gaſſen der alterthümlichen Stadt, nur eine kleine Zahl der neuen Gebäude zeichnet ſich durch äußere Schönheit aus. Die ſchönſten öffentlichen Plätze ſind der Neumarkt mit ſeinen Linden, der Heumarkt und der Altmarkt. Noch hat Köln außer ſeiner Domkirche, 20 andre Kirchen, 5 Klöſter, 7500 Häuſer und zwiſchen 50—60,000 Einw. Eins der erhabenſten Werke der gothiſchen Baukunſt iſt der hieſige, unvollendet gebliebene Dom, in der Form eines Kreuzes. Von 1248 bis zur Reformation wurde an ſolchem gebauet. Vollendet iſt nur der 200 Fuß hohe Chor mit der ihn umgebenden Kapelle. Das Schiff tragen 100 Säulen, von denen die Mittleren 40 Fuß im Umfange haben, allein es hat nur ⅔ ſeiner Höhe und eine Decke von Holz. Der eine Thurm, deren jeder 500 Fuß erhalten ſollte, hat nur 250 Fuß Höhe und der andre nur erſt 21 Fuß. Am erſtaunenswürdigſten erſcheint das Rieſengebäude beim Eintritt in das Thurmende der Kirche. Das Auge verliert ſich in dem ungeheuern Raum und die dickſten Pfeiler ſcheinen ſchmächtig. Hinter dem Hochaltar iſt die Kapelle der heil. drei Könige joniſchen Styls von Marmor. In einem prächtig geſchmückten Kaſten liegen hierin einige Reliquien. Auf der linken Seite des Chors iſt die goldne Kammer mit dem Domſchatz. Er beſitzt aber ſeine alten Reichthümer nicht mehr ganz. Ueber die wieder aufgefundne Original-Zeichnung des Doms ſehe man Georg Müller's Beſchreibung mit 9 Kupfertafeln groß Folio u. 26 S. Text 1818. Die Kirche des heil. Gereon hat auch eine kühne Kuppel mit 3 Gallerien. Die Kirche des heil. Kuniberts hat einen Altar gleich dem berühmten Altar der Peterskirche in Rom. Die Peterskirche von Rubens, der dort getauft wurde, das immer bewunderte Gemälde des Märtyrertodes des Apoſtels Petrus; auch iſt das Damenſtift der heil. Urſula merkwürdig. Das hieſige Rathhaus hat ein ſchönes Portal mit einer doppelten Reihe von Marmorſäulen. Die Jeſuiterbibliothek, obgleich beraubt, hat noch 60,000 Bände. Viele Gemälde hieſiger Kirchen und Stiftungen raubten oder vernichteten die Franzoſen. (Man vergleiche hierüber den Artikel Boiſſerée und Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung im 1ſten Bde.) Doch gibt es hier immer noch ſchöne Kunſtſammlungen. Die ſchöne Lage zum Handel erhält Köln immer noch vielen Handel, wenn gleich der Stapel aufgehört hat. Die hieſigen Rheinſchiffe laden 1000 Schiffpfund und darüber. Die Gewerbe in Tuch, Linnen, Spitzen, Baumwolle und Seide, Taback, Steingut ſind noch bedeutend, eben ſo die Deſtillation des kölniſchen Waſſers, deſſen Verſendung ſeit dem 7jährigen Kriege immer mehr zunahm. Es gibt jetzt darin 15 Fabriken, die jährlich davon einige Millionen Flaſchen liefern. Letztere kommen von Stolberg, 3 Stunden von Aachen.

Colombo (Chriſtoforo), ſpaniſch Colon und mit der lateiniſchen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürdigſten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genueſiſchen 1447 geboren. Sein Vater, ein Seemann, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung und nahm ihn ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre auf ſeine Reiſen im mittelländiſchen Meere mit. 1464 war er in Island und ſpäter kreuzte er wieder im mittelländiſchen Meere auf Schiffen, die einer ſeiner Verwandten auf eigne Koſten gegen die Mohammedaner und Venetianer ausgerüſtet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte ſein Schiff in Brand, der Jüngling ſtürzte ſich beherzt in's Meer, u. erreichte durch Schwimmen nach großer Anſtrengung das Land. Portugal zog damals durch ſeine Unternehmungen zur See die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich, und Columbus ging nach

Liſſabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete hier die Tochter des Bartolomeo Pereſtrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte und bei ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen treffliche Charten und Inſtrumente beſaß. Dieſe benutzte Columbus und immer feſter ward bei ihm der Gedanke, daß, wie ſein kühner Geiſt ſchon früher geahnet hatte, auch die andre Seite unſers Erdbodens Land enthalten müſſe, welches zu Hinter-Aſien gehöre, und mit dem noch wenig bekannten Indien zuſammenhänge; während die Portugieſen einen Weg dahin um Afrika ſuchten, glaubte er, durch eine Fahrt nach Weſten leichter und kürzer dahin gelangen zu können. Seine kühnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterſtützung, wie nur eine Regierung ſie gewähren konnte. Er ſprach vergebens ſein Vaterland Genua darum an; eben ſo fruchtlos waren ſeine Bemühungen bei Joſeph II. von Portugal. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, ſich als einen leeren Planmacher abgewieſen zu ſehen, wandte er ſich an den ſpaniſchen Hof, während ſein Bruder Bartolomeo nach England und Frankreich ſich begeben ſollte. Dieſer aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß ſeinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Iſabelle vor, und erhielt nach achtjährigem Kampf gegen die Hinderniſſe, welche Unwiſſenheit und böſer Wille ihm in den Weg legten, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Beſatzung zu ſeinen Unternehmungen. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals und Vicekönigs in den zu entdeckenden Meeren und Ländern, welche letztre Würde in ſeiner Familie erblich ſein ſollte, nebſt einem Antheile an dem Gewinne in einem feierlichen Vertrage zugeſagt worden, beſtieg Columbus das größte ſeiner drei Schiffe, welches er Marie nannte, und ſegelte am 3. Aug. 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er ſich auf den kanariſchen Inſeln mit friſchem Waſſer verſehen, ſteuerte er nach Südweſten hinaus in den ungeheuern, nie zuvor befahrnen atlandiſchen Ozean. Anfangs ward die Reiſe mit gutem Muthe fortgeſetzt, als man aber 21 Tage lang immer nach einer Richtung gefahren war, ohne etwas andres, als Himmel und Waſſer zu ſehen, da erhob ſich Muthloſigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannſchaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, ſagten ſie, dem ſichern Untergange in dieſen unbegrenzten Waſſerwüſten entgegen, und müſſe den Befehlshaber mit Gewalt zur ſchleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegenſten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geiſtesgegenwart bedurfte, die Muthloſen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten ſich Erſcheinungen, die auch ihn in Erſtaunen ſetzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und ſchien unſicher zu ſchwanken, dann zeigte ſich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachſen, und ließ Untiefen und verborgne Klippen befürchten. Dagegen erſchienen aber auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Schaaren von Vögeln, deren Fluge Columbus nun entgegenſtürmte. Man ſetzte mit neuem Muth die Reiſe noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit ſo laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erſchienen ſei. Feſt überzeugt, daß er dem Lande nahe ſein müſſe, verſprach er demjenigen eine Belohnung, der es zuerſt erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11. Oct. Columbus ſelbſt einigen Vertrauten das von ihm zuerſt wahrgenommene Land gezeigt hatte, erſcholl um Mitternacht von dem Maſtkorbe des voranſegelnden Schiffs der beſtätigende Zuruf: Land! Guanahani

war die Inſel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerſt betreten wurde, während die erſtaunten Einwohner ſich um ihn verſammelten, und ſeine Soldaten, beſchämt über ihren Kleinmuth, ſich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den ſie kurz vorher noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte ſofort die Fahne auf, nahm Beſitz von dem Lande im Namen ſeines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die beſtandnen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus ſeinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hiſpaniola, beſchloß aber, da eins ſeiner Schiffe geſcheitert und das von ihm getrennt war, ſeine Entdeckungsreiſe für jetzt nicht fortzuſetzen, ſondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolge ſeiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des geſcheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Beſatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelaſſen hatte, trat er im Jan. 1493 die Rückreiſe an, auf welcher ſich wider Erwarten ſchon am folgenden Tage das verloren geglaubte Schiff wieder mit ihm vereinigte. Ein ſchrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte ſie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit ſeiner Rettung, als mit der Erhaltung ſeiner Entdeckung beſchäftigt, verzeichnete dieſelbe auf einer Pergamentrolle, die er, in einem Faſſe wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß die Fluth ſie irgendwo an's Land treiben werde. Kaum war er mit dieſer Arbeit fertig, als der Sturm ſich legte, und ohne weitere Unfälle lief er am 15. März, unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Palos ein. Er eilte ſogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Iſabelle ihren Hof hielten, zog feierlich daſelbſt ein, indem er die Erzeugniſſe der neu entdeckten Länder im Triumph vor ſich aufführte, und ward von ſeinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Seſſel neben dem Throne bereitet, auf welchem ſitzend er ſeinen Bericht erſtattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum ſpaniſchen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief er am 25. Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, und kam am 2. Nov. wieder auf Hiſpaniola an. Da er die zurückgelaſſene Kolonie vernichtet fand, ließ er eine befeſtigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Iſabella benannte, und zu deren Gouverneur er ſeinen Bruder Diego einſetzte. Er lief ſogleich auf neue Entdeckungen aus, beſuchte auf einer fünfmonatlichen Reiſe Jamaica, und fand ſich, als er krank von dieſer Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigſte überraſcht durch die Gegenwart ſeines Bruders Bartolomeo, welcher der Gefangenſchaft endlich entronnen war, und der Kolonie Lebensmittel und andre Bedürfniſſe zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Dieſe waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe ſammeln zu können, und fanden ſtatt deſſen Arbeit und Beſchwerden. Sie rächten ſich durch Verläumdungen, meldeten, daß der Hof in ſeinen Erwartungen getäuſcht worden, und machten die gehäſſigſten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte ſeinen Feinden am beſten zu begegnen, wenn er ſeinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht

ohne gewaltſame Maßregeln, bei den Eingebornen alles Gold einſammeln. Aguado, ein perſönlicher Feind Columbus, erſchien als Commiſſär zur Unterſuchung der Beſchwerden. Der Vicekönig, dem es unter ſeiner Würde ſchien, ſich in dem Lande, wo er ſeine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu laſſen, ernannte ſofort ſeinen Bruder Bartolomeo zu ſeinem Stellvertreter, ging am 20. März 1496 mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und ſchlug durch ſeine Gegenwart und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehäſſigen Vorſpiegelungen ſeiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten dieſe die Abſendung der Bedürfniſſe für die Kolonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüſtung noch ein Jahr zu verzögern, ſo daß Columbus erſt am 4. Jul. 1498 ſeine dritte Reiſe mit ſechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um dieſe Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängniſſe geleert; eine Maßregel, zu der Columbus unbedachtſamer Weiſe gerathen, und die von ſeinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei ſeiner Schiffe ſandte er auf dem kürzeſten Wege nach Hiſpaniola, mit den drei übrigen aber ging er in weſtlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inſeln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieſer Fahrt das feſte Land von Amerika. Er unterſuchte beſonders die Küſten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſie keine Inſeln, ſondern feſtes Land ſei, nach Hiſpaniola zurück. Hier war die Kolonie von Iſabella, ſeiner zurückgelaſſenen Verfügung gemäß, auf die Gegenſeite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand dieſe Kolonie in einem Zuſtande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müſſen glaubte, die ſein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weiſe Mäßigung die Ruhe wenigſtens äußerlich wieder hergeſtellt hatte, ſchritt er, um den Hauptmangel an Arbeitern abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte, indem er ſie der Willkür ihrer Herren, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die bis auf unſere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müßig und beſtürmten die Fürſten mit ihren Vorſtellungen von den Mißbräuchen ſeiner Gewalt, welche ſich dieſer erlaube und daß er nur damit umgehe, ſich unabhängig zu machen, bis endlich auch Iſabella dem ſchon früher gewonnenen Gemahle nachgab, und Francesco Bovadilla mit großer Vollmacht nach Hiſpaniola ſchickte, um die Beſchwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer war nicht ſo bald erſchienen, als er Columbus vorladen, und da dieſer ſich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schickſal hatten ſeine Brüder. Alle drei wurden, nebſt einem Protocolle über die Ausſagen der erbittertſten ſeiner Feinde, nach Spanien geſandt. Dieſe tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für ſeine Wohlthaten mit Undank lohnte, in ſtiller Hoheit und mit würdiger Faſſung, und ſchrieb, ſobald er am 25. Nov. 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen ſeine Ankunft und die erfahrnen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beſchämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte ſich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgeſprochen und in ſeine Würden wieder eingeſetzt. Ferdinand willigte ſogar in die ſogleich beſchloſſene Abſetzung Bovadilla's ein, welches der erſte Schritt zu der, dem Admirale verſprochnen Genugthuung ſein ſollte. Die Zeit

indeß änderte dieſe Geſinnungen. Man ſprach von neuen und großen Rüſtungen, und ſchickte, da ſie Zeit erforderten, inzwiſchen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hiſpaniola. Columbus, dem der Antheil nicht entging, welchen ſeine Feinde an dieſen Maßregeln hatten, erhob ſeine gerechten Beſchwerden lauter, und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichſt gegebnen Verſprechen erfüllt würden, bis er ſich nach zweijährigem fruchtloſen Harren endlich überzeugte, daß er ſich umſonſt zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablaſſe, und daß man beſchloſſen habe, ſeine gerechten Foderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte ſich ſein edles Gemüth zu beruhigen; mehr als ſein Vortheil lag ihm die Vollendung ſeines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das, von ihm geſehene feſte Land Aſien ſei, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Oſtindien zu finden, von wo eben die erſte reich beladene Flotte der Portugieſen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armſeligen Schiffen, die der Hof für dieſe Unternehmung ausgerüſtet hatte, ging Columbus endlich am 2. März 1502 mit ſeinem Bruder Bartolemeo und ſeinem Sohne Fernando zu Cadix unter Segel, und kam wider ſeine urſprüngliche Abſicht am 25. Junius auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils ſeine Schiffe ausbeſſern zu laſſen, theils einen bevorſtehenden Sturm abzuwarten. Er fand dennoch Gelegenheit, ſein kleines Geſchwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine, gegen ſeine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen faſt ganz zu Grunde ging. Er ſetzte ſeine Reiſe hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete Durchfahrt zu finden; zwei ſeiner Schiffe zerſtörte ein Sturm auf dieſer Fahrt, die beiden andern ſcheiterten im Angeſichte von Jamaica, wohin er ſich kaum mit ſeinen Gefährten rettete. Hier warteten des Unglücklichen die härteſten Prüfungen ſeiner Standhaftigkeit und ſeines Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, ſchien er einer ewigen Verbannnung und dem gewiſſen Verderben Preis gegeben. Aber auch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm, ſich von den Eingebornen ein Paar Kanoes zu verſchaffen, und er bewog zwei ſeiner kühnſten und erfahrenſten Seeleute, auf dieſen, aus einem hohlen Baumſtamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach Hiſpaniola zu wagen, um dem Statthalter die Lage des Admirals zu melden. Monate vergingen, ohne daß ſich Rettung zeigte; es ſchien gewiß, daß das Unternehmen mißlungen ſei. Verzweiflung ergriff einen Theil ſeiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen und Verwünſchungen, bedrohten mehr als einmal ſein Leben und trennten ſich endlich von ihm, indem ſie nutzlos nach einem andern Theile der Inſel zogen. Hier erbitterten ſie durch ihr grauſames Betragen die Einwohner ſo ſehr gegen alle Spanier, daß ſie aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller ſchien gewiß. Aber Columbus, deſſen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinſterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Inſulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn ſie in ihren Feindſeligkeiten fortfahren würden. Wundererſcheinungen am Monde ſollten die Wahrheit ſeiner Worte beſtätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu beſänftigen. Dagegen kam es jetzt zwiſchen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindſeligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer

aber gefangen ward. Nachdem dieſer traurige Zuſtand über ein Jahr gewährt hatte, erſchien den Unglücklichen die Stunde der Erlöſung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hiſpaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang ihnen endlich, ſelbſt ein Schiff zu kaufen, und auf dieſem verließ Columbus mit den Seinen am 28. Jun. 1504 Jamaica. Er begab ſich nach St. Domingo, aber nur um ſein Schiff ausbeſſern zu laſſen, und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er Spanien, erfuhr den Tod der Königin Iſabella, drang bei Ferdinand vergeblich auf die Erfüllung ſeines Vertrags, verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersſchwäche, und ſtarb zu Valladolid den 20. Mai 1506 im 59. Jahre ſeines Lebens. Sein Leichnam ward, ſeinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und ſoll ſpäter nach Cuba gebracht worden ſein. Die Feſſeln, die er getragen hatte, wurden mit in ſein Grab gelegt. In der Kartheuſerkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmal geſetzt.

Colonien. Unter den welthiſtoriſchen Begebenheiten, welche die Geſchichte des Mittelalters von der neuern Geſchichte trennen, ſteht die gänzliche Umwandlung, die ungleich höhere Wichtigkeit des europäiſchen Kolonialweſens, wozu die Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Oſtindien die Veranlaſſung gaben, oben an. Bis auf die beiden angeführten merkwürdigen Begebenheiten hatten die Staaten des Mittelalters, einige Handelsniederlaſſungen der Genueſer und Venetianer abgerechnet, durchaus gar keine Kolonien, keine außereuropäiſchen Niederlaſſungen gehabt. Der Handel war größtentheils Landhandel und konnte eben deshalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, ſobald er den weſentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsſtraße für den großen Handel, der ſich vornehmlich in den Händen der kleinen, an demſelben gelegnen italieniſchen Staaten, Venedigs hauptſächlich und Genua's und in denen der cataloniſchen Seeſtädte befand. Der Handel zwiſchen Indien und dem feſten Lande von Europa und Aſien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den perſiſchen und den arabiſchen Meerbuſen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieſes Handels geweſen. So lange er Landhandel und ein, auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebner Landhandel blieb, konnte er nie ſo wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und von Amerika die beiden weſtlichen Völker von Europa, Spanier und Portugieſen, als Kolonial= und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. Als die portugieſiſche Nation zuerſt auf Handel und Schiffahrt und Entdeckungen ausging, befand ſich dieſelbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beſtändigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann in Afrika, war der kriegeriſche Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantiſche Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um ſo mehr, als er damit zugleich den glühendſten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edlen Infanten, Heinrich dem Schiffer, leicht, die Portugieſen zu Entdeckungsreiſen zu bewegen. Seit 1410, wo dieſe Unternehmungen auf der Weſtküſte von Afrika begannen, bis zu ſeinem Tode (1463) unternahm Don Heinrich wiederholt neue Ausrüſtungen zu Entdeckungen, und die Portugieſen drangen ſchon, nachdem ſie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Kap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge umſchifft, zwei Jahre ſpäter die Azoren, dann 1449

die Inſeln des grünen Vorgebirges beſucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten ſich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küſte von Afrika aus; ſchon 1484 ward Kongo beſucht. Ein großer Schritt geſchah, als Bartolomeo Diaz 1486 das ſtürmiſche Vorgebirge — ſeine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand ſich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugieſen auf dieſem Wege ſelbſt bis nach Oſtindien führte. Vaſco da Gama war es, der zuerſt, am 20 Mai 1498, zu Kalikut an der Küſte Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüſtungen nach Oſtindien, wenn gleich nicht immer mit demſelben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptſächlich durch die Feindſchaft der Mauren, die bisher in dem Beſitze des indiſchen Zwiſchenhandels geweſen waren, erregt, gelang es den Portugieſen, einzelne ſchwache Niederlaſſungen auf der Inſel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die ſeltne Tapferkeit der erſten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505—1509) und des noch größern Alfonſo Albuquerque, ſeines Nachfolgers (1515), vermochten mit ſchwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrſchaft in Indien zu gründen, deren Hauptſitz ſeit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugieſen fortdauernd viel zu ſchwach, als daß ſie große Landbeſitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feſte Plätze an den Küſten des feſten Landes und bald auch auf den Inſeln waren es, die ſie als Stapelplätze ihres Handels beſetzten, unter denen auf der Küſte von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im perſiſchen Meerbuſen, Muskate und Ormuz, auf der malabariſchen und indiſchen Küſte, außer Goa, Diu und Daman, auf Koromandel, Negapatam und Meliapur, und Malakka auf der Halbinſel gleiches Namens die wichtigſten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinſeln, ſeit 1518 auf Ceylon Niederlaſſungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Braſilien, obgleich ſchon im J. 1500 durch Cabral entdeckt, ward erſt ſpäterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, ſeit 1517 mit China, ſeit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugieſen eine höchſte ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugieſen in dem alleinigen unbeſtrittenen Beſitze des geſammten oſtindiſchen Handels geweſen. Um Streitigkeiten mit Spanien vorzubeugen, waren ſchon 1481, durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV., alle jenſeit des Kap Bojador zu machenden Entdeckungen den Portugieſen zugeſprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Beſitz der Molukken mit Spanien Streit entſtand, ſo ward dieſer dennoch ſchon durch einen Vergleich 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. ſeine Anſprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erſt das Ende des Jahrhunderts ſollte auch den Sturz der ſchon längere Zeit wankenden portugieſiſchen Herrſchaft in Oſtindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. ſich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die oſtindiſchen Kolonien unter die Herrſchaft der Spanier, und bald in die Gewalt der Niederländer. Portugals oſtindiſche Herrſchaft zerfiel ſo ſchnell, als ſie ſich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeiſt der Nation hatten ſie gegründet; ſie zerfiel, als die Bedingungen ihres Beiſtandes als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeiſt an die Stelle des Heldengeiſtes ſelbſt unter den höhern

Klaſſen der Nation trat, damit zugleich Habſucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, deſto verderblicher, je weitläuftiger die Beſitzungen zerſtreut lagen dazu ein überwiegender Einfluß der Geiſtlichkeit, vornehmlich durch die Inquiſition begründet. Als nun zu dieſen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachläſſigung der portugieſiſchen Kolonien und das Sinken des Nationalgeiſtes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugieſen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugieſiſchen Größe in Oſtindien unaufhaltſam zuſammenſinken mußte. Portugal betrieb den oſtindiſchen Handel nie durch eine ausſchließliche Geſellſchaft, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufſicht der Regierung. Den Zwiſchenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, ſuchten ſich die Portugieſen ſchon früh zu verſchaffen, dagegen aber begnügten ſie ſich, die Waaren nach Liſſabon zu bringen, ohne ſie weiter in Europa zu verführen; eine Einrichtung, deren nachtheilige Wirkungen ihr Seeweſen — indem dadurch hauptſächlich die Holländer ſo gefährliche Nebenbuhler wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugieſen beinahe nur durch den Beſitz von Braſilien eine Stelle unter den Kolonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Koloniſation dieſes Landes ward der Goldreichthum deſſelben erſt 1698, der Reichthum an Diamanten erſt 1728 entdeckt, der Handel mit Braſilien aber erſt unter Pombal zwei ausſchließlich berechtigten Geſellſchaften übertragen. Beinahe gleichzeitig mit den Portugieſen traten auch die Spanier als Kolonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte der kühne Chriſtoph Colombo, die Inſel St. Salvador entdeckt, und auf ſeinen drei nachfolgenden Reiſen entdeckte er nicht nur die weſtindiſche Inſelſelgruppe, wo vornehmlich St. Domingo oder Hiſpaniola wegen ſeiner Goldgruben für Spanien von Wichtigkeit ward (auch auf Kuba, Portorico und Jamaika wurden ſchon Anſiedelungen 1508—1510 verſucht), ſondern auch einen Theil der Küſten des Feſtlandes von Amerika. Erſt den glücklichen Abenteurern, Colombo's Nachfolgern, war es jedoch vorbehalten, die ſpaniſche Herrſchaft daſelbſt zu gründen. So ward von Fernando Cortez das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch Franz Pizaro und ſeine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, ſeit 1523 Tierra Firma, ſeit 1536 Neu-Granada erobert. Die natürliche Beſchaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, beſtimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Kolonien, den dieſe auch nachmals in der Hauptſache unverändert beibehielten. Nicht jene köſtlichen Erzeugniſſe lieferten ſie wie Oſtindien, auch ſuchte man nicht darnach; dagegen fand man Gold und Silber, das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Kolonien der Portugieſen in Oſtindien gleich anfangs Handelskolonien, ſo wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkskolonien; erſt in der Folge nahmen ſie zum Theil einen verſchiednen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrſchaft vorzüglich über die Jägervölker im Innern zu behaupten, ſuchten die Spaier bald durch Anlegung von Miſſionen die Indianer zum Chriſtenthume zu bekehren und zu feſten Wohnſitzen zu bringen. Die Verfaſſung der Kolonien ward ſchon 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen beſtimmt. Ein Rath von Indien ſtand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebſt acht unabhängigen Generalcapitä-

nen, ſtanden in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entſtanden, anfangs an den Küſten, des Handels wegen und als militäriſche Poſten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo ſich Bergwerke fanden; ſo Vera Cruz, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küſte des ſtillen Ozeans, Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die geſammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Kolonien über, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptſache bei der Benutzung der Kolonien, und daraus folgte ſchon von ſelbſt, daß man den Handel mit denſelben ſo viel als möglich unter ſtrenger Aufſicht zu halten ſuchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beſchränkt, von wo aus jährlich zwei Geſchwader, die Gallionen, etwa zwölf Segel ſtark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Cruz ausliefen. Ward alſo gleich der Handel nicht geſetzlich den Händen einer ausſchließlichen Geſellſchaft übergeben, ſo blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien 1564 von den Philippinen Beſitz genommen, ward zwiſchen Acapulco und Manilla ſeit 1572 durch einige Südſeegallionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten; allein die großen Beſchränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß dieſe Inſeln, trotz ihrer vortheilhaften Lage, dennoch der Krone Koſten verurſachten, ſtatt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöſe Rückſichten verhinderten es, daß ſie nicht gänzlich aufgegeben wurden. Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäiſche Kolonialweſen und eine ungleich höhere politiſche Wichtigkeit, als zwei, im vorzüglichen Sinne des Worts Handel treibende Nationen Antheil an demſelben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerſt, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der, damals dem ſpaniſchen Joche unterworfenen Portugieſen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines weſentlich kaufmänniſchen Volks, verlieh zugleich dem geſammten Kolonialweſen ein neues erhöhtes Intereſſe, indem der Kolonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon ſeit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwiſchenhandel mit oſtindiſchen Waaren von Liſſabon aus durch das übrige Europa, beſorgt, und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der ſpaniſchen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. deſpotiſche Maßregeln zwangen ſie ſelbſt zu dem Entſchluſſe, den ſie wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Oſtindien zu bekämpfen. 1594 ward das, ſchon zehn Jahre früher von Philipp erlaſſene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Liſſabon, wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieſer Stadt liegende holländiſche Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugniſſen Oſtindiens ausgeſchloſſen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Handelszweige gänzlich zu entſagen, oder ſelbſt unmittelbar aus Oſtindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einen wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Verſuche, eine nördliche Durchfahrt nach Oſtindien aufzufinden, von fernern Unternehmungen der Art abgeſchreckt, rüſtete eine, aus amſterdamer und einigen antwerpner, nach Amſterdam eingewanderten Kaufleuten gebildeten Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2. Apr. 1595 unter Houtmann's und Molenaer's Befehl nach

Oſtindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der erſten Ausrüſtung nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte: ſo hatte man dagegen die Schwäche der, in Oſtindien jetzt allgemein verhaßten Portugieſen kennen gelernt, und ſchnell bildeten ſich mehrere ähnliche Geſellſchaften, und ſandten Geſchwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht ſelten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien, und die fortwährenden Feindſeligkeiten gegen die vereinigte ſpaniſche und portugieſiſche Macht, bewogen jedoch ſchon nach einigen Jahren die Generalſtaaten, die bisher getrennt beſtandnen Geſellſchaften in eine einzige oſtindiſche Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verſchiednen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausſchließlichen Betrieb des oſtindiſchen Handels, ſondern auch die Hoheitsrechte über ihre, in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlaſſungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalſtaaten ſich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte ſich nun das holländiſche Kolonialſyſtem in Oſtindien, und gleich anfangs bekam es jenen beſtimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Kolonien der Holländer in Oſtindien wurden, wie natürlich, Handelskolonien; die Inſeln, vorzüglich die Molukken und die großen Sunda-Inſeln, leichter zu vertheidigen, als das Feſtland von Indien, welches damals obendrein mächtigen Herrſchern gehorchte, wurden der Hauptſitz der holländiſchen Macht. Eben dies ward unſtreitig eine Haupturſache ihres langen Flors, indem ſie nur der Herrſchaft des Meers bedurfte, um ſich darin zu behaupten. Schon 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländiſchen Regierung beſtimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe, entriſſen die Holländer den Portugieſen nach einander ihre ſämmtlichen oſtindiſchen Beſitzungen, wozu auch ſeit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer ſich bald ausſchließlich zu verſchaffen wußten. So blieben den Portugieſen auf Goa nur einige äußerſt unbedeutende Beſitzungen, als traurige Reſte ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17. Jahrh. hatte die holländiſche Herrſchaft den höchſten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem ſie 1653 durch die Anlage einer Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erhalten und 1658 auch Ceylon von den Portugieſen erobert hatte. Das geſammte holländiſche Kolonialweſen in Oſtindien ſtand unter dem Generalgouverneur von Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Reſidenzen — die Titel und die Zahl wechſelten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlaſſungen in verſchiednen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, beſorgt. 1621 errichteten die Holländer auch eine weſtindiſche Compagnie, die zwar anfangs (1630 bis 1640) große Eroberungen in Braſilien machte, dieſelben jedoch ſchon 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Anſiedelungen auf einigen kleinen weſtindiſchen Inſeln, wie St. Euſtace, Curaſſao, Saba und St. Martin (1632 bis 1649), vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig; auf dem Feſtlande blieben nur 1667 Surinam, Paramaribo, Eſſequebo und Berbice im Beſitze der Holländer. Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Kolonialvolk aufgetreten; anfangs mit ungleich geringerm Erfolge. Die Regierung der Königin Eliſabeth war es, unter welcher die Engländer, ſchon ſeit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerſt die fernen Meere befuhren. Nach mehrern vergeblichen Verſu-

chen, eine nordöſtliche oder nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu finden, waren zuerſt 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Oſtindien gedrungen, und ſchon am 31. Decbr. 1600 ertheilte Eliſabeth einer Geſellſchaft einen ausſchließlichen Freibrief für den Handel jenſeit des Kaps und der magellaniſchen Meerenge. Allein deſſen ungeachtet blieb der oſtindiſche Handel anfangs ſchwach. Die Engländer erwarben auf dem feſten Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die Uebermacht der Holländer ſie auf den Inſeln, vornehmlich auf die Molukken nicht aufkommen ließ. Die Inſel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Beſitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen feſten Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carl I. verſchlimmerte ſich die Lage der engliſch-oſtindiſchen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinſeln wurde ſie 1623 durch die Holländer verdrängt, und außer dem, 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt ſie nur einige wenige Factoreien auf den Küſten Malabar und Koromandel. Von 1653 bis 1658 ſchien ſie vollkommen aufgelöſt, bis Cromwell ihr neues Leben gab und ſie gegen die Holländer unterſtützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth ſie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall, und ſelbſt ein großer Theil der Nation erklärte ſich gegen ſie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte oſtindiſche Compagnie bildete ſich, und nur die 1708 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals ſchien, den oſtindiſchen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien beſchränkten ſich beinahe nur noch auf Madras, Kalkutta und Bencoolen, und erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrh. entſtand das ungeheure brittiſche Reich in Indien, und damit die entſcheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Nebenbuhler. Der Verfall des mongoliſchen Reichs, durch innere Unruhen ſeit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlaſſung, indem Engländer ſowohl, als Franzoſen ſich in die innern Streitigkeiten der Fürſten und Statthalter miſchten; und wenn gleich die Franzoſen unter Labourdonnaie und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten ſchienen: ſo gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Kriegs unter Lawrence's und Clive's Führung ſich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten ſie ihre Uebermacht auf der Küſte Koromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, 1756 ausgebrochnen Feindſeligkeiten, durch welche anfangs ſelbſt Kalkutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur wirklichen Oberherrſchaft über dies reiche Land, und der Sieg bei Plaſſey, 26. Juni 1756, gründete die engliſche Alleinherrſchaft in Indien. Als auch der Subah von Oude beſiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, 12. Aug. 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titular-Großmogul, als ſeinſollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrſchaft. Doch koſtete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Myſore, Hyder Ali, und deſſen Sohne, Tippo Saib. Letztrer fiel am 4. Mai 1798 unter den Trümmern ſeiner Hauptſtadt; mit ihm ging ſein Reich zu Grunde, und erſt jetzt konnte die Herrſchaft der Engländer in Indien als allgemein befeſtigt angeſehen werden, denn die Maratten, mit denen die Engländer zuerſt 1774 gekriegt hatten,

blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Das brittiſche Gebiet in Indien erhielt nun eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Kalkutta ward der Hauptſitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präſidentſchaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Oſtküſte, der größte Theil der Weſtküſte und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Aber der Gewinn der Compagnie und der Wohlſtand der eroberten Länder ſtand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältniſſe. Ueber die getroffnen Maßregeln zu Abſtellung der mannichfaltigen Mißbräuche ſehe man den Art. Oſtindiſche Compagnien. III. Beinahe gleichzeitig mit den erſten Verſuchen der Britten, an dem oſtindiſchen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerſt nach dem feſten Lande dieſes Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Compagnie, wurden zu dem Ende, die erſte für die ſüdliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küſte, von Jacob I. 1606 privilegirt, und noch in demſelben Jahre ward James-Town, in Cheſapeak Bay angelegt. Die Kolonien in einem Lande, welches weder Gold noch ſonſtige, für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunſtprodukte beſaß, mußten nothwendig Ackerbaukolonien werden, und blieben es fortdauernd. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikaniſchen Kolonien gar ſehr, einzelne Provinzen bildeten ſich und erhielten, nachdem die londoner Compagnie 1625 aufgehoben, die plymouther 1537 verfallen, Verfaſſungen, die ſchon mit vielen republikaniſchen Formen gemiſcht waren. Später erfolgten die engliſchen Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln, auf Barbados und halb St. Chriſtoph zuerſt 16/5, denen bald einige andre kleine Inſeln folgten; doch wurden die weſtindiſchen Beſitzungen, erſt nachdem auf Barbados 1641 und auf dem, den Spaniern 1655 entriſſenen Jamaica 1660 der Zuckerbau eingeführt worden war, als Pflanzungskolonien wichtig. Die Beſitzungen in Nordamerika hoben ſich dagegen ungleich ſchneller als die weſtindiſchen, ſelbſt nachdem in den letztern, 1732 der Kaffeebau einheimiſch geworden war; noch in demſelben Jahre bildete ſich Georgien, die jüngſte der 13. Provinzen. Auch Neu-Foundland (Terre-neuve) ward wegen des Stockfiſchfanges wichtig, und Kanada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein ſchon 1764 entſtanden Streitigkeiten zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Kolonien über die Frage: ob erſteres das Recht habe, die Kolonien zu beſteuern, da ſie nicht im brittiſchen Parlamente vertreten würden? und am 19. Apr. 1775 begann ein Krieg, der durch Frankreichs Unterſtützung mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der 13. Provinzen endigte. So entſtand durch den verſailler Frieden 1783, der erſte unabhängige Staat jenſeit des Ozeans. Was man jedoch allgemein erwartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebrochen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freiſtaate mit ſchnellen Schritten zu. Kanada und Akadien wurden nun für England von deſto größrer Wichtigkeit; auch die brittiſch-weſtindiſchen Inſeln hoben ſich, je mehr ſich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Rieſenſchritte; die Zahl ſeiner Provinzen ſtieg von 13 auf 19, und ſeine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die weſtindiſchen Kolonien dagegen traten nochmals bedenkliche Verhältniſſe ein, je mehr ſich der An-

bau der, ihnen bis dahin ausſchließlich eigenthümlichen Erzeugniſſe ausbreitete; auch der Sklavenhandel ward endlich im J. 1806 abgeſchafft. Später, als Holländer und Britten, traten die Franzoſen in die Reihe der europäiſchen Kolonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Kolonien und, was man damals für unzertrennlich mit denſelben hielt, Handels-Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungskolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht ſo die gleichfalls verſuchten Ackerbau- und Handels-Kolonien. Colbert kaufte die, auf mehrern weſtindiſchen Inſeln, wie Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und andern beſtehenden, Privatperſonen zugehörenden Niederlaſſungen 1664, ſo wie er auch noch in demſelben Jahre Koloniſten nach Cayenne ſandte; vor allen aber wurden die, aus dem Räuberſtaate der Flibuſtier hervorgehenden Niederlaſſungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls 1664 errichtete weſtindiſche Compagnie ging jedoch ſchon zehn Jahre ſpäter zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, ſeit 1728 zuerſt auf Martinique Kaffee, blieben die Haupterzeugniſſe der weſtindiſchen Beſitzungen, welche durch die, 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem ſpaniſchen Amerika, den engliſchen bald weit überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariſer Frieden von 1762 einige ſeiner kleinern Inſeln, ſo gab dagegen St. Domingo überſchwenglichen Erſatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich einen rohen Ertrag von 170 Millionen Livres, beinahe ſo viel, als das übrige Weſtindien zuſammengenommen, lieferte. Durch die Tollheit der Freiheitsapoſtel ward ſeit 1791 St. Domingo ſchrecklich verwüſtet; doch hat es ſich ſeitdem unter einer ganz neuen Geſtalt (ſ. Hayti) auch wieder gehoben und beſteht jetzt, vereinigt, zwar von Europa nicht förmlich anerkannt, aber doch unangetaſtet. Ungleich weniger wichtig waren die franzöſiſchen Kolonien auf dem feſten Lande von Amerika. Dort beſaß Frankreich ſeit 1661 Kanada und Akadien nebſt Terre neuve, allein die Niederlaſſungen machten nur langſame Fortſchritte; die beiden erſtern gingen ſchon im utrechter Frieden von 1713, letztres nebſt Cap Breton 1762 verloren; auch das innere kränkelnde Louiſiana ward 1764 an Spanien abgetreten, und Cayenne gab nur einen elenden Erſatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louiſiana's von Spanien an Frankreich hatte eben ſo wenig Erfolg, da ſchon 1803 Frankreich daſſelbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel beſſerm Glücke verſuchten die Franzoſen ſich in Oſtindien feſtzuſetzen. 1664 verdankte auch eine oſtindiſche Compagnie Colbert ihre Entſtehung. Nach vergeblichen Verſuchen, ſich auf Madagaskar niederzulaſſen, ward 1670 Pondichery auf Koromandel angelegt, und bald der Hauptſitz der franzöſiſchen Herrſchaft. Doch die Compagnie gerieth in Verfall; zwar ward ſie 1719 mit der Miſſiſippi-Compagnie vereinigt, allein nichts deſto weniger blieb ſie kränkelnd. Dagegen aber beſetzten die Franzoſen 1720 die beiden von den Holländern verlaſſenen Inſeln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonaie's Verwaltung ſeit 1736 durch Kaffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Oſtindien ſtand. Vorzüglich ſeit 1751 machten die franzöſiſchen Waffen beträchtliche Fortſchritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die oſtindiſche Compagnie ward endlich 1769 aufgelöſt. Die engliſche Uebermacht war ſchon zu groß geworden, als daß die Franzoſen, denen nur das geſchleifte Pondichery und Carical blieb, ſich

ferner mit ihnen hätten meſſen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen ſchwankenden Einfluß auf den oſtindiſchen Handel. Außer den bisher angeführten Hauptkolonialvölkern Europa's, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo ſelbſt Oeſterreich an dem Kolonialhandel Antheil zu nehmen ſtrebte. Schon unter Chriſtian IV., 1618, ward in Dänemark eine oſtindiſche Compagnie geſtiftet, die zwar Trankebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber 1634 wieder zu Grunde ging. Kein günſtigeres Schickſal hatte die zweite, 1670 geſtiftete Compagnie, die jedoch bis 1729 beſtand. 1671 hatten die Dänen auch die Inſel St. Thomas in Weſtindien beſetzt, wozu in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. noch St. Jean und St. Croix kamen, die ſie von Frankreich erkauften. 1734 ward eine weſtindiſche Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Weſtindien freigegeben, worauf ſich die dortigen Inſeln ſchnell hoben. Auch der oſtindiſche Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden, war ſehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptſächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlaſſungen in Oſtindien aber 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden, obgleich es keine Beſitzungen in Indien hatte, errichtete 1731 eine oſtindiſche Geſellſchaft, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Inſel St. Barthelemi von Frankreich, in Weſtindien feſten Fuß zu faſſen. — Unglücklicher war Oeſterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie von Oſtende 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Oſtindien anzuknüpfen verſuchte, aber durch das heftige Widerſtreben Englands und Hollands ſich genöthigt ſah, 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. Eine, im letzten Viertel des 18. Jahrh. verſuchte Niederlaſſung auf den nicobariſchen Inſeln im indiſchen Meere, welche früher von den Dänen beſetzt, der ungeſunden Luft wegen aber wieder verlaſſen worden waren, hat eben ſo wenig Fortgang gehabt. Erſt in neuern Zeiten ſah Rußland 1787 eine eigne Compagnie zur Betreibung der Jagd und des Pelzhandels auf den Kurilien, Aleuten und den Küſten von Nordweſtamerika entſtehen. Eine Ukaſe, die zum Vortheil dieſer Handelsgeſellſchaft und der aleutiſchen Inſeln andern Nationen das Befahren der Küſten zwiſchen Aſien und Nordamerika, ſo weit Rußland an einer Seite Küſten beſitzt, und auch Fiſcherei verbot, hat von Seiten der Nordamerikaner Widerſpruch gefunden und den Beſchluß veranlaßt, militäriſche Plätze in dem Theil der Nordweſtküſte Nordamerika's anzulegen, den Spanien und England an die vereinigten Staaten abgetreten haben. So waren Oſtindien und Amerika die vornehmſten Punkte, wohin die Kolonialunternehmungen der Europäer gingen; doch ſo lange der Sklavenhandel in ſeiner ganzen Ausdehnung beſtand, war auch Afrika für das europäiſche Kolonialweſen nicht unwichtig, und ſogar in Auſtralien hat man in neuern Zeiten eine engliſche Kolonie entſtehen geſehen. Größtentheils waren es nur einzelne befeſtigte Faktoreien, welche die Kolonialvölker an den Küſten von Afrika beſaßen und noch beſitzen. Ihr Hauptzweck war der Sklavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward 1786 durch die Engländer eine freie Negerkolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abſchaffung des Sklavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikaniſchen

Niederlaſſungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Auſtralien führte 1788 die bekannte Niederlaſſung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Feſtlande des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaukolonie ward. Aus dieſem kurzem Abriſſe der Geſchichte des Kolonialhandels des neuen Europa's geht nun die hohe Wichtigkeit hervor, welche Kolonien und Kolonialhandel in neuern Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel erhielt dadurch ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derſelbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlſtandes ſei. Daher das Streben faſt aller europäiſchen Staaten, an dieſem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt ſich jedoch nicht leugnen, daß die Vortheile des Kolonialhandels nicht ſelten zu hoch angeſchlagen wurden, daß man, getäuſcht durch die Vorſpiegelungen des Mercantilſyſtems und noch mehr durch den großen Wohlſtand, den einzelne Kolonialvölker erlangten und den man ausſchließlich ihrem Kolonialhandel zuſchrieb, dieſen ohne alle weitere Rückſicht auf das beſondre Genie und den beſondern Charakter der Nation und auf ihre geographiſche und politiſche Lage, einen übertrieben hohen Werth beilegte. Dadurch verleitet, ſuchte man ſo viel, als möglich alle Fremden von dieſem Handel zu entfernen, um ausſchließlich die Vortheile deſſelben zu genießen, und es bildete ſich, in Bezug auf die Kolonien, ein Völkerrecht, welches durch ſeine ungroßmüthigen Grundſätze ſich ſehr zu ſeinem Nachtheile von dem in Europa befolgten unterſchied. So ſuchten ſchon die Portugieſen und Spanier alle andre europäiſche Nationen von der Schiffahrt der Meere, an denen ihre Kolonien gelegen waren, auszuſchließen und ſelbſt durch die gewaltſamſten Mittel dieſe Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien, noch Portugal vermochten auf die Dauer ſolche übertriebne Anſprüche durchzuſetzen, gegen welche ſich vorzüglich England und Holland ſchon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Beſitz des Kolonialhandels gekommen, als auch ſie zwar nicht dieſelben, aber nicht viel edlere Grundſätze aufſtellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundſatz anerkannt, daß die indiſchen Meere nicht einer Macht ausſchließlich angehörten: ſo ſuchten dagegen die neuen Beſitzer nicht nur durch Verträge ſich die ausſchließliche Herrſchaft über einzelne, beträchtliche Theile derſelben von andern Staaten zuſichern zu laſſen, ſondern auch durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, ſelbſt mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verſcheuchen. Allgemein aber ward der Grundſatz angenommen, daß jede fremde europäiſche Nation von dem Handel mit den Kolonien der andern ausgeſchloſſen blieb; ja nicht ſelten war ſelbſt das Anlanden und Beſuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. Der Kolonialhandel ſelbſt zerfällt ſeiner Natur nach, in drei Hauptabtheilungen: den Zwiſchenhandel mit den verſchiednen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Kolonien und den Handel mit Kolonialwaaren in Europa ſelbſt. Den Zwiſchenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Kolonien gelegen ſind, der vor der Ankunft der Portugieſen in Oſtindien, denn von dieſem iſt hauptſächlich hier die Rede, ſich beinahe ausſchließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, ſuchten die Europäer ſchon früh an ſich zu reißen, jedoch glückte ihnen dies nicht ſo vollkommen, daß nicht noch einige andre Nationen, in ſpätern Zeiten vorzüglich die Chineſen und die Hindus ſelbſt, daran einen beträchtli-

chen Antheil behalten hätten. Eben ſo wenig vermochte der Handel mit Kolonialwaaren in Europa ausſchließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der erſten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieſelben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugieſen, deren Handel in Europa bis auf die neuſten Zeiten größtentheils nur ein Paſſivhandel blieb, ſuchten alle übrigen Nationen den Handel mit den Erzeugniſſen ihrer Kolonien auch in Europa ſo viel als möglich für ſich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Kolonien, den jede Nation ausſchließlich mit ſtrenger Entfernung aller Fremden ſich vorbehielt. Es war dies die allgemeine Sitte in Friedenszeiten, und auch in Kriegszeiten ward ſie beibehalten, ſo lange es noch keinen übermächtigen Seeſtaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges. Damals aber erhielt die engliſche Seemacht ein ſo großes Uebergewicht, daß in dem, zwiſchen England und Frankreich geführten Kriege die franzöſiſche Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erſcheinen, und ſelbſt den Handel mit ihren Kolonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzoſen an, ein, von ihnen und den übrigen minder mächtigen Kolonialſtaaten, in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Kolonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſicherten ſie nicht nur ihre Kolonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren konnten, ſondern ſie retteten ſo wenigſtens einen Theil des Gewinnes des Kolonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Kommiſſionäre den Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien fortführten, und erſteres nur die Fracht für die hin- und hergeſchickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern Zeiten ſich in der Regel immer geweigert hat, den Grundſatz: frei Schiff, frei Gut, anzuerkennen, dieſen Handel ſtörte: ſo fingen die Neutralen an, die Waaren der Kolonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. Die Engländer dagegen behaupteten, es ſei dies in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andre kriegführende Partei, und allerdings mögen ſie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben, wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Abſatze einer ſolchen Menge von Kolonialwaaren gar keine Gelegenheit war, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuſer ungeheure Unternehmungen in Kolonialwaaren machten, die ſie unmöglich mit ihrem eignen Vermögen beſtreiten konnten. Da England ferner behauptete, es ſeien alle, gegen dieſen betrüglichen Handel ergriffne Vorſichtsmaßregeln durch die Liſt der Neutralen unwirkſam: ſo ſtellte es einen Grundſatz auf, der ſeitdem unter dem Namen der Kriegsregel von 1756 einen der Hauptſtreitpunkte zwiſchen England und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des Feindes mit ſeinen Kolonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle für denſelben, ſondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungsmittel dieſer Kolonien ſelbſt betrachten, behaupten dem zufolge, es müſſe derſelbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen verſagt ſei, angeſehen werden als ein feindliches Beſitzthum, welches, gleich jedem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenſtand des Kampfes ſei und dem Sieger zugehöre;

die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungnen Erlaubniß, dieſen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, ſo wenig wie ſie eine vielleicht gefährlich gelegne Beſitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten ſich die Neutralen deſto weniger über eine Beeinträchtigung beſchweren, da ja der Verkehr mit den Kolonien des Feindes ihnen von demſelben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs geſtattet ſei. Unter den Neutralen iſt es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittre Klage geführt hat, ſo wie wiederum England ſich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beſchwerte. Doch nicht genug, die Kolonien von allem Verkehre mit den Fremden abzuſchneiden, gab die Handelseiferſucht und das Merkantilſyſtem noch einer Menge, für das Aufblühen der Kolonien höchſt nachtheiligen Beſchränkungen ihre Entſtehung, wodurch ihr Verkehr mit dem Mutterlande ſelbſt ſo viel, als möglich beengt ward. Man ging dabei, wenigſtens in der Folge, von dem Geſichtspunkte aus, die Kolonien in der möglich größten, merkantiliſchen ſowohl, als auch, wie wir bald ſehen werden, politiſchen Abhängigkeit zu erhalten. Die vornehmſte dieſer Maßregeln und die am häufigſten geübte war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien ausſchließlich übertragen ward. Abgeſehen von den Nachtheilen, welche die Regierung ſolcher Compagnien für die Kolonien mit ſich führt, ward ſchon das ausſchließliche Handelsrecht derſelben für die Kolonien in der Regel höchſt drückend. Die nothwendige Folge dieſer Beſchränkung der freien Theilnahme war die, daß der Flor der Kolonien ungleich langſamer zunahm, als ohne ſie der Fall geweſen ſein würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Kolonien ſelbſt in der Regel wenig gelegen; nur den größtmöglichſten Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Kolonien erhielten ſo die Waaren und Erzeugniſſe des Mutterlandes gewöhnlich in geringerer Güte und zu höhern Preiſen, und die natürliche Folge war, daß ſie deſto weniger producirten. Aehnliche Wirkung mußte dieſer Zwang der Compagnie auf das Mutterland haben, dem ſie willkürlich die Preiſe ſetzten; auch die Compagnien ſelbſt gewannen dabei in der Regel nicht, ſondern nur ihre Bedienten, indem die unvermeidlichen Unterſchleife und Betrügereien aller Art früher oder ſpäter die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die engliſch-oſtindiſche Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, ſo ſcheint es doch nur ſo, und man weiß, daß nur außerordentliche Umſtände und Unterſtützungen ſie ſchon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig geprieſen, um den Handel in fernen Gegenden, vornemlich in Oſtindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntſchaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große, zufällige Concurrenz ſich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unſicherheit mit räuberiſchen Fürſten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weswegen dort der Handel von Privatperſonen keineswegs betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, ſich den Markt zu verderben, eben ſo gut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, ſie durch Compagnien betreiben zu laſſen, und daß die Gefahr, welche von den

Feindſeligkeiten der dortigen Fürſten und Völker drohe, erſt vornehmlich durch die Compagnien ſelbſt erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Körperſchaft ſich in der Regel ungleich gewaltſamer und ſtolzer beträgt, als der einzelne wehrloſe Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Kolonialhandel nicht durchaus nothwendig ſind, das beweiſt ſchon das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten; ſtatt die Compagnien als den Grund des Blühens des oſtindiſchen Handels anzuſtaunen, ſollte man ſich vielmehr darüber wundern, daß trotz der Compagnien dieſer Handel ſo blühend ward. Das große und ſchnelle Glück, welches zumal die holländiſch-oſtindiſche Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, doch ohne gleichen Fortgang. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieſelben, fanden noch andre Beſchränkungen des Kolonialhandels Statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthanen verboten, in Dienſten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausſchließlich einer Compagnie gehörte, ohne Einwilligung derſelben nach den Kolonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige beſtimmte Häfen, auf eine beſtimmte Anzahl Schiffe, auf beſtimmte Zeiten beſchränkt. Auf jede Art ſuchte man den Grundſatz geltend zu machen, den Kolonialhandel ſo viel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu erhalten. Erſt in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier ſich freiern Grundſätzen zu nähern. Wurden auch die beſtehenden Compagnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall war: ſo wurden dennoch die ausſchließlichen Freiheiten beſchränkt, und auch Nichttheilnehmern an denſelben, wie z. B. in England, die Möglichkeit verſchafft, an dem Kolonialhandel Antheil zu nehmen, überhaupt aber dieſem größere Freiheit geſtattet. Was die Regierung der Kolonien betrifft, ſo fand auch hier vom Anfang an der Grundſatz Statt, ſie in einer gleich ſtrengen politiſchen als merkantiliſchen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung ſtanden bei ihnen immer in der genaueſten Verbindung, wenn dies gleich nicht bei allen in gleichem Maße der Fall war. Die Kolonien laſſen ſich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große Klaſſen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handels-Kolonien. In den erſtern — von der Art ſind hauptſächlich die Kolonien im nördlichen Amerika — iſt, wie der Name ſchon angibt, Landbau die Hauptſache; die Europäer, die ſich dort niederlaſſen, werden Landeigenthümer und kehren ſelten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die Bande der Verwandtſchaft und ſonſtige Verhältniſſe, die ſie an das Mutterland knüpften, abſterben und die Erinnerungen erlöſchen, erwachſen die Koloniſten immer mehr zu einer eignen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher iſt auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Beſitz dieſer Kolonien, ſo wie die Menſchen ſich in denſelben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unſicher. Beinahe in denſelben Verhältniſſen ſtehen die Bergwerkskolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelſteine die Hauptſache iſt; — ſo vorzüglich die Niederlaſſungen der Spanier und Portugieſen im ſüdlichen Amerika. Dieſe gehen ihrer Natur nach leicht in Ackerbaukolonien über, und auch in ihnen bildet ſich dann, wenn gleich langſamer, eine eigne ſelbſtſtändige Nation, wie dies ſchon jetzt größtentheils in den ſpaniſchen, weniger aber noch in den portugieſiſchen Beſitzungen von Südamerika der Fall iſt. Ganz

anders verhält es ſich dagegen drittens in den Pflanzungskolonien, deren Zweck die Erzeugung gewiſſer, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsſtriche gedeihender Pflanzen für Europa iſt, wie z. B. vornehmlich die Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln. Eine Nation bildet ſich hier nicht leicht. Zwar ſind Europäer dort Beſitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur ſelten dort einheimiſch, indem ſie wegen des ungeſunden Klima's und der Unbequemlichkeiten des Lebens entweder ihre Pflanzungen durch Aufſeher verwalten laſſen und ihren Ertrag in Europa verzehren, oder doch, nachdem ſie ſich ein Vermögen geſammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung beſteht in Negerſklaven, die ausſchließlich zur Bearbeitung der Pflanzungen gebraucht werden, verurſacht, daß Niederlaſſungen dieſer Art am wenigſten des Schutzes und der Unterſtützung des Mutterlandes entbehren können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehn endlich die Handelskolonien, die den Vertrieb der Natur- oder Kunſt-Erzeugniſſen des Landes zum Zwecke haben. Sie ſind erwachſen aus einzelnen Faktoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmälig durch Liſt und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Beſitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptſache. Die Europäer ſind in Kolonien dieſer Art Herrſcher, aber ſelten Landeigenthümer, ſondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deshalb bildet ſich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung ſuchen, und gewöhnlich in ihr Vaterlend zurückkehren. Bei der Unabhängigkeit des Militärs in den drei Hauptſtatthalterſchaften des engl. Indiens von einander und dem Einfluß der Civilreſidenten auf ſolches Militär, das in den Bundesſtaaten der oſtindiſchen Compagnie ſtationirt iſt, bei der Miſchung des königl. und Compagniemilitärs, bei der künftig bedeutend werdenden königl. Truppenzahl auf Ceylon und dem öftern Wechſel der Garniſonen, iſt nicht leicht im engl. Indien eine militäriſche Revolution zu fürchten. Das härteſte Schickſal, welches die Bewohner von Handelskolonien treffen kann, iſt, wenn ſie Compagnien in die Hände fallen, die zugleich ſouveräne politiſche Körperſchaften bilden. Es läßt ſich aber vorausſehen, daß, ſo lange der Einfluß der engl. Ariſtokratie auf beide Parlamentshäuſer fortdauern wird, die Compagnie-Regierung im engl. Oſtindien nicht aufhören wird. Die Mißbräuche und die Fehler der Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieſelbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufſicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beſchränken. Anders iſt dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungskolonien geſtaltet; es ſind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrſcht, ſondern größtentheils auch Europäer, die ſich hier niederlaſſen, vormalige Bewohner des Mutterlandes, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes ſelbſt die Verwaltung dieſer Art von Kolonien, wurden ſie aber von Compagnien beſorgt, ſo ward dennoch den Koloniſten einiger Antheil an derſelben gegönnt; in mehrern herrſcht ſelbſt eine beinahe republikaniſche Verfaſſung. Nach Aufhebung des Negerhandels bildete ſich eine fünfte Hauptklaſſe von Kolonien auf der afrikaniſchen Küſte, Diejenige zu Sierra Leona unter britiſcher Hoheit hat ſchon eine Be-

völkerung von 20,000 Menſchen und die brittiſche Regierung ſtrengt alle Kräfte ihrer Macht und ihres Handels an, ſich in große Handelsumſätze mit dem Innern Afrika's zu ſetzen. Sicher wird alſo auch Sierra Leona bald ein wichtiger militäriſcher Handelsplatz werden, ſobald die Verbindung deſſelben mit dem Innern Afrika's, nach dem Wunſche der brittiſchen Regierung, ſich ausgebildet haben wird. Für die amerikaniſchen Feſtlandskolonien hat in unſern Tagen eine neue wichtige Periode begonnen. Braſilien war bis 1820 der Sitz eines europäiſchen Hofes; und das Jahr 1810 war der Anfang weitausſehender Unternehmungen in dem ſpaniſchen Südamerika und in Mexiko, welche, nach Nordamerika's und St. Domingo's Beiſpiele, ſich in mehrere Staaten auflöſen zu wollen ſcheinen. (Cz.)

Colonialwaaren. Man begreift unter Kolonialwaaren hauptſächlich nur die Erzeugniſſe der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Kolonien, jedoch der letztern nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelſteine werden nicht leicht mit jenem Namen bezeichnet, ſo wenig als die Erzeugniſſe der Ackerbau treibenden Kolonien im engern Sinne; dagegen aber ſind Gewürze und Spezereien, oſtindiſche Zeuge aller Art, Farbe- und Möbel-Hölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Kaffee, Zucker, Reiß und Thee unter dieſem Namen bekannt. Der Verbrauch dieſer Waaren, der früher nur den Reichern möglich war, hat ſich, ſeitdem das Meer die große Straße für den Handel nach Oſtindien und Amerika geworden, ſeitdem die Europäer ſelbſt beträchtliche Niederlaſſungen in jenen fernen Gegenden gegründet, ſeit dem Anfange des 15. Jahrh., vornehmlich aber ſeitdem Engländer und Holländer den erſten Platz unter den Kolonialvölkern Europa's eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrh. in's Ungeheure vermehrt. Statt, daß die Kolonialwaaren daher früher nur Gegenſtände des höhern Luxus waren, ſind ſie ſeit der Zeit Gegenſtände des Bedürfniſſes, ſelbſt für die niedrigſten Klaſſen der Bewohner Europa's geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politiſchen Zuſtande unſeres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Intereſſe; denn nur durch ihn konnten dieſe, zum Bedürfniſſe gewordnen Genüſſe befriedigt werden. Der Stand der Kaufleute, der ſich eben dadurch ſo außerordentlich vermehrte, bildete bald einen, über die geſammte kultivirte Welt ſich verbreitenden Bund, der nur von Einem Zwecke beſeelt war, den Handel in ſeinem Gange zu erhalten; und ſelbſt unter kriegführenden Nationen bemühten ſich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuſchneiden. So ward durch den, immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter ſich zugleich der Austauſch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten ſich, ein weltbürgerlicher Geiſt vereinigte früher beinahe gänzlich iſolirte Nationen, und ſchuf die Völker Europa's gleichſam zu einer großen, gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die, durch den immer ſteigenden Verbrauch der Kolonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Kolonialſtaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seeſtaaten in der höchſten Bedeutung des Worts, Englands und Hollands. Für beide und freilich auch im geringern Grade für die übrigen Kolonialſtaaten Europa's ward der Handel mit den Erzeugniſſen der Kolonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen

Sinne für Europa unentbehrlich und trugen, wie kein andrer Staat zur Bildung der europäiſchen Menſchheit bei, wie denn auch die höhere politiſche Wichtigkeit beider höchſt wohlthätig auf das politiſche Geſammtweſen von Europa zurückwirkte. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im eigentlichſten Sinne die Stützen des Syſtems von Europa. Ihnen lag ja vor allen daran, Europa vor Unterdrückung und Univerſalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats dieſen in den Stand ſetze, ihnen die Häfen und Küſten des feſten Landes zu verſchließen, ihnen ſo die Ausflüſſe ihrer Waaren zu verſtopfen, und damit zugleich den Gewinn zu entziehen, den ſie durch den Vertrieb derſelben bisher gemacht hatten. So wurden die Hauptkolonialſtaaten die thätigſten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäiſchen Staaten, zugleich aber auch die heftigſten Gegner jeder entſtehenden Univerſalmonarchie und Uebermacht. Daher ſuchte auch in unſern Tagen Frankreich, ſobald es nach einer Univerſalmonarchie zu ſtreben anfing, die Seemächte von dem Feſtlande auszuſchließen, freilich unter ſehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker vor der Verarmung bewahren, ſie von der Steuer befreien, die ſie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht ſeines Seeweſens bald die einzige europäiſche Kolonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Kolonialwaaren zahlen mußten, wollte dieſe Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surrogate) überflüſſig machen, und ſo das Feſtland ſelbſt mit Gewalt und wider ſeinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der ſchwachſinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß der Kolonialwaaren-Verbrauch ſchon ſeit Jahrhunderten Statt fand, und daß man noch immer kein weſentliches Verarmen wahrnahm, ſonſt hätte ja auch freilich der Handel längſt aufhören müſſen, da ſich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenſtück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, das Feſtland mit Gewalt zu bereichern, daſſelbe täglich ärmer ward. Unterſuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet ſei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Kolonialwaaren nothwendig arm machen müſſe; ſo iſt es leicht, das Gegentheil davon zu beweiſen, was auch durch die Erfahrung vollkommen beſtätigt wird. Das neue Bedürfniß nöthigte zu neuem Gewerbfleiß und neuer Thätigkeit, um dieſes Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Ergebniß der Arbeit und damit zugleich den Wohlſtand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Hervorbringniſſe der Arbeit, gehen jetzt als Tauſchmittel gegen Kolonialwaaren aus dem Lande, und würden ſonſt in demſelben geblieben ſein! Allerdings; allein theils würde, wäre nicht die Ausſicht vorhanden, ſich durch den Erwerb einen neuen Genuß zu verſchaffen, theils iſt ja auch der Zweck alles Gewerbfleißes und aller Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, ſondern die Summe der Genüſſe zu vermehren. Wird dieſer Zweck erreicht, ſo haben Induſtrie und Fleiß gewirkt, was ſie wirken ſollten. Auf die kleine Zahl verſchwenderiſcher Müſſiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüſſe zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rückſicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, alle Kolonialwaaren

gänzlich auszuſchließen, nicht gut möglich ſei, und ſo ſuchte man durch Surrogate aller Art ſich zu helfen. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Kolonialwaaren belegte, ſo weit franzöſiſche Macht reichte, das hieß, in jenen Jahren beinahe über das geſammte europäiſche Feſtland, trugen dagegen weſentlich dazu bei, die Völker desſelben immer ärmer zu machen; denn dieſe Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauſcht werden konnte, und brachten zugleich einen höchſt verderblichen Schleichhandel hervor. — Was die Kolonialwaaren ſelbſt betrifft, ſo liefert Oſtindien vornehmlich Baumwolle, Zucker, Kaffee, Reiß, Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Weſtindien Cacao, Kaffee, Zucker und Baumwolle; Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Möbel-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugniſſe des Landbaues. Hiedurch beſtimmte ſich auch der Charakter des Kolonialhandels der einzelnen europäiſchen Kolonialſtaaten, ehe noch in den letztren Zeiten England beinahe in den ausſchließlichen Beſitz kam. (Cz.)

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16. Jahrh., der ſich in den italieniſchen Kriegen, beſonders gegen die Franzoſen ſehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf ſeine Seite und erhielt wichtige Dienſte von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldſchlangenkugel getödtet. Proſpero Colonna, ſein Oheim, hatte ſie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten laſſen. Ein andrer, Marco Antonio Colonna, Herzog von Palliano, war Großconetable von Neapel und Vicekönig von Sicilien, und erlangte in ſpaniſchen Dienſten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach ſeiner Rückkunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er ſtarb in Spanien 1585.

Colonna (Vittoria), die berühmteſte unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetable's von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem, ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde ſie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marcheſe von Peſcara, einem Knaben von gleichen Alter, zur Gemahlin beſtimmt. Die ſeltnen Vorzüge des Körpers und Geiſtes, mit welchen die Natur und die ſorgfältigſte Erziehung ſie geſchmückt hatten, machten ſie zum Gegenſtande allgemeiner Bewunderung, ſo daß viele, ſelbſt Fürſten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab ſie dem Geſpielen ihrer Jugend, der ſich auch ſeiner Seits zu einem der vollkommenſten Männer ſeines Zeitalters ausgebildet hatte, ihre Hand. Sie lebten in der glücklichſten Ehe. Allein die Gefangenſchaft, in welche ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieſes Glück, und ſein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria ſuchte Troſt in der Einſamkeit und in der Poeſie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet; ſie verlebte ſieben Jahre abwechſelnd zu Neapel und auf Iſchia und zog ſich dann in ein Kloſter, erſt zu Orvietto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entſagte ſie dem Kloſterleben und ließ ſich zu Rom nieder, wo ſie 1547 ſtarb. Ihre Rime ſtehen den Gedichten der meiſten Petrarchiſten ihrer Zeit nicht nach. Den vorzüglichſten Werth haben ihre Rime ſpirituali (Venedig 1548. 4.),

welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre ſämmtlichen Gedichte erſchienen 1760 zu Bergamo.

Colonne. In der Kriegskunſt, im Allgemeinen eine Anzahl Truppen, welche zuſammen ziehen und ihre eigne Richtung halten, um andern Abtheilungen nicht in den Weg zu kommen. Dann eigentlich ein ſo geſtelltes Truppencorps, daß die Breite der ganzen Maſſe um vieles geringer, als ihre Tiefe iſt. Die Colonnenſtellung ſteht zwiſchen der Linien- und der Rottenſtellung mitten inne. Bei der Linienſtellung bildet das Heer nur eine weit gedehnte Vorderſeite (Front) ohne alle Tiefe. Dieſe rechts oder links geſchwenkt, wobei eigentlich gar keine Front Statt findet, gibt die Rottenſtellung, die nur zum Marſchiren, nicht zum Schlagen anwendbar iſt. Die Colonnen ſind mehr oder weniger dicht auf einander geſchloſſene Truppenabtheilungen, als Regimenter, Bataillone, Diviſionen, Pelotons, Sectionen, welche keine größere Front zeigen, als jede einzelne Abtheilung für ſich ſtark iſt, und welche nun entweder durch die Gewalt der Maſſe die Front des Feindes zu durchbrechen ſuchen, oder ſich bei Annäherung an derſelben auseinander in Linie ziehen (aufmarſchiren, entwickeln, deployiren). Es gibt viele Arten, Colonnen zu bilden, aufzulöſen und überhaupt zu gebrauchen. Die Parademärſche bei Muſterungen und andern feierlichen Gelegenheiten geſchehen immer en colonne. Die Colonne iſt die gewöhnliche und natürliche Ordnung des Heers auf allen Märſchen. Daher nennt man auch die großen, zum Marſche von Truppen ſich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege.

Coloratur, in der Muſik, alle geſchwinden Figuren, und ganz beſonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Paſſagen, welche der Sänger mit einer gewiſſen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladne Manieren in der Muſik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. ſ. w.

Colorit, ſ. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildſäule, ein Rieſenbild; daher coloſſaliſch, was ungeheuer, rieſenhaft iſt. Dies Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anſtaunenswerthe Perſonen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — ſagt man von einem mächtigen Reiche u. ſ. w. Eins der berühmteſten Kunſtwerke des Alterthums war der, zu den ſieben Wundern der alten Welt gerechnete Coloß zu Rhodus, eine ungeheuer große, hohle, metallene Bildſäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; ſie ſoll 70 Ellen hoch geweſen ſein, hatte Finger von Mannes-Größe und ſtand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Inſel, ſo daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildſäule wegliefen. Nach 56 Jahren ſtürzte ſie durch ein Erdbeben zuſammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7. Jahrh. nach Chriſti Geburt die zerſchlagnen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Coloſſaliſche unterſcheidet ſich von dem Gigantiſchen dadurch, daß jenes nicht die Abſicht hat, rieſenhaft zu erſcheinen, ſondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, ſich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantiſche hingegen iſt auch in der Erſcheinung unförmlich und übergroß, und das Coloſſaliſche iſt daher, wenn es ſo geſtellt wird, daß es gigantiſch erſcheint, fehlerhaft.

Columbus, ſ. Colombo.

Columella (Luc. Jun. Moder.), der gelehrteſte praktiſche Ackerbau-Schriftſteller des Alterthums, aus Cadix in Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des erſten Jahrh., und ſchrieb zwölf, noch vorhandne Bücher: de re rustica, welche allerlei Haushaltungsregeln in einer oft redneriſchen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein beſondres Werk von der Baumzucht. Das 10. Buch des größern Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Verſuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorſchriften der Gartenkunſt einfach und leicht, aber minder poetiſch, als Virgil vor. Die beſte Ausgabe dieſes ſchätzbaren Werks iſt von Gesner (Rei rusticae scriptores.)

Coluren, ſind in der Erdbeſchreibung zwei Mittagskreiſe auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator rechtwinklig durchſchneiden. Der eine geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden und heißt Colur der Sonnenwenden; der andre geht durch die Aequinoctialpunkte und heißt Colur der Tag- und Nachtgleiche.

Combabus, ein Syrer, der die Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reiſe begleitet hatte, durch einen theuer erkauften, aber unumſtößlichen Beweis darthat, worüber unſers Wielands Erzählung Combabus zureichenden Beweis gibt.

Combination, im Allgemeinen jede Verbindung gleicher oder verſchiedner Gegenſtände (Elemente) ohne Rückſicht auf die Ordnung dieſer Elemente. Combinationslehre, der Inbegriff der Reſultate, zu welchen dergleichen Verbindungen führen können, und der darüber ſprechenden Regeln. Die, für Viele gewiß intereſſante Frage z. B.: wie viel Amben ſind aus den 5 gezogenen Lotterie-Nummern überhaupt möglich, d. h. wie oft laſſen ſich 5 Zahlen, je 2 und 2 ohne Wiederholung verbinden? — gehört in das Gebiet der Combinationslehre. Combinatoriſche Analyſis, die oft ſehr verwickelte, durch eine eigne Charakteriſtik ausgezeichnete Anwendung der Combinationslehre auf die Analyſis. Dieſer intereſſante und fruchtbare Theil der Analyſis iſt durch Profeſſor Hindenburg zu Leipzig ſeit dem Jahre 1778 zu einer ſebſtändigen Wiſſenſchaft ausgebildet, welche man deutlich und vollſtändig dargeſtellt findet in: Weingärtner's Lehrbuch der combinatoriſchen Analyſis, 2 Thle., Leipzig 1801. Man unterſcheidet Verbindungen mit und ohne Wiederholung. Die beiden Lotterie-Nummern 4 und 5 z. B. laſſen ſich in der doppelten Geſtalt 4, 5 oder 5, 4 verbinden; beide Verbindungen geben nur Eine Ambe. Man kann die gegebnen Elemente ferner entweder permutirend oder combinirend oder variirend verbinden. Die Frage z. B., wie oft können drei neben einander ſtehende Perſonen ihre Stellung verändern? bezieht ſich auf Permutation; die Eingangs aufgeworfene auf Combination der Elemente. Variationen endlich ſind Combinationen mit allen möglichen Verſetzungen der vorkommenden Elemente. Ausführlicher kann der höchſt intereſſante Gegenſtand hier nicht behandelt werden.

Comenius (Johann Amos), ein verdienſtvoller Verbeſſerer des Schulweſens, geboren 1592 in dem Dorfe Comna bei Prerau in Mähren, von welchem er den Namen Comenius annahm; ſein wahrer Name iſt unbekannt. Seine Aeltern gehörten zu der Gemeinde der mähriſchen Brüder, welche damals viele Verfolgungen auszuſtehen

hatte. Comenius ſtudirte in Herborn, ward dann Rector in Prerau und hernach Prediger in Fulneck. Dieſe Stadt ward 1618 durch die Spanier geplündert und verbrannt, und Comenius verlor dadurch ſeine Bücher, ſeine Handſchriften, ſeine ganze Habe. Um, der wider ihn als proteſtantiſchen Prediger perſönlich gerichteten Verfolgung zu entgehen, floh er nach Liſſa in Polen, wo er an der Schule arbeitete. Hier gab er 1631 ſein Werk: Janua linguarum reserata, heraus, das ihn hauptſächlich berühmt gemacht hat. Dieſes Werk hat in Zeit von 26 Jahren Ueberſetzungen in 12 europäiſche Sprachen, außerdem in's Arabiſche, Türkiſche, Perſiſche und Mongoliſche erlebt. Der Verfaſſer tritt darin als Schöpfer einer, für ſeine Zeit neuen Methode, die Sprachen zu lehren, auf. Er entdeckte und zeigte die ſinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen, als Schlüſſel zu nützlichen Sachkenntniſſen, der Jugend auf eine, ihr angenehme Weiſe beigebracht werden, und das langweilige Erlernen trockner Wortverzeichniſſe erſpart wird. Sein Ruf ward dadurch überall ausgebreitet. Er wurde nach England gerufen, um den Schulen eine andre Einrichtung zu geben; aber da die Zeitumſtände die Ausführuug dieſes Plans hinderten, ging er nach Schweden, wo der Kanzler Oxenſtierna ſein großer Gönner wurde. Von da ging er nach Hamburg, Brandenburg, Schleſien, Siebenbürgen, und kehrte wieder nach Liſſa zurück, wo er abermals ſeine Bücher und einen Theil ſeiner Handſchriften verlor, als nach Guſtav Adolphs Rückzug das kaiſerliche Heer dieſe Stadt verbrannte, um ſich an den mähriſchen Brüdern zu rächen, welche etwas zu laut des ſchwediſchen Königs vorige Siege gefeiert hatten. Er ließ ſich zuletzt in Amſterdam nieder, wo er noch einige Werke herausgab, und 1671 ſtarb. Sein ganzes Leben war dem Schulweſen gewidmet, das er durch praktiſche Bemühungen und durch ſeine Schriften zu verbeſſern ſuchte. In der Religion war er ein Schwärmer, entdeckte in der Offenbarung Johannis den damaligen Zuſtand von Europa und erwartete das tauſendjährige Reich im J. 1672. Mit der bekannten Bourignon war er in inniger Freundſchaft verbunden. Er verehrte ſie als eine Gottbegeiſterte. Adelung gibt die Anzahl ſeiner Werke auf 92 an; doch dieſe Liſte iſt unvollſtändig; er hat mehr geſchrieben, aber wenig, was jetzt noch geleſen zu werden verdiente.

Comes palatinus, ein Pfalzgraf in den ältern Zeiten Hof- und Gerichtsbeamter, welcher von den deutſchen Kaiſern zu Verwaltung der Kammergüter, die in ganz Deutſchland zerſtreut lagen, angeſtellt wurde, und in den Ländern ſeines Bezirks an die Stelle der frühern kaiſerlichen Commiſſarien (Missos, Sendgrafen) trat, und zugleich vom Kaiſer bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magiſter und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. ſ. w. Sie wohnten in den kaiſerl. Schlöſſern (Palatium, Palaſt, Pfalz) und hatten, wenn die Kaiſer nicht zugegen waren, in Gemeinſchaft mit den Herzogen und Grafen, für die Aufrechthaltung des Landfriedens und der öffentlichen Sicherheit, wie überhaupt für die Handhabung der Gerechtigkeit zu ſorgen; ſo daß jene keinen Landtag halten, noch etwas von Wichtigkeit in den ihnen anvertrauten Ländern ausführen durften, ohne Zuziehung und Vorwiſſen der Pfalzgrafen. Sie ſcheinen alſo gleichſam ein Damm geweſen zu ſein, welchen die Kaiſer der Macht jener Herren entgegen ſetzten, um ſie aufzuhalten, wenn ſie die Schranken durchbrechen wollte. Als aber das kaiſerl. Anſehen immer mehr zu

ſinken begann, machten auch die Pfalzgrafen ſich nach und nach wo ſie konnten, zu erblichen Beſitzern ihrer Gerichtsſprengel. — Aus den Zeiten der ſächſiſchen Kaiſer kennen wir Pfalzgrafen zu Sachſen, in Kärnthen, Burgund, am Rhein, in Schwaben, Hennegau, Holland, Seeland, Pfyrt, Kiburg, Namur, Touſſilon, Cardaigne und Zütphen. Der Schwabenſpiegel dagegen theilt Deutſchland in vier Hauptprovinzen: Sachſen, Baiern, Schwaben und Franken, deren jede ihren eignen Pfalzgrafen hatte. Alle dieſe Pfalzgrafſchaften ſchwanden nach und nach, als ſolche, aus der deutſchen Geſchichte, und nur die einzige Pfalz am Rhein behielt wenigſtens ihren Namen bis auf die neuern Zeiten, und das Reichs-Vicariat in den Landen fränkiſchen Rechts; ſo wie den Kurfürſten zu Sachſen, welche in der Mitte des 15. Jahrh. aufhörten, ſich Pfalzgrafen zu nennen, von dieſer ihrer ehemaligen Würde, bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs-Vicariats in den Landen ſächſiſchen Rechts verblieben war. Obgleich nun bei den eingetretenen Aenderungen in der Verfaſſung des deutſchen Reichs der frühere Zweck bei der Beſtellung von Pfalzgrafen von ſelbſt aufgehört hatte; ſo fuhren dennoch die Kaiſer fort, von Zeit zu Zeit dergleichen zu ernennen, die aber keinen Gerichtsſtand hatten, keine Kammergüter verwalteten, und nur die obengenannten geringern Rechte der ehemaligen Pfalzgrafen ausübten. So finden wir, daß 1310 Graf Berthold zu Henneberg in den Fürſtenſtand erhoben und zum Pfalzgrafen ernannt; auch daß 1524 Graf Gabriel von Ortenburg, ſammt ſeiner Nachkommenſchaft, von Kaiſer Karl V. mit dieſer Würde belehnt wurde. Selbſt Gelehrten von bürgerlichem Stande ward dieſelbe zuweilen ertheilt. — In Frankreich gab es, vom erſten Urſprunge der Monarchie an, Pfalzgrafen (Comtes palatins, oder du palais), königl. Hofbeamte, Hofrichter, die ungefähr denſelben Wirkungskreis hatten, wie die deutſchen. Noch unter den Königen aus capetingiſchen Stamme führten die Grafen von Champagne, von Toulouſe, Guyenne und Flandern den Titel Pfalzgrafen, und nannten ſich, um zu zeigen, daß ſie dieſe Würde nicht von dem römiſchen Kaiſer, ſondern von ihrem Könige hätten, Comtes palatin de France, auch wohl kurzweg Comtes de France oder du Royaume.

Comet, Komet oder Haarſtern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewiſſen Zeiten erſcheinen, gemeiniglich nur ein ſchwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt ſind, und meiſtentheils einen langen, neblichten Schweif nach ſich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt iſt. Dieſer Schweif gab auch Veranlaſſung zu dem, von einem griechiſchen, dieſe Bedeutung tragenden Worte abgeleiteten Namen. Die Kometenbahnen ſind nicht, gleich den Planetenbahnen, auf die Grenzen des Thierkreiſes eingeſchränkt; vielmehr durchſchneiden dieſe merkwürdigen Himmelskörper die Ebenen der Planetenbahnen unter allen Neigungen und nach allen Richtungen, einige ſind recht-, andere wirklich rückläufig (ſ. d. Art.); in den von der Sonne entferntern Theilen der Bahn iſt ihre Bewegung ſehr langſam, in der Nähe der Sonne wird ſie über alle Begriffe ſchnell. Weil ſie nur von Zeit zu Zeit ſichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erſcheinung die Vorzeichen unglücklicher, oder doch höchſt wichtiger Begebenheiten ſehen wollen. Die neuere Sternkunde zeigt uns, daß ſie zu unſerm Sonnenſyſtem gehörige Himmelskörper ſind, die ſich in ſehr langen, excentriſchen Ellipſen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als ſiebzig erſchienenen Kometen die wah-

ren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, die Zeit der Wiederkunft mehrerer dieſer Kometen auf den Grund dieſer Rechnungen lange Jahre vorher beſtimmt, und indem die Prophezeiung eintraf, der Aſtronomie, der erhabenſten aller Wiſſenſchaften, einen glänzenden Triumph verſchafft. Die Kometen von 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 z. B. ſind ein und derſelbe, der ſeine Laufbahn in 76 J. zurücklegt u. 1835 wieder ſichtbar ſein wird. Wahrſcheinlich ſind viele Kometen ſchon erſchienen, ohne bemerkt worden zu ſein. Ueber der phyſikaliſchen Beſchaffenheit dieſer Himmelskörper ſchwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erſcheint der Kopf des Kometen als ein dichter Kern, der um ſich her einen neblichten Dunſtkreis hat, der Schweif iſt allezeit leuchtend und ſo dünn, daß man die dahinter befindlichen Fixſterne durch ihn ſehen kann. In den ältern Zeiten hielt man ſie für bloße Lufterſcheinungen; erſt ſeit Tycho de Brahe, und vorzüglich ſeit Newton, deſſen durch mehrere ſpätere Aſtronomen und letztlich durch La Place bis zur Vollkommenheit ausgebildete Theorie des Kometenlaufes durch alle, ſeitdem erſchienene Kometen beſtätigt worden iſt, hat man ſie für feſte Weltkörper angeſehen. Die vielfältigen, zum Theil ſonderbaren Vermuthungen über das Weſen der Kometen hier anzuführen, würde zu weitläufig ſein; und wir wollen blos bemerken, daß die neuere Theorie dieſer Himmels-Körper jeden gegründeten Anlaß zu der Furcht entfernt hat, irgend ein Komet könne ſich einmal der Erde ſo ſehr nähern, daß er ſie aus ihrer Bahn ſchleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; ſchon Dü Sejour (ein verdienter franzöſiſcher Aſtronom des vorigen Jahrh.) hat berechnet, daß der Komet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe geweſen, ohne eine merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comines (Philippe de), Herr von Argenton, geb. 1445 auf dem Schloß Comines bei Menin, in Flandern, verlebte ſeine Jugend an dem Hofe der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Carls des Kühnen. Er genoß das ganze Vertrauen des Letztern und trug weſentlich dazu bei, ihn und Ludwig XI. mit einander auszuſöhnen. Auch bei verſchiednen andern Verhandlungen ward er gebraucht und benahm ſich mit Geſchicklichkeit. Indeß verließ er die Dienſte Carls und trat 1464 in die Dienſte Ludwigs XI., wahrſcheinlich durch den heftigen unbeſonnenen Charakter des Erſtern und die Verſprechungen des Letztern zu dieſem Schritte bewogen. Ludwig überhäufte ihn mit Zeichen ſeines Wohlwollens; das vertrauteſte Verhältniß herrſchte zwiſchen beiden. — Als nach dem Fall Carls des Kühnen Ludwig das Herzogthum Burgund in Beſitz genommen, ſandte er Comines dahin, ernannte ihn aber bald zu ſeinem Geſandten zu Florenz, wo während ſeines einjährigen Aufenthalts die Verſchwörung der Pazzi ausbrach und mißlang. Er zeigte bei dieſer Gelegenheit die größte Thätigkeit für die Sache der Medici. Bei ſeiner Rückkehr ward er von Ludwig beſſer, als je aufgenommen und bald darauf nach Savoyen geſchickt, um ſich, halb durch Liſt, halb durch Gewalt, des jungen Herzogs Philibert zu bemächtigen und ihn ganz unter die Vormundſchaft des Königs, ſeines Oheims, zu ſtellen. Zwei Jahre darauf ſtarb Ludwig XI. — Bei der folgenden Regierung ſtand Comines nicht in gleicher Gunſt. Er war zum Mitgliede des Staatsraths unter der Regentſchaft ernannt worden und auf die Seite, der Prinzen gegen die weiſe und wohlthätige Regierung der Anna de Beaujeu, getreten; er ward in alle Ränke des Herzogs von Orleans

verwickelt und ſchloß ſich beſonders an den alten Connetable, Johann von Bourbon, an. Als Theilnehmer an einer Verſchwörung, die entdeckt wurde, mußte er die härteſte Behandlung erfahren und acht Monate zu Loches in einem eiſernen Käſig zubringen. Das Parlament machte ihm den Prozeß und erkannte ihn 1488 des Einverſtändniſſes mit mehrern Rebellen und verſchiedner andern Verbrechen ſchuldig. Nach dem Urtheil, das nicht zur Vollziehung gekommen zu ſein ſcheint, ſollte er zehn Jahre auf eins ſeiner Güter verbannt werden und den vierten Theil ſeines Vermögens verlieren. — Carl VIII. gebrauchte ihn zu verſchiedenen Verhandlungen in Italien. Allein die Regierung war zu ſchwankend und unbeſonnen in ihrem Verfahren, man hörte zu wenig auf ſeinen beſſern Rath, als daß er hätte glücklich ſein können. Für ſeine Bemühungen ward ihm nur Tadel und Unzufriedenheit zu Theil, die er nicht verdient hatte. Unter Ludwig XII. ſcheint er an den Geſchäften keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er ſtarb 1509 zu Argenton. Seine Memoiren (vollſtändigſte Ausgabe, London 1747, 4 Bde. 4.) ſind für die Geſchichte jener Zeit von unſchätzbarem Werth. Er erzählt darin die Begebenheiten, die er ſelbſt erlebt und an denen er meiſtens Theil genommen, mit großer Wahrheitsliebe, in einer lebendigen, natürlichen Sprache, und zeigt allenthalben ein richtiges Urtheil, feine Beobachtungsgabe und tiefe Sach= und Menſchenkenntniß.

Comitate. Siehe Geſpanſchaften.

Comitien hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksverſammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entſchieden wurden. Schon unter den Königen fanden ſie Statt; zur Zeit der Republik wurden ſie von den Conſuln veranſtaltet. War kein Conſul da, ſo konnten ſie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, von den Volkstribunen, Aedilen und Decemvirn, oder auch, wiewohl nur ſelten und in außerordentlichen Fällen, vom Pontifex Maximus berufen werden. Die Hauptgegenſtände, über welche in den Comitien entſchieden wurde, waren die Beſetzung der höchſten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme und Verwerfung neuer Geſetze oder die Aufhebung ſchon beſtehender, Krieg und Frieden, und die Beſtrafung von Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Perſonen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde verſammelt; wurden ſie aus den andern angeführten Urſachen gehalten, ſo geſchah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen ſogenannten Comitium. Unter den Kaiſern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, jene aber lenkten ſie nach ihrer Willkür. Nach den verſchiedenen Abtheilungen des römiſchen Volks in Centurien, Curien und Tribus unterſchied man: Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Perſonen aber, welche darin gewählt werden ſollten: Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontifica, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die anſehnlichſten und wichtigſten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien ſtimmte, und welche daher auch majora genannt wurden. Nur an gewiſſen Tagen durften Comitien gehalten werden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dabei zuſammenberufen. Am Tage der Comitien ſelbſt bezog der dabei vorſitzende Magiſtrat, nebſt einem Augur, ein Zelt vor der Stadt, um die Auſpicien zu beobachten. Wenn

der Augur dieſe für unverwerflich erklärte, wurden die Comitien gehalten, außerdem mußten ſie auf einen andern Tag verlegt werden. Vor Aufgang und nach Untergang der Sonne ward nichts in denſelben vorgenommen. Wenn nichts die Comitien hinderte, ſo kam das Volk an dem beſtimmten Tage zuſammen. Der vorſitzende Magiſtrat ſaß auf ſeinem curuliſchen Stuhle und eröffnete die Verſammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorſagte. Dann wurde der Gegenſtand der Berathſchlagung dem Volke bekannt gemacht, welches ſich ſofort in ſeine Tribus und Centurien abſonderte. In ältern Zeiten wurden zuerſt die Equites, dann die Centurien der erſten Klaſſe u. ſ. f. zum Abſtimmen aufgerufen; ſpäter looſeten ſie darüber; der Meinung der zuerſt ſtimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihre Stimme (Votum) mündlich, ſpäter durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beſchloß, das wurde vom Herold als das Votum dieſer Centurie ausgerufen. Unterbrochen wurden die Comitien, wenn jemand in der Verſammlung von der Epilepſie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun ſein Veto ausſprach, und durch verſchiedene andere Umſtände. — Bei uns hießen die Reichstage Comitien, und Comitial, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher Comitialgeſandter ſo viel als Reichstagsgeſandter.

Comma nennt man in der mathematiſchen Klanglehre zwei Intervalle, die ſich als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältniſſe entwickeln. Das gewöhnlichſte dieſer kleinen Intervallen iſt das ſogenannte ſyntoniſche Comma, oder das Comma des Didymus, deſſen Verhältniß 81 — 80 iſt. Es macht den Unterſchied aus, der ſich zwiſchen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von dem Verhältniſſe des großen ganzen Tons 10 : 9 abzieht, ſo bleibt der Reſt, oder Unterſchied zwiſchen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall iſt das diatoniſche oder pythagoriſche, oder die Differenz zwiſchen der reinen Octave 2 : 1 und zwiſchen dem Verhältniſſe desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorſchein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 224,288. — **Comma**, ein Interpunctionszeichen, ſ. **Interpunctionszeichen**.

Commanderie, Commende, Commenthurei, hieß bei verſchiedenen Ritterorden ein gewiſſes Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern beſtellt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein ſolcher Befehlshaber über geiſtliche Ritterordensgüter hieß Commandeur, Commenthur oder Comthur. War ſeine Commende weitläufig, ſo war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufſeher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur. Es heißt auch ſo die Dotation eines Vicarius, oder Altariſten bei Domkirchen.

Commelin (Jérome) aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker in Heidelberg, 1598 daſelbſt geſtorben, hat ſich durch ſeine vorzüglichen Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Klaſſiker berühmt gemacht. Sein Zeichen iſt eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehrern ſeiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: Ex Officina Sanct Andreana. — **Commelin** (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geſchickte Botaniker. Erſterer, 1629 in Amſterdam geboren und 1692 daſelbſt geſtorben, war Profeſſor der Bo-

tanik, richtete den dortigen botaniſchen Garten ein, und erwarb ſich dadurch, ſo wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung deſſelben, und ſeine mannichfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienſt um ſeine Wiſſenſchaft. Sein Neffe, 1667 ebendaſelbſt geboren und 1751 geſtorben, folgte ihm in der Profeſſorſtelle, war zugleich Doctor der Medicin, und Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft. Seine Verdienſte um die Botanik, ſowohl im Praktiſchen, als durch ſeine zahlreichen und ſchätzbaren Schriften, ſtehen denen ſeines Oheims nicht nach. — Iſaak Commelin, in Amſterdam 1598 geboren und 1676 geſtorben, war ein Hiſtoriker, von dem man mehrere Werke hat. — Die beſten ſind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichſte Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen war. Seine Geſchichte und Beſchreibung von Amſterdam, welche er nicht vollendet, die aber ſein Sohn Caspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geſchätzt.

Commerſon (Philibert), ein durch ſeine vorzügliche Thätigkeit, ſeine Erfahrungen und ſchönen Sammlungen bekannter Botaniker, war 1727 in Châtillon-les-Dombes geboren, ſtudirte in Montpellier, und ward daſelbſt Doctor der Medicin. Hier trieb er das Studium der Botanik mit ſolchem Eifer, daß ſein Ruf ſich bald verbreitete. Hier legte er auch ſein Herbarium an, welches in der Folge das größte je von einem Privatmanne zuſammengebrachte geworden iſt. Auf Linné's Verlangen gab er für die Königin von Schweden eine Beſchreibung der ſeltenſten Fiſche im mittelländiſchen Meere heraus, welche eine ſo vollſtändige Ichthyologie enthält, als ſie damals nur geliefert werden konnte. 1755 machte er eine botaniſche Reiſe in den Savoyer- und Schweizergebirgen, legte dann in ſeinem Geburtsorte Châtillon einen reichen botaniſchen Garten an, beſuchte ſpäter die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botaniſcher Rückſicht, und begab ſich 1764 auf ſeines Freundes Lalande's Aufforderung nach Paris. Er war einer von den Naturforſchern, welche der König von Frankreich wählte, die Reiſe um die Welt (1767) mit Bougainville zu machen (vergl. Bougainville). Nach einer jungen Franzöſin, Hortenſe Barré, welche ihn in männlicher Kleidung begleitete, nannte er die uns jetzt bekannte Blume Hortenſia. Commerſon ſtarb auf dieſer Reiſe auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen, Zeichnungen und Papiere vermachte er dem pariſer königl. Kabinet, wo ſie aufbewahrt ſind. Vor unabläſſigem Beobachten iſt er wenig zum eigentlichen Schreiben gekommen; doch hat man von ihm, außer einigen kleinen Werken, ſeinen botaniſchen Martyrolog, eine Biographie derer, welche ein Opfer ihrer botaniſchen Bemühungen geworden ſind.

Commiſſionshandel. Nachdem zu Ende des 15. Jahrh. der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poſtſtraßen, ſo wie auch auf den Gewäſſern hergeſtellt hatte, war der Kaufmann im Stande, ſeine Geſchäfte in fremden Orten und Gegenden ohne perſönliches Mitreiſen durch ſeine Bekannten und Freunde daſelbſt verrichten zu laſſen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geſchäfte ſeines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für ſeine eigene Rechnung an fremden Orten einem daſelbſt wohnenden Freunde Auftrag oder Commiſſion zu ſeiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derſelben zu thun, was er vormals ſelbſt verrichtete oder durch ſeine Diener verrichten ließ. Dieſe Handelsart heißt Commiſſionshandel und denjeni-

gen, welcher ihn für die Rechnung eines andern betreibt, nennt man den Commiſſionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für ſeine Bemühung beim Geſchäfte erhält, heißt Proviſion. Die Commiſſionen ſolcher Art ſind theils Einkaufs- theils Verkaufs-Commiſſionen. KM.

Committee, engliſch, franz. Comité, der Ausſchuß; die zu einer beſtimmten Unterſuchung oder Berathſchlagung gewählte Anzahl von Perſonen, insbeſondere bei dem engliſchen Parlamente. Es werden einer ſolchen Comittee alle zur Erfüllung ihres Auftrags erforderlichen Aufklärungen und Actenſtücke mitgetheilt; ſie macht dann einen Bericht ans Parlament, worauf dieſes in letzter Inſtanz entſcheidet. In der franzöſiſchen Revolution wurde dieſe engliſche Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurde einzelnen Comités ſogar die Verwaltung des Reichs in ihren verſchiedenen Zweigen übertragen. Die höchſte Direction hatten die Comités du salut public, de sureté générale, de guerre. Es gab eine Zeit, wo die ganze Verwaltung unter 24 ſolcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Schiffskapitän oder anderer Seeoffizier, der ohne Admiral zu ſein, ein Geſchwader befehligt, und nicht unter dem Oberbefehl eines andern Offiziers ſteht. Er behält dieſen Titel, der an dem Geſchäft, nicht an der Perſon haftet, nur ſo lange, als daſſelbe dauert, während welcher Zeit er den Rang eines General-Brigadiers hat. Aus Höflichkeit wird auch der älteſte Capitän von drei oder mehr bloß kreuzenden Schiffen Commodore genannt. — Commodore-Schiff heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs- und Hauptſchiff (Convoy-Ship). Es führt die andern Schiffe und hält ſie zuſammen, und hat deshalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaſte.

Commodus Antoninus (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Fauſtina, der Tochter des Antoninus Pius. Schon früh gab er Beweiſe ſeines grauſamen und wollüſtigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Waſſer, worin er badete, zu heiß war, den darüber geſetzten Aufſeher in's Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrſcheinlich ihn durch Sanfmuth und Beiſpiel zu beſſern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribuniciſche Gewalt, und in ſeinem ſechzehnten Jahre die Conſulwürde, bald darauf auch die Titel Auguſtus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Criſpina, einer Tochter des Bruttius Präſens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indes vergebens, und als nach dem Tode deſſelben Commodus den Thron beſtieg, zeigte er ſich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden ſchien ſeine Lieblingsbeſchäftigung zu ſein; zur Luſt hieb er Menſchen, die ihm eben begegneten, von einander, ſtach ihnen die Augen aus, verſtümmelte ſie an Naſen, Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erſchien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine ſchändlichen Wollüſte zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beiſchläferinnen und eben ſo viel Knaben, noch die niedrigſten Dirnen Roms. Er hatte ſogar einen blutſchänderiſchen Umgang mit ſeinen Schweſtern und ermordete eine derſelben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte und eine Verſchwörung angeſponnen hatte. Um die durch Verſchwendung erſchöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das

Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterſchaften und Aemter an die Meiſtbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er ſich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er ſoll auf dieſe Weiſe 735 Mal gekämpft und eben ſo oft geſiegt haben. Der Staat konnte unter einem ſolchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, und mit andern deutſchen Völkern einen ſchimpflichen Frieden. In Britannien erfocht ſein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Britannicus annahm. Die Regierungsgeſchäfte hatte er anfangs ſeinem Freigelaſſenen Anterus überlaſſen. Dieſer wurde, weil man ihm die Verführung des Kaiſers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod ſeines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sklaven Kleander, der ſeine ganze Gunſt beſaß, an das Staatsruder ſetzte. Als aber mehrere Unglücksfälle die Stadt trafen, einen Theil derſelben eine Feuersbrunſt verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung ſetzte, brach eine Empörung aus, und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, ſeinen Miniſter, den man wegen dieſer Drangſale anklagte, hinrichten zu laſſen. — Endlich erſchien aber auch für ihn der Tag, der ſo vieljährige blutige Greuelthaten rächen ſollte. Er hatte ſich vorgenommen, am erſten Tage ſeines achten Conſulats oder am 1. Jan. des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Conſul und als Fechter aufzutreten, und zu dem Ende die beiden ſchon erwähnten Conſuln ermorden zu laſſen. Ueber den Widerſpruch ſeiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beſchloß, viele derſelben hinrichten zu laſſen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer ſeiner Beiſchläferinnen, Namens Marcia, gebracht, die mit Erſtaunen ſich ſelbſt darunter fand. Sie unterrichtete die Uebrigen von der Gefahr, und verſchwor ſich mit ihnen gegen das Leben des Kaiſers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da daſſelbe nicht ſchnell genug wirkte, von ſeinem Lieblinge Narciß, einem berühmten Fechter, erdroſſeln. Auf die Nachricht von ſeinem Tode, den man für die Folge eines Schlagfluſſes ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ ſeine Bildſäulen zerſchlagen und ſeinen Namen aus allen öffentlichen Inſchriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und 12½ Jahre regiert. Rom verdankt ihm ſeine ſchönſten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Verſorgung der Stadt, außer der ägyptiſchen, noch eine afrikaniſche Getreideflotte an.

Communion; ſ. Abendmahl.

Como, Hauptſtadt einer Delegation im öſterreichiſchen Oberitalien, an der Südweſtſpitze des comer Sees, in einem reizenden, rings von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale, mit 14,700 Einwohnern. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein feſtes Schloß vertheidigt worden, deſſen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude ſind prächtig und die Wohnhäuſer ſehr anſtändig. Die biſchöfliche Domkirche iſt durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen ſind, obſchon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläſte Galli und Odescalchi

und andere verſchönern die Vorſtadt Vico. In den Gärten des Palaſtes Odescalchi ſtand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in ſeinen Briefen gedenkt. Die zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Sammet, Taffet, Handſchuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beſchäftigt mehrere angeſehene Handelshäuſer. Die Nähe der Alpen macht das Klima nicht ſelten etwas ſtreng; doch hindern die oft ſcharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinſtock, wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der ſüdlichen Vegetation. Como iſt der nördlichſte Punkt wo der Oelbaum gedeiht, in Folge des Sees in der Nähe der Oelberge, der die Folgen der Nachtfröſte mildert, die übrigens hier nicht fehlen. — Der nahgelegene von der Stadt ſo genannte comer See (Lago di Como), den die Adda bildet, iſt weltberühmt wegen ſeiner romantiſch-maleriſchen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichſten Landhäuſer in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Seine größte Länge iſt 15 Stunden Weges, die größte Breite noch keine deutſche Meile. Sein Waſſerſpiegel iſt 700 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Comos oder Komos, war der griechiſche Name für die luſtigen Zechgelage junger Leute, die ſingend dann in die Häuſer ihrer Bekannten und Geliebten zogen, um Ständchen zu bringen und Komus war der Name der Zech- und Schmauslieder ſelbſt. Als Gott dieſer Feſtſchmäuſe kommt Komus bei keinem bewährten alten Schriftſteller vor. Seine ganze Gottheit iſt eine Erfindung der neuern Zeit; die den Namen der Feſtlieder, in denen man den Freudengeber prieß, auf den Genius übertrug, unter deſſen Schutze man ſich in der alten Welt jede heitre Stunde dachte. Zu ſeiner Darſtellung benutzte man eine andeutende Stelle in Philoſtrat's Gemählden I, 8.

Compagnie iſt, in der Kriegsſprache, eine Abtheilung von 100 bis 150, gemeiniglich Infanteriſten (auch Dragoner haben Compagnien, und bei den Franzoſen alle Cavallerie), welche unter einem Hauptmanne, einem Ober-, einem bis drei Unterlieutenants und einem Fähnrich ſtehen. Bei manchen Waffengattungen, z. B. der Artillerie, den Jägern und ſelbſt bei ganzen Armeen ſind oft die Stellen der Fähnriche gar nicht vorhanden. Bei den Franzoſen gibt es nur 1 Capitaine, 1 Lieutenant, 1 Souslieutenant, der bei den Garden und der Artillerie Lieutenant en Second heißt. Vier bis neun Compagnien bilden, nach Befinden der Umſtände, ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angeſtellte Hauptmann iſt entweder der wirkliche Chef derſelben, oder er iſt nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Staabscapitän, Capitaine en Second, Capitän-Lieutenant) und dieſer iſt der Compagniechef. Ueberhaupt laſſen ſich über die genaue Eintheilung einer Compagnie keine allgemeine Beſtimmungen angeben, da dieſe faſt in allen Heeren verſchieden iſt, auch bei jeder einzelnen nach dem Kriegs- oder Friedensfuß wechſelt, und außerdem nach der Willkür des Regenten allerlei Veränderungen unterworfen iſt.

Comparativ, ſ. Nomen adjectivum.

Comparſen, Comparſerie. Das franzöſiſche Wort: la comparse, bedeutet bei dem Carouſſel den Aufmarſch der Quadrillen

(Abtheilungen der Ritter) in den Schranken. Es kommt her von dem ungebräuchlich gewordenen compartir, d. h. mehrere Figuren ſymmetriſch aufſtellen. Daher heißt in der Kunſtſprache der Bühne: Comparſerie, die Anordnung der Aufzüge der Statiſten, d. h. der ſtummen, nicht eigentlich mithandelnden Perſonen, oder auch Thiere, welche bloß zur Schau auf das Theater kommen. Auch dieſe Aufzüge ſelbſt werden ſo genannt, desgleichen die Darſtellungen von Volksmaſſen, Aufläufen, Schlachten u. ſ. f., und die Sorge dafür macht einen Theil der ſogenannten Regie aus. Die Statiſten, welche auf dieſe Art zur Schau auf die Bühne gebracht werden, heißen Comparſen, und man pflegt in der Mehrzahl alle ſtummen Perſonen ſo zu nennen. So untergeordnet ſie auch ſein mögen, ſo wichtig iſt es doch, dafür zu ſorgen, daß ſie durch ihre Erſcheinung die Wirkung nicht ſtören und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengeſetzten Empfindungen beabſichtigt werden.

Compaß, Bouſſole. Dieſes Werkzeug hat auf die menſchliche Bildung entſchiedenen Einfluß gehabt. Mit Hülfe deſſelben konnte man wagen, den weiten Ozean zu beſchiffen, während die Alten, ohne andere Wegweiſer, als die Sonne und die Geſtirne, welche der Wechſel der Witterung ſo oft ihren Augen entzog, ſich nicht weit von den Küſten entfernen durften. Man kann weder den Erfinder, noch die Zeit der Erfindung des Compaſſes genau beſtimmen. Einige nehmen als ſolchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreiche Neapel, zu Anfang des 14. Jahrh., aber man hat Beweiſe, daß die Eigenſchaft der Magnetnadel, nach Norden zu weiſen, bereits früher in Europa bekannt war, u. die Seefahrer aus Süd-Frankreich bereits zu Anfang des 13. Jahrh. den Compaß gebraucht, der wahrſcheinlich durch die Araber nach Europa kam. Den Engländern verdankt man die ſchwebende Lage des Seecompaſſes, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windroſe. Die erſten Miſſionäre trafen die Magnetnadel ſchon bei ihrer Ankunft in China an. Das weſentliche Stück des Compaſſes iſt die, auf einem Stifte freiſchwebende Magnetnadel. Dieſe beſitzt die Eigenſchaft des Magnets, mit welchem ſie beſtrichen iſt, ſich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der Name Bouſſole iſt holländiſchen Urſprungs, und bedeutet ein Büchschen. Man nennt ſo beſonders das in der praktiſchen Geometrie gebräuchliche, mit einer Magnetnadel und einem Diopter-Lineal verſehene, allgemein bekannte Meßinſtrument. Iſt der Compaß beſonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, ſo heißt er Seecompaß und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Die Magnetnadel iſt ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und gewöhnlich $\frac{1}{4}$ Zoll Breite und $\frac{1}{16}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden ſo abgeſtumpft, daß beide Enden in einen ſtumpfen Winkel zulaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und ſetzt an dem Umkreiſe der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verſchloſſen iſt. Die Nadel wird hierauf zwiſchen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die ſogenannte Wind- oder Schiffroſe ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Punkte Norden genau übereinſtimmen. Der Rand der Roſe wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffes verurſachte Schwingung der Nadel zu verhindern, ſetzt man

an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerſtand, den ſie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigen Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuſe eingeſetzt, welches ſich mittelſt zweier daran befeſtigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 60 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft iſt, ebenfalls zwei Zapfen, mit welchen er ſich in einem großen, unterwärts liegenden Halbkreiſe gleichfalls ganz frei bewegt. Dieſer ruht unten auf einem Fuße, um welchen ſich das ganze Inſtrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuſes wird die Windroſe nicht mit umgedreht, weil ſie an der Nadel befeſtigt iſt, und dieſe ſie, vermöge ihrer Polarität (beſtändiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem ſchwebenden Ringe bewirkt, daß ſie ſich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Lage erhält. Der Fuß wird an den Boden befeſtigt und das Gefäß oben mit einer Glasſcheibe verſehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfodert viele Kenntniſſe, die einem geſchickten Steuermanne unentbehrlich ſind. Es kommt dabei auch beſonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht. (S. Magnetnadel.)

Competenz eines Gerichts oder Richters iſt die Befugniß deſſelben, eine Perſon oder Sache vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehn. Wo dieſe Befugniß nicht Statt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird. — Auch verſteht man zuweilen unter Competenz die jährlichen Geldſummen, welche nachgeborne Prinzen aus den Einkünften des Landes, oder nachgeborne Söhne adelicher Perſonen aus dem Ertrage der Lehngüter ihrer Familien erhalten. (S. auch Appanagen.) — Competenz-Recht nennt man die Gerechtſame adelicher und anderer ſchriftſäſſiger Perſonen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch ſo viel übrig gelaſſen werden muß, um, wenn auch eingeſchränkt, ihrem Stande gemäß leben zu können.

Compoſition iſt in der Muſik die Kunſt, vermittelſt der Regeln des reinen Satzes oder der Wiſſenſchaft alles deſſen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonſtücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunſt auf dieſe Art obliegen, und ſie nach dieſem Maßſtabe behandeln, im eigentlichen Verſtande Componiſten und Tonſetzer. Denn es kann jeder, wie in allen Künſten, ſo auch hier, mit geſundem Menſchenverſtande und anhaltendem Fleiße einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann ſich gründliche Einſichten in die Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Muſik und deren Urſachen die richtigſten Urtheile fällen, und in jeder Partitur die kleinſten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth muſikaliſche Aufſätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die ſtrengſte Kritik nichts anhaben kann; allein alle dieſe eleganten Fähigkeiten gewähren nur Anſprüche auf den Titel eines einſichtsvollen Harmoniſten. — Wenn man in der Compoſition nicht Mittel mit Zweck verwechſelt, ſo hat das Gebiet derſelben einen ſehr weiten Umfang. Um daſſelbe mit feſtem Fuß betreten zu können, bedarf man der Kenntniß alles deſſen, was zum reinen Satze gehört: die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons

und doppelten Contrapunkts. Mit dieſen wiſſenſchaftlichen und zur Compoſition nothwendigen theoretiſchen Fächern, welche die Kunſt, ſich harmoniſch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zweckes der Compoſition ſehr wenig enthalten, iſt zwar ſehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gethan. Die hier noch einſchlagenden, wiſſenſchaftlichen Theile müſſen aus ſehr entlegenen Gebieten zuſammengetragen werden. So iſt z. B. für die Compoſition des Geſanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, Richtigkeit der Begriffe von Accent, Declamation u. ſ. w. In Beziehung auf Inſtrumentalmuſik: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Inſtruments, von dem man Gebrauch machen will, deſſen Temperatur-Umfang von Tönen, Verhältniſſe ſeiner Tonarten gegen die übrigen u. ſ. w. So kräftig nun dieſe Kenntniſſe und Hülfsmittel in Vereinigung mit jenen wirken können: ſo ertheilen ſie doch einem Tonſtücke immer noch nicht Seele und Charakter. Dieſe werden nur durch die unmittelbare Beihülfe der Natur erreicht, und dieſe beſteht hauptſächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geſchmeidigkeit des Charakters, ſich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit verſetzen zu können. Um dieſes letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derſelben fähig zu ſein, müſſen dieſe Affecte ſchon in der Seele des Componiſten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden ſein; und will man dieſes wiederum annehmen, ſo ſetzt es eine, ſchon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertrautheit mit mannichfaltigen Situationen aus der ſittlichen Welt voraus. (S. auch Malerei.)

Compreſſibilität. Dieſes Wort drückt ſehr bequem diejenige Eigenſchaft der Körper aus, vermöge welcher ſie ſich durch hinlängliche Kraft zuſammendrücken, d. i. bei unverringerter Maſſe in einen engen Raum bringen laſſen. Dies kann nur geſchehen, wenn die Beſtandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zuſtande einander nicht ſo nahe ſind, als ſie ſein können. Da nun alle Körper Zwiſchenräume haben, in welche fremde Materien eindringen können; ſo iſt wahrſcheinlich, daß alle Körper compreſſibel ſind, obgleich einige, namentlich die tropfbarflüſſigen, der Compreſſion einen faſt unüberwindlichen Widerſtand entgegen ſetzen. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elaſtiſch, diejenigen, bei denen dies nicht der Fall iſt, weich. Compreſſionsmaſchine nennt man die Vorrichtung, durch welche elaſtiſche, flüſſige Materien zuſammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen iſt z. B. eine, mit Hähnen verſehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter feſt verſchloſſenen Gefäßen verdichten kann. Es gibt aber auch einige Maſchinen zu Compreſſion tropfbarer Flüſſigkeiten, z. B. des Waſſers, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Dieſe beſteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll $5\frac{1}{12}$ Linien hoch iſt, und 8 Zoll $7\frac{1}{2}$ Linie im Durchmeſſer hält. Die Dicke ſeiner Wände beträgt 1 Zoll $2\frac{1}{2}$ Linie. Dieſer Cylinder wird mit Waſſer gefüllt und ein eiſerner, mit Leder umlegter und genau paſſender Stämpel hineingetrieben. Zu dieſem Hineintreiben bediente man ſich zuerſt einer Schraube, aber hernach wurde, zur beſſern Beſtimmung der Kraft, ein Hebel vorgeſchlagen, der den Stämpel niederdrückt. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch ſeinen Abſtand von einer am Cylinder befeſtigten Querleiſte, wie weit

der Stämpel hinein=, und bei nachlaſſender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromiß heißt die Uebereinkunft ſtreitender Perſonen, daß ſie ſich mit dem Ausſpruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen laſſen; dann dieſer Ausſpruch ſelbſt. In der Handlung, beſonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten dieſe nicht gerichtlich, ſondern durch ein Compromiß entſchieden werden ſollen (ſ. auch Geuſen).

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B., und convex ihre erhobne Seite. Beſtimmter ausgedrückt: denkt man ſich durch einen gewiſſen Punkt einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine ſolche, welche die krumme Fläche in keinem andern Punkte ſchneidet, ſondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, ſo iſt die, von dieſer Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihr zugewendete hingegen convex. Auf der Geſtalt ſolcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Geſetze der Reflexion der Lichtſtrahlen beruhen nun die Erſcheinungen der hohlen oder Brennſpiegel, und erhobnen Spiegel, ſo wie der unter dem Namen Linſen und Lupen bekannten Gläſer. Weil nämlich die Lichtſtrahlen von einer Fläche immer unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen: ſo folgt daraus durch eine einfache geometriſche Betrachtung, daß, während ebene Spiegel in Folge dieſes Geſetzes der Reflexion der Lichtſtrahlen, ein vollkommen gleiches Bild des abgeſpiegelten Gegenſtandes hervorbringen, welches ſo weit hinter der Spiegelfläche entfernt erſcheint, als es der Gegenſtand ſelbſt vorwärts derſelben iſt, die auf einen hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion ſich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einen einzigen geometriſchen Punkt, den Brennpunkt oder Focus, und bei andern gekrümmten Flächen, wie bei ſphäriſchen oder elliptiſchen Spiegeln, mehr oder weniger in einem ſolchen Punkt ſich vereinigen), dieſelben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhobenen Spiegel ſich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenſtände in dem Hohlſpiegel vergrößert, in dem erhobnen Spiegel verkleinert erſcheinen, ſo wie auch daraus die übrigen Erſcheinungen dieſer Spiegel ſowohl, wie der cylindriſchen und koniſchen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die ſogenannten katoptriſchen Anamorphoſen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Geſetz der Lichtſtrahlen, daß dieſelben nach dem Uebergange aus Luft in Glas einen kleinern Winkel mit einer, auf dem Brechungspunkte ſenkrecht auf die Ebene gezognen Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Uebergange aus Glas in Luft hingegen dieſer Brechungswinkel größer iſt, als vor der Brechung (vergl. d. Art. Optik), folgt nach einfachen geometriſchen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieſelben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes Glas convergiren, und faſt in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glaſe entfernt iſt, zuſammenkommen, daher dieſe Gläſer auch Brenngläſer heißen, und daß ferner die, durch ein concaves Glas gebrochnen Strahlen, wenn ſie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens ſind bloß ſolche Gläſer gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugel=

fläche begrenzt, d. i. Kugelſegmente ſind, und je mehr convex oder concav ein Glas dann iſt, deſto kleiner, je weniger es aber ſolches iſt, deſto größer iſt der Halbmeſſer ſeiner Kugelfläche, und offenbar läßt ſich aus dem gegebnen Halbmeſſer durch geometriſche Beobachtungen die Brennweite des Glaſes beſtimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite convex oder concav iſt, kann es auf der andern entweder eben, convex oder concav ſein; mithin gibt es drei Arten von erhobnen Gläſern, convexconvexe, planconvexe und concavconvexe oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer iſt, als der der convexen, ſo wie auch drei Arten von Hohlgläſern, concavconcave, planconcave, convexconcave, wo der Radius der convexen Seite größer iſt der, als der der concaven. Die Wirkung der convexen und concaven Gläſer iſt offenbar deſto größer, je größer die Convexität oder Concavität iſt; auch wird unter gleichen Umſtänden von den convexen Gläſern das convexconvex am meiſten, das concavconvexe am wenigſten die Lichtſtrahlen ſammeln, und von den concaven Gläſern das concavconcave am meiſten, das convexconcave am wenigſten die Lichtſtrahlen zerſtreuen. Uebrigens iſt klar, daß ein convexconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmeſſer haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Str...en völlig eben ſo bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die convexen Gläſer die Strahlen ſammeln, folgt nun auch, daß ſie vergrößern, weil wir durch ſie, wegen der frühern Convergenz der Strahlen Gegenſtände unter einem größern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen, und ſie daher für größer halten müſſen; weil hingegen concave Gläſer die Strahlen zerſtreuen: ſo müſſen wir, wegen der ſpätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenſtände durch ſie unter einem kleinern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen und ſie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsgläſer als Brillen für Weitſichtige und der Zerſtreungsgläſer als Ferngläſer für Kurzſichtige, ſo wie die Anwendung der erſtern zu Mikroſkopen und Fernröhren, über welches Alles die Optik einen nähern Aufſchluß zu geben hat. (Vergl. die Art. Brennglas und Linſenglas.) L.

Concert. 1) diejenige Art von Tonſtücken, die abſichtlich ſo eingerichtet ſind, daß ein Tonkünſtler durch Ausführung der Hauptſtimme auf dem Inſtrumente, für welches ſie geſetzt iſt, ſeine Geſchicklichkeit beweiſen kann. So wie die Inſtrumentalmuſik urſprünglich Nachahmung des Geſanges iſt, ſo iſt insbeſondre das Concert eine Nachahmung des Sologeſanges mit vollſtimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher ſollte auch, genau genommen, der erſte Zweck eines jeden Concerts ſein, dieſe oder jene Empfindung einer einzelnen Perſon, nach der von dem Tonſetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Iſt die Hauptſtimme einem einzelnen Inſtrumente zugetheilt, ſo heißt das Concert: Concerto di Camera; iſt ſie unter zwei zugleich concertirende Inſtrumente getheilt, ſo heißt es Doppelconcert; laſſen ſich endlich zwiſchen den Sätzen des vollen Orcheſters mehrere Inſtrumente, bald wechſelweis, bald vereint hören, ſo heißt ein ſolches Concert eine concertirende Sinfonie (ſonſt Concerto grosso). 2) Eine vollſtimmige Muſik, die entweder ein Fürſt zu ſeiner und ſeines Hofes Unterhaltung von ſeiner Hofkapelle aufführen läßt, oder die man öffentlich veranſtaltet, und die von einer Tonkünſtler- oder Liebhaber-Geſellſchaft aufgeführt wird. Ueber die Beſetzung vergl. den Art. Capelle. — Concert ſpirituel war ein, zu Paris eingerichtetes

Concert, das zur Abſicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geſchloſſen waren, den Freunden der Tonkunſt, durch Aufführung anderer als Opernmuſiken, Unterhaltung zu verſchaffen. Die erſte Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anne Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Tonſetzers; es beſtand unter verſchiednen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conſervatoires verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Inſtrumentalſtimmen, welche die Melodie mit der vorhandnen Hauptſtimme wechſelsweiſe vortragen, oder ſich zwiſchen den Sätzen der Hauptſtimme mit ausgeführten Soloſätzen hören laſſen.

Conceſſion, eigentlich das Zugeſtehen einer Sache, die Erlaubniß; insbeſondre die, einem Handwerker vom Staate zugeſtandne Begünſtigung, auf eigne Rechnung ſein Handwerk zu betreiben. Bei dem Haſſe gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfaſſung ſo viel Schädliches, daß man ſie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Conceſſionen beſchränkte. Die Conceſſionen werden, im Gegenſatze mit Gerechtigkeiten, deren Zahl in einer Gemeinde beſtimmt iſt, und die als jus reale auch vererbt und veräußert werden können, nur als perſönliche Begünſtigungen ertheilt; der damit Begünſtigte kann ſie nicht veräußern und darf auch, zum Unterſchiede von den Meiſtern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

Concetti ſind, nach der Uebereinkunft der italieniſchen und franzöſiſchen Kunſtrichter, glänzende aber eigentlich ſchielende Urtheile und zugeſpitzte, weit hergeholte Wortſpiele und Tiraden, die beſonders durch den italieniſchen Dichter Marino in böſen Ruf gekommen ſind. Der Geſchmack daran war eigentlich eine Entwickelungskrankheit aller Literaturen. Spanier u. Engländer haben lange an ihr gelitten. Marino, der ſie in Italien einheimiſch machte, hatte ſie in Frankreich ſich zugezogen, wo ein Dichter einſt den Wind des Aeolus Landreiter, die Sonne die Fürſtin der Kerzen ꝛc. genannt hatte, und Deutſchland hat Lohenſtein gehabt und hat noch manchen, der vor aller Augen an ihr leidet.

Conchilien ſind die Gehäuſe oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. (S. den Art.)

Concilium iſt ein lateiniſches Wort, welches Verſammlung bedeutet, vorzugsweiſe aber von den Kirchenverſammlungen, welche man auch mit einem, aus dem Griechiſchen entlehnten Worte, Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon ſeit dem 2. Jahrh. wurden particuläre, d. h. ſolche Kirchenverſammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathſchlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Zucht, und die verſammelten Biſchöfe und Aelteſten machten ſich gegen einander verbindlich, die Beſchlüſſe der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden dieſe Verſammlungen in der Hauptſtadt der Provinz (Metropolis) gehalten, und die Biſchöfe dieſer Stadt, welche ſeit dem 3. Jahrh. den Titel: Metropoliten, führten, pflegten die Verhandlungen dieſer Berathſchlagungen zu leiten. Dieſe Concilien hatten keine andre geſetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechſelſeitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Chriſtenthum ſeit dem Anfange des 4. Jahrh. herrſchende Religion im römiſchen Reiche geworden war, riefen die Kaiſer Kirchenverſammlungen zuſammen, welche, weil alle Biſchöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumeniſche, d. h. allge-

meine Kirchenverſammlungen hießen. Unter dieſen allgemeinen Kirchenverſammlungen ſind folgende die merkwürdigſten: erſtlich das, 325 unter Conſtantin dem Großen zu Nicäa (ſ. den. Art.) in Bithynien gehaltne Concilium, auf welchem Arius für einen Ketzer erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes feſtgeſetzt ward; zweitens das, 381 zu Konſtantinopel gehaltne Concilium, wo man die Lehre von dem heil. Geiſt beſtimmte; drittens das Concilium zu Epheſus (431) und das von Chalcedon (451), auf welchen beiden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur in Chriſto ſeine nähern Beſtimmungen erhielt. Seit dem 4. Jahrh. kam die Meinung auf, daß die Kirchenverſammlungen unter einer beſondern Leitung des göttlichen Geiſtes ſtänden, und daher das große Anſehn, welches ihre Beſchlüſſe erlangten. So wie die römiſchen Kaiſer, ſo übten auch anfangs die deutſchen Könige das Recht aus, Synoden zu verſammeln, namentlich Carl der Große, unter deſſen Regierung die von ihm zuſammenberufene Geiſtlichkeit des fränkiſchen Reichs (749) eine merkwürdige Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche ſich gegen den, unter den Griechen eingeführten Bilderdienſt erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpſte das Recht, Synoden zuſammen zu berufen, die jedoch, weil die abendländiſche Kirche ſich bald von der griechiſchen Kirche trennte, nicht als allgemeine Kirchenverſammlungen betrachtet werden können, und unter denen theils die, unter Urban II. zu Clermont (1096) gehaltne, wo der erſte Kreuzzug beſchloſſen ward, theils einige ſpätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigſten ſind. Als zu Ende des 14. Jahrh. das ſogenannte große Schisma (Spaltung) entſtanden war, indem erſt zwei, dann drei Päpſte auf den heil. Stuhl Anſpruch machten, kam 1409 das Concilium zu Piſa zu Stande, welches den Grundſatz behauptete, daß der Papſt unter dem allgemeinen Concilio ſtehe, und die ſchismatiſchen Päpſte richtete. Und als das piſaniſche Concilium auf eine, ſeiner unwürdige Weiſe erloſchen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward 1414 die koſtnitzer Synode, die feierlichſte und größte aller Kirchenverſammlungen, gehalten, welche den Grundſatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papſt ſei, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß (1415), und ſeines Freundes, Hieronymus von Prag (1416) merkwürdig geworden iſt (ſ. den Art. Koſtnitz). Auch die zu Baſel (1431) gehaltne Synode erneuerte jenen Grundſatz, und es iſt dieſe Kirchenverſammlung beſonders darum wichtig, weil ſie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfaſſung und in der Zucht bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbeſſerung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsſtreitigkeiten beilegen ſollte; die Proteſtanten verlangten mehr als einmal ein ſolches Concilium; auch der Kaiſer und die der alten Lehre getreu gebliebnen Stände wünſchten es und hielten es für das beſte Mittel, den Frieden in der Kirche wieder herzuſtellen. Die Päpſte aber, eingedenk der zu Piſa, Koſtnitz und Baſel geflognen, ihnen ſo nachtheiligen Verhandlungen, ſuchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papſt dem Andringen des Kaiſers und der Stände nicht länger wiederſtehen, und er ſchrieb daher ein Concilium nach Trident (ſ. den Art.) aus, welches auch 1545 ſeinen Anfang nahm und es ſich zum vorzüglichſten Geſchäft machte, das Eigenthümliche des katholiſchen Lehrbegriffs gegen die

Proteſtanten zu befeſtigen. Seit dem tridentiniſchen Concilio iſt keine Kirchenverſammlung, an welcher alle der katholiſchen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, beſonders in Frankreich, Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen ſind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber doch Particulärſynoden gehalten worden, unter denen beſonders die dortrechter (1618), zu bemerken iſt, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvin's über die Gnadenwahl im Gegenſatze gegen die Arminianer beſtätigte.

Conclave (wörtlich Gemach), wird hauptſächlich theils von dem Orte gebraucht, wo ſich die Kardinäle zur Wahl des Papſtes verſammeln, theils von der Verſammlung der wählenden Kardinäle ſelbſt. Der Papſt Gregor X., deſſen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, ſchrieb auf der 1274 zu Lion gehaltnen Kirchenverſammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papſt, ward feſtgeſetzt, in einer Stadt, wo er ſich mit ſeinem Hofe aufhielt, ſterben würde, ſo ſollten die dort anweſenden Kardinäle nicht verbunden ſein, zehn Tage lang auf ihre abweſenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieſer zehn Tage ſollten ſich die gegenwärtigen in dem Palaſte, in welchem der Papſt geſtorben, verſammeln; hier ſollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwiſchenwand oder Vorhang bewohnen, welches, bis auf einen Eingang in's Innere, auf allen Seiten verſchloſſen ſein ſollte, damit niemand mit den Kardinälen heimlich reden könne, und ſie ſelbſt ſollten auch niemand vor ſich laſſen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wohlgeſchäfts gerufen würde. Auch ſollte es niemanden erlaubt ſein, ihnen einen Boten zu ſchicken, oder zu ſchreiben. Doch ſollte in dem gedachten Gemache ein Fenſter offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speiſen gebracht würden. Hätten ſie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papſt gewählt, ſo ſollten ſie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch dieſe Zeit abgelaufen wäre, ohne daß ſie einen Papſt gewählt hätten, ſo ſollten ſie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter, als Brot, Wein und Waſſer erhalten. Dieſe Verordnung Gregors X. iſt zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Weſentlichen bis auf die neueſten Zeiten beobachtet worden. Da die meiſten Päpſte in Rom ſtarben, ſo ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticaniſchen Palaſt gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Galerien des Vaticans ſo viele kleine Zellen, als Kardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein ſchmaler Raum von einander ſchied. Dahin begaben ſich die Kardinäle zu zwei und zwei am Tage nach dem Begräbniſſe des Papſtes, oder an dem zehnten Tage nach ſeinem Tode, nachdem ſie eine Meſſe, die man Missam spiritus sancti nannte, gehört hatten, und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papſt Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom geſtorben war, von den zu Venedig verſammelten Kardinälen gehalten.

Concomitanz, ſ. Abendmahl.

Concordanz iſt ein ſolches Buch, in welchem alle, in der heiligen Schrift vorkommenden Worte in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, geſetzt ſind. Es gibt Real- und Verbalconcordanzen, und bei beiden

können entweder der griechiſche oder hebräiſche Text, oder eine allgemein geltende Ueberſetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieſer Art ſind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelſtellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung iſt, theils dem Prediger, welcher durch ſie in den Stand geſetzt wird, die von einem Gegenſtande handelnden Stellen der Schrift leicht zu überſehen, und die Ausſprüche der heiligen Schriftſteller, derer er ſich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erſte Werk dieſer Art hat im 13. Jahrh. Hugo de Sancto Caro verfaßt, welcher dabei die allgemein geltende lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte.

Concordat iſt ein, zwiſchen dem römiſchen Biſchofe, als Oberhaupt der Kirche, und einer Regierung zu der Feſtſtellung kirchlicher Verhältniſſe geſchloſſener Vertrag. Verträge, welche der Papſt als weltlicher Herr über politiſche Angelegenheiten mit andern Fürſten ſchließt, werden nicht Concordate genannt. Eines der berühmteſten Concordate aus der frühern Zeit iſt das wormſer oder calixtiniſche, welches 1122 zwiſchen Papſt Clemens II. und Kaiſer Heinrich V. zu der Beilegung des langwierigen Inveſtiturſtreites geſchloſſen, und ſeitdem als ein Grundgeſetz des deutſchen kirchlichen Staatsrechts betrachtet worden iſt. Die meiſten Concordate ſind den Päpſten durch die Völker oder die Regierungen abgedrungen worden. Das geſchah ſchon im 15. Jahrh. Denn da das koſtnitzer Concilium auf eine Reformation des päpſtlichen Hofes drang, ſah der damalige Papſt, Martin V. ſich genöthigt, 1418 mit der deutſchen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuſchließen. Doch iſt es den Päpſten auch noch im 15. und 16. Jahrh. gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aſchaffenburger Concordaten (richtiger werden ſie die wiener genannt), welche, nachdem ſie Nicolaus V. bloß mit dem Kaiſer Friedrich III., ohne Vorwiſſen der Reichsſtände, 1448 abgeſchloſſen hatte, doch bald darnach von den Reichsſtänden angenommen wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich, Franz I., 1516 ſchloß, war der Vortheil auf der Seite des römiſchen Stuhls. In den letztern Zeiten aber, beſonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., wo der heil. Stuhl im ſteten Kampfe mit dem Zeitgeiſte erſcheint, wurden den Päpſten von den meiſten Regierungen Corcordate abgedrungen, in denen jene wichtige Rechte aufopferten. Sie konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr beſtehen, und mußten zufrieden ſein, wenn ſie nur mit Anſtand verloren. Buonaparte, als erſter Conſul der damaligen franzöſiſchen Republik, ſchloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papſte, Pius VII., das Concordat für Frankreich ab, welches im April 1802 feierlich vollſtreckt ward, die durch die Revolution entſtandne kirchliche Verwirrung in Frankreich endigte und die Grundlage der jetzt beſtehenden kirchlichen Verfaſſung dieſes Landes ward. Freilich weniger zum Vortheile der Religion, als des Regenten, der ſich die Ernennung der Geiſtlichen und andre weſentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatscaſſen, die, nachdem ſie während der Revolution das geſammte Kirchengut als Nationaldomäne an ſich geriſſen hatten, durch die Herabſetzung der im alten Frankreich ſonſt viel größern Anzahl der Metropolitan- und Biſchofs-Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Erſparniſſen berechtigt wurden, ja auch des Papſtes ſelbſt, der, ob-

ſchon auf die Wiederherſtellung der geiſtlichen Orden und ſeinen unmitttlbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leiſtend, ſich doch das Recht der kanoniſchen Einſetzung der Biſchöfe und die damit verbundenen Einkünfte ſicherte. Die Religion litt dabei wenigſtens inſofern, als die meiſten Sprengel nun zu groß waren, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schickſal, der ohnehin übelbedachten niedern Geiſtlichkeit, welche die Seele der Kirche iſt, ganz der Willkür des Regenten überlaſſen blieb. Neue Verwirrung entſtand, da der Papſt politiſche Anſichten gegen Napoleon durch Verweigerung der kanoniſchen Beſtätigung einiger Biſchöfe zu erreichen ſuchte. Das erfolgloſe Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon (25. Jan. 1813) zu Fontainebleau mit dem Papſte ſich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu ſchlichten, nur eine leere Vorſpiegelung war, kam ſehr bald an den Tag. Daher ſchloß Ludwig XVIII. mit Pius VII. (11. Juni 1817) zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das, den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche ſo nachtheilige Concordat von 1516 wieder in Kraft geſetzt, das Concordat von 1801, nebſt den damit verbundnen organiſchen Artikeln von 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Ausſtattungen für 42, nebſt ihren Kapiteln und Seminarien, neu zu errichtende Metropolitan= und Biſchofs=Sitze der Nation eine jetzt unerſchwingliche Abgabe aufgelegt, und ſonſt in den unbeſtimmten Ausdrücken des 10. Art., der von Maßregeln gegen eingeriſſene Hinderniſſe des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Geſetze redet, der Unduldſamkeit des päpſtlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte dieſe Erneuerung alter Mißbräuche, dieſe Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geiſtlicher Generalſtäbe auf Koſten des Volks nur dem ultraroyaliſtiſchen Adel, der darin Mittel zur Verſorgung ſeiner Söhne mit Pfründen ſah; die Nation nahm das Concordat mit einer faſt allgemeinen Mißbilligung auf; die gewichtvollſten Stimmen erhoben ſich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane. Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux troi concordats. Paris, 1818. 5me edit. De Pradt: les quatre concordats. Paris 1818, 3 vol.) und die Miniſter ſahen ſich genöthigt, den Geſetzvorſchlag, der es in die Kammern bringen ſollte, zurückzunehmen. Indeß hat es jetzt den Anſchein, daß das abgeſchloſſene blacas'ſche Concordat bald eingeführt werden dürfte. Glücklicher war der Papſt bei dem am 16. Februar 1818 zu Terracina mit Neapel abgeſchloſſenen Concordate, worin er die ausſchließliche Herrſchaft des Katholicismus in dieſem Reiche, die Unabhängigkeit der geiſtlichen Lehranſtalten von der weltlichen Regierung, die freie Verfügung über 12,000 Ducati Pfründen in Neapel zu Gunſten römiſcher Unterthanen, die Rückkehr der Einkünfte von den erledigten Stellen an die Kirche, die unbeſchränkte Freiheit der Appellationen an ſeinen Stuhl, die Beſeitigung der ſonſt nöthigen königlichen Genehmigung zu den biſchöflichen Hirtenbriefen, die Cenſur und Herrſchaft über die Literatur durch Bücherverbote und die Zulaſſung von Novizen in den beſtehenden oder neu zu errichtenden Klöſtern, nebſt der Beſtätigung andrer wichtiger Rechte auf die erſten Stellen in den Kapiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller Kanonikate und einfachen Pfründen, der Conſiſtorialabteien und der in curia erledigten Pfarreien; der König aber die Ernennung zu

allen Bisthümern, die Beſteuerung der Geiſtlichkeit, die Verminderung der Bisthümer und der vor Murat beſtandnen Klöſter und das Verbleiben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen Beſitzer gewann. Das Concordat wurde ſogleich in Vollzug geſetzt, jedoch unbeſchadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere iſt. Im Concordat mit Baiern vom 5. Juni 1817 werden für die 2,400,000 Katholiken in Baiern zwei Erzbisthümer: München (mit den Bisthümern Augsburg, Paſſau und Regensburg) und Bamberg (mit den Bisthümern Würzburg, Eichſtädt und Speier) und Seminarien errichtet und anſtändig mit liegenden Gründen ausgeſteuert, die Ernennungen dem Könige unter Vorbehalt der päpſtlichen Beſtätigung gegen verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlaſſen, die Gränzen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freiſtellung der Zuflucht in rein geiſtlichen Sachen nach Rom, ſehr genau beſtimmt, neue Klöſter verheißen und andre, dem Katholicismus zuträgliche Verfügungen getroffen. Dieſes Concordat ward zugleich mit der neuen Verfaſſungsurkunde im Mai 1818 öffentlich bekannt gemacht, wobei alle Beſorgniſſe wegen des kirchlichen Zuſtandes der Proteſtanten in Baiern gehoben wurden. Oeſterreich unterhandelt noch mit dem Papſte, der auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden geſtellt hat. Ueber das zwiſchen Preußen und dem Papſt abgeſchloſſenen Concordat ſehe man den Art. deutſche Kirche in der neuen Folge dieſes Werkes. Die übrigen deutſchen Fürſten haben, nach Vereitelung ihrer frühern Unterhandlungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinſchaftlichen Concordate gefaßt, und die Vorarbeitungen ihrer Bevollmächtigten in dieſer Sache zu Frankfurt wurden ſchon 1818 beendiget. Vergl. den angef. Art.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom mehrere Tempel erbaut, und jährlich wurde ihr ein Feſt am 16. Januar gefeiert. S. Mythologie (griechiſche).

Concordien-Formel (Formula concordiae), wird eines der wichtigſten ſymboliſchen Bücher der proteſtantiſchen Kirche genannt, welches auf Veranſtaltung des Kurfürſten Auguſts von Sachſen von mehrern der angeſehenſten Theologen entworfen wurde. Längſt ſchon hatte Kurfürſt Auguſt Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Lehren des Calvin, und als er hierin bei der veranſtalteten Kirchenviſitation noch mehr beſtärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumſtößlich befeſtigen ſollte) für's beſte, um den Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenberg berufen und bei der, hierauf zu Torgau veranſtalteten Verſammlung wurde das Nähere unterſucht und ausgemacht, und zuletzt in der Verſammlung in Kloſter-Bergen, 1577, vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterſchrift von mehrern Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Reichsſtädten ꝛc. erfolgte, und dieſelbe 1580 gedruckt wurde. Dem Kurfürſten ſoll dieſe Angelegenheit 80,000 Thaler gekoſtet haben, (vergl. Symboliſche Bücher).

Concret, ein logiſches Kunſtwort. Stellt man ſich gewiſſe Eigenſchaften als eben an einem Gegenſtande befindlich vor, ſo betrachtet man ſie, nach der Sprache der Philoſophie, in concreto; denkt man ſie aber abgeſondert im Verſtande, und nicht als an einem Gegenſtande befindlich, ſo betrachtet man ſie in abstracto; z. B. ein

gerechter Menſch iſt eine concrete Vorſtellung, die Gerechtigkeit aber iſt ein abſtracter Begriff. Es ſind alſo concret die Anſchauungen individueller Gegenſtände, oder doch ſolcher allgemeinen Begriffe, die zunächſt an das Individuelle gränzen.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beiſchläferin. Daß eine ſolche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt ſei, iſt eben ſo einleuchtend, als daß es dem Staate frei ſtehe, ſie durch beſondre Geſetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt, noch ſchimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Beſtimmung, daß es ſich auf eine einzelne Beiſchläferin beſchränke, und daß nur Weibsperſonen von niedriger Herkunft, als Freigelaſſene, Schauſpielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt wurden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, ſondern hießen natürlich. Mit Einführung des Chriſtenthums hörte das Concubinat auf, und ſchon Conſtantin der Große gab Geſetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat ſelbſt verheiratheten Männern erlaubt; auch war die Zahl der Beiſchläferinnen nicht beſchränkt. Das neue franzöſiſche Geſetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beiſchläferin nicht in dem Hauſe halten, das er mit ſeiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich ein Zuſammenlauf, uneigentlich das Zuſammentreten der Gläubiger, um ſich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältniſſe ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieſer Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner mehr ſchuldig iſt, als er beſitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, ſich mit ihren Schuldfoderungen zu melden. Concursmaſſe iſt das vorhandne, geſammte Vermögen des Schuldners, worein ſich die Gläubiger theilen ſollen. Concursprozeß iſt das, in ſolchen Fällen übliche rechtliche Verfahren, (vergl. Falliment).

Concuſſion, Gelderpreſſung, Plackerei, crimen concussionis, da Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Perſon einen Geringern durch falſche Beſchuldigung eines Verbrechens, durch angedrohte Beſtrafung oder andre Gewaltthätigkeiten in Furcht ſetzt, oder die Juſtiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpreſſen.

Condamine (Charles Marie de la), berühmter Naturforſcher, war zu Paris 1701 geboren und ſtarb daſelbſt 1774. Mit einem feurigen Geiſte und einem kraftvollen Körper ergab ſich La Condamine in ſeiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entſagte er demſelben, ſo wie der ſchon betretnen militäriſchen Laufbahn, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Er trat in die Akademie als Adjoint-Chimiſte. Seine Wißbegierde bewog ihn, ſich mit mehrern Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, ohne daß er in eine beſonders tief eingedrungen wäre. Er unternahm verſchiedne Reiſen, die ihn mit Kenntniſſen bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländiſchen Meere die Küſten von Aſien und Afrika beſucht hatte, wurde er 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermeſſung die Geſtalt der Erde zu beſtimmen, deren Abplattung gegen die Pole hindurch, außer Zweifel geſetzt wurde, (ſ. Geſtalt der Erde). Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge ſchwere Körper anziehen und ihnen eine andre Richtung geben, als ſie nach dem einfachen

Geſetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskelyne und Cavendiſh beſtätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika ſeine Arbeiten, unter Beſiegung von tauſend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte, kehrte er nach einer achtjährigen Abweſenheit in ſein Vaterland zurück, und begab ſich bald darauf nach Rom, wo Benedikt XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm die erbetne Diſpenſation gab, um ſich mit einer ſeiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren, noch durch Abſcheu und Entſetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens miſchte er ſich, um keinen Umſtand dieſer ſchrecklichen Todesart unbeachtet zu laſſen, unter die dabei beſchäftigten Henker. Man wollte ihn zurückweiſen, aber der oberſte derſelben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c'est un amateur. Seine Hauptwerke ſind ſeine Reiſebeſchreibung und ſeine Schrift über die Geſtalt der Erde und über die berühmte Vermeſſung dreier Grade des Meridians, die er mit Bouguer und Andern vom J. 1735 ab, in den Aequatorialgegenden ausführte, um den Streit über die wahre Geſtalt der Erde ſchlichten zu helfen. Außerdem hat er mehrere Abhandlungen über die Pockenimpfung geſchrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherren des 17. Jahrh., beſaß bei einem vortheilhaften Aeußern etwas, das jeden unwillkürlich an ihn zog. So lange ſein Vater lebte, führte er den Titel Herzog von Enghien; er verewigte dieſen Namen durch die Schlacht bei Rocroi, in welcher er, erſt 22 Jahre alt, die Spanier ſchlug (1643). Nachdem er den Abend zuvor alles für die Schlacht angeordnet hatte, ſchlief er ſo feſt ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er ſich als Sieger; er war ſo glücklich, eine Niederlage des Marſchalls Turenne wieder gut machen; er belagerte (1646) im Angeſichte der ſpaniſchen Armee Dünkirchen und brachte dieſen Platz zuerſt an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als gegen Frankreichs auswärtige Feinde, war er bei Stillung des bürgerlichen Krieges, den Mazarin veranlaßt hatte, welcher nachher genöthigt war, ſich ſelbſt an Condé zu wenden. Eiferſüchtig auf den Ruhm des Prinzen und ſeinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin ſeinen Befreier im J. 1650 als Gefangnen nach Vincennes bringen, und gab ihm erſt nach einem Jahre ſeine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien und focht mit ſolchem Glücke wider ſein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte ſich der benachbarten Plätze, indeß ſich Turenne der Hauptſtadt näherte, um dieſe zu decken. Beide Feldherren ſchlugen ſich (2. Juli 1652) bei der Vorſtadt St. Antoine ſo tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geſchloſſen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, ſondern ſich in die Niederlande begab. Der pyrenäiſche Friede 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in ſeine Wiedervereinigung zu willigen. Nach Turenne's Tode, 1675, befehligte er noch eine Zeitlang das franzöſiſche Heer in Deutſchland und in den Niederlanden. Das Podagra nöthigte ihn endlich, ſich auf ſein ſchönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er ſich den Wiſſen-

ſchaften widmete. Hier beſuchten ihn Corneille, Boſſuet, Racine, Boileau, Bourdaloue und freuten ſich der geiſtreichen Unterhaltung des Prinzen eben ſo ſehr, als ſich dieſer der ihrigen. Er ſtarb 1687 zu Fontainebleau. In der Kirche des heiligen Ludwigs zu Paris wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Condé (Louis Joſeph de Bourbon, Prinz von), geboren zu Chantilly 1736, einziger Sohn des Herzogs von Bourbon und der Prinzeſſin von Heſſen-Rheinfels. Durch den Tod beider Eltern kam er ſchon im 5. Jahre unter die Vormundſchaft des Grafen Charolais, ſeines Oheims. Ludwig XV. ernannte ihn an ſeines Vaters Stelle zum Grand maître de la maison und Statthalter von Burgund. Der Prinz ward mit vieler Strenge erzogen, und machte ſchöne Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Schon 1758 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin von Rohan Soubiſe, welche ihm den Prinzen Bourbon-Condé 1756, und 1757 eine Prinzeſſin gebar, die 1760 ſtarb. Während er als Statthalter von Burgund mit den ſtändiſchen Angelegenheiten beſchäftigt war, rief ihn der Ausbruch des 7jährigen Krieges nach Deutſchland, wo er durch Muth und richtigen Blick ſich auszeichnete und 1762 das Treffen bei Johannisberg über den Erbprinzen von Braunſchweig gewann. Stets dem König, aber auch der alter Verfaſſung treu, widerſetzte er ſich Ludwig XV. wegen Einführung eines neugeſtalteten Parlaments, wurde deshalb verbannt, aber bald wieder zurückgerufen. Die Zeiten der Ruhe widmete er den Studien in freundlicher Geſelligkeit mit den beſten Köpfen ſeiner Zeit und den Verſchönerungen von Chantilly, wo ihn Paul I. beſuchte. Seine rein ritterlichen Geſinnungen bewies ſein Duell mit dem Grafen Agoult, wobei er verwundet wurde. Der Strudel der Revolution faßte auch ihn. 1789 floh er nach Brüſſel und von da nach Turin; hierauf bildete er 1792 zu Worms aus den ausgewanderten Edelleuten ein kleines Heer, 6806 Köpfe ſtark, das zur öſterreichiſchen Armee unter Wurmſer ſtieß. Gleich nachdem er 1791 mit Guſtav III. von Schweden zu Aachen wegen künftiger Unternehmungen ſich beſprochen hatte, wurde er zu Worms von einem Abgeordneten der Nationalverſammlung und vom König ſelbſt aufgefodert, bei Verluſt aller ſeiner Güter binnen 14 Tagen nach Frankreich zurückzukehren. In Coblenz ertheilte er mit den übrigen Prinzen die verweigernde Antwort. Beim Ausbruch des Kriegs zeichnete ſich ſein Corps ſehr aus; allein Oeſterreichs Operationsplan ſtimmte nicht mit den Abſichten der Emigranten zuſammen, daher auch die Verbindung des Prinzen Condé mit Pichegru ohne Folgen blieb. 1795 trat er mit ſeinem ganzen Corps in engliſchen Sold. 1796 zeichnete ſich der Prinz in dem Treffen bei St. Mergen in der Hölle, Bieberach, Schliengen ꝛc. vortheilhaft aus. Er trat 1797 in ruſſiſche Dienſte, und marſchirte mit ſeinem ganzen Corps nach Rußland, wo er in Pauls I. Reſidenz auf das freundlichſte und großmüthigſte empfangen wurde, um 1799 unter Suwarow wieder an den Rhein zurückzukehren und 1800, nach der Trennung Rußlands von der Coalition, wieder in engliſche Dienſte zu treten. Der Feldzug von 1800 endigte des Prinzen kriegeriſche Laufbahn; er zog ſich nach England zurück, wo er bis 1813 friedlich die Abtei Amesbury bewohnte, in welchem Jahre ſeine zweite Gemahlin, die Prinzeſſin von Monaco, ſtarb. Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10. Linienregiment und die Würde des Generaloberſten der Infanterie, ſo wie

die des Grand maître de France und das Protectorat des Ludwigsordens. Er wohnte der berühmten königl. Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem König nach Gent und kehrte mit ihm 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präſidenten eines Bureau der Pärskammer ernannt, einige Zeit ſich aufhielt, ſpäterhin aber nach Chantilly ſich zurückzog. Hier hatte er einſt das anziehende Werkchen geſchrieben, welches ſeit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erſchienen iſt. Er ſtarb 1818. Sein Enkel war der Duc d'Enghien (ſ. d. Art.)

Condé (Louis Henri Joſeph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geb. 1756, wurde, wie alle Prinzen ſeines Hauſes, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachſen, als ſein Herz mit der heftigſten Liebe an Louiſe Marie Thereſe Bathilde d'Orleans hing. Man beſchloß, daß er noch 2 Jahre reiſen ſollte, ehe er ſich mit ſeiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloſter und ſie gebar ihm 1772 den Prinzen von Enghien. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte zwiſchen ihm (1778) und dem Grafen Artois ein Duell, welches ſeine Verweiſung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite ſich gleichfalls mit ſeiner Gemahlin, und trennte ſich 1780 von ihr. 1782 reiſte er mit dem Grafen Artois in's Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete ſich dort überall aus und ward nach ſeiner Rückkehr zum Marſchall ernannt. Der Stolz ſeines Namens, die Wärme ſeines Blutes und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihm im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth ſtets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit ſeinem Vater nach Turin aus. Er ſchloß ſich an jenes Corps der franzöſiſchen Emigranten an und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condés. 1795 ſchiffte er ſich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendee eine Diverſion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Corps nach Rußland, und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflöſung der königl. franzöſiſchen Armee begab er ſich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814 lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Buonaparte's neuem Einfall 1815 den Oberbefehl in den weſtlichen Departements, ohne den Sturm beſchwören zu können. Er mußte ſich conventionsmäßig zu Nantes einſchiffen und ſegelte nach Spanien, woher er im Auguſt über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Seine geſchiedne Gemahlin lebt ſeit dem 5. Juni 1816 wieder zu Paris. Er iſt im Begriff ſich mit der Prinzeſſin Maria Chriſtina aus dem Hauſe Sicilien zu vermählen.

Condenſation, Verdichtung. Außer mechaniſchen Kräften (ſ. Compreſſionsmaſchine) gibt es auch chemiſche Mittel zur Verdichtung. Dahin gehört die Kälte. Insbeſondre heißt Condenſation die Verdichtung luftförmiger Flüſſigkeiten zu tropfbaren, z. B. der Waſſerdämpfe zu Waſſer, durch die Kälte. Condenſation der Elektricität nennt Volta ein von ihm erfundnes Werkzeug zur Sammlung und Meſſung der Elektricität in ſolchen Fällen, da ſie ſich nur in ſchwächern Graden veroffenbart, und Condenſator der Wärme, Wärmeſammler, heißt eine Vorrichtung zur Sammlung des fühlbaren Wärmeſtoffs.

Condillac (Etienne Bonnot de), Mitglied der franzöſiſchen und der berliner Akademie, war 1715 zu Grenoble geboren. Seine Familie beſtimmte ihn zu dem einzigen Stande, in dem der unbemittelte Adel Glück machen konnte; aber weder er, noch ſein Bruder, der Abbé Mabli, fühlten einen andern Trieb in ſich, als das Bedürfniß, von ihren Kenntniſſen den nützlichſten Gebrauch zu machen. Dieſe Neigung für die ernſten Studien äußerte ihren Einfluß auf ſeinen geſelligen Umgang. Während die ausgezeichnetſten Männer unter ſeinen Zeitgenoſſen in der Geſelligkeit ſelbſt den erfreulichen Eindruck ihrer Werke vorausnahmen, lebte Condillac zurückgezogner und fremd ihren Kreiſen. Sein Essai sur l'origine des connaissances humaines (1746. 2 Bde. in 12.) machte die Welt zuerſt auf einen Denker aufmerkſam, der mit ſo vielem Scharfſinne alle Erſcheinungen, welche der menſchliche Geiſt darbietet, durch den Satz der Ideenverbindung zu erklären verſuchte. Vielleicht führte ihn dieſe glückliche Bemerkung zu weit in ſeinen Folgerungen; ſo wie denn auch die zweite Hälfte dieſes Werks, über den Urſprung der unter ſich ſo eng verketteten Künſte der Einbildungskraft, mehr geiſtreich, als gründlich und erſchöpfend ſchien. So ſehr auch Locke's Entdeckungen im Gebiete der Erfahrungsſeelenlehre auf dies Werk mochten Einfluß gehabt haben, doch kann man Cond. den Ruhm nicht ſtreitig machen, genauer erörtert und tiefer geforſcht zu haben. Doch glaubte er ſelbſt zu bemerken, daß er die erſten Regungen der menſchlichen Geiſtesthätigkeit nicht genug aufgeklärt habe, und dieſem Mangel abzuhelfen, entſtand ſein zweites Werk: Traité des systèmes, 1749. 2 Bde.), das durch Hinweiſungen auf genauere Beobachtungen vielleicht mit am nützlichſten eingegriffen hat. Man würde Cond. mißverſtehen, wenn man glaubte, er habe alle Syſteme mißbilligt; aber ſtatt jener Grundſätze und Erklärungen, die Carteſius, Spinoza, Malebranche als Pfeiler ihrer Gebäude hingeſtellt hatten, foderte er Wahrnehmungen der einfachſten Art, die mit verwandten zuſammengeſtellt, das natürlichſte Syſtem bilden würden. Sein: Traité des sensations, 1754. 2 Bde., möchte deutſchen Forſchern jetzt am wenigſten genügen, obgleich die geiſtreiche Art, wie er die Aufgabe: das Bewußtwerden ſinnlicher Eindrücke zu erklären, gelöſt hat, immer anziehend bleibt. So vielen Beifall dieſe Schrift auch fand, ſo war ſie doch diejenige, welche ihm empfindliche Beurtheilungen zuzog. Man glaubte in Diderot's und Büffon's Werken den Ideengang ſchon gefunden zu haben, dem Cond. gefolgt war und gekränkt durch dieſe Vermuthung, ſchrieb dieſer nun ſeinen: Traité des animaux (1775), in welchem er Büffon's Meinungen durch Grundſätze widerlegte, welche er in ſeinem Traité des sensations aufgeſtellt hatte. Der Scharfſinn und die Klarheit, die alle Schriften Cond. unterſcheiden, verſchaffte ihm die Auszeichnung, zum Lehrer des Infanten, Herzogs von Parma, eines Neffen Ludwigs XV. erwählt zu werden. Die enge Freundſchaft, die zwiſchen ihm und dem andern Miterzieher, H. von Keralio, beſtand, machte dies Verhältniß ihm erwünſchter. Man verdankt dieſem Anlaſſe jenen geiſtreichen Cours d'études, (1755. 13 Bde. 8.) in welchem er, mit demſelben entwickelnden Talente, die äußern Zeichen innerer Eindrücke unterſucht, und ihnen nachforſchend bis zu ihren künſtlichen Vervielfältigungen, in dieſen Darſtellungsmitteln eine Aufregung neuer geiſtiger Eindrücke nachweiſt. So wurde nothwendig ſeine Sprachlehre eine allgemeine; ſeine Kunſt zu ſchreiben, eine

Anweiſung, der vorherrſchenden Gedankenfolge den angepaßteſten Ausdruck zu geben. In demſelben Sinne waren die Kunſt zu urtheilen und die Kunſt zu denken gearbeitet, welche Theile jenes genannten Werkes ſind. Auch ſeine Geſchichte iſt in dieſem Sinne gearbeitet, und ſie möchte, abgeſehen von der Nüchternheit ihres Vortrags, zunächſt der Vorwurf treffen, daß ſie nach voraus feſtgeſtellten Anſichten die Begebenheiten darſtellt. — Condillac kehrte nach Vollendung der Erziehung des jungen Fürſten zu ſeiner frühern Zurückgezogenheit in Paris zurück, wo er 1768 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen wurde, die er, etwas kalt angehört, ſeit dem Tage ſeines Eintritts nie wieder beſuchte. Noch gab er eine Schrift: Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre, 1776, eine Anwendung, ſeiner auf die erſten Grundſätze zurückgehenden Methode auf mehrere Annahmen in der Staatsverwaltung. Es fand dieſes Werk weniger Beifall, weil Cond. da bloß Analyſen aufgenommen hatte, wo beſtimmte Angaben doch zu Rathe gezogen werden mußten. Seine Logik, das letzte ſeiner Werke, wurde durch eine Aufforderung veranlaßt, für die polniſchen Schulen ein Lehrbuch auszuarbeiten. Die Zurückführung der Gedanken auf ihre einfachſten Anfänge, als das ſicherſte Mittel, die Wahrheit zu finden, iſt auch hier von ihm dringend empfohlen. Dieſes Lehrbuch erſchien nur wenige Monate vor ſeinem Tode und erſt lange nachher erſchien ſeine: Langue des calculs, 1798. Condillac war auf ſeinem Gute Flux bei Bougenoi am 3. Aug. 1780 verſchieden. Die Sammlung ſeiner Werke, deren neue Bearbeitung er ſelbſt angefangen hatte, erſchien zu Paris 1798 in 23 Bänden, und in demſelben Jahre nochmals ebend. in 35 Bänden. Eine neuere Ausgabe von 1803 beſteht aus 31 Duodezbänden.

Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis von) war am 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei S. Quentin geboren. Seine Familie, die zu der älteſten der Dauphiné gehörte, hätte es ihm leicht machen müſſen, auf dem bequemſten Wege zu einer Bedeutendheit zu kommen, die er glaubte nur ſeinem Talente verdanken zu dürfen. Durch Unterſtützung ſeines Oheims Jacques Marie von Condorcet, Biſchof von Liſieux, ward er im Collegium von Navarra zu Paris erzogen. Bei einer öffentlichen Prüfung, der d'Alembert, Clairaut und Fontaine zuhörten, erwarb ihm die Art, wie er einen mathematiſchen Satz durchführte, den Beifall dieſer Männer, und dieſes Lob entflammte den 16jährigen Jüngling ſo ſehr, daß er von nun an ſich bloß den exacten Wiſſenſchaften zu widmen beſchloß. Der Herzog von Rochefoucault wurde ſein Wohlthäter und führte ihn als 19jährigen jungen Mann in die Welt ein; aber der Reiz, den ſie bot, konnte ihn nicht den ernſteſten Studien untreu machen. Er überreichte der Akademie der Wiſſenſchaften in einem Alter von 21 Jahren einen Essai sur le calcul integral, der Fontaine zu der Aeußerung brachte, er ſei eiferſüchtig auf dieſes Talent. Mit ſeinem ſpäter erſchienenen: Mémoire sur le problème des trois points erſchien es nochmals etwas erweitet in ſeinen Essais d'analyse. Ein Werk dieſes Gehalts verſchaffte ihm 1769 die verdiente Auszeichnung eines Seſſels in der Akademie der Wiſſenſchaften. Mit überraſchender Leichtigkeit und Gewandheit behandelte Condorcet die ſchwerſten Aufgaben der Größenlehre, doch ſchien ſein immer weiterſtrebender Geiſt ſich mehr in Andeutungen, als in Ausführungen zu

gefallen, und zufrieden, die Formeln hingeſtellt zu haben, überließ er Andern die Anwendung auf die einzelnen Fälle. Damals war Grandjean de Fouchy Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften. Die Lobreden auf die Mitglieder der Akademie, die dieſer pflichtmäßig halten muß, erinnerten an Fontenelle, aber ſo, daß man ihn lebhaft vermißte. Condorcet glaubte ein Talent in ſich zu fühlen, das auch Fontenelle erſetzen könne und gab daher 1773 ſeine Eloges des académiciens morts avant 1699. Obgleich auch ſie vieles zu wünſchen übrig ließen, ſo fand man ſie doch ſo ausgezeichnet, daß die Stelle des Secretärs der Akademie im J. 1777 ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern nicht verweigert ward. Die Verpflichtung, die ihm dadurch wurde, hätte jedem andern Anlaß ſein müſſen, ſich in dem unendlichen Gebiete der Wiſſenſchaften, über deren ausgezeichnetſte Förderer er Rechenſchaft geben mußte, und in der Darſtellung der neueſten Entdeckungen zu verlieren; ihn entfernten dieſe mannichfaltigen Forſchungen nicht von ſeinen mathematiſchen Studien. Durch ſeine Theorie der Kometen gewann er 1777 den von der Akademie zu Berlin ausgeſetzten Preis, und fortwährend bereicherte er die Acten der gelehrten Geſellſchaften von Petersburg, Berlin, Bologna, Turin und Paris durch die tiefſinnigſten Beiträge aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Doch zog eine vorwaltende Neigung ihn zu den philoſophiſchen Forſchungen. Nur des Miniſters Maurepas Abneigung gegen Cond. verzögerte ſeinen Eintritt in die franz. Akademie bis 1782. Durch eine Rede über den Gewinn, der der bürgerlichen Geſellſchaft aus der Vereinigung der phyſiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften zuwächſt, nahm er Beſitz von dieſem ihm längſt zugeſprochnen Ehrenplatze. Mit Türgot im vertrauteſten Verhältniß, ward er zu einer genauern Prüfung des Syſtems der Oekonomiſten veranlaßt, und durch d'Alembert zu ſehr lebhafter Theilnahme an der Encyklopädie. Aus allen ſeinen Schriften ergibt ſich ein Glaube an Menſchenwürde und eine höhere Anſicht des Menſchenlebens, welche eine erfreuliche Erſcheinung beſonders in der Umgebung iſt, in welcher er auftrat. Zunächſt zeigte ſie ſich in den 1776 zu London herausgegebnen: Eloges et pensées de Pascal. Dieſelbe Geſinnung beſtimmte ihn der Sache der Amerikaner das Wort zu reden und ſelbſt der Negerſklaven und ihrer allmäligen Heranbildung zur Freiheit eingedenk zu ſein (Reflexions sur l'esclavage des nègres). 1787 gab Condorcet Voltaire's Leben, gleichſam als Nachtrag zu der vollſtändigen Ausgabe von Voltaire's Werken, die er mit Noten und Einleitungen geliefert hatte, und ſprach darin die Bewunderung unverholen aus, die ihm des großen Mannes Genius durch ſeine vielſeitige Wirkſamkeit und ſeinen Eifer für die Sache der Menſchheit abgezwungen hatte. Es war jene Zeit, wo die ſchon unvermeidliche Revolution durch die Wünſche aller Beſſern herbeigerufen und durch die Werke der geiſtreichſten Schriftſteller herbeigeeilt ward. Daß Condorcet hinter der Meinung der beſten jener Zeit nicht zurückbleiben würde, war vorauszuſehen. Zwar entfrembete ihn dieſe Ueberzeugung, die er von den Rechten des Bürgers und Menſchen hatte, gegen den Herz. von Rochefoucauld, ſeinen frühern Wohlthäter; aber doch darf man bei ſeinen, der Volkspartei ſo günſtigen Schriften (Sur les assemblées provinciales, ſpäter in der Bibliothèque de l'homme public und der feuille villageoise, die er mit Cerutti herausgab) keinen andern Beweggrund vorausſetzen, als jenen Enthuſiasmus für

das Große und Gute, der ihn wohl manchmal über die Grenzen des zunächſt Erreichbaren täuſchte. Seine Feinde haben verſichert, daß die Verweigerung der Stelle als Lehrer des Dauphin, um die er angehalten hatte, ihn in die Volkspartei geſtürzt hätte. Je gemäßigter ſein Aeußres war, deſto mehr war der Sturm ſeiner aufgeregten Leidenſchaftlichkeit zu fürchten. D'Alembert, der ihn zu einem ſeiner Teſtamentsvollſtrecker ernannt hatte, verglich ihn einem ſchneebedeckten Vulkane. Anfangs weniger vom Volke gekannt, war er nicht mit zu den Generalſtaaten ernannt worden. Weit allgemeinern Einfluß verſchaffte ihm ſeine feuille villageoise, wo er die erſten Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhältniſſe in der höchſten Einfachheit vorträgt. Auf die Nachricht von der unbeſonnenen Flucht des Königs ſtellte er (in einer damals bewunderten Rede) die Königswürde als eine antiſociale Einrichtung dar. Den königlichen Schatz, bei dem er ſeit 1791 als Commiſſär angeſtellt war, gab man auf ſeinen Antrag den Namen: Nationalſchatz. Endlich ward er von Paris zum Abgeordeten in der geſetzgebenden Verſammlung gewählt und bald, ſo wenig auch ſeine Körperkräfte ihn dazu zu eignen ſchienen, zum Secretär der Verſammlung ernannt. Im Febr. des J. 1792 ward er zum Präſidenten ernannt, verfaßte die Kundmachung an die Franzoſen und an Europa, wodurch die Abſtellung der Königswürde erklärt ward, ſtimmte in der Nationalconvention, wo er als Deputirter des Aisnedepartement ſeinen Platz hatte, zwar meiſt mit den Girandiſten, dann im Prozeß über Ludwig für die härteſte Strafe, die aber nicht die Todesſtrafe ſein dürfe, und trug zugleich darauf an, die Todesſtrafe in Zukunft ganz abzuſchaffen, die nur bei Verbrechen gegen den Staat Statt finden ſollte. Dieſe Theilnahme am Prozeſſe des unglücklichen Königs war der Grund, weshalb ſein Name aus der Mitgliedſchaft der petersburger und berliner Akademieen geſtrichen ward. Die Revolution vom 31. Mai 1793 verhinderte, daß eine, von Condorcet ſelbſt ausgearbeitete Conſtitution nicht in Kraft trat. Die durch jenen Tag herbeigeführte, die er ohne Schonung und Rückhalt mißbilligte, ward der Anlaß ſeiner Anklage vor den Schranken am 8. Juli. Als Briſſot's Mitſchuldiger ward er am 3. Oktober in den Anklagezuſtand verſetzt. Gezwungen, ſich zu verbergen, ward er bald außer den Schutz des Geſetzes erklärt; nur die Freundſchaft verließ ihn nicht. Eine edle Frau, Madame Verney, verbarg ihn 8 Monate lang und ſorgte für ſein Leben und ſeine Erheiterung, ſelbſt durch kleine Gedichte. In dieſer Verborgenheit entwarf Cond., ohne alle äußern Hülfsmittel und ſelbſt von den Schrecken umgeben, die ſeine Lage herbeiführte, jene vortreffliche Esquiſſe d'un tableau hiſtorique des progrès de l'eſprit humain, noch voll Enthuſiasmus für jene Freiheit, deren Entartung er eben ſo hart büßte. Nur die Menſchlichkeit der edeln Frau, deren Schutz er angefleht hatte, verließ ihn, den alles verlaſſen hatte, nicht in dieſer peinlichen Lage, und als Erwiederung der tröſtenden Worte, mit der ſie ſeinen Kummer zuweilen erheiterte, ſchrieb er die: Epitre d'un Polonois exilé en Sibérie à ſa femme, voll der Geſinnungen, die der eigentliche edlere Grundzug ſeines Lebens waren. Endlich erfuhr er durch die öffentlichen Blätter, daß Todesſtrafe denen drohe, welche Geächtete aufgenommen hätten. Trotz aller inſtändigen Bitten der großmüthigſten Frau, war ſein Entſchluß nun gefaßt, ſie zu verlaſſen. Je ſuis hors de la loi,

ſagte er ihr, il faut que je vous quitte. Mais vous n'êtes point hors de l'humanité, war die Antwort der Wohlthäterin. Doch ging er am 19. März 1792 Abends 8 Uhr verkleidet aus Paris. Er hatte gehofft bei einem Freunde, Herrn Suard, ein augenblickliches Unterkommen zu finden. Man wieß ihn ab. Im Gehölze und in den Steinbrüchen auf der Höhe von Mont-Rouge verborgen, mußte er endlich ſeine Freiſtätte vor Hunger verlaſſen. Er ging in ein ſchlechtes Wirthshaus zu Clamar, beſtellte ſich einen Eierkuchen von ſechs Eiern und erregte durch ſein vernachläſſigtes Aeußere die Beſorgniſſe der Wirthin wegen der Bezahlung. Sie zu beruhigen, zieht er ein Taſchenbuch aus der Bruſt, das mit ſeiner Kleidung, ſeinem langen Barte nicht zu paſſen ſchien. Ein zufällig gegenwärtiges Mitglied des Revolutionstribunal von Clamar fragt nach dem Paß. Seine Antwort ſchien eben ſo verdächtig, wie ſein Heißhunger. Man zwang ihn mit zu den Ort zu gehen, wo das Sitzungslokal der Comité revolutionär war. Auf halbem Wege fiel Cond. in Ohnmacht. Ein Winzerpferd bringt ihn weiter. Man ſchließt ihn bis auf weitre Unterſuchung in einen Kerker. Am andern Morgen (den 28. März) fand man ihn todt auf dem Boden des Zimmers ausgeſtreckt, wahrſcheinlich durch ein Gift getödtet, das er zu gleichem Zwecke ſchon längſt bei ſich trug und von deſſem frühern Gebrauche ihn nur die Liebe zu einer Gattin und einer Tochter abhielten. So endete Condorcet. Als Gelehrter hatte er beinah ſchon in ſeiner frühſten Jugend alle die Auszeichnungen vereinigt, die den geehrteſten Schriftſteller meiſt nur am Schluſſe eines mühevollen Lebens zufallen. Es würde unbegreiflich ſein, wenn über einen Mann von ſeiner Art und ſeiner Richtung die Meinungen einſtimmig wären. Als ein Urtheil, das viele andre andeutet, mag das von Rivarol über ſeine Schreibart gelten: er ſchrieb mit Opium auf bleierne Tafeln. Von ſeinen zahlreichen Schriften, wenn auch an einer Menge Zeitblätter hatte er Theil genommen, iſt 1804 zu Paris eine vollſtändige Sammlung erſchienen, in der aber ſeine mathematiſchen Werke nicht mit aufgenommen ſind. (Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis, 21 Bände, 8.). Das vollſtändigſte Verzeichniß derſelben gibt eine: Notice sur la vie et les ouvrages de Condorcet, par Ant. Dianyère. 1796. 8.

Confeſſion, das Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgiſche Confeſſion, ſ. d. Art. und **Reformation**. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei chriſtl. Confeſſionen, die römiſch-katholiſche, evangeliſche und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der katholiſche Geiſtliche zu Anfange des Gottesdienſtes, oder der Meſſe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Proteſtanten, den die katholiſche Kirche Firmung oder **Firmelung** (ſ. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil ſie die Wirkung der Taufe zu verkleinern ſchien, ganz abgeſchafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiöſen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Katechumenen vor dem erſten Genuſſe des heiligen Abendmahls einſehen mußte, wurde ſie ſpäter mit Hinweglaſſung der Salbung (ſ. d. Art. **Chriſam**) wieder eingeführt. Dies geſchah ſchon zu Ende des 16. Jahrh. in Heſſen und Brandenburg, und im 17. Jahrh., beſonders durch **Spener's** Eifer, auch in andern proteſtantiſchen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit

den Katechumenen eines Kirchſpiels zugleich gehalten wird, kam ſie aber erſt ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allgemein in Gebrauch. Weſentlich iſt dabei, außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntniſſe der Katechumenen, die Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einſegnung. In den letzten Jahrzehenden hat man viel gekünſtelt, um ſie recht feierlich zu machen; der Zweck der Confirmation aber, den jungen Chriſten eine Weihe ihrer, nun mit ſelbſtändiger Thätigkeit zu erſtrebenden religiöſen und moraliſchen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Proteſtantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Geſänge, um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um ſo nachhaltiger wirken wird, je mehr ſie ſich auf ihre eigne Einſicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet, und dieſe hängt wiederum hauptſächlich von der Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab.

Confucius oder Con-fu-tſe, welcher, wie Moſes, Zoroaſter und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtauſenden noch von ſeinem Volke geehrt und in Europa, wie in Aſien, mit Achtung genennt wird, lebte um das J. 500 vor Chriſti Geburt. Er war aus königlichem Geblüt entſproſſen, ward in dem Königreiche Lou (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang-tong eine Provinz des, damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chineſiſchen Reichs ausmacht), geboren, bekleidete eine lange Zeit an dem Hofe des Königs dieſes Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber dieſe Würde, als der König ſeinen Rathſchlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich Sum und trat hier als Sittenlehrer auf. In ſeinem ganzen Leben erſcheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiſer, welcher weder die beſtehenden Verfaſſungen umſtürzen, noch durch Betrug Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen erlangen, ſondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürſten. Viele ſammelten ſich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Sekte, welche noch in China fortdauert, ſich aber niemals über die Grenzen dieſes Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen ſind ſehr ungewiß und ſtreitig, und es ſcheint nicht, daß er den, unter ſeinem Volke herrſchenden Glauben verändert und gereinigt habe. Man kann indeß mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er die Unſterblichkeit der Seele lehrte und den ſchon unter Chineſen herrſchenden Glauben an das Loos und an die Wahrſagung, ſo wie die Verehrung gewiſſer wohlthätiger Geiſter, welche über die Elemente und die verſchiednen Theile der Erde wachen, billigte und fortpflanzte. Gewiß iſt es, daß er ſeinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr, als von ſeiner Religionslehre wiſſen wir von ſeiner Sittenlehre und hier war er beſonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menſchliche Herz erforſcht und ſeine Sittenlehre umfaßt alle Verhältniſſe des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendſte Weiſe lehrt er allgemeine Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Gebräuche und Sitten, weil es rathſam ſei, daß die, welche zuſammen leben, auf einerlei Weiſe leben und Vortheil und Beſchwerden theilen. Bald wirft er ſeinen Blick auf das

Alter und gebietet Ehrerbietung gegen daſſelbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenſchaften unterdrücken ſolle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er die Monarchen, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zu üben. Auch preiſt er das Glück der Freundſchaft und lehrt die Beleidigungen verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Geſetzgeber; denn indem er alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu ſehr, das es nicht genug iſt, auf die Sitten der Bürger zu wirken, ſondern daß auch ihre Rechte geſichert werden müſſen. Die Grenzen der väterlichen Gewalt dehnte er unleugbar zu weit aus, indem er den Eltern ſogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugeſtand, und es war ein, ſeiner Weisheit unwürdiger Trugſchluß, wenn er ſagte, da die Kinder ſich ſelbſt verkaufen könnten, ſo dürfte man nicht Bedenken tragen, eben dieſes Recht auch den Urhebern ihres Daſeins zuzugeſtehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Geſetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und ſich daher begnügte, allgemeine Vorſchriften zu geben. Auch hindert ihn die Achtung gegen die frühern Geſetzgeber ſeines Volks, in eigne Unterſuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Ausſprüchen dieſer berühmten Männer bewenden, deren Schüler er ſich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichſt ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu unterſagen, begünſtigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeſchrieben werden, iſt das Schuking oder Schan-Schu die wichtigſte; doch iſt ungewiß, ob dieſe Schrift in allen Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaſter mit einander, ſo hat Mohammed als Religionsſtifter, Zoroaſter als Geſetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug.

Congo im weitern Sinne oder Niederguinea, bezeichnet den Küſtenſtrich Afrika's auf der Weſtſeite vom Vorgebirge Lopez Gonſalva bis zum Vorgebirge Negro, der ſich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite erſtreckt. Die Grenzen ſind nördlich Oberguinea, öſtlich das unbekannte innere Afrika, ſüdlich das Kaffernland und weſtlich das äthiopiſche Meer. Von den im Innern ſich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüſſe und Bäche herab, die auch in der heißeſten Jahreszeit nicht verſiegen, und von Oſten nach Weſten fließend, ſich in das Meer ergießen. Alle ſind Küſtenflüſſe, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrika's kommt, und den man in den neuern Zeiten bisweilen für einen und denſelben Strom mit dem, im Innern Afrika's fließenden Niger hält, welche Meinung durch die 1816, von den Engländern unter dem Capitain Tukey auf dieſem Strome unternommne Entdeckungsreiſe unwahrſcheinlich geworden iſt, indem die Engländer denſelben nicht ſo anſehnlich fanden, daß er die Fortſetzung und Mündung des großen Nigerfluſſes ſein könnte. Congo oder Niederguinea hat, da es in der heißen Zone liegt, ein ſehr warmes Klima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüſſe, die Seewinde, ſtarken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahrszeiten, die trockne oder den Sommer, und die Regenzeit oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächſe zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee ſind unbekannt. Der Boden iſt längs der Küſte hin

meiſtens eben, weniger fruchtbar und ſandig; im Innern erheben ſich Hügel und Berge und hier iſt der Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, ſo daß man jährlich zweimal erntet. Es gibt europäiſche Hausthiere, viele wilde Thiere, als: Elephanten, Rhinozeroſſe, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopiſche Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Rieſenſchlagen, einen großen Reichthum von Fiſchen; aus dem Pflanzenreiche: Reiß, Mais, europäiſche Gartengewächſe, Maniok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabaſſenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Piſang, Kaſſien und viele andre Gewächſe. Die Berge im Innern ſind erzhaltig und haben Gold, Silber, ſchönes Kupfer, Zinn, Queckſilber, Eiſen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Kryſtall, Stein- und Quellſalz. Die Bewohner ſind Neger, die in viele kleine Völkerſchaften getheilt ſind, und durch ihre Olivenfarbe, das krauſe röthliche Haar, minder aufgeworfne Lippen und kleinre Statur ſich ſehr von den Negern in Oberguinea unterſcheiden. Sie ſtehen auf einer niedern Stufe der Bildung, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechaniſche Künſte. Sie haben die guten Eigenſchaften und Fehler der Naturmenſchen. Bei ihrer natürlichen Trägheit beſitzen ſie eine angeborne Leidenſchaftlichkeit. Ihre Religion beſteht meiſtens in einem rohen Fetiſchendienſt. So wird in dem tuckey'ſchen Reiſebericht erzählt, daß die Neger, die einen Beſuch auf einem der engliſchen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetiſchen behangen waren, den ſonderbarſten und mannichfaltigſten, die man finden konnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muſchelſchaalen, Horn, Glas und dergleichen; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewiſſen Affen der Gegenſtand religiöſer Verehrung. Der Hauptfetiſch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menſchen, umgeben von Ziegenbockshörnern, Muſcheln und dergleichen. Man bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſe Menſchenfiguren ſtatt der Negergeſichter, die man zu finden erwarten ſollte, ägyptiſche Phyſiognomien hatten. Außer den Negern haben ſich die Schaggaer, die erſt im 16 Jahrh. aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen ſind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtigt. Von europäiſchen Nationen haben ſich die Portugieſen angeſiedelt. Sie kamen zuerſt 1484 dahin, wurden von den Einwohnern gaſtfrei empfangen, eroberten das Land 1578, breiteten die chriſtliche Religion mit glücklichem Erfolge aus, ſo daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger ſich zur katholiſchen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß ſie ſich einen Theil dieſes Küſtenreichs unterworfen haben, und in den meiſten übrigen Gegenden ſich eine Art von Oberherrſchaft anmaßen. Dieſer Beſitz war ihnen beſonders wegen des Sklavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landſchaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Caconda. Die Verfaſſung in allen dieſen Staaten iſt deſpotiſch; die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela ſtehen in Abhängigkeit von den Portugieſen. Beſonders ſind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vaſallen der Portugieſen. In Congo iſt die chriſtlich-katholiſche Religion eingeführt, und die Ver-

faſſung hat viel Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutſchen Feudalſyſteme, denn es beſteht aus mehrern größern und kleinern Fürſtenthümern, die zum Theil von dem Könige beſtätigt werden. In der Stadt St. Salvator, der erſten königlichen Reſidenz, welche auf europäiſche Art gebaut iſt, unterhalten die Portugieſen eine Beſatzung, und die in der Provinz Angola gelegne Statt San Paola de Loanda iſt der Sitz des portugieſiſchen Statthalters der ſämmtlichen portugieſiſchen Beſitzungen auf der Südweſtküſte von Afrika.

Congregationen heißen am päpſtlichen Hofe die, aus Kardinälen und Beamten des Papſtes beſtehenden Verſammlungen, welche zur Beſorgung gewiſſer Angelegenheiten und faſt für jeden Zweig geiſtlicher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden; dahin gehört ſelbſt die Inquiſition (Congregation des heil. Amtes), die Congregation zur Auslegung und Vollziehung des tridentiniſchen Conciliums (del Concilio), die Congregation de propaganda fide, welche letztre ein, von den Päpſten eingeſetztes Collegium aus zwölf Kardinälen und einigen Prälaten iſt, das die Verbindlichkeit auf ſich hat, für die Ausbreitung des römiſch-katholiſchen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeſchäfte und Miſſionen, wie auch für Ausrottung der Ketzereien zu ſorgen (vergl. Propaganda.). So gibt es auch eine militäriſche Congregation, deren Präſident ebenfalls ein Prälat iſt. Congregation heißt auch eine Geſellſchaft mehrerer Klöſter von einerlei Regel, die zuſammen eine regulirte Corporation ausmachen, Kapitel halten und ihre Obern wählen; die Provinz eines geiſtlichen Ordens wird ebenfalls Congregation genannt.

Congreß und Congreſſe. Das einfachſte Mittel, um auf dem diplomatiſchen Wege die verſchiedenartigen Anſprüche kriegführender Mächte oder auch ſolcher Staaten, die in geſpannten Verhältniſſen ſich befinden, gegen einander auszugleichen und dadurch das Friedensgeſchäft vorzubereiten und abzuſchließen, oder einem Bruche vorzubeugen und überhaupt ſtreitige Gegenſtände des Staatenintereſſe zu vermitteln, iſt ein Congreß. *) Es verſammeln ſich die Bevollmächtigten der Betheiligten, oder auch nur die der vermittelnden Mächte an einem beſtimmten, gewöhnlich neutralen Orte, um theils durch Notenwechſel, theils durch mündliche Beſprechung die Verhandlungen zu einem friedlichen Ziele zu führen. Man unterſcheidet den Präliminarcongreß, auf welchem das Vorläufige, Zulaſſung oder Vertretung der verſchiedenen Mächte, Ort und Zeit der Zuſammenkunft, Umfang der Neutralität, Sicherheit der Geſandten und Staatsboten, Ceremoniel und Geſchäftsform der Verhandlung, beſtimmt wird, — von dem Hauptcongreß, der den Gegenſtand ſelbſt zum endlichen Abſchluſſe bringen ſoll. Gewöhnlich werden jene Vorfragen durch vermittelnde Mächte auf dem geſandtſchaftlichen Wege entſchieden; dann tritt ſogleich der Hauptcongreß zuſammen. Auch beſtimmen die, zu einem Congreſſe verſammelten Geſandten, nach geſchehener gegenſeitigen Bewillkommnung, in einer Präliminarconferenz den Tag der Eröffnung, die Reihenfolge der Gegenſtände, die Form der Verhandlung, den Rang der einzelnen Mächte unter ſich (ſeit 1815 iſt die alphabetiſche Ordnung

*) Die Verſammlung der Repräſentanten der Union der nordamerikaniſchen Freiſtaaten unter einem Präſidenten wird der Congreß genannt. Der im J. 1823 verſammelte 18te Congreß beſteht aus 212 Repräſentanten der 24 Staaten, welche jetzt die Union bilden. S. den Art. Vereinigte Staaten.

beliebt worden ſ. d. Art. Ceremoniel) und die Zeit der Sitzungen. Die Eröffnung des Congreſſes beginnt mit dem Verleſen und Auswechſeln der Vollmachten in vidimirten Abſchriften, welche, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateurs) übereingekommen ſind, dieſem übergeben werden. Darauf verhandeln die Geſandten der betheiligten Mächte entweder unmittelbar unter ſich, oder mit dem Vermittler, und zwar in einem gemeinſchaftlichen Verſammlungszimmer, oder abwechſelnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da iſt, in deſſen Wohnung. Dieſe Verhandlungen werden ſchriftlich oder mündlich fortgeſetzt, bis man zu der Unterzeichnung eines Tractats ſchreiten kann, oder bis die eine oder die andere Macht durch die Abberufung ihrer Geſandten den Congreß auflöſt. — Die Congreſſe ſind ein Erzeugniß des praktiſchen europäiſchen Völkerrechts, und je mehr ſich das neuere Staatenſyſtem ausgebildet hat, deſto umfaſſender und wichtiger ſind die Congreſſe geworden, bis ſie, ſeit dem zu Wien im J. 1814 und 1815 gehaltnen Congreſſe, die Bedeutung eines europäiſchen Friedensrathes erlangt haben. Die Geſchichte derſelben iſt daher zugleich die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Es ſcheint, daß Heinrich IV. und Sully, als ſie die Idee hatten, aus Europa einen Staatenverein zu bilden, deſſen Glieder ſich ähnlich an Macht, ihre Streitigkeiten durch einen Senat entſcheiden laſſen ſollten, dieſe Form zu verhandeln zuerſt für räthlich gehalten haben. Indeß wurden vor dem dreißigjährigen Kriege keine förmlichen europäiſchen Congreſſe gehalten. Denn die Congreſſe, welche in Roskild 1568, in Stettin 1570, und vom Czar Iwan IV. dazu aufgefodert, durch den Papſt in Kiwerova-Horka 1581 flg., dann in Stolbowa 1617, bei Wiasma 1634, zu Stumsdorf 1635, und in Brömſebro 1645, die darnach benannten Friedensſchlüſſe zur Folge hatten, betrafen einzig die nordiſchen Staatenverhältniſſe. Die Geſchichte der europäiſchen Friedensverſammlungen beginnt alſo mit dem Congreſſe zu Münſter und Osnabrück. Nach der Wichtigkeit ihres Einfluſſes auf die Geſtaltung von Europa gibt es drei Hauptabſchnitte in der Geſchichte der Congreſſe: 1) von der Begründung des neuen europäiſchen Staatenſyſtems durch den Doppel-Congreß, welcher den weſtphäliſchen Frieden zur Folge hatte, bis zu dem utrechter Frieden (von 1648—1713); 2) von der Befeſtigung des Einfluſſes der brittiſchen Kolonial- und Seemacht auf die Continentalpolitik von Europa durch den utrechter Frieden, bis auf den wiener Congreß (von 1713—1815); 3) von der Wiederherſtellung des politiſchen Gleichgewichtsſyſtems in Europa und der Aufſtellung des Legitimitäts- und Stabilitätsprincips durch den Congreß zu Wien und die heilige Allianz bis jetzt. In jedem dieſer Congreſſe ſeit 1648 traten einige Hauptmächte an die Spitze der übrigen, und beſtimmten gewiſſermaßen den Gang der gegenwärtigen und der nachfolgenden Verhandlung durch die Feſtſtellung allgemeiner Grundlagen. Die Völker ſelbſt kamen dabei jedoch erſt ſeit dem wiener Congreſſe in Betrachtung; in welcher, und mit welchen Reſultaten? Darüber ſteht nur der Geſchichte das unparteiiſche Urtheil zu. Aus ſeinem Standpunkte hat Bignon die Intereſſen der Völker und der Kabinette gegen einander abgewogen in ſeiner neueſten Schrift: Les Cabinets et les peuples, depuis 1815, jusq'à la fin de 1822. Nach der von uns aufgeſtellten Ordnung der drei Perioden wollen wir die wichtigſten Congreſſe nach einander aufführen, wobei wir auf den Art. Friedensſchlüſſe mit verweiſen. I. Von 1648—1713. —

1) Congreß zu Münſter und Osnabrück. Es iſt merkwürdig, daß während des dreißigjährigen Kriegs derjenige Souverän, welcher, außer Spanien, zuletzt unter allen europäiſchen Fürſten der einzige war, der den weſtphäliſchen Frieden nicht anerkannte, daß der Papſt durch ſeinen Nuncius Ginetti in Köln, im J. 1636 die erſten Friedenseröffnungen machen ließ; auch ſandten der Kaiſer und Spanien wirklich Geſandte nach Köln, die unter der Vermittlung des Papſtes mit Frankreich und Schweden zu unterhandeln bereit waren; allein eben jener Vermittlung wegen beſchickte Frankreich dieſen Congreß nicht; dagegen vereinigte es ſich mit Schweden zu Hamburg zu gemeinſchaftlichen Friedensverhandlungen; endlich entſchloß ſich auch der Kaiſer in dem Präliminartractate zu Hamburg 1641, mit beiden Mächten zu Münſter und zu Osnabrück zu unterhandeln. Des Ranges wegen, den Frankreich und Schweden ſich ſtreitig machten und um das Zuſammentreffen der proteſtantiſchen Geſandten mit dem Nuncius zu vermeiden, wählte man jene beiden, von Frankreich dazu vorgeſchlagnen Städte, die nur ſechs Stunden von einander entfernt waren, und ſetzte feſt, daß beide Verſammlungen bloß einen Congreß bilden ſollten. Doch erfolgte die Eröffnung dieſes erſten großen europäiſchen Friedensrathes erſt im December 1644. In Münſter wurde alles durch die Vermittler: den päpſtlichen Nuntius und den Geſandten der Republik Venedig, verhandelt; in Osnabrück unmittelbar, und zwar lateiniſch; ſ. das Weitere unt. dem Art. Weſtphäliſcher Friede. — 2) Congreß in den Pyrenäen. Frankreich und Spanien ſetzten den Krieg, welchen in Deutſchland der weſtphäliſche Frieden geendigt hatte, noch bis 1659 fort. Dann ward, nachdem der Präliminarfriede zu Paris am 7. Mai geſchloſſen worden war, die Faſanen-Inſel im Bidaſſoafluſſe an der Grenze beider Staaten zum Congreßorte gewählt, und Kardinal Mazarin hielt mit dem ſpaniſchen Miniſter, Don Luis de Haro, vom 13. Aug. bis zum 25. Nov. 1659, überhaupt fünf nnd zwanzig Conferenzen unter einem Zelte, wobei jener ſtets italieniſch, dieſer ſpaniſch ſprach. Der ſchon am 7. Nov. unterzeichnete pirenäiſche Friede ſicherte Frankreich ſein politiſches Uebergewicht; Spanien erkannte den münſterſchen Frieden an und trat Rouſſillon, Conflans und einige Plätze in den Niederlanden an Frankreich ab, das den geächteten Prinzen von Condé wieder in ſeine Würden und Güter einſetzte; auch wurde Lothringen ſeinem Herzoge zurückgegeben. — 3) Der Congreß zu Breda endigte, unter ſchwediſcher Vermittelung, den Krieg zwiſchen Großbritannien auf der einen, und den Niederlanden, Frankreich und Dänemark auf der andern Seite, durch den Frieden zu Breda, den 31. Juli 1667, der vorzüglich die gegenſeitigen Kolonien in Weſtindien und den Sundzoll betraf. — 4) Der Congreß zu Aachen endigte den ſogenannten Devolutionskrieg zwiſchen Frankreich und Spanien, unter Vermittelung des Papſtes, durch den aachner Frieden, den 2. Mai 1668, durch den Frankreich die in den ſpaniſchen Niederlanden eroberten Plätze behielt, die Franche-Comté aber an Spanien zurückgab. — 5) In dem Kriege Ludewigs XIV. mit den Niederlanden, von 1672 bis 1678, wurde anfangs ein Congreß zu Köln 1673 eröffnet, aber ſchon im folgenden Jahre, weil der kaiſerliche Geſandte den kurkölniſchen gewaltſam aus Köln entführt und nach Wien geſchickt hatte, aufgelöſt. Darauf leiteten die brittiſchen Geſandten (unter ihnen befanden ſich der berühmte Ritter Temple), und der päpſtliche Geſandte, als Vermittler, die Friedensverhandlungen zwiſchen Frankreich, Spanien, den

Niederlanden, dem deutſchen Kaiſer, Schweden, Dänemark, Brandenburg und einigen kleinern Staaten auf dem Congreſſe zu Nimwegen, ſeit 1676 bis zu dem Abſchluſſe des Friedens von Nimwegen 1678, der aus mehrern Separatfriedensſchlüſſen beſtand: zwiſchen Frankreich und den Niederlanden; zwiſchen Frankreich und Spanien; zwiſchen Frankreich, Schweden und dem deutſchen Reiche im J. 1679, von welchem der Friede mit Brandenburg zu St. Germain en Laye und der mit Dänemark zu Fontainebleau und Lund, ſo wie der zu Nimwegen zwiſchen Schweden und Holland, die unmittelbaren Folgen waren. So trug die franzöſiſche Diplomatik, welche die Alliirten trennte, auf dieſem Congreſſe den Sieg davon, und Ludewigs XIV. politiſches Uebergewicht war auf längere Zeit befeſtigt. — 6) Hierauf veranlaßte die Wegnahme Strasburgs, welche mitten im Frieden 1681 geſchah, und Ludwigs Reunionsſyſtem das große haager Schutzbündniß gegen Frankreichs Uebermuth und Ländersucht, deſſen Seele Wilhelm III. war. Es vereinigten ſich nämlich Schweden und Holland, dann der Kaiſer, Spanien und einzelne deutſche Reichskreiſe mit einander zur Aufrechterhaltung des weſtphäliſchen und des nimweger Friedens, und ſtatt der Waffen, welche der Kaiſer bereits gegen die Türken führen mußte, wählte man den Weg der Unterhandlung. Dies war der Zweck des merkwürdigen Congreſſes zu Frankfurt im J. 1681, der zwar franzöſiſcher Seits im Dec. 1682 abgebrochen, in der Folge jedoch zu Regensburg fortgeſetzt wurde und einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand mit Frankreich im J. 1684 bewirkte. Aber vergebens ſuchten die europäiſchen Mächte durch Bündniſſe unter ſich, insbeſondre durch die große augsburger Verbindung (Aſſociation) vom J. 1686, welche der Statthalter Wilhelm III. von Holland, zu Stande brachte, der Herrſchſucht Ludwigs einen Damm zu ſetzen; denn ſchon im Sept. 1688 überzogen die franzöſiſchen Heere die Rheinländer. Dies und die Vertreibung des Hauſes Stuart durch Wilhelm III. aus England (im Nov. 1688) hatte einen neunjährigen Krieg zur Folge. — 7) Die Rückſicht auf die ſpaniſche Erbfolge bewog jedoch den ſiegreichen Ludwig durch beſondre Verträge die Alliirten zu trennen, und als dies nicht ganz gelang, Schwedens Vermittelung nachzuſuchen, wodurch der Congreß zu Ryßwick, einem Schloſſe beim Haag, im Mai 1697, zu Stande kam. Man unterhandelte zwar, nachdem ein runder Tiſch im Conferenzſaale allem Rangſtreite ein Ende gemacht hatte, auf die Grundlage des weſtphäliſchen und nimweger Friedens; allein es gelang dennoch der franzöſiſchen Staatskunſt abermals, durch einzelne Verträge mit den Verbündeten das allgemeine Friedenswerk zu leiten und das deutſche Reich zur Annahme der von Frankreich mit Spanien, Großbritannien und den Niederlanden feſtgeſetzten Bedingungen zu nöthigen. Der Friede zu Ryßwick wurde von den Seemächten am 20. Sept. und vom Kaiſer am 30. Oct. 1697 unterzeichnet. — In dieſe Periode fallen noch einige Congreſſe, auf denen die europäiſche Diplomatik die Staatenverhältniſſe der nordiſchen Mächte in Hinſicht auf Polen und die Pforte ordnete. — 8) Der berühmteſte iſt der zu Oliva, einem Kloſter bei Danzig, im Mai 1660, wo Frankreich den Frieden zwiſchen Schweden und Polen vermittelte, und den zugleich der deutſche Kaiſer, der Kurfürſt von Brandenburg, der Herzog von Curland und andre kleine Fürſten beſchickten. Die Bevollmächtigten der Republik der Niederlande, von Dänemark und von Spanien wurden nicht zugelaſſen. Der Friede zu Oliva, vom 3. Mai 1660, befeſtigte das politiſche

Uebergewicht Schwedens im Norden, ſicherte ihm den Beſitz von Liefland und beſtätigte die Souverainetät Preußens; zugleich vermittelten England, Holland und Frankreich den Frieden zu Kopenhagen, 27. Mai 1660, zwiſchen Schweden und Dänemark; endlich wurde das Friedenswerk von Oliva vervollſtändigt durch den Frieden zwiſchen Schweden und Rußland zu Kardis, den 1. Jul. 1661. — Da nun auch der Congreß zu Nimwegen die Verhältniſſe der nordiſchen Staaten mit betroffen hatte, ſo verflochten ſeitdem mehrere Bündniſſe der Seemächte mit den nordiſchen Staaten das Intereſſe der letztern mit dem von Europa. — 9) Zwiſchen Polen und Rußland fanden ebenfalls beſondere Congreſſe Statt: zu Radzyn 1670, zu Moskau 1678, zu Radzyn und Andruſſow 1684, die endlich den Definitvfrieden zu Moskau 1686 zur Folge hatten, wodurch Polens Macht, die ſchon der Tractat von Oliva erſchüttert hatte, den zweiten Stoß erhielt; die Grenzen zwiſchen Rußland und Polen blieben ſo, wie ſie jener Friede beſtimmt hatte, bis 1772. — 10) Der Congreß zu Altona, 1687, wo der der deutſche Kaiſer und die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg die Streitigkeiten Dänemarks mit dem Hauſe Holſtein-Gottorp vermittelten, bewirkte, nachdem auch Großbritannien und die Generalſtaaten als Vermittler hinzugetreten waren, den Frieden zu Altona 1689, durch welchen der Herzog von Holſtein ſein Land mit voller Souverainetät wieder erhielt. — Endlich gehören noch in dieſe Periode: 11) die Friedensconferenzen zu Carlowitz, im Nov. 1698, wo zuerſt ein türkiſcher Sultan in die Formen der europäiſchen Diplomatie ſich fügen lernte, indem er die Vermittelung Großbritanniens und Hollands annahm, worauf ſein erſter Dragomann, Maurocordato, das diplomatiſche Talent der griechiſchen Nation rühmlich bewährte, indem er durch einen runden Tiſch alle Rangſtreitigkeiten beſeitigte, und mit dem deutſchen Kaiſer, Polen, Venedig und Rußland, die einzelnen Friedensſchlüſſe oder Waffenſtillſtandsverträge zu Carlowitz 1699 zu Stande brachte, in welchen zuerſt der Macht der Pforte ein Ziel geſteckt wurde; doch mußte Venedig auf Candia und die Inſeln des Archipels verzichten; es behielt nur Morea, die joniſchen Inſeln und einige Plätze in Albanien. — II. Von 1713—1814. — 1) Den ſpaniſchen Erbfolgekrieg endigte der Congreß zu Utrecht, wohin Frankreich, England, die Generalſtaaten, Savoyen, der Kaiſer, Portugal, Preußen, der Papſt, Venedig, Genua, Kurmainz, Kurköln, Kurtrier, Kurpfalz, Kurſachſen, Kurbaiern, Hannover und Lothringen im Januar 1712 ihre Bevollmächtigten ſchickten, nachdem bereits Frankreich und Großbritannien in den Friedenspräliminarien zwiſchen ſich, den 8. Oct. 1711, die Grundlinien des Friedensgeſchäfts gezogen und dadurch gewiſſermaßen ſchon die Beſtimmung der neuen Staatenverhältniſſe entſchieden hatten. Auch zu Utrecht gelang es der franzöſiſchen Diplomatie, die Verbindung der intereſſirten Mächte zu trennen durch den Beſchluß, daß jeder der Alliirten ſeine Foderungen einzeln übergeben ſollte. Der Zwiſt unter ihnen nahm noch zu, als ſie ſahen, daß die Unterhandlungen von England meiſt insgeheim und unmittelbar mit dem Kabinette von Verſailles geführt wurden. Die Reſultate waren acht Separatfrieden, welche Frankreich, Spanien, England, Holland, Savoyen und Portugal in den J. 1713 bis 1715 unter ſich ſchloſſen, indem ſie Oeſterreich und das Reich ſich ſelber überließen; ſ. den Art. Utrechter Friede. Seitdem trat die brittiſche See- und Handelsmacht in der Reihe der Hauptſtaaten voran, und Englands In-

tereſſe leitete jetzt das Schickſal des ſogenannten europäiſchen Gleichgewichts. — 2) Der Congreſs zu Baden, im Juni 1714 war nur eine Formalität, um den zu Raſtadt von Eugen und Villars im Namen des Kaiſers und Frankreichs geſchloſſenen Frieden, welcher auf dem zu Utrecht ruhte, in einen lateiniſch abgefaßten Reichsfrieden umzuwandeln. — 3) Auch der Congreſs zu Antwerpen war eine Folge des utrechter Friedensrathes. Dort vermittelte England zwiſchen dem Kaiſer und den Generalſtaaten den Barrieretractat vom 15. Nov. 1715. — 4) Der Congreſs zu Cambray 1722 betraf die Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer, Spanien, Savoyen und Parma, in Hinſicht der Vollziehung des utrechter Friedens und der Bedingungen der Quadrupleallianz, wobei England und Frankreich die Vermittelung übernahmen; allein Philipp V. von Spanien, beleidigt durch die Zurückſchickung ſeiner, mit Ludwig XV. verlobten Tochter (im April 1725) rief ſeine Miniſter von Cambray ab, und ſchloß hierauf allein ſeinen Frieden mit Oeſterreich zu Wien, den 20. April 1725, worin er die Garantie der pragmatiſchen Sanction übernahm. Das bald darauf geſchloſſene Schutzbündniß zwiſchen Oeſterreich und Spanien hatte eine Gegenallianz zwiſchen England, Frankreich, den vereinigten Niederlanden, Dänemark, Schweden, Heſſen-Caſſel und Wolfenbüttel zu Herrnhauſen zur Folge; wogegen Rußland, Preußen und einige deutſche Stände ſich an die wiener Allianz anſchloſſen. So ſchien ein allgemeiner Krieg nahe zu ſein, als Oeſterreich durch einſtweilige Aufhebung der Compagnie zu Oſtende, und Spanien durch den Tractat zu Pardo mit England, zur Ausgleichung die Hand bot. — 5) Der Congreſs zu Soiſſons im Junius 1728, ſollte dieſe Ausgleichung auch zwiſchen Oeſterreich, Frankreich, England und Spanien bewirken; allein es gelang dem franzöſiſchen Staatsminiſter, Kardinal Fleury, Spanien von Oeſterreich zu trennen, worauf Frankreich, Spanien und England das Friedens- und Schutzbündniß zu Sevilla 1729, dem auch Holland beitrat, errichteten, um ihren Willen Oeſterreich als Geſetz vorzuſchreiben. Dadurch wurde der Congreſs zu Soiſſons aufgelöſt und das beleidigte Oeſterreich griff zu den Waffen. Aber die Garantie der pragmatiſchen Sanction, welche Englnnd und Holland übernahmen, bewog den Kaiſer Carl VI. 1731 die Beſtimmungen des Tractats von Sevilla anzuerkennen. — 6) Der Congreſs zu Aachen, im April 1748, an welchem Frankreich, Oeſterreich, England, Spanien, Sardinien, Holland, Modena und Genua Theil nahmen, endigte den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg durch den aachner Frieden, den 18. Oct. 1748. — 7) Der ſiebenjährige Krieg zwiſchen England und Frankreich wurde, ohne daß ein Congreſs ſich verſammelt hatte, geendigt; Oeſterreich, Sachſen und Preußen aber ſchloſſen ihren Frieden auf dem Congreſſe zu Hubertsburg, der ſich im December 1762 verſammelt hatte, am 15. Febr. 1763. — 8) Der Congreſs zu Teſchen, im März 1779, entſchied den baierſchen Erbfolgeſtreit zwiſchen Oeſterreich und Preußen, unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Vermittlung; doch ſchickten auch Kurpfalz, Kurſachſen und Zweibrücken Bevollmächtigte, nur nicht der, um deſſen Erbfolge es ſich handelte, der Kurfürſt von Baiern; ſ. den Art. Teſchner Friede v. 13. Mai 1779. — 9) Hierauf boten Rüßland und Oeſterreich ihre Vermittelung in dem amerikaniſchen Freiheitskriege zwiſchen England und Frankreich an. Wien ſollte die Congreſsſtadt ſein; allein Frankreich lehnte die Vermittelung ab, und als nachher öſterreichiſche und ruſſiſche Miniſter an dem, in Paris im Oct. 1782 eröffneten Friedenscon-

greſſe der Miniſter Frankreichs, Spaniens, Englands, Hollands und der vereinigten Staaten, als Vermittler Theil nehmen wollten, kamen die Friedenspräliminarien, am 30. Nov. 1782 und am 20. Jan. 1783, ohne ihr Wiſſen, zu Stande, ſowie der Definitivfriede zu Verſailles und zu Paris den 3. Sept. 1783, und mit Holland den 20. Mai 1784. — 10) Die Streitigkeiten Joſephs II. mit der Republik Holland über die Eröffnung der Schelde und andern Gegenſtände im J. 1784, veranlaßten Frankreich, ſeine Vermittelung anzutragen, und es wurde zu Verſailles ein Congreß am 8. Dec. d. J. von dem franzöſiſchen Miniſter Grafen Vergennes, mit dem kaiſerlichen und den holländiſchen Bevollmächtigten eröffnet. Er hatte den Tractat zu Fontainebleau vom 8. Nov. 1785 zum Enderfolg, durch welchen der Barriere-Tractat von 1715 und der wiener Tractat von 1731 aufgehoben, die Grenzen von Flandern, wie ſie 1664 waren, wieder hergeſtellt, und an den Kaiſer einige Landſtriche abgetreten, auch eine Summe von 10 Mill. Gulden (wozu Frankreich, damit der Congreß nicht abgebrochen würde, die Großmuth hatte, 4½ Mill. beizutragen, an den Kaiſer als Entſchädigung bezahlt wurden. Dagegen blieb die Schelde geſchloſſen und der Kaiſer entſagte ſeiner übrigen Anſprüche. — 11) Als Leopold II. den Aufſtand der Niederlande mit den Waffen zu dämpfen im Begriff war, wurde in Folge der reichenbacher Convention, ein Mediationscongreß im Haag, von den Geſandten Oeſterreichs, Preußens, Hollands und Englands im Sept. 1790 eröffnet, bei welchem man auch die Deputirten der belgiſchen Provinzen zuließ. Jene Mächte ſchloſſen damals die haager Convention vom 10. Dec. d. J., nach welcher jedoch der Kaiſer den belgiſchen Provinzen die alten Verfaſſungsgeſetze nur ſo, wie ſie zur Zeit des Todes der Kaiſerin Maria Thereſia gegolten hätten, beſtätigen wollte. Darüber entſtanden neue Streitigkeiten und Unruhen. Endlich ſtellte Franz II. im März 1793 die alte Verfaſſung, wie ſie unter Carl VI. geweſen war, wieder her, und beſchwor zu Brüſſel, im April 1794, die joyeuse entrée; allein zu ſpät, denn bald darauf wurde Belgien von den Franzoſen erobert. — 12) In der Geſchichte des Revolutionskriegs iſt der Congreß zu Raſtadt denkwürdig, ob er gleich fruchtlos war. Er wurde von der Reichsdeputation unter dem Vorſitze des kurmainziſchen Directorial-Subdelegirten, Freih. von Albini, in Gegenwart des kaiſerlichen Bevollmächtigten, des Grafen Metternich, am 9. Dec. 1797, eröffnet, und am 7. April 1799 durch den kaiſerlichen Bevollmächtigten mittelſt eines kaiſerlichen Commiſſionsdecrets aufgelöſt. Die alte Würde des deutſchen Reichs zeigte ſich während deſſelben bloß in einer leeren und ſchwerfälligen Förmlichkeit, mit welcher der grobe und beleidigende Uebermuth der franzöſiſchen Bevollmächtigten den ſchneidendſten Contraſt bildete. Die Deputation übergab ihre Noten in deutſcher, die franzöſiſche Geſandtſchaft in franzöſiſcher Sprache. In Hinſicht auf den Gegenſtand aber glich die Deputation einem an Händen und Füßen gelähmten Menſchen mit verbundnen Augen, da ihr die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio und die Bedingungen der geheimen raſtadter Convention vom 1. Dec. 1797 unbekannt geblieben waren. Daraus entſtanden Mißtrauen und Uneinigkeit, vorzüglich zwiſchen Oeſterreich und Preußen; indem nun die Deputation gewiſſermaßen im Finſtern tappte, ſtieß ſie überall auf Hinderniſſe und gab Blößen, ſo daß der Subdelegirte von Baden, als Beweggrund ſeiner Abſtimmung für die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, unt. and. den Zorn anführte,

in welchen die Miniſter Frankreichs gerathen wären, als ſie gehört hätten, daß man ihnen nur einen Theil jener Uferländer anbieten wolle! Die franzöſiſche Diplomatie verleugnete zu Raſtadt jede Form des Anſtandes; die deutſche benahm ſich oft kleinlich und furchtſam; die Verhandlung ſelbſt war nur ein blinder Kampf mit dem Spiele verborgner Intereſſen und mit dem Trotze des republikaniſchen Stolzes; das Ganze endigte mit einem blutigen Frevel (am 28. April 1799), den wahrſcheinlich die gewaltſame Maßregel eines Mannes von heftigem Charakter, der ſich perſönlich rächen wollte, und die blinde Wuth eines damit beauftragten Subaltern-Officiers verſchuldet hat (S. das Weitere unter dem Art. Raſtadter Congreß). Die Grundlagen der Abtretung des linken Rheinufers und der Entſchädigung der dadurch verletzten Erbfürſten durch Säculariſation der geiſtlichen Länder, welche die Reichsdeputation zu Raſtadt bereits angenommen hatte, wurden, ohne Zuziehung des Reichs, vom Kaiſer nachmals in dem luneviller Frieden 1801 zu Friedensartikeln erhoben. — 13) Der Congreß zu Amiens, wo Joſeph Buonaparte und der Marquis von Cornwallis über den Definitivfrieden zwiſchen Frankreich und England vom Dec. 1801 bis zum 27. März 1802 unterhandelten, und wobei Malta der ſchwierigſte Punkt war, wo der ſpaniſche und der holländiſche Bevollmächtigte aber nur dann an den Verhandlungen Theil nahmen, wenn dieſe das Intereſſe ihrer Mächte betrafen, erreichte ſeinen Zweck in dem, von allen vier Bevollmächtigten am 27. März 1802 unterzeichneten Tractate von Amiens, welchem auch die Pforte beitrat (am 13. Mai 1802), der aber ſchon am 18. März 1803 durch Englands Kriegserklärung wieder aufgehoben wurde. — 14) Napoleon unterhandelte ſeine Friedensſchlüſſe gewöhnlich mit den Waffen in der Hand; es bedurfte dann keines Vermittlers. Vergebens bot daher Oeſterreich vor dem Frieden zu Tilſit 1809 ſeine Vermittelung an; eben ſo wenig hatte früher Haugwitz in Wien 1805 Preußens Dazwiſchenkunft geltend machen können. Als aber Napoleon, um Spanien zu unterwerfen, ſeinen Rücken in Deutſchland und Polen ſichern und deshalb mit Rußland ſich enger verbinden, zugleich aber einen Verſuch, mit England einen allgemeinen Frieden einzuleiten, machen wollte, da verſammelte er den erſten europäiſchen Monarchen- und Miniſter-Congreß zu Erfurt im Oct. 1808. Napoleon kam den 27. Sept. in Erfurt an und wenig Stunden nach ihm der Kaiſer Alexander. Noch waren daſelbſt verſammelt die Könige von Sachſen, Baiern und Würtemberg, der damalige König Hieronymus von Weſtphalen, der Großfürſt Conſtantin, Prinz Wilhelm von Preußen, die Herzoge von Sachſen-Weimar, Sachſen-Gotha und Holſtein-Oldenburg und mehrere andere Fürſten, ſo wie die Staatsminiſter der genannten Höfe, außerdem noch der preußiſche, der däniſche, der würzburgiſche, der fürſt-primatiſche, der badenſche Staatsminiſter u. a. m.; im Namen des Kaiſers von Oeſterreich erſchien der Baron von Vincent, mit einem Schreiben, worin der Kaiſer ſeine friedlichen Geſinnungen gegen Frankreich bezeugte. Die Verhandlungen betrafen eine Verminderung der dem preußiſchen Staate von Frankreich aufgebürdeten Leiſtungen und die Aufnahme des Herzogs von Oldenburg in den Rheinbund, hauptſächlich aber den Frieden mit England, die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Oeſterreich und die Angelegenheiten der Türkei. Auf den Friedensantrag der Kaiſer von Frankreich und Rußland, mittelſt eines gemeinſchaftlichen Schreibens vom 12. Oct., erklärte die brittiſche Regierung ihre Bereitwilligkeit, wenn auch Schweden und die ſpa-

niſche Regierung auf dem Congreſſe durch Bevollmächtigte erſchienen; da Napoleon aber der ſpaniſchen Nation dieſes Recht nicht zugeſtehen wollte: ſo wurden die Verhandlungen im December abgebrochen. Unterdeſſen war auch die Verſammlung in Erfurt bereits am 14. Oct. auseinander gegangen, nachdem Napoleon den Frieden mit Oeſterreich geſichert zu haben glaubte, und mit dem Kaiſer Alexander gewiſſe Verabredungen getroffen hatte, deren Inhalt nicht genau bekannt iſt. (S. Schöll Traités de paix. IX. 194.) — In dieſe Periode gehören noch: 15) Die beiden fruchtloſen Congreſſe zu Braunſchweig im Laufe des nordiſchen Kriegs; der erſte löſte ſich auf im Febr. 1713, und der zweite im März 1714. — 16) Der Congreß, welchen der holſteiniſche Miniſter, Baron von Schlitz, genannt Görtz, im Namen Carls XII., mit den Bevollmächtigten des Czaren im J. 1718 auf den Alandsinſeln hielt; allein den daſelbſt auf ziemlich billige Bedingungen für Schweden verhandelten Frieden vereitelten der Tod Carls XII. und der Parteigeiſt des ſchwediſchen Adels, deſſen Opfer Görtz wurde. Die ſchwediſche Regierung brach die Unterhandlungen mit Rußland auf den Alandsinſeln ab, und ſchloß unter Frankreichs Vermittelung, auf dem Congreſſe zu Stockholm, beſondere Friedensſchlüſſe mit Hannover den 20. Nov. 1719, darauf im J. 1720 mit Preußen, Dänemark und vorläufig mit Polen. Endlich mußte Schweden, unter Frankreichs Vermittelung, den Frieden auch von Rußland annehmen, der nach den vom Czar dictirten Bedingungen, die Rußlands Uebergewicht im Norden feſtſtellten, auf dem zu Nyſtadt im Mai 1721 verſammelten Congreſſe, am 10. Sept. 1721, unterzeichnet wurde. Darauf folgte auch der Abſchluß des Definitivfriedens mit Sachſen und Polen, mittelſt bloßer Declarationen in den J. 1729 und 1732. — 17) Der im J. 1741 zwiſchen Schweden und Rußland ausgebrochne Krieg wurde auf dem zu Åbo von ruſſiſchen und ſchwediſchen Bevollmächtigten gehaltnen Congreſſe, nachdem Schweden, ſtatt des Kronprinzen von Dänemark, den Biſchof von Lübeck, Adolf Friedrich Herzog von Holſtein-Gottorp, zum Thronfolger erwählt hatte, durch den Definitivfrieden zu Åbo den 17. Aug. 1743 geendigt, worauf das petersburger Bündniß zwiſchen Rußland und Schweden im J. 1745 zu Stande kam. — Während Rußland in ſeinen Friedensſchlüſſen mit Schweden, Polen und der Pforte, die Vermittelung fremder Mächte, vorzüglich unter Catharina's II. Regierung, nicht mehr zuließ, fand dieſe in den Kriegen Oeſterreichs mit der Pforte Statt. — 18) Der Congreß zu Paſſarowitz endigte den, in den J. 1714 und 1716 ausgebrochnen Krieg der Pforte mit Venedig und Oeſterreich durch die Vermittelung Großbritanniens und Hollands, im Frieden zu Paſſarowitz den 21. Jul. 1718, nach welchem Morea, ohne daß davon im Tractate ſelbſt Erwähnung geſchah, der Pforte als eroberte Provinz verblieb. — 19) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte 1736 ſuchte die Pforte Oeſterreichs, Hollands und Großbritanniens Vermittelung; allein Rußland lehnte die Vermittelung der Seemächte ab, ſo daß der Congreß zu Niemiroff in Polen, im Juni 1737, bloß aus den Bevollmächtigten der Pforte, Rußlands und Oeſterreichs beſtand. Als aber auch Oeſterreich der Pforte den Krieg erklärte, ſo übernahm Frankreich die Rolle eines Vermittlers. Die Verhandlungen wurden zwar ſchon im October abgebrochen, jedoch durch den franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Villeneuve, der deshalb ſowohl vom Kaiſer Carl VI., als auch von der Kaiſerin Anna geheime Inſtructionen erhielt, von denen

jedoch ihre Miniſter, Graf von Sinzendorf und Graf Oſtermann, welche ihrerſeits über einen beſondern Frieden mit der Pforte unterhandelten, nichts wußten, auf's neue angeknüpft und theils in Konſtantinopel, theils im Lager des Großvezirs fortgeſetzt. Endlich ſchloß der öſterreichiſche General, Graf von Neipperg, auf eine ſehr übereilte Art den 1. Sept. 1739 einen Präliminarvertrag ab, deſſen Garantie Frankreich als Vermittler übernahm, und nach welchem Belgrad, ob es gleich in gutem Vertheidigungszuſtande war, den Türken übergeben wurde. Hierauf brachte Villeneuve auch den für die Pforte äußerſt vortheilhaften Deſinitivtractat von Belgrad ſowohl mit Oeſterreich, als mit Rußland den 18. Sept. 1739 zu Stande und unterzeichnete den leztern als Bevollmächtigter der ruſſiſchen Kaiſerin, ohne daß der, ebenfalls zum Abſchluſſe des Friedens mit der Pforte bevollmächtigte Feldmarſchall Münnich darum wußte. — 20) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte von 1768 bis 1774 wurde zu Fockſchany in der Moldau im Aug. 1772 ein Congreß von ruſſiſchen und türkiſchen Bevollmächtigten gehalten, bei welchem auch ein öſterreichiſcher und ein preußiſcher Miniſter erſchienen; allein Catharina erkannte ſie nicht als Vermittler an, und ſie erfuhren bloß ingeheim von dem türkiſchen Geſandten den Gang der Verhandlungen. Dieſer Congreß ging aber bald auseinander; auch ein zweiter Congreß, der ſich im Oct. 1772 zu Buchareſt verſammelte, wo jene beiden Miniſter nicht zugelaſſen wurden, löſte ſich ohne Erfolg, wahrſcheinlich durch Frankreichs Einfluß auf den Divan, ſchon im März 1773 auf. Endlich ſahen ſich der von Adrianopel abgeſchnittene Großvezier genöthigt, ohne weitere Unterhandlung, auf die vom ruſſiſchen Feldherrn, Grafen von Rumanzoff, gemachten Bedingungen, den Frieden zu unterzeichnen in dem Zelte des ruſſiſchen Feldherrn zu Kutſchuk-Kainardgi, den 21. Juli 1774. — 21) In dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Kriege mit der Pforte von 1787 folg. lehnte Catharina ebenfalls jede Vermittelung ab; allein Oeſterreich mußte ſie annehmen, und es verſammelte ſich im Juni 1790 ein Congreß zu Reichenbach, wo Graf Herzberg im Namen Preußens mit Oeſterreich unterhandelte, und an welchem auch Polen, Großbritannien und die Generalſtaaten Theil nahmen. Um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, entſchloß ſich Oeſterreich, das Ultimatum des preußiſchen Kabinets anzunehmen; ſo kam die reichenbacher Convention vom 27. Juli zu Stande, nach welcher Oeſterreich mit der Pforte den Frieden zu Sziſtowe den 4. Aug. 1791 abſchloß, wo ſich ein Congreß von öſterreichiſchen und türkiſchen Bevollmächtigten, ſo wie von den Miniſtern der vermittelnden Mächte, Großbritannien, Preußen und Holland, im Januar d. J. verſammelt hatte. Hierauf wurde in St. Petersburg über den Frieden Rußlands mit der Pforte von jenen vermittelnden Mächten unterhandelt; indeß kamen die Friedenspräliminarien unmittelbar zwiſchen dem Großvezier und dem Fürſten Repnin, ſchon am 11. Aug. 1791 zu Gallacz, und hierauf der Friede zu Jaſſy den 9. Jan. 1792, zu Stande. — 22) In dem letzten Kriege Rußlands mit der Pforte, von 1806—1812, ward nach Alexanders Zurückkunft von Erfurt, von ruſſiſchen und türkiſchen Miniſtern ein Congreß zu Jaſſy im Aug. 1807 gehalten, wo die Foderungen Rußlands aber die Pforte bewogen, die Unterhandlungen bald abzubrechen. Endlich mußte die Pforte ſich entſchließen um Friede zu bitten, und es verſammelte ſich ein Congreß zu Buchareſt im December 1811, wo, durch Großbritanniens und Schwedens Vermittelung, ungeachtet der franzöſiſche Kaiſer in

ſeinen Bündniſſen mit Oeſterreich und Preußen, im März 1812, die Integrität der Beſitzungen der Pforte ſtipulirt hatte, der Friede am 28. Mai 1812 in demſelben Augenblicke zu Stande kam, als Napoleons Heere im Begriff waren, in Rußland einzubringen. — III. Von 1814 bis jetzt. Nachdem während des großen Kampfes des verbündeten Europa mit Napoleon der Congreß zu Prag im J. 1813, und der Congreß zu Chatillon im Febr. und März 1814 (ſ. d. Art. Chatillon) erfolglos auseinander gegangen waren, und der pariſer Friede vom 30. Mai 1814 eine neue Ordnung der europäiſchen Staatenverhältniſſe herbeigeführt hatte: ſo wurde in dieſem Friedenstractate beſtimmt, daß ein allgemeiner Congreß zu Wien die Verfügungen deſſelben vervollſtändigen ſollte. — 1) Dieſer Congreß übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherigen. Perſönlich waren zugegen: die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, der Kurfürſt von Heſſen, die Großherzoge von Baden und Sachſen-Weimar u. a. m., ſowie die erſten europäiſchen Staatsmänner und Miniſter: vom Papſt Kardinal Conſalvi, von Oeſterreich Fürſt Metternich und der Freiherr von Weſſenberg, von Rußland Fürſt Raſumowski, Graf Stackelberg und Neſſelrode, von Großbritannien Lord Caſtlereagh, dann Herzog Wellington, Catbcart, Clancarty und Stewart, von Preußen Fürſt Hardenberg und Baron von Humboldt, von Frankreich Fürſt Talleyrand, v. Dalberg u. A., von Baiern Fürſt Wrede, Graf Rechberg, von Hannover Graf Münſter; ferner die Geſandten von Spanien, von Portugal, von den Niederlanden, von Dänemark, von Sardinien u. ſ. w. Der Congreß wurde eröffnet den 1. Nov. 1814, und geſchloſſen den 25. Mai 1815. Herr von Gentz führte das Protocoll. Auf ihm bildeten für die europäiſchen Sachen den engern Verein die fünf Hauptmächte, die den pariſer Frieden geſchloſſen hatten: Oeſterreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorſitze des Fürſten Metternich; zu dem in einzelnen Fällen noch die drei andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutſchen Angelegenheiten bildeten Oeſterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg einen Ausſchuß, zu deſſen Verhandlungen aber ſpäter auch die Bevollmächtigten der übrigen deutſchen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die meiſten Hauptpunkte ſchon im Ganzen einverſtanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen: ſo erleichterte die perſönliche Gegenwart, der Charakter und die wechſelſeitige Freundſchaft der Monarchen die endliche Feſtſtellung. Am ſchwierigſten waren die Beſtimmungen über Polen und Sachſen, ſowie über die innern Verhältniſſe des deutſchen Bundes; eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, machte endlich das Intereſſe jedes Einzelnen ſchweigen und führte plötzlich den Abſchluß der von den acht Mächten: Oeſterreich, Preußen, England, Rußland, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, unterzeichneten, aus 121 Artikeln beſtehenden Congreßacte herbei am 9. Junius 1815. Die Wiederherſtellung des europäiſchen Staatenſyſtems ward darin im Allgemeinen gegründet auf das Princip der Legitimität. Oeſterreich erhielt zurück: das neue lombardiſch-venetianiſche Königreich, mit Einſchluß des Veltlin, außerdem drei Secundogenituren: Toscana, Modena und Parma; das neue Königreich Illyrien, das venetianiſche Dalmatien nebſt Raguſa und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Baiern: Tirol

und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die Salza, die, 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausrucksviertels; von Rußland den, 1809 abgetretenen Theil von Oſtgalizien. In Anſehung der Wiederherſtellung der übrigen Staaten verweiſen wir auf die beſondern Artikel und bemerken hier bloß im Allgemeinen, daß Rußland, als eine bedeutende Vergrößerung ſeiner Macht, Warſchau unter dem Namen des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine freie Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in ſeinen Länderbeſitz von 1806 wieder hergeſtellt werden konnte, durch neue Theilungen und Abtretungen ſich für Oſtfriesland, Hildesheim ꝛc., die an Hannover kamen, — für Anſpach und Baireuth, die bei Baiern blieben, entſchädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Herzogthum Poſen), faſt die Hälfte des Königreichs Sachſen, Schwediſch-Pommern, Cleve, Berg und den größten Theil des linken Rheinufers bis an die Saar erhielt, damit es hier für Deutſchland eine feſte Vormauer gegen Frankreich bildete. Dänemark, das Norwegen an Schweden abgetreten hatte, bekam Sachſen-Lauenburg und wurde wegen dieſer Provinz und wegen Holſtein, Mitglied des deutſchen Bundes. Baiern erhielt als Erſatz für ſeine Abtretungen an Oeſterreich: Würzburg, Aſchaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer u. ſ. w. (ſeine weitern Anſprüche auf den Main- und Tauberkreis und den Heimfall des Neckarkreiſes ſind unbefriedigt geblieben). Hannover erhielt die Königswürde und mehrere neue Provinzen, wodurch es ſich abrundete. Dieſes Contiguitätsprincip konnte aber weder bei Baiern, noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande mit einer feſten Grenze gegen Frankreich gebildet. Die niederländiſche Provinz Luxemburg aber wurde als Großherzogthum dem deutſchen Bunde zugetheilt. Großbritannien behielt Malta, Helgoland, einige eroberte Kolonien und erhielt die Schutzhoheit über die wieder hergeſtellte Republik der joniſchen Inſeln. Der Schweizerbund ward durch drei Cantone vergrößert und durch die Anerkennung ſeiner beſtändigen Neutralität zu einer Schutzgrenze für Frankreichs ſchwache Seite erhoben. Dem wiederhergeſtellten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genua als Herzogthum einverleibt, mit Bewilligung eines Freihafens; zugleich ward die Thronfolge der Linie Carignan zugeſichert. Ferner wurden wieder hergeſtellt: das Großherzogthum Toscana, das Herzogthum Modena, der Kirchenſtaat und das Königreich beider Sicilien, indem Mürat ſeinen Untergang ſich ſelbſt zuzog. Lucca wurde der Infantin Marie Luiſe von Spanien gegeben; erhielt jedoch ſpäterhin eine andere Beſtimmung (ſ. d. A. Parma und Lucca). Spanien ſollte an Portugal Olivenza zurückgeben, was aber des, von portugieſiſchen Truppen beſetzten Monte-Video's wegen bis jetzt noch nicht geſchehen iſt. Indem ſo durch die wiener Congreßacte die Territorialverhältniſſe nach dem alten Gleichgewichtsſyſteme auf's neue geordnet wurde, brachte der Drang der Umſtände auch die deutſche Bundesacte vom 8. Juni 1815, welche in der allgemeinen Congreßacte mit enthalten iſt, zu Stande (ſ. d. Art. Deutſchland). In dieſer hatte der 13. Art.: „In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung Statt finden", die größten Widerſprüche zwiſchen den conſtitutionell geſinnten Staatsmännern und den Anhängern der alten Staatsformen, vorzüglich von Seiten Baierns und Würtemberg, erfahren. Auch haben mehrere Artikel derſelben ſpätere Verhandlungen und eine Additionalacte zur Folge gehabt; einige Punkte derſelben, z. B. der über

den Nachdruck, ſind noch nicht vollzogen. Doch erhielt Deutſchland auf dem wiener Congreſſe wenigſtens die politiſche Beſtimmung, der Friedensſtaat von Europa zu ſein. Die wichtige Epiſode der wiener Congreßverhandlung, welche die Achtserklärung Napoleons am 13. März und die am 25. März 1815 erneuerte Verbindung Oeſterreichs, Rußlands, Großbritanniens und Preußens gegen Napoleons Rückkehr auf den franzöſiſchen Thron betrafen, iſt in den Art. Buonaparte u. ruſſiſch deutſcher Krieg mit Frankreich im J. 1815 enthalten. Jener Verbindung traten auf dem Wiener Congreſſe auch Sardinien, Portugal, Hannover, Baiern, Sachſen, Würtemberg, die Niederlande, Dänemark, Heſſen, Baden u. a. m. bei; nicht aber Spanien und Schweden. Dieſer Krieg entſchied insbeſondre die ſogenannte ſächſiſche Frage. Anfangs hatten England und ſelbſt Oeſterreich in die Vereinigung des ganzen Königreichs Sachſen mit Preußen eingewilligt; allein die Note des Herzogs von Sachſen-Coburg vom 14. Oct., die Proteſtation des Königs von Sachſen, Friedrichsfelde den 4. Nov. 1814, der Widerſpruch Frankreichs und das Gewicht der öffentlichen Stimme bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung aufgab, worauf der Fürſt Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung Sachſens vorſchlug, welche eine beſondre Verhandlung Metternichs, Talleyrands und Wellingtons mit dem nach Preßburg eingeladenen König von Sachſen zur Folge hatte, der endlich auf die Grundlage der vorgeſchlagnen Theilung zu Laxenburg im Mai, unter Oeſterreichs Vermittelung, mit Preußen und Rußland über den Frieden unterhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf er am 28. Mai auch auf das Herzogthum Polen förmlich Verzicht leiſtete; ſo daß die neue Vertheilung der polniſchen Länder, wie ſie Oeſterreich, Rußland und Preußen durch ihre Verträge zu Wien am 3. Mai 1815 geordnet hatten, vollzogen werden konnte.— Nach der Entſcheidung der Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung des wiener Congreſſes die Abſchaffung des Sklavenhandels (ſ. d. Art.), und eine dritte die freie Schiffahrt auf dem Rheine, der Weſer und der Elbe (ſ. d. Art.). Ob nun gleich die nähere Beſtimmung und Feſtſtellung dieſer und mehrerer anderer Gegenſtände ſpätern Verhandlungen vorbehalten blieb: ſo enthielt dennoch die wiener Congreßacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. Staatsraths zu Wien niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue politiſche Geſtaltung Europas, deſſen Staatenſyſtem, nach der Erklärung der Wiederherſteller ſelbſt, ein freies ſein ſoll. In Bezug auf das politiſche Gleichgewicht ſcheint es zwar, als ob durch Polens Vereinigung mit Rußland das Uebergewicht dieſer Macht auf dem Continente zu groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht mehr als Seemacht beſchränkt; allein es hat ſich gleichwohl in dem wieder hergeſtellten Staatenſyſtem Europa's, aus dem Tractate von Chaumont (ſ. d. Art.), durch die Form der wiener Verhandlungen, eine Ariſtokratie der Hauptmächte factiſch und diplomatiſch gebildet, wie ſie ehemals nicht Statt fand. Dieſe Ariſtokratie ſchreibt ſich aber ſelber ihre Geſetze vor, indem ſie ſich auf die allgemeinen Angelegenheiten beſchränkt. Sie hat durch den heiligen Bund (ſ. den Art.) und durch die ſpätern Congreſſe ihre nähere Entwickelung und Anwendung erhalten; ſo daß ſie jetzt gewiſſermaßen einen europäiſchen Senat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Frieden durch das Princip der Stabilität der, auf dem wiener Congreſſe geordneten Staatenverhältniſſe, zu erhalten bemüht iſt. — Dieſe Geſtal-

tung iſt jetzt allgemein in's Leben getreten, obgleich der Papſt durch den Kardinal Conſalvi, den 14. Juni 1815, gegen diejenigen Artikel der Congreßacte proteſtiren ließ, durch welche er Avignon und Venaiſſin, ſowie die deutſche Kirche ihre verlornen Beſitzungen nicht wieder erhielt. Auch hatte der Johanniterorden vergeblich ſeine Wiederherſtellung vom wiener Congreſſe verlangt. — 2) Die Grundſätze und Beſchlüſſe des wiener Congreſſes erhielten ihre weitere Befeſtigung und Anwendung zuerſt in den Conferenzen der Miniſter Oeſterreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands mit dem franzöſiſchen Miniſter, Herzog von Richelieu, zu Paris, welche den Abſchluß des pariſer Tractats vom 20. Nov. 1815 zur Folge hatten, nachdem die Territorialverhältniſſe mehrerer deutſcher Fürſten bereits durch das pariſer Protocoll der Bevollmächtigten der vier verbündeten Mächte vom 3. Nov. in Bezug auf Frankreichs Abtretungen und auf das Vertheidigungsſyſtem des deutſchen Bundes, neue Beſtimmungen erhalten hatten, und die Art der Ratification der wiener Congreßacte und des Beitritts der einzelnen Mächte zu derſelben feſtgeſetzt worden war. Außer dieſem Haupttractate wurden auf dem Congreſſe zu Paris noch mehrere andre Beſchlüſſe von den vier alliirten Mächten gefaßt, z. B. die Convention vom 2. Aug. 1815, die Bewachung Napoleons Buonaparte betreffend, der Definitivtractat vom 5. Nov. 1815, welcher die joniſchen Inſeln als vereinigte Staaten unter den ausſchließenden Schutz Großbritanniens ſtellte; die Neutralitätsacte der Schweiz vom 20. Nov. 1815, welche auch Frankreich mit unterzeichnete; der Allianztractat der vier Hauptmächte von demſelben Tage, durch welchen ſie ſich zur gemeinſchaftlichen Aufrechthaltung der neuen politiſchen Ordnung verbanden, und deshalb Frankreich mit einer Armee einige Jahre lang beſetzt hielten. Nach dem Schluſſe des Congreſſes zu Paris wurden noch zwölf beſondre Verträge von den verſchiednen größern und kleinern Staaten unter ſich in den J. 1816, 1817 und 1818 geſchloſſen, welche theils die neue Ausgleichung der Territorialverhältniſſe, theils die, von Frankreich übernommenen Zahlungen, den Rückfall Parma's an die ſpaniſche Infantin, Herzogin von Lucca, und die Abſchaffung des Sklavenhandels betrafen. — 3) Zu der Vollendung des Werks der Monarchen fehlte noch die völlige Ausſöhnung mit Frankreich durch die Zurückziehung der engliſch-preußiſch-öſterreichiſch-ruſſiſch-deutſchen Beſatzungsarmee von 150000 Mann. Sie ward, nach Vollziehung der von Frankreich übernommenen Geldverpflichtungen, hauptſächlich unter Wellington's Vermittelung, von den vier verbündeten Mächten auf dem Congreſſe zu Aachen beſchloſſen (im Oct. und Nov. 1818), wovon der Eintritt Frankreichs in den Bund der Hauptmächte die Folge war. Die fünf Mächte erließen hierauf zu Aachen die berühmte Declaration vom 15. Nov. 1820, welche, im Geiſte des heiligen Bundes, die Grundſätze und Formen der Politik für die Zukunft ausſprach, deren Zweck ein dauerhafter Friedensſtand ſein ſoll. Doch gab auch Stourdza's (ſ. d. Art.) bekanntes Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, in Aachen die Veranlaſſung, daß hier und dort Mißtrauen gegen die deutſchen Hochſchulen und den deutſchen Volksgeiſt überhaupt entſtand. Unglücklicherweiſe wurde dieſes Mißtrauen durch einzelne Mißbräuche der Preßfreiheit und durch die Ausſchweifungen einer ſchwärmeriſch politiſirenden Jugend, von welcher zwei fanatiſche Jünglinge zu Freveltaten ſich hinreißen ließen, bis zu einem antiliberalen Argwohn geſteigert, was allgemeine ſtaatspolizeiliche Maßregeln in Deutſchland zur Folge hatte. —

4) Dieſe wurden beſchloſſen auf dem Congreſſe zu Carlsbad, wo ſich im Auguſt 1819 die Miniſter von Oeſterreich, Preußen Graf Bernſtorf), Baiern, Hanover, Sachſen, Würtemberg, Baden, Sachſen-Weimar, Mecklenburg und Naſſau verſammelten, um ſich unter dem Vorſitze des Fürſten Metternich, wobei Herr von Gentz das Protocoll führte, theils über die Ergänzung der, die innere Organiſation Deutſchlands betreffenden Beſchlüſſe des wiener Congreſſes, theils über den gefährlichen moraliſch-politiſchen Zuſtand Deutſchlands zu berathen. Was ſie beſchloſſen hatten, wurde am 20. Sept. d. J. auf dem Bundestage zu Frankfurt geſetzlich bekannt gemacht, und es wurden hierauf die deutſchen Staaten eingeladen, nach dem Sinne des monarchiſchen Princips eine angemeſſene Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte, die Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen betreffend, abzugeben; es wurde eine Vollziehungscommiſſion zur nöthigen Ausführung der gefaßten Beſchlüſſe errichtet; es wurden die deutſchen Hochſchulen in disciplinariſcher und die öffentlichen Lehrer in politiſcher Hinſicht unter die Aufſicht von Curatoren geſtellt; es wurden alle Ordensverbindungen der Studenten, namentlich die Burſchenſchaft, bei Strafe der Relegation und der Ausſchließung von öffentlichen Aemtern, verboten; es wurde für alle periodiſche Blätter und Schriften, die weniger als 20 Druckbogen zählten, eine Cenſur angeordnet, welche Maßregel jedoch nur fünf Jahre lang in Wirkſamkeit bleiben ſollte; es wurde endlich eine Centralbehörde zur Unterſuchung der, in mehrern Bundesſtaaten entdeckten revolutionären Umtriebe (ſ. den Artikel Umtriebe) zu Mainz errichtet. — 5) Bald nachher verſammelte ſich, um die Organiſation des deutſchen Bundes zu vervollſtändigen, am 25. Nov. 1819 ein Miniſter-Congreß zu Wien, der, unter dem Vorſitze des Fürſten Metternich, aus den Abgeordneten von ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten beſtand, welche die Schlußacte der, über Ausbildung und Befeſtigung des deutſchen Bundes gehaltnen Conferenzen am 15. Mai 1820 zu Wien unterzeichneten. (Abgedruckt im Polit. Journ. Juni und Juli 1820, u. vgl. den Art. Deutſchland.) Hatten dieſe beiden Miniſter-Congreſſe, inwiefern ſie dem Umſichgreifen demokratiſcher Ideen entgegenarbeiteten, nur mittelbar das allgemeine Staatenſyſtem von Europa berührt: ſo betrafen dagegen die, ſeitdem gehaltenen Monarchen Congreſſe zu Troppau, Laibach und Verona allgemein wichtige europäiſche Angelegenheiten. — 6) Den Congreß zu Troppau, welcher daſelbſt vom October bis zum Dec. 1820 verſammelt war, und hierauf Neapels wegen nach Laibach verlegt wurde, hatten zunächſt die durch die ſtehenden Heere in Spanien, Portugal und Neapel bewirkten Staatsveränderungen veranlaßt. Die Miniſter von Oeſterreich, Preußen und Rußland faßten in Troppau mehrere, die Ruhe von Europa betreffenden Beſchlüſſe. Ein Auszug der, in den Conferenzen von Friedrich von Gentz aufgenommenen Protocolle wurde in Form eines Rundſchreibens mehrern Bundesgeſandten, ſo wie dem franzöſiſchen und dem großbritanniſchen Geſandten bei dem Bundestage mitgetheilt, nach welchem die Stifter der heiligen Allianz, in Beziehung auf die Revolution in Neapel, den Congreß nach Laibach zu verlegen beſchloſſen. Oeſterreich ſollte, wenn es zum Kriege mit Neapel käme, ſich allein damit befaſſen; Rußland und Preußen aber ſollten den Frieden in dem übrigen Europa bewachen und für die völlige Sicherheit der öſterreichiſchen Erbſtaaten Garantie leiſten. In der, deshalb von den drei Monarchen aus Troppau an die andern

Regierungen erlaſſenen Erklärung ward der Grundſatz aufgeſtellt, daß den Mächten das Recht zuſtehe, gemeinſchaftliche Maßregeln der Vorſicht gegen Staaten zu nehmen, deren Umformung, durch Aufruhr erzeugt, den rechtmäßigen Regierungen Gefahr drohe, vorzüglich, wenn dieſer Geiſt der Unruhe durch geheime Agenten den benachbarten Staaten mitgetheilt würde. Hierauf wurde der König von Sicilien eingeladen, ſich als Vermittler zwiſchen ſeinem irre geleiteten Volke und den Staaten, deren Ruhe dadurch gefährdet ſei, nach Laibach zu begeben. „Das Syſtem der verbündeten Mächte ziele jedoch weder auf Eroberung, noch ſolle der Unabhängigkeit anderer Mächte nahe getreten werden.“ Gegen dieſes Recht der Einmiſchung in die innern Angelegenheiten benachbarter Staaten, welches auch Großbritannien in Laibach nicht förmlich anerkannte, erſchien die bekannte Schrift von Bignon: du congrès de Troppau. Indeß wurde es von den übrigen Mächten, namentlich von Frankreich, auf dem Congreſſe zu Laibach, der vom Ende des Decembers 1820 bis in die Mitte des Mai 1821 dauerte, in das poſitive Völkerrecht diplomatiſch aufgenommen. In Laibach waren Alexander, Franz I., Ferdinand I., und mehrere italieniſche Fürſten in Perſon zugegen, um durch gemeinſchaftliche Berathung die Ruhe Italiens gegen die Carbonari (ſ. den Art.) zu ſichern, dem weitern Umſichgreifen erzwungner, von den ſtehenden Heeren ausgehender Staatsveränderungen Einhalt zu thun, und die Ordnung in Neapel und Sicilien, ſo wie auch ſpäterhin (im März) die alte monarchiſche Gewalt in Piemont und Genua wieder herzuſtellen. Uebrigens bildeten die Staatsminiſter Oeſterreichs, Rußlands und Preußens (der König von Preußen konnte nicht perſönlich Theil nehmen) mit ihren Kanzleien (von Gentz als Protokollführer) ſo wie die Geſandten von Frankreich, Großbritannien, Sardinien, Rom und den übrigen Staaten Italiens, in Laibach einen noch zahlreichern Kreis von Staatsmännern, als in dem Congreſſe zu Troppau vereinigt waren. Die Reſultate der Beſchlüſſe von Laibach, von wo aus die alliirten Mächte eine Declaration wegen Neapel erließen, waren, als gütliche Mittel fruchtlos blieben, die Beſetzung von Neapel, Sicilien und Piemont durch öſterreichiſche Armeen, wodurch die, daſelbſt den Königen aufgedrungne ſpaniſche Conſtitution abgeſchafft, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt und das monarchiſche Princip befeſtigt wurde (ſ. d. Art. Sicilien, beide, und Piemont). Im Fall dies zu bewirken Oeſterreich nicht gelungen wäre, würde eine ruſſiſche Armee von 80,000 Mann, die ſchon den Marſch nach Ungarn angetreten hatte, in Italien eingerückt ſein. Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wieder hergeſtellt war, beſchloſſen die beiden Kaiſer den Congreß zu Laibach durch eine, von den Miniſtern Oeſterreichs, Preußens und Rußlands unterzeichnete Declaration vom 12. Mai 1821, in welcher ſie erklärten, daß Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, welche die Berathungen der Monarchen geleitet, jederzeit die Vorſchrift ihrer Politik ſein würden. — 7) Allein ſchon war der Aufſtand der Hellenen ausgebrochen; die dadurch entſtandene Spannung zwiſchen der Pforte und Rußland konnte durch die Vermittlung des öſterreichiſchen und des engliſchen Miniſters in Konſtantinopel nicht beigelegt werden; zugleich erregte der Zuſtand Spaniens und Portugals Beſorgniſſe für die Sicherheit der monarchiſchen Regierung, und insbeſondre für die Ruhe Frankreichs; endlich ſchienen die Angelegenheiten Italiens eine neue Organiſation der politiſchen Verhältniſſe der dortigen Staaten zu fodern. Dies alles

bewog die beiden Kaiſer, welche ſchon in Laibach einen Congreß im Sept. 1822 zu Florenz zu halten beſchloſſen hatten, einen Congreß zu Verona zu verſammeln, welcher vom Oct. bis in den Dec. 1822 dauerte. Vorbereitende Conferenzen wurden bereits im Sept. zu Wien, wo Kaiſer Alexander am 7. d. M., nebſt dem Staatsſecretär, Grafen Neſſelrode, eingetroffen war, von den Staatsminiſtern der fünf Hauptmächte gehalten. Der König von Preußen aber begab ſich unmittelbar nach Verona, wo er und der Kaiſer von Oeſterreich am 15. Oct., Kaiſer Alexander am 16., und die Könige von beiden Sicilien und von Sardinien, nebſt mehrern andern italieniſchen Fürſten, ſpäter eintrafen. Diesmal erſchien auf dem Congreſſe kein brittiſcher Staatsminiſter; denn der Marquis von Londonderry hatte, in einem Anfalle von Schwermuth, durch die Laſt und die Verwickelung des bisher von ihm befolgten politiſchen Syſtems gedrückt, ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſein Nachfolger Canning aber wollte, dem Grundſatze ſtrenger Neutralität getreu, des brittiſche Staats- und Handelsintereſſe nicht durch gewaltſame Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel gefährden. Er ſchickte daher den Herzog von Wellington nach Wien und Verona, wohin ſich auch der bisherige brittiſche Geſandte am wiener Hofe begab. Von Seiten Frankreichs erſchienen der Staatsminiſter, Vicomte nunmehriger Herzog von Montmorency, und der franz. Bothſchafter am brittiſchen Hofe, der Vicomte von Chateaubriand. Außer dieſen waren noch mehrere ruſſiſche (z. B. Graf Pozzo di Borgo), franzöſiſche und andere Diplomatiker in Verona gegenwärtig; preußiſcher Seits Graf Bernſtorff und der Fürſt Hardenberg. Dieſer verließ jedoch, nach Entſcheidung der Hauptfrage, Verona, um Mailand und Genua zu ſehen, während ſein Monarch eine Reiſe nach Rom und Neapel unternahm. Fürſt Hardenberg ſtarb in Genua den 26. Nov. Unter den übrigen, in Verona anweſenden Perſonen wurde der Banquier, Baron Rothſchild bemerkt. Auch fand der durchreiſende Kronprinz Oscar von Schweden eine ausgezeichnete Aufnahme. Ueber den Gang der Verhandlungen zu Verona, bei welchen Fürſt Metternich den Vorſitz und Herr von Gentz das Protocoll führte, iſt jetzt (Jan. 1823) nur ſo viel bekannt, daß die Continentalmächte Frankreich die verlangte Befugniß, mit bewaffneter Macht die Halbinſel zur Wiederherſtellung einer monarchiſchen Verfaſſung zu zwingen, zugeſtanden und im nöthigen Falle Unterſtützung verſprochen haben; da jedoch England an dieſen Verhandlungen nicht Theil nahm und ſtets zu friedlichen Maßregeln rieth, da auch der franzöſiſche Finanzminiſter, Graf von Villele, der, den Krieg gegen die ſpaniſchen Cortes laut fordernden, ſogenannten Partei der Fanatiker, die triftigſten Gründe für die Beibehaltung des Friedens entgegenſtellte, und die von Verona nach Paris zurückgekommnen Staatsmänner dieſe Anſicht unterſtützten, da endlich die in Catalonien aufgeſtellte Glaubensarmee von den conſtitutionellen Truppen unter Mina geſchlagen worden war: ſo verſuchte Frankreich im December 1822 zuerſt den Weg gütlicher Unterhandlungen, um die Cortes zu einer Abänderung ihrer Conſtitution im Sinne des monarchiſchen Princips zu bewegen. In Anſehung der Spannung zwiſchen Rußland und der Pforte, beſchloß man zu Verona, durch den brittiſchen Geſandten bei der Pforte, Lord Strangford, der deshalb nach Verona berufen worden war, ein Ultimatum der Pforte vorlegen zu laſſen, das die genaueſte Erfüllung des bucharester Vertrags von 1812 verlangte; man wollte ſich jedoch der griechiſchen Inſur-

genten auf keine Art annehmen, daher auch die, in Ancona angekommenen Deputirten derſelben in Verona nicht zugelaſſen wurden. In Anſehung Piemonts wurde die gänzliche Räumung dieſes Landes von öſterreichiſchen Truppen, in Anſehung Neapels und Siciliens aber eine beträchtliche Verminderung des dortigen öſterreichiſchen Beſatzungsheers beſchloſſen, die weitere Organiſation des italieniſchen Staatenſyſtems ward jedoch vor der Hand noch ausgeſetzt. Indeß begab ſich König Ferdinand I. von beiden Sicilien, von Verona auf unbeſtimmte Zeit nach Wien. Auch die Form des deutſchen Bundestages zu Frankfurt ſollte von Verona aus eine Abänderung erhalten; endlich wurden einige Actenſtücke, die geheimen Geſellſchaften betreffend, in Berathung gezogen; über dieſe und andre Gegenſtände werden jedoch die Endbeſchlüſſe noch erwartet. Bis auf Neapel und Piemont, iſt alſo kein eigentliches Reſultat des Congreſſes zu Verona bekannt, ſondern in Anſehung der ſpaniſchen und der türkiſchen Frage der Weg der Unterhandlung eingeſchlagen worden, ſo daß die Berathungen über die ſpaniſche Sache in Paris fortgeſetzt werden. Die Monarchen verließen Verona in der Mitte des Decembers, um in ihre Staaten zurückzukehren. Die merkwürdigſte Erſcheinung auf dieſem Congreſſe iſt, daß das brittiſche Miniſterium, ſeit Canning's Eintritt in daſſelbe, einen; von der Continentalpolitik abweichenden Gang gewählt und durch den Herzog von Wellington jedes gewaltſame Einſchreiten in Spanien, wenn der König ungefährdet bliebe und Spanien ſeine Conſtitution nicht weiter zu verbreiten ſuche, widerrathen hat. Aber auch im Oſten ging Englands Politik dahin, jede Ergreifung der Waffen zu vermeiden. Werfen wir einen Geſammtblick auf alle vierzig Congreſſe, die ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in Europa gehalten worden ſind: ſo wird man nicht allein durch die fortgeſchrittene Bildung der diplomatiſchen Kunſt überraſcht, indem wir jetzt erleben, daß ein öſtreichiſcher Internuncius in der Audienz bei dem Großweſir türkiſch ſpricht, und ein Großweſir ſeinen Gegengruß deutſch ausdrückt, während im J. 1738 das öſterreichiſche Kabinet nicht einmal den Namen des regierenden Sultans wußte, weil es den, im J. 1730 abgeſetzten Sultan Achmed noch auf dem Throne zu ſehen glaubte; ſondern es bietet ſich auch die erfreuliche Bemerkung dar, zu ſehen, wie nach und nach der Charakter der europäiſchen Politik ſich veredelt; wie die kleinlichen Intereſſen einſeitiger Staatskunſt vor den größern des allgemeinen Staatenſyſtems und des Friedens von Europa zurückweichen; wie die Monarchen ſelbſt durch gegenſeitige Beſprechung den Gang der Verhandlungen abkürzen und vereinfachen, und wie die erſten Staatsmänner immer mehr den Grundſatz, daß die Sicherheit der Throne eben ſo ſehr durch das Heil der Völker, als die Völker-Wohlfahrt durch die Heiligkeit des Kronenrechts und der Herrſcherpflichten bedingt ſei, als den wahren Angelpunkt aller Staatskunſt vor Augen haben! K.

Congreve (William), einer der beſſern dramatiſchen Dichter der Engländer, ſtammte aus einer alten Familie in Staffordſhire. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind ziemlich unbekannt. Nach ſeinem Grabmale in der Weſtminſter-Abtei ward er 1672 geboren. Er ſelbſt nannte ſich einen Engländer, ob ihn gleich Andre zu einem Irländer gemacht haben. So viel iſt gewiß, daß er anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre wurde er nach London geſchickt, um die Rechte zu ſtudiren, die er aber bald gegen die Dichtkunſt vertauſchte. Er zeigte ſich früh als

Schriftſteller. Sein erſtes dramatiſches Werk, die mit großem Beifall aufgenommne Komödie: the old Bachelor, wurde 1693 aufgeführt. Sie war ihm ſehr einträglich und verſchaffte ihm die Gunſt des Lord Halifax, der ihn zu einem der Commissioners for licensing coaches etc. ernannte. The double Dealer, ein Luſtſpiel, 1694, genoß keiner ſo ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love geſpielt, ein Stück, welches die Handlungen der Menſchen treffender darſtellte, als die vorigen. Sein Trauerſpiel: The mourning Bride (1697) gehört zu den beſten Stücken der engliſchen Bühne und wird noch jetzt geſpielt. Sein letztes Schauſpiel: The Way of the World, gefiel nicht, und dies veranlaßte ihn zu dem Entſchluſſe, von nun an in der Zurückgezogenheit bloß ſich und ſeinen Freunden zu leben. 1710 gab er ſeine Miscellaneous Poems heraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer Erſcheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen er vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary for the Island of Jamaica, ein Poſten, der ihm 1200 Pfund eintrug. Wie ſehr er geſchätzt wurde, ſieht man unter andern daraus, daß Pope ihm ſeine Iliade zueignete. Er ſtarb zu London 1729. Als Schauſpieldichter war er originell. Seine Charaktere ſind glücklich gewählt, aber nicht immer der Natur getreu nachgebildet. Er war für das Drama geboren; aber ſeine Kräfte verließen ihn, wenn er in eine andre Sphäre trat.

Congreve (William), der berühmte Erfinder der, nach ihm ſogenannten Raketen, iſt geb. 1772. Er iſt in England nicht minder berühmt für ſeine Verbeſſerungen im Bau der Schleuſen bei Kanälen und als der thätigſte Mitarbeiter der Neuerungen bei dem engl. Heere. Man hat mehrere geſchätzte Schriften über hydrauliſche Gegenſtände und über die Wiſſenſchaft der Artillerie von ihm. Er iſt Parlamentsglied, gegenwärtig General bei der engliſchen Artillerie, Aufſeher über das königl. Laboratorium u. ſ. w. 1816 und 1817 begleitete er den Großfürſten Nicolaus auf ſeinen Reiſen in's Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraken mit einem Fallſchirme verſehen, der ſich auf dem höchſten Punkte des Wurfes entwickelt und in der Luft majeſtätiſch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günſtig iſt, auf den, zur Zerſtörung beſtimmten Gegenſtand niederfällt. (Ueber dieſe congrev'ſchen Raketen ſehe man noch den Art. Raketen.)

Conjugation, ſ. Sprachlehre. **Conjunction**, ſ. denſ. Art. Conjunction in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte. — **Conjunctiv**, ſ. Sprachlehre.

Connetable war ſchon ehedem in Frankreich einer der vornehmſten Kronbeamten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen von Geblüte hatte. Er war Groß-Schwertträger des Königs. Die Benennung wird abgeleitet von Comes stabuli, weil in den älteſten Zeiten dieſe Würde dem Ober-Stallmeiſter ertheilt zu werden pflegte. Dieſer hatte in der Regel auch den Oberbefehl über die Gendarmerie (Garde-Cavallerie) und ſo erhob ſich nach und nach der Connetable zum höchſten Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande. Ludwig XIII. hob 1627 die Stelle auf, weil ſie dem, der ſie bekleidete, zu großen Einfluß gab, und übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. 1804 wurde dieſe Stelle wieder errichtet und der Inhaber derſelben gehörte zu den fünf höchſten Kronbeamten. Sie erloſch mit Wiederherſtellung des Königthums.

Cönobit, ſ. Anachoret, Klöſter und Mönchsweſen.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, Enkel Kaiſer Friedrichs II. und eigentlicher Erbe von Neapel und Sicilien, nachdem ſein Vater, Conrad IV., 1254 vergiftet worden war. Papſt Clemens IV. wollte ihn als den Sohn eines, im Banne geſtorbnen Regenten nicht anerkennen und verſchenkte Sicilien an Carl von Anjou, Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig IX., des Heiligen. Da deſſen Verwaltung den Unterthanen nicht gefallen konnte: ſo riefen ſie den rechtmäßigen Erben, den Jüngling Conradin, die ihm gehörenden Königreiche einzunehmen. Conradin kam, begleitet von ſeinem treuen Jugendfreunde, Friedrich, Prinz von Baden, mit einem, etwa 10,000 Mann ſtarken Heere nach Italien (1267). Er ſchien erſt glückliche Fortſchritte zu machen, rückte 1268 mit ſeinem Heere in Rom ein, ward aber bei Tagliacozzo geſchlagen und auf der Flucht, verkleidet, nebſt ſeinem Freunde gefangen. Der gefühlloſe Carl gab nun, mit Bewilligung des Papſtes, 1269, den 25. Oct. auf dem Marktplatze zu Neapel das empörende Schauſpiel, den unglücklichen, erſt 16jährigen Jüngling, nebſt ſeinem Freunde Friedrich enthaupten zu laſſen. Conradin ſtarb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zuvor ſeinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reichs beſtimmt hatte, der auch wirklich 1282 Sicilien erhielt, als die ſicilianiſche Vesper der franzöſiſchen Gewalt ein Ende gemacht hatte. Wir beſitzen, muthmaßlich von Conradin, noch ein kleines poetiſches Andenken, ein deutſches Minnelied (die Liebe zur Poeſie und deutſchen Sprache hatte er von ſeinem Großvater, Friedrich II. geerbt —), das unter dem Namen König Conrads des jungen das zweite in der maneſſiſchen Sammlung von Minneſängern iſt, und ſich ſchließt: „Mich läßt die Liebe ſehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind.“ Ausführlich erzählt die unglücklichen Schickſale des unglücklichen Fürſten die bei dem Verleger des Converſationslexikon in 6 Bden erſcheinende treffliche Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit von Friedr. von Raumer.

Conring (Herrmann), einer der berühmteſten Gelehrteſten ſeiner Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Oſtfriesland, geb. 1606, ſtudirte zu Helmſtädt und Leiden vornehmlich Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmſtädt Profeſſor der Philoſophie, 1634 auch Doctor und Profeſſor der Medicin, und blieb hier bis an ſeinen Tod 1681. Er ward, wie es damals nicht ungewöhnlich war, für einen Polyhiſtor gehalten, und erlangte in den Wiſſenſchaften einen ſolchen Ruhm, daß er nicht nur 1649 von der Fürſtin zu Oſtfriesland und 1650 von der Königin Chriſtine von Schweden als Leibarzt berufen wurde, ſondern auch 1664 eine franzöſiſche Penſion von 2000 Liv. und 1669 den Titel eines däniſchen Etatsraths erhielt, auch in vielen wichtigen Reichs- und Staatsſachen zu Rathe gezogen wurde. Das größte Verdienſt als Lehrer und Schriftſteller erwarb er ſich um die Geſchichte des deutſchen Reichs und um das deutſche Staatsrecht, in welchem letztern er eine neue Bahn brach. Er ſchrieb zwar ſelbſt weder ein Syſtem, noch Compendium, aber deſto mehr Abhandlungen über einzelne Gegenſtände, die Andern zum Muſter dienen konnten, und deſto größer war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog. — Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, zugleich mit ſeiner Lebensbeſchreibung, wurde 1730 zu Braunſchweig in 7 Foliobänden von J. W. Göbe beſorgt. Seine Tochter, Eliſa Sophia, ward eine berühmte Dichterin. Erſt heirathete ſie den Amtmann Schröter zu Schlitz in Franken, hernach den Reichshofrath,

nachherigen gottorpſchen Kanzler und zuletzt Statthalter in Hadeln Freiherrn Chriſtian Ernſt von Reichenbach. — Ihre Schweſter, Maria Sophia, war ebenfalls Dichterin und Gelehrte und ehlichte 1696 den den Profeſſor Schelhamer. Beide ſchrieben auch über die Kochkunſt.

Conſalvi (Ercole), ein, durch Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichneter Kardinal, geb. 1757 zu Toscanella. Früh ſchon widmete er ſich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik und zeigte daneben warme Liebe für Muſik und Literatur. Seine lebhaft und öffentlich ausgeſprochnen Grundſätze über die franzöſiſche Revolution erwarben ihm die Gunſt der Tanten Ludwigs XVI. und durch dieſe die Stelle als Auditor der Rota. In dieſer Eigenſchaft war er beauftragt, auf die Anhänger der Franzoſen in Rom ein wachſames Auge zu haben, was er mit großer Strenge that — und was ihm 1798 beim Einfall der Franzoſen Gefangenſchaft und Verbannung zuzog. Als Secretär des Kardinals Chiaramonti wurde er bei deſſen Erhebung zum Papſt (Pius VII.) einer der erſten Kardinäle, und bald hernach Staatsſecretär. Conſalvi war es, der mit Napoleon das berühmte Concordat abſchloß und zu Paris unterzeichnete, wo er durch ſeine Schönheit, ſeinen Anſtand und ſeine Kenntniſſe gleiches Aufſehn erregte. 1806 trat der Kardinal Caſoni de Sarzana an ſeine Stelle als Staatsſecretär, und er lebte, wie ſein Gebieter, eine Art von Privatleben bis 1814, wo er als päpſtlicher Geſandter beim Congreß zu Wien erſchien und die Zurückgabe der Marken und Legationen erwirkte. 1815 wohnte er in derſelben Eigenſchaft allen Unterhandlungen mit Frankreich bei, während er zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfaſſung der päpſtlichen Staaten arbeitete, und das berühmte Edict: Motu proprio, 1816, hierüber entwarf und mit unterzeichnete. Er ſteht jetzt an der Spitze aller geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten Roms und ſcheint das Vertrauen des Papſtes im vollſten Maße zu beſitzen.

Conſcription, Ausſchreibung (Enrôlement) kriegsdienſtfähiger Mannſchaft aus den verſchiednen Cantons zu regulärer oder Landmiliz, zu Haus- und Linientruppen, Nationalgarden u. ſ. w. Sie iſt entgegengeſetzt der Werbung und dem Landſturm. Der Name kommt aus der militäriſchen Verfaſſung der alten Römer. Jeder römiſche Bürger mußte dem Staate vom 17. bis zum 45. Jahre als Soldat dienen, und deshalb fand keine Werbung, die freiwillig iſt, ſondern bloß Aushebung (delectus) Statt. Gewöhnlich und geſetzmäßig wurden jährlich 4 Legionen Fußvolk (6666 Mann eine Legion), zwei für jeden Conſul, und zu jeder Legion 300 Mann Reiterei, ausgehoben. Der Conſul, der zu den Zeiten der Republik jederzeit auch Anführer des Heers war, kündigte in jedem Jahre, nachdem die Kriegsoberſten (Legionstribunen) gewählt waren, durch ein Ausſchreiben, oder den Herold, die Auswahl oder Aushebung der Truppen an (milites cogere, colligere, scribere, conscribere), und dies iſt die eigentliche Conſcription. Alle dienſt- und waffenfähige Bürger mußten ſich bei Verluſt ihres Vermögens und der Freiheit auf dem Marsfelde oder Capitol verſammeln, wurden hier nach ihren Abtheilungen (Tribus und Centurien) in einer Ordnung, die das Loos entſchied, aufgerufen, und von den Oberſten dann aus jeder Abtheilung ſo viele ausgewählt, als man bedurfte. Dies dauerte, bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer ſtehende Heere unterhalten, und dieſe größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. Frankreich hatte bei dem ſtehenden Heere in neueſter Zeit jene Einrichtung nachgeahmt, und die Conſcription für

Staatsgrundgeſetz erklärt. Jeder franzöſiſche Bürger war geborner Soldat und verpflichtet, als ſolcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 60. Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannſchaft, welche das beſtimmte Alter erreicht hatte, einberufen und unter die Militärdiviſionen vertheilt. Eine eigne General-Inſpection der Revüen und der Militär-Conſcription, welcher ein Staatsminiſter als General-Director vorſtand, war damit beauftragt. In mehrern Staaten des ehemaligen Rheinbundes war dieſelbe Einrichtung getroffen. Sie iſt aber ſeit Napoleons Sturz als eine, durch den Mißbrauch, den dieſer davon machte, verhaßt gewordne Einrichtung allenthalben wieder abgeſchafft, oder doch anders geſtaltet worden, ohne daß jedoch die Regierungen von dem, an ſich richtigen und in ſeinen Folgen ſehr fruchtbaren Grundſatze der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Weſen der Conſcription beruht, abgegangen wären. Nur in Dänemark blieb man bei dem alterthümlichen Grundſatz, alle Städte für militärfrei und mit Ausnahme des Adels der Angeſtellten und ihrer Familien, alle, auf dem Lande geborne Jugend für militärpflichtig in der Regel zu erklären. Der Grund der Regierung bei dieſer eigenthümlichen Einrichtung iſt die vermuthete größere Mannskraft der Landjugend, ſie iſt aber falſch bei der ärmlich ernährten jungen Mannſchaft, und veranlaßt daß ſehr häufige Austreten der eigenthumloſen Jünglinge über die Grenze gegen die Periode der Einrückung in die Militärpflicht.

Conſecration, die Einweihung, insbeſondre des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der katholiſchen Kirche die Verwandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti (ſ. Abendmahl); desgleichen auch die feierliche Einweihung eines Biſchofs oder Erzbiſchofs zu ſeinem Amte.

Conſens (gerichtlicher), iſt die ſchriftliche und ausdrückliche Einwilligung der Obrigkeit zu irgend einem Geſchäfte, z. B. zur Erborgung eines Capitals auf ein Grundſtück. Die Urkunde darüber heißt Conſens-Urkunde. Die auf ſolche Art gemachten Schulden haben beſondre Vorrechte (vergl. Hypothek.) Es gibt Staaten, wo man dieſe ſehr überflüſſigen Conſenſe nicht kennt und wo doch die Grundſtücke mehr Werth haben und mehr Kredit exiſtirt, als in den Staaten, wo die Obrigkeit zur Eventualceſſion des Schuldners — das Weſen jeder Hypothekſtellung — den immer koſtbaren und weitläufigen Conſens erſt ertheilt. Beim Militär darf der Soldat und der Offizier niedern Ranges in der Regel ſich nicht verheirathen ohne vorgängige höhere Erlaubniß, welche ſchriftlich ertheilt und ebenfalls Conſens genannt wird.

Conſervatorien heißen in Italien die öffentlichen Muſikſchulen, weil ſie beſtimmt ſind, die Kunſt zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. Sie ſind öffentliche, fromme Stiftungen, auch Hoſpitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Koſt, Kleidung und Unterricht. Man nimt aber auch Penſionärs darin auf, die hier muſikaliſche Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conſervatorien allem Privatunterricht vorzieht. In Neapel gab es drei Conſervatorien für Knaben, in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteſte unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer geweſen, und unter ſeinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfoſſi, Paeſiello u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Zöglinge von 8 bis 10 Jahren im

Conſervatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm ſolche vom 8 bis zum 20 Jahre darin auf. Die Zeit, für welche ſie ſich verpflichten mußten, zu verbleiben, war gewöhnlich auf acht Jahre feſtgeſetzt. Bemerkte man indeſſen kein Talent an ihnen, ſo wurden ſie bald zurückgeſchickt. Die Conſervatorien für Mädchen in Venedig waren auf denſelben Fuß eingerichtet. Sie hießen Ospedale della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'Ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sachini war lange im letztern der erſte Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen ſehr ſtrenge gehalten, und ſie blieben gemeiniglich ſo lange in den Conſervatorien, bis ſie verheirathet wurden. Alle Inſtrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen geſpielt. Aus dieſen Conſervatorium iſt immer die große Anzahl von Componiſten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa überſchwemmt haben. In Neapel iſt nur noch das Conservatorio della Pietà beibehalten. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conſervatorium errichtet, deſſen Direction Aſiolin erhielt. Es hat 14 Profeſſoren und 60 Zöglinge. In Frankreich war bis zu dem Zeitpunkte, wo die italieniſche und deutſche Muſik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andre große Meiſter bekannt wurde, die Muſik überhaupt wenig getrieben. Jetzt fühlte man, daß man erſt Sänger bilden müſſe. Die Oper legte alſo eine Muſikſchule an und 1784 ward ſie zur École royale de chant et de déclamation erhoben. Indeſſen entwickelte ſich dieſe Anſtalt erſt in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte das Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Inſtrumental-Muſikern zu verſorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Instistut national de Musique. Späterhin erhielt es 1795 ſeine ſchließliche Einrichtung und den Namen Conservatoire. Es ſollte für beide Geſchlechter dienen; 600 Zöglinge ſollten aus allen Departements dazu gewählt werden und 115 Lehrer wurden dabei angeſtellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken geſetzt, 1802 aber auf 100,000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Zöglinge beſchränkt. Der Unterricht theilte ſich in den für Muſik und den für Declamation zur Bildung für das Theater. Es ſind immer die ausgezeichnetſten Lehrer angeſtellt geweſen, unter denen wir hier nur Goſſec, Mehul, Garat und Cherubini nennen wollen. Seit ſeiner Errichtung (1793) hat es bereits über 2000 Muſiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlaſſen. Ueberhaupt iſt das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunkt für alle Muſikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge ſind die glänzendſten öffentlichen Concerte in Paris. Insbeſondre iſt die Ausführung der Simphonien unübertrefflich. Es hat ſich auch noch dadurch ſehr verdient gemacht, daß es faſt in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder ſogenanante Methoden herausgegeben hat, die zu den geſchätzteſten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt ſind.

Conſigniren, eigentlich verſiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbeſondre conſigniren, Waaren an Jemand in Commiſſion zum Verkauf ſchicken, wogegen der Abſender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Hälfte des Geldbetrags in Wechſel, in zwei bis drei Monate Zeit zahlbar, auf denjenigen entnimt, an den die Waaren conſignirt worden ſind, der dagegen auch die Aſſecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu beſorgen pflegt, damit das Geſchäft für ihn um ſo ſicherer und einträglicher iſt. So

conſignirt der Königsberger Getreide, der Amerikaner Tabak, Reiß, Häute, der Sachſe Wolle auf die Märkte nach Amſterdam, Hamburg und London, als die vorzüglichſten Stapelplätze des Continental-Handels und engliſchen Verkehrs.

Consilium abeundi, wörtlich der Rath, ſich zu entfernen, iſt auf den Univerſitäten eine mildere Art der Relegation, welche den, auf dieſe Weiſe Verwieſenen nicht hindert, auf einer andern Univerſität ſeine Studien fortzuſetzen und überhaupt ſeine bürgerliche Ehre nicht verletzt, da ſie nicht wegen wirklicher Verbrechen, ſondern nur jugendlicher Unbeſonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Conſiſtorium eine, von dem Landesherrn, oder einer kirchlichen Gemeinde angeordnete Behörde, welche die der Kirche zuſtändigen Rechte, in Anſehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewiſſen Landbezirks oder einzelnen Ortes, ausübt. Der Name ſchreibt ſich aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, beſonders Kaiſer Hadrians († 138 nach Chr.) her; dieſe hatten ſtets ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei ſich, welche beiſammen ſein (consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu ſprechen, welche unmittelbar vor den Kaiſer kamen. Das Collegium hieß: Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (ſ. d. Art.) durch die, den Biſchöfen ertheilte Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen eingeleitet wurde, richteten dieſe ihre geiſtliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben ſo wurden auch in proteſtantiſchen Ländern nach der Reformation zweckmäßig Conſiſtorien eingeführt. Sie ſind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrſchaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magiſtrat allein dieſe Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten eben ſo, wie andere weltliche Rechtsſachen, in den Verſammlungen des Magiſtrats entſchieden. Die Conſiſtorien ſind entweder: 1. Landesconſiſtorien, welche gewiſſe beſtimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines beſtimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr ſich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfaſſung von ſeinen Dienern in ſeinem Namen angeordnet werden; oder 2. mittelbare Conſiſtorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge beſondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es in Deutſchland, z. B. in der ſächſiſchen Oberlauſitz, Conſiſtorien, die von einer einzelnen Standesherrſchaft, einer landesſäſſigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbeſitzer beſtellt ſind. Dieſe ſchreiben ſich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo in der, mit Böhmen verbundnen Lauſitz, die proteſtantiſchen örtlichen Autoritäten nach den kaiſerlichen Majeſtätsbriefen einzelne Städte, Standesherrſchaften und Rittergutsbeſitzer ſich in den Beſitz des Rechts, dieſe Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, ſetzten. So wie es übrigens in Anſehung der Perſonen, welche dem Conſiſtorium unterworfen ſind, auf die Landesverfaſſung, oder den Umfang der den Conſiſtorien zuſtehenden Rechte ankommt; bisweilen ſtehen unter ihnen alle, ein geiſtliches Amt bekleidende Perſonen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundſtücke der Kirche beſitzen; endlich alle weltliche Perſonen höhern oder niedern Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Conſiſtorialſache iſt, — ſo gehören zu dieſen eigentlichen Conſiſtorialſachen beſonders: Eheſachen, Beſetzung der kirchlichen Aem-

ter, Streitigkeiten über dieſe, ſo wie über Gottesäcker und Begräbniſſe, ferner die Aufſicht über die geiſtlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienſt, Liturgie und Kirchengebräuche, Stadt- und Landſchulen; endlich die Aufſicht über alles, den Kirchen und geiſtlichen Caſſen zuſtändige Vermögen und ihre Grundſtücke. Im beſondern Verſtande heißt Conſiſtorium das höchſte Staatscollegium am päpſtlichen Hofe, in welchem die Kardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Conſiſtorium verſammelt ſich wöchentlich einmal im päpſtl. Palaſte; die außerordentlichen und ſogenannten geheimen Conſiſtorien beruft der Papſt nach dem Drang der Umſtände, die eine neue kirchliche Einrichtung bedürfen. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Kardinäle, der Erz- und Biſchöfe, werden in dieſem Conſiſtorio verhandelt.

Consolato del mare, ſ. Handelsrecht.

Conſole heißt in der Baukunſt das an einer Wand Befeſtigte, Hervorragende, worauf etwas geſetzt oder geſtellt wird, z. B. Vorſprünge, worauf man Büſten u. dergl. ſetzt. Man hat im Deutſchen auch das Wort Kragſtein dafür.

Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds.

Conſonanten, in der Sprachlehre, ſind Mitlauter, d. h. ſolche Buchſtaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbſtlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen ſind: B, C, D, F, G u. ſ. w.

Conſtable, der Name eines Amts in England. Die allgemeine Obliegenheit aller hohen und niedern Conſtables iſt Beſchützung des Landfriedens. Der Lord Ober-Conſtable, der ſiebente in der Reihe der Kronbeamten, war in frühern Zeiten, nebſt den Marſchall von England, Richter des Rittergerichtes, oder Kriegsgerichts, und hatte eine ausgedehnte Gewalt, die aber ſpäter beſchränkt, und nicht mehr erblich blieb, auch nicht für immer ſondern nur für eine beſtimmte Gelegenheit, z. B. bei einer Krönung verliehen wurde. Eine ähnliche Würde gleiches Namens beſteht noch in Schottland, und iſt in der gräflichen Familie Errol erblich. Jetzt nennt man Ober-Conſtables (High-Constables) diejenigen Polizeibeamten, die in gewiſſen Bezirken ſeit der Regierung Eduards I. als Aufſeher der öffentlichen Sicherheit angeordnet wurden, und entweder von den ſogenannten Mannengericht (court leet) oder von der Verſammlung der Friedensrichter gewählt werden. Unter ihnen ſtehen die in einzelnen Gemeinden beſtellten Conſtables, welche Geſchworne bei dem Mannengericht der Gemeine, oder in deren Ermangelung zwei Friedensrichter wählen. Der Conſtable hat eine ſehr ausgedehnte Gewalt, unter den geſetzlichen Bedingungen zu verhaften, ſeine Hauptobliegenheit aber iſt, bei Tag und Nacht in ſeinem Bezirke für die öffentliche Sicherheit zu wachen. Sein nächſter Vorgeſetzter iſt der **Friedensrichter** (ſ. d. Art.) er ſelber aber wählt ſeine ihm verantwortlichen Wächter. Die in 26 Bezirke (Wards) abgetheilte Stadt London, hat eben ſo viele Conſtables, die von den Bewohnern jedes Bezirks am Thomastage gewählt, und dann von einer aus Rathsherrn (Aldermen) zuſammengeſetzten Behörde beeidigt werden. Jeder dieſer Conſtables muß das Wappen des Königs und der Stadt London über die Thüre ſeiner Wohnung ſetzen. Es gibt auch einige von gewiſſen Oertern benannten Conſtables z. B. Conſtable des Tower, des Schloſſes Windſor, die ſo viel als Schloßaufſeher oder Kaſtellane ſind. Vergl. d. Art. in der neuen Folge d. Werks. — **Conſtabler** hieß ehemals bei dem Militär ein, bei der

Artillerie Angeſtellter, welcher an die Kanoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch ſelbſt die Stücke losfeuern half. —

Conſtant de Rebecque (Benjamin), der Sohn eines holländiſchen Generals, welcher ſich in ſein Vaterland, die franzöſiſche Schweiz, zurückgezogen hatte, und dort die Milizen befehligte, geb. 1767 zu Genf. Auf dem Carolinum zu Braunſchweig und ſpäter für die Rechtswiſſenſchaft ausgebildet, trat er dort ſpäter in Hofdienſte, die ihn aber nie banden; denn er lebte bald in Paris, bald im Waadtland, bis er ſich ganz an Frankreich anſchloß. Zu Anfang der Revolution begab er ſich nach Paris, führte 1796 vor dem Rath der Fünfhundert die Sache ſeiner, durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute und zeichnete ſich bald durch mehrere Schriften über Staatsverfaſſung und Revolutionsgegenſtände aus, während er eifrigſt die deutſche Sprache und Literatur ſtudirte. Mehr Aufſehen erregte er noch 1797, als Mitglied des Cercle constitutionel durch das Feuer ſeiner Reden, und bereitete ſich dadurch die Ernennung zum Tribun vor, in welcher Eigenſchaft er vorzüglich für Gleichheit der Bürger, für das Repräſentativſyſtem und die Freiheit der Preſſe alles in Bewegung ſetzte, ſo wie für die Erhaltung der ordentlichen Juſtiz. Aber ſeine Reden und Schriften hatten ihn dem erſten Conſul gehäſſig machen müſſen, und ſo wurde er 1802 von ihm ſeiner Tribunenwürde entledigt. Gleiche Geſinnungen ſchloſſen ihn an die Frau von Stael an; mit ihr bereiſte er mehrere Staaten, bis ihm Buonaparte erlaubte, für kurze Zeit einigemal nach Paris zurückzukehren. Endlich ging er nach Göttingen und beſchäftigte ſich dort vorzüglich mit deutſcher Literatur und einem großen Werke über die Geſchichte der verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes. Im Gefolge des Kronprinzen von Schweden erſchien er 1814 wieder zu Paris, und zeigte ſich öffentlich als einen muthigen Eiferer für die Sache der Bourbons, beſonders in dem verhängnißvollen März 1815, durch mehrere heftige Artikel im Journal de Débats. Dennoch ließ er ſich von Buonaparte im April zum Staatsrath ernennen, und arbeitete mit an der Conſtitution des Maifeldes, welche er auch in mehreren Schriften lebhaft vertheidigte. Nach der Rückkehr des Königs ging er nach Brüſſel, wo er als Privatmann lebte, bis ihm im Nov. 1816 die Rückkehr nach Paris geſtattet wurde, worauf er, 1819, zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt ward. In allen neuern Verhandlungen ſtand er immer auf der Seite der Conſtitutionellen, oder Gemäßigten; er genießt die Achtung der Franzoſen und gilt im Auslande für einen ihrer beſten und gründlichſten Schriftſteller der Zeit. Als Redner ſteht ihm alle Kunſt der Dialektik zu Gebote, doch ſchreibt er vielleicht noch beſſer, als er ſpricht. Klare Lebendigkeit im Styl, Phantaſie und oft wiſſenſchaftliche Tiefe in ſcharfer Beobachtung, zeichnen ſeine Schriften vor den meiſten rühmlich aus, obgleich er ſich oft dem Hang nach Declamation, Witzelei und Trugſchlüſſen nicht entziehen kann. Seine bedeutenden Schriften ſind: Effet de la terreur; de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapports avec la civilisation Européenne, 1814, 8. — Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs, et les garanties dans une monarchie constitutionelle, 1814, 8. — De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux, sous le rapport de l'intérêt du gouvernement, 1814. 8. — Observations sur le discours prononcé par S. E. le ministre de l'interieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse, 1814.

8. — De la responsabilité des ministres, 1815. 8. — Principes de politique, applicables à tous les gouvernements représentatifs et particulièrement à la Constitution actuelle de la France, 1815. — Principes du droit public, 1815. 8. — Adolphe anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu, 1816. 12. — Beinahe ſämmtliche Werke erſchienen in mehrern Auflagen und Ueberſetzungen. Außerdem hat er Schillers Wallenſtein für die franzöſiſche Bühne bearbeitet. Mehr über Benjamin Conſtant findet man in der erſten Abtheilung des 11. Bandes d. Werks. Dieſem können wir hier nun noch nachtragen, daß man bei den neuen Wahlen von 1823 ihn nicht wieder in der Kammer gewählt und er gleichzeitig von dem Zuchttribunal wegen Preßvergehen zu einer Gefängnißſtrafe von mehrern Wochen verurtheilt wurde.

Conſtantia=Wein, ſ. Cap.

Conſtantin Paulowitſch, Großfürſt von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., jüngerer Bruder des Kaiſers Alexander, geb. 1779. Raſche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verſtand, ſchneller Blick und eine, an Verwegenheit grenzende perſönliche Tapferkeit ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften dieſes Fürſten. 1799 unter Suwarow und 1805 unter Alexanders Oberbefehl zeichnete er ſich als tapfrer Soldat und kühner Heerführer gleich rühmlich aus. Bei Auſterlitz verrichtete er an der Spitze der Garden Wunder der Tapferkeit, nachdem ihn ſein Feuer zu unvorſichtigem Vorrücken verleitet hatte. 1812, 1813 und 1814 begleitete er den Kaiſer auf allen Heereszügen erſchien dann beim Congreß in Wien mit allgemeiner Auszeichnung, und erhielt vom Kaiſer Franz ein Küraſſier=Regiment. Hierauf eilte er nach Polen, um die Angelegenheiten dieſes neuen Reichs zu ordnen. Er wurde nach und nach zum Militär=Gouverneur und Generaliſſimus der polniſchen Truppen und zum Deputirten auf dem letzten Reichstage ernannt. Er reſidirt zu Warſchau mit großem Glanz und ſcheint die Achtung aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben. Im März 1820 ward er von ſeiner bisherigen Gemahlin, einer Prinzeſſin von Koburg, welche in der Schweiz lebt, geſchieden, und vermählte ſich bald darauf, unter Genehmigung des Kaiſers, mit einer polniſchen Gräfin, Johanna Grudzinska, die ſpäterhin vom Kaiſer, nach den in der Woywodſchaft Moſovien gelegenen und dem Großfürſten geſchenkten lowiczer Gütern zu einer Fürſtin von Lowicz erhoben wurde, mit der Beſtimmung, daß die aus dieſer Ehe etwa entſprießenden Kinder denſelben Titel führen ſollten. Kurz vor der Vermählung war durch einen kaiſerl. Ukas als Reichsgrundgeſetz feſtgeſtellt werden, daß Kinder kaiſerl. Prinzen und Prinzeſſinnen, denen von mütterlicher Seite die Abſtammung einer regierenden Dynaſtie fehle, auf den Thron keinen Anſpruch zu machen hätten.

Conſtantinopel (Konſtantinsſtadt), von den Morgenländern Konſtantina oder Konſtantinia, ſonſt auch von den Türken Iſtambol (d. h. in der Stadt), von den Wallachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsſtadt) genannt, wurde von Conſtantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im J. 330 eingeweiht und nach ihm genannt. Es war bis 1453 die Haupt= und Reſidenzſtadt der oſtrömiſchen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkiſchen Kaiſer. Es liegt in der Statthalterſchaft Rom=Ili (Rumelien), an dem Meere von Marmora und dem ſüdweſtlichen Ausgange der thraziſchen Meerenge, welche Europa von Aſien trennt, und hat einen großen und ſi=

chern Hafen. Das äußre Anſehen der Stadt iſt prächtig wegen der herrlichen amphitheatraliſchen Lage, wegen der Paläſte und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moſcheen; aber das Innre ſtimmt wenig damit überein. Die Straßen ſind meiſtens eng, unſauber und abhängig, der größte Theil der Häuſer niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Auch fehlt es an öffentlichen Plätzen. Der größte freie Platz iſt der Atmeydan, welcher 250 Schritte lang, 150 breit und mit einem 60 Fuß hohen Obelisk aus Granit geziert iſt. Die Luft zu Konſtantinopel iſt geſund, und die jährlich graſſirende Peſt wird nur aus Egypten hinübergebracht, und durch den Mangel an allen Gegenanſtalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die, vom ſchwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt, aber eben dieſe Winde bringen oft einen ſchnellen und ſehr empfindlichen Uebergang der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt ſelbſt hat, ohne die Vorſtädte, $2\frac{1}{2}$ deutſche Meile im Umfange. Mit den Vorſtädten hingegen beträgt der Umfang 12 Meilen. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorſtädten ſchätzt man nach der Mehlconſumtion auf 1 Million Einwohner oder nahe daran, wovon über 200,000 griechiſche, über 40,000 armeniſche Chriſten, über 60,000 Juden, der Ueberreſt aber Türken waren. Die Zahl der Häuſer wird auf 88,000 gerechnet. Nach dem Muſter Roms wurde Konſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es ſich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Geſtalt eines Dreiecks mit gebognen Seiten und mit ſtumpfen Winkeln an der Spitze. Dieſe Spitze grenzt an die Meerenge, die Nordſeite an den Hafen, die Südſeite an das Mare di Marmora; die Weſtſeite, oder die Baſis des Dreiecks, hängt mit dem feſten Lande zuſammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogner Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieſer Südweſtſeite, nicht weit von dem Meere, befindet ſich im Umfange der Mauer das Schloß der ſieben Thürme. Es hatte anfänglich ſieben, ſpäter acht Thürme in ſeinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier, und 1766 noch einer einſtürzten. Zu dem, zum Arſenale gehörigen Quartiere, welches ſich auf die andre Seite des Kanals des ſüßen Waſſers herumſchlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die ſich bis gegen Galata erſtrecken. Man begreift ſie unter dem Namen Kaſſum-Paſchi. Hier befindet ſich die Wohnung des Kapudan-Paſcha, das Zeughaus, die Schiffswerft, wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon iſt die Banie oder das Gefängniß der kaiſerlichen Sklaven, die an dieſem ſumpfigen Orte unter harter Arbeit ſehr übel gehalten werden. Die Vorſtadt Galata, mit einer eignen Mauer umgeben, liegt, dem Serail gegenüber, an dem Hafen oder dem Kanale, welcher aus dem ſchwarzen Meere kommt, iſt von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und maſſiver Häuſer, und iſt der Sitz der europäiſchen Kaufleute. Noch weiter an dem Kanale hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Tophana liegt die Vorſtadt Pera, wo die europäiſchen Geſandten wohnen. Nicht weit davon iſt der offne Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meißentheils von Griechen bewohnte Vorſtadt, St. Dimitri genannt. Schifft man nach der aſiatiſchen Seite hinüber, ſo erſcheint, faſt in der Mitte des Kanals, auf einen Felſen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Feſtung und Gefängniß abgibt, und mit eini-

gen Kanonen beſetzt iſt. Jenſeit liegt die Vorſtadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfange. Die Befeſtigung von Konſtantinopel iſt unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen beſetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backſteinen erbaute Mauer, die auf der Landſeite doppelt und mit einem breiten, ausgemauerten Graben verſehen iſt, ſchließt die Stadt ein. Auf der Landſeite befinden ſich ſechs Thore, nach dem Mare di Marmora ſieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorſtädte ſind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten, von den Griechen und Genueſern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Dies iſt nicht ein Palaſt, ſondern eine Sammlung von Wohngebäuden, Bädern, Moſcheen, Kiosks, Gärten und Cypreſſenhainen. Der türkiſche Name heißt eigentlich Serai (Schloß) und zum Unterſchiede von andern Schlöſſern nennen es die Türken wohl auch Padiſhah Serai (das kaiſerliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südoſt hat es den Meerbuſen von Nicäa, Aſien und beſonders Scutari; gegen Nordoſt die ſchönen Gegenden des Kanals, der aus dem ſchwarzen Meere kommt, und die Vorſtädte Tophana, Pera, Galata, welche ſich an den Bergen gleichſam teraſſenartig erheben. Mit ſeinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Kanälen zu mit Kanonen beſetzt iſt. Dieſe werden während der Spazierfahrten des Kaiſers und bei öffentlichen Freudensbezeigungen abgefeuert. Einzelne Schüſſe aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail iſt mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. ſ. w., ſind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem ſich auf der einen Seite die vormalige Sophienkirche, auf der andern aber eine ſchöne Fontäne befindet, iſt ziemlich hoch und weit, und führt zu dem erſten unregelmäßigen und ſchlecht gepflaſterten Hofe, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verſchiedne andre Gebäude ſtehen. Hier iſt auch die Hofmoſchee. In einer Entfernung von ungefähr tauſend Schritten von der äußern Pforte befindet ſich das zweite Thor. Es iſt, wie das erſte, von Kapidichi's bewacht und führt auf den zweiten Hof, welcher kleiner, aber ſchöner, als der erſte, iſt. Die Gebäude rund herum ſind nicht von einerlei Höhe, ſie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte iſt ein ſchöner Springbrunnen, beſchattet von vielen Cypreſſen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigſte unter den Gebäuden hier iſt der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch die nur, wenn ſie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen werden, betreten dürfen. Nur die Geſandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienzzimmer des Sultans, das ſich in dem innerſten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel iſt. Weiter läßt ſich von dieſem innerſten Gebäude, das der eigentliche Wohnſitz des Kaiſers und der Frauenzimmer iſt, nichts entdecken. Von außen ſieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt ſind, zuſammenlaufen. Außer dieſem Hauptſerail iſt faſt in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski-Serai, von Mahomed II. erbaut, worin man die Weiber und Sklavinnen des abgegangnen Kaiſers einſperrt, um deſſen Tod lebenslang zu beweinen, dafern ſie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dſchami's und Moſcheen beläuft ſich auf faſt 500. Darunter iſt die älteſte und merkwürdigſte die, von Juſtinian erbaute ehemalige

Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geiſtes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Jedem, der nicht Muſelmann iſt, iſt ohne eine beſondre Erlaubniß des Sultans, der Eintritt in dieſelbe verboten. Die Kuppel ruht auf Säulen, welche mit Marmor belegt ſind. An dieſe große Kuppel ſchließen ſich noch 8 Halbkuppeln an. Der Fußboden iſt mit Porphyr und Verde antico ausgelegt, und mit reichen Teppichen bedeckt. Von außen ſieht man nichts als einen Haufen unſcheinbarer Maſſen; die vielen, ungleichartigen Zuſätze machen nichts Zuſammenhängendes aus; nur die Kuppel erhebt ſich majeſtätiſch. Die vier Minarets, welche Selim II. hat aufführen laſſen, ſtehen iſolirt, haben jeder eine andre Form und ſind gothiſchen Thürmen ähnlich. Nächſtdem ſind die berühmteſten die Moſcheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide, der Mutter Mahommeds VI., und von Bajazed. Bethäuſer (Metſcheds) zählt man 5000; ferner 23 griechiſche, 3 armeniſche, 1 ruſſiſche, 9 katholiſche Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiſerliche Koſten über 1,600 junge Türken zu künftigen Kirchen= und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranſtalten (Medreſe) mit freiem Unterricht und Pflege, 1,300 Kinderſchulen, 13 öffentliche Bibliotheken, doch keine über 2,000 Manuſcripte ſtark und ohne alle gedruckte Bücher. Ferner gibt es hier Karavanſerais, eine mathematiſche und Seeſchule, türkiſche, armeniſche und jüdiſche Buchdruckereien und eine Menge Kaffehäuſer, in chineſiſchem Geſchmack verziert und ſonderbar ausgemahlt, wo ſich Leute aus allen Ständen verſammeln; manche rauchen den größten Theil des Tages hindurch, dreißig bis vierzig Pfeifen Taback, und verzehren eben ſo viel Taſſen Kaffee. Zu den öffentlichen Häuſern gehören auch die Teriak=Hane oder Opiumbuden, wo ſich die Gäſte gewöhnlich des Abends verſammeln, einige Pillen Opium verzehren, ein Glas Waſſer dazu trinken, und nun die Entzückung abwarten, die auch nicht lange ausbleibt. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollne, ſeidne und leinene Zeuge, Teppiche, Schabracken und Brieftaſchen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold=, Silber=, und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinſchneidereien, geſchickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Konſtantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars Bezeſtens geführt. In den Bazars befinden ſich Kaufleute von allen Nationen des türkiſchen Reichs. Es ſind anſehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Miſr Chartſché, der ägyptiſche Markt, enthält lauter Waaren aus Kairo, beſonders Mineralien und Arzneimittel. Andre Theile des Bazar ſind mit Juwelirern und mit Buchhändlern beſetzt, die türkiſche, arabiſche und perſiſche Manuſcripte feil haben. Meiſtens haben einzelne Artikel ihre beſondern Gaſſen. Die Pelzhändler, Schumacher und Pfeifenmacher ſind jede in ihrer Gaſſe, und finden ſich nicht durch die ganze Stadt zerſtreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt iſt der Handel Konſtantinopels bedeutend, und befindet ſich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier, und Juden. Von den europäiſchen Nationen (hier Franken genannt) handeln beſonders die Italiener, Ruſſen, Engländer und Franzoſen hieher. In der Nähe von Koſtantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorſtadt deſſelben, mit einer Moſchee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäiſchen Geſandten dient, welche hier Landhäuſer nach orientaliſcher Art beſitzen; Belgrad, Dorf, ſonſt gleichfalls von den Geſandten im Sommer beſucht, jetzt wegen der ſchädlichen Luft ziemlich verlaſſen;

Fondukli mit mit einem Schloſſe; Dulmach Baktſche (der Melonengarten) ein großherrlicher Palaſt, in chineſiſchem Geſchmacke; Beſchiktaſch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaſte, der aber 1816 größtentheils abgebrannt iſt.

Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaiſers Conſtantinus Chlorus und der Helena, geb. im J. Chr. 274. Als Diokletian des Conſtantins Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewiſſermaßen als Geißel an ſeinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diokletian und Maximianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte ſich Galerius, der auf den Jüngling eiferſüchtig war, ſich von ihm zu befreien; Conſtantin fand bei ſeinem Vater in Britannien Zuflucht, und wurde, nach deſſen bald darauf erfolgten Tode von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiſer ausgerufen. Galerius weigerte ſich zwar, ihn als Auguſtus anzuerkennen und bewilligte ihm nur den Titel Cäſar. Conſtantin nahm aber deſſen ungeachtet die Länder ſeines Vaters: Gallien, Hiſpannien und Britannien in Beſitz. Seine erſten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüſteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangnen, ging über den Rhein, überfiel und zerſtreute ſie. Bald darauf richtete er ſeine Waffen gegen Maxentius, der ſich mit Maximus wider ihn verbunden hatte. Als er ſich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze ſeines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inſchrift: In hoc signo vinces (unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen). In der darauf folgenden Nacht aber erſchien ihm Chriſtus ſelbſt und befahl ihm, eine Fahne in Geſtalt jener Lichtſäule zu führen, die er geſehen hatte. Conſtantin gehorchte dieſem Befehle und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Laborum genannt wurde. Eine Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und ſchlug das Heer des Maxentius, welcher ſich auf der Flucht in die Tiber ſtürzte. Conſtantin zog triumphirend in Rom ein, ſetzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle diejenigen, die gegen ihn Partei genommeu hatten. Der Senat erklärte ihn zum erſten Auguſtus (oberſten Kaiſer) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Katechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen ſeinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkt. Das folgende Jahre, 313, wurde merkwürdig durch das Edict des Conſtantinus und Licinius zu Gunſten der Chriſten. Jedem wurde freigeſtellt, ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten fand, aber den Chriſten wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, ſondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden. Dieſes Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Sieg des Chriſtenthums und Sturz des Heidenthums. Conſtantinus hatte ſeine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztre, aus Eiferſucht über Conſtantins Ruhm, einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Chriſten zu verfolgen anfing. Beide Kaiſer griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Pannonien auf einander. Conſtantin, umgeben von Biſchöfen und Prieſtern, flehte den Beiſtand des Gottes der Chriſten an; Licinius, ſeine Wahrſager und Magier um Rath fragend, empfahl ſich dem Schutze ſeiner Götter. Es kam zur Schlacht; Lici-

nius wurde geſchlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieſer ihm auch gewährte. Aber nicht lange nachher wurde Licinius, der die Feindſeligkeiten erneuert hatte, wieder geſchlagen, gefangen und auf Conſtantins Befehl getödtet. Dieſer wurde nun allein Herr des abend= und morgenländiſchen Reichs, und ſeine Hauptſorge war die Befeſtigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anſtalten der Ausſchweifung aufhob, die Kinder der Armen auf ſeine Koſten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, ſich über ſeine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Ausſagen ſelbſt anzuhören, ſondern auch die Kläger, wenn ihre Beſchwerden ſich gegründet fänden, zu belohnen verſprach. Er verringerte die Grundſteuer um ein Viertel und ließ, um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Kataſter anfertigen. Der Fiscus zog zu ſeinem Vortheile das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Conſtantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er ſagte der Tod im Gefängniſſe für einen Unſchuldigen entſetzlich, und für einen Schuldigen zu ſüß ſei: ſo befahl er, die Gefangnen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungeſunde Kerker und verletzende Feſſeln. Sein Grundſatz war, man müſſe ſich des Angeklagten verſichern, nicht aber ihn leiden laſſen. Er erlaubte den Kranken, Witwen und Waiſen, von dem Ausſpruche des Ortsrichters zu appelliren und verſagte dieſe Appellation ihren Widerſachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter ſich die hinterlaſſenen Sklaven; Conſtantin verbot, bei dieſen Theilungen die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Eheſcheidungen waren unter den Römern ſehr gewöhnlich geworden; Conſtantin erſchwerte ſie. Den Chriſten erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, ſondern auch die Koſten dazu von ſeinen Domainen zu nehmen. Mitten unter den Regierungsſorgen und den Arbeiten des Kriegs dachte er an die Zwiſtigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatiſten ein Ende zu machen. Ein andres Concilium oecumenicum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien verſammelte, wo Arius verdammt wurde, beſuchte er ſelbſt. Er faßte den Plan, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26. Nov. 329 zu Byzanz in Thracien gelegt, an dem Hellesponte zwiſchen Europa und Aſien. Jene Stadt war von Severus faſt gänzlich zerſtört worden, Conſtantin ſtellte ſie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte ſie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaſte und gab ihr ſeinen Namen, den ſie noch jetzt hat. Durch ſeine Lage begünſtigt, wurde Konſtantinopel die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte vielmehr daſſelbe und ſtürzte es von ſeiner Höhe herab. Alle Reichthümer floſſen nach dem Morgenlande; dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrſcherin Rom ſank in der Folge in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Die Verlegung der Reſidenz nach Konſtantinopel hatte eine andre, noch ſchädlichere Folge, die Trennung des Reichs ſelbſt. Conſtantin veränderte auch die Regierungsverfaſſung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen vier Praefecti praetorio vorſtanden. Dieſe vier Theile beſtanden wieder aus dreizehn Diöceſen, deren jede ihren Vicarius hatte, und die dreizehn Diöceſen aus hundert und zwanzig Provinzen, die von beſondern Vorſtehern verwaltet wurden. Einen andern Nachtheil zog Conſtantin dem Reiche dadurch

zu, daß er die Legionen, welche an den Grenzen ſtanden, in den Provinzen vertheilte. Er nahm dadurch nicht nur dem Reiche ſeine Schutzwehren, ſondern verweichlichte auch die Soldaten. Am Ende ſeines Lebens begünſtigte er die Arianer, wozu Euſebius von Nicomedien ihn bewog; er verbannte mehrere katholiſche Biſchöfe. 337 erkrankte er unfern Nicomedien, ließ ſich bei dieſer Gelegenheit taufen, und ſtarb nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. Conſtantin hatte in ſeinem Teſtamente den politiſchen Fehler begangen, das Reich unter ſeine drei Söhne, Conſtantinus, Conſtantius und Conſtans zu theilen. Die Hinrichtung ſeines Sohnes Crispus, den ſeine zweite Gemahlin fälſchlich angeklagt hatte, als habe er ſie verführen wollen, wird ihm ebenfalls zum gerechten Vorwurfe gemacht. Sein Eifer für das Chriſtenthum ſcheint nicht weniger durch die Bemerkung, daß dieſe, ſchon von der Mehrheit der Bewohner des römiſchen Reichs angenommene Religion trotz aller Hinderniſſe obſiegen werde, und daher die Kraft einer Regierung, die ſie begünſtigte, nur verſtärken könne, als durch die Neigung zu ihren, einem beladnen Gewiſſen tröſtlichen Lehren bewirkt worden zu ſein. Man hat ihn eines unbegrenzten Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler dulden mag, und einer übertriebnen Freigebigkeit und Prachtliebe beſchuldigt. Er war übrigens tapfer an der Spitze ſeiner Heere, ſanft und leutſelig gegen ſeine Unterthanen, die Liebe ſeines Volks, der Schrecken ſeiner Feinde. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits ſeine Macht erfahren hatten. Sein älteſter Sohn erfocht mehrere Siege; gegen hunderttauſend Feinde kamen durch das Schwert, durch Hunger und Ungemach um. Conſtantin benutzte ſeine Vortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Beſiegten Vortheile gewährte. Er befreite ſich von dem ſchimpflichen Tribute, den ſeine Vorgänger dieſen Barbaren bezahlt hatten, und ſicherte ſeine Grenze auf der Seite der Donau. Den Sarmaten, die er früher ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thracien, Klein-Scythien, Macedonien und ſelbſt in Italien Ländereien an, als ſie, von ihren Sklaven, die ſie unvorſichtiger Weiſe gegen die Gothen bewaffnet hatten, ſelbſt aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht ſuchten. Der Vorwurf der Weichlichkeit trifft Conſtantin ſo wenig, daß er ſich noch in ſeinem 56ſten Jahre, kurz vor ſeinem Tode, entſchloß, in Perſon gegen die Perſer zu Felde zu ziehen. Neben den Waffen liebte er die Wiſſenſchaften und begünſtigte ſie ſehr. Er las viel und ſchrieb faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Man findet im Euſebius verſchiedne Proben ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt, und bezeichnen den 20. Mai als ſeinen Feiertag. Die Griechen und Ruſſen begehen ſein Feſt am 21. deſſelben Monats. Unter allen Schriftſtellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Conſtantins darzuſtellen verſucht haben, ſcheint Gibbon durch den Umfang ſeiner Unterſuchungen und die Tiefe ſeiner Anſichten den Preis zu verdienen. Doch iſt das in aller Hinſicht befriedigendſte biographiſche Werk über dieſen, oft falſch beurtheilten Regenten, Manſo's Leben Conſtantins des Großen. Breslau, 1817.

Conſtellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Geſtirne gegen einander, auch mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne. Die ſogenannten Nativitätsſteller wollen aus der Conſtellation, unter welcher jemand geboren iſt, ſeine Schickſale und Lebensdauer u. ſ. w. vorausbeſtimmen (ſ. Sternbild).

Conſtitutionen. Was eine Conſtitution, oder ein Inbegriff der Staatsgrundgeſetze ſei, wird unter dem Art. Staatsverfaſſung entwickelt werden. Sie ſind theils herkömmlich entſtanden, theils urkundlich, entweder vertragsmäßig oder vom Souverain gegeben. Die letzten heißen oktroirte oder bewilligte Conſtitutionen. Hier iſt unſre Abſicht, die verſchiednen conſtitutionellen Staaten, welchen entweder die alte ſtändiſche Verfaſſung, oder das neuere Repräſentativſyſtem zu Grunde liegt, zuſammen zu ſtellen. Bekanntlich beruhen die conſtitutionellen Staaten des Mittelalters auf dem altgermaniſchen Feudal- und Corporationsſyſtem, welches die Wahlform der eigentlichen Volksrepräſentation ausſchließt, und womit bald weniger, bald mehr, bald nur eine ſcheinbare Theilnahme an der Regierungsgewalt verbunden war. Jene Wahlform aber, oder das ſogenannte demokratiſche Princip war in Europa urſprünglich nur in der Verfaſſung von San Marino, in einigen deutſchen freien Reichsſtädten und in einigen Republiken der Eidgenoſſen vorhanden; in andern, wo das Patriziat galt, war das ariſtokratiſche Princip der Regierung theils mit unumſchränkter Gewalt verbunden, theils mit demokratiſchen Elementen vermiſcht. Eben ſo gab es in monarchiſchen Staaten eine ſtändiſche Verfaſſung, theils mit ariſtokratiſchen, theils mit demokratiſchen Elementen. Die Wahlform in der brittiſchen Conſtitution ſtellte zwar in einem monarchiſchen Staate das Bild einer Volksvertretung auf; allein das Repräſentativſyſtem im demokratiſchen Sinne, verbunden mit wirklicher Theilnahme an der Ausübung weſentlicher Regierungsrechte, ward erſt durch die Verfaſſung der Vereinigten Staaten ganz ausgebildet, und nachher von Frankreich der Conſtitution von 1791 und den nachfolgenden, ſo wie von andern Staaten, ihren neuen Verfaſſungen zu Grunde gelegt. — I. Die Conſtitutionen der Feudalſtände des Mittelalters und die des Corporationsſyſtems haben ſich meiſtens herkömmlich erhalten: 1) in der öſterreichiſchen Monarchie. Es beſtehen nämlich a) in dem Erzherzogthum Niederöſterreich, in Steyermark und Kärnthen, in Böhmen, Mähren, und nach dem k. k. Reſcripte vom 13. Apr. 1817, und nach der Bekanntmachung: Lemberg d. 5. Mai 1817, auch in Galizien und Lodomerien mit Einſchluß der Bukowina, die Landſtände aus vier Klaſſen: Prälaten, Herren, Ritterſtand und Bürgerſtand; den letztern vertreten die Magiſtrate der königlichen oder landesfürſtlichen Städte durch Abgeordnete. — In Tyrol beſteht wiederum, nach der Ständeverfaſſung vom 24. März 1816, die 4te Klaſſe aus dem Bauern-, die 3te aus dem Bürger-, die 2te aus dem Herrn- und Ritter- und die 1ſte aus dem Prälatenſtande. Allein ſie haben das alte Recht der Steuerbewilligung nicht wieder erhalten; doch geſtattet man ihnen, Bitten und Vorſtellungen im Namen des Landes dem Landesfürſten zu überreichen. — In dem k. k. Antheile von Schleſien machen bloß die Herzoge und Fürſten, dann die freien Standesherrn und die, dem Landesfürſten unmittelbar unterworfne Ritterſchaft die Stände aus. — Salzburg und Vorarlberg, ſo wie Krain und Görz ſehen der Organiſirung einer landſtändiſchen Verfaſſung entgegen. b) in dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche beruhen nach der Conſtitution vom 24 Apr. 1815 die Stände auf dem Corporationsſyſtem. Es beſtehen nämlich die beiden Centralcongregationen zu Mailand und Venedig und die verſchiednen Provinzialcongregationen, aus den, dort vom Könige, hier von der Centralcongregation und dem Gubernium ernannten Deputirten der adligen und nicht adligen Güterbeſitzer und der königlichen Städte, unter dem Vorſitz des k. k. Gouverneurs oder

Delegaten. Jede der drei Corporationen ſchlägt nämlich drei aus ihrer Mitte zu Deputirten vor. Die Rechte aller dieſer Stände beſtehen faſt nur in der Bewilligung der königlichen Poſtulate, in der Vertheilung und Aufbringung der Steuern, einige haben auch das Recht, mit der Regierung zu berathſchlagen und das Petitionsrecht. c) In Ungarn haben die vier Klaſſen der Reichsſtände: der hohe Klerus, die Reichsbarone und Magnaten, der Ritterſtand und die königl. freien Städte, bedeutende Rechte (ſ. Ungarn). Der Adel und die Städte wählen ihre Abgeordneten und geben ihnen Vorſchriften. Im J. 1808 waren auf dem Reichstage, der Reichspalatin an der Spitze, gegenwärtig: 273 Prälaten, Reichsbarone und Magnaten, und 425 Ablegaten und Deputirte. d) In Siebenbürgen übt der Großfürſt gewiſſe Majeſtätsrechte nur mit Theilnahme der, von ihm berufenen Repräſentanten der drei Nationen: Ungarn, Szekler und Sachſen, aus; dieſe beſtehen theils aus k. k. Beamten, theils aus vom Regenten ernannten, theils aus von den verſchiednen Corporationen gewählten Deputirten. — 2) in der ſardiniſchen Monarchie, und zwar auf der Inſel Sardinien, wo die Geiſtlichkeit, die Ritterſchaft und die Deputirten der Städte und Flecken das Geſetzgebungs- und Beſteurungsrecht gemeinſchaftlich mit dem Könige ausüben. — 3) im Königreiche Schweden beſtehn auch nach der neuſten Conſtitution vom 7. Juni 1809, die alten Reichsſtände aus vier Klaſſen: 1) Adel oder Ritterſchaft nach drei Kurien; 2) Geiſtliche; 3) Bürger; 4) Kron- oder Reichsbauern. Der Reichstag hat das Recht der Geſetzgebung, der Beſteurung, und der Aufſicht über die Finanzverwaltung, Bank und Münze; der König hat ein unbedingtes Veto. Uebrigens iſt in jenem Verfaſſungsgeſetze vielfache Rückſicht auf die neuern Conſtitutionen andrer Staaten genommen. — 4) Im Königr. Sachſen beſtehn die Landſtände aus 3 Klaſſen: 1) Prälaten, Fürſten, Grafen und Herrn, nebſt den Deputirten der Univerſität Leipzig; 2) die Ritterſchaft, zu welcher noch ſeit 1820 in den einzelnen 4 Kreiſen von ſämmtlichen Rittergutsbeſitzern 29 Wahlſtände gewählt werden, wobei bloß der Beſitz und das Zutrauen der Wähler, nicht Geburt oder Ahnenprobe entſcheiden ſollen; 3) die von den Stadträthen gewählten Abgeordneten der Städte. Von der Landſchaft hängt das Steuerweſen, die Bewilligung und Beſtimmung der Auflagen und die Abnahme der dahin gehörigen Rechnungen ab; auch müſſen ihr wichtige, allgemeine Landesgeſetze und ähnliche Angelegenheiten zur Berathung vorgelegt werden. 5) Eben ſo beſteht noch die alte Landſchaft des Herzogth. Sachſen-Gotha, nach drei Geſammtſtimmen der Grafen, Ritter und Städte, nebſt einer ſtändiſchen Deputation. Die Landſchaft des Fürſtenthums Altenburg beſteht aus der Ritterſchaft und den Städten. 6) Auch im Herzogth. Sachſen-Meiningen bilden die Rittergutsbeſitzer und die Städte die alten Landſtände. — 7) Im Königreiche Hannover ward den 7. Dec. 1819, mit Beibehaltung des alten Corporationsſyſtems, die allgemeine Ständeverſammlung in 2 Kurien oder Kammern abgetheilt. Die erſte beſteht aus den mediatiſirten Fürſten und Grafen, dem Erblandmarſchall, den Mitgliedern der Ritterſchaft, den Biſchöfen und Aebten; die zweite aus den Mitgliedern des Schatzkollegiums bürgerlichen Standes und den Deputirten der geiſtlichen Güterverwaltung, der kleinern Stifter, der Univerſität, der Städte und der freien Grundbeſitzer, die nicht zur Ritterſchaft gehören. Die Ständeverſammlung hat das Recht der Steuernbewilligung und der Mitverwaltung derſelben, auch werden ſie bei neu zu erlaſſenden allgemeinen Landesgeſetzen zu Rathe gezogen. Eine neue Staatsverwaltung ward durch das kön. Edict vom 26. Oct.

1822 gebildet. — 8) Im Fürſtenthum Liechtenſtein iſt d. 9. Nov. 1818. die, in Oeſterreich beſtehende landſtändiſche Verfaſſung eingeführt worden; die Landſtände beſtehen aus der Geiſtlichkeit und den von den Vorſtehern und Altgeſchwornen jeder Gemeinde vorgeſtellten Mitgliedern der Landmannſchaft. Sie dürfen Vorſchläge machen. 9) In den Staaten der Großherz. von Mecklenburg, Schwerin und Strelitz; 10) in den Fürſtenth. Reuß beſtehen noch die alten Landſtände; ſo auch 11) in dem däniſchen Herzogth. Sachſen-Lauenburg. — 12) Die Sieben-Inſeln Republik wurde d. 21. März 1800 errichtet und nach der, unter ruſſiſchem Einfluſſe gegebnen Conſtitution vom 6. Dec. 1803 ariſtokratiſch regiert. Dies blieb ſo, als die Inſeln 1807 an Frankreich kamen; allein den 17. Juni 1814 beſetzte ſie der brittiſche General Campbell, und die Rep. kam unter brittiſchen Schutz, worauf Maitland als britt. Commiſſar den ſeit 1803 zu Korfu beſtandnen Senat auflöſte, und mit dem 1. Jan. 1818 eine neue Conſtitution einführte, nach welcher die geſetzgebende Verſammlung von dem Corps der adeligen Wahlmänner, und die Senatoren aus der Mitte der geſetzgebenden Verſammlung gewählt werden.

II. Das alte Corporationsſyſtem und die Repräſentation des Volks durch gewählte Stellvertreter hat die brittiſche Conſtitution verbunden. Das Oberhaus beſteht nämlich aus dem hohen Adel, den Erz- und Biſchöfen; das Unterhaus aus den, von den Freeholders oder freien Grundbeſitzern der Shiren, und den Bürgern der Städte und Flecken, die das Wahlrecht beſitzen, in den Wahlverſammlungen erwählten Abgeordneten zum Parlamente. Die Inſeln Man, Jerſey, Guernſey, Malta, Gozzo, Helgoland, Gibraltar und die Kolonien haben keine Repräſentanten im Parlamente. Der König iſt unverletzlich; aber ſeine Miniſter ſind der Nation verantwortlich. Zur Geſetzgebung iſt eine Uebereinſtimmung der drei Stimmen (des Königs, des Ober- und des Unterhauſes) nothwendig; im Unterhauſe aber kommen ausſchließlich alle Geldbills zum Vortrage. Seien auch die Gebrechen der Repräſentation des brittiſchen Volks (ſ. d. Art. England) noch ſo groß: ſo iſt es dennoch eine, durch die Erfolge der engliſchen Conſtitution bewährte Thatſache, daß eine Conſtitution, welche dem eigenthümlichen Geiſte und Charakter eines Volks entſpricht, dieſes Volk nicht nur bei ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit und Würde erhält, ſondern daſſelbe auch zu einem höhern Wohlſtande und zu einem bedeutenden politiſchen Gewichte in Hinſicht der auswärtigen Verhältniſſe erhebt. Uebrigens hat ſich aus ihr zuerſt der Kampf des dritten Standes gegen die alte Feudalariſtokratie entwickelt.

III. Eine allgemeine Volksrepräſentation wurde zuerſt durch die Conſtitution der Vereinigten Staaten eingeführt. Dies geſchah 1787, und ſeitdem ſind ihr eine Menge ähnlicher nachgebildet worden, bis man endlich das demokratiſche Princip durch das Zwei-Kammernſyſtem wieder mit dem ariſtokratiſchen verbunden und durch ſtändiſche Formen neutraliſirt hat. In den V. St. iſt die geſetzgebende Gewalt einem Congreſſe anvertraut, der aus einem Senate und einem Hauſe der Repräſentanten beſteht. Alle ſechs Jahre werden die Senatoren von der Legislatur der einzelnen Staaten, von jedem 2, die Repräſentanten aber alle 2 Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten, und zwar auf eine beſtimmte Zahl von Köpfen ein Repräſentant erwählt. Vorrechte einzelner Bürger finden nicht Statt, ſo wenig als in Anſehung der Religion. Der Präſident wird, ſo wie der Vicepräſident, alle vier Jahre durch die von jedem Staate ernannten Wähler nach der Stimmen-

mehrheit beſtimmt; im Falle mehrere gleiche Stimmenzahl für ſich haben: ſo wählt das Haus der Repräſentanten durch Kugeln einen davon zum Präſidenten, der Senat aber den Vicepräſidenten. Der Präſident übt mit Rath und Einwilligung des Senats die vollziehende Gewalt aus. Auch die richterliche Gewalt ward in der Ausübung von der geſetzgebenden und der vollziehenden getrennt. Jeder einzelne Staat hat eine, durch ſeine eigne, von der Union genehmigte Conſtitution, geordnete republikaniſche Regierungsform. Allgemein geſetzlich iſt die perſönliche und die Preßfreiheit, ſo wie das Petitionsrecht des Volks. Dieſe Hauptzüge einer Verfaſſung, in welcher das ariſtokratiſche und das oligarchiſche Princip nicht vorhanden waren, wurden von Frankreich, und dann von mehrern Staaten, welche ſich von den Feſſeln des Lehnſyſtems befreiten, in ihre monarchiſchen Verfaſſungsgeſetze, bald mehr bald weniger mit ariſtokratiſchen Elementen vermiſcht aufgenommen. Einige dieſer Conſtitutionen waren jedoch nur vorübergehende Erſcheinungen. Der Raum geſtattet nicht, ſie alle einzeln zu charakteriſiren, wir ſtellen ſie daher hiſtoriſch zuſammen, mit Angabe ihrer Eigenthümlichkeit.

A. Frankreich hat ſeit der Revolution nun verſchiedne Conſtitutionsgeſetze erhalten: 1) die monarchiſch = demokratiſch = repräſentative Conſtitution 1791; 2) die republikaniſch = demokratiſche vom 24. Juni 1793, welche noch weniger ausführbar, als die vorige, gar nicht in's Leben eintrat; 3) die vom 23. Sept. 1795, welche eine Directorialregierung einſetzte, und das geſetzgebende Corps der Nationalverſammlung in den Rath der Alten und in den Rath der Fünfhundert ſpaltete; allein ſie übertrug die Wahl der Repräſentanten den ſogenannten Urverſammlungen oder der Volksmaſſe unmittelbar, und es fehlte der Regierung eines Staates, wie Frankreich, die Kraft der Einheit; daher ſtellte 4) die Conſtitution vom 13. Dec. 1799 die Gewalt eines Oberconſuls, umgeben von einem Staatsrathe und den Miniſtern, mit dem Rechte der Iniative auf; ſie errichtete zugleich einen Erhaltungsſenat, deſſen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt wurden, ein Tribunal, welches über die Vorſchläge zu Geſetzen berathſchlagte, und einen Geſetzgebungskörper, welcher über die Geſetzesvorſchläge abſtimmte. Auch wurde eine dreifache Wahlſtufe feſtgeſetzt, indem die Bürger eines Gemeindebezirks ein Zehntel aus ſich als Bürger bezeichneten, die ſie zur öffentlichen Geſchäftsführung für tauglich hielten; die in den Gemeindeverzeichniſſen eines Departements genannten Bürger wählten wieder aus ihrer Mitte ein Zehntel, und die in dieſem Departemental=Verzeichniſſe genannten Bürger erwählten gleichfalls den zehnten Theil aus ihrer Mitte, welche aus allen Departements zuſammengenommen das Nationalverzeichniß bildeten, aus welchen der Senat die Geſetzgeber, die Tribunen, die Conſuln, die Caſſationsrichter und die Rechnungs = Commiſſarien wählte. In dieſer, der Monarchie die Rückkehr ebnenden Conſtitution vermißte man die früher angenommnen Grundſätze über die Preßfreiheit u. a. m. Sie wurde bald in weſentlichen Punkten durch ſogenannte organiſche Senatusconſulte verändert und ergänzt. 5) Die organiſchen S. C. vom 2. und 4. Aug. 1802, erhoben den Oberconſul Napoleon Buonaparte zum lebenslänglichen, erſten Conſul und ertheilten ihm mehrere monarchiſche Vorrechte; endlich übertrug ihm 6) ein Staatsverfaſſungsgeſetz, das organiſche S. C. vom 18. Mai 1804, die erbliche Kaiſerwürde, und Frankreich hatte nunmehr eine durchaus monarchiſche Conſtitution mit einigen demokratiſchen Formen; eine derſelben, das Tribunat, wurde durch das organiſche S. C. vom 19. Aug. 1807 aufgehoben. 7) Nach

Napoleons Sturz entwarf der Senat die 5te Conſtitution vom 6. Apr. 1814, welche eine erbliche Ariſtokratie in den Familien der Senatoren aufſtellte, übrigens aber die Garantien der Volksfreiheit enthielt. Allein bekanntlich nahm Ludwig XVIII. zu St. Ouen am 2. Mai 1814 nur gewiſſe Grundlagen davon an, welche das Repräſentativſyſtem in zwei Körpern, die Verantwortlichkeit der Miniſter, die Unabſetzbarkeit der Richter, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter, die Fähigkeit jedes Franzoſen zu allen Civil= und Militärſtellen u. ſ. w. betrafen. 8) Hierauf gab der König die von einer, von ihm niedergeſetzten Kommiſſion ausgearbeitete 6te, noch jetzt gültige Conſtitution vom 4. Juni 1814, oder die charte constitutionelle, welche eine, von des Königs Ernennung abhängige Pärs= und eine, von den Wahlcollegien, deren Organiſation noch beſtimmt werden ſollte, zu ernennende Deputirten=Kammer, als Organe der Geſetzgebung, einführte, vieles aber unbeſtimmt ließ. Es ward daher, nach Napoleons Rückkehr von Elba, von demſelben 9) ein neuer Verfaſſungsentwurf, als Zuſatzartikel zu der vierten Conſtitution, am 22. Apr. 1815 bekannt gemacht, und vom Volke im Juni auf dem ſogenannten Maifelde angenommen; allein nach Ludwigs XVIII. Rückkehr trat die von ihm gegebne Charte ſogleich wieder in Kraft; es iſt aber ſeitdem, beſonders durch das letzte Wahlgeſetz, das demokratiſche Princip derſelben in Anſehung der Repräſentation des Volks außerordentlich geſchwächt worden. (S. d. Art. Frankreich.)

B. Aehnliche Veränderungen erfuhren die Niederlande in ihrer Staatsverfaſſung. Hier mußte der Widerſtand der Anhänger des Föderalismus gegen die der Unität (die Demokraten) durch einen Gewaltſtreich beſeitigt werden, ehe die, der dritten franzöſiſchen nachgebildete 1te Conſtitution der bataviſchen Republik vom 23. Apr. 1798 von der bereits zum zweiten Male berufnen Nationalverſammlung angenommen wurde. Eine 2te Conſtitution vom 16. Oct. 1801 war zwar der franz. vierten von 1799 nachgebildet; allein es fehlte auch ihr die Einheit in den Maßregeln der Regierung; daher erhielt die bataviſche Republik, unter des Kaiſers Napoleons Einfluſſe, eine 3te mehr monarchiſche Conſtitution am 15. März 1805, in welcher ein Rathspenſionär an die Spitze der Regierung kam; ſie durfte nur wenig verändert werden, als der Staatsvertrag mit Frankreich vom 24. Mai 1806 das neue Königreich Holland auf das feſteſte an das Intereſſe der franzöſiſchen Politik knüpfte. Dies geſchah 4) durch das conſtitutionelle Geſetz des Königr. Holland vom 10. Juni 1806, welches bis 1810 galt, wo am 9. Jul. Holland dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wurde. — Im Dec. 1813 aber wurde der Sohn des letzten Erbſtatthalters, der jetzige König Wilhelm I, als Soverain der Niederlande anerkannt; dieſer berief die Notabeln im März 1814, welche den, von ihm vorgelegten Conſtitutionsentwurf annahmen. So erhielt der auf dem Congreſſe zu Wien mit Belgien vereinigte und zum Königreich erhobne Staat der Niederlande ſeine gegenwärtig 5te Conſtitution vom 24. Aug. 1815, die, ungeachtet des Widerſpruchs der katholiſchen Notabeln von Belgien, auch für die belgiſchen Provinzen, folglich für alle 17. Provinzen des geſammten Königreichs im J. 1815 in Wirkſamkeit geſetzt wurde. Dieſe Verfaſſung beruht auf dem Repräſentativſyſtem. Die Generalſtaaten, welche das niederländiſche Volk repräſentiren und mit dem Könige, gemeinſchaftlich die geſetzgebende Gewalt ausüben und das Budget beſtimmen, beſtehen aus 2 Kammern. Die Mitglieder der erſten ernennt der König auf Lebenszeit; die der 2ten werden von den Ständen der Provinzen auf 3 Jahre gewählt. Die

Staaten (Stände) der einzelnen Provinzen aber ſind aus drei Ständen: Ritterſchaft, Städten und Landleuten zuſammengeſetzt.

C. Polen, welches bis 1791 eine ariſtokratiſch-monarchiſche Republik war, that den erſten Schritt zu einer conſtitutionellen, volksmäßigen Verfaſſung, als den polniſchen Städten der Freiheitsbrief vom 14. Apr. 1791 ertheilt wurde, welcher den ganzen Bürgerſtand in Polen für die neue Ordnung der Dinge gewann und begeiſterte. Bald darauf ward die Conſtitution vom 3. Mai 1791 angenommen. — Sie trug ganz das Gepräge der polniſchen Nation; und es iſt merkwürdig, daß ſie vier Monate früher vollendet wurde, als die erſte franzöſiſche Conſtitution; allein die unter Catharina's II. Schutze gebildete targowitzer Conföderation führte ihren Untergang und die Herſtellung der alten Verfaſſung herbei. Endlich erhielt das, von Napoleon im tilſiter Frieden geſtiftete Herzogthum Warſchau die, von ihm zu Dresden am 22. Juli 1807 unterzeichnete Conſtitution, welche im Ganzen zwar das Gepräge einer National-Verfaſſung trug, jedoch die Vernichtung der Leibeigenſchaft und die Gleichſtellung aller Bürger vor dem Geſetze ausſprach. Nach der Vereinigung des Königreichs Polen mit Rußland durch den wiener Congreß, nahm Kaiſer Alexander am 30. Apr. 1815 den Titel eines Königs von Polen an, und gab dieſem Staate die Conſtitution vom 27. Nov. 1815, welche der polniſchen Nation eine Nationalrepräſentation ertheilte, die in einem Landtage beſteht, der aus dem Könige und zwei Kammern zuſammengeſetzt iſt. Die erſte Kammer bildet der Senat, deſſen Mitglieder der König ernennt; die zweite wird von 77 Landboten und 51 Abgeordneten der Gemeinen gebildet. Die Landboten werden in den Provinzialverſammlungen der Adligen (Diätinen), die Abgeordneten werden in den Communalverſammlungen (der nicht adligen Bürger) erwählt; das Königreich iſt deshalb in 77 Bezirke und in 51 Communenſprengel 8 für die Stadt Warſchau, 43 für das übrige Land) abgetheilt. — Auch der, auf dem wiener Congreſſe neugebildete Freiſtaat Cracau erhielt am 3. Mai 1815 eine neue, von dem F. Metternich, dem F. Hardenberg und dem Gr. von Raſumoffsky unterzeichnete Conſtitution, welche nach liberalen Grundſätzen entworfen iſt, und der demokratiſchen Staatsform ſich nähert. Die Repräſentanten-Verſammlung beſteht 1) aus den Abgeordneten der Gemeinden, deren jede einen wählt; 2) aus 3, vom Senate (der Regierungsbehörde) abgeordneten Mitgliedern; 3) aus 3, vom Domkapitel abgeordneten Prälaten; 4) aus 3, von der Univerſität abgeordneten Facultätsdoctoren; 5) aus 6 im Amte ſtehenden Friedensrichtern. Der Senat beſteht aus 12 Mitgliedern und einem Präſidenten. Neun Senatoren, den Präſidenten mit inbegriffen, werden von der Repräſentanten-Verſammlung gewählt; die übrigen vier vom Domkapitel und von der Univerſität, wozu jede Körperſchaft zwei ihrer Mitglieder ernennt.

D. Schweden u. Norwegen haben, obwohl unter Einem Könige verbunden, zwei verſchiedne Conſtitutionen. Die ſchwediſche, oben bereits erwähnte, vom 7. Jun. 1809, beruht größtentheils auf dem alten reichsſtändiſchen Corporationsſyſtem. Norwegen gab ſich, als es nach dem Kieler Frieden (14. Jan. 1814) ſeine Selbſtändigkeit behaupten wollte, die demokratiſch-monarchiſche eidswolder Conſtitution vom 17. Mai 1814, welche auch der König von Schweden, als König von Norwegen annahm. Sie erhielt nur, in Folge der Vereinigung der Reiche Norwegen und Schweden, durch Norwegens außerordentlichen Storthing zu Chriſtiania den 4. Nov. 1814, einige nähere Beſtimmungen, und heißt daher jetzt die Conſtitution vom 4. Nov. 1814. Nach derſelben übt das Volk die geſetzge-

bende Macht durch das Storthing aus, welches aus einem Lagthing (geſetzgebenden Körper) und einem Odelsthing (den Grundeigenthümern) beſteht. Die ſtimmberechtigten Einwohner ernennen Wahlmänner, und dieſe ernennen die (75 bis 100) Mitglieder des Storthings, wobei das numeriſche Verhältniß ſo beſtimmt worden iſt, daß die Repräſentanten der Kaufſtädte ſich zu denen des Landes wie 1 zu 2 verhalten. Das Storthing erwählt dann unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing.

E. Spaniens alte Monarchie wurde zuerſt, unter Napoleons Einfluß, durch die, von von ihm nach Bayonne berufne Junta erneuert, indem ſie die Conſtitution Joſephs Napoleon vom 6. Jul. 1808 entwarf und annahm. Allein die Regentſchaft, welche in Ferdinands VII. Namen Spanien regierte, gab dem Reiche am 19. März 1812 eine neue Verfaſſung, die Conſtitution der Cortes, welche jedoch Ferdinand VII. bei ſeiner Rückkehr auf den Thron durch die Erklärung zu Valencia vom 4. Mai 1814 aufhob, in der Folge aber, durch den Aufſtand des Heers und der Städte dazu genöthigt, am 7. März 1820, annahm und beſchwor. Dieſes Verfaſſungsgeſetz hob nicht nur die alten Feudal- und hierarchiſchen Formen in Spanien auf, ſondern es beſchränkte auch die königliche Gewalt durch das demokratiſche Princip ſo ſehr, daß in Spanien eine ſehr zahlreiche Gegenpartei entſtand, worauf drei der erſten Continentalmächte auf dem Congreſſe zu Verona im Dec. 1822 ſich für eine Abänderung deſſelben im monarchiſchen Sinne nachdrücklich erklärten; eine ſolche Abänderung kann jedoch, nach dem 375 Art. der Conſtitution, ſobald dieſe acht Jahre lang in Wirkſamkeit geweſen iſt, von den Cortes ſelbſt durch eine beſondre Deputation beſchloſſen werden.

Auch Portugal hat eine, der ſpaniſchen ähnliche, jedoch die königliche Gewalt noch mehr einſchränkende Conſtitution auf eine ähnliche Weiſe durch die, am 24. Aug. 1820 ausgebrochne Revolution, erhalten, die von den, ſeit d. 26. Januar 1821 in Liſſabon verſammelten Cortes entworfen, dann von dem Könige am 1. Oct. 1822 beſchworen wurde, und ſeitdem in der ganzen Monarchie, mit Ausnahme Braſiliens, in Wirkſamkeit getreten iſt. — In Neapel hatten ebenfalls die im Heere und unter dem Volke verbreiteten Anhänger der ſpaniſchen Conſtitution, die Einführung derſelben gewaltſam erzwungen, worauf das, in Neapel am 1. Oct. 1820 verſammelte Parlament des Königreichs beider Sicilien, auf die Grundlage der, vom Könige bereits am 13 Juli beſchwornen ſpaniſchen Conſtitution, eine neue für Neapel und Sicilien im Januar 1821, entwarf, die aber durch das Einrücken eines öſtreichiſchen Heers, in Folge der Beſchlüſſe des laibacher Congreſſes, ſchon im März 1821 vernichtet wurde. Daſſelbe geſchah in Piemont, wo die am 10. März 1821 durch einen Soldatenaufſtand proclamirte ſpaniſche Conſtitution nach dem Einrücken der Oeſtreicher, zu welchen ein Theil der k. ſardiniſchen Armee unter dem General Latour ſtieß, in Turin am 10. Apr. d. J. wieder abgeſchafft wurde.

F. Italien hat in der neuern Zeit unter allen Ländern Europens die meiſten politiſchen Umbildungen, in Hinſicht auf conſtitutionelle Repräſentation ſeiner Völker, erfahren. a) Savoyen, Nizza und Piemont wurden von 1796 und 1798 bis 1814, nach den, für Frankreich gegebnen Conſtitutionen regiert; ſeit 1814 regiert der König ohne repräſentative Staatsformen. Genua verlor 1797 ſeine ariſtokratiſche Staatsform und erhielt durch des Generals Buonaparte Mitwirkung in der Convention von Montebello vom 6. Juni 1797, eine demokratiſche Verfaſſung, die

vom 2. Dec. 1797 bis 1802 galt, wo ſie durch die, der cisalpiniſchen Conſtitution nachgebildete, von Buonaparte und Talleyrand unterzeichnete Conſtitution vom 26. Jun. 1802 erſetzt, jedoch bald durch ein neues Verfaſſungsgeſetz vom 1. Dec. 1802, großentheils wieder erneuert wurde. Am 4. Juni 1805 ward jedoch die liguriſche Republik Frankreich einverleibt und Genua erlangte erſt am 19. Apr. 1814, durch Lord Bentinck, im Namen Großbrittanniens, ſeinen alten Namen und die vor 1797 gültig geweſene ariſtokratiſch = republikaniſche Verfaſſung wieder. Allein der wiener Congreß hob dieſe auf, und theilte die Rep. Genua als Herzogthum dem Könige vom Sardinien zu, womit auch in Genua die repräſentative Staatsform erloſch; indeß erhielt das neue Herzogthum einen Senat, ein eignes Obergericht und Provinzialräthe, ohne deren Zuſtimmung keine neuen Steuern eingeführt werden können. — b) Die ehemalige cisalpiniſche Republik erhielt ihre erſte, der franzöſiſchen von 1797 nachgebildete Verfaſſung, in welcher das demokratiſche Princip vorherrſchend war, vom Gen. Buonaparte d. 29. Juni 1797; allein ſchon im J. 1798 machte der franz. Geſandte Trouvé weſentliche Veränderungen in derſelben, und bald ward ſie mit der Republik ſelbſt durch die Waffen Oeſterreichs und Rußlands im J. 1799 vernichtet. Hierauf durch den Sieg von Marengo im J. 1800 wieder hergeſtellt und proviſoriſch regiert, erhielt ſie von einer, zu Lyon berufnen Staatsconſulta, als italieniſche Rep. eine neue Conſtitution vom 28. Januar 1802, und zum Präſidenten den erſten Conſul. Dieſe Verfaſſung behauptete in ihren drei Wahlcollegien: der Grundeigenthümer, der Gelehrten und der Kaufleute, einen weſentlichen Vorzug vor der franz. Conſtitution vom J. 1799. Als aber die ital. Republik in das Königreich Italien verwandelt und Napoleon am 16. März 1805 König von Italien geworden war, gab er dieſem Staate drei conſtitutionelle Statute, vom 16. März, vom 27. März und vom 5. Juni 1805, wodurch die monarchiſche Form des Staats ausgebildet wurde. Nach Napoleons Falle, gründete hier Kaiſer Franz das lombardiſch = venetianiſche Königreich, und gab ihm das auf dem Corporationsſyſtem beruhende Verfaſſungsgeſetz vom 24 Apr. 1815 (S. oben). — c) der ariſtokratiſche Freiſtaat Lucca erhielt 1799 von einem franzöſ. General eine, der franzöſiſchen vom J. 1795 nachgebildete demokratiſche Conſtitution, die aber kaum in's Leben treten konnte, weil die Verbündeten in Italien vordrangen. In Folge des Siegs bei Marengo, ließ Napoleon von einer Conſtitutions = Commiſſion eine neue, der cisalpiniſchen von 1802 ähnliche Conſtitution entwerfen, die am 26. Dec. 1801 als Staatsgrundgeſetz ausgeſprochen wurde. Allein im J. 1805 bat die Republik den Kaiſer um einen Fürſten aus ſeiner Familie. Dieſer war der Gen. Bacciochi (ſ. d. Art.) Fürſt von Lucca und Piombino, und Napoleon gab das Conſtitutionsſtatut vom 23. Juni 1805. Im J. 1814 ertheilte der wiener Congreß dieſes Fürſtenthum, das im Weſentlichen nach der Verfaſſung von 1805 regiert werden ſollte, der vormaligen Königin von Etrurien; allein eine neue Verfaſſung iſt noch nicht eingeführt. — d) der Kirchenſtaat wurde vom Gener. Berthier am 15. Febr. 1798 in eine römiſche Republik verwandelt, welche eine von Daunou entworfne, der franzöſ. von 1795 ähnliche Conſtitution am 20. März 1798 erhielt, die aber mit der Auflöſung der Rep. im J. 1799 verſchwand. Nach der Wiedereinſetzung des Papſtes im J. 1814, erließ er für die beſſere Geſtaltung des Innern am 6. Juli 1816 zwar keine neue Conſtitution, aber doch ein zweckmäßiges, organiſches Decret. — e) der kleine Freiſtaat S. Marino behauptet noch jetzt ſeine alte demokratiſche repräſentative Verfaſſung,

mit einigen ariſtokratiſchen Elementen. F. Neapel erhielt von ſeinem damaligen König, Joſeph, zu Bayonne am 20. Jun. 1808 eine, vom Kaiſer Napoleon beſtätigte Conſtitution, die aber deſſen Nachfolger Joachim, nicht in Wirkſamkeit ſetzte; erſt nach ſeiner Niederlage im J. 1815 ließ er durch ſeinen Miniſter Agar eiligſt eine Conſtitution entwerfen, die aber bloß angeſchlagen, nicht eingeführt wurde. — Früher hatte Lord Bentinck dem Königreiche Sicilien, das damals, unter brittiſchem Schutze, von dem Könige Ferdinand IV. und bald nachher von deſſen Sohne Franz regiert wurde, im J. 1812 eine, der brittiſchen nachgebildete Conſtitution gegeben, welche die geſetzgebende Gewalt ausſchließlich dem Parlamente (das aus zwei Kammern beſtand, den Pärs und den Gemeinen), die vollziehende dem König, und die richterliche eignen, unabhängigen Behörden übertrug, und die Feudalverfaſſung völlig aufhob. Dieſe Verfaſſung galt bis zum 23. Jul. 1814, an welchem Tage Ferdinand IV., der die Regierung von neuem übernommen, die von England vorgeſchriebene Conſtitution zugleich mit dem bisherigen ſiciliſchen Parlamente aufhob. Als er aber, nach Murat's Beſiegung, durch die wiener Congreßacte auch Neapel im J. 1815 zurück erhielt: ſo rief er die beiden Kammern des ſiciliſchen Parlaments wieder zuſammen und ließ ihnen den neuen Conſtitutionsentwurf für Sicilien vom 16. Mai 1815 mittheilen, welcher viel Aehnliches mit der, von Ludwig XVIII. im J. 1814 gegebnen Charte hat; allein auch dieſe Conſtitution trat nicht in's Leben. Nachdem Ferdinand IV. aber am 8. Dec. 1816 Neapel und Sicilien zu einem vereinigten Reiche erhoben und den Namen: Ferdinand I., König des Reichs beider Sicilien angenommen hatte: ſo erließ er für die geſammte Monarchie das organiſche Geſetz vom 12. Dec. 1816, welches die Abſchaffung des Feudalismus beſtätigte, eine Nationalrepräſentation jedoch nicht wieder einführte (ſ. oben E. Spanien).

G. Deutſchland, deſſen ehemalige Reichsverfaſſung ganz auf dem feudal-ariſtokratiſchen und Corporationsprincip der verſchiednen Stände beruhte, hatte zwar die Conföderationsacte des Rheinbundes vom 12. Jul. 1806, die Einführung neuer Conſtitutionen in einzelnen Staaten veranlaßt; allein die, in derſelben angekündigte Bundesverſammlung trat nie in Wirklichkeit; eben ſo wenig war darin von einer Repräſentation der einzelnen Völker des Bundes die Rede. Dagegen hat die deutſche Bundesacte vom 8. Juni 1815, nicht nur die Eröffnung einer Bundesverſammlung zu Frankfurt am M., welche die Souveräne und die freien Städte durch Geſandte bilden, zur Folge gehabt, ſondern auch in dem 13. Art. ausgeſprochen: „in allen Bundesſtaaten wird eine landesſtändiſche Verfaſſung Statt finden." Die Auslegung dieſes Art. veranlaßte viele Streitigkeiten und bewirkte, daß man endlich die hiſtoriſche oder die ſtändiſche, und die monarchiſche Baſis als das Weſen jeder neuen landſtändiſchen Verfaſſung anſah. In Folge der Rheinbundes- und der deutſchen Bundesacte entſtanden, ſeit 1806 und ſeit 1815, in den deutſchen Staaten verſchiedne Conſtitutionen, welche theils mehr dem neuern repräſentativen, theils mehr dem ältern ſtändiſchen und Corporationsſyſtem ſich näherten. Diejenigen Staaten, welche die alten Feudalſtände und Corporationsverfaſſung ganz beibehalten oder auf's Neue hergeſtellt haben, ſind ſchon unter I. genannt worden. 1) Das Königreich Weſtphalen, welches von 1807 bis 1814 beſtand, erhielt zuerſt auf deutſchem Boden, eine dem franzöſiſchen Repräſentativſyſteme nachgebildete und darum dem deutſchen Nationalcharakter nicht ſehr angemeſſne

Conſtitution, welche wiederum andern Staaten des Rheinbundes zum Muſter diente. Sie ward von Napoleon gegeben am 15. Nov. 1807, und durch das Statut vom 23. Dec. 1808 ergänzt. — Wie die weſtfäliſche, ſo iſt auch erloſchen: 2) das ähnliche Verfaſſungsgeſetz des Großherzogthums Frankfurt vom 16. Aug. 1810—1813. 3) Das Königreich Baiern begründete eine völlig neue Nationalrepräſentation durch die Conſtitution vom 1. Mai 1808 und ſechs organiſche Edicte; doch wurden durch das Decret vom 22. Dec. 1811 die Majoratsherren und adeligen Lehnsbeſitzer für geborne Repräſentanten der bairiſchen Nation erklärt. Indeſſen machte der König ſchon am 20. Oct. 1814 und am 26. Mai 1815 bekannt, daß er ſeinen Staaten eine angemeſſnere Verfaſſung geben wolle. Dies geſchah, nachdem vorher die Gemeindeverfaſſung vom 17. Mai 1818 erſchienen war, durch die vom Staatsrathe von Zentner bearbeitete Verfaſſungsurkunde und 10 Edicte vom 26. Mai 1818, welchen das, zu Rom am 5. Juni 1817 abgeſchloßne Concordat vorausgegangen war. Dadurch erhielt Baiern (ſeit dem Febr. 1819), nach dem Vorbilde des brittiſchen Parlaments und der franzöſiſchen Kammern, eine öffentliche Ständeverſammlung in zwei Kammern, wo die Nation ihre Staatsmänner und Stellvertreter nach ihrem öffentlichen Charakter kennen lernte. Dieſe Verfaſſung war übrigens eine vom König gegebne; ſie ward nicht erſt den Ständen zur Prüfung vorgelegt. Sie iſt ferner keine repräſentative, ſondern eine ſtändiſche; denn ſie geht bei der Wahl der Volksvertreter nicht von der Geſammtbevölkerung des Reichs, ſondern von der Eintheilung der Staatsbürger in verſchiedne Stände (Adel, Geiſtlichkeit und Gelehrte, Bürger, Bauern) aus. Zugleich wurden durch königl. Edicte die Vorrechte der Mediatiſirten und des übrigen hohen Adels, in Hinſicht der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, der Begünſtigung bei den Abgaben, der Fideicommiſſe und Majorate u. ſ. w. beſtätigt. Uebrigens enthält ſie alle Grundlagen der bürgerlichen und politiſchen Freiheit des baieriſchen Volks, als die Freiheit des Gewiſſens, die Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Geſetze, die gleiche Berechtigung zu allen Graden des Staatsdienſtes, die Gleichheit in der Beſteuerung, der beſtimmte Antheil der Stände an der Geſetzgebung, ihr Recht der Steuerbewilligung nach dem vorgelegten Budget, ſo wie ihr Recht der Beſchwerdeführung und die Verantwortlichkeit aller Staatsdiener. Auch beſteht nach dem königl. Befehl vom 1. Jan. 1822 in ſämmtlichen 8 Kreiſen ein Landrath, der von einem Wahlcollegium gewählt wird. 4) In dem Königreiche Würtemberg hatte der erſte König Friedrich ſchon 1806 die, auf alten Verträgen beruhende landſtändiſche Verfaſſung aufgehoben, und er regierte ſtreng monarchiſch nach dem, von ihm gegebnen Organiſationsdecrete vom 18. März 1806. Als aber der wiener Congreß die Einführung einer ſtändiſchen Verfaſſung in allen Bundesſtaaten ausſprach: ſo wollte er durch das Manifeſt vom 11. Jan. 1815 die Einführung einer ſtändiſchen Verfaſſung in ſeinen Staaten beſchleunigen; allein die von ihm im März 1815 berufne ſtändiſche Verſammlung verwarf die, ihr vorgelegte neue Verfaſſung, indem ſie die Wiederherſtellung der alten verlangte. Darüber verzog ſich die Entſcheidung und nach dem Tode des Königs (am 30. Oct. 1816) vertagte ſein Nachfolger, König Wilhelm I., die ſtändiſche Verſammlung bis zum 3. März 1817, worauf er den Geheimen Rath durch Verordnung vom 8. Nov. 1816 neu organiſirte, und von demſelben einen neuen Verfaſſungsentwurf vom 3. März 1817 den Ständen vorlegen ließ, gegen den ſich aber

die Mehrheit erklärte. Hierauf ließ der König die Verſammlung aus einander gehen und bereitete durch die Organiſation der untern Staatsverwaltung (vorzüglich in Anſehung des Gemeindeweſens) vom 31. Oct. 1819 eine neue Verfaſſung vor, die auch endlich mit der im Jul. 1818 berufnen ſtändiſchen Verſammlung auf dem Wege des Vertrags, am 25. Sept. 1819 zu Stande kam. Nach derſelben, welche auf denſelben Grundlagen der bürgerlichen und politiſchen Freiheit ruht, wie die baieriſche und wie der deutſchen neu-conſtitutionellen Staaten, gibt es zwei Kammern: die der Standesherren und die der Abgeordneten. Zu der erſten gehören theils geborne, theils vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannte Mitglieder. Die zweite beſteht aus dem vom ritterſchaftlichen Adel, von der Geiſtlichkeit, von den Städten und den Oberamtsbezirken gewählten Abgeordneten. Auch iſt der jedesmalige Kanzler der Landesuniverſität Mitglied. Der Gewählte iſt als Abgeordneter des ganzen Landes anzuſehen. So lange die Stände nicht verſammelt ſind, vertritt ihre Stelle ein von ihnen gewählter ſtändiſcher Ausſchuß. 5) Dem Großherzogthum Baden ward ſchon am 5. Jul. 1808 eine neue Verfaſſung zugeſichert; indeß erhielt es durch das Edict vom 26. Nov. 1809 eine neue Verwaltungs-Organiſation. — Das Zuſammentreten der Landſtände aber wurde erſt, in Folge des wiener Congreſſes, von dem Großherzoge Carl im März 1816 beſchloſſen. Endlich gab er die neue Verfaſſungsurkunde vom 22. Aug. 1818, welche ſich durch ihre zeit- und volkgemäße Grundſätze vortheilhaft auszeichnet. Hierauf verſammelten ſich die Landſtände in zwei Kammern (die zweite beſteht aus den, von den Wahlmännern der Städte und Aemter erwählten Abgeordneten) im April 1819; allein der Widerſpruch derſelben gegen das, vom Großherzog Ludwig am 16. Apr. 1819 gegebne Edict, die Standes- und grundherrlichen Rechte betreffend, und andre Mißverſtändniſſe bewirkten die plötzliche Vertagung der Ständeverſammlung am 28. Jul. 1819, welche erſt im Juni 1820 wieder eröffnet wurde, worauf man jenes Edict bis 1822 ausſetzte. Auch erſchien das Geſetz wegen Verantwortlichkeit der Miniſter und oberſten Staatsbehörden v. 5. Oct. 1820. 6) Das Großherzogthum Heſſen erhielt von ſeinem Souverän eine landſtändiſche Verfaſſung von 2 Kammern den 18. März 1820. (Die Abgeordneten der zweiten Kammer werden von dem angeſeſſenen Adel, von gewiſſen Städten und von beſtimmten Wahldiſtricten gewählt.) Die von beiden Kammern einmüthig angenommne neue Verfaſſungsurkunde vom 17. Dec. 1820 iſt ſeitdem ganz in Kraft getreten. 7) Das Fürſtenthum Waldeck mit Pyrmont erhielt von ſeinem Fürſten am 28. Jan. 1814 ein Verfaſſungs- und Organiſationsdecret, das aber zu mehrern Widerſprüchen Anlaß gab; daher berief der Fürſt im März 1816 die Stände nach Arolſen, wo der Landesvertrag vom 19. Apr. 1816 die neue, ſehr liberale Verfaſſung des Landes feſtſetzte, nach welcher die Bewohner in einer allgemeinen Verſammlung und durch eine Deputation als vollziehende Behörde repräſentirt werden durch die Beſitzer bisheriger Rittergüter, durch die Bürgermeiſter der Städte und durch die von den Gemeinden ſelbſt gewählten Repräſentanten des Bauernſtandes. 8) Das Herzogthum Naſſau erhielt ſchon durch das Patent vom 2. Sept. 1814 eine landſtändiſche Verfaſſung von zwei Kammern, wozu bloß die Mitglieder der zweiten gewählt werden, in der erſten aber, oder auf der ſo genannten Herrenbank, lebenslängliche und erbliche Mitglieder ſitzen. Damit ſtand die, am 1. Juli 1816 bekannt gemachte neue Landverwaltungsorganiſation in genauer Verbindung. Späterhin ward auch beſtimmt, daß die Si-

tzungen der zweiten Kammer der Abgeordneten öffentlich ſein ſollen. Zwei Patente vom 3. Nov. 1815 ordneten die Wahl der Landſtände und ertheilten den geſammten adeligen Gutsbeſitzern ſechs Virilſtimmen auf der Herrenbank, welche ſie durch ſechs, aus ihrer Mitte erwählte Deputirte vertreten laſſen. 9) Sachſen-Weimar hatte ſchon am 20. Sept. 1809, als es zum Rheinbunde gehörte, eine Conſtitution erhalten. Nachdem es aber durch den wiener Congreß zum Großherzogthume erhoben worden war, erfolgte am 1. Dec. 1815 die Organiſation des Staatsminiſteriums; hierauf erſchien am 30. Jan. 1816 eine großherzogl. Verordnung, die Bildung und Zuſammenberufung einer ſtändiſchen Berathungsverſammlung zur Entwerfung der Landesverfaſſungsurkunde betreffend. Auf dieſem Landtage wurde durch dies (von dem deutſchen Bunde garantirte) Grundgeſetz über die landſtändiſche Verfaſſung vom 5. Mai 1816 eine gemeinſchaftliche Repräſentation, ohne eine Vertheilung derſelben in zwei Kammern, angenommen, zu der jeder Stand (Rittergutsbeſitzer, Bürger und Bauern) zehn, aus ihrer Mitte und die Univerſität Jena einen Deputirten erwählt. Der Stand der Gelehrten, Künſtler, Kaufleute und Fabrikanten erhielt alſo keine eigne Repräſentation; übrigens war in der neuen Verfaſſung das Zweckmäßigſte mit hoher Liberalität berückſichtigt. Die Wahlen ſind durchaus frei, und die Freiheit der Preſſe war darin unbedingt ausgeſprochen. Doch wurde auf den, am 17. Dec. 1820 eröffneten Landtage die Oeffentlichkeit der Landtags-Sitzungen verneint, und die Verabſchiedung eines Staatsdieners nach den beſtehenden Geſetzen, ohne Urthel und Recht, bejaht. Nur Auszüge aus den Verhandlungen ſollten durch den Druck bekannt gemacht werden. 10) Der Herzog von Sachſen-Koburg gab ſeinem Lande durch das Decret vom 16. März 1816 die Grundzüge einer Verfaſſung, welche den 21. Aug. 1817 als Urkunde erſchien, nach welcher die, von jedem Stande gewählten Abgeordneten der Ritterſchaft, Städte und Dorfgemeinden in Einer Verſammlung die Intereſſen des ganzen Landes vertreten; auch beſteht, wenn der Landtag nicht verſammelt iſt, ein Ausſchuß, der über die Verfaſſung- und Geſetz-Vollziehung wacht. Die ſtändiſche Verfaſſung, Wahl- und Landtagsordnung wurde durch die Manifeſte vom 15. Dec. 1820 beſtimmt und der erſte Landtag im J. 1821 gehalten. 11) Auch der Herzog von Sachſen-Hildburghauſen verſprach ſchon im J. 1815, den Bauernſtand in die Landſchaft einzuführen, und der Entwurf einer neuen landſchaftlichen Verfaſſung vom 27. Nov. 1817 wurde von den Ständen geprüft, den 7. Jan. 1818 angenommen, dann als Landesgrundgeſetz bekannt gemacht, und unter die Garantie des deutſchen Bundes geſtellt. Die, aus den von den Rittergutsbeſitzern, den Städten, den Aemtern und dem geiſtlichen Stande gewählten Abgeordneten beſtehende Landſchaft wird fortwährend durch einen Ausſchuß repräſentirt. 12) Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt erhielt am 8. Jan. 1816 eine neue Organiſation der ſtändiſchen Verfaſſung, nach welcher die Rittergutsbeſitzer, Städte und Landeigenthümer die Repräſentanten des Landes wählen; die landſchaftliche Verfaſſung wurde den 21 Apr. 1821 geſetzlich angenommen und zugleich ein ſtändiſcher Ausſchuß angeordnet. 13) Dem Fürſtenthum Lippe-Schaumburg gab die Verordnung vom 15. Jan. 1815 eine neue, zeitgemäße, ſtändiſche Verfaſſung, nach welcher der Landtag aus den Beſitzern adeliger Güter und aus den, von den Städten und den Amtsunterthanen gewählten Deputirten beſteht. 14) Auch das Fürſtenthum Lippe-Detmold erhielt eine, von der Fürſtin-Vormünde-

ein Pauline ſelbſt entworfne, auf die Wahlform gegründete, neue, in jeder Hinſicht ausgezeichnete, landſtändiſche Verfaſſung den 8. Juni 1819, gegen welche aber die alten Landſtände von Ritterſchaft und Städten, ſo wie der Fürſt von Schaumburg, als Agnat, proteſtirt haben. 15) In dem Herzogthum Braunſchweig=Wolfenbüttel ward eine neue, am 19. Jan. 1820 von den Ständen unterſchriebne Landſchaftsordnung eingeführt, nach welcher die Ständeverſammlung aus 2 Sectionen beſteht. In der erſten erſcheinen ſechs Prälaten und die Beſitzer der 78 Rittergüter; in der zweiten die übrigen landtagsfähigen 6 Prälaten, 19 von den Städten und 19 von den Dienſt= und meierfreien Landgutbeſitzern gewählte Deputirte. Unter den Deputirten der Städte befindet ſich jedoch der erſte Bürgermeiſter, kraft ſeines Amts. Beide Sectionen bilden ein Ganzes und repräſentiren das geſammte Land. In Hinſicht der Steuerbewilligung iſt die alte Verfaſſung beibehalten. 16) Der freien Stadt Frankfurt, welche von ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürſten Primas, eine freiſinnig abgefaßte Organiſation am 10. Oct. 1806 erhalten hatte, ward ſchon von dem Staatsminiſter, Freih. von Stein, ein Conſtitutionsentwurf am 19. Jul. 1814 empfohlen; allein der Senat ließ im J. 1816 eine Ergänzungsacte zu der alten frankf. Stadtverfaſſung, welche von den Bürger am 18. Juli 1816 mit Stimmenmehrheit angenommen wurde. Nach ihr ſind die vormaligen Rechte der patriziſchen Geſchlechter erloſchen und die ganze Bürgerſchaft wird durch den geſetzgebenden Körper repräſentirt. 17). 18). 19) Die drei Hauptſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen haben ihre alte, freie Verfaſſung, welche Hr. v. Villers in ſeiner Schrift: Constitution des trois villes libres-anséatiques etc. (Lpz. 1814) abgedruckt hat, im J. 1814 wiederhergeſtellt.

H. Die Eidgenoſſenſchaft der Schweiz, welche das franzöſiſche Directorium im J. 1799 in eine helvetiſche Republik mit einer demokratiſchen Regierungsform verwandelt und der hierauf Napoleon durch die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 eine, aus alten und neuen Elementen gebildete, neue Föderativverfaſſung gegeben hatte, trat auf's Neue zuſammen, durch den zu Zürich am 8. Sept. 1814 abgeſchloſſenen Bundesvertrag. – In den Bund der 19 Cantons wurden drei neue: Wallis, Genf und Neufchatel aufgenommen. Jeder Canton hat ſeine eigne, aus den alten Elementen und den Grundſätzen der Mediationsacte gebildete Repräſentativ=Verfaſſung; in einigen herrſcht das ariſtokratiſche, in andern das demokratiſche Princip vor; doch iſt keiner mehr rein ariſtokratiſch. Einige hingegen ſind rein demokratiſch, wie Wallis, Graubünden, Zug u. a. (vergl. die einzelnen Artikel). Neufchatel insbeſondre hat eine ariſtokratiſch=demokratiſch=monarchiſche Verfaſſung mit einer landſtändiſchen Repräſentation von ſeinem ſouveränen Fürſten, dem Könige von Preußen, London den. 18. Juni 1814 und 26. Dec. 1814 erhalten.

I. Endlich ſind auch in Amerika repräſentative Verfaſſungen in den neuen demokratiſchen Freiſtaaten: Südamerika oder Buenos Ayres, Chili und Columbia entſtanden, welche ihre Befeſtigung von der Zeit noch erwarten. Andre ſind im Werden, wie die von Peru, Mexico und Braſilien. Die nordamerikaniſche Conſtitution hat ihnen großentheils als Muſter gedient. Paraguay wird ohne Verfaſſung vom D. Francia regiert. In Haiti erhielt das Königreich im J. 1811 eine Verfaſſungsurkunde. Die demokratiſche Verfaſſung der Republik Haiti vom 27. Jan. 1807 wurde 1816 erneuert; und nach dem das Königreich im J. 1820 und das ehemalihe ſpaniſche St. Domingo im J. 1822 mit der Republik vereinigt worden waren, auf der ganzen

Inſel eingeführt. Nach derſelben iſt zur Verwaltung der geſetzgebenden Gewalt, nach Art der amerikaniſchen Verfaſſung, eine Kammer der Repräſentanten und ein Senat verordnet; die ausübende Gewalt aber einem von den Bürgern frei erwählten Präſidenten anvertraut. Bloß Indier, Afrikaner, Mulatten und Meſtizen können Bürger dieſes Freiſtaats ſein. Weiße ſind des Bürgerrechts unfähig.

K. Die neueſte Erſcheinung einer repräſentativen Verfaſſung iſt die proviſoriſche Conſtitution, welche der Nationalcongreß der Hellenen am 1. (13.) Jan. 1822 zu Epidauros, im erſten Jahre der Unabhängigkeit, bekannt gemacht hat. Die Regierung ſoll künftig aus zwei Körpern beſtehen, dem durch gewählte Abgeordnete gebildeten, geſetzgebenden Senat und dem Vollziehungsrathe. — Allein noch iſt die innere ſittlich bürgerliche Zerrüttung dieſer neuen politiſchen Maſſe zu groß, als daß eine geordnete Regierung ſchon in das Leben eintreten kann.

Nach dieſer Ueberſicht derjenigen Staaten, welche theils repräſentative, theils ſtändiſche Verfaſſungen im zeitgemäßen Sinne, d. i. wobei eine wahre Stellvertretung und eine freie Theilnahme an der Beförderung des allgemeinen Landes- und Volksintereſſe Statt findet, erhalten haben, müſſen noch anhangsweiſe diejenigen Staaten genannt werden, welche IV. ohne beſondre Verfaſſungsgeſetze, weder mit ſtändiſchen, noch mit repräſentativen Formen regiert werden. Dieſe ſind: 1) Piemont, Savoyen und Nizza; 2) Toscana, Parma und Modena; 3) beide Sicilien; 4) der Kirchenſtaat; 5) Preußen, mit Ausnahme von Neufchatel; doch hat das königl. Dekret vom 22. Mai 1815 der geſammten Monarchie eine repräſentative Verfaſſung zugeſichert, und es wird bereits an der Bildung von Provincialſtänden gearbeitet, aus welchen künftig die Verſammlung der Repräſentantenkammer gewählt werden ſoll. 6) Das Kurfürſtenthum Heſſen. Hier wurde zwar die alte, ſtändiſche Verfaſſung von 1806 im J. 1813 wiederhergeſtellt; allein der Kurfürſt berief auf den, im März 1815 eröffneten Landtag nicht bloß die Abgeordneten der drei Stände, des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte, ſondern auch die des Bauernſtandes; darüber entſtanden Streitigkeiten, und als die Verſammlung gegen den neuen Conſtitutionsentwurf Widerſpruch erhoben, ward ſie völlig aufgelöſt. Seitdem regiert der Kurfürſt ohne Stände, hat aber am 29. Jun. 1821 das Staatsminiſterium und die Verwaltung neu organiſirt. 7) Die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg. 8) Das Herzogthum Anhalt. Zwar erhielt das Herzogth. Anhalt-Köthen von ſeinem Souverän am 28. Dec. 1810 eine Conſtitution, die, ſo wie die darauf gegründete Organiſation der Verwaltung ganz den Einrichtungen des damaligen franzöſiſchen Reichs nachgebildet war. Allein beide wurden von dem Vormunde des Nachfolgers ſchon am 24. Oct. 1812 ſuspendirt. Seitdem beſteht auch in Köthen, wie in den beiden andern Herzogthümern Anhalt, die alte, gemeinſchaftliche landſtändiſche Verfaſſung und das davon abhängige landſchaftliche Credit- und Schuldenweſen, unter der Oberdirection des jedesmaligen Senior des herzogl. Hauſes, aber ein eigentlicher Landtag iſt ſeit 1698 nicht gehalten worden. Doch werden, ſo oft es nöthig iſt, von dem Senior Deputations- und Landrechnungstage ausgeſchrieben. 9) Die Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. 10) Das Fürſtenth. Schwarzburg-Sondershauſen. 11) Das Herzogthum Oldenburg. 12) Das Herzogthum Holſtein, doch ſoll, nach öffentlichen Nachrichten, in beiden eine landſtändiſche Verfaſſung eingeführt werden. 13) Das Königreich Dänemark wo die alte ſtändiſche Verfaſſung im J. 1660 aufgehoben wurde. 14) Das Kaiſerthum Rußland.

Ueber die mannichfaltigen Formen der einzelnen Verfaſſungen und ſtändiſchen Verſammlungen ſind theils die Artikel der betreffenden Staaten, und der Art. Ständeverſammlungen, theils die publiciſtiſche Sammlung nachzuſehen, welche unter dem Titel: „Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten“ (Leipz. 1817 bis 1820) in 3 Theilen erſchienen und mit hiſtoriſchen Einleitungen verſehen iſt. Ein vierter Theil wird dieſe, zweckmäßig angelegte Sammlung beſchließen. Eine andre hiſtoriſch-kritiſche Sammlung der vorzüglichſten Regierungs- und Staatsurkunden der Völker, welche Benj. Conſtant, Gregoir. Lanjuinais u. A. in Paris ſeit 1818 herauszugeben angefangen haben, iſt auf 7 Octavbände berechnet. K.

Conſul. 1. in der alten römiſchen, und 2. in der ehemaligen franzöſiſchen Republik der Titel des höchſten Staatsbeamten; 3. der Titel von gewiſſen Beamten in den neu-europäiſchen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikaniſche Verfaſſung ein, und ſtellte an die Spitze des, den Staat verwaltenden Senats zwei, jährlich neu zu wählende Perſonen, die den beſcheidnen Titel: Conſules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu ſein, mußten ſie in Rom gegenwärtig ſein und das 43ſte Jahr zurückgelegt haben. Nur drei Mal wich man von dieſer letzten Vorſchrift ab. Nach dem Willen des Volks erſtreckte ſich ihre Gewalt auf folgende Punkte. Sie veranſtalteten Senats- und Volksverſammlungen, worin ſie den Vorſitz führten, und vollzogen deren Beſchlüſſe; denn das Volk hatte ſich die geſetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senate geblieben. Im Kriege führten ſie das ausgehobne Heer an, ſorgten für deſſen Bedürfniſſe und ernannten die Unterbefehlshaber. War der Staat in Gefahr, ſo war die Macht der Conſuln unumſchränkt; dann konnten ſie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magiſtraten uneingeſchränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Geſandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranſtalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufſicht über die Staatskaſſe, die Provinzen und, vor Einſetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtsweſen. Mit der Regierung und dem Vorſitze wechſelten die beiden Conſuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Anſehn angemeſſen. Nicht nur wurden die Geſetze und das Jahr nach ihnen benannt (weshalb die Staatsannalen conſulariſche Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), ſondern ſie waren auch durch ehrenvolle Merkmale ihres Ranges auszeichnet. Sie ſaßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtſeſſel (Sella curulis), hatten in der Hand ſtatt des königlichen Scepters einen elfenbeinernen Befehlsſtab (Scipio eburneus), waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toga (Toga praetexta), die unter den Kaiſern in eine geſtickte Toga verwandelt ward, und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces (Ruthenbündel, mit Lorbeerzweigen umwunden) vor ihnen hertrugen. In dieſen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber ſeit der Zeit des Valerius Publicola daraus genommen, wenn ſie innerhalb der Stadt erſchienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten ſie königliche Gewalt und königliches Anſehn, nur ohne Königs Namen, und Niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeiſter denken. Beim Antritt ihres Amtes ſtatteten der Senat und die Vornehmen Roms ihnen in ihrem Hauſe feierliche Glückwünſche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten ſie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitole. Am Ende des Jahres legten ſie ihr Amt mit dem Eide nieder, daſſelbe den Geſetzen gemäß ver-

waltet zu haben. Nach dieſer Zeit hieß der geweſene Conſul Conſularis, und hatte als ſolcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Conſuln geweſen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß ſie in römiſche Provinzen als Statthalter verſendet wurden, wo ſie den Titel Proconſules, führen. Nachdem Rom nach Cäſar Auguſtus wieder eine monarchiſche Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuſchen; allein ihr Anſehn und ihre Macht ſanken mehr und mehr, ſo daß endlich ein frecher Cäſar ſeinen Spott ſo weit trieb, ſein Pferd zum Conſul zu ernennen. Die erſten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Caiſer Juſtinian, 541 nach Chr. Geb. In Frankreich ward durch die Revolution vom 18. Brümaire des J. 8. der Republik (9 Nov. 1799.) die Directorial-Regierung (3te Conſtitution) aufgehoben, eine von dem geſetzgebenden Körper ernannte Conſular-Commiſſion (Buonaparte, Sieyes und Roger Ducos) entwarf, die vierte Conſtitution, die ſchon am 15. Dec. proclamirt, und durch welche nun Frankreich zu einer Republik unter conſulariſcher Regierung erklärt ward. Drei Wahlconſuln (Buonaparte, Cambacérès, Lebrün, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten auf zehn Jahr die vollziehende und faſt unumſchränkte Gewalt; das Tribunat und die geſetzgebende Verſammlung erhielten die geſetzgebende; auch ward ein ſogenannter Erhaltungs-Senat errichtet. Aber ſchon am 2. Aug. 1802. wurde Buonaparte zum erſten Conſul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfaſſung des franzöſiſchen Staats, ihrem Weſen nach, ſchon wieder vollkommen monarchiſch. Er erhielt das Recht ſeinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Conſuln vorzuſchlagen, die Senatoren, Staatsräthe und die Präſidenten der Volksverſammlungen zu ernennen, dieſe zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu beſtimmen, das geſetzgebende Corps nach Willkür zu berufen und zu entlaſſen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden ſeiner Willkür unterworfen, das Begnadigungsrecht ward ihm zugeſtanden, die Zahl der Mitglieder des Tribunats auf die Hälfte herabgeſetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, ſorgte für innre Sicherheit und äußre Vertheidigung, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politiſchen Verbindungen mit dem Auslande, beſtätigte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat ſogar die Macht, die Conſtitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erſte Conſul, königliche Macht und königliches Anſehn, und damit er dies um ſo mehr behaupten könne, wurde die Civilliſte auf ſechs Millionen Franken erhöht, und am 15. Aug. 1802 als dem Geburstage des erſten Conſuls, ein förmlicher conſulariſcher Hof zu St. Cloud eingerichtet, und an dieſem der vormalige Hofzwang wieder eingeführt. Eine Conſulargarde war ſchon früher errichtet worden, jetzt wurde dieſe Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in dieſen Veranſtaltungen viele nur die Neigung ſahen, unumſchränkte Herrſchaft wieder einzuführen, entſtanden immer wiederholte Verſchwörungen gegen das Leben des erſten Conſuls, die aber nur beförderten, was ſie verhindern wollten, indem ſie zu dem Entſchluſſe drängten, des erſten Conſuls Regierung noch feſter zu begründen. So geſchah es, daß in der fünften Conſtitution die franzöſiſche Republik gänzlich aufhörte, und ein franzöſiſches Kaiſerthum errichtet ward, der Beſtimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die erſten Conſuln dieſer Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiſer, die andern Prinzen. Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verſchiednen Staaten Conſuln

als Obrigkeiten zur Entſcheidung, Beſchützung oder Verification in See- und Handelsſachen. Beſonders waren es die italieniſchen Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, um von aſiatiſchen Fürſten das Recht zu erlangen, in deren Staaten ſolche Beſchützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beiſpiel von andern europäiſchen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und ſeit dem 15ten und 16ten Jahrh. auch zwiſchen europäiſchen Mächten unter ſich nachgeahmt wurde, ſo daß die Anzahl der Handelsconſuln in- und außerhalb Europa jetzt ſehr beträchtlich iſt. Das Recht, Conſuln abzuſchicken, wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; ſie können aber nur dahin geſendet werden, wo Verträge oder Herkom- dazu berechtigen. Die Beſtimmung aller iſt, Schutz und Beiſtand der der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu ſein, auf Beobachtung der Handelsverträge zu ſehen, und über den Zuſtand und das Beſte des Handels der Unterthanen ihres Souverains an dem Orte ihres Conſulats, Nachricht an ihren Hof zu geben. In Anſehung der Vorrechte aber ſind die Conſuln in der Levante und in Afrika von den europäiſchen verſchieden. Jene, welche auf den Fuß der Geſandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihrer Souveräns; ſelbſt oft in Klagen der Ausländer gegen ſie; dieſe haben nur eine ſehr beſchränkte Aufſicht über die Unterthanen ihres Souveräns in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei ſie noch meiſt bloß Schiedsrichter ſind, und ungeachtet man ſie als Miniſter anzuſehen hat (wofür ſie doch manche gar nicht wollen gelten laſſen), ſo ſtehen ſie doch auch den Geſandten der unterſten Klaſſe nicht gleich, denn ſie haben keine Creditive, ſondern nur Beſtallungsſchreiben, die von dem Staate, worin ſie ſich aufhalten, erſt beſtätigt werden müſſen. Daher genießen ſie keine Vorzüge der Geſandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, geſandſchaftlichen Gottesdienſt, Ceremoniel u. ſ. w. In der Regel ſind ſie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, wo ſie ſich als Conſuln aufhalten. General-Conſuln nennt man ſolche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Conſuln ernannt ſind. Zuweilen wird dem Conſul ein Vice-Conſul beigegeben.

Conſulta, Staatsconſulta, d. i. Staatsrath, war ein eigner Zweig der Staatsverwaltung der italieniſchen Republik und des nachherigen Königreichs Italien. Die Conſulta beſtand aus acht Perſonen, und hatte hauptſächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatiſchen Verträge zu beſorgen. Als im J. 1804 die Republik in ein Königreich umgeſchaffen wurde, erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er beſtand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthen (Conseil des Consulteurs), 2. aus einem Rathe der Geſetzgebung von zwölf, und 3. aus einem Auditoren-Rathe von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig, oder ein hoher Kronbeamter, hatte den Vorſitz im Staatsrathe, der nur Rathſchläge ertheilen, und nur in Gegenwart von 18 Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Abtheilung werden, der nicht vorher eins der niedrigern geweſen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche iſt auch dieſe Anſtalt 1814 aufgelöſt worden.

Conſumtionsſteuern, Abgaben, welche auf den Genuß oder den Verbrauch gelegt ſind. Dieſe Abgaben ſind in den verſchiednen Ländern Europa's ſehr verſchieden und ihre Wirkung iſt, je nachdem die Gegenſtände der Beſteurung zu den unentbehrlichen oder entbehrlichen Bedürfniſſen gehören, höchſt mannichfaltig. Es gibt zwei Haupt-

klaſſen von Conſumtionsſteuern, directe und indirecte. Directe Conſumtionsſteuern ſind ſolche, welche unmittelbar von den Conſumenten erhoben werden; zur Beſteurung dieſer Art ſind vorzüglich diejenigen Güter geſchickt, welche eine längere Zeit fortdauern, ehe ſie gebraucht werden, z. B. Häuſer, Taſchenuhren, Edelſteine, Gold= und Silbergeräth, Pferde, Kutſchen ꝛc. Die indirecten Conſumtionsſteuern werden mittelbar von den Conſumenten erhoben; der Staat hält ſich in der Regel nicht an den Käufer oder Verzehrer, ſondern an den Verkäufer des beſteuerten Genußmittels, und überläßt es dann dieſem, die gehabte Auslage von ſeinen Kunden ſich wieder erſetzen zu laſſen. Die vorzüglichſten Abgaben dieſer Art ſind die Acciſe (ſ. d. Art.), der Licent (ſ. d. Art.) und der Zoll (ſ. d. Art.). Die indirecten Conſumtionsſteuern ſind eben ſo oft laut geprieſen, als bitter getadelt worden. Die Lobpreiſer derſelben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. ſie ſeien dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er ſie zugleich mit dem Preiſe der ſteuerbaren Gegenſtände bezahle; 2. es hange gleichſam von eines Jeden eigner Willkür ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieſer Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am beſten im Stande ſei, ſie zu bezahlen; 4. ſie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Kapital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückſtände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer ſei für die Nation die koſtſpieligſte vor allen, beſonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Beſtechung der Beamten; 2. die Sittlichkeit leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs ſei ſo ſehr reizend, daß alle Liſt für ihn aufgeboten werde, dieſe Liſt aber gehe dann leicht in wirklichen Diebſtahl über; 3. die Form der Erhebung ſei oft ſo unbequem, daß ſelbſt redliche Staatsbürger ſich dadurch zur Einſchwärzung verleiten laſſen; 4. wenn dieſelbe auf die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe gelegt ſei, ſo könne ſie für die ärmere Klaſſe der Bürger höchſt drückend werden. Im Allgemeinen läßt ſich dieſe Art der Beſteurung eben ſo wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, ſondern es kommt vielmehr in dieſer Hinſicht alles auf die beſondre Lage und die Verhältniſſe des Staats an, wo ſie eingeführt werden ſoll. In der Regel wird dieſelbe keinen Nachtheil bringen, ſo lange einerſeits dafür geſorgt iſt, daß der ärmern Klaſſe die Anſchaffung ihrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe dadurch nicht erſchwert wird, und andrerſeits die Erhebung ſo weiſe eingerichtet iſt, daß der Gewerbfleiß und die perſönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztre, obgleich ſchwer, doch nicht unmöglich iſt. Iſt die Auflage mäßig, ſo vermiſcht ſie ſich leicht mit dem Preiſe der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beſchwerden, und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um die Gefahr der Beſtrafung zu wagen; iſt dieſelbe aber hoch, ſo iſt ſie nicht mehr verſteckt, der Conſument enthält ſich, durch den hohen Preis abgeſchreckt, des Einkaufs, der Kaufmann erhält ein Intereſſe, die Auflage zu umgehen; die Verminderung des Verbrauchs vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskoſten; was der Staat ſich dadurch verſchafft, ſteht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieſelben ſich aufzulegen genöthigt ſind. In der Regel aber ſollten es nur entbehrliche Genußmittel ſein, welche mit der Conſumtionsſteuer belegt werden, unentbehrliche höchſtens nur dann, wenn ſich mit Grund vorausſetzen läßt, daß der gemeinſte Arbeiter im

Lande mehr verdiene, als zur Anſchaffung der nothwendigſten Lebensmittel ſeiner Familie erfoderlich iſt, er alſo ſich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, ſondern durch Verminderung ſeiner überflüſſigen Bedürfniſſe die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem ſolchen Fall eine Auflage auf unentbehrliche Gegenſtände z. B. auf Brot gelegt: ſo braucht dieſelbe deshalb nicht von dem Brot-Verbrauch abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieſelbe Maſſe Brot forteſſen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche Bedürfniſſe gelegten Conſumtionsſteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß ſie den Arbeitslohn erhöhe, alſo im Grunde von denen bezahlt werden müſſe, welche die Arbeiter lohnen: ſo iſt dies nur in ſo fern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfniſſe derſelben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern aber, wo auch der gemeinſte Arbeiter viele überflüſſige Bedürfniſſe von ſeinem Lohne ſtillen kann, wird ſich die arbeitende Klaſſe deshalb nicht vermindern, weil ſie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichſten Bedürfniſſen zu tragen genöthigt wird. Bemerkenswerth iſt es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelſt indirecter Conſumtionsſteuern gedeckt wird, die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens, namentlich Getreide und Fleiſch, von aller Beſteuerung verſchont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen ſein dürfte, daß ſelbſt in Ländern, wo höchſt bedeutende Summen durch die Beſteurung aufgebracht werden müſſen, die Heranziehung ſolcher Gegenſtände zur Steuer bedenklich ſei.

Contagium, ein Anſteckungsſtoff, welcher in dem thieriſchen und menſchlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden iſt und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieſelbe Krankheit in ihm etregen kann. So erzeugen z. B. die Maſernkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Peſt u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menſchen, wenn ſie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Anſteckungsſtoff kommen, wieder Maſernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Peſt u. ſ. w. erregt. Das Contagium entwickelt ſich während der Krankheit, kommt aber erſt mit der Beendigung derſelben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den kritiſchen Ausſonderungen aus dem Körper geſchafft. Es hat verſchiedne Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. iſt es in dem Eiter der Blatterpuſteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derſelben, bei Maſern und dem Scharlachfieber wahrſcheinlich in der lymphatiſchen Maſſe, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Peſt in den Peſtbeulen u. ſ. w.

Contarini iſt der Name eines edeln venetianiſchen, noch fortdauernden Geſchlechts, von welchem viele Mitglieder, während mehrer Jahrhunderte, in verſchiednen Fächern einen rühmlichen Namen in der Geſchichte erlangt haben. — Domenico Contarini war Doge von Venedig von 1043 bis 1071. Er baute die, vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, und unterwarf die empörte Stadt Zara. — Jacopo Contarini, Doge, von 1275 bis 1280. Unter ſeiner Regierung zwangen die Venetianer die Stadt Ancona, ihre Herrſchaft über das adriatiſche Meer anzuerkennen. —

Andrea Contarini, Doge, von 1367 bis 1382. Die Genueſer eroberten unter Pietro Doria 1379 Chiozza, und bedrohten ſelbſt Venedig; Contarini, 1380, nahm ihnen dieſe Stadt wieder ab, und befreite die Republik von den Feinden. — Francesco Contarini, Doge, von 1623 bis 1625. Oeſterreich hatte Mailand und das Waatland erobert, und wollte ſich Graubündens bemächtigen, um durch das Waatland eine Verbindung zwiſchen den italieniſchen Staaten des Königs von Spanien und den deutſchen Ländern des Kaiſers zu gründen. Venedig, mit Ludwig XIII. von Frankreich, dem Herzoge von Savoyen und dem proteſtantiſchen Schweizer-Cantons, kam den Graubündnern zu Hülfe. Das Waatland ward 1624 wieder genommen. — Carlo Contarini, Doge, von 1655 bis 1656. Lazaro Mocenigo, Admiral der Republik, gewann Anfangs Juni 1655 unter den Dardanellen ein glänzendes Seetreffen gegen die Türken. — Domenico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Beſitz der Inſel Kandia Krieg mit den Türken. Am 26. Sept. 1667, nach einer dreijährigen, beiſpiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Moroſini Kandia. Der Friede erfolgte darauf. — Francesco Contarini lehrte 1460 die Philoſophie in Padua, ging als Geſandter zu Pius II., führte die venetianiſchen Truppen gegen die Florentiner, welche die Siener angegriffen hatten, und ſchrieb die Geſchichte dieſes Feldzugs. — Ambroſio Contarini wurde (1483 — 1477) als Geſandter der Republik an den König von Perſien, Uſun Kaſſan, geſchickt. Die Beſchreibung dieſer anziehenden Reiſe kam zuerſt italieniſch 1481 in Venedig heraus. — Gasparo Contarini. Als venetianiſcher Geſandter bei Carl V. unterhandelte er einen dauerhaften Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der Republik. Er ging 1527 als Geſandter nach Rom und dann nach Ferrara, um die Freiheit Clemens VII., den Carl V. im Fort St. Angelo gefangen hielt, zu erhalten; ward, nachdem ihm dies gelungen, Geſandter bei dem Papſte, und nach ſeiner Rückkehr Senator in Venedig. Paul III. verlieh ihm 1535 den Kardinalshut. 1541 wohnte er als päpſtlicher Legat den Verhandlungen des regensburger Reichstags bei, wo er ſich ſehr gemäßigt benahm. Bei Gelegenheit der, von den Proteſtanten aufgeſtellten 22 Artikel, welche die Biſchöfe verwarfen, ließ er dieſe zu ſich kommen, und ermahnte ſie, den Völkern durch Luxus, Habſucht und Ehrgeiz kein Aergerniß mehr zu geben, ſondern lieber ihre Kirchenſprengel zu beſuchen, die Armen zu unterſtützen, Schulen anzulegen, und die Pfründen bloß nach Verdienſt, nicht nach Rückſichten zu vertheilen. Nach ſeiner Rückkehr ward er als Legat nach Bologna geſandt und ſtarb daſelbſt 1542. — Giovanni Contarini, in Venedig 1549 geboren und 1605 geſtorben, einer der berühmteſten Maler ſeiner Zeit, arbeitete in Titian's Styl, und war vorzüglich ſtark in der Kunſt, Plafonds zu malen, wie man dies an ſeiner Auferſtehung in S. Francesco di Paolo in Venedig ſehen kann. — Vincenzo Contarini, zu Venedig 1577 geboren und 1617 geſtorben, ein Gelehrter, der in ſo großem Rufe ſtand, daß der Magiſtrat in Padua, um ihn bei der daſigen Univerſität zu behalten, einen außerordentlichen Lehrſtuhl der griechiſchen und lateiniſchen Beredtſamkeit für ihn errichtete. Er war damals 26 Jahr alt. Bis 1614 lehrte er daſelbſt. — Simone Contarini, in Venedig 1563 geboren und 1633 geſtorben, Dichter und Procurator von S. Marco, war nach einander venetianiſcher Geſandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mohammed III. in Konſtan-

tinopel, beim Papſte Paul V., beim Kaiſer Ferdinand II., und ward dann Procurator von S. Marco. Als ſolcher machte er noch eine Reiſe in Angelegenheiten des Senats nach Konſtantinopel. Als 1630 die Peſt in Venedig wüthete, wollte er die Stadt nicht verlaſſen, um die, bei einem Uebel dieſer Art ſo nöthige Ordnung zu erhalten.

Contat (Louiſe, Frau von Parny, auf dem Theater bekannt unter dem Namen Demoiſelle), eine berühmte franzöſiſche Schauſpielerin, (ſ. franzöſiſche Schauſpielkunſt und Pariſer Theater).

Conté (Nicolaus Jacques), Künſtler, Mechaniker, Chemiker, geboren zu St. Cenery, unweit Seez, 1755, geſtorben 1805. Conté widmete ſich ſehr frühzeitig mit unwiderſtehlicher Neigung der Mechanik und Malerei. Schon im achtzehnten Jahre malte er mit vielem Glücke, ohne darum das Studium der phyſikaliſchen und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen. Das Modell einer von ihm erfundnen hydrauliſchen Maſchine übergab er der Akademie der Wiſſenſchaften zur Prüfung, und dieſe erſtattete darüber den vortheilhafteſten Bericht. Er ließ ſich hierauf in Paris nieder. Hier ward er durch das Studium großer Muſter und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Phyſik veranlaßte ihn (1793), im Vereine mit mehrern Sachverſtändigen, über die Zerſetzung des Waſſers durch Eiſen Verſuche im Großen zu machen, da man ſie vorher nur in Flintenläufen angeſtellt hatte. Seine Rathſchläge hierbei, ſeine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anſtrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Regierungsbefehl mußte er nun in Meudon jene Verſuche wiederholen und der glückliche Erfolg derſelben leitete auf den Gedanken hin, ſich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aëroſtatiſchen Inſtituts und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Zöglinge alle Sorgfalt. Um den, bei den Heeren befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungspunkt zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Er erfand nun eine treffliche Art von Blei- und Zeichenſtiften und gründete darin eine große Manufaktur, die noch jetzt ganz Frankreich damit verſieht. Aber bald erhielt er, nebſt andern Gelehrten, den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten. Bei ſeiner Ankunft in Alexandrien ſtellte er auf dem daſelbſt befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachſte Weiſe Ofen zu glühenden Kugeln her, wodurch die engliſchen Schiffe, welche etwa durch Ueberrumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Kairo berufen, errichtete er daſelbſt bald die nöthigen Werkſtätte für die Bedürfniſſe des Heeres an Waffen u. dergl. ſo wie auch mehrere Windmühlen, Maſchinen für die Münzen von Kairo, für die orientaliſche Druckerei, für die Pulverfabrikation. Zugleich ſtellte er verſchiedne Gießereien her, und ſowohl Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Leinwand, Pappe ꝛc. wurden in ſeinen Werkſtätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verſchaffte die Erfoderniſſe für die Hoſpitäler, mathematiſche Inſtrumente für die Ingenieurs, Gläſer für die Aſtronomen, Vergrößerungsgläſer (Loupen) für die Naturforſcher, Stifte für die Zeichner, kurz Alles, was zu einer ſolchen Unternehmung, bei einem ſolchen Zweck, in einem ſolchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen

Telegraphen, obgleich deſſen Errichtung in dieſer heißen Atmoſphäre unendliche Schwierigkeiten hatte.

Contemplation, die innere, geiſtige Anſchauung oder Betrachtung. Der Geiſt ſagt ſich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den, nach ſeinen Ideen im Innern geſtalteten Bildern und Begriffen. Es ſind gewöhnlich Bilder der überſinnlichen Welt, oder das Verhältniß der ſinnlichen zur überſinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geiſt auf ſolche Weiſe bildet und anſchaut. Dieſes Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöſe gehalten, und wurde es beſonders bei den orientaliſchen Völkern. In ihrem Klima und ihrer Philoſophie liegt der Keim zum beſchaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3. Jahrh., mit den gnoſtiſchen und neu platoniſchen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die chriſtliche Religion übergetragen, bis es ſich endlich durch das Mönchsweſen verkörperte.

Conti (Abt Antonio Schinelle), ein zu Padua 1677 geborner, venetianiſcher Patricier, iſt berühmt wegen ſeiner mathematiſchen Forſchungen, die Newton's Aufmerkſamkeit auf ihn zogen. Den geiſtlichen Stand hatte er aufgegeben, weil er nicht Beichte ſitzen wollte. Mathematik und philoſophiſche Unterſuchungen hatten ihn angezogen; er ging nach Paris, 1715 nach London, wo er auf J. Newton's Antrag zum Mitglied der k. Geſellſchaft aufgenommen ward, und in den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton verwickelt, durch das Beſtreben keinem zu mißfallen, keinem genügte. Zufällig war er in den Beſitz einer Handſchrift gekommen, die Newton's Syſtem der Zeitrechnung enthielt. Durch Conti's Mittheilung kam ſie in Freret's Hände, der ſie mit ſcharfen Noten bekannt machte. Newton nannte dies eine Unrechtlichkeit und ſo iſt Conti's Name ſchon darum ſicher, nicht vergeſſen zu werden. Kränklichkeit zwang ihn, 1726 Frankreich zu verlaſſen und den mildern Himmel ſeines Vaterlandes aufzuſuchen. Er verließ von da an Venedig nur für kürzere Zeit, ganz ſeinen literariſchen und reindichteriſchen Beſchäftigungen hingegeben. Denn nach der Art ſeines Landes konnte er ſich dem Dienſte der Muſen nicht verſagen. Oft hatte man ihn aufgefodert, ſeine Werke herauszugeben. Von den 6 Bänden, die er beabſichtigte, ſind nur die beiden erſten erſchienen (Venedig 1739. 4.), von denen der erſte ein langes Gedicht: il Globo di Venere enthält, das platoniſche Ideen über das Schöne verſinnlichen ſollte. Zwei Jahre nach Conti's Tode, der 1749 zu Padua erfolgte, erſchienen zu Florenz vier ſeiner Trauerſpiele (Junius Brutus, Cäſar, Marcus Brutus und Druſus) die nicht dazu beitrugen, ſeinen dichteriſchen Werth außer allen Zweifel zu ſetzen. In ſeinen Werken erkannte man überall mehr den abſtracten Denker, als den geſtaltenden Dichter; und ſeiner Sprache macht man den Vorwurf, daß ſie bei aller Kräftigkeit, doch keineswegs frei von fremdartigen Einmiſchungen ſei.

Continent, das, was ununterbrochen zuſammenhängt. Insbeſondre die großen Maſſen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterſchiede von den Inſeln; z. B. der Continent, das Feſtland von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inſeln.

Continentalſyſtem. In der Geſchichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleons, behauptet das von ihm ausgeführte Continentalſyſtem einen merkwürdigen Platz. Es beſtand in dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuſchließen, das heißt mit andern Worten, geſammten Seehandel

von Europa zu zerſtören. Aller Verkehr mit England und engliſchen Waaren und Producten ward vermöge dieſes Syſtems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf dieſe Weiſe zum Frieden und zur Anerkennung des, im utrechter Friedens aufgeſtellten Seerechts zu zwingen. Ehe wir jedoch zu der Geſchichte des Continentalſyſtems ſelbſt übergehen, müſſen wir einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, vorausſchicken. Schon ſeit längerer Zeit war zwiſchen den ſeefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge eine heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende ſechs Streitpunkte betraf: 1) macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2) macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3) wie weit erſtreckt ſich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu viſitiren, wenn ſie ohne oder wenn ſie unter Convoy ſegeln? 4) was iſt Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt ſie? 5) wie weit erſtreckt ſich die Befugniß, Oerter in Blokadeſtand zu erklären? und endlich 6) iſt ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Kolonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieſer verſchiednen Fragen, die für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbeſondre von der höchſten Wichtigkeit ſind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, ſondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seeſtaaten, mit denen ſie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht allein England war es, welches ſich in eine ſolche Oppoſition gegen die Grundſätze der Neutralen ſetzte, ſondern auch Frankreich; auch andre Seemächte thaten daſſelbe, ſobald ſie ſich ſtark genug fühlten, ihre Prätenſionen durchführen zu können. So ward allmälig von der überwiegenden Seemacht der Grundſatz beſtritten, frei Schiff mache frei Gut, und das neutrale Gut ward immer ſeltner in feindlichen Schiffen reſpectirt; man hatte ſich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln ſegelnde neutrale Schiffe, ſondern auch ſelbſt ſolche, die in Flotten unter Convoy des Staats ſegelnd angetroffen wurden, zu viſitiren, ohne ſich mit der Einſicht der Seepapiere oder gar der bloß mündlichen Verſicherung des die Convoy commandirenden Officiers, daß dieſelbe keine Contrebandewaaren am Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht bloß auf Waffen und Kriegsmunition oder auf ſogenannte directe Contrebande, ſondern auch auf die directe, das heißt, auf alle Gegenſtände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja ſelbſt auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Kategorien nicht begriffne Waaren verſteht, die vielleicht unter beſondern Umſtänden der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich ſein möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundſatz geworden, man ſei berechtigt, jede Art von Contrebande, oft ſammt dem Schiffe, welches ſie führte, zu confiſciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blokaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die Neutralen und nachmals auch die minder mächtigen kriegführenden Seeſtaaten behaupteten, eine Blokade könne nur gegen einen beſtimmten Platz oder Hafen verfügt werden, und berechtige nur dann zur Confiscation der Schiffe, welche eine ſolche Blokade zu brechen verſuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl ſta-

tionirter Kriegsſchiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkſtelligt werden könne, dehnten die Engländer, vorzüglich in der neuern Zeit, nicht nur den Begriff einer Blokade auf Mündungen von Flüſſen, ja ſelbſt auf ganze Küſten und Länder aus, ſondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandenſein von Kreuzern, ſondern ſelbſt eine ſchriftliche Erklärung reiche zur Conſtituirung eines ſolchen Blokadezuſtandes hin. Endlich kam auch in neuern Zeiten ſeit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung: ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verboten geweſenen Handel mit den Kolonien des Feindes in Kriegszeiten führen dürfen, wenn der Beſitzer der Kolonien ihnen dieſes geſtattet; und auch dies verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein ſolcher Handel als ein feindliches Beſitzthum, die Beute des Siegers anzuſehen ſei, den die Neutralen daher ſo wenig wie irgend, ein andres feindliches Eigenthum zu beſchützen und zu ſichern befugt wären. Es waren die Behauptungen, welche England in neuern Zeiten beinahe allein aufſtellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu ſchwach waren, ſich ihm mit Gewalt zu widerſetzen, größtentheils Folgen ſeiner zur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, daß England dieſe überwiegende Superiorität zur See erlangte: ſo iſt die Antwort keine andre, als daß Frankreich ſelbſt es war, das ihm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Uſurpationen auf dem feſten Lande, England zu einem, beinahe ununterbrochnen, zwanzigjährigen, glücklichen Kampfe zwang, ſo daß es nach Beſiegung aller ſeiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa daſtand. Ob aber ein ſolcher Principat zur See wirklich ſo furchtbar und gefährlich ſei, daß dagegen die gewaltſamſten und zerſtörendſten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon ſieht man leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommnen Ungrund ein. Nur den Handel drückte dieſer Principat, und auch dies nur, wie wir gleich ſehen werden, im Kriege; er vertheuerte vielleicht einige Artikel des Luxus; wie aber konnte er die unabhängige, politiſche Exiſtenz der Nationen, ihr höchſtes Kleinod gefährden, wie, gleich der Präpotenz einer Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Feſſeln ſchlagen? Obendrein aber trafen dieſe Uebel die Nationen des Contingents nur in Kriegszeiten, in Friedenszeiten dagegen erlaubte ſich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; doch ſelbſt im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann dieſen Vorwurf, wenn man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrechtlichen Regeln des Landkrieges beurtheilte. Beide aber ſind weſentlich von einander verſchieden; die in dem einen geltenden Regeln können keinesweges unbedingt auf den andern angewandt werden. So iſt es eine allgemeine, wenigſtens anerkannte, wenn gleich nicht immer befolgte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes geſchont werden müſſe. Wollte man aber dieſe Regel unbedingt auf den Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte: ſo würde dieſer in den meiſten vollkommen Fällen illuſoriſch werden. Wie ſoll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es deſſen wenige Kolonien erobert, deſſen Kriegsflotten vernichtet hatte, demſelben überhaupt noch Schaden zufügen, ſobald das Privateigenthum allgemein reſpectirt werden muß? Wollte man in dieſem Falle die einzig mögliche Art, Feindſeligkeiten zu üben, nämlich das Privateigenthum gleich dem Staatseigenthume wegzunehmen, ausſchließen, ſo würde der Krieg von ſelbſt aufhören müſſen. Aus demſelben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht

nicht gleich unbedingt, wie in Friedenszeiten reſpectirt werden. Wäre dies der Fall, ſo würde die Flagge des minder mächtigen kriegführenden Staats von allen Meeren verſchwinden, während die Neutralen den Handel deſſelben unter ihrer Flagge ungeſtört forttrieben, und wie ſollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen ſelbſt räumen ein, daß ſie nicht befugt ſind, in Kriegszeiten mit Contrebandewaaren Handel zu treiben; nur über den Begriff derſelben wird geſtritten, dagegen aber verlangen ſie Freiheit von Viſitationen und Anerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das letztre kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben, ſo lange es ſo mächtig iſt, daß es bei einem jeden entſtandnen Seekriege die Flagge ſeines Feindes von allen Meeren verſcheucht und eben ſo wenig das erſtre; denn würde nicht unter dem Schutze der Freiheit von Viſitationen jede Art von Contrebandhandel ungeſtört von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, vor allen aber Frankreich, das ſich in unſern Tagen plötzlich und unberufen zum Wortführer derſelben aufwarf, beklagten ſich über das, von England auf ganze Küſten und Länder ungebührlich ausgedehnte Blokadeſyſtem; allein hier fragt ſich dennoch wieder, ob England nicht mächtig genug war, ſelbſt ganze Küſten und Länder im Blokadezuſtande zu halten, und war dies der Fall, ſo war dies durchaus nicht von der Blokade eines einzelnen Hafens verſchieden. Wenn Buonaparte Repreſſalien gegen England ergriff, wie er es nannte, ſo fielen die Repreſſalien nicht auf England, ſondern auf die Neutralen, deren Handel zerſtört ward, während der von England vernichtet werden ſollte. Frankreich verlangte, jeder Staat ſolle ſeine Häfen den Engländern verſchließen, weil England die Freiheit der Meere und die Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne, und jeder Staat die Pflicht habe die Unabhängigkeit zu ſchützen. Allerdings iſt dieſe letztre Behauptung ſehr richtig, allein kein dritter Staat iſt befugt, über die Art und Weiſe ihrer Ausübung Rechenſchaft zu fodern; nur gegen ſich ſelbſt hat jeder Staat die Verpflichtung, nicht gegen einen dritten, und es war eine Anmaßung ſonder Gleichen, wenn ſich Frankreich hier zum Vormunde aller andern Staaten aufwarf, — Frankreich, das bis auf dieſe Zeit die Rechte der Neutralen, ſo oft es irgend konnte, wenigſtens eben ſo gröblich verletzt hatte, als England. War es doch klar, daß man nur deshalb ſo häufig auf die Freiheit der Meere drang, um die Aufmerkſamkeit von demjenigen abzulenken, was indeſſen auf dem Continente ungleich Aergeres geſchah, daß, während man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieſelben längſt nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem man die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Continents, die Exiſtenz aller unabhängigen Nationen auf immer vernichten zu wollen ſchien. Durch die gänzliche Verſchließung aller Häfen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geſchärften Maßregeln gegen allen Handel mit engliſchen Producten und Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher mußten alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rückſicht auf ihre beſondre Lage und ihre beſondern Verhältniſſe, ein gleiches Betragen gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eignen Handels und ihres eignen Wohlſtandes ward die unerlaßliche Bedingung der Fortdauer eines ſchwankenden Friedens mit Frankreich. Es war dies ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg ſelbſt, und daß ſich ſo lange Zeit alle Staaten

des Continents unter dieſes drückende Joch beugten, gibt den überzeugendſten Beweis von der Erſchlaffung und Ermattung aller Nationen, die nur durch den, zu einer unerträglichen Höhe geſteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen Schlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbeſtreitbare Recht eines jeden Staats, mit andern in Friede und Freundſchaft zu leben und frei mit ihnen zu verkehren, ward ſo durch politiſche Willkür vernichtet und den Nationen nur die bittre Wahl gelaſſen, zwiſchen einem ungewiſſen und ängſtlichen Zuſtande voller Entbehrungen und Noth, oder einer offnen Fehde mit der drohenden Uebermacht. Napoleon, der ſich ſo bitter über England wegen ſeiner Nichtachtung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete ungeſcheut das erſte und heiligſte Recht der Neutralität, die Befugniß eines jeden Staats, neutral bleiben zu dürfen. Indeß verſprach man ſich in vielen Staaten die überwiegendſten Vortheile von dieſer Handelsſperre mit England: Flor des Handels im Innern; — wenn nur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueberfluſſe iſt, da dieſer nur erſt durch die Ausfuhr zur See ſeinen Werth erhält; Aufblühen der eignen Manufakturen und Fabriken, denen leider die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehrſten Fällen ungleich theuer arbeibeiteten, als die engliſchen; endlich Verhütung des Wegſchleppens des Geldes und dadurch unausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten dieſe Staaten bereits mit England Handel getrieben und noch waren ſie nicht verarmt, was ſich ſchon daraus auf's deutlichſte ergab, daß ſie überhaupt noch mit Engländern handeln konnten; denn daß mit einem völlig verarmten Lande kein Handel möglich iſt, braucht wohl nicht erſt bewieſen zu werden. Und dennoch mußte Napoleon, der übrigens hier, wie bei andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche Kurzſichtigkeit in allem, was den Handel verrieth, bald inne werden, daß er ſeinem Zweck, die Vernichtung Englands, durch dieſe Handelsſperre vergeblich zu erreichen hoffte; deſto ſchmerzlicher für die übrigen Staaten Europa's, die eine falſche Berechnung der franzöſiſchen Staatskunſt mit Entbehrungen aller Art und einem weſentlichen Theile ihres Wohlſtandes bezahlten. So beruhte das Continentalſyſtem auf der grundfalſchen Vorausſetzung, der europäiſche Handel ſei die einzige Quelle von Englands Reichthum u. damit zugleich von Englands Macht. Allerdings war er bis dahin eine Hauptquelle, wenn gleich nicht die einzige geweſen, und blieb es auch nur ſo lange, als der Continent von Europa noch nicht durch das eiſerne Joch des militäriſchen Deſpotismus gänzlich verarmt war. Sobald dies aber der Fall war, ſo verlor auch Europa die merkantiliſche Wichtigkeit, die es bisher für England gehabt hatte, und Englands Kapital und Induſtrie wandten ſich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von einer Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die ſchwerſten Feſſeln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die dieſe von allen Meeren verſcheuchten. In den erſten Augenblicken konnten allerdings die, von Buonaparte ergriffnen Maßregeln eine ſcheinbare Stockung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein bald ſuchten und fanden dieſelben neue Kanäle, und England bewies unwiderſprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgeſetzten Verſchließung beinahe aller Häfen Europa's, dennoch ſein Handel und ſeine Macht ſich ungeſchwächt erhielten. Buonaparte ſelbſt erkannte dies zuerſt öffentlich an, indem er durch die Ertheilung von Licenzen ſeine eignen Maßregeln unwirkſam machte, aber auch hierbei äußerte ſich deſto unver-

holner ſein deſpotiſcher Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten ſtrenges Beharren in dieſen zweckloſen Maßregeln verlangte. — Die Geſchichte des Continentalſyſtems beginnt mit dem Decrete von Berlin vom 21. Nov. 1806, durch welches die britiſchen Inſeln zu Waſſer und zu Lande in Blokadezuſtand geſetzt, aller Handel, Verkehr und Correſpondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der ſich in einem von franzöſiſchen Truppen oder deren Verbündeten beſetzten Lande betreffen laſſe, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Priſe erklärt, aller Handel mit engliſchen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein direct von England oder von den engliſchen Kolonien herkommendes Schiff, oder welches dort ſeit der Publication des Decrets geweſen, ſollte in irgend einem Hafen zugelaſſen, alle Schiffe aber, die durch falſche Declarationen dieſe Beſtimmung zu umgehen ſuchen würden, ſollten ſammt ihrer Ladung, gleich dem engliſchen Eigenthume, confiscirt werden. — Als Gründe wurden angeführt: England erkenne das, von policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an; es behandle jedes, einem feindlichen Staate zugehörende Individuum, feindlich, ſelbſt die Mannſchaften der Handelsſchiffe mache es zu Kriegsgefangnen; es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsſchiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befeſtigte Häfen und Plätze, auf Mündungen der Flüſſe, ja ſogar auf ganze Küſten und Reiche aus. — Indeß waren dieſe Verfügungen Englands größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich geweſene Maßregeln, die Frankreich, ſo lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber ſo gern als grobe Verletzungen des Völkerrechts darſtellen wollte; Frankreich, das in unſern Tagen auf dem feſten Lande nie eine Neutralität reſpectirte, als inſoweit es ſeiner Convenienz gemäß war. — England ſäumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repreſſalien anzuordnen, und zwar erſt durch eine Geheimerathsverordnung vom 7. Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten ward, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn dieſe Häfen Frankreich oder deſſen Verbündeten zugehörten, oder ſo ſehr unter deſſen Controle ſtänden, daß die engliſchen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes neutrale Schiff, welches dieſe Vorſchriften verletzen würde, ſollte ſammt ſeiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite engliſche Verordnung vom 11. Nov. 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen u. Plätze von Frankreich u. deſſen Alliirten in Europa und in den Kolonien, ſo wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die engliſche Flagge ausgeſchloſſen ſei, denſelben Einſchränkungen unterworfen, als wenn ſie auf's ſtrengſte blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten ſolcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, ſo wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Urſprungscertificaten verſehen ſein möchten. Eine andre Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für geſetzwidrig und die beabſichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren dieſe Befehle publicirt, als auch von franzöſiſcher Seite neue Repreſſalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17. Dec. 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 noch geſchärft

wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch ſein möge, welches von einem engliſchen Schiffe viſitirt worden, oder ſich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die engliſche Regierung bezahlt habe, für denationaliſirt und eben dadurch für engliſches Eigenthum erklärt; dergleichen denationaliſirte Schiffe aber ſollten in jedem Falle, ſo wie auch diejenigen, welche die gegen die brittiſchen Inſeln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands oder ſeiner Kolonien, oder eines von den Engländern beſetzten Landes ausgelaufen oder nach einem ſolchen beſtimmt wären, für gute Priſen angeſehen werden. Um den engliſchen Handel deſto ſicherer zu vernichten, erſchien am 3. Aug. 1810 der Tarif von Trianon für die Kolonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12. Sept. deſſelben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 18. Oct. deſſelben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller engliſchen Waaren folgte; — Decrete, die auch in allen andern mit Frankreich in Verbindung ſtehenden Staaten, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dies war das berüchtigte Continentalſyſtem, welches alle Staaten des Continents in die geſpannteſte Lage und den Handelsſtand zum Theil in große Verlegenheit brachte. Indeß erhoben ſich viele Fabrikzweige des feſten Landes zum Nachtheil der engliſchen. Dagegen ſtiegen die Preiſe der Kolonialwaaren zu einer außerordentlichen Höhe, wobei einzelne Kaufleute viel gewannen, die gewohnte Lebensweiſe der gebildeten Klaſſen aber ſehr empfindlich geſtört wurde. Doch am unwilligſten ertrug der Continent die gänzliche Trennung von einem hochciviliſirten Volke, das durch alle Bande der Kultur an Europa ſo feſt geknüpft war. Dieſe Zerreißung des Welt-Verkehrs der höhern Geſelligkeit war ein unnatürlicher Zuſtand, der auf die Länge nicht dauern konnte. Als daher die Rieſenplane des kriegeriſchen Imperators nur Elend auf Elend über Europa gehäuft, und zuletzt in Rußland und in dem Herzen von Deutſchland ihr Grab ſich ſelbſt gegraben hatten: da fiel auch das Continentalſyſtem in ſich zuſammen. Gegenwärtig hat dieſes Wort keinen andern Sinn, als inwiefern damit die abweichende Richtung des politiſchen Syſtems der europäiſchen Continentalmächte von dem Syſtem der erſten See- und Handelsmacht bezeichnet werden kann. Bisher hat dieſe Abweichung ſich nur hier und da in den verſchiednen Handelsintereſſe der Staaten des feſten Landes gezeigt, und namentlich hat Rußland dem engliſchen Fabrikhandel ſeinen Markt ſehr beſchränkt; allein in Anſehung des, durch den wiener und den aachner Congreß vorgezeichneten Charakters der allgemeinen europäiſchen Staatskunſt hat, ſo lange Lord Londonderry die auswärtigen Angelegenheiten Englands leitete, keine Verſchiedenheit zwiſchen dem politiſchen Syſtem der Continentalmächte und dem von Großbritannien ſich bemerkbar gemacht; erſt in Anſehung der ſpaniſchen Frage, iſt auf dem Congreſſe zu Verona Canning's Politik von der der drei Continentalmächte: Oeſterreich, Preußen und Rußland, ganz abgewichen und hat einen ſelbſtſtändigen Gang, dem brittiſchen Intereſſe gemäß, gewählt. Seitdem ſcheint es, als ob auch Frankreich nicht übereinſtimmend mit den übrigen drei Kabinetten des Feſtlandes, ein und daſſelbe politiſche Syſtem praktiſch anwendbar fände, und ſich England mehr näherte; iſt dies aber der Fall, ſo kann jetzt von einem Continentalſyſtem kaum noch die Rede ſein.

Contingent hieß derjenige Theil des deutſchen Reichsheers, den ehemals einzelne Reichsſtände zu Reichskriegen ſtellen mußten,

und im franzöſiſchen Kriege hat man ſogar das Fünffache ausgeſchrieben, welches jedoch nicht ganz geſtellt worden iſt. Kleine Reichsſtände gaben oft Geld, ſtatt der Mannſchaft. Die Errichtung des rheiniſchen Bundes änderte in dieſer Verfaſſung für die, den Bund bildenden Reichsfürſten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden nunmehrigen Souveräne durch die Auflöſung des deutſchen Reichs von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die caroliniſche Reichsmatrikel beſagte, entbunden wurden. Ein umſichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältniſſe des deutſcheu Bundes ward von dem öſterreichiſchen Geſandten am 19. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man ſich bisjetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das Contingent, oder die Zahl der zu ſtellenden Mannſchaft, nach der Bevölkerung zu beſtimmen ſei; ſo daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann geſtellt, und weil die von den einzelnen Mitgliedern angegebne Volksmenge des ganzen Bundes 30,095,054 Menſchen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300,000 Mann Truppen aller Art in 10, Diviſionen von denen Preußen und Oeſterreich jedes 3, Baiern 1, und die übrigen Staa- 3 ſtellen, umſchließt. Doch gilt die, auf die angegebne Volkszahl der Bundesſtaaten gegründete Matrikel, als Regel für die Mannſchaftsſtellungen und für die Geldleiſtungen, proviſoriſch nur auf fünf Jahre, binnen welcher Zeit die definitive Matrikel von einer Commiſſion bearbeitet werden ſoll. Die Militärcommiſſion fährt immer noch fort, thätig zu ſein.

Contour, ſ. Umriß.

Contrabande, Contrebande, nennen wir alle Waaren, die geſetzwidrig in ein Land ein-, oder aus einem Lande ausgefahren werden. Es gibt 1) Kriegs-, 2) Handels-Contrebande. Was Kriegs-contrebande ſei, beſtimmen die unter den Staaten vorhandnen Verträge, die aber keinesweges übereinſtimmend ſind. Noch vor dem Consolato del Mare (ſ. Handelsrecht) der italieniſchen Handelsſtaaten war von mehrern Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte ſelbſt ward es nachher auch neutralen Staaten unterſagt, Kriegsvorräthe gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf ſolche Stoffe aus, woraus Kriegsgeräth gemacht werden konnte. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn ſie dem Feinde ſehr nützlich ſein konnten, als: Getraide, Wein, Lebensmittel, Geld u. ſ. w., galten, außer wenigen, durch beſondre Verträge beſtimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwiſchen Spanien und Frankreich 1604, zwiſchen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waare, bis in neueſter Zeit dem Begriffe der Kriegscontrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten ſich bei dem, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochnen Kriege einſeitige Erklärungen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getraide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit dictatoriſcher Willkür, indem es z. B. geſalznes Fleiſch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garniſonen und Schiffsmannſchaften beſtimmt ſein könne. Ueber Handels-Contrebande beſtimmt jeder einzelne Staat ſelbſt, meiſt nach dem Grundſatze, nichts einführen zu laſſen, was das Land ſelbſt in

Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eignen Bedarf überſteigt.

Contra=Proteſt. Wenn ein Wechſel nicht bezahlt wird, ſo läßt der Inhaber deſſelben darüber eine Notariats=Urkunde aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dieſes nennt man Proteſt. Um gegen den Bezogenen, inſofern er den Wechſel acceptirt hatte, nach den Wechſelgeſetzen verfahren zu können, iſt in einigen Ländern der Gebrauch, z. B. in Holland, daß der Wechſel erſt vom Inhaber dem Ausſteller zur Erſtattung wieder präſentirt ſein muß. Weigert er dieſe, ſo wird darüber eine neue Urkunde aufgenommen, welche man Contra=Proteſt nennt, und nur auf den Proteſt und den Contra=Proteſt kann alsdann eine Wechſelklage gegründet werden. Ueberhaupt alſo iſt der Contra=Proteſt der, beim Ausſteller auf verweigerten Erſatz aufgenommene Proteſt.

Contrapunkt. Urſprünglich wurde darunter die harmoniſche Begleitung von mehrern Stimmen, welche man zu einer Melodie ſetzte, verſtanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten bloß durch eine Reihe Punkte, auf verſchiedne Linien geſetzt, angedeutet, und wenn eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu geſetzt werden ſollten, mußte gegen eine ſolche Reihe noch eine andre, und alſo gegen jeden Punkt noch einer geſetzt werden. In dieſer Bedeutung heißt alſo der Contrapunkt eigentlich nichts anders, als die harmoniſche Zuſammenſetzung, oder die Kunſt des Satzes ſelbſt. In engerm Verſtande aber iſt er die beſondre Art der, zu einem Geſange geſetzten Stimmen. Können dieſe Stimmen gegen einander verwechſelt und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer geſetzt werden, ſo daß z. B. der Gang im Baſſe, welcher vorher die Discant=Stimme bloß begleitet, nunmehr dieſe Stimme ſelbſt als Melodie hat, und hingegen die vorherige Discant=Stimme mit dem Gange des Baſſes, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauſcht wird ꝛc.: ſo wird dies der doppelte oder vielfache Contrapunkt genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunkt demnach hauptſächlich auf die Verſetzung der einen Stimme in ein andres Intervall ankommt: ſo gibt es eben ſo viele verſchiedne Gattungen des Contrapunktes, als verſchiedne Intervallen zu einer ſolchen Verſetzung der Stimmen vorhanden ſind. Man hat daher den doppelten Contrapunkt in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder Decima quinta u. ſ. w. Vollſtändigen Unterricht darüber findet man in Kirnberger's Kunſt des reinen Satzes. — Laſſen ſich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, ſo wird der Satz ein einfacher Contrapunkt genannt.

Contraremonſtranten, ſ. **Gomariſten** und **Remonſtranten.**

Contraſt. Daß entgegengeſetzte Dinge, neben einander geſtellt, ſich wechſelſeitig in ein ſtärkeres Licht ſetzen, iſt eine längſt gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben ſcheinen neben dunkeln und ſchwachen noch höher und glänzender, ſo wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die ſchwachen neben glänzenden noch ſchwächer. Das Fortissimo ſchallt ſtärker nach dem Pianissimo, dieſes tönt leiſer nach jenem, und eine plötzliche Generalpauſe nach dem Fortissimo macht durch den Contraſt einen wunderbaren Eindruck. Alle dieſe Wirkungen des Contraſtes ſind längſt bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Weſen des Contraſtes genau zu beſtimmen,

wobei ein Haupthinderniß die Verwechſelung deſſelben mit der Antitheſe war. Antitheſe hat zwar mit dem Contraſte gemein, daß in beiden eine Vereinigung verſchiedenartiger Gegenſtände Statt findet; allein in jener ſind ſie als Entgegenſetzungen, in dieſem als Aehnlichkeit vereinigt, dort, um deſto mehr von einander unterſchieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antitheſe iſt daher wirklicher Gegenſatz, der Contraſt bloß Abſtich, und es iſt falſch, den Contraſt Gegenſatz zu nennen, wie doch die meiſten Aeſthetiker thun. Der Gegenſatz, welcher widerſprechend ſcheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verſtande, der Contraſt hingegen wird unmittelbar von dem Gefühle beurtheilt, ſo wie er ſich auch bloß auf das Gefühl bezieht. Denn Contraſt iſt nichts anders, als Zuſammenſtellung zweier, auf das Gefühl wirkender Gegenſtände (Geſtalten, Bewegungen, Töne, Charakter, Geſinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erſten. Ein ſolcher Contraſt iſt ſchreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühle in das entgegengeſetzte nicht allmählig und durch Mittelſtufen, ſondern plötzlich und unerwartet geſchieht; er wirkt dann abſtoßend, iſt widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben iſt? Wogegen aber im Leben der zartere Sinn ſich ſträubt, das wird uns häufig in der Kunſt von Leuten, die vornehmlich auf's Ueberraſchen ausgehen, geboten. Verſtänden ſie etwas von dem wahren äſthetiſchen Contraſte, ſo würden ſie weder ſo unbarmherzig mit unſern Gefühlen umſpringen, noch alle Arten der äſthetiſchen Endpunkte ſo bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contraſt wirken, und gefallen ſich bloß in den äußerſten Contraſten, oder wiſſen die mittlern, ſanftern nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, ſtellen ſie ihm ein laſterhaftes Ungeheuer an die Seite, dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigſten ſah, „verſchmähen die großen Meiſter dieſes gemeine Mittel? Sie wiſſen zuvörderſt, daß der äußerſten Contraſte nur wenige ſind. Wenn ſie ſich alſo nur auf dieſe einſchränken wollten: ſo würden ſie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben ſo ſehr einer ſchimpflichen Unfruchtbarkeit des Geiſtes verdächtig machen, als der ſchönen Mannichfaltigkeit ſeines Geiſtes ſchaden würde. Hiernächſt fühlen ſie, daß ein poetiſches Werk ſo gut, als ein Gemälde durch die äußerſten Contraſte hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler, das Bedürfniß, durch ſchwächere Unterſchiede und ſanfte Abſtufungen die einzelnen Farben ihres Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die ſchöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender iſt, als alles bunte Gepränge des grellſten Colorits. Sie ſtellen alſo nicht Tugend und Laſter, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, ſondern ſie ſetzten die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die ſanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulyſſes: die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contraſt iſt die Quelle der Rührung, d. h. des Zuſtandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden ſtärkern Ergießung des Lebensgeiſtes im Gemüthe, wodurch ein aus Un-

luſt und Luſt gemiſchtes Gefühl erregt wird. Auf einer beſondern Art des Contraſtes beruht aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorſtellungen (komiſche Kraft), die in vielen Fällen als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als ſolche gebraucht werden kann. Ueberhaupt aber dient der Contraſt, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannichfaltigkeit zu befördern. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt er vornemlich in der Theorie der bildenden Kunſt genommen, wo man ihn dem bloß Symmetriſchen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegenſetzt. Daher Contraſt der Schatten und Lichter, Contraſt im Ausdrucke, in der Charakteriſtik, in den dargeſtellten Perſonen nach Alter, Geſchlecht u. ſ. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, ja einer und derſelben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben ſollten, das Haupt ſich gegen die erhobne Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß ſich nach hinten bewegt, ſich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand ſichtbar ſein ſoll. Nur wenn der maleriſche Contraſt auf dieſen Contraſt der Figur, wie allerdings bisweilen geſchehen iſt, eingeſchränkt wird, dürfte die Behauptung gegründet ſein, daß ſich die Bedeutung des Contraſtes in der Malerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wohl den Künſtlern willkürlichere und ſonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Anſehung dieſes ſogenannten Contraſtes. Nimt man mit Mengs an, daß man in der Malerei unter Contraſt eine zweckmäßige Abwechſelung in den Partieen verſtehe, als das Entgegengeſetzte von dem, was man Wiederholung nennt: ſo dürfte der Ketzer Diderot wohl Recht haben, wenn er ſagt: „der einzige Contraſt, den der Geſchmack billigen kann, iſt der, welcher aus Verſchiedenheit der Kraft und der Theilnahme entſpringt. Es bedarf keines andern. Der Contraſt der Studirſtube, der Akademie, der Schule iſt falſch.“ d d.

Contratone, ſ. d. Art. **Tabulatur**.

Contravallationslinie, ſ. **Circumvallationslinie**.

Contre-Alt, in der Tonkunſt die Mittelſtimme zwiſchen Tenor und Discant; auch Alt überhaupt genannt.

Contreſcarpe heißt in der Kriegskunſt eigentlich die Gegenböſchung, d. i. die ſchiefgemauerte, äußere Grabenſeite gegen das Feld zu, welche der innern Böſchung des Grabens (escarpe) auf der Stadtſeite entgegenſteht. Man verſteht aber darunter ſowohl jene eigentliche Contreſcarpe, als auch den, über dieſelbe hinausliegenden, bedeckten Weg mit ſeiner Bruſtwehr und den Glacis.

Contribution (Zuſammenlegung, Zuſammenſchießung), iſt 1) die Abgabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde aufgelegt wird. Sie iſt eigentlich eine Vergütung dafür, daß der Feind dem Fürſten und den Unterthanen ihr unbewegliches Eigenthum läßt, und das Bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verſchont. Dagegen war es ſonſt völkerrechtlich, daß der Feind Alles, was er ſich außerdem liefern ließ, bezahlte und nur Kriegsfuhren unentgeltlich foderte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Verträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. ſ. w. geſchloſſen, und öfters Geißeln gegeben. Beim Frieden wird über Nachzahlung oder Aufhebung der noch rückſtändigen Contribution das Nöthige feſtgeſetzt. 2) Bedeutet Contribution die in Kriegszeiten von der Regierung den eignen Un-

terthanen aufgelegte Steuer, um die vergrößerten Staatsbedürfniſſe damit zu beſtreiten. 3) Wird auch in manchen Ländern die ſtändige Grundſteuer, welche allerdings urſprünglich eine Kriegsſteuer (wie Nr. 2) war, Contribution genannt.

Controle. 1) Doppeltes Regiſter aller Ausfertigungen in obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Kanzleien, um dieſelben ſicher zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2) Doppelte Rechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt, Gegenrechnung, daher: Controleur, Gegenſchreiber, ein Aufſeher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgaben dasjenige, was der Kaſſenvorſteher einnimt und ausgibt, zugleich in ſein Buch oder Gegenregiſter einträgt, ſo daß Beider Bücher oder Regiſter mit einander übereinſtimmen müſſen. 3) Ueberhaupt ein Regiſter oder Tagebuch.

Controverſe, Streitſache, Streitigkeit, beſonders in der Religion. Controvers-Predigten, Predigten, in welchen die Glaubenslehren andrer Religionsparteien beſtritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beſchaffenheit einer Streitſache, oder eines Prozeſſes.

Contumax, widerſpänſtig, ungehorſam, ein Rechtsausdruck. — Ein Angeklagter, welcher der, von dem Gerichte an ihn gelangten Auffoderung ſich zu ſtellen, nicht Folge leiſtet, vielmehr der etwa verwirkten Strafe durch die Flucht zu entgehen ſucht, heißt contumax, und wird, den Umſtänden nach, in contumaciam verurtheilt.

Contumaz, als Quarantäne, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von herrſchenden anſteckenden Krankheiten iſt, in dem Orte ſeiner Beſtimmung nicht landen, mit niemanden Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Reiſenden nicht abſetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage feſtgeſetzt war, ſo entſtand daraus der Name Quarantäne, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, inſofern aber weniger paſſende Name iſt, da jetzt die Zeit ſehr verſchieden, bald auf weniger, bald auf mehr Tage, beſtimmt iſt. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel aus der Levante die orientaliſche Peſt möchte verbreitet werden: ſo wurde beſonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendſten in den Häfen des mittelländiſchen Meeres war, in dieſen Orten am meiſten für genaue Quarantäne geſorgt; allein in der Folge erſtreckte ſich dieſe Vorſicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und ſeitdem die occidentaliſche Peſt, oder das ſogenannte gelbe Fieber, ſich in Weſtindien, in Nordamerika und ſelbſt in Spanien gezeigt hat, ſind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz oder Quarantäne unterworfen, ſobald der Geſundheitszuſtand derſelben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz Statt, ſobald ſich in irgend einer Stadt oder Provinz eine anſteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanſtalten ſind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reiſende ihre Quarantäne halten, theils die Geſetze und Einrichtungen, welchen ſie ſich dabei unterwerfen müſſen. Sie wurden, aus oben berührter Urſache, vorzüglich und zuerſt in den Häfen des mittelländiſchen Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der, in jenen Gegenden ſo oft herrſchenden Peſt zu

ſichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peſtſtoffes die Krankheit fortpflanzt, letztre folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angeſteckter Perſonen oder ſolcher Sachen vermieden wird, an welchen Peſtſtoff haftet. Zur nähern Kenntniß ſolcher Contumazanſtalten dient die kurze Schilderung der marſeiller Quarantäneanſtalt, als einer der beſten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in keinem Hafen des mittelländiſchen Meeres und namentlich von Marſeille einlaufen, ohne vorher ſeinen Geſundheitspaß oder ſein Patent vorgezeigt zu haben. Von dieſem hängt die Beſtimmung und Dauer der Quarantäne größtentheils ab, und es iſt entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen, völlig geſund iſt; oder b) touchée, wenn zwar daſſelbe verſichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen ſind; c) soupçonnée, wenn in dem Geſundheitsatteſt erklärt wird, daß dort eine bösartige, epidemiſche Krankheit herrſcht, oder Verbindung mit Gegenden Statt findet, in welchen die Peſt ausgebrochen iſt; d) brute, wenn an dem Orte ſelbſt, von welchem das Schiff kommt, oder doch in deſſen Nähe, wirklich die Peſt herrſcht. Für die Richtigkeit dieſer Patente haftet ſowohl der unterzeichnete Conſul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitän des Schiffs ſelbſt. Nachdem nun dieſe Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marſeille liegenden Inſel Pomégue vor Anker gehen. Nach einer neuen ausführlichen Unterſuchung, wobei der Capitän die Wahrheit ſeiner Ausſagen beſchwören muß, und einer genauern Prüfung der Geſundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantäne beſtimmt. Alles dies geht vor, ohne nähere Gemeinſchaft, indem beide Theile ſtets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitän Briefe oder andre Papiere bei ſich, ſo muß er ſie abgeben. Dieſe werden durchräuchert oder durch Eſſig gezogen. Außer den Patenten richtet ſich die Beſtimmung der Quarantäne auch noch genau nach folgenden Umſtänden: nach der Beſchaffenheit der geladnen Waaren, ob ſie nämlich für die Aufnahme des Anſteckungsſtoffs empfänglich ſind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabrikate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trocknes Leder, Federn u. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Tabak, naſſen Häuten, Wein, allen Flüſſigkeiten u. a. m. angenommen wird; ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rückſicht man drei Klaſſen beſtimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimt. In die erſte gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und von Marokko; in die zweite die Küſte von Tripolis bis Algier, in die dritte Konſtantinopel, das ſchwarze Meer u. ſ. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reiſe des Schiffs Rückſicht genommen, ob Menſchen auf demſelben erkrankt ſind, ob, und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen u. ſ. w. Je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungeſundheit kommt, wird die Länge der Contumaz beſtimmt. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der erſten Klaſſe kommend, wird auf 18 Tage Quarantäne geſetzt; mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und ſo nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Klaſſe kommen, ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz.

Sobald die Quarantäne beſtimmt iſt, wird dem Schiffe in dem Theil des Hafen bei der Inſel ein beſtimmter Platz angewieſen. Es behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Verbindung verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf ſich ihm nähern, die Mannſchaft deſſelben muß am Bord bleiben, die Bedürfniſſe werden ihr mittelſt langer Stangen zugeſtellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zuſtande der Mannſchaft an den Geſundheitsrath abgeſchickt werden. Die Reiſenden, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das, auf der Inſel befindliche Lazareth. Dieſes hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth und das kleine oder eigentliche Peſtlazareth. Die Geſunden kommen in das erſtre, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umſchließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beſtändig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder ſeine beſondern Abtheilungen nach den Patenten des Schiffs. Die Beſatzung des Ganzen beſteht aus dem Lazarethcapitän, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Reiſende in dem Lazarethe iſt, bekommt er ein eignes Zimmerchen, welches bei Nacht verſchloſſen wird, eine Wache, die ihn weder bei Tage noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr heraus, ſo wie überhaupt ohne ſchriftliche Erlaubniß des Capitäns niemand weder aus dem Lazarethe, noch in daſſelbe darf. Nur diejenigen Reiſenden, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine, mit einem Gitter umſchloſſne Gallerie ſich begeben. Sobald bei einem der Reiſenden oder bei der auf dem Schiffe gebliebnen Mannſchaft ſich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er ſogleich in das eigentliche Peſtlazareth gebracht und gänzlich iſolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, unterſucht ihn. Wird die Krankheit als Peſt erkannt, oder nur verdächtig gefunden, ſo kommt ſelbſt die Wache nicht mehr zu ihm; Arzneien, Speiſen und Getränke werden ihm mittelſt einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und ſein Teſtament machen, allein der Notar und der Geiſtliche müſſen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, ſo wird er mit eiſernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche ſehr tief iſt und mit Kalk verſchüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandne wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und friſch geweißt, Boden und Fenſter mit Eſſig abgewaſchen u. ſ. w. Geneſet er, ſo wird er doch nicht eher für geſund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Peſtkrankheit hatte) völlig vernarbt ſind. Nach jeder Krankheit, ſelbſt wenn es nicht die Peſt war, fängt die Quarantänezeit für das ganze Schiff von neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantäne wird endlich der Reiſende nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitän freigelaſſen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantäne. Die Waaren werden gleich anfangs in die, nach den Patenten beſtimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchſtreichen der Luft ausgeſetzt, oft gewendet u. ſ. w. Nach vollendeter Quarantänezeit werden ſie wieder auf das Schiff zurückgeſchafft, nachdem dieſes nochmals genau unterſucht und durchräuchert worden iſt, und dann erſt freigeſprochen. Erklärte Peſtſchiffe mit Patente brute werden in den meiſten andern Contumazanſtalten gar nicht zugelaſſen. In der marſeiller Quaran-

tâneanſtalt werden ſie zwar zugelaſſen, allein die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantâne wird bei den Reiſenden auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 geſetzt, das Schiff wird noch mehr und lângere Zeit gelûftet, die Waaren werden 20 Tage auf dem Schiffe, eben ſo lange auf Bôten der Lûftung ausgeſetzt und dann erſt in das Peſtlazareth geſchafft. Jeder Verdâchtige oder Kranke von der Mannſchaft kommt ſogleich in das Peſtlazareth und wird auf das ſtrengſte abgeſondert. Nach der Geneſung muß er von neuem 80 Tage Quarantâne halten, wobei er wâhrend der erſten 50 bis 60 Tage ſeine Zelle nicht verlaſſen darf. Sogar ſeine Wache wird nach dem Tode oder der Geneſung des Kranken auf 80tâgige Quarantâne geſetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlângert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lûftung ausgeſetzt; die Laſttrâger, welche damit zu thun haben, mûſſen gleichfalls eine 80tâgige Quarantâne aushalten, ehe ſie entlaſſen werden. Auch darf, ſobald ein Peſtkranker im Lazareth liegt, kein andrer, in der Quarantâne befindlicher Reiſender ſeine Zelle verlaſſen, ohne Rückſicht auf das Patent ſeines Schiffes. H.

Conty, ſ. Bourbon (Haus).

Conus, ſ. Kegel.

Convent, eine Zuſammenkunft. Daher hieß Nationalconvent wâhrend der Revolution in Frankreich die Verſammlung der Nation durch ihre Abgeordneten. — Bei Klôſtern heißt Convent die Verſammlung der Mônche in Angelegenheiten des Kloſters, ſo wie auch der Ort, wo ſie ſich verſammeln, oft auch das Stift oder Kloſter ſelbſt. Conventualen werden nicht nur die Glieder des Kloſterkapitels, ſondern auch, zum Unterſchiede von den Obſervanten, die Zweige eines Ordens genannt, die eine mildere Regel beobachten, z. B. die Conventualen von den Franziskanern, Karmelitern u. ſ. w. — Conventicula, Conventikel, ſind Winkelverſammlungen, geheime Zuſammenkûnfte, z. B. von religiôſen Schwârmern, Bôhmiſten, Stillen im Lande.

Conventionalſtrafe, ſ. d. Art. Strafrecht.

Conventionsgeld, das nach dem Conventionsfuß geſchlagne Geld, ſ. Münzfuß.

Convergenz, die Zuſammenneigung oder das Ineinanderfallen zweier Linien oder Strahlen, welche von verſchiednen Punkten ausgehen, aber immer nâher zuſammenlaufen. Das Gegentheil iſt Divergenz.

Converſation iſt Umgang, alſo genauere Verbindung zwiſchen Perſonen, die ôfter mit einander in Geſellſchaft ſind und ſich gegenſeitig aufſuchen, um das Vergnûgen ihrer Geſellſchaft zu genießen. Hier iſt demnach mehr, als bloße Vereinigung zur angenehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewôhnlichen Leben iſt man mit jener Beſtimmung nicht ſo genau, und nimt Converſation fûr geſellige Unterhaltung jeder Art. Unvermerkt jedoch hat ſich noch die Redenidee an gebildetere, feinere Kreiſe damit vergeſellſchaftet, ſo daß man bei Converſation nur an geſellige Unterhaltung feinerer Cirkel denkt. In ſolchen Cirkeln gibt es eine eigne Kunſt der geſelligen Unterhaltung und wer dieſe beſitzt, der hat den Converſationston, guten geſellſchaftlichen Ton. Worin dieſer beſtehe, wird man leicht finden, wenn man das, was die Converſation ausmacht, genauer erwâgt. Sie iſt zuvôrderſt Unterhaltung; man verlangt alſo von jedem Mitgliede der Geſellſchaft einen perſônlichen Beitrag zu dem

Vergnügen durch Talente, beſonders in der Unterredung, denn ſonſt kommt die gähnende Langweile geſchlichen. Dieſe Unterhaltung aber ſoll geſellig ſein; man erwartet demnach, daß kein Mitglied ſich, und ſeiner Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimeſſend, durch ſein breites Ich ermüde, oder zu ſelbſtiſch die Theilnahme der übrigen beſchränke, oder zu rechthaberiſch ſeine Meinungen mit Ungeſtüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Dieſen zu vermeiden, iſt eine Hauptſorge der feinern Cirkel, welche vielmehr dahin ſtreben, Jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter ſeiner angenehmen Selbſtgefälligkeit ihm ſelbſt angenehm zu werden. Als feine Cirkel müſſen ſie nothwendig verlangen, daß der Converſationston wenigſtens ein guter, wo nicht ein feiner Ton ſei. Der gute Ton vermeidet alles, was gegen die Achtung verſtoßen könnte, die ein geſitteter Menſch dem andern ſchuldig iſt, verletzt deshalb nie den Anſtand, verſteht ſich zu Aufmerkſamkeiten, unterdrückt ſeine Leidenſchaften und zeigt in ſeinem ganzen Benehmen ein gewiſſes Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Geſellſchaft ſelbſt denen nicht entzieht, mit welchen er ſonſt vielleicht in geſpannten Verhältniſſen ſteht. Der Meiſter des guten Tons vermeidet aber eine zu ſichtbare Aufmerkſamkeit und ſtudirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Geſellſchafter beläſtigt und mehr, als die Unaufmerkſamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegenſatze gegen den plumpen, bäueriſchen Ton, die Ruſticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann) gibt dem Wohlthuenden in unſerm gefälligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth deſſen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieſer Ton läßt ſich nicht erlernen; die Erziehung der höhern Stände aber, wo dieſe wirklich auch zugleich die gebildetern, feinern Cirkel bilden, ſorgt wenigſtens für etwas, das ihm ähnlich ſieht. Durch ſtillſchweigende Uebereinkunft ſind gewiſſe Regeln entſtanden, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer bloß conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürfte ſich aber nur dann jemand ſchmeicheln, ſchon den ächten Converſationston zu haben, wenn jene feinern Cirkel, worin er herrſcht, nicht zugleich auch die gebildetern Cirkel wären. Die Feinheit bezieht ſich auf das ſittliche Gefühl, die Bildung bezieht ſich auf den Geiſt. Wie dürfte es einer wagen, ſich den Gebildeten zuzuzählen, deſſen Geiſt nie auf höhere, als bloß ſinnliche Bedürfniſſe gerichtet geweſen wäre, der über Welt und Menſchen nie ernſter nachgedacht, von der Natur und Beſtimmung des Menſchen, der Einrichtung göttlicher und menſchlicher Verfaſſungen, den Ereigniſſen der Zeit und den Urſachen derſelben in der Vergangenheit ſich keine Kenntniſſe verſchafft hätte; wenn auch nicht gelehrte, doch wenigſtens recht geordnete und deutliche. Demnach ſind Philoſophie des Lebens, Natur- und Menſchenkunde, die Kenntniß der Erde, die Geſchichte der Natur und Menſchheit Kenntniſſe, die für ihn ſo unerläßlich ſind, als Ausbildung des Geſchmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunſt. Wer ohne ſolche Kenntniſſe und Bildung zum geſelligen Umgang kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten höfiſchen Sitte doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug hat, der ſich freilich mit Unwiſſenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer ſein, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln nur duldet, wenn man etwa

aus Rückſichten muß. Die wahre gute Lebensart beſteht wahrlich nicht darin, daß man viele leere Worte ſagt; die menſchliche Geſellſchaft hat einen erhabnern Zweck, und ihre Bemühungen beruhen auf einem beſſern Grunde. Der Menſch ſetzt ſich unter ſich ſelbſt herab, wenn er redet, um nichts zu ſagen. — Iſt nun aber die Converſation von ſolcher Art, ſo hat ja Rouſſeau wohl Recht, wenn er ſagt: „Der gute geſellſchaftliche Ton iſt weder ſchwerfällig, noch flatterhaft, er iſt fließend und natürlich, verſtändig ohne pedantiſch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünſtelt, artig ohne abgeſchmackt, ſcherzhaft ohne zweideutig zu ſein. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man ſpricht vernünftig, ohne ſchulgerechte Schlüſſe zu machen; man ſcherzt ohne Wortſpiele und verbindet auf eine geſchickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, ſinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien und ſtrenge Moral; man ſpricht da von allem, damit Jeder etwas ſagen könne, vertieft ſich aber nicht in Unterſuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt ſie ſchnell ab; ſpricht deutlich und alſo auch zierlich; Jeder ſagt ſeine Meinung und unterſtützt ſie mit wenigen Worten; Keiner beſtreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die ſeinige mit Hartnäckigkeit; man unterſucht, um ſich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält ſich, Alle gehen vergnügt auseinander und ſelbſt der Weiſe kann würdigen Stoff zu ſtillen Betrachtungen mit ſich nehmen.“ Hauptſache bei der Converſation iſt: das Gemeine zu meiden oder doch gut einzukleiden; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geiſt, immer etwas Gutes und Feines zu ſagen, und noch ſeltner iſt ein immer regſamer Takt, um das Wort zu ſeiner Zeit zu ſagen oder zu unterdrücken. Das poetiſche Genie fehlt oft darin, daß es wenig und paſſend ſeine Funken ſprüht; das humoriſtiſche, daß es zu viel und ungezügelt glänzt. Die Grazien des Widerſpruchs, wenn ſie nicht maskirte Furien ſind, reizende naive Veſtalinnen, wenn ſie nicht über der Obhut des heiligen Feuers ſich ſteif geſeſſen haben, ſind beſonders angenehme Geſellſchafterinnen. Der fröhliche Weingott färbt gern alle Abſtufungen der Converſation mit hellern Faben; doch darf er nicht die Hefe ſeines Pokals zur Farbengebung miſchen. Der Vorwurf, den man ſo oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß ſie die Falſchheit begünſtige und Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte ſo gar gewichtig nicht ſein. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob ſein? Und gewiß, Leſſing hatte Recht, da er ſagte: „Man iſt doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts iſt, als ein ehrlicher Kerl.“ Wir Deutſchen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die ſich doch wohl von ſelbſt verſtehen ſollte, ein viel zu großes Gewicht, und unſre Schauſpieldichter legen es oft und zwar in Schauſpielen, deren übliche Benennung: Converſations-Stücke, man als Spott betrachten könnte, recht gefliſſentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu laſſen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegenſätze wären. Athen, der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, war in ſeiner glänzendſten Zeit zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geſelligkeit ſich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die

Schule des feinen Tons, von wo aus er ſich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ſich um einige, mit Geiſt und Anmuth reich geſchmückte Frauen, um eine L'Eſpinaſſe, Du Deffand, Geoffrin (ſ. dieſen Art.), welcher letztern wir ſelbſt eine geiſtreiche Abhandlung über die Converſation danken, die feinſten und gebildetſten Cirkel verſammelten, gilt mit Recht für die ſpäter nie wieder zurückgekehrte Blüthezeit des Geſellſchaftstons in Frankreich. So gewiß es iſt, daß die Kunſt des Umgangs nur durch die Gunſt des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einſeitig und unvollkommen erlernt wird: ſo wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorſchriften eines Meiſters darüber zu hören. Ein ſolcher iſt Delille, deſſen Gedicht: La conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Von Frau von Vannoz erſchien: Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation. Von Chazet: L'art de causer. Gern wird man die Franzoſen zu Vorbildern in der geſellſchaftlichen Unterhaltung oder der Converſation nehmen, da es wohl nicht unwahr iſt, was ein alter Ausſpruch ſagt: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

Convex, Convexgläſer, ſ. Concav und Linſengläſer.

Convictorium iſt auf Univerſitäten derjenige Ort, wo Studenten gemeinſchaftlich ſpeiſen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. beſteht aus 18½ Tiſchen, jeder zu 12 Perſonen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten geſtiftete Freitiſche ſind, und die andern zu den Unterhaltskoſten, die größtentheils aus der Univerſitätskaſſe beſtritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieſer gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalt beköſtigt werden, heißen Convictoriſten.

Convoy, im Seeweſen ein oder mehrere Kriegsſchiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen, um ſie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu ſchützen und zu vertheidigen.

Convulſionärs, ſ. Janſeniſten.

Convulſionen ſ. Krampf.

Cook (James), dieſer berühmte Seefahrer und Weltumſegler war 1728 in der engliſchen Provinz Yorkſhire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf ſeine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn ſchon im 13. Jahre bei einem Kohlenſchiffer, welcher Kohlen von Newcaſtle nach London zu bringen pflegte, auf ſieben Jahre in die Lehre. Dieſe Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reiſen von Newcaſtle nach London. Nachdem er ſich lange um einen Dienſt bemüht, und ſogar einmal die Stelle eines Schiffskochs verſehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er ſich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntniſſe in der Mathematik ſind, und widmete ſich ihr mit raſtloſem Eifer. Alles, was er erſparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunſt an, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er machte weitere Reiſen nach der Oſtſee, nach Petersburg, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meiſtersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder

ſeine Kenntniſſe, noch ſein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verſchafften ihm 1759, als England eine Rüſtung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeiſters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Inſel Orleans Beweiſe von eben ſo viel Muth, als Vorſicht. Er führte bei Nacht die brittiſche Flotte den Sct. Laurenzfluß hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit ſeinem Schiffe an der Küſte von Nordamerika. Schon war Cook's Geſchicklichkeit in der engliſchen Marine anerkannt. Dies beweiſt der Auftrag, den er erhielt, die für die Fiſcherei höchſt wichtige Inſel Neu-Foundland aufzunehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, verſchaffte ſich ſelbſt die erforderlichen mathematiſchen Inſtrumente, nahm von 1764 bis 1767 die ganze ſüdliche und den größten Theil der nördlichen Küſte auf und lieferte davon treffliche Specialcharten. Ein Unfall beraubte ihn hier ſeines Daumens und einiger andern Finger der rechten Hand. So große Entbehrungen er übrigens auch hier ertragen mußte, ſo empfand er ſie doch wenig, ja ſein Geiz vermehrte ſie noch. Als einen Beweis deſſelben führen wir an, daß er ſeit jener Verwundung ſich eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem, im Seedienſte Verwundeten aus einer Kaſſe gewährt werden, wozu der gemeinſte Matroſe monatlich fünf Pence von ſeinem Solde beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinem Grundſtücke am öſtlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die londoner Societät der Wiſſenſchaften trug darauf an, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von Capitän Wallis in der Südſee entdeckten Inſeln, welche er Georgsinſeln benannt hatte, beobachten zu laſſen. Der König befahl zu dieſem Behuf die Ausrüſtung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte Cook zum Lieutenant und Befehlshaber deſſelben. Das Schiff ging nach Otahelti; mehrere gelehrte Männer, namentlich Joſeph Banks und Doctor Solander, machten die Reiſe mit, deren Beſchreibung von Hawkesworth aus Cook's und Banks Handſchriften herausgegeben wurde. Cook machte als Seckelmeiſter einen Gewinn von 3 bis 4000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch ſein Betragen bald das Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten der Franzoſen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine beſſere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobachtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographiſchen Lage von Otaheiti wurde übrigens auf's zweckmäßigſte veranſtaltet, außerdem die ganze Inſel umſegelt und nebſt den benachbarten Inſeln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inſeln beſtehe; die dazwiſchen liegende Meerenge wurde Cook's Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne mancherlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an und kam, ohne weitern Unfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach England zurück, wo ihn der König ſehr gut aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeiſter (zwiſchen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzoſen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beſchluß, das große Südmeer genauer zu unterſuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüſtet, the Reſolution und the Aventure: jenes führte, als Haupt der ganzen Unternehmung, Cook, dieſes Tobias Furneux als Schiffsmeiſter. Die beiden Forſter wurden gewählt, dieſe Reiſe mitzumachen,

die im Julius 1772 angetreten wurde und die wir aus Forſter's Beſchreibung kennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forſter gemeinſchaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorzubeugen und überhaupt die Schiffsmannſchaft bei ſo guter Geſundheit zu erhalten, daß auf dieſer dreijährigen Reiſe nur Ein Mann an einer Krankheit ſtarb. Cook befuhr das Weltmeer zwiſchen 60 Gr. ſüdl. Br. und dem Polarkreiſe, wo die Schiffe ſtets in Gefahr ſind, an den häufigen Eisgebirgen dieſer kalten Zone zu ſcheitern. Die ganze Unternehmung wäre beinahe dadurch vereitelt worden, daß Cook tödtlich erkrankte. Allgemein war die Trauer, da man das Leben des Mannes bedroht ſah, der das unbeſchränkte Vertrauen Aller beſaß. Endlich neigte ſich die Krankheit zur Beſſerung; allein um zur völligen Geneſung zu gelangen, war friſches Fleiſch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otaheitiſchen Hunde aber, der Forſtern gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forſter ließ ihn augenblicklich ſchlachten und ſo gelang es, Cook wiederherzuſtellen. Sie erreichten darauf das Kap, nachdem ſie 28 Monate in See geweſen waren. Er verſuchte genau anzugeben, bis wohin es möglich ſei, vorzudringen, und befriedigte damals Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit ſeiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hoſpitale zu Greenwich. Während ſeiner Abweſenheit hatte man auch einen Verſuch zur Erforſchung der nördlichen, polariſchen Gewäſſer angeſtellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Mulgrave) nicht ſehr glücklich geweſen war. Man war früher ſchon dem Pole näher gekommen. Bannington, der darauf aufmerkſam machte, ſuchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem Auffinder einer nördlichen Durchfahrt aus der Südſee in das atlantiſche Meer eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterlinge zugeſichert wurde, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande ſei, ſich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern. Cook ward auch hiezu vorgeſchlagen und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Reſolution unter ſeiner eignen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9. Novbr. verließen ſie das Kap. Zunächſt unterſuchte Cook die, von Manian und Kerguelen entdeckten Inſeln, dann beſuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Societätsinſeln. Den Otaheitern brachte er verſchiedne Thiere, auch pflanzte er hier einige, von Neu-Holland mitgenommne Muskat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs ſegelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahrs die Küſte von Amerika, ſegelte längs derſelben hinauf, verbeſſerte manche Fehler der bisherigen Charten, fand die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika, die ſich nordöſtlich zog, und glaubte ſchon das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben, als er ſich plötzlich dergeſtalt vom Eiſe umgeben ſah, daß er in Gefahr gerieth, davon feſt eingeſchloſſen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er ſich auf die aſiatiſche Seite, um längs der ſibiriſchen Küſte einen Verſuch zum weitern Vorbringen zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlaſſen hatte. Auf einem Abſtecher von hier ſeitwärts traf er unter 200 Gr. öſtl. L. und 22 Gr. nördl. Br. auf eine Inſelgruppe (die Sandwich-Inſeln), deren Einwohner an Geſtalt, Sitten und Sprache den Otaheitern gleichen, ohne daß es möglich iſt, den Zuſammenhang zwiſchen ihnen nachzuweiſen. Cook ankerte auf einer dieſer Inſeln (Owaihi), ward wohl aufgenommen und mit allem Erforderlichen verſehen. Er ſegelte ab, aber ein Windſtoß, durch den er

den Vordermaſt ſeines Schiffs verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten ſich die Einwohner anders, als zuvor, diebiſch und hinterliſtig. Sie raubten ſogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte ſich Cook zum Oberhaupte der Inſel begeben. Ein Eingeborner begegnet ihm mit frecher Beleidigung und Cook, vom Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Dieſe raſche That empörte die Wilden; ſie fielen über ihn her und erſchlugen ihn nebſt vier ſeiner Leute. Dies geſchah am 14. Febr. 1779. Sein Leichnam wurde zerriſſen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So ſchrecklich endigte dieſer große Entdecker, der allein in beide Polarkreiſe, und in den ſüdlichen, den niemand vor ihm beſucht hatte, drei Mal eingedrungen war, und dem wir zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Südſee, Süd-Indien, ſo wie unzählige Entdeckungen in der Aſtronomie, Botanik, Menſchen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen, natürlichen Verſtande verband er raſtloſe Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth ſeiner Gefährten. Zwar verleitete ihn ſeine vernachläſſigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrſamkeit, und machte ihn habſüchtig, mürriſch und ungeſellig: allein dieſe Fehler thun ſeinem Ruhme keinem Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch ſich ſelbſt. Die neuern Entdecker, Portlack, Dickſon, Wilſon u. A. ſind ſeine Schüler; ſeine Reiſen, die in England mehrmals beſchrieben worden ſind, hat für die Deutſchen beſonders Forſter, ſein Begleiter, bearbeitet; die beſte Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal iſt der ausgetrocknete Harzſaft des Baums Rhus copallinum. Sein Vaterland iſt China, Amerika, in den Antillen und in Afrika. Dies Harz iſt ſehr hart, feſt und glänzend. Man bildet daraus 3 Firniſſe, a. ätheriſchen mit Schwefeläther Rosmarin oder Lavendelöl; b. ſpirituöſen, mit Zuſatz ſtarken Alkohols; c. fetten. Hier ſchmilzt man den Copal bei gelinder Wärme, gießt erhitztes Leinöl zu, und nachdem beides ſich verbunden hat und abgekühlt worden, Terpentinöl, um den Malern und Lakirern zu dienen.

Copeke (Kopeika), eine ruſſiſche Kupfermünze, eigentlich Spieß, von dem Gepräge des Ritters Georg mit dem Spieße ſo genannt; 100 derſelben machen einen Rubel.

Copenhagen (Däniſch Kioebenhavn), die Hauptſtadt des Königreichs Dänemark und die Reſidenz des Königs, liegt auf der Inſel Seeland, am Sunde und an einem ſchmalen Seearme, der ſie von der Inſel Amak trennt. Sie iſt befeſtigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) verſehen und ſchön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und ſchönen, meiſt von Backſteinen erbauten Häuſern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter beſonders die Gotherſtraße und die ſchöne Amalienſtraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Chriſtians V., und der ſchöne, achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zuſammentreffen und in deſſen Mitte die ſchöne Bildſäule des Königs, Friedrichs V., zu Pferde ſteht. Kopenhagen enthält: 22 Kirchen, 22 Hoſpitäler, 30 Armenhäuſer, 4000 Häuſer und 80,000 Einwohner, darunter 2400 Juden. Die Stadt beſteht aus drei Hauptheilen, die von den Feſtungswerken eingeſchloſſen werden, nämlich der Altſtadt, ſeit dem Brande ſchöner wieder aufgebaut, der Neuſtadt, wovon der öſtliche Theil die Friedrichsſtadt heißt und der

ſchönſte aber am wenigſten lebhafte Stadttheil iſt, und Chriſtianshafen, welcher Theil auf der Inſel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Inſel Seeland gebildet wird. Dieſer Kanal bildet den ſchönen, ſichern Hafen, der 400 Schiffe faſſen kann, und bei welchem das Seearſenal, die Schiffswerfte und andre, zur Marine gehörige Gebäude ſich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte iſt. Außerhalb der Feſtungswerke liegen noch drei Vorſtädte, welche zum Theil aus ſchönen Landhäuſern beſtehen. Sonſt befanden ſich zu Kopenhagen vier königliche Schlöſſer, aber im J. 1794 wurde das prachtvollſte, königliche Reſidenzſchloß (eins der anſehnlichſten und ſchönſten in Europa, mit einem Koſtenaufwand von ſechs Millionen Thalern erbaut, Chriſtiansburg genannt) ein Raub der Flammen, ſo, daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeſtälle ſtehen geblieben ſind. Die übrigen drei Schlöſſer heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunſtakademie eingeräumt und mit einer Gemäldegallerie verſehen; das alte königliche Schloß Roſenburg, worin viele Koſtbarkeiten und Alterthümer aufbewahrt werden und bei welchem der Königsgarten, ein ſehr angenehmer, öffentlicher Spaziergang ſich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Paläſte, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden ſind. Andre merkwürdige Gebäude ſind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130,000 Bänden und 3000 Handſchriften, das Schauſpielhaus, die Börſe mit der Bank, die Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche; das große, ſchöne, trefflich eingerichtete Friedrichshoſpital nebſt dem Gebär- und Findlingshauſe, und das Seehoſpital. Kopenhagen hat viele wiſſenſchaftliche und Unterrichtsanſtalten. Dazu gehört beſondes die, 1475 geſtiftete Univerſität mit vier Fakultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Profeſſoren, einer Bibliothek von 100,000 Bänden, einem botaniſchen Garten und mit einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgiſche Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land- und Seecadetten, und außer der königlichen und Univerſitätsbibliothek, die claſſen'ſche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunſtſammlungen. Die Wiſſenſchaften blühen zu Kopenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere geſtiftete Geſellſchaften, von welchen wir nur anführen: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die königliche Akademie der ſchönen Künſte, die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der nordiſchen Sprache und Geſchichte 2c. Außer allen Arten von Handwerkern und Künſtlern hat Kopenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Perſonen beſchäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattun-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapeten-Fabriken, die Eiſengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger iſt der Handel; denn Kopenhagen iſt der Mittelpunkt des geſammten däniſchen Handels, der ſowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu deſſen Beförderung die königliche Bank mit einem Kapitale von 2,400,000 Species, die Seeaſſecuranzgeſellſchaft, die oſt- und weſtindiſchen privilegirten, königlichen Handelsgeſellſchaften und der treffliche Hafen dienen, in welchem jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es ſind hier an 80 große Handelshäuſer, die gegen 340 eigne Schiffe beſitzen. 1807 wurde die Stadt durch einen plötzlichen Angriff der Engländer nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation gezwungen, nachdem 305 Häuſer und Gebäude, darunter die ſchöne Frauenkirche, ganz verbrannt, an 2000 Häuſer beſchädigt und unbewohnbar gemacht wurden, auch gegen 2000 Menſchen, ſowohl von der Be-

ſatzung, als den Bewohnern dabei ihr Leben verloren hatten. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen und vorzüglich die neuerfundnen congrev'ſchen Brandraketen richteten dieſe Verwüſtung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Kopenhagen ſind zum Theil ſehr ſchön und angenehm, und in der Nähe befinden ſich die königlichen Luſtſchlöſſer Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königlichen Hofes, Hirſchholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

Copernicus (Nicolaus), einer der ſeltenſten und größten Menſchen, ſo je gelebt haben, ward zu Thorn an der Weichſel, da wo ſie aus Polen in die preußiſche Grenze trit, den 19. Febr. 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, beſonnenen deutſchen Naturen, zu denen Leibnitz, Leſſing, Möſer, Göthe gehören, und deswegen ſei ſeiner hier mit gebührender Vollſtändigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus Kopernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden, und man vermuthet, daß die Familie aus Weſtphalen ſtammte. Seine Mutter war die Schweſter des Biſchofs von Ermeland, Waiſſelrod, genannt von Alten. Von der Schule in Thorn ging Kopernikus nach Krakau und ſtudirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich ſtudirte er Mathematik und Aſtronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederherſteller der Aſtronomie in Europa, zwei Deutſche, die früh ſtarben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erſte wurde nur 35 Jahr alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontan's großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle ſeine Vorgänger, den Rom zu ſich rief, um von ihm zu lernen, und der für ſeine Verdienſte im Pantheon begraben liegt. Als er 23 Jahre alt war, ging er nach Italien, wo die Künſte und Wiſſenſchaften nach dem Umſturz des byzantiniſchen Kaiſerthums angefingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Aſtronomie bei Dominicus Maria, deſſen Freund und Vertrauter er wurde. Im J. 1500 finden wir ihn in Rom, wo er Mathematik mit großem Beifalle lehrte. Man ſetzte ihn jetzt ſchon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo ihm ſein Oheim eine Pfründe am Dom zu Frauenburg ertheilte. 1521 ſandte ihn das Kapitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzweſens zu heben, die durch geſetzloſes Münzen entſtanden. Kopernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte: Elbing, Danzig und Thorn, aufmerkſam machte und vorſchlug, daß dieſe ihre Münzſtädten an einen vierten Ort verlegen ſollten, wo ſie auf des Landes Koſten und unter Aufſicht gingen. Allein das Münzweſen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten. Man ſtrit lange über das kopernicaniſche Münzſyſtem und legte es endlich zu den Acten. Von dieſem erſten Theil ſeines Lebens würden wir nichts wiſſen, wenn nicht eben dieſer Anordnungsgeiſt und dieſer gerade und kräftige Menſchenſinn ſeine Kraft auf einen der erhabenſten Gegenſtände der Natur mit ſo vielem Glück gerichtet, und ſo die Dauer ſeines Rufs an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den mannichfachen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen ſeit 2000 Jahren von der Einrichtung unſers Planetenſyſtems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten, die das feinſte, künſtlichſte und dabei ſonderbarſte Gewebe von Scharfſinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menſchliche Geiſt je gerathen iſt. — Pythagoras, Ariſto-

teles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieſer Meinung. Man nannte dieſe Lehre die ptolemäiſche Weltordnung, (ſ. Weltſyſtem) von Ptolomäus, einem berühmten Aſtronomen von Alexandrien aus dem 2ten Jahrh., der ſolche in ſeinem Almageſt, dem einzigen vollſtändigen Werke, das wir über die Aſtronomie der Alten beſitzen, vorgetragen hatte. Kopernikus trug ſich immer mit dem Gedanken, daß die himmliſchen Bewegungen unmöglich ſo verworren und verwickelt ſein könnten, wie die ptolemäiſche Weltordnung ſolches angebe; denn die Natur bewege ſich nach einfachen Geſetzen, und ſobald man dieſe gefunden, müßten auch dieſe verwickelten Erſcheinungen ſich einfach erklären laſſen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu ſehen, ob man ſonſt keine andern Syſteme gehabt, als das Ptolemäiſche, und fand, daß verſchiedne Alte, als Nicetas, Heraklides und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieſes auf eine völlig leere und nichts ſagende Weiſe geſchieht, ſo gab dieſes ihm doch Veranlaſſung, hierüber mehr nachzudenken. Die beſte Stelle bei den Alten über die Bewegung der Erde, die von Ariſtarch von Samos, kannte Kopernikus nicht, da ſie in des Archimedes Arenario ſteht, der erſt ſpäter in Venedig gedruckt wurde. In dieſer Stelle ſagt Ariſtarch: daß ſich die Erde in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Achſe. Sie iſt in dem Art. Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß ſie mehr ein pythagoräiſches Philoſophem iſt, als aſtronomiſchen Inhalts. Kopernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und daß die Erde ein Planet ſei, ſo wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgender Ordnung um die Sonne laufen: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahr 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, ſo fand er, daß, ſo einfach dieſe Kreiſe waren, ſie doch alle himmliſchen Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das ſcheinbare Stillſtehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der gleichzeitigen Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. Und ſo war denn das wahre Weltſyſtem gefunden und der Menſch hatte ſich völlig los geſagt vom Truge des Scheins. In dieſer Weiſe ſteht Kopernicus da als Grenzſtein einer neuen Zeit. Ausführlicher iſt hierüber geredet in dem Art. Bewegung der Erde. Kopernicus ſtarb den 11. Jun. 1543 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Sein großer Landsmann, Keppler, hat ſeinen Charakter in folgenden Worten kurz und ſtark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat ſein Leben beſchrieben. Ein ſeltnes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geiſt zu ſeinem Geſchichtſchreiber zu erhalten. Kopernicus herrlicher, klarer Charakter offenbart ſich am ſchönſten in dem Sendſchreiben, womit er dem Papſte ſein Werk zuſendet, und worin der deutſche Domherr ſogar ein wenig philoſophiſch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieſes damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philoſophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuſchrift an den Papſt für ein Meiſterſtück des Styls und männlicher Bedachtſamkeit. Benzenberg hat ſie in der Geſchichte der kopernicaniſchen Weltordnung, (Verſuche über die Umdrehung der Erde) ganz in's Deutſche übertragen. — Ueberſehen wir noch einmal den von Kopernicus durchlaufnen Weg, ſo finden wir Folgendes: der Glaube, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Die von den größten Aſtronomen verworfne

Idee von der Bewegung der Erde nimmt Kopernicus, der Domherr des 16. Jahrh. in Schutz. Er verfolgte ſie mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, ſondern durch die größte Hälfte ſeines ſiebenzigjährigen Lebens; er vergleicht ſie immerfort mit dem Himmel — beſtätigt ſie endlich, und wird ſo der Stifter eines neuen Teſtaments in der Aſtronomie. Und alles dies leiſtete er, was man nie vergeſſen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Fernglaͤſer, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenſtrichen getheilt waren. Das that der Geiſt der Ordnung, der in ihm wohnte, der, ſelbſt vom Himmel ſtammend, ſein eignes Weſen in ſeine Werke hinaustrug, und Ordnung um ſo leichter erkannte, als er ſelbſt durch innre Stärke freier geblieben war.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer ſchriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunſt. Im erſten Fall iſt Copie Abſchrift. Wir verlangen von dem Abſchreiber, Copiſten, in der Regel nur, daß er uns Wort für Wort der Urſchrift wiedergebe, ſeine Handſchrift ſei, welche ſie wolle; es gibt nur ſeltne Fälle, wo wir auch die Züge der Handſchrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunſt machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbenton u. ſ. w. ſolle dem Urbilde ſo treu nachgebildet ſein, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Urbild doppelt erſcheine. Durch gute Copien von Meiſterwerken wird der Genuß derſelben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwohl mit dem Ausdruck Copiſten in der ſchönen Kunſt häufig einen ungünſtigen Begriff verknüpft findet? Verdienen ſie nicht vielmehr Dank, als Tadel? Man bemerke wohl, daß dieſer Tadel ſich nicht auf die Nachbilder von Meiſterwerken bezieht, die man eben ſo wenig tadeln kann, als die gelungnen Nachbildungen ſelbſt, ſondern auf eine gewiſſe Art der Nachahmung. Alle bildende Kunſt muß natürlich von Nachahmung ausgehn, weil ſie ihre Vorbilder in der Natur hat; es fragt ſich aber, wie der Künſtler dabei verfährt. Es gibt eine freie Nachahmung und eine knechtiſche; bei jener übertrifft der Künſtler durch Geſchmack die Wirklichkeit, bei dieſer verdoppelt er ſie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulaſſen, und dies Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengſtlichkeit bewerkſtelligt werden, die ſich mit vollendeter Kunſtdarſtellung durchaus nicht verträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, ſo der Kunſtwerke. Der Copiſt derſelben bleibt lediglich beim Modell des Meiſters ſtehen, darf nur mit deſſen Augen ſehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie den Zwang anſieht, daß ſie ſteif wird. Wenn aber gleichwohl Einer es nicht wagt, oder nicht vermag, auch bei eignen Darſtellungen von Vorbildern, ſei es der Natur oder der Kunſt, ſich zu entfernen; ſo iſt der eigentliche Copiſt, und Niemand wird ſich wundern, daß von ſolchem nicht eben ſo günſtig geſprochen wird. Es ſpringt in die Augen, daß er in der ſchönen Kunſt nur tagelöhnert. Deshalb darf man aber nicht ſogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren nach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit ſicherer zu erreichen, und das Copiren nach Werken guter Meiſter iſt eine treffliche Uebung für Hand und Blick. Nur darf der Schüler freilich nicht dabei ſtehen bleiben, ſondern muß auch den Verſtand üben, nicht an einem einzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute ſeines Meiſters erkennen, und zur Vergleichung mehrerer zur wahren Kunſt ſich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt ſich zur freien Nachahmung und endet

als Künſtler. Ludwig Caracci wurde einſt gefragt, welchen Maler er am meiſten ſchätze? Den, antwortete er, der von den Beſten das Beſte ſich zuzueignen verſteht. (Malvasia Felsina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir=Maſchinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, um ſowohl Schriften, als Zeichnungen mechaniſch copiren und vervielfältigen zu können. Unter den Copirmaſchinen für Geſchriebenes iſt die Penna duplex, oder die doppelte Schreibfeder die einfachſte und älteſte, mittelſt welcher man zwei Briefe auf einmal ſchreiben kann. Einen allgemeinern Gebrauch hat, beſonders in England ſelbſt, eine neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, friſch geſchriebne Blatt wird ein eben ſo großes anders, durchſcheinendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher angefeuchtet werden, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt. Dies alles wird alsdann zwiſchen ein eigen dazu verfertigtes, mit Tuch überzognes Futteral zur Zuſammenhaltung und Preſſung gelegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpreſſe gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erſcheint dadurch ein Abdruck der Urſchrift, welches durchſcheinend geleſen werden muß. In England bedient man ſich dieſer Art zu copiren faſt ausſchließlich, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie, wenn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen Grade des Anfeuchtens Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, ſehr bequem iſt.

Copten. Man hält die Kopten für Nachkommen der alten Aegypter; aber ſchon bei Eroberung des Landes durch die Araber beſtanden ſie aus einem Gemiſche von Perſern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seitdem haben ſie ſich faſt ohne alle weitre Vermiſchung fortgepflanzt. Sie lebten in ganz Aegypten zerſtreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zuſtande, daher ſie ſich immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 koptiſche Familien. Sie unterſcheiden ſich gar ſehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die koptiſche Sprache, von welcher der engliſche Orientaliſt Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, iſt eine todte Sprache geworden. Die Kopten ſind Chriſten von der Secte der Monophyſiten (ſ. d. Art.)

Copuliren, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnerſprache, einen wilden Zweig und ein veredeltes Reiß von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen, ſchrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befeſtigen, wodurch dann bewirkt wird, daß die ſo vereinigten Theile zuſammenwachſen, ſo daß der veredelte Reiß künftig die Krone des Stammes bildet. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, ſowohl im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran (mit dem Artikel Alkoran), iſt das, in arabiſcher Sprache geſchriebne Religionsbuch der Mohammedaner. Er enthält Reden Mohammeds, Lobpreiſungen Gottes, Ermahnungen, Widerſprüche gegen Götzendiener und Chriſten, Entſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen, in einer ungleichen, aber meiſt prächtigen, oft ſchwülſtigen Sprache. Abubekr, Mohammeds Schwiegervater, hat ihn geſammelt. Dieſes Buch hat von Gott, von der Vorſehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltnen Geſetze und Entſcheidungen ſind

den Bedürfniſſen der Nation ſehr angemeſſen. Nicht wenige Ideen des Koran ſind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das Nachdrücklichſte behauptet; auch Rechtſchaffenheit, Milde gegen die Armen und Gaſtfreiheit bringend empfohlen. Die Lehre von einer abſoluten Vorherbeſtimmung; die Lehre, daß der Menſch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde ſeiner Geburt an vorgezeichnet ſei; die Schilderung eines wollüſtigen Paradieſes, und die Verſicherung, daß der Tod für die Sache Gottes das ſicherſte Mittel ſei, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchſten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, den Kriegsſinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rückſicht auf das Klima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauſchender Getränke beſchränkt, die Vielweiberei aber geſtattet. Abgeſehen von dem Inhalte unterſcheidet ſich der Koran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganzes, nicht eine Folge hiſtoriſcher Urkunden iſt. Die Abtheilungen des Koran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieſes heiligen Buchs gegeben.

Corai (Adamantius), eigentlich Korais, ein gelehrter Arzt und geſchickter Helleniſt, geboren zu Smyrna 1748. Nachdem er ſich früh mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beſchäftigt, und ſchon in ſeiner Kindheit einen Katechismus aus dem deutſchen in's griechiſche überſetzt hatte, ging er, um ſeine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeſchichte ſtudirte und Doctor ward. 1788 ließ er ſich in Paris nieder. Er hat ſich ſeitdem als Ueberſetzer aus mehrern Sprachen, und Herausgeber verſchiedner griechiſcher Schriftſteller ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmteſten iſt ſeine Ueberſetzung der hippokratiſchen Schrift über die Luft, das Waſſer und die Ortsbeſchaffenheit, Paris 1800, 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann. Mehr über Corai in der neuen Folge dieſes Lexikon oder der erſten Abtheilung des 11ten Bandes.

Corday d'Armans (Marie Aline Charlotte), geboren 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie. Mit der Anmuth ihres Geſchlechts vereinigte ſie einen ſeltnen Muth. Sie hat ſich in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte einen Namen durch die Ermordung des berüchtigten Marat gemacht. Sie liebte einen jungen Offizier in der Garniſon zu Caen, und ward von ihm wieder geliebt. Von Marat als Verſchworner gegen die Freiheit der Republik angeklagt, ward er durch bezahlte Böſewichter ermordet. Dies reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie hatte beim Leſen der Geſchichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingeſogen. Sie beſchloß, ihrem Vaterlande ein Beiſpiel von Ergebenheit zu liefern, und Marat, den Urheber der Ermordung ihres Geliebten, den ſie als das Haupt der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen: Blutſäufer (Buveurs de sang) bezeichnete, den Dolch in's Herz zu ſtoßen. Noch ein andrer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat (31. Mai 1793) verbannt worden, deren Talente ſie achtete und deren politiſchen Meinungen ſie anhing, appellirten vergebens an den Beiſtand der, unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzoſen. Charlotte ſchwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Sie verläßt ihre ſtille Heimath, kommt den 12. Jul. 1793 in Paris an, begibt ſich zwei Mal in ſeine Wohnung, wird aber nicht vorgelaſſen. Mit kal-

ter und reiflicher Ueberlegung ſchreibt ſie noch am Abend folgendes Billet an ihn: „Bürger! ſo eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich vorausſetzen, daß Sie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik ſich unterrichten werden. Ich werde mich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen und mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu geſtatten. Ich habe Ihnen wichtige Geheimniſſe zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit verſchaffen, Frankreich einen großen Dienſt zu leiſten." Der folgende Tag kam, und mit einem Dolche in Buſen trit ſie in Marat's Wohnung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu ſteigen, ſogleich befiehlt, ſie eintreten zu laſſen. Die Verſammlungen zu Calvados waren der erſte Gegenſtand der Unterhaltung; Marat hörte mit Begierde die Namen derjenigen, welche dieſe Zuſammenkünfte belebten. „Alle dieſe, rief er, ſollen bald auf dem Schaffotte büßen!" Er hatte ſein eignes Todesurtheil geſprochen, denn im Augenblicke ſtieß Charlotte ihr Meſſer dem Schrecklichen in's Herz. Mit einem Schrei „mir das?" hauchte er auf der Stelle ſeine Seele aus. Sie aber ſtand ruhig, wie eine Opferprieſterin mitten im dem Tumulte der Diener und herzuſtrömenden Nachbarn. Sie ward in das Gefängniß der Abtei gebracht. Als ihr Begleiter den Pöbel, der ſie umbringen wollte, an das Geſetz erinnerte, fiel ſie in Ohnmacht. Beim Erwachen bezeigte ſie ſich verwundert, daß der Pöbel ſie habe leben laſſen, und daß ſolche Ungeheuer noch dem Geſetze gehorchen. Das Weinen der Weiber ſchmerzte ſie tief, aber ſie ſagte: Wer ſein Vaterland rettet, den kümmert es wenig, was es koſtet. Man fand bei ihr eine Adreſſe an das Volk. Als ſie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei mit der Bitte, ihn ſtatt ihrer zu opfern; auch er mußte ſterben. — Ihre erſte Sorge war, ihres Vaters Verzeihung zu erflehen wegen des Kummers, den ſie ihm mache, indem ſie ohne ſeine Zuziehung über ihr Leben entſchieden habe. Dann ſchrieb ſie an Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchſten Bildung des Geiſtes und den erhabenſten Geſinnungen. „Morgen um 5 Uhr," ſchreibt ſie dem letztern, „fängt mein Prozeß an und ich hoffe, noch denſelben Tag mit Brutus und andern Alten im Elyſium zuſammenzukommen; denn die Neuern, da ſie ſo ſchlecht ſind, reizen mich nicht." — Vor dem Revolutionstribunal erſchien ſie mit würdevollem Anſtande; ihre Antworten waren beſtimmt und edel. Nichts war fähig ihre Ruhe zu ſtören; ſie ſprach von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pflicht. Ihr Vertheidiger (Chaveau-Lagarde), voll Erſtaunens über ſolchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angeklagte ſelbſt! Sie geſteht ihr Verbrechen, ſie bekennt, daß ſie es mit kaltem Blute vorher überlegt gehabt, ſie verhehlt keinen Umſtand, ſie ſelbſt will keine Rechtfertigung! Dieſe unerſchütterliche Ruhe, dieſe gänzliche Verleugnung ihrer ſelbſt, dieſe Zeugen der innerſten Gewiſſensruhe, ſie ſind nicht in der Natur! Dieſe Erſcheinungen ſind nur aus der politiſchen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch Bürger Geſchworne! iſt es nun, zu urtheilen, von welchem Gewichte dieſe moraliſche Anſicht in der Wagſchaale der Gerechtigkeit ſei!" Was hätte er auch wohl ſagen können? Was er ſprach, konnte unmöglich auf die blutdürſtigen Richter Eindruck machen, und hier war ja ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der ſelbſt gegen den Böſewicht nicht Statt finden darf, zu beſtrafen! Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Vertheidigers zu würdigen. Als ſie verurtheilt worden

war, wandte ſie ſich an ihn mit den Worten: „Sie haben mich eben ſo fein, als edel vertheidigen wollen, und dies allein war meiner Lage angemeſſen. Ich danke ihnen dafür, und gern möchte ich ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt haben. Dieſe Herren unterrichten mich jedoch ſo eben, daß mein Vermögen verfallen iſt; aber es bleiben mir im Gefängniſſe noch kleine Schulden zu bezahlen, und dieſe Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!“ — In einen rothen Mantel gehüllt, ward ſie nun auf das Blutgerüſte geführt; mit lächelnder Miene ging ſie durch das Volk, für das ſie ſtarb, und von dem ſie verwünſcht wurde. Dieſe ruhige Faſſung behielt ſie bis zum letzten Augenblicke. Aus der gaffenden Volksmenge rief eine Stimme in höchſter Verwunderung ſolchen Muthes: „Seht, ſie iſt größer, als Brutus!“ Es war ein Abgeordneter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; begeiſtert ſchrieb er an das Tribunal, und verlangte zu ſterben, wie Charlotte Corday. Sie ſtarb unter dem Beile der Guillottine am 17. Julius 1793. Man vergl. den Art. Marat.

Cordeliers. 1. Eigentlich verſteht man darunter einen Mönchsorden, welcher zu den Franziscanern gehört. (S. Franziscaner.) 2. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution (1792—1794) führte dieſen Namen von ihrem Verſammlungsort, eine Geſellſchaft Männer, welche ſich im Jacobiner-Clubb bekannt gemacht hatten, weil ſie in ihren Reden und Handlungen alle Mäßigung überſchritten. In dieſem Clubb der Cordeliers erhoben Marat und andre, ihm ähnliche Wüthriche ſehr bald ihre Stimmen; Danton, dem gewiſſe Talente nicht abzuſprechen waren, verſchaffte dem Clubb erſt Anſehn. Camille-Desmoulins gehörte auch zu den Häuptern dieſer Geſellſchaft. Er gab, unter dem Namen des alten Cordeliers, ein Volksblatt heraus, worin er vorzüglich gegen die ſogenannten Ultrarevolutioniſten zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und ſeine Genoſſen zu entlarven ſuchte. Da er aber nachher, zugleich mit Danton, das Unglück hatte, ſelbſt eingekerkert und hingerichtet zu werden: ſo gerieth die Geſellſchaft in Abnahme. Zu der Zeit, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren die Cordeliers ſchon lange in Vergeſſenheit.

Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los Andes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der dariſchen Erdenge bis zur magellaniſchen Straße über 650 Meilen weit ſich erſtreckt, und deren höchſte Gipfel, ehe man die Gebirge des mittlern Aſiens näher kannte, für die erhabenſten Punkte auf der Erdkugel gehalten wurden. Die Spanier nennen dieſe Alpenkette Cordilleras, da ſie kettenförmig ſich ausdehnen, und faſt in rechten Winkeln drei Hauptäſte ausſchicken. Die erſte dieſer Nebenketten entſteht nicht weit von der dariſchen Erdenge, und geht längs der Küſte von Venezuela bis an den Magdalenenſtrom und die Inſel Trinidad. In dieſer Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 14,000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwiſchen dieſen höchſten Gipfeln dehnen ſich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, auch 9000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette wird von v. Humboldt die Cordilleras der Waſſerfälle des Orinoko genannt. Er unterſuchte ſie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. Der übrige Theil dieſer Kette iſt gänzlich unbekannt, faſt unzugänglich und von wilden Völkerſtämmen beſetzt. Sie verläßt den großen Stamm der Andesgebirge zwiſchen dem dritten und ſechſten Grad ſüdlicher Breite, erhebt ſich, indem ſie oſtwärts fort-

geht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuern Katarakten große Ströme entſpringen, und enthält beſonders die noch von keinem Europäer geſehenen Quellen des Orinoko. Denn die Gegenden dieſer Quellen bewohnen höchſt kriegeriſche und kannibaliſche Völker. Jenſeits dieſer Einöden iſt dieſe Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der mit bewundernswürdigem Muthe dieſe Reiſe unternahm, indem er nackt, wie ein Wilder, ſeinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab, und ſich übte, alle Dialekte dieſer Völker zu ſprechen. Bis nach Guyana erſtreckt ſich dieſe Gebirgskette, und der ſogenannte goldne Berg, Eldorado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen ältern Reiſenden ſo genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber, glänzender Glimmerſchiefer iſt. Die zweite Kette erhebt ſich nicht zu einer bedeutenden Höhe; die meiſten Berge haben nur 4000 Fuß, und ſind mit Palmen, Ananas und köſtlichen Schlingpflanzen ſo bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein einziger feuerſpeiender Berg, Duida, erhebt ſich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig iſt, daß dieſe ganze Seitenkette bloß aus Urgebirgen beſteht, und daher gar keine Verſteinerungen oder Ueberreſte aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der Andes ausſchickt, ſind die Gebirge von Chiquitos, welche ſich zwiſchen dem 15ten und 20ſten Grad S. B. nach Oſten erſtrecken, und den Flüſſen ihren Urſprung geben, die in den Maranon und den Plata fallen. Dieſe verbinden die Rieſenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Braſilien und Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch dieſe drei großen Gebirgzüge in eben ſo viele ungeheure Flächen getheilt, welche weſtwärts durch den Hauptrücken der Andes geſchloſſen, gegen Oſten zu bis an den atlantiſchen Ozean offen ſind. Die nördlichſte Fläche iſt das niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandaluſien und Guyana liegen; die zweite Fläche iſt das waldreiche Thal des Maranon, wozu noch das nördliche Braſilien gehört; die ſüdliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche ſich bis nach Rio-Janeiro und Buenos-Ayres erſtrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt ſich in der Gegend von Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimboraſſo iſt der höchſte unter allen. Er erhebt ſich bis auf 20,142 Schuh. v. Humboldt erſtieg ihn den 28. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächſt ſteht der Antiſana, der ſich auf 17,958, und der **Cotopari** (ſ. den Art.), der ſich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu dieſen Rieſen, doch beträgt ſeine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Dieſe Gebirge ſtehen faſt alle wenig ſüdlich vom Aequator, zwiſchen Quito und Lora, von der Südſee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrornen Häupter beſtehen faſt durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12,000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwa über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie ſind die Behälter eines unermeßlichen Brennſtoffs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht, wobei nicht bloß Lava und verſchlackter Baſalt, ſondern auch ganze Ströme Waſſer, viel Thon, und ſelbſt eine Menge todter Fiſche ausgeworfen werden. Sehr oft brauſen aus dieſen Vulcanen, wie aus den Fabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegenſteht. Dabei ſind dieſe Gebirge äußerſt reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina iſt ihnen ein ſonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eiſenkalk, ſalzſaurem und gediegnem Silber beſteht. Ungeachtet der außerordentli-

chen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimboraſſo alſo über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt iſt: ſo gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletſcher, weil unter dem Aequator die Temperatur ſich faſt immer gleich iſt und die Sonne das ganze Jahr hindurch faſt mit gleicher Stärke ſcheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß ſich weder große Schneemaſſen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegſchmelzen können. Dagegen unterſcheidet ſich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäiſchen Alpen durch die ungeheuern Felſenſpalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr, als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz ſenkrecht ſind. Eine ſolche Felſenſpalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, iſt wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Fluſſe ſich 60 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felſen zum andern erſtreckt. Nur im höhern Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelſen nämlich, deſſen ſenkrechte Wände 230 Schuh hoch ſind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein ſo dickes Bogengewölbe überbaut iſt, daß ehedem die ſchwerſten Laſtwagen drüber gingen. Künſtliche Brücken über dieſe ſchrecklichen Schlünde der Andes machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Faſern der amerikaniſchen Agave den Stoff liefern. Dieſe hängenden Brücken bedecken ſie mit Rohr oder Schilf, und geben ihnen einen ſchmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen ſie dann auf dieſen ſchwankenden Brücken über die ungeheuern Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Waſſerfällen, welche die Ströme der Andes bilden, iſt beſonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit ſtürzt das Waſſer in zwei Abſätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab und verſchönert die, an ſich reizende Landſchaft außerordentlich.

Cordon (Schnur), heißt im militäriſchen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch ſie eine ununterbrochene Linie, gleichſam eine Truppenſchnur, bilden, um entweder ein Land vor feindlichen Einfällen, oder auch bei ausbrechenden, anſteckenden Krankheiten vor Einführung oder Ausbreitung derſelben zu verwahren.

Cordova, am Guadalquivir, eine alte berühmte Stadt in der ſpaniſchen Provinz Nieder-Andaluſien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Diſtricts, ſonſt eines kleinen mauriſchen Königreichs, mit ungefähr 30,000 Einwohnern (4° 45′ 45″ W. L. von Greenwich, 37° 52′ 13″ N. B.) Cordova iſt amphitheatraliſch am ſanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und iſt mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt iſt römiſchen, ein andrer mauriſchen Urſprungs; der Umfang iſt ſehr bedeutend, aber viele Gebäude ſind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimt einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorſtädte ſind faſt ſo weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen ſind eng, krumm und ſchmutzig. Dagegen iſt die Plaza Mayor, der Hauptmarktplatz, durch ſeine Größe, ſeine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibſel des Wohnſitzes der alten mauriſchen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbiſchöfflichen Palaſtes aus. Das merkwürdigſte Gebäude in Cordova iſt die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des 7. Jahrh. von König Abderhaman erbaute pracht-

volle Moſchee, deren wunderbar verbundne, theils achteckige, theils runde Kuppen, von beinahe 1000 Jaſpis- und Marmorſäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen und iſt von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten ſtarken Handel getrieben, und ſchon zur Zeit der Mauren ward das hier, ausſchließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit verſandt. In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, ſpäter Corduba) gelegt, iſt nicht bekannt. Im J. 572 ward ſie von den Gothen erobert, und 692 von dem mauriſchen Feldherrn Abderhaman in Beſitz genommen, welcher hernach ſich ſeiner Lehnspflicht gegen den Kalifen von Damascus entzog, und Cordova zu ſeiner königlichen Reſidenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und ſchönen Thale das Guadalquivir, die, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

Corea (Korea), von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chineſen Tſchaoſien oder Kao-li, von den Japanern aber Tſioſye, Korey oder Fakkuſai genannt, iſt eine große längliche Halbinſel, die zwiſchen China und den japaniſchen Inſeln liegt, und gegen Mitternacht theils an die ſogenannte öſtliche Tatarei, theils an die chineſiſche Provinz Quanton oder Leao-tong ſtößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japaniſchen, chineſiſchen und gelben Meere umgeben iſt, vom 34. bis zum 43. Grade der Breite, und vom 142. bis zum 148. Grade der Länge reicht und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüſten ein, nach Süden zu wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirſen und andere Getreidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Korea Eiſen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fiſchereien und Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Koreaner ſind eine Vermiſchung von Mantſchu-Tunguſen und Chineſen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich. Sie treiben Handel nach China und Japan, aber mit Europäern haben ſie keinen Verkehr. Das Oberhaupt iſt ein König, der zwar ein Vaſall von China iſt, und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumſchränkt und ziemlich despotiſch regiert. Die ganze Halbinſel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptſtadt von ganz Korea und die Reſidenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war in Fuſignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiete von Bologna 1653 geboren, und entwickelte ſchon früh ſeine Neigung, ſo wie ſein Talent für die Muſik. Sein erſter Lehrer in den Elementen dieſer Kunſt und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterskapelle zu Rom. Wie dieſer für die Kirchenmuſik, ſo bildete ihn nachher Baſſano zu Bologna für die weltliche Muſik. Die Violine war ſein Hauptinſtrument, und er brachte es auf derſelben zu einer faſt wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eiferſucht von dort vertrieben worden, erklärt Burnay für ungegründet. 1706 unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland, war einige Zeit in Dienſten des Kurfürſten von Baiern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Virtuoſität auf der Geige machte ſeinen Namen durch ganz Europa berühmt. Er wußte ſein Inſtrument mit tiefer Einſicht und einer

unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Die Sprünge und tändelnden Verzierungen andrer Violinſpieler waren ihm fremd. Sein Vortrag hatte einen eigenthümlichen Charakter, voll Anmuth und Ausdruck; ſein Ton war feſt und gleich. Einer der vorzüglichſten Gönner Corelli's in Rom war der Kardinal Ottoboni. Corelli bildete und leitete, nach Crescentini's Angabe, jene berühmte muſikaliſche Akademie, die alle Montage in dem ottoboniſchen Palaſte gehalten wurde. Durch ſeine Sonaten und Concerte ward er gleichſam Schöpfer einer neuen Harmonie, zumal für ſein Inſtrument. Er ſtarb 1713 und hinterließ, außer einem beträchtlichen Vermögen, eine koſtbare Gemäldeſammlung, welche der Kardinal Ottoboni erbte.

Corfu (ehemals Corcyra), eine Inſel im joniſchen Meere, der Küſte von Albanien gegenüber, enthält auf 9 Q. Meilen 60,000 Einwohner, meiſtens Griechen. Der nördliche Theil der Inſel iſt ſehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, beſonders Feigen rc., aber weil das Eigenthum ſo wenig getheilt iſt, iſt der größte Theil der Oberfläche unbenutzte Heide, und einiger Marſchboden iſt weder bedeicht, noch entwäſſert und daher für die Nachbarſchaft höchſt ungeſund; faſt alles Getreide und Fleiſch bezieht die Inſel aus Morea. Die Schönheit der Gegend und die Vortrefflichkeit des Klimas beſingt ſchon Homer; die berühmten Gärten des Alcinous waren auf dieſer Inſel. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat 14,000 Einwohner und iſt gut befeſtigt. Eine ſtarke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsſchiffe aller Art geräumig und ſicher iſt (ſ. den Art. Joniſche Inſeln).

Corilla; ſ. Improviſatoren.

Corinna, die Tochter des Acheloboros zu Tanagrä in Böotien geboren, war eine Zeitgenoſſin des Pindar, den ſie in einem feierlichen Wettſtreite zu Theben beſiegt haben ſoll, daher ihr Bild, durch eine Siegerbinde ausgezeichnet, im Gymnaſium zu Tanagrä aufgeſtellt war. Nach Pauſanias, der dies erzählt (IX, 22), war ſie ſo ſchön, daß wohl ihre Reize auf das Urtheil eingewirkt haben könnten. Wahrſcheinlich erwarb ihr die Zartheit und Weichheit ihrer Geſänge den Beinamen der Fliege in demſelben Sinne, wie Sappho und Erinna Bienen genannt wurden. Von den fünf Büchern Gedichten, welche die Alten ihr zuſchreiben, ſind uns nur wenige Fragmente erhalten. Welker hat in Creuzer's Meletem. e disc. antiquit. II, 10 ff. die Nachrichten über ſie zuſammengeſtellt und kritiſch gewürdigt.

Corinth, (Korinth) türkiſch Koritho, jetzt nach neuern Verheerungen in Morea eine Stadt von kaum 2000 Einwohnern. Ruinen, Weinberge, Felder, Haus- und Oelgärten liegen zwiſchen den einzelnen Häuſergruppen an der, zwiſchen den Meerbuſen von Aegeia und Lepanto ſich erſtreckenden Landenge. Die Ruinen dieſer, vormals prächtigſten Stadt in Griechenland beſtehen aus verſunkenem Gemäuer und wankenden Säulen, die nichts mehr tragen. Verſchüttet iſt der nördliche Hafen Lochäon am korinthiſchen Meerbuſen, eben ſo iſt der öſtliche, Cenchrea, am ſaroniſchen und nur noch Spur vom ſeichteſten Schoenos, ebenfalls nördlich belegen, der nichts als eine Kay für Marktverbrauch der prächtigen Stadt war, iſt noch zu ſehen. Die Häfen ſind nur Sümpfe, welche die Luft verpeſten. Ein gemeinſchaftliches Schickſal aller alten griechiſchen Städte. Die jetzigen Kirchen, die Moſcheen und die Privathäuſer ſind aus den Bruchſteinen des alten Korinths wieder erbaut worden. Für die Türken hatte nur die Feſtung Akrokorinthos Werth. Dieſe war daher von ihnen noch einigermaßen erhalten wor-

den. In der langen, letzten griechiſchen Belagerung wurde ſie indeß ſehr beſchädigt. Der Aeolier Syſiphus war Gründer des alten Korinths, ſeinem Stamm folgten die Herakliden, dieſen die Ariſtokratie der Bachiden und dieſer eine reine Volksdemokratie, die ſich an die Spitze des achäiſchen Bundes ſtellte. Mit Mäßigung verfuhr dieſer Bund, aber Roms Ariſtokratie duldete wohl Könige und Ariſtokratien, aber keine Demokratien in der Nähe, für die Roms Patrizier immer Abneigung empfanden. Der Conſul Mummius zerſtörte die Hauptſtadt des demokratiſchen Bundes von Grund aus. Erbaute gleich Julius Cäſar wegen der trefflichen Handelslage die Stadt Korinth wieder: ſo vermochte er doch nicht, Wohlhabenheit in ihre Mauern zurückzurufen. — Das alte Korinth gab der zierlichſten Säulenordnung den Namen. Korinthiſch nannte man alle innern Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Paläſte. Die Byzantiner hatten ein eignes Hofamt des ſogenannten corinthiarii, der auf die innern Schmuckmobilien die Aufſicht führte. Arm war gegen Korinth das ſonſt freilich gebildetere Athen, deſſen Luxus vorherrſchte in allem, was öffentlichem oder gemeinnützigem Gebrauch gewidmet war. Auch in Ausſchweifungen zeichneten ſich Korinths Hetären vor den Athenerinnen aus, und umgaben ſich mit einem Aufwand, der die Liebhaber verarmte. — Es war in Korinth Mode der guten Geſellſchaft, eine theure Hetäre, wie unter den vornehmen Türken ein Serail, zu unterhalten. Die berühmte Landenge iſt ein ſchmaler Bergrücken, wo die iſthmiſchen Spiele in dem Fichtenhaine vor dem Tempel des Neptun gefeiert wurden. Der Preis der Sieger beſtand in einem Fichtenkranze, aber dafür prangten bis zur Zerſtörung des heiligen Hains zwiſchen ſeinen ehrwürdigen Bäumen die Bildſäulen der Sieger zum Andenken für die Enkel. — Zu den wenigen vernünftigen, aber eben daher unvollendet gebliebnen Verwaltungsplanen des römiſchen Nero gehört die unter ſeiner Regierung begonnene Durchgrabung der korinthiſchen Landenge, von der man noch Spuren ſieht. Dieſe Durchgrabung blieb unausgeführt, weil der kleinliche Neid der moraliſch=beſſern Nachfolger ſonderbar genug es anſtößig fand, das Gemeinnützige zu vollführen, was ein Scheuſal der Menſchheit zufällig ausgeheckt hatte.

Corinthen, ſ. Roſinen.

Corinthiſches Erz, war lange vor der Zerſtörung Korinths in Griechenland bekannt, vielleicht war es ſogar ein Naturerzeugniß und auf jeden Fall, nach der Beſchreibung der Alten, meſſingartig. — Korinthiſcher Hauptſaal heißt in der Baukunſt ein großer Saal mit einem Tonnengewölbe, das auf Säulen ruht, und deſſen Abſeiten auf beiden Seiten mit Felderdecken verſehen ſind. — Korinthiſche Höfchen ſind Säle, welche 8 Säulen weit lang und breit ſind und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß ſind. Dieſe 20 Säulen deckt ein Pultdach. — Das korinthiſche Vorhaus hat Abſeiten korinthiſcher Art, deren Vorhaus in der Mitte gleichſam ein Schiff hat, das durch Säulen korinthiſcher Ordnung von den Abſeiten unterſchieden wird. Unter Abſeiten verſteht man alles was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderſeite entgegengeſetzte Seite eines Gebäudes. — Corinthiſche Säulenordnung; ſ. Säulenordnung.

Coriolan. Dieſer große Römer erwarb durch ſeine Tapferkeit anfänglich ſeinem Vaterlande die glänzendſten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachſucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens,

bis die Thränen ſeiner Mutter ſeinen Starrſinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptſtadt der Volſcer, Corioli, faſt durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch ſeine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antiater, wofür der Conſul Cominius ihn mit einer goldnen Kette belohnte. Dieſe glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben ſo bald wieder verſcherzte, als er bei einer, in Rom ausgebrochnen Hungersnoth (Jahr Roms 263, vor Chr. Geb. 491) ſich an die Spitze der Patrizier ſtellte, um dem Volke die früher errungnen Vorrechte wieder zu entreißen, und ſogar den Vorſchlag machte, das aus Sicilien angekommene Getreide nur unter der Bedingung dem Volke mitzutheilen, daß das Tribunat wieder abgeſchafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterſtuhl, ſuchten, da er nicht erſchien, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieſer Verſuch mißlang, vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt zu werden. Die Patrizier aber retteten ihn, und man beſchloß jetzt, ſeine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erſchien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tyrannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beſchuldigten, durch die einfache Aufzählung ſeiner Thaten und dem Vaterlande erwieſenen Dienſte. Er zeigte ſeine mit Narben bedeckte Bruſt und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beſchuldigungen nicht entkräften konnte, vorzüglich die, daß er einem römiſchen Geſetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, ſtatt ſie dem Quäſtor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, ſeine Verbannung zu bewirken. — Für dieſes ihm ungerecht ſcheinende Urtheil beſchloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertſten Feinden, den Volſcern, und bewog ſie, Rom noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes zu bekriegen. Er ſelbſt wurde nebſt Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindſeligkeiten anfing, und mit ſiegreichen Waffen die Städte Latiums ſich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volſciſche Lager im Angeſichte Roms bei Foſſa Cluilia aufgeſchlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgeſtellt werden konnte. Schrecken herrſchte überall. Die von dem Senat abgeſchickte Geſandtſchaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des, den Volſcern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen könne. Eine zweite Geſandtſchaft richtete eben ſo wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Proceſſion an ihn abgeſendeten Prieſter und Augurn unverrichteter Sache zurückkehrten, ſtieg die Verzweiflung auf's äußerſte. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. — Da wandte ſich Valeria, die Schweſter des Valerius Publicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeiſtert, zu den andern Frauen, und ermahnte ſie, zu verſuchen, ob ſie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben ſich zum Hauſe der Veturia, der Mutter Coriolans, wo ſie auch die Volumnia, ſeine Gemahlin fanden, und bewogen beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Verſuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entſchluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebſt ihren Kindern, an der Spitze, begaben ſich zu

Coriolan. Dieſer, ſobald er ſeine Mutter, ſein Weib und ſein Kinder erkannt hatte, befahl ſeinen Lictoren, die Fasces vor ihner zu neigen, und empfing ſie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerſtand er anfangs, und foderte ſie auf, das falſche Rom zu verlaſſen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ ſeine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu beſtürmen, umfaßte ſeine Knie, foderte ihn auf, ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und ſagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerſtehen, hob gerührt ſeine Mutter auf und geſtand, daß er durch ſie entwaffnet ſei. Er führte ſein Heer zurück, und ward, als er ſich in der Verſammlung der Volſcer deshalb rechtfertigen wollte, in einem, von Attius erregten Auflaufe ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Koſten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte, und ernannte dieſe zur erſten Priſterin des Heiligthums.

Cork, 8° 28′ 15″ W. Länge von Greenwich, 51° 53′ 54″ N. B., an der Mündung des Lee, mit 8600 Häuſern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Das Klima iſt ungeachtet der ſüdlichen Lage feucht und neblicht. Cork war im 6. Jahrh., wahrſcheinlich von den Dänen, urſprünglich auf einer kleinen Inſel des Lee gegründet, und ſtand noch bis ziemlich ſpät bloß durch 2 Brücken mit dem feſten Lande in Verbindung. Seitdem aber hat ſich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 5 Brücken ſind zu jenen erſten beiden hinzugekommen. — Cork iſt reinlich und gut gebaut, aber ſelbſt in den öffentlichen Gebäuden ohne Pracht. — Der ſehr bedeutende Ausfuhrhandel der Stadt beſteht hauptſächlich in geſalznem Rind = und Schweinefleiſch, Butter, Talglichtern, Seife und gegärbten ſowohl, als rohen Rindshäuten, in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein = und Glas = Waaren. Der Hafen von Cork (Cork=Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, iſt wegen ſeiner Sicherheit und Bequemlichkeit ſeit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, ſchmal und tief, wird durch zwei ſtarke Forts von beiden Seiten vertheidigt; auch ſind ſeit einiger Zeit große Summen auf die Befeſtigung zweier kleinen Inſeln verwendet worden, deren Geſchütz die Einfahrt beſtreicht. Im 12. Jahrh. erkannte Cork die Oberherrſchaft Heinrichs II. an.

Cornaro (Lodovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweiſe erreichte, war aus einer vornehmen venetianiſchen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Inſel Cypern im 15. Jahrh. eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Lodovico Cornaro ſtarb zu Padua 1566, 104 Jahr alt, ohne Todeskampf ſanft entſchlummernd. Schon in ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langſamen Fieber befallen und trotz aller angewandten Mittel blieb ſeine Geſundheit ſchlecht bis zu ſeinem vierzigſten Jahre. Er entſagte endlich dem fernern Gebrauche der Arzneimittel, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf ſeinen Körper habe, beſchränkte er ſich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in ſeinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar ſind die Vorſchriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber ſeine gemeinen Grundſätze werden ſich ſtets bewährt finden. Seine Krank=

heiten verſchwanden ſchnell, und machten einer feſten Geſundheit, verbunden mit einem Gefühle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, Platz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten Werke ſchrieb er noch drei andre Abhandlungen über denſelben Gegenſtand. In ſeiner Schrift über die Geburt und den Tod des Menſchen, die er in ſeinem 95ſten Jahre verfaßte, entwirft er von ſich ſelbſt folgendes Gemälde: Ich bin geſund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren iſt, ich ſchreibe täglich ſieben oder acht Stunden: die übrige Zeit gehe ich ſpazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich bin heiter, alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir. Meine Phantaſie iſt lebhaft, mein Gedächtniß ſtark, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme ſtark und wohlklingend.

Corneille (Peter), der Schöpfer des franzöſiſchen Trauerſpiels und der älteſte in der Zeitfolge unter den Schriftſteller, welche das Zeitalter Ludwig XIV bildeten, war am 6. Juni 1606 zu Rouen geboren, wo ſein Vater General-Advocat bei dem Gerichtshof war, der der marmorne Tiſch hieß. Seine Jugendbildung fällt in die Zeiten der Hofintriguen und Unruhen während der Minderjährigkeit und der erſten Regierungsjahre Ludwig XIII. Die Einwirkungen dieſer Periode konnte man ſelbſt in ſeinen vollendetſten Werken ſpätrer Bildung nachfühlen. Ein etwas zweideutiges Glück bei der Geliebten ſeines Freundes, zu der er arglos von dieſem ſelbſt gebracht worden war, war der erſte Anlaß, daß er ſich als Luſtſpieldichter verſuchte. Er brachte dies Abentheuer in Verſe, und unter dem Namen Melite erſchien es 1629 auf der Bühne. Der Erfolg erhob ſeinen Muth. Clitandre, die Wittwe, la Galerie du Palais, die Zofe und der Königsplatz (1635) kamen nach und nach auf die Bühne. Voltaire hat dieſe Stücke, die mehr als Bezeichnungen der Zeit betrachtet werden müſſen, welcher ſie angehören, bloß abdrucken laſſen, ohne ſie einer genauern Würdigung werth zu halten. Doch fanden ſie zu ihrer Zeit ſo vielen Beifall, daß für ſie ſich eine eigne Schauſpielergeſellſchaft bildete, und manche haben ſpäterhin, in dem Einzelnen bloß verjüngt, Anerkennung von ei- Publikum erhalten, das Corneille durch ſeine Leiſtungen zu größrer Strenge erzogen hatte. Die Vernachläſſigung der Natur theilte er mit ſeinem Zeitalter. Dem Seneca nachgebildet und eben ſo deklamatoriſch, wie deſſen Werke, war ſeine Medea (1635). Vielleicht hätte Corneille kurz nach ihrem Erſcheinen allen dramatiſchen Arbeiten entſagt, wäre nicht ein Zufall entſcheidend für ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Richtung geworden. Kardinal Richelieu, damals allmächtig, hielt mehrere Dichter im Solde, die Luſtſpiele nach ſeinen Angaben ausführen mußten. Demüthig nannten ſie ihn dafür ihren Herrn. Auch Corneille, deſſen Stücke gern geſehen wurden, ſollte in gleiches Verhältniß treten. Aber eine Aendrung, die er ſich in einem übergebnen Plane erlaubte, verdarb alles. Corneille zog ſich unter einem ſchicklichen Vorwande nach Rouen zurück. Dort ſchlug ihm einſt Herr von Chalon, ein ehemaliger Secretär Marien's von Medicis, im Geſpräche vor, ſich vom Luſtſpiele zum Trauerſpiele zu wenden, und empfahl ihm die Spanier als Muſter. Im Sinne der Franzoſen aufgefaßt, meinte er, müßten die, von ihnen behandelten Stoffe Wirkung thun. Er wurde ſein Lehrer der ſpaniſchen Sprache. Corneille ging auf den Vorſchlag ein und der Cid (1636) beſtätigte die Vorausſagung des einſichtigen Freundes. Die Bewundrung und den rauſchenden Beifall der ganzen Hauptſtadt ſchien nur einer nicht zu theilen, der Kardinal Richelieu,

der durch des Dichters Selbſtändigkeit und freimüthige Verſchmähung zugeſagter Gunſt lebhaft gekränkt, die neugeſtiftete Akademie veranlaßte, ihre Meinung über den Cid auszuſprechen. Chapelain, der Wortführer dieſer Geſellſchaft, ſuchte durch gelehrte Beweiſe ihrem Stifter zu genügen, ohne allzuſehr gegen die Stimme des Publikums anzuſtoßen. Die Sentimens de l'académie française sur la tragicomédie du Cid, ſind ein wichtiges Actenſtück, das der Rechtlichkeit der franzöſiſchen Gelehrten größre Ehre bringt, als ihrer Einſicht. Weniger gemäßigt war das Urtheil derer, die durch Herabwürdigung des verhaßten Dichters in der Gunſt des Miniſters zu ſteigen hofften. Corneille zog vor, durch Werke ſie zu widerlegen. 1639 erſchien ſein Horatier (Horace, wie die frühern Ausgaben ſagen, erſt die ſpätern haben Horaces) durch den er den Vorwurf mangelnder Schöpferkraft glücklich widerlegte, den man noch bei ſeinem Heraclius (1647) nach Calderon, und dem Lügner 1642 nach Pedro de Royas wiederholte. Vielleicht war dieſer Vorwurf Anlaß an dem Mißgriff, der Corneille ſpäterhin immer mehr von Stoffen der neueuropäiſchen Geſchichte entfernte. Denn faſt ausſchließlich warf er ſich in die römiſche Geſchichte, ſtrenger Patriotismus der ältern und die ehrgeizige Politik der ſpätern Römer mußten ihm, wie ein geiſtreicher Kunſtrichter ſagt, die ritterliche Ehre und Treue erſetzen, deren Darſtellung im Cid eine Verwandtſchaft mit dem Geiſte ſpaniſcher Dramatiker vorausſetzen läßt. Die Bewundrer Corneille's unter den franz. Kunſtrichtern haben den Horatiern Mängel zugeſtanden, die von den Deutſchen noch mehr hervorgehoben wurden. Die erſtern ſind geneigt, Cinna (1639) für ſein Meiſterſtück zu halten; nur wenn man Polyeuktes nicht gedenkt, wird dieſe Behauptung im Auslande wahr gefunden werden. Die glückliche Miſchung des Rührenden mit dem feierlich Ernſten, zu dem Corneille ſo ſehr neigt, macht dieſes Stück anziehender, als ſeine übrigen. Dafür iſt im Tode des Pompejus (1641), trotz der edeln Weiſe, wie der Sinn römiſcher Optimaten im Kampfe gegen ſeine Unterdrücker dargeſtellt iſt, doch ein Hang zum Schwülſtigen nicht zu verkennen, das bei ſolchen Stoffen ſich ſo leicht aufdrängt. Sehr verdienſtlich war ſeine Bearbeitung des Lügners. Sie gab im Luſtſpiele, ſtatt des Herkömmlichen=Erfundnen, Natur und Wahrheit. Die Vergleichung mit dem ſpaniſchen Original (lo Sospechosa verdad) würde ſelbſt jetzt noch für die Freunde der dramatiſchen Kunſt belehrend ſein. Mit derſelben Fruchtbarkeit fuhr Corneille fort, das Theater zu verſorgen; aber ſeine Kraft ſchien ſich erſchöpft zu haben. Rhodogüne, das Lieblingsſtück des Dichters 1646, läßt einen ſchmerzlichen Eindruck, den die, mit aller Kunſt ſymmetriſch gehäuften Schrecken keineswegs zu vergüten im Stande ſind. Corneille's ſpätre Werke (Heraklius 1647; Don Sancho von Aragonien; Andromeda, ein Stück im Sinne der heutzutage beliebten, mit Muſik, Feſtzügen, Tanz), ſind weniger gekannt, und verdienen es ſelbſt nach der Meinung der Franzoſen weniger, mit Ausnahme des Nicomedes, 1652, der, durch Talma's Talent gehoben, ſich fortwährend mit Beifall auf der Bühne erhielt. Der trotzige Spott gegen das Schickſal gibt dem Helden eine Eigenthümlichkeit, die von der größten Wirkung iſt. Nur bemerkt man darin jene, in Gegenſätzen ſich gefallende Rhetorik, welche bei vielen ſeiner Stücke ſich ſtörend breit macht. Perharite (1653) mißfiel völlig. Beſtürzt und zweifelhaft an ſeinem Talente, wollte Corneille ſich der dramatiſchen Kunſt entziehen, und fing an, zu ſeinem Troſte, das Buch De imitatione J. Chr., deſſen erſtes Buch er ſchon in Verſe gebracht hatte,

vollends eben ſo zu überſetzen. Die albernen Mährchen über den Anlaß zu dieſem Unternehmen verdienen keine Widerlegung. Sechs Jahre verwandte Corneille auf dieſe Arbeit, deren Aufnahme ihn über den dramatiſchen Unfall hätte tröſten können; aber ſein Herz hing am Ruhme, welchen die Bühne verſchafft. Durch Fouquet bewogen, wagte er ſich auf's neue auf den Schauplatz. Oedipus 1659, Sertorius 1662 ſchienen ihm die ehemalige Gunſt der Zuſchauer wieder zu verſchaffen, die er durch glänzende Decorationen im goldnen Vließen nebenbei zu beſtechen ſuchte; aber alle folgenden: Otho, Ageſilaus, Attila u. ſ. w. verriethen einen Dichter, der ohne Nebenbuhler ſich entwickelt hatte, und noch den Palmen mit ſchon verſchwindenden Kräften nacheilte. Selten werden dieſe Darſtellungen in der Auswahl ſeiner Werke mit aufgenommen; von den drei und dreißig Stücken, die er hinterlaſſen hat, kommen nur etwa 8 auf das Theater. Doch möchten manche, mit Luſt und Liebe geſpielt, vielleicht größrer Aufmerkſamkeit werth ſein, als man gewöhnlich ihnen ſchenkt, obgleich Corneille von dem erſten Augenblicke ſeines Auftretens an, ſich der Gunſt des Publikums wohl zu erfreuen hatte. Jetzt hat ſein Anſehn durch die Zeit gewonnen, ſchon längſt nannten die Franzoſen ihn den Großen; wenn auch Voltaire, der Herausgeber ſeiner Werke, und Laharpe, dieſen berühmten Vorgänger benutzend, nicht durchaus beifällige Urtheile über Corneille's Verdienſt ausſprachen. Was A. W. Schlegel über ihn geſagt hat, iſt allen Literaturfreunden erinnerlich. Die Schwächen in der Anlage mehrerer ſeiner Stücke ſind ſchon von Leſſing mit glänzendem Witze dargethan worden. Lebhaft muß man bedauern, daß ſeine großen Anlagen durch die Hinwendung zu dem ſtarren Römerweſen in der Entwicklung geſtört wurden, welche ſie im Cid ſo glänzend verſprachen. Durch die Begebenheiten ſeiner Zeit angeregt, nahm er politiſche Händel für tragiſche Stoffe; ſelbſt Voltaire bemerkte ihren Einfluß auf die Anordnung des Cinna und auf den Erfolg, den ſie hervorbrachten, und überſah nicht, daß die eben aufglimmenden janſeniſtiſchen Streitigkeiten das Intereſſen an mehrern Stellen des Polyeukt erhöhen mußten, welche durch ſie erſt veranlaßt ſein mochten. — Im Leben hatte Corneille wenig Einnehmendes. Seine Unterhaltung war ſchleppend und nicht gewählt. Wie Türenne, hielt man ihn eher für beſchränkt. Im Aeußern glich er einem kleinem Kaufmann aus Rouen, und ſehr begreiflich iſt's daher, daß er mit etwas rauhen Sitten und nicht unbedeutendem Gefühl ſeines Werthes bei Hofe ſich nicht an ſeinem Platze fühlen konnte. Sein Ruf und ſeine Talente machten ihn nicht reich. Er lebte ſo mittelmäßig, daß es zuweilen nach Dürftigkeit ausſah. Seit 1647 war er an Maynard's Stelle in die franz. Akademie aufgenommen, und als er am 1. Octbr. 1684 Frankreich entriſſen ward, ſtarb er als der älteſte dieſes Kreiſes. Mit ſeiner Gattin, einer Tochter des Generals Andely, hatte er drei Söhne erzeugt, von denen zwei ihn überlebten. Von dem älteſten dieſer beiden lebte eine Abkömmling noch im J. 1813, eben ſo wenig vom Schickſal begünſtigt, wie die Urenkelin des großen Corneille, der Voltaire, durch die Herausgabe der Werke ihres Großonkels, die Gemeinſchuld ſeines Vaterlandes abtrug. Die neuſten Anſichten der Franzoſen über dieſen, um die Bildung ihres Theaters ſo hochverdienten Mannes findet man in einem Eloge de Corneille par M. Victorin-Fabre, die im Jahre 1807 den Preis der franz. Akademie davon trug, und ſeitdem auf's neue aufgelegt worden iſt. Die genaueſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke, bereichert durch die Hauptwerke ſeines Bruders, Voltaire's Commentare

und eine Auswahl von Paliſſot's Noten, iſt die von Renouard beſorgte, Paris 1817 in 12 Octavbänden.

Corneille (Thomas), der zwanzig Jahr jüngere Bruder des vorhergehenden, wurde am 20. Aug. 1625 zu Rouen geboren. Eine durch ſein ganzes Leben ſich bewährende Verehrung gegen ſeinen Bruder Peter, mit dem er bis zu ſeinem Tode in der herzlichſten Einigkeit lebte, beſtimmte ihn, ſich, wie dieſer, der dramatiſchen Dichtkunſt zu widmen, für die er übrigens ſchon bei den Jeſuiten Anlage bewieſen hatte. Denn ein Luſtſpiel in lateiniſchen Verſen, das er in dem Collegium gemacht hatte, fand ſein Regens ſo vorzüglich, daß er es, ſtatt ſeines eignen, bei der Preisvertheilung aufführen zu laſſen beſchloß. Dadurch ermuthigt und durch den Beifall, den ſeines Bruders Werke fanden, gereizt, entſtand ſein erſtes Luſtſpiel, das öffentlich 1647 gegeben wurde. Es war nach Calderon bearbeitet und fand Beifall. Dieſem zufälligen Verlöbniß folgten bald mehrere ähnliche, den Spaniern entlehnte Stücke. Die Zahl ſeiner dramatiſchen Arbeiten ſteigt auf zwei und vierzig; doch ſind die Mehrzahl derſelben ſo vergeſſen, daß ſelbſt ihr Verzeichniß in der Geſchichte der franz. Akademie nicht richtig gefunden wird. Zu ihrer Zeit wurden aber die Luſtſpiele des jüngern Bruders beinahe mit mehr Intereſſe geſehn, als die des großen Corneille; dieſen ſich zum Muſter nehmend, verſuchte ſich Thomas auch bald im Trauerſpiele, und namentlich fand ſein Timokrat (1656) ſo ausdauernden Beifall, daß die Schauſpieler endlich müde, von der Bühne herab baten, man möchte ihnen erlauben, etwas Andres zu geben, ſie vergäßen ſonſt alle andre Stücke. Seitdem kam er nie wieder auf die Breter. Gleichen Rauſch brachte Camma und Pyrrhus hervor (1661), bei deren Darſtellungen die Zuſchauer ſich ſo zudrängten, daß auf dem Theater kaum für die Spielenden Raum blieb. Wir beſchränken uns, aus der Liſte ſeiner dramatiſchen Werke diejenigen anzuführen, welche noch jetzt Aufmerkſamkeit verdienen, z. B. Ariane, die mit Racine's Bajazet die Zuſammenſtellung beſtand, und in der Hauptrolle wohl jeder Zuſammenſtellung gewachſen war; das heroiſche Luſtſpiel: der Unbekannte (1675), das 1724 bei einem Feſte in den Thuilerien wieder vorgenommen wurde, wo dann Ludwig XV. mit allen jungen Leuten vom Hofe im Balette tanzte; vor allen Graf Eſſex (1678), der bekanntlich mit Stilico und Ariane noch jetzt zuweilen dem pariſer Publikum vorgeführt wird. Läge nicht die Auffoderung zu nahe, ihn mit ſeinem Bruder zu vergleichen, man würde vielleicht Thomas mehr auszeichnen. Schwächer, als ſein Bruder, war er doch nach Voltaire's Glauben, derjenige, der in jeder Beziehung ihm am nächſten ſtand. Vielleicht verleitete dieſe Verwandſchaft ihn zu einem Mißkennen ſeiner Kräfte; denn, wenn gleich weniger in die Augen fallend, aber gewiß eben ſo eingreifend war ſein Verdienſt als Sprachforſcher. Als er nämlich im J. 1685 ſeinem Bruder nach einſtimmiger Wahl im Lehrſtuhle der franz. Akademie gefolgt war, den die öffentliche Meinung ihm als ein gerechtes Erbe zuerkannte, ſchloß er ſich dem Unternehmen eines franz. Wörterbuchs an, das bekanntlich 1694 endlich erſchien, gab Noten zu Vaugelas Bemerkungen, fügte zum Dict. de l'acad. einen Nachtrag, in dem er die Kunſt und wiſſenſchaftlichen Ausdrücke erklärte, der als Grundlage der nachmaligen Encyklopädie angeſehn werden kann. Außerdem fleißiger Mitarbeiter am Mercure galant, den ſein Freund du Viſé herausgab, und als Gelehrter eben ſo thätig, als als Dichter, verdiente er die Mitgliedſchaft in der Akad. Inſchriften, welche ihm ſchon dem Grabe näher zu Theil ward.

Er verlor in ſeinem hohen Alter das Geſicht und ſtarb, von ſeinen Zeitgenoſſen hochgeehrt und wegen ſeiner geſelligen Tugenden geliebt, zu Andelys am 8. Dec. 1709. Im Umgange war er heiter und geiſtreich. Er hinterließ zwei Kinder; die Tochter ſeines Sohnes Franz war es, welche Voltaire an den Gr. de la Tour du Pin vermählte. Bei den Werken ſeines Bruders findet man gewöhnlich eine Auswahl ſeiner Dramen beigefügt. Seine übrigen Werke, jetzt meiſt durch beſſere erſetzt, ſind nicht zuſammengedruckt worden.

Cornelia, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Africanus des ältern, Gemahlin des Conſuls Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchſt gebildete Frau, auch Schriftſtellerin, iſt aber beſonders als edle treue Mutter bekannt worden, die einſt einer mit ihrem Schmucke prangenden Römerin, welche den Schmuck der Cornelia zu ſehen verlangte, ihre Kinder, als ihren liebſten Schatz, vorſtellte. Ueber ihre Söhne ſ. d. Art. Gracchus.

Cornelis (Cornelius), ein berühmter niederländiſcher Maler, geb. 1562 zu Harlem, lernte bei dem jungen Peter Aertſens, wollte dann eine Reiſe durch Frankreich nach Italien machen, kehrte aber ſchon zu Rouen, wegen der Peſt, wieder zurück, und ging nach Antwerpen, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete. 1583 ging er wieder nach Harlem, und trat zuerſt mit ſeinem großen Gemälde: die Geſellſchaft der Büchſenſchützen, auf, welches ſeinen Ruf gründete. Descamps nennt es, „vom Genius der Geſchichte entworfne Bildniſſe." Er erhielt nun viel Arbeit und viel Beifall. 1595 legte er mit Carl von Mander in Harlem eine Malerakademie an. Seine Gemälde, obgleich ſehr zahlreich, ſind doch ſelten, weil die Flamänder ſie äußerſt hoch ſchätzen. Er malte im Großen und im Kleinen, Geſchichte, Porträts, Blumen, und vorzüglich mythologiſche Stücke. Er iſt ein einziger Zeichner, treuer Nachbildner der Natur und hat ein lebhaftes, gefälliges Colorit. Die wiener und dresdner Galerien enthalten einige ſeiner Werke. J. Müller, H. Golzius, Saenredam, L. Kilian, Matham, van Geyn u. m. A. haben nach ihm gearbeitet. Er ſtarb 1638.

Cornelius Nepos, ein berühmter römiſcher Geſchichtſchreiber aus Hoſtilia im veroneſiſchen Gebiete, lebte im goldnen Zeitalter der römiſchen Sprache und in Freundſchaft mit Catull, Cicero, Pomponius Atticus und andern ausgezeichneten Männern, und ſtarb unter dem Triumvirat, wahrſcheinlich im J. 724 nach Roms Erbauung. Von ſeinen Schriften, haben ſich nur die Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unſre Zeiten erhalten. Er ſtellte hierim klaſſiſchen Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigſten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere ſind gewöhnlich treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darſtellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläufig behandelt werden; auch ſchöpft er nicht immer aus zuverläſſigen Quellen, und gibt, eben wegen ſeiner Kürze, wenig neuen Aufſchluß in der Geſchichte. Die Ausgabe von Staveren, cum notis variorum, Leyden, 1773, 8. iſt die geſchätzteſte. Gute, neuere ſind von Fiſcher, Harles, Tzſchucke, Bremi. Unter den deutſchen Ueberſetzungen dieſes Werks verdient die von Bergſträßer angeführt zu werden.

Cornelius (Peter), zu Düſſeldorf geboren, gegenwärtig Director der Kunſtakademie daſelbſt, bildete ſich unter Langer ſpäter in

Rom, wo die Liebe für die alten Meiſter der italieniſchen und deutſchen Schule, welche er mit einigen ſinnverwandten Freunden in Wort und That zeigte, ſeinem Streben Aufmerkſamkeit und Theilnehmer gewann. Das Lebendige ſeiner Auffaſſung und das Charakteriſtiſche ſeiner Darſtellungen iſt auch von denen anerkannt worden, welche ſtrenge Richtigkeit der Zeichnung im Einzelnen und in den ausgeführten Gemälden techniſche Fertigkeit und Farbe vermißten. Staffeleigemälde gibt es von ihm faſt gar nicht. Dafür beſitzen Kunſtliebhaber von ihm ſehr geiſtreich und ſorgfältig ausgeführte Federzeichnungen, und erfreuen ſich ſeiner Scenen aus Göthe's Fauſt, geſtochen von Ruſchewëih, 3 Lieferungen jede zu 4 Blättern, Queerfolio, ſo wie an den Blättern zum Nibelungenliede. In dieſen erkennt man vorzüglich jene Fülle von Formen und jene plaſtiſche Auffaſſung der dichteriſchen Gedanken, in der wohl wenige der jetzt lebenden deutſchen Künſtler ihm gleichſtehen möchten. Zum Beleg dieſer Behauptung verweiſen wir an das ſo reich und zugleich tiefgedacht componirte Titelblatt. Eben war Cornelius mit Studien zu Darſtellungen aus Dante für die Villa Maſſimi zu Rom beſchäftigt, als ihm vom kunſtliebenden Kronprinzen von Baiern die maleriſche Ausſchmückung der Prachtſäle ſeiner Glyptothek zu München aufgetragen wurde. Daher verließ Cornelius im J. 1819 Rom, und lebt ſeitdem abwechſelnd in Düſſeldorf und München, wo er ſeitdem fortwährend an der Ausführung der zum Theil in Rom ſchon entworfnen Cartons mit Luſt und Liebe arbeitet. Der Gegenſtand dieſer Fresken iſt aus dem Mythenkreiſe des Homer, Heſiodus und der alten Heroenwelt genommen. Erſt wenn ſie ganz vollendet ſein werden, dürfte ein genügenderes Urtheil über ſie an der Zeit ſein; doch können wir an das tübinger Kunſtblatt 1820. N. 20. verweiſen, wo ſich beſtimmtere Angaben über die innere Anordnung finden.

Corniche, der Karnieß, ſ. Säule.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geb. 1738, ward 1758 Capitän der Infanterie) und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in deſſen Gefolge er bis zu Ende des Kriegs in Deutſchland war. 1761 ward er Oberſtlieutenant und das Jahr darauf erbte er nach ſeines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. 1765 ernannte ihn der König zu ſeinem Kammerherrn und Adjutanten; bald darauf erhielt er das Commando des 33. Linien-Infanterieregiments. 1768 verheirathete er ſich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er erzeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruche des Kriegs in Amerika ging er mit ſeinem Regimente dahin ab. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienſte zu entſagen, ſtarb vor Schmerz darüber. In dieſem Kriege nahm er Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei und ſchlug mit einer geringen Macht den General Gates vollſtändig. Aber 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerika's zu weichen, und kam faſt um dieſelbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im Dec. 1790 nahm er Bangalore, und dieſer Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saïb's, welcher dem Lord ſeine beiden Söhne als Geißeln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art dieſen wichtigen Krieg, der die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien anſehnlich erweiterte, kehrte 1793 nach England zurück, und ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Aus-

bruche der irländiſchen Unruhen begab er ſich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, ſchlug die Empörer, und nöthigte im Oct. 1798 ſämmtliche auf der Inſel ausgeſchiffte Franzoſen ſich zu ergeben. Auch den zweiten Landungsverſuch der Franzoſen vereitelte er, und machte mit ſeinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkſtelligen. 1801 erſchien er als bevollmächtigter Miniſter in Frankreich, und unterzeichnete in dieſer Eigenſchaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Nachher begab er ſich im Sommer 1805 als Generalgouverneur nach Indien, ſtarb aber daſelbſt bald nach ſeiner Ankunft im Oct. deſſelben Jahres am Fieber.

Coromandel, eigentlich Dſcholamandol (das Hirſe-Land), ein ausgedehnter Landſtrich an der Weſtſeite des bengaliſchen Meerbuſens, von der Mündung des Kiſtnaſtroms bis Cap Kaleimer. Obſchon dieſe Küſte eine Menge blühender Städte und unter dieſen ſogar die engliſche Provinzialhauptſtadt Madras enthält: ſo hat ſie doch in einer Ausdehnung von mehr, als 75 deutſchen Meilen nicht einen einzigen guten Hafen, und, mit Ausnahme der Bai von Koringa, macht die Brandung das Landen faſt überall äußerſt beſchwerlich. Von Anfang October bis April wehen die Nordwinde längs dieſer Küſte und zwar während der erſten 3 Monate mit ſolcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt hier mit offenbarer Gefahr verbunden iſt; dieſes heißt der Nordoſt-Monſuhn. Um die Mitte des Aprils fangen dagegen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Octobers dauern, und im Verlauf dieſer Monate kann man ſich mit Sicherheit der Küſte nähern. Während dieſer Jahreszeit weht den Tag über nicht ſelten ein brennendheißer Wind, der alles ausdörrt und das Athmen erſchwert, doch erfriſcht der kühle Seewind über Nacht allemal wieder das Land. Da die Küſte zwiſchen den Wendekreiſen liegt, ſo hat ſie zwei Regenzeiten, die eine, wenn die Sonne über ſie hinweg nach Norden geht, die andre, wenn ſie nach Süden zurückkehrt. Doch iſt das Klima deshalb nicht ungeſund, ausgenommen für diejenigen, die ſich der Sonne zu ſehr ausſetzen, oder im Thau ſchlafen. Die ſandige Beſchaffenheit faſt der ganzen Küſte iſt dem Reisbau nicht günſtig. Aber die in Menge erzeugte Baumwolle wird, theils als rohes Product, theils in der mannichfaltigſten Geſtalt verarbeitet, zur Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Coroner, in England, eine Gerichtsperſon, welche im Namen der Regierung (der Krone), mit Beihülfe eines Geſchwornen-Gerichts, über die Urſachen gewaltſamer Todesfälle Unterſuchung anſtellt, und beurtheilt, ob darüber ein weiteres gerichtliches Verfahren einzuleiten ſei, oder nicht. Der Klaſſen, unter welche Todesfälle dieſer Art gebracht werden, ſind vier: Lunacy (Geiſtesverwirrung), Manslaughter (zufälliger Todtſchlag), Murder (Mord), und endlich, wenn keine anſcheinende Urſache vorhanden iſt, Death by the visitation of God (Tod durch göttliche Heimſuchung.)

Corps, von Corpus, Körper, ein franzöſiſches Wort, deſſen wir hier ſo weit erwähnen, als ſeine Bedeutungen in deutſchen Reden vorkommen. Unter Corps verſteht man im Allgemeinen die Geſammtheit mehrerer, durch dieſelben Geſetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Perſonen. So ſagt man: „Ingenieurcorps; Cadettencorps; die Ausländer ſind auf dieſer Univerſität ſo zahlreich, daß ſie ein Corps ausmachen" u. ſ. w. — Corps iſt beſonders eine Anzahl Soldaten, welche ſehr verſchieden ſein kann. Doch liegt in der richti-

gen Bedeutung dieſes Worts der Begriff einer gewiſſen, wenn auch nur verhältnißmäßigen, Anſehnlichkeit und Bedeutenheit, ſo wie eine Verſchiedenheit der Truppen, entweder der Waffen, oder der Regimenter, Bataillone ꝛc., die unter einen Befehl geſtellt ſind und kein Heer ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps abtrennen, ſondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Officier aus mehrern Flüchtlingen, wenn gleich nur wenigen, die er ſammelt und an deren Spitze er trit, ein Corps bilden. — Doch ſagt man auch Corps für Regiment, Bataillon ꝛc. — Corps d'Armee, Armeecorps, heißen gewöhnlich nur die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille iſt das Hauptcorps, welches zwiſchen den beiden Flügeln in der Linie ſteht. — Corps de Reſerve, Reſervecorps, ein Corps, das erſt nach mißlungnem Beſtreben der Truppen, durch welche die Schlacht eigentlich geliefert werden ſoll, zur Thätigkeit, und das Verlorene zu erſetzen, das Uebel gut zu machen beſtimmt iſt. — Corps volant, fliegendes Corps, das zu beſondern Zwecken, vorzüglich kleinern Unternehmungen, Ueberrumpelungen u. dergl. beſtimmt iſt. (S. d. Art. Fliegend.) — Corps de Garde ſind die, auf die Wacht geſtellten Soldaten, und der Ort, worin ſie ſich aufhalten, die Wachtſtube, beſonders die der Gemeinen. — Corps diplomatique, ſ. Diplomatiſches Corps. — Corps de Logis iſt das Hauptgebäude eines Schloſſes oder Hauſes, im Gegenſatz der daran ſtoßenden Flügel, Seitengebäude ꝛc.

Corpulenz, die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, da ſein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimt. Sie iſt alſo die ſichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleiſch- und Fettmaſſe des Körpers. Die Fleiſchmaſſe bildet das Muskelſyſtem, und das Maß, ſo wie der Umfang deſſelben hat ſeine Beſtimmung in der Form der einzelnen Muskelpartien, kann deshalb nicht über ein gewiſſes Maß ſteigen und nicht unter ein beſtimmtes fallen. Weit weniger beſchränkt iſt die Fettmaſſe, deren Erzeugung und Anſatz an keine ſo beſtimmte Form gebunden iſt, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfaſern oder die Verwandlung des Blutes in Fleiſchmaſſe geht in dem Haargefäßſyſtem, welches die feinſten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor ſich. (Ueber die Fetterzeugung ſ. d. Art. Fett.) Iſt das Blut reichlich mit nährenden Stoffen verſehen, ſo ſetzen ſich auch um ſo mehr Muskelfaſern und Fettheile an. Die Abſonderung des Fettes gehört bis zu gewiſſen Graden zum Stande der Geſundheit. Der Standpunkt iſt jedoch nicht ſtreng beſtimmt, bei einem höher, bei dem andern niedriger. Die Umſtände, welche ſie begünſtigen, ſind weibliches Geſchlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zuſtande der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorgloſigkeit, häufiger Genuß geiſtiger Getränke, Alter, kalte Jahrszeit, Verminderung der Ausdünſtung. Es gibt jedoch eine gewiſſe krankhafte Neigung, welche unabhängig von allen dieſen Einwirkungen, die Erzeugung und den Abſatz von Fett vermehren kann. Erwachſene und in mittlern Jahren ſtehende Jünglinge und Männer, ſelbſt geiſtreiche, ſtets thätige Geſchäftsmänner trifft man, die ſehr corpulent ſind. Man hat Beiſpiele von ungeheuerer Corpulenz mancher Menſchen, die in gar keinem Verhältniſſe mit der Nahrung derſelben ſtand, und offenbar Krankheit iſt, wie manche andre Abſonderungen im Körper, z. B. die Bereitung und Abſonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte ſchon bei einem

ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius ſah einen fünfjährigen Knaben von hundert und funfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu ſechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel's Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal rührt jedoch die Corpulenz bloß von vermehrter Fettabſonderung, oft iſt es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wäſſerigen, gas- und dunſtartigen Stoffen, wie bei der ſogenannten ſchwammigten Leibesbeſchaffenheit der Fall iſt, welche noch mehr von krankhafter Neigung herrührt und oft der Anfang wirklicher Waſſerſucht iſt. Eine mäßige Corpulenz beſteht mit der Geſundheit und widerſpricht den Anſprüchen auf Schönheit nicht, indem ſie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht und die Rundung derſelben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein ſchönes und jugendliches Anſehn, als hagere Menſchen. Ueberſchreitet aber die Corpulenz das Maß, ſo verdirbt ſie nicht nur die ſchöne Form, ſondern ſie wird auch läſtig und endlich für Geſundheit und Leben gefährlich. Wer dieſe unwillkommne Zunahme von ſich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Urſachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Er muß Waſſer, ſtatt Wein, trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiſte Beſchäftigung geben. Sorgen und Bekümmerniß ſchmelzen bald das überflüſſige Fett hinweg. Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden ſind, und welche, bleibt billig dem Urtheile des Arztes überlaſſen.

Corpus, in der Sprache der Buchdrucker, eine Art von Schrift oder die Lettern von beſtimmter Größe. Dieſe ſeltſame, willkürliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erſte Corpus juris mit ſolcher Schrift gedruckt worden ſein ſoll.

Corpus catholicorum und **Corpus evangelicorum.** Ungeachtet die deutſchen Reichsſtände insgeſammt Mitglieder eines Reichs waren, ſo fand doch unter ihnen, in Anſehung ihrer Rechte ꝛc., viel Unterſchied Statt. Den wichtigſten machte die Verſchiedenheit der Religion. Man theilte in dieſer Hinſicht die Reichsſtände in die katholiſchen (corpus catholicorum) und in die evangeliſchen (corpus evangelicorum). Je weniger die katholiſchen Reichsſtände ihr Recht, ein eignes Ganze zu bilden, achteten, weil ſie die Stimmenmehrheit für ſich hatten, den Reichstag leiteten, und überdies der Kaiſer ihrer Religion zugethan war; um ſo wichtiger war hingegen, eben wegen jener überwiegenden Vortheile der Katholiken, dieſes Recht für die evangeliſchen Reichsſtände, beſonders um ſich gegen die Mehrheit der Stimmen zu ſchützen. Die erſte Grundlage zur Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände liegt in Luther's Reformation, und den Anfang machten Sachſen und Heſſen durch das, 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangeliſchen Religion abgeſchloſſene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürſt von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Dieſe proteſtirten 1529 gegen den, auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangeliſchen gefaßten Reichsſchluß. Die übrigen evangeliſchen Reichsſtände, den Vortheil dieſer Verbindung einſehend, ſchloſſen ſchon im ſogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1523, als ein Corpus,

mit den Katholiſchen, als zweitem Reichscorpus, den Vergleich ab; indeſſen wurde dieſe immer mehr ſich ausbildende Verbindung bloß in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber während des dreißigjährigen Kriegs die Kaiſer Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangeliſche Religion ganz zu unterdrücken, wurde dieſe Verbindung, beſonders ſeit 1631, allenthalben ſichtbar und durch den weſtphäliſchen Frieden förmlich anerkannt; am engſten aber ſeit 1720. Zum evangeliſchen Vereine gehörten alle Regenten evangeliſcher, ſowohl lutheriſcher, als reformirter Länder, auch wenn ſie perſönlich die katholiſche Religion bekannten. Ungeachtet auf dem Reichstage ſelbſt keine Abſonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Kurfürſt von Mainz die Anordnung der Geſchäfte oder das Directorium führte: ſo trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches ſodann der Kurfürſt von Mainz bei dem katholiſchen, der Kurfürſt von Sachſen aber bei dem evangeliſchen Corpus führte. Hierzu hatte Friedrich III., der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Proteſtanten durch ſeinen Geſandten vertheidigen ließ. Sein Nachfolger, Johann der Beſtändige, ſtellte ſich an die Spitze der Proteſtanten, berief ſie zur Berathſchlagung über die augsburgiſche Confeſſion vor Uebergabe derſelben zuſammen, und wurde, beſonders ſeitdem er 1531 die evangeliſchen Reichsſtände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathſchlagungen leitete, von beiden Religionsparteien ſtillſchweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher zur evangeliſchen Religion übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche ſeine Nachfolger ganz an ſich ziehen zu wollen ſchienen, und dies um ſo leichter, da die damaligen Kurfürſten von Sachſen jenes mehr für eine Beſchwerde, als für ein beſondres Recht anſahen. Während des dreißigjährigen Kriegs übernahm anfangs Guſtav Adolph, dann ſein Kanzler Oxenſtierna dieſes Directorium; jedoch wurde es dem Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg I., welchem, bei ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſelbſt mehrere der evangeliſchen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieſer Zeit blieb Sachſen im Beſitz deſſelben bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsveränderungen Friedrich August I. und II. neue Bewegungen bei den evangeliſchen Reichsſtänden. Allein, da jener die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen geſammten Landen verſicherte, ſeine Religionsveränderung für eine bloß perſönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium ſelbſt übertrug, und dieſem das Geheimeraths-Collegium zu Dresden, in Abſicht auf die proteſtantiſchen Religionsgeſchäfte, beiordnete: ſo waren die evangeliſchen Reichsſtände beruhigt. Und auch, als Friedrich Auguſt II. 1717 ſich zur katholiſchen Religion bekannte, und der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb dieſe Würde doch bei Sachſen, obſchon der Kurfürſt von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangeliſchen Stände vorſchlug. Sachſen ließ das Directorium durch ſeine Geſandten fortſetzen, welche jedoch allezeit evangeliſcher Religion ſein mußten, und in Sachen, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Concilium in Dresden ihre Inſtruction erhielten.

Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand.

Corpus juris. Man verſteht darunter eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen, welche der griechiſche Kaiſer Juſtinianus (im 6. Jahrh.) zuſammentragen ließ. Das Werk iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt, hatte alſo gleich bei ſeiner Entſtehung das ſonderbare Schickſal, dem Volke unverſtändlich zu ſein, für das es zunächſt beſtimmt war. Es beſteht aus mehrern Haupttheilen: 1. aus einem Handbuche der geſammten Rechtslehre, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Inſtitutionen); 2. aus einem größern Rechtsſyſtem in 50 Büchern, aus den Schriften älterer Rechtslehrer geſammelt (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiſer (Codex); 4. aus ſpätern, nach Abfaſſung der genannten drei Werke erſchienenen Geſetzen Juſtinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiſer und die longobardiſchen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. Mehr über das Corpus juris in der neuen Folge dieſes Lexikons oder der erſten Abtheilung des 11ten Bandes. S. auch die Art. **Civilrecht** und **Römiſches Recht.**

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Menſch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, ſind, wie deſſen eigne Erſcheinungsform und die Geſtalten, welche er nachbildet und verſchönert, gewiſſen, in der Natur dieſer Formen oder in den Mitteln und Zwecken ſeiner Darſtellung liegenden Geſetzen unterworfen, und können nach einem gewiſſen natürlichen Muſter beurtheilt werden. Es ſind dieſes Geſetze, deren Befolgung zugleich Bedingung iſt, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen, dadurch bezeichneten Gegenſtand, nicht unverſtändlich oder gar mißfällig und niedrig ſei. Sie müſſen daher von Jedem, der ſich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck ſeiner Mittheilung erreichen will. Auch iſt darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienſt, weil ſie den Gegenſtänden an ſich noch keinen höhern Reiz für Geiſt und Gefühl verleiht, ſondern ſich nur auf die erſten Erfoderniſſe der Erſcheinung bezieht, auch dieſe Geſetze ſelbſt leicht einzuſehen und nach dieſer Einſicht zu beobachten ſind. Dieſe Eigenſchaft des Darſtellenden oder der Erſcheinung nun, vermöge welcher die erſten nothwendigen Erfoderniſſe der äußern Form beobachtet worden ſind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemeſſenheit an eine Regel, deren Verfolgung man verlangen kann, Beobachtung deſſen, was ſich vorſchreiben und nach der Vorſchrift einrichten läßt, Leiſtung des Vorſchriftlichen in der äußern Erſcheinung); das Gegentheil, Incorrectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechaniſchen einer Form), und correct eine Erſcheinung, welche der Vorſchrift oder der natürlichen Erſcheinungsweiſe gemäß eingerichtet iſt, um ein verſtändliches Zeichen zu ſein, z. B. eine correcte Handſchrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftſteller zwar beſitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftſteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menſchen, d. i. einem ſolchen, deſſen äußere Erſcheinung der (oft unwillkürlichen) Vorſchrift ganz gemäß (der geſellſchaftlichen Convenienz oder des bürgerlichen Lebens) regelrecht iſt. Endlich trägt man dieſen Geiſt ſelbſt auf die Natur über, und nennt Naturerzeugniſſe correct, welche das Urbild ihrer Gattung richtig darſtellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in beſondrer Beziehung auf die nachbildende Darſtellung. Die Correctheit und Incorrectheit aber hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachläſſigung jener Geſetze Haupt= oder Nebengegenſtände, das Ganze oder Theile, Haupt= oder Nebentheile u. ſ. w. betrifft; ſo daß durch Incorrectheit bald ein Ge=

genſtand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er ſein und vorſtellen ſoll, oder ſogar höchſt mißfällig werden kann, bald nur eine geringe Störung eintrit, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebnen groß und bedeutend iſt, leicht überſehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommne Fehlerloſigkeit in Beziehung auf die Erſcheinung einer Form, iſt daher bei umfaſſenden Gegenſtänden ſelbſt ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenſtand bedeutend iſt und durch höhere Vorzüge glänzt. Uebertreibung iſt es dagegen, ſie mit Aengſtlichkeit aufzuſuchen und über einen Gegenſtand wegen derſelben das Verdammungsurtheil auszuſprechen, oder ſie mit Aengſtlichkeit zu vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerkſam zu machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieſes iſt der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was ſich nicht vorſchreiben, ſondern nur durch Talent und Geiſt bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das ſich eben unter jener äußern Bedingung der Erſcheinung zeigen oder darſtellen ſoll. So erſcheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Perſon ſelbſt lächerlich, wo ein freies und ungezwungnes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieſes in der Geſellſchaft von ihr verlangen kann; ferner je mehr das bloß Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit abſticht, und je ängſtlicher, ja mit Zwang es geſucht wurde; endlich je mehr die Vorſchrift conventionell iſt, oder auf das Willkürliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenſtände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, ſofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhaft durch Eile und andere Zeitumſtände entſchuldigt wird, z. B. in dem Style der (politiſchen) Zeitungen oder gewiſſer Bekanntmachungen aus dem niedern Kreiſe des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbner Fähigkeiten angeſehen iſt. Auch in den Werken der ſchönen Kunſt iſt ſie nothwendiges, aber untergeordnetes Erfoderniß der Schönheit, allein keineswegs mit ihr ſelbſt zu verwechſeln; ja hier iſt vorzüglich der Fall, wo ſie läſtig werden kann, wenn ſie ängſtlich erſtrebt worden iſt, und höhere Eigenſchaften vermiſſen läßt, da doch das (ſchöne) Kunſtwerk als Werk des freien Genius erſcheinen ſoll. Gleichwol iſt ſie dann ein Verdienſt des Künſtlers, wenn bei aller Fülle des Geiſtes die Erſcheinung bis in ihre äußerſten Formen (z. B. bei der Poeſie im reinen grammatiſch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Malerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger, naturgemäßer Zeichnung; bei der Muſik, nach den Foderungen der Geſetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet iſt; denn ſchwer ſcheint es hier, bei aller Fülle der Begeiſterung ſelbſt das Kleinſte im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß der wahre Künſtler, eben weil er ſein Werk nicht theilweiſe, ſondern nach einem geiſtreichen Entwurfe, der mittelſt der Einbildungskraft anſchaulich vor der Seele ſteht, organiſch, und wie aus einem Guſſe erzeugt; ſo daß er, ſofern er nur überhaupt die Geſetze der Darſtellungsmittel ſeiner Kunſt durchdrungen hat und im Gebrauch der letztern geübt iſt, den auf das Weſen der Darſtellung einfließenden Fehlern weniger ausgeſetzt iſt; zweitens, daß die Correctheit ſeines Werks größtentheils von der Ausarbeitung ſeines Entwurfs abhange, bei welcher der Ueberlegung, in Beziehung auf die äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile,

unbeſchadet der, das Werk erzeugenden Begeiſterung, ein größerer Antheil, als in dem Augenblicke des Entwurfs verſtattet iſt. Man unterſcheidet daher bei dem Kunſtwerke (Werke der ſchönen Kunſt) das, was von der Kraft des höhern Talents abhängt und jenes Weſen der Schönheit ausmacht, was die richtigen Formen gleichſam beleben ſoll, von der Correctheit, als dem niedern, obwohl erſten und Erlernbaren in der Kunſt, die man daher auch die mechaniſche oder techniſche Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit, iſt die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch dieſe noch nicht Anmuth, vielweniger Schönheit ſelbſt iſt. Daß aber Correctheit überhaupt eine nothwendige Eigenſchaft des Kunſtwerks ſei, leuchtet aus dem Begriffe des Kunſtwerks ſelbſt ein. Denn wenn dieſes ein Werk iſt, in welchem die höchſte Harmonie des Idealen und der Erſcheinung herrſchen, oder das, mit andern Worten, in ſeiner Erſcheinung vollendet ſein ſoll: ſo wird damit auch verlangt, daß nichts die Anſchauung deſſelben ſtöre, was ſich bei der Darſtellung nach beſtimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört die Correctheit auch zur Klaſſicität, d. i. reinen Muſterhaftigkeit, und die größten Künſtler waren immer auch die correcteſten; diejenigen aber, welche die Klaſſicität in die Correctheit ſetzen, verſtehen das Weſen geiſtiger Darſtellung nicht, und achten den Buchſtaben mehr, als den Geiſt, das, was durch Nachdenken, Fleiß und Uebung erworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unſterblichen Genius. Gegen ſie hält Jean Paul in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik unter dem Namen der Styliſtiker (man kann ſie auch Proſaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich ſpricht übrigens Schiller's Epigramm (überſchrieben Correctheit) die hier vorgetragnen Gedanken über den Werth derſelben aus: „Frei von Tadel zu ſein (nämlich in Beziehung auf jene techniſchen Erfoderniſſe der Darſtellung) iſt der niedrigſte Grad, und der höchſte; denn nur die Ohnmacht oder die Größe führt dazu.“ Das Studium der Correctheit iſt vorzüglich denjenigen Künſtlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darſtellung erfoderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem ſie blind fortgeriſſen werden, über die Anſchauung herrſcht und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht der Myſticismus in der Kunſt und jene unerfreuliche Schwärmerei entſpringt, die nur matte, unkräftige Geſtalten erzeugt und ſich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeiſterung und Ehrfurcht für ſeine Kunſt hegt, der wird auch ſeinen Werken die ſtrenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Maler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachläſſigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört ſelbſt der Takt des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß in Aufſuchung und Verbeſſerung der Fehler zu halten, und es läßt ſich nicht vorſchreiben, wann und wo die Feile aufhören ſoll, ſondern nur im Allgemeinen ſagen, daß die prüfende Ueberlegung nicht die Friſche des Geiſteswerks und ſeinen freien Bau verletzen darf; wie dann auch die Correctheit des Künſtlers oder des Kunſtwerks keineswegs erſt aus dem Nachbeſſern entſpringt; denn nur in weniger bedeutenden Punkten wird eine Verbeſſerung des, in einen Theilen ſchon ausgearbeiteten Werkes möglich ſein.

Correggio (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio, den er von ſeinem Geburtsorte führte), gehört nicht bloß zu den vorzüglichſten Malern Italiens, ſondern auch zu je-

nen ſchöpferiſchen Geiſtern, die ſich einen eigenen Weg bahren, und ſicher auf ihm zum Ziele der Unſterblichkeit wahdeln. Da ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſeinen hohen Werth anerkannten, ſo iſt's in der That zu verwundern, daß kaum ein Umſtand in ſeinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Kritik als verbürgt kann betrachtet werden, iſt dies. Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn den Wiſſenſchaften, die Natur hatte ihn der Kunſt beſtimmt und gab den Ausſchlag. Welchen Lehrer er gehabt, iſt ſehr zweifelhaft; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß es ſein Oheim Lorenzo Allegri war. Was und wie viel er indeß ſeinem Lehrer verdankt, bleibt unentſchieden; das Genie verdankt ſich ſelbſt am meiſten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unſers Künſtlers frühes Selbſtgefühl beweiſen ſollte. Er habe, ſo erzählt man, einſt ein Gemälde des großen Raphael erblickt, und ausgerufen: anch'io son' pittore! (Auch ich bin ein Maler!) Nun beruhen aber die Verſicherungen, daß Corregio in Rom geweſen, auf ſchlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er, nach d'Argensville, Werke Raphaels geſehen haben könnte, gab es damals keine; ſomit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unſer Künſtler verliert dabei nichts; denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meiſterwerke der vor ihm Lebenden geſehen hatte, und durch eigne Kraft ein Muſter der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unſrer Bewunderung um ſo würdiger. Mengs hat in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei", ausführlich von den Verdienſten dieſes unvergleichlichen Künſtlers gehandelt und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, in der Compoſition, dem Faltenwurf und der Harmonie geleiſtet. Drei Eigenſchaften ſind es hauptſächlich, die man an ihm ſtets bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinſels. Es iſt eine eigne Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke derſelben, die ſich durch einen unſäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüſternen bisweilen den Wunſch des Beſitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künſtler nicht möglich geweſen ohne ſeine Meiſterſchaft in den Verkürzungen, die nicht bloß größere Mannichfaltigkeit in das Gemälde bringen, ſondern auch der Grazie ſelbſt ſo günſtig ſind. Abhold allem Rauhen und Harten, ſuchte er den Sinn durch einen milden, faſt weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin ſtrebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich iſt er im Halbdunkel, d. i. in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichts, in der Geſchicklichkeit, ſeinen Figuren Rundung zu geben, und ſie vor und zurücktreten zu laſſen, worin ſich überhaupt die lombardiſche oder bologneſer Schule, der er, wie Guido Reni, angehört, auszeichnet. In ſeinem Faltenwurfe berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, alles auf die Wirkung des Helldunkels, und wußte mit großer Geſchicklichkeit aus einer ſchönen Farbe durch Halbtinte, in die andre überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenſtand hervorzuheben, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf mildern Maſſen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magiſche Harmonie, worin er alle andern Meiſter übertraf. Einen höchſt genialen Gebrauch hat er von dieſer Kunſt in ſeiner ſogenan-

ten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die ſich jetzt auf der dresdener Galerie befindet (welche ſieben Gemälde dieſes Meiſters beſitzt, an denen man ſeine Fortſchritte erkennen kann). Dieſes allbewunderte Gemälde ſtellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden ſich bei der, mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria ſitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr, von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, ſich über daſſelbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben ſo geniale, als kühne Idee des Künſtlers, alles Licht im Gemälde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu laſſen. Mit vollkommner Sonnenhelle beleuchtet deſſen Glanz allein die Gruppe, und erſtreckt ſich ſelbſt auf die über ihm ſchwebenden Engel, welche auf einer durchſichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrunde erblickt man im mattern Lichte den, von der Tränke zurückkehrenden Eſel, welchen Joſeph führt. Die übrige Landſchaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die ſchöne Wirkung des hellen Glorienlichts, das von dem Neugebornen ausgeht, macht dieſes Nachtſtück einzig in ſeiner Art. Wenn nicht ſchon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unſer Künſtler auch vom poetiſchen Genius beſeelt war: ſo könnten dies die Anſpielungen zeigen, die er bisweilen in ſeinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Haſe bei der ſogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel (eine Mutter Gottes, der man wegen ihres orientaliſchen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat), und den Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharine (in Neapel). Durch die Nähe dieſer ſcheuen Thiere, die hier ihre Flucht vergeſſen, wird der Begriff der Unſchuld und Reinheit der handelnden Perſonen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu ſeinen vorzüglichſten Gemälden gehören, außer der erwähnten Nacht, ſein heil. Hieronymus, der mehrere berühmte Maler bis zur Ungerechtigkeit gegen Raphael begeiſtert hat, und die büßende Magdalena. Er ſtarb ſchon 1534. Die grundloſe Sage über ſeine große Dürftigkeit und deren Urſache zu ſeinem Tode iſt längſt widerlegt. dd.

Corregidor iſt in Spanien und Portugal eine Magiſtratsperſon, ein Polizeirichter der zweiten Inſtanz.

Correſpondent (der hamburgiſche unparteiiſche). Im J. 1712 erſchien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holſteiniſche Zeitungscorreſpondence", welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten Zeitung des hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten", welche 1721 mit dem 29. April anfing, damals aber noch nicht, „hamburgiſcher", ſondern „holſteiniſcher" Correſpondent genannt wurde. Mit 1731 übernahm der Buchdrucker Georg Chriſtian Grund zu Hamburg, der Schwiegerſohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, und es erſchienen nun wöchentlich vier Stück, nämlich Dienſtags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. Das Privilegium, welches der Senat zu Hamburg darüber ertheilte, iſt vom 1. Dec. 1730, und noch jetzt ſind die grund'ſchen Erben im Beſitze des Verlagsrechts. Nicht leicht wird eine Zeitung eine ſo ungeheure Verbreitung in alle civiliſirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieſer unparteiiſche Correſpondent, welcher fünf Mal geſetzt wurde. Man gab in der Zeit ſeines höchſten Flors den Abſatz auf 30,000 Exemplare an. Als die Hanſeſtädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchſt nachtheilige Verände-

rungen. Aus dem unparteiiſchen Correſpondenten ward eine franzöſiſche Zeitung, unter dem Titel: „Journal du Département des Bouches de l'Elbe“; der deutſche Inhalt konnte nur als Ueberſetzung des franzöſiſchen Textes gelten. Die Erſcheinung in den beiden Sprachen, welche mit dem 1. Dec. 1811 anfing, wurde 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erſcheinung des Correſpondenten in ſeiner alten Geſtalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in deutſcher Sprache herſtellte. Die Auflage ſoll 1818 wieder 10,000 Exemplare betragen haben.

Corſaren ſind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsſchiffe aufſuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italieniſchen, von dem Worte corso, Lauf, Streiferei. Andre wollen ihn von dem gothiſchen Worte Kors (Kreuz) herleiten, wonach denn das Wort Korſar einen Kreuzer oder Kreuzfahrer (einen, der auf dem Meere kreuzet) bedeuten würde. Gewöhnlich werden nur die von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkaniſchen Häfen auslaufenden Raubſchiffe mit dem Namen Corſaren belegt, und dagegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten, mit Bewilligung ihres Staats, feindliche Schiffe wegzunehmen ſuchen, werden Kaper genannt.

Corſica, der Größe nach die dritte Inſel Italiens, liegt in dem mittelländiſchen Meere, nur zwei Meilen weit von der nördlichen Küſte der Inſel Sardinien, von welcher ſie durch die Meerenge San Bonifacio getrennt wird. Sie enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenäſten zieht ſich durch die ganze Inſel und erhebt ſich gegen die Mitte derſelben zu einer ſolchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahrs hindurch auf den Höhen liegen bleibt und daß ſogar die zwei höchſten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch ſind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil iſt das Gebirge ſteiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüſſe, worunter nur der Cholo ſchiffbar iſt, entſtrömen dieſem Gebirge, fließen öſtlich oder weſtlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meiſten haben nur zu gewiſſen Zeiten reichliches Waſſer, und trocknen oft im Sommer aus. Die öſtliche Küſte iſt flacher als die weſtliche, auf welcher die meiſten Meereinſchnitte ſich befinden. Das Klima iſt mild und angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird und die Kälte nie beträchtlich iſt, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der ſtehenden Gewäſſer eine ungeſunde Luft, und ſind verödet. Der Boden iſt, beſonders in den Thälern und an der Küſte, ſehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob ſie gleich den Ackerbau äußerſt nachläſſig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getreide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) ernten. Die gemeinen Corſen leben gewöhnlich von Kaſtanien und haben nur ſelten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den franzöſiſchen gleichen, werden, ungeachtet der Sorgloſigkeit der Einwohner in Behandlung derſelben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche, edle Südfrüchte, ſelbſt zur Ausfuhr, ganze Wälder von Kaſtanien, viele Oliven und ſchöne Waldungen von Eichen, Tannen- und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird ſtark betrieben; doch ſind die Pferde, Eſel und Mauleſel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küſten iſt eine reiche Fiſcherei von Thunfiſchen, Sardellen und

Auſtern, und macht eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch iſt der Bergbau faſt gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet ſich das Eiſen durch ſeine Güte aus. Die Corſen ſind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener und Bekenner der katholiſchen Religion. Induſtrie iſt bei ihnen unbekannt, ſogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht ſich faſt alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt. Kaſtanien dienen dem gemeinen Corſen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung ſind ärmlich; höhere Lehranſtalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakteriſiren die Corſen. Bis zum erſten puniſchen Kriege beſaßen die Karthaginenſer dieſe Inſel. Von dieſen kam ſie an die Römer. Nachdem ſie ſpäterhin die Vandalen eine Zeitlang beſeſſen hatten, ſtand ſie abwechſelnd unter der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer und der Gothen. 850 eroberten ſie die Sarazenen und behielten ſie bis zum erſten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit ſie von den Piſanern eingenommen wurde. 1284 kam dieſe Inſel unter die Herrſchaft der Genueſer, welche ſie ſchon weit früher (im J. 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Beſitze geblieben waren. Die Einwohner dieſer Inſel hatten ſeit 1729 in einer fortdauernden Empörung gegen die, ſeit mehr als vier Jahrhunderten, aber allerdings mit Härte ſie beherrſchende Republik Genua geſtanden, welche, da ſie dieſelbe mit ihren Kräften nicht zwingen konnte, im J. 1730 kaiſerliche, und im J. 1738 franzöſiſche Truppen zu Hülfe rief. Im J. 1736 hatte ein weſtphäliſcher Edelmann, Baron Theodor von Neuhof, die Nation ſo gewonnen, daß ſie ihn zu ihrem Könige ernannte. Er verließ ſie aber nach Ankunft der Franzoſen unter dem Vorwande, auswärtige Hülfe zu ſuchen, kehrte zwar zurück, ſegelte aber wieder ab und ſtarb zu London im Gefängniſſe, wohin ſeine Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, ihn gebracht hatten. Die Franzoſen brachten darauf die Einwohner zu einer ſcheinbaren Ruhe, verließen aber die Inſel beim Ausbruche des deutſchen Kriegs im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verſchiednen Heerführern wieder aus. Im J. 1755 ernannte der corſiſche Senat den Pascal Paoli zum General, der die Angelegenheiten ſo gut führte, daß die Genueſer faſt nichts weiter, als die Hauptſtadt Baſtia inne hatten, und die Hoffnung aufgaben, jemals die Inſel überwältigen zu können. In dem Verdruſſe darüber überlieſſen ſie dieſelbe an Frankreich durch einen Tractat, deſſen Bedingungen nie recht bekannt worden ſind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corſica's mit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli that, in der Hoffnung auf brittiſche Unterſtützung, ſo lebhaften Widerſtand, daß die Koſten dieſer Unternehmung ſchon auf 30 Millionen Livres angelaufen waren, ohne daß die franzöſiſchen Völker bedeutend vorgedrungen waren. Allein nunmehr verſtärkte der Hof dieſelben. England blieb wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europa's Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verſchiednen Gefechten thaten die Corſicaner ſo wenig ihre Pflicht, daß Paoli allen fernern Widerſtand aufgab und im Junius deſſelben Jahrs nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadengehalte lebte. Bei der franzöſiſchen Revolution trat die Inſel gleich anfangs als ein beſondres Departement in die Verbindung des geſammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten zum Convente geſandt. Paoli, der bis dahin in England ſich aufgehalten hatte, ging nun in ſein Vaterland zurück. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Reli=

gion, die man auch auf die Inſel ausdehnen wollte, erzeugte Miß⸗vergnügen. Die Schreckensmänner in Paris traueten Paoli nicht mehr, und verlangten ihn nach Paris hin, wo der Tod ihm gewiß geweſen wäre. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, welche den 18. Febr. 1794 landeten, den 22. Mai Baſtia, und den 4. Auguſt endlich auch Calvi eroberten. Nun konnte die Nation leicht bewogen werden, ſich dem brittiſchen Scepter zu unterwerfen. Dies geſchah in einer allgemeinen Verſammlung der Deputirten der Corſen zu Corte, den 18. Juni 1794, wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung annahm. Corſica ward nun als ein viertes Königreich conſtituirt, und ihm die Verfaſſung und Geſetze Englands und ein beſondres Parlament, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht lange im Beſitze. Ein großer Theil der Corſen war den Engländern abgeneigt, und die franzöſiſche Partei breitete ſich bald wieder auf der Inſel aus. Es entſtanden Unruhen; verheerende Krankheiten verſchlimmerten die Lage der Engländer, und da die Macht derſelben durch die Beſitznahme von Livorno durch die Franzoſen im J. 1796 in dieſen Gegenden geſchwächt wurde, ſo räumten ſie Corſica wieder. Seit 1811 bildet Corſica ein einziges Departement, deſſen Hauptſtadt Baſtia iſt, und Frankreich mehr koſtet, als es ihm einbringt.

Corſo, eine Hauptſtraße Roms, welche dieſen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom ſich jeder Carnevalsabend ſchließt. Der römiſche Corſo iſt etwa viertehalb tauſend Schritte lang, von hohen, meiſt prächtigen Gebäuden eingefaßt, ſeine Breite aber nicht verhältnißmäßig, denn an beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg, ſo daß an den meiſten Orten höchſtens drei Fuhrwerke ſich neben einander bewegen können. Alle Sonn⸗ und Feſttage iſt er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren. Die Geſandten hatten ſonſt das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf⸗ und niederzufahren. Dieſe Abendſpazierfahrt, die in allen großen italieniſchen Städten glänzend, iſt und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corſo. Jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden. Das Carneval iſt jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn⸗ und feſttägigen Freuden und die Zeit, in welcher der Corſo in ſeinem höchſten Glnnz erſcheint. Göthe hat eine meiſterhafte Beſchreibung des römiſchen Carnevals und des Corſo in ſeinem Glanze gegeben. dd.

Cortes, die Stände des Königreichs Spanien, unter denen die von Caſtilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geiſtlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus einer gewiſſen Anzahl von Städten beſtanden, zur Zeit der vereinigten ſpaniſchen Monarchie den erſten Rang behaupteten. In frühern Zeiten waren die Könige von ihnen ſehr abhängig; ja ſie hatten ſich ſelbſt in den Beſitz des Waffenrechts geſetzt, und übten es nicht ſelten wider den Thron aus. In Arragonien, wo überhaupt die ſtändiſche Verfaſſung eigenthümliche höchſt merkwürdige Formen hatte, präſidirte ein oberſter Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Unterthanen entſchied und die königliche Gewalt in den verfaſſungsmäßigen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und ſeiner Gemahlin, Iſabella von Caſtilien, aber gelang es, ſich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und

als die Caſtilianer es wagten, auf dem, von Carl V., zu Toledo 1538 gehaltnen Reichstage eine außerordentliche Steuer zu verweigern, hob der König auf der Stelle die Verſammlung auf, und weder die Geiſtlichkeit, noch der Adel, ſondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden ſeitdem zuſammenberufen, und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden ſollten. Philipp II. ſchränkte 1591 die Vorrechte der Aragonier ein. Nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der öſterreichiſchen Partei gehalten hatten, ihre noch übrigen Freiheiten. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Aſturien, oder wenn ſonſt etwas wegen der Thronfolge beſtimmt werden ſollte, zuſammengerufen. Als aber Napoleon ſich Spaniens bemächtigen wollte (vergl. d. Art. Ferdinand VII. und Spanien ſeit 1808), berief er (15. Juni 1808) eine Junta der Cortes nach Bayonne. In der letzten Sitzung (7. Juni) ward von ihr die neue Conſtitutions-Acte angenommen, deren 9ter Art. von den Cortes oder der Nationalverſammlung handelt, welche aus 25 Erzbiſchöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke beſtehen ſollte. Später verſuchte Napoleon durch das Anerbieten, die Cortes in ihrer vormaligen Würde wieder herzuſtellen, den ſpaniſchen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber dieſer Kunſtgriff wirkte nicht. Dagegen verſammelte die hohe Inſurrections-Junta zu Sevilla, welcher Ferdinand vor ſeiner Entſagung hierzu das Recht gegeben, die Cortes im J. 1809. Dieſe beſtanden aus 182 Mitgliedern, welche die Conſtitution vom 18. März 1812 in Cadix unterzeichneten und eine Regentſchaft errichteten. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. ſtürzte dieſer Monarch, durch die Proteſtation von 69 Mitgliedern (die man jetzt Perſer nennt) dazu vermocht, die Verfaſſung von 1812 um, und die bedeutendſten Mitglieder wurden in's Gefängniß geworfen oder verfolgt. Ferdinand verſprach jedoch 1814, andre Cortes zu berufen. Nachdem ihn Armee und Volk zur Annahme der Conſtitution der Cortes von 1812 vermocht hatten, eröffnete der König die Sitzungen derſelben am 1. Juli 1820 und ſchloß ſie am 9. Nov. 1820. Auch im J. 1821 und 1822 erneuerten ſie ihre Sitzungen, waren aber nicht ſo glücklich, weder den Brand der Inſurrection in den Kolonien des amerikaniſchen Feſtlandes zu löſchen, noch auch nur den Frieden mit dieſen verſchiednen Inſurrectionsſtaaten abzuſchließen, oder wenigſtens im Mutterlande ſelbſt den Gehorſam gegen die neuen Geſetze durchzuſetzen. Mehr über die ſpan. u. port. Cortes in der neuen Folge dieſes Lex. oder der erſten Abth. des 11ten Bandes.

Cortez (Fernando). Dieſer, durch die Eroberung von Mexiko berühmte ſpaniſche Feldherr war zu Medelin in Eſtremadura 1485 geboren, zog früh die Waffen den Wiſſenſchaften vor, und ging 1504 nach Weſtindien, wo Velasquez, Statthalter von Cuba, ihn an die Spitze einer Flotte ſtellte, die er auf Entdeckung neuer Länder ausſandte. Cortez verließ San Jago am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldſtücken, um dieſes große Unternehmen zu verſuchen. Er ſegelte längs des mexikaniſchen Meerbuſens hin. Die Indianer von Tabaſco wurden beſiegt und verloren ihre Stadt. Der Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, die beweglichen Feſtungen, welche ſie über das Meer gebracht, das Krachen des Geſchützes, das Eiſen, womit ſie bedeckt waren, alle dieſe Gegenſtände erfüllte jene, zum Theil unkriegeriſchen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18. Nov. 1519

in die Stadt Mexiko ein. Montezuma, der Beherrſcher des Landes, empfing ihn als ſeinen Herrn, und die Einwohner, ſo ſagt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. Er zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Menſchen opferte, und richtete ſtatt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortſchritte in dem Lande, indem er mit mehreren dem Montezuma feindlich geſinnten Kaziken Bündniſſe ſchloß, der andern aber ſich durch Gewalt oder Verträge verſicherte. Da aber ein Feldherr dieſes Fürſten auf einen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab ſich Cortez in den kaiſerlichen Palaſt, ließ jenen Anführer mit ſeinen Offizieren lebendig verbrennen, und zwang den, in Feſſeln gelegten Kaiſer die Oberherrſchaft Carls V. öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche Fürſt fügte zu dieſer Huldigung noch ein Geſchenk von 600,000 Mark reinen Goldes nebſt einer großen Menge von Edelſteinen. Aber Velasquez Eiferſucht wurde durch die Thaten ſeines Stellvertreters ſo rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn ſandte. Cortez ging, verſtärkt durch neue, aus Spanien gekommne Truppen, demſelben entgegen, wußte die wider ihn geführten Soldaten zu gewinnen, und bekriegte, mit ihnen vereinigt, auf's neue die Mexikaner, welche ſich nicht allein gegen die Spanier, ſondern auch gegen ihren eignen Kaiſer Montezuma, den ſie der Verrätherei beſchuldigten, empört hatten. Nachdem Montezuma, der durch ſeine Erſcheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, ſein, von den Mexikanern als Kaiſer anerkannter Neffe und Schwiegerſohn, einige Vortheile. Er vertheidigte ſeine Krone drei Monate lang, vermochte aber nicht, dem ſpaniſchen Geſchütze zu widerſtehen. Cortez nahm Mexiko wieder ein, welches er zu verlaſſen gezwungen geweſen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten ſich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im J. 1521 fielen der Kaiſer, die Kaiſerin, die Miniſter und der ganze Hof in ſeine Hände. Die Habſucht der Sieger veranlaßte die ſchrecklichſten Grauſamkeiten. Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, größer als Spanien. Dafür ernannte ihn dieſer zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück, und man verminderte ſeine Gewalt, indem man die Regierung von Mexiko der Audiencia (Gerichtshof) von Neu-Spanien übertrug. 1530 bekam es ſeinen beſondern Vicekönig. Der über dieſe Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwiſchen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinſel Kalifornien. Um für ſeine Unternehmung mehr Unterſtützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber mit Kaltſinn aufgenommen und ſtarb 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und ſeltnen Eigenſchaften, unternehmend, tapfer, ſtaatsklug und ausdauernd, aber faſt in gleichem Grade grauſam und treulos.

Cortona, eigentlich Pietro Beretini, ein berühmter Maler und Baumeiſter, nach ſeiner Geburtsſtadt Cortona in Toscana, unter dem Namen Pietro di Cortona bekannt, ward 1596 geboren, und lernte erſt bei ſeinem Vater Giovanni, der auch Maler und Baumeiſter war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs ſo viel Ungeſchicklichkeit, daß ſeine Mitſchüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß ſtudirte er die Antiken und die großen Meiſter Raphael, Caravaggio, Michel Angelo, und trat unerwartet als

Künſtler mit ſeinem Raub der Sabinerinnen auf. Er ward bald bekannt; die Geburt Chriſti in U. L. F. zu Loretto ſtellte ſeinen Ruf feſt. Die von ihm gemalte Decke des großen Saals im barberini'ſchen Palaſte, den Triumph der Ehre vorſtellend, iſt ein ſehr gelungnes Werk und eine der ungeheuerſten Compoſitionen, die je ein Maler ausgeführt. Er bereiſte die Lombardei, den venetianiſchen Staat, Florenz, wo er die Decken des Palaſtes Pitti malte, und kehrte nach Rom zurück, als Maler und Architekt in ſteter Thätigkeit. In Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war und kein Gerüſt beſteigen konnte, verfertigte er auch Staffeleigemälde, welche, obgleich von minderm Werthe, als die großen, doch geſchätzt, aber ſelten ſind. Alexander VII. machte ihn zum Ritter des goldnen Sporns für die gelungne Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er ſtarb 1669 und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom dem heil. Lucas gewidmeten Kirche der Maler, wo er ſich ſchon durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona opferte die Wahrheit dem Gefälligen, das er jedoch nicht immer erreichte. Die Fehler der Zeichnung, welche durchaus etwas ſchwerfällig iſt, vergütete er durch die Fruchtbarkeit einer heitern Erfindung; den holden Reiz, den ſeine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit unter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die harmoniſch abwechſelnden Farben. Dieſe letzte Eigenſchaft verdient hauptſächlich bemerkt zu werden, da dieſelbe ſein eigentliches Verdienſt iſt, welches weder vor, noch nach ihm ein Andrer in dem Maße beſeſſen hat.

Coruña, eine ſpaniſche Hafenſtadt an der Nordweſtküſte der Provinz Galizien, auf einer Halbinſel am Eingange der Bai von Betanzos, 8° 20′ 23″ W. L. von Greenwich, 43° 23′ 32″ N. B. Die an einem Abhange liegende, obere Stadt iſt mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt; ihre Straßen ſind eng und ſchlecht gepflaſtert. Die untere Stadt iſt auf einer ſchmalen Landzunge erbaut und ihre Straßen ſind breiter und reinlicher. Das Arſenal und ein alter, äußerſt hoher Thurm ſind die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten. Die Bevölkerung beträgt nicht über 4000 Menſchen, mit Ausſchluß des Militärs und der Marine. Der Generalcapitän, der Provinzialintendant und der hohe Gerichtshof des Königreichs Galizien haben hier ihren Sitz. Der halbmondförmige, mit einem ſchönen Quai verſehene Hafen iſt geräumig und ſicher. Die Einfahrt wird von den beiden Caſtellen St. Martin und St. Cruz, und den beiden Forts St. Amora und St. Anton vertheidigt. Das letztre iſt auf einem, von den Wellen umgebnen Felſen, angelegt und dient zugleich als Staatsgefängniß. Auf einem hohen Berge, ungefähr eine Stunde von der Stadt, iſt ein Leuchtthurm, deſſen Flamme 15 deutſche Meilen weit geſehen wird. Corruña iſt ſo zu ſagen das Hauptpoſtamt zwiſchen Spanien und den Kolonien. Alle Monate ſegelt von hier ein Packetboot nach der Havanna, welches auf Portorico anzulegen pflegt, ein andres geht alle 2 Monate nach den Philippinen um das Cap Horn herum. Eben ſo wechſeln monatlich die engliſchen und ſpaniſchen Packetboote zwiſchen Falmouth und Coruña. Am 16. Jan. 1809 griff unweit Coruña der franzöſiſche Marſchall Soult die ſich zurückziehenden Engländer unter General Moore an; aber ungeachtet der Letztre das Leben durch eine Kanonkugel verlor, gelang es den Franzoſen doch nicht, die Einſchiffung der Engländer zu hindern.

Cosmiſch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat; ſo geht z. B. ein Stern zugleich mit der Sonne (kosmiſch) unter. Cosmogenie, die Lehre von der Entſtehung der Welt. Cosmologie, die Wiſſenſchaft der Welt im Allgemeinen. Cosmopolit, ein Weltbürger; tadelnd wirft man bisweilen einem Zerſtörer des Beſtehenden im Vaterlande vor, daß er das Idealiſche der Menſchheit im Ganzen, dem Wohl ſeines Vaterlandes und ſeiner Ruhe vorziehe.

Cosmo I. von Medici, ſ. Mediceer.

Coſſé (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marſchall von Briſſac", war der Sohn des René de Coſſé, Herrn von Briſſac in Anjou, Oberfalkenmeiſters von Frankreich. Er diente mit vielem Glücke in den neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Kriegen und zeichnete ſich vorzüglich in der Schlacht bei Perpignan (1541) aus, der er als Oberſter der franzöſiſchen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenſchlage verwundet wurde. Als nachheriger Befehlshaber der leichten franzöſiſchen Cavallerie ſtand er ſeinem Poſten mit ſolcher Auszeichnung vor, daß die erſten Edelleute des Reichs und ſelbſt die Prinzen in ſeiner Schule ſich für den Krieg bildeten. Als Kaiſer Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Briſſac ihn drei Mal zurück und vereinigte ſich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, mit Franz I., der mit ſeinem Heere bei Vitry ſtand. Der Monarch ſchloß ihn in ſeine Arme, ließ ihn aus ſeinem eignen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter ſeines Ordens. Nach mehrern andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeiſters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, ſandte ihn Heinrich II. als Botſchafter an den Kaiſer, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er ſich auch als guter Diplomatiker und erwarb ſich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marſchalsſtab von Frankreich (1550). Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leiſtete dieſer Provinz die wichtigſten Dienſte. Briſſac war klein aber äußerſt fein gebaut; die Damen nannten ihn nur „den ſchönen Briſſac." Man ſagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre beſondre Gunſt geſchenkt, und daß Heinrich II. ihn bloß aus Eiferſucht zum Lieutenant-General in Italien ernannt habe. Bewundert als Held ſeiner Zeit, verehrt als edler Menſch, ſtarb Briſſac am 31. Dec. 1563 zu Paris.

Coſter (Laurens), Johann's Sohn, ein wohlhabender und angeſehener Bürger zu Harlem, war in dieſer Stadt 1370 oder 71 geboren, erſcheint 1417 als Offizier der daſigen Bürgergarde, ſeit 1418 als Mitglied des großen Raths, in welchem er abwechſelnd die Stellen eines Schöppen und eines Schatzmeiſters verwaltete, ſeit 1421 als Küſter der großen oder Parochialkirche zu Harlem, von welchem, damals ſehr ehrenvollen Amte, er auch ſeinen Beinamen erhielt, und ſtarb wahrſcheinlich bei der Seuche, welche in der zweiten Hälfte des Jahrs 1439 in Harlem wüthete, indem im Jahre 1440 bereits ſeiner Wittwe Erwähnung geſchieht. Dies iſt Alles, was die zuverläſſigen Nachrichten der gleichzeitigen Stadtregiſter von ihm beſagen. Ueber hundert Jahre ſpäter, um die Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen ſich Spuren einer Volksſage, welche der Stadt Harlem die Erfindung der Buchdruckerkunſt beilegte, bis auf einmal Hadrian Junius in ſeiner zwiſchen 1562 bis 1571 geſchriebenen, aber erſt 1588 nach ſeinem Tode erſchienenen Batavia nach mündlichen Berichten bejahrter Leute, welche ihre Nachrichten wieder von andern hatten, eine vollſtändige Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerei lieferte, in welcher Coſter die erſte

Rolle ſpielt. Auf ſeinen Spaziergängen im benachbarten Stadtholze habe er (ſo erzählt Junius) anfangs zum Zeitvertreibe Buchſtaben in Buchenrinde geſchnitzt, dann dieſe Verſuche bis auf ganze Zeilen ausgedehnt und endlich gewagt, volle Seiten in Holztafeln zu ſchneiden. Auf dieſe Art habe er den Druck des Spegel onzer Behondenisse zu Stande gebracht. Hierauf ſei er zu dem Guſſe bleierner oder zinnerner Typen vorgeſchritten. Aber ein gewiſſer Johann, den er als Gehülfen angenommen, habe ihm ſeinem ganzen Druckapparat in einer Weihnachtsnacht entwendet, und ſei damit erſt nach Amſterdam und von da nach Köln und Mainz geflohen, an welchem letztern Orte dieſer Diebſtahl Veranlaſſung zu größerer Verbreitung der, von Coſter erfundenen Kunſt geworden ſei. Eine unbefangene und ſelbſt von aller Vorliebe für Deutſchland freie Kritik hält dieſes Sagengewebe auf keine Weiſe aus; aber in Holland iſt man noch heute ſo feſt davon überzeugt, daß man nicht nur 1622 Coſter eine Statue errichtete und ſein Haus, welches 1818 vor Alter einſtürzte, mit wahrer Verehrung zeigte, ſondern auch 1740 das Jubiläum ſeiner Erfindung feierte. Man wird dieſe Feier öffentlicher Bekanntmachungen zufolge im laufenden Jahre 1823 wiederholen, da man die Gerechtigkeit der holländiſchen Anſprüche durch Meermann's: origines typographicae (1765) und Koning's Verhandeling over het Oorsprong der Boekdrukkunst (1816) bündig bewieſen glaubt. Mit welchem Rechte, lehrt die Beurtheilung der letztern Schrift im Hermes. E.

Coſtnitz, Koſtanz oder Konſtanz, die Hauptſtadt des Seekreiſes im Großherzogthume Baden, am konſtanzer oder Bodenſee, und zwar auf dem Punkte, wo der Rhein den obern und untern See mit einander verbindet; 26° 48′ O. L., 47° 36′ 10″, N. B. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte, durch eine Brücke über den Rhein mit einander verbunden, ſind theilweiſe befeſtigt und im Verhältniſſe zu der geringen Zahl von 4450 Einwohnern ungemein weitläufig. Die Die alte biſchöfliche Reſidenz und die Hauptkirche enthalten viele ſchöne gothiſche Denkmäler. Konſtanz iſt in der Kirchengeſchichte merkwürdig durch das berühmte Concilium, welches von 1414 bis 1418 daſelbſt gehalten wurde. Der Kaiſer, der Papſt, 26 Fürſten, 140 Grafen, mehr als 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbiſchöfe, 91 Biſchöfe, 600 Prälaten und Doctoren, und gegen 4000 Prieſter erſchienen auf dieſer Verſammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchenſachen die Veranlaſſung gaben. Von 1305 bis 1377 hatten die Päpſte in Avignon ihre Reſidenz gehabt, als endlich Gregor XI. ſie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf ſtarb. Da nun die italieniſchen und franzöſiſchen Kardinäle ſich über die Papſtwahl nicht vereinigen konnten: ſo wählte jede Partei einen eignen, wodurch vierzig Jahre lang ein Schisma entſtand; ja, als Kaiſer Siegmund 1411 den Kaiſerthron beſtieg, gab es ſogar drei Päpſte, welche einander wechſelsweiſe in den Bann thaten. Um dieſen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiſte Siegmund in Perſon nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiſer Maximilian I. im Scherze zu ſagen pflegte, als des römiſchen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammen. Auf dieſer wurden Wiclef's und Huſſen's angebliche Ketzereien verdammt, und letztrer des ihm gegebnen kaiſerlichen, ſichern Geleits ungeachtet, am 6. Juli 1415, ſein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch dieſe doppelte Hinrichtung der Ver-

breitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, ſchrit man zur Abſetzung der drei Päpſte: Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedikts XIII. Johann, der ſelbſt auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in ſeine Abſetzung willigen. Zwar entfloh er mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oeſterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil ſeiner Länder verlor; allein endlich unterwarf ſich Friedrich, lieferte Johann ſelbſt an das Concilium und in's Gefängniß, und dieſer ließ ſich gutwillig mit der bloßen Kardinalswürde begnügen. Eben dies that Gregor XII. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpſtlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Dagegen ward Martin V. als rechtmäßiger Papſt gewählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbeſſerung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papſt wider des Kaiſers Willen ſich nach Italien begab, ging die ganze Kirchenverſammlung auseinander, ohne daß dieſer Zweck erreicht worden war. Dies geſchah erſt auf dem Concilium zu Baſel (ſ. d.). Noch zeigt man den Reiſenden die Halle, wo ſich das Concilium verſammelte (jetzt eine Markthalle), die Stühle, auf denen der Kaiſer und der Papſt geſeſſen, das Haus, wo Huß gefangen genommen ward, und wo ſein Bruſtbild noch zu ſehen iſt, ſeinen Kerker im Dominicanerkloſter, ſeine Statue, die der Domkirche zur Stütze dient, und im Schiff der Kirche eine Meſſingplatte, auf der Stelle, wo der ehrwürdige Märtyrer ſein Todesurtheil ableſen hörte.

Coſtume, das bei einzelnen Perſonen oder ganzen Gemeinheiten, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart Uebliche. Die Kenntniß und Beobachtung deſſelben iſt ein wichtiger Punkt für bildende Künſtler und Schauſpieler. Man macht an den bildenden Künſtler mit Recht die Foderung, daß er bei Darſtellung von Perſonen aus verſchiednen Völkerſchaften das Eigenthümliche derſelben in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit, der National-Phyſiognomie, Geſichtsfarbe u. ſ. w. richtig beobachte; damit aber jener Eindruck bei dem Kundigen nicht geſtört werde, ſoll er auch alle Nebenbezeichnungen der Kleidung, des Schmuckes, der Wohnungen, Geräthſchaften, Waffen u. ſ. w., der Nation und Zeit gemäß darſtellen. Eben ſo wenig, als er in einer Scene, die in Rußland vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, ſoll er den Amerikanern Turbans, den Römern, die Karthago belagern, Kanonen geben, und die Morgenländer am Tiſche ſitzend mit Meſſer und Gabel ſpeiſen laſſen. Daß die ältern und ſelbſt die berühmteſten Maler der neueuropäiſchen Schulen ſich öftere Verletzungen des Coſtums haben zu Schulden kommen laſſen, iſt nicht zu leugnen; nirgends aber ſind dieſe Verletzungen größer geweſen, als auf der Bühne. Griechiſche, türkiſche und peruaniſche Prinzeſſinnen traten auf im langen goldgeſtickten Sammetmantel, Merope und Kleopatra mußten ſich in einen Reifrock ſtecken, Medea und Phädra franzöſiſch coeffiren laſſen, ſelbſt Bäuerinnen ſteckten in Wallfiſchrippen, und ein Held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrocke, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoiſelle Clairon ſagt man, daß ſie zuerſt, vom Grafen de Lauragais unterſtützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres verwandte), das Coſtume auf der Bühne eingeführt hätten; allein ſie machten eigentlich nur erſt einen kleinen Anfang. Bloß das Allergröbſte ſchafften ſie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Aſiaten türkiſche Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, ſo ſtand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch

iſt es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaſte mit corinthiſchen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikaniſche Flora blühte; oder ſie ſaß auf einem Throne, den ein Baldachin à la polonaise überwölbte, die ſie umgebenden Perſonen trugen türkiſche Kleidungen und ein Stallmeiſter aus den Ritterzeiten reichte ihr die Hand. In Deutſchland ging es um nichts beſſer. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theſeus mit Allongeperücken und römiſche Soldaten in der Clemenza di Tito mit ſteifen Stiefeln und noch ſteifern Zöpfen aufmarſchiren ſehen. Indeß haben doch die Deutſchen zuerſt dieſen Uebelſtand beſeitigt, und einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieſer Hinſicht Madame Hendel-Schütz gehabt; dieſe Künſtlerin, die ſich auch durch ein tiefes Studium des Coſtume auszeichnet, wie die in jede Einzelnheit eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweiſt, war es, die zuerſt mit zweifelhaftem Erfolge — denn woran gewöhnten wir uns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, es wagte, in Darſtellung der Ariadne den franzöſiſchen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauſchen, und ſomit das Zeichen zu einer durchgängig genauern Beobachtung des Coſtume gab. In Frankreich iſt es Talma, der das Coſtume der pariſer Bühne reformirt hat. Was Talma in dieſer Hinſicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß ſeiner Schule eine genaue Beobachtung der Coſtume nachrühmen. Eine der Unterſuchung würdige Frage wäre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern dürfe? Ein Aufſatz, welcher dieſe Frage in Bezug auf das Theater beantwortet, findet ſich in Müllner's Almanach für Privatbühnen, Bd. 2. 1818. Dort wird die poetiſche Correctheit von der wiſſenſchaftlichen unterſchieden, und auf die Fälle hingedeutet, wo dieſe jener nachſtehen muß, theils wegen nöthiger Uebereinſtimmung der äußern Erſcheinung mit dem Geiſte des Gedichts, theils wegen der Verſtändlichkeit und der Vermeidung von Anſtößen für die minder unterrichteten Zuſchauer. Daß es der Kunſt überhaupt frei ſtehen muß, das Coſtume, ſo wie die Sprache, zu idealiſiren, ſcheint unleugbar. Ueber das Coſtume haben wir übrigens einige Werke, aber noch kein ganz gutes erhalten. Dandré Bardon hat ſich nicht an die echten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens iſt ein allzuſchwacher Verſuch, und Martini's Anmerkungen haben ihn nur um Weniges beſſer gemacht. Spalart Verſuch über das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neueren Zeiten (herausg. von Ign. Albrecht. Wien, 3 Bde. 1796 bis 1799) iſt beſſer, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichſten ſind noch die Recueils des Costumes antiques von Rocheggiani und Willemin, aber nicht das Ganze umfaſſend. Es bleibt dem Künſtler nichts übrig, als ſich an die Quellen unmittelbar zu wenden. In Hinſicht auf das Coſtume der Alten ſind es die archäologiſchen Kupferwerke, in Hinſicht des neuern Coſtume Betrachtung der Gemälde aus verſchiednen Zeiten, Grabſteine, Trachtenbücher; in Hinſicht des Ausländiſchen aber Reiſebeſchreibungen, die ihm zur Erreichung ſeines Zwecks helfen werden. Geſchichte, Alterthümer und Erdbeſchreibung ſind ihm unentbehrliche Hülfskenntniſſe. Für die neuere Zeit und das Ausländiſche hat man die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von St. Sauveur, und ſeit unſre Dichter mehr als einen dramatiſchen Meridian um die Erde gezogen haben, einige Theatercoſtums, die Co-

tumes et Annales des grands théâtres de Paris und die Theatercoſtums des berliner Nationaltheaters.

Cothurn (Kothurn), eine Art hochgeſchnürte Schuhe, dergleichen Diana und ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien getragen werden; alſo Jagdſchuhe. Gallenus und Pollux beſchreiben ſie als hohe Schuhe, bis zur Mitte des Beins reichend, und mit durchgezognen Riemen feſt umſchnürt, um in rauhen Gegenden bequem laufen und ſpringen zu können. Auch die tragiſchen Schauſpieler trugen dergleichen, vielleicht zuerſt als Erinnerung an die bacchiſchen Züge, dann — und dies bewirkte Aeſchylus — um den Schauſpieler dadurch zur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdkothurn dadurch unterſchieden, daß er eine hohe Korkſohle hatte. Bisweilen bezeichnet der Ausdruck Kothurn die Tragödie ſelbſt; auf dem erhabenen Kothurn einherſchreiten, bedeutet: eine Tragödie darſtellen. dd.

Cotin (Charles), Rath und Almoſenier des Königs, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geb. zu Paris 1604, verdankt die berüchtigte Celebrität ſeines Namens größtentheils den Satyren Boileau's. Seine Vertheidiger indeß verſichern, daß er nicht ſo verächtlich geweſen, als man glaubt. Es iſt gewiß, daß er Kenntniſſe in der Theologie und Philoſophie hatte, Hebräiſch und Syriſch verſtand und die griechiſchen Schriftſteller ſo fleißig ſtudirt hatte, daß er den Homer und Plato zum Theil auswendig konnte. Auch muß man zugeben, daß die Sammlung ſeiner Gedichte manche recht anmuthige enthält. Man hat oft angeführt, daß der Reim Boileau bewogen habe, den Namen Cotin in ſeine Satyren zu ſetzen; allein dies iſt nicht glaublich. Boileau hatte ſeit lange gerechten Grund, ſich über Cotin zu beklagen, der ihn im Hôtel Rambouillet als einen gefährlichen Menſchen, dem nicht zu trauen ſei, geſchildert hatte. Die Spöttereien Boileau's erbitterten ihn noch mehr und er bot alles auf, ihn zu ſtürzen, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen. Der Ruf, in welchem er damals ſtand, ſein Anſehn bei Hofe, ſein Titel und ſein Vermögen ſchienen ihm die Mittel dazu an die Hand zu geben, aber unglücklicherweiſe zogen ihm ſeine Klätſchereien einen neuen Feind in Molière zu, der ihn in ſeinen Femmes savantes unter dem Namen Triſſotin auf die Bühne brachte und dem Spotte Preis gab. Man weiß, daß das Sonett an die Prinzeſſin Urania wirklich von Cotin iſt, und daß er über dieſes Gedicht in Beiſein einer ausgewählten Geſellſchaft mit Menage einen Streit gehabt hat, wobei ſich Beide ungefähr dieſelben Artigkeiten ſagten, die Molière dem Triſſotin und Vadius in den Mund legt. Seitdem zog ſich Cotin zurück oder bekannte ſich wenigſtens zu keiner ſeiner Schriften mehr. Er ſtarb 1682.

Cotopari, ein ungeheurer feuerſpeiender Berg in den Andesgebirgen der ſpaniſch-ſüdamerikaniſchen Provinz Quito, 11 Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt Quito, zwiſchen dem Berg Ruminavi, deſſen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigen Schnee bedeckten Quelondanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden ſind hier durch ein langes Thal geſchieden, deſſen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt, weshalb von hier aus der Cotopari und Chimboraço nicht höher, als manche Berghörner der Schweizeralpen erſcheinen. Der Cotopari, der mit Schnee bis zum Gipfel bedeckt iſt, erſcheint vorzüglich, wenn die Abendſonne ihn beleuchtet, in einem unbeſchreiblich wundervollen Glanze. Dieſe Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede Unebenheit; keine Felſenſpitze, ... ne Steinmaſſe dringt durch dies Kleid von Eis, und unterbricht die

Regelmäßigkeit der koniſchen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopari dem Zuckerhut, in welchem ſich der Pik von Teyde auf Teneriffa endigt; allein er iſt ſechsmal ſo hoch, als dieſer. Der Krater iſt mit einem ſchmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Fernrohr wie die Bruſtwehr einer Schanze erſcheint; am äußerſten Rande deſſelben zeigen ſich einige Felſengeſchiebe, die, auf ihrer obern Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen ausſehen. Die große Steilheit dieſes Theils des Kegels und die heißen Dünſte, welche durch die tiefen Spalten deſſelben ausſtrömen und den Schnee ſchmelzen, werden für die Urſache dieſer Erſcheinung gehalten. Durch dieſe Spalten wirft der Vulkan bei ſeinen Ausbrüchen Schlacken, Bimſtein, Waſſer und Eisblöcke aus, die mit zerſtörender Geſchwindigkeit zum Rio Noto und den andern Strömen herabſtürzen, welche dem Berge entquellen. A. v. Humboldt beſuchte 1802 den Cotopari und fand die größte Schwierigkeit, nur bis zur Grenze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menſchlichen Anſtrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu erſteigen. Der Cotopari iſt der höchſte Vulkan der Anden, die in neuern Zeiten Ausbrüchen unterworfen geweſen ſind. Seine abſolute Höhe beträgt 18,868 Fuß über der Meeresfläche. Er iſt der furchtbarſte Vulkan im Königreich Quito, und ſeine Ausbrüche die häufigſten; die Schlacken und die Felſenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zuſammen aufgehäuft einen rieſenmäßigen Berg bilden. Seit Kurzem ſpeit er wieder Feuerfluthen und ſtreut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigſten Ausbrüche ſind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, iſt der von 1803. Im J. 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des Ausbruches. 1738 erhoben ſich die Flammen faſt 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöſe des Vulkans in einer Entfernung von mehr als 100 deutſchen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Aſche ſo groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr dergeſtalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar ſchnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Krater weder Rauch noch Dunſt entſtiegen und in einer einzigen Nacht ward das unterirdiſche Feuer ſo thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer ſonderbar dunkeln Farbe ſich zeigten. Der geſchmolzne Schnee ſtürzte ſich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler und verbreitete, jedes Hinderniß wegſchwemmend, weit und breit Verwüſtung und Tod. Humboldt, der ſich damals gerade zu Guajaquil wenigſtens 40 deutſche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, verſichert, das donnernde Getöſe des Vulkans bei Tag und Nacht, einem ununterbrochnen Artilleriefeuer ähnlich, vernommen zu haben.

Cottin (Sophie Riſtaud), mehr gekannt unter dem Namen Madame Cottin, die achtungswerthe Verfaſſerin von Malvina, Amalie Mansfield und andern bekannten Unterhaltungsſchriften, war 1773 zu Tonneins im Departement Lot und Garonne geboren. Schon im 17ten Jahre an einen Banquier aus Bourdeaux verheirathet, kam ſie bald darauf nach Paris, wo ſie ihren Mann nach wenigen Jahren verlor.

Sobald ſie über ihr Schickſal verfügen konnte, zog ſie ſich von der großen Welt zurück und lebte ihrem Kummer und geiſtigen Beſchäftigungen, die ihrer Neigung von jeher zuſagten. Der Tod ihres Gemahls, den ſie zärtlich geliebt hatte, fiel in die Jahre der ſtürmiſchen Revolution. Um ſich zu zerſtreuen ſchrieb ſie das, was ihren Geiſt lebhafter beſchäftigte, nieder, ohne daran zu denken, daß er einem andern Publikum wichtig ſein könnte, als dem Kreiſe ihrer nähern Freunde, deren Erheiterung ſie beabſichtigte. In der Leichtigkeit, wie ſie ihre Gedanken mittheilte, entwickelte ſich eine Anlage, die in frühern Jahren ſelbſt von ihren nächſten Umgebungen war verkannt worden. Ihre erſten Verſuche der Art waren kleine, leichtentworfene Gedichte und eine Geſchichte von zweihundert Seiten. Eben brauchte einer ihrer Freunde funfzig Louisd'or, um Frankreich, aus dem er verbannt war, zu verlaſſen. Madame Cottin verkaufte die einzelnen Blätter, um dem Unglücklichen zu helfen, und ſo erhielt das Publikum Clara von Alba. Sie bekannte ſich eben ſo wenig zu dem Buche, als zu dem guten Werke, das ſie dadurch ſtiftete. Nicht ſowohl der Erfolg dieſes Buchs, als das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, beſtimmte ſie ferner, als Schriftſtellerin aufzutreten. Malvina, Amalie von Mansfield, Eliſabeth oder die Verwieſnen in Sibirien, die alle auch in Deutſchland Ueberſetzer und Leſer gefunden haben, folgten dieſem erſten. Die Innigkeit ihrer Empfindung und Beredtſamkeit, mit der ſie die geheimſten Neigungen des Herzens darſtellt, haben ihr beſonders bei Frauen viel Beifall erworben. Ihre Lage erlaubte ihr, den Gewinn ihrer Schriftſtellerei zu wohlthätigen Zwecken zu beſtimmen. Eine ſchreckliche ſchmerzensvolle Krankheit hinderte ſie an der Vollendung eines Werks religiöſen Inhalts und an einem andern über die Erziehung. Nur für dieſes wünſchte ſie eine günſtige, dankbare Aufnahme; denn ſonderbar genug mißbilligte ſie ſchriftſtelleriſche Thätigkeit an Frauen. Nach dreimonatlichen Leiden ſtarb ſie am 25. Aug. 1807. Von ihren einzelnen Schriften gibt es eine Sammlung, unter dem Titel; Oeuvres complètes de Madame Cottin. Paris 1806.

Cottus, ſ. Centimanen.

Coucy (Renaud, Caſtellan von), war der Held einer tragiſchen Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und die Poeten ſehr beſchäftigt hat; auch war er Verfaſſer mehrerer Gedichte. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandten des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechſelt worden iſt. Eine Handſchrift in franzöſiſchen Verſen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, betitelt: Roman des Caſtellan von Coucy und der Dame von Faïel, geſchrieben um das Jahr 1228, und eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geſchrieben um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geſchichte der zärtlichſten Liebe und der empörendſten Grauſamkeit, von der wir hier einen Auszug geben wollen. Renaud, Caſtellan von Coucy, ward gerührt von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriele de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Coucy, in der Nähe der Stadt Saint Quentin. Renaud warf ſich mit dem Geſtändniſſe ſeiner Leidenſchaft zu Gabrielens Füßen, ſie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden ſahen ſich mehrere Male insgeheim. So entſtanden unter den Verſicherung der feurigſten Liebe und den unaufhörlichſten Beſorgniſſen, welche des Gemahls Eiferſucht gebar, Renaud's Lieder, von denen uns eine Sammlung aufbehalten iſt, Ausdrücke der glühendſten Leidenſchaft. Die Verpflichtung, zum Kreuzzug ſich zu ſtellen, unterbrach das ſtille

Glück der Liebenden. Renaud reiſte ab und ſchiffte ſich zu Marſeille mit Englands Richard ein. Bei ſeiner Ankunft in Paläſtina war Acre ſchon in der Gläubigen Beſitz. Mit Richard kämpfte er an dem glänzenden Tage bei Cäſarea und ſiegte mit ihm bei Ascalon. Aber bei der Vertheidigung eines Schloſſes, wo der König ſein Quartier genommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe iſt vergebens, alle Kunſt der Aerzte ſcheitert, die Wunde ſcheint unheilbar. Da bittet Renaud, ermattet von Leiden und Sehnſucht, um die Rückkehr in ſein Vaterland. Sie wird gewährt, und bald iſt er auf dem Wege nach der Heimath. Doch ſchon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe des wirkenden Todesengels; da ruft er ſeinen treuen Knappen an das Lager, und reicht ihm eine ſilberne Kapſel mit den Geſchenken ſeiner Herrin. „Nim," ſprach er mit bebender Stimme zu ihm, „nim, und verwahr' es wohl; nach meinem letzten Seufzer ſchließe mein Herz hinein und bring dies Alles der Dame von Faïel." Noch fügte er einen Brief hinzu, den er nur mit der äußerſten Anſtrengung zu unterzeichnen vermochte. Er ſtarb und der treue Diener eilte nach dem Schloſſe von Faïel; ſein Unſtern führt ihn in die Hände des Herrn des Schloſſes. Argwöhniſch läßt dieſer ihn ſtreng durchſuchen und findet bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöſchlichen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, ſinnt er nur auf die fürchterlichſte Rache. „Nim dieſes Herz," ſpricht er zu ſeinem Koch, „bereit' es zu und ſetz' es auf die Tafel meiner Frau!" Es geſchieht und Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieſes Fleiſch?" fragt der Gemahl. „O vortrefflich!" rühmt die Arme. „Das glaub ich gern", erwiederte er, „es muß auch ein köſtliches Gericht für Sie ſein, denn es war das Herz des Caſtellans von Coucy!" Zur ſchrecklichen Ueberzeugung ſchleudert er ihr den Brief hin, den Renaud ſterbend ihr geſchrieben hatte. Nach dieſer entſetzlichen Mahlzeit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, ſie ſtarb eines freiwilligen Hungertodes. Die Lieder der Liebe des Caſtellans von Coucy ſind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy," in 12. Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Ueberſetzung und alter Muſik dazu) geſammelt erſchienen.

Couliſſen; 1) die Fugen in einem Fenſterrahmen, in denen man das Fenſter oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2. ein ſolches Fenſter oder ſolcher Laden ſelbſt; 3. die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verſchiednen Veränderungen derſelben hervorgebracht werden. Dieſe gehören auf unſern Bühnen zur Scenerie und dem Maſchinenweſen. Auf den Bühnen der Alten hatte man ſie nicht, und es ſcheint, daß die beiden Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anſtrich von einer, nicht ſehr in die Augen fallenden Farbe hatten, die zu jeder Vorſtellung und jeder Veränderung der Scene paßte. Als man im 16. Jahrh. Schauſpielhäuſer im neuern Europa errichtete, waren dieſe Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maſchinen verſehen. Früherhin, als noch die Myſterien vorgeſtellt wurden, ſaßen an den Seiten in einer eignen Art von Sitzen die Schauſpieler. So wie daher das Stück anfing, ſahen die Zuſchauer gleich alle ſpielende Perſonen; ſo oft ein Schauſpieler an die Reihe kam, ſtand er von ſeinem Sitze auf und ſetzte ſich wieder dahin, wenn ſein Auftritt zu Ende war. In ſpäterer Zeit hatte man eine Art abgeſonderten Raums zur Seite der Bühne, worauf ſelbſt Zuſchauer gelaſſen wurden, beſonders die Kunſtrichter und witzigen Köpfe der dama-

ligen Zeit. Dieſe hatten Burſche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn ſowohl hier, als auf den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieſer Uebelſtand nicht herrſchte, war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauerſpiels durch ſchwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter bloß durch die Ueberſchrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfsmittel waren da, die Täuſchung der Zuſchauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern: ihre Phantaſie mußte ſich meiſtens Ort und Umſtände hinzudenken, und, wie Shakſpeare ſelbſt ſie einmal dazu auffodert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italieniſchen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel dieſer Art. Er war es, der an den Seiten der Bühne zuerſt Couliſſen ſo aufſtellte, daß ein Raum dazwiſchen blieb und man hinter jeder hinweggehen konnte. Hiedurch wurde eine beſſere Beleuchtung möglich, die bis dahin ſehr unvollkommen geweſen war, durch zwei große Kronleuchter, die über der Bühne herabhingen. Jetzt war man in den Stand geſetzt, eine ſolche anzubringen, die ſelbſt nicht ſichtbar war und nur durch ihre Wirkungen geſehen wurde, welche man nach den Umſtänden verſtärken oder ſchwächen konnte. In England wurde dieſe erſt durch Garrik nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt. Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch ſie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umſtände der dargeſtellten Handlungen auch vor das Auge zu bringen und mit dieſen Verſinnlichungen, da die Couliſſen bewegliche Maſchinen ſind, ſo oft zu wechſeln, als es die Umſtände erfodern; ſo daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorſchieben der andern uns aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. ſ. w. verſetzt finden. Damit die Täuſchung für die Zuſchauer aber noch mehr befördert werde, müſſen die Couliſſen perſpectiviſch geſtellt ſein, und einander decken. Hiezu gewähren breite Couliſſen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Couliſſe ein großer Theil der Vorſtellungen perſpectiviſch gemalt werden kann, wodurch ſich das Ganze beſſer zuſammen verbindet. Bisweilen hat man die Couliſſen, damit ſie ſich beſſer decken möchten, nach einer ſchrägen Linie geſtellt; hiedurch aber wird die Bewegung derſelben erſchwert. dd.

Coulomb (Charles Auguſtin de), war 1736 zu Angoulême geboren. Sehr jung noch trat er in das Geniecorps ein, wurde nach Martinique geſchickt, baute dort das Fort Bourbon, und erhielt nach ſeiner Rückkehr darum nicht die geringſte Belohnung für die treue Ausdauer in dieſem feindlichen Klima, weil der Miniſter, deſſen Werk es war, jetzt gewechſelt hatte. 1799 erhielt ſeine Theorie der einfachen Maſchinen den verdoppelten, von der Akademie darüber ausgeſetzten Preis, und einmüthig nahm ihn die Akademie 1781 in ihre Mitte auf. Ueberall gebraucht, wo es ſchwierige Gegenſtände der Mechanik zu beurtheilen gab, zeigte er in jener Periode auch auf's glänzendſte, wie rechtlich ſein Sinn war. Man hatte den Ständen von Bretagne einen Plan zu Anlegung ſchiffbarer Kanäle in ihrer Provinz vorgelegt, die er an Ort und Stelle als Beauftragter der der Regierung begutachten ſollte. Coulomb überzeugte ſich, daß ihr Nutzen keineswegs für die ungeheuern Summen ihrer Anlage entſchädigen würde und entſchied gegen ſie. Da dies dem Intereſſe einiger Miniſter zuwider ſein mochte, mußte er für dies freimüthige Urtheil in der Abtei büßen. Coulomb foderte ſeinen Abſchied; man verweigerte

ihn und ſchickte ihn auf's neue nach Bretagne. Sein zweiter Ausſpruch fiel wie der erſte aus und die Stände von Bretagne, jetzt von ihrem wahren Vortheil überzeugt, ehrten ſein Urtheil durch eine Secundenuhr mit dem Wappen der Provinz, die Coulomb von nun an bei allen ſeinen Verſuchen brauchte. Beim Ausbruch der Revolution war Coulomb Ritter des Ludwig-Ordens und Oberſtlieutenant im Geniecorps. Er entſagte allen ſeinen Stellen und allen Vortheilen, die ſie ihm brachten, um der Erziehung ſeiner Kinder in ſtrenger Zurückgezogenheit zu leben. Dieſe Muße kam den Wiſſenſchaften zu Gute, die er ſelbſt während ſeiner amtlichen vielfältigen Beſchäftigungen mit neuen Entdeckungen oder genauern Unterſuchungen, bereichert hatte. Namentlich führten ihn nun Forſchungen über die Kraft, mit der gebogne Metallfäden zurückſpringen, auf die innerſten Geheimniſſe des Magnetismus und die Lehren der Elektricität, die ihm darum klärer wurden, weil, wie bei allen ſeinen Unterſuchungen ein Bedürfniß der höchſten Genauigkeit ihn beſtimmt hatte, Rechnung mit Beobachtung zu verbinden. Bei der Herſtellung des Inſtituts wurde Coulomb, wie er es ſo ſehr verdiente, als Mitglied aufgenommen, und durch die Stelle eines Generalaufſehers des öffentlichen Unterrichts für manche Unbilden der Zeit entſchädigt. Thätig für ſein Fach, das er durch Schriften fortwährend erweiterte, glücklich im Kreiſe der Seinen, geliebt von allen, die ihn kannten, ſtarb Coulomb am 23. Aug. 1806.

Coup iſt ein franzöſiſches Wort, deſſen mannichfaltige Bedeutungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht ſelten, und beſonders in mehrern ſeiner Zuſammenſtellungen, in der deutſchen Geſellſchaftsſprache vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, ſo kann ein Spieler, jeder in ſeiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de-main, in der Kriegsſprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und ſchnell gelungne Unternehmung; eine Ueberrumpelung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andre, dieſen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil iſt der ſchnelle Blick, mit welchem ein Menſch alles zum eben vorliegenden Gegenſtande Gehörige auf der Stelle überſieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewiſſer Gegenſtände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch ſoviel als Ausſicht oder Anſicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine, zu einem beſtimmten Zwecke künſtlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraſchung bereitet wird, ſei es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Intereſſe beſonders ergreifenden und der Sache eine gewiſſe Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Perſonen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun iſt. — Coup-d'état, Hauptcoup, iſt eine kräftige, zuweilen gewaltſame Maßregel, die ein Fürſt, ein Staat in außerordentlichen Fälle, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen ſcheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entſcheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptſchlacht, die Einnahme der Hauptſtadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entſcheidend iſt.

Coupon, ein abgeſchnittenes Stückchen, ein Abſchnitt. Insbeſondre ſind Coupons die den Staatsſchuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zinſen- oder Hebungsſcheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeſchnitten und der auszahlenden Kaſſe zum Belege gegeben wird. Der Zweck derſelben iſt, Betrügereien und Unterſchleif zu verhüten, weil, wenn ſie nicht ganz genau an den, bei der Kaſſe zurückbehaltnen Abſchnitt des Bogens, auf welchen ſie gedruckt ſind, paſſen, ihre Unechtheit ſogleich offenbar wird. Man pflegt ſie auch Zinsleiſten zu nennen.

Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechſelcours heißt bei den Wechſelhändlern (Banquiers) der ſteigende und fallende Preis der Wechſel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen deſſelben ſind aus den Courszetteln zu erſehen, welche auf allen bedeutenden Handelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechſelſenſalen auf der Börſe angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die Worte: Briefe und Geld. Jenes „Briefe“ zeigt an, daß man zu dem bemerkten Courſe Wechſel oder Papiere, wie es genannt wird, anbietet für Geld; dieſes „Geld“ zeigt an, daß man zu dem bemerkten Preiſe Geld für Wechſel oder Papiere anbietet.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, und geſt. zu Paris 1784. Sein Vater war Proteſtant und hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ſich genöthigt geſehen, Frankreich zu verlaſſen, und ſich in die Schweiz zu begeben. Der junge Gebelin zeigte bald eine unerſättliche Wißbegierde. Sobald er im Stande war, die Schriften der Alten zu leſen, beſchäftigte er ſich unaufhörlich mit ihnen. Beredtſamkeit, Geſchichte, Poeſie, kurz, alle Schätze des Alterthums öffneten ſich ihm. Im 12. Jahre riß er durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe zur Bewunderung hin. Als er ſeine Studien vollendet hatte, wollte ſein Vater, daß er ſich zum evangeliſchen Geiſtlichen beſtimmen möchte; doch Gebelin verzichtete bald auf dieſe Laufbahn, um ſich ganz ſeinen Lieblingswiſſenſchaften widmen zu können. Naturgeſchichte, Mathemathik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, alles ſtudirte und verſchlang er gleichſam. Nach ſeines Vaters Tode machte Gebelin eine Reiſe nach Languedoc, überließ dort einer Schweſter das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und begab ſich dann nach Paris, mit nichts, als dem Reichthume ſeines Genies ausgeſtattet. Bald war er mit den vorzüglichſten Menſchen in Berührung. Doch verfloſſen zehn Jahre, ohne daß irgend ein Werk ſeinen Ruhm angekündigt hätte. Endlich erſchien „die Urwelt“ (le monde primitif). „Dieſes Werk (ſagt ein Kritiker) ſetzt durch die unermeßliche Gelehrſamkeit, die es umfaßt, in Erſtaunen und gereicht, hauptſächlich in Betracht des Genies, welches die Theile, aus denen es beſteht, zu vereinigen gewußt hat, zur größten Ehre der franzöſiſchen Nation.“ Die Urſprache iſt darin erwieſen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie ſind darin berichtigt, und dieſe Perioden der Vorzeit gewinnen unter Gebelin's Feder neues Leben. Er gibt darin ein Gemälde der Einrichtungen der erſten Menſchenvereine, ihrer Geſetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geiſtes. Die franzöſiſche Akademie wußte Gebelin's Verdienſte zu würdigen. Um ihm in ſeinem eben ſo nützlichen, als koſtſpieligen Unternehmen zu Hülfe zu kommen, geſtand ſie ihm zwei Mal hinter einander den, für denjenigen Schriftſteller beſtimmten Preis zu, der im Laufe eines Jahres das ſchätzbarſte

Werk drucken laſſen würde. Ein andres Werk, dem er das Daſein gab, iſt das Muſeum. Uebrigens zeichnet ſich Gebelin durch Gutmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit ſeiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten," ſagte er, „iſt kein Kampfplatz und unſre Federn ſind keine Fäuſte. Wir wollen uns gegenſeitig achten, lieben, aufklären und, ſtatt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinſchaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückſeligkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin ſeine Zuflucht zu Mesmer, der durch die Anwendung des thieriſchen Magnetismus die Quelle ſeiner Leiden hob. Dies bewog Gebelin, als Vertheidiger Mesmer's aufzutreten. dd.

Couſtou (Nicolas), geb. zu Lyon am 9. Januar 1658, geſt. zu Paris 1733, und Guillaume, geb. 1687, geſt. 1748 zu Paris, zwei Brüder, machten ſich als Bildhauer berühmt und gehören unſtreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludewig XV. ihre Kunſt eine edle Richtung erhielt. Dem ältern ſpricht man erhabene Ideen und feinen Geſchmack zu; er zeichnete richtig, gab ſeinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geſchätzt wird ſeine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltar der pariſer Hauptkirche Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des ältern, und kein unwürdiger, weshalb er auch ſeinem Bruder in der Stelle eines Directors der Akademie für bildende Künſte folgte. Von ihm ſchätzt man das Grabmal für den Kardinal du Bois in der Kirche St. Honoré. Jedoch übertraf ihn ſein älteſter Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, geſt. daſ. 1777), und welchem Joſeph II. bei ſeiner Anweſenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung; ſein, in der Hauptkirche der Stadt Sens errichtetes Grabmal des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemeſſenen Charakter majeſtätiſcher Einfalt.

Covenant. Als nicht lange nach der Einführung der Reformation in Schottland, die den Presbyterianismus, oder Calvin's Kirchenform, zum herrſchenden Glauben machten, die Spanier mit einem Angriff drohten, ſchloſſen die ſchottiſchen Proteſtanten (1586) eine Verbindung zur Beſchützung der neuen Lehre, die ſie, nach den Bündniſſen zwiſchen Israel und Gott, den Bund oder Covenant nannten. Nach der Vereinigung der Kronen von Schottland und England (1603) begünſtigten die Stuarts, die biſchöfliche Kirche, deren hierarchiſche Form ihrem Streben nach Gewaltherrſchaft förderlich zu ſein ſchien, die Gefahren aber, die der presbyterianiſchen Verfaſſung drohten, brachten die Anhänger des Calvinismus in Schottland zu einer innigern Verbindung, und als 1637 die neue, der engliſchen biſchöflichen nachgebildete Liturgie eingeführt werden ſollte, entſtanden drohende Volksbewegungen, deren Folge die Beſchwörung eines neuen Bundes im nächſten Jahre war. Die Nation trennte ſich in zwei Parteien, Covenanter und Nicht-Covenanter. Während der Streitigkeiten Carls I. mit dem Parliament entſtand eine feierliche Einigung und Verbindung (solemn league and covenant) zwiſchen den herrſchenden Anhängern des Proteſtantismus in Schottland und dem engliſchen Parliament, wodurch die Unabhängigkeit und Freiheit der presbyterianiſchen Kirche befeſtigt ward. Als aber nach der Wiederherſtellung der Stuarte eine unſelige Verblendung die Hofpartei zu Gegenwirkungen wider alle

verfaſſungsmäßigen Beſchränkungen der willkürlichen Gewalt verleitete, wurde auch der Covenant (1663) förmlich aufgehoben, wodurch jedoch die Anhänger des ſtrengen Presbyterianismus in ihren Parteimeinungen nur deſto mehr befeſtigt und bis zur Einführung völliger Glaubensfreiheit (1689) noch oft zum Widerſtande aufgereizt wurden. Es gibt noch jetzt eine zahlreiche Sekte dieſer ſtrenggläubigen Anhänger des Covenants in Schottland.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Kind ſo viel Vergnügen an Spencer's Fairy Qneen, daß er ſich dadurch früh und, wie er ſich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter beſtimmen ließ. Er beſuchte die Weſtminſterſchule und zeichnete ſich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Kaum hatte er 1643 in Cambridge den Grad eines Magiſters der freien Künſte angenommen, als er durch Cromwell vertrieben ward. Er nahm nun ſeine Zuflucht nach Oxford und machte daſelbſt ſeine Satyre: the Puritan and the Papist, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carl I., ſeine Kenntniſſe und ſein Witz erregten bald die Aufmerkſamkeit mehrerer Häupter der königlichen Partei, beſonders des Lords Falkland, der ihn der Königin als einen, zu Geſchäften brauchbaren Jüngling ſo dringend empfahl, daß ſie ihn mit ſich nach Paris nahm, und zu ihrem geheimen Briefwechſel gebrauchte. In dieſer ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf Jahre, nach deren Verlauf er nach England zurück geſchickt wurde, um unter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, ſich von dem Zuſtande ſeines Vaterlandes zu unterrichten. Sich ſeiner treu geleiſteten Dienſte und Fähigkeiten bewußt, machte er ſich bei der Wiederherſtellung der Regierung Hoffnung zu einer anſehnlichen Beförderung, ſah ſich aber getäuſcht. Gekränkt darüber, begab er ſich nach Cherſtey in Surrey, erhielt zwar nachher einige Unterſtützung, genoß ſie jedoch nicht lange, denn er ſtarb bereits 1667. In der Weſtminſterabtei neben Chaucer und Spencer begraben, erhielt er auf ſeinem Denkmale die ehrenvollen Beinamen: Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. In ſeinen Gedichten herrſcht eine große Abwechſelung des Styls und der Empfindung, und ſie erheben ſich von tändelnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode on wit iſt vortrefflich, und ſeine Ballade the Chronicle, nennt Johnſon: a composition unrivalled and alone.

Cowper (William), einer der ausgezeichnetſten engliſchen Dichter im didaktiſchen Fache, war 1732 zu Berkhamſtead in der Grafſchaft Hertfort geboren. Eine trübſinnige, menſchenſcheue Kränklichkeit war der Grund, daß er der Stelle eines Secretärs des Oberhauſes, die in ſeiner Familie beinah erblich war, ſo wie allen öffentlichen Stellen entſagte und ſich einer Zurückgezogenheit hingab, die durch religiöſe Beängſtigungen noch mehr einwirkend, ihn in eine Gemüthskrankheit verſenkte. Von ihren heftigſten Anfällen geheilt, zog er ſich auf's Land zurück und wandte ſich der Dichtkunſt zu. Die erſten Proben ſeines Talents blieben unbeachtet; ſie erſchienen 1782 in demſelben Jahre, wo einer von Cowper's Freunden, Newton, ſeine, der Schwärmerin Guyon nachgebildeten, geiſtlichen Lieder, unter dem Titel: Hymns of Olney, herausgab. Ein Scherz mußte der Anlaß werden, um ſeinen Landsleuten zu zeigen, welches Talent in ihm ſchlummre. Eine geiſtreiche Verehrerin Milton's, Miſtriß Auſten, gab Cowper auf, über einen beliebigen Gegenſtand, z. B. ein Sopha, das gerade da ſtand, ein Gedicht zu ſchreiben, das neben jenem Muſter noch genannt wer-

den könnte. Cowper unterzog ſich der Auffoderung und ſchrieb in reimloſen Verſen ein Gedicht in ſechs Geſängen, dem er gradezu den Titel: die Aufgabe (the task) gab. Die ergreifenden Naturſchilderungen, wodurch Cowper an Thomſon erinnerte, der Ernſt und die Würde ſeiner Gedanken entſchuldigten bei den Engländern, die ſich durch den ſchwärmeriſchen Trübſinn des Ganzen recht in ihrer Eigenthümlichkeit ergriffen fühlten, ſelbſt die lockre Art, wie dieſe Betrachtungen verflochten und gleichſam durch einen Scherz herbeigeführt waren. In einer, dieſem Gedichte beigegebnen Note ſpricht er ſich auf's bitterſte gegen die engliſche Kloſterſchulenerziehung aus, in der er einen Grund ſeines geſtörten Seelenfriedens ſuchte. Sie mag als Gegengift wider dieſe, jetzt angeprieſene, Methode intereſſant ſein. Cowper's Schwermuth nahm auf's neue zu, nicht erheitert durch ſeine Geſchichte des John Gilpin, die er ſeiner Freundin, Miſtriß Auſten, nacherzählte. Zu ſeiner Zerſtreuung fing er eine Ueberſetzung der Iliade und Odyſſee in reimloſen Verſen an, der das Verdienſt der Treue in Vergleich der popeſchen zuerkannt wird. Dieſe Arbeit wurde ſein Troſt und nur ungern ſah er ſie zu Ende gehn, denn er ſchied von ihr, wie man ſich von einem lieben Freunde trennt. Die wiederholten, zum Theil koſtbaren Ausgaben (letzte und bekannte Lond. 1816. 8. 4 Bde.) beweiſen, daß Cowper's Verdienſt nicht unerkannt iſt, obgleich die von ihm gewählte Versart, blank verse, wohl dazu beiträgt, daß ſeine Werke nicht ganz ungetheilten Beifall finden. Man hält ſie für einen Mangel techniſcher Fertigkeit. Fortwährend kränklich, was an der Ungleichheit ſeiner Hervorbringungen ſehr bemerklich iſt, ſtarb Cowper 1800. Man findet ſeine letzten Gedichte vereinigt in: Cowper's life and posthumous works by W. Haylay. L. 1809. oder 12. 8. 4 Bde., worin auch eine charakteriſirende Darſtellung ſeiner Verdienſte und Eigenthümlichkeiten gegeben iſt.

Coxe (William), berühmter engliſcher Reiſender und Geſchichtſchreiber, iſt in London 1747 geboren. Er wurde in Eton erzogen und beſuchte dann Cambridge. Nach Vollendung ſeiner Studien begleitete er nach und nach als Führer mehrere junge Männer aus den erſten engliſchen Familien auf ihren Reiſen durch Europa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen Parlamentsredner Whitbread, und den Marquis von Cornwallis. Dieſen Reiſen haben wir die, als klaſſiſch betrachteten Reiſebeſchreibungen durch die Schweiz (1779) und durch Polen, Rußland Schweden und Dänemark (1784 bis 1792) zu verdanken, welche faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt worden ſind. Als Geſchichtſchreiber machte er ſich zuerſt durch ſeine Memoiren über Sir Robert Walpole (1798) bemerkbar; ihnen folgten die über Horatio Lord Walpole (1802). Dann gab er ſeine klaſſiſche Geſchichte des Hauſes Oeſterreich (1807), deutſch von Dippold und Wagner in vier Bänden (1817, Preis 10 Rthl.) heraus, und endlich ſeine Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hauſe Bourbon von 1700 bis 1788 (3 Bde. 4. 1813), mit denen er ſeine lange und ehrenvolle literariſche Laufbahn geſchloſſen zu haben ſcheint.

Coypel. Unter dieſem Namen lebte in Frankreich eine ganze Malerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterſcheiden. 1. Noel (Natalis) Coypel der Vater, geb., ungewiß ob zu Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, geſt. 1707 zu Paris. Ihm folgten ſeine Söhne. 2. Antoine Coypel, geb. zu Paris 1661, geſt. daſ. 1722. 3. Noel Nicolas Coypel, gewöhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, geſt. daſ. 1735; endlich ein

Sohn Antons. 4. Charles Antoine Coypel, geb. zu Paris 1694, geſt. daſ. 1752. Alle waren als Maler berühmt, wiewohl nicht von gleichem Verdienſte. Begründet wurde der Ruhm dieſes Namens durch den Vater, der ſeine glücklichen Anlagen durch ſtrenges Studium ſo eifrig ausbildete, daß er in einem Alter von 30 Jahren als einer der beſten Maler Frankreichs geſchätzt ward. Nachdem er auf königlichen Auftrag den alten Louvre (dieſen jedoch nur nach den Cartons von Le Brün) und die Tuillerien mit ſeinem Pinſel verſchönert hatte, wurde er zum Director der franzöſiſchen Akademie in Rom ernannt. Seine, zu Rom öffentlich ausgeſtellten vier Bilder für das Rathszimmer zu Verſailles: Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten die Bewundrung der Kenner. Seine vorzüglichſten Gemälde ſind: die Marter des heil. Jacobus, in der Kirche Notre Dame; Kain, der ſeinen Bruder ermordet, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heil. Jungfrau, im Hôtel des Invalides. Er beſaß eine reiche, blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verſtand ſich auf Ausdruck und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn Antoine zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen und empfänglich für das Schöne, geiſtreich und erfinderiſch wie er war, durfte man ſich nicht wenig von ihm verſprechen. In einem Alter von 14 Jahren war er bemüht, ſich nach den venetianiſchen Coloriſten zu bilden, worin er aber durch die ſchnelle Ruckkehr in ſein Vaterland unterbrochen wurde. Dennoch erhielt, was er leiſtete, den lautſten Beifall, der wohl Urſache ward, daß er die Gründlichkeit vernachläſſigte. Sein unerſchöpflicher Reichthum an Erfindungen, die Größe ſeiner Compoſitionen machte, daß man die Mängel der Zeichnung, ſein angenehmes, blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie überſah. Sein Beiſpiel und ſein Ruhm legten den Grund zu der Manier der franzöſiſchen Schule, in welcher die echte Kunſt mehr und mehr ausartete. Ungleich gediegner, dafür aber auch mehr vernachläſſigt von den damaligen Kunſtfreunden war ſein jüngrer Bruder aus zweiter Ehe. Weit entfernt, durch falſchen Schimmer gelten zu wollen, ſtrebte er der Wahrheit nach, hielt ſich an die Natur und widerſtand dem herrſchenden Geſchmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterſtützung, durch keinen Beifall der Menge gehoben, entſchädigte den biedern, ſanften Mann die Achtung eines kleinern Kreiſes von Kennern. Er erhielt endlich eine Stelle in der Akademie. Für ſeine beſte Arbeit hält man ein Gemälde am Gewölbe der Kapelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie ſich der jüngere Bruder mehr an den Vater, ſo hielt ſich der Sohn Antoine's an dieſen, und, da er dem Geſchmack des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge, der ihn nur um ſo mehr verdarb. Er wurde ganz Manieriſt, ſein Colorit grell, hingeworfene blendende Farbenmaſſen ohne Harmonie. Von ſeinem Vater ſind die Unterſuchungen über Malerei in Geſprächsform, ein poetiſches Schreiben an ſeinen Sohn, in reinem Styl und mit vieler Zierlichkeit abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an, der von der Akademie der Inſchriften herausgegebnen Geſchichte Ludwigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargeſtellt.

Coyſevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in ſeinem 27. Jahre nach dem Elſaß, um den prächtigen Palaſt des Kardinals Fürſtenberg zu Zabern zu decoriren. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunſt, und arbeitete verſchiedne Büſten Ludwigs XIV. und andre Werke für die königlichen Schlöſſer. Voll Grazie, erhaben, naiv und

edel behandelte ſein Meißel die verſchiednen Figuren, die er darzuſtellen hatte. Man nannte ihn nur den Van Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit ſeiner Portraits und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Kardinals Mazarin im pariſer Muſeum, dieſes Meiſterſtück der Kunſt! Seine vorzüglichſten Compoſitionen ſind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne; Colbert's Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Caſtor und Pollux, die ſitzende Venus, die Nymphe auf der Muſchel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegaſus und Merkur. Coyſevox ſtarb zu Paris 1720 in ſeinem 80ſten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beſtändiger Kanzler geweſen.

Cracau (beſſer Krakau), Freiſtaat u. Stadt in Polen, in Weſtgalizien, in einer weiten Ebne am Zuſammenfluß der Rudawa mit der Weichſel, wo mehrere wichtige Handelsſtraßen ſich verbinden (L. 37° 80′; B. 50° 3′ 38″); ehemals die Hauptſtadt von ganz Polen und ſpäterhin, als Siegmund III. (reg. v. 1587—1632) die Reſidenz nach Warſchau verlegte, wenigſtens bis 1764 noch die Krönungsſtadt, mit ungefähr 25,000 Einw., worunter viele Deutſche und eine Menge Juden, beſteht aus dem eigentlichen Krakau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben iſt, und den Vorſtädten Stradom und Klepars am linken und Kaſimirs am rechten Ufer der alten Weichſel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Feſtungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häuſermaſſe in der gränzenloſen Ebne vor ſich liegen ſieht: ſo glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber dieſe Pracht verſchwindet in der Nähe und der getäuſchte Reiſende ſieht ſich in einem Labyrinthe krummer und ſchmutziger Gaſſen bloß von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. Krakau iſt der Sitz eines Biſchofs, welcher ehmals den Titel: Herzog von Severien, führte. Die Schloßkirche, ein ſehenswerthes gothiſches Gebäude und die reichſte Kirche in Galizien, enthält die Denkmäler vieler polniſchen Könige, das Grab des berühmten Sobiesky, Joſ. Poniatowski's, Kosciuszko's und Dombrowski's; von den übrigen 72 Kirchen ſind verſchiedne zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. Die Stadt ſoll ſchon im J. 700 von einem Fürſten, Namens Krakus gegründet worden ſein; gewiſſer iſt, daß ſie 1257 das magdeburgiſche Recht bekam. Sie trieb von jeher einen bedeutenden Handel, und beſitzt eine gute, 1817 neu eingerichtete Univerſität mit einer Sternwarte. Bei der Theilung von Polen 1795 kam Krakau an Oeſterreich, welchem ſchon früher die Vorſtadt Kaſimirs zugefallen war. Mit ganz Weſtgalizien ward es 1709 ein Theil des Herzogthums Warſchau, und durch die Acte des wiener Congreſſes ward es 1815 mit einem Gebiete von 22 Q. M. (zuſammen 90,000 Einw.) zu einer unabhängigen Republik erklärt, die ſich nach der Verfaſſung vom 11. Sept. 1818 regiert.

Cramer, (Joh. Andr.), Kanzler der Univerſität Kiel, geb. zu Jöhſtadt bei Annaberg, im Jan. 1723, wo ſein Vater ein armer Prediger war. Er ſtudirte ſeit 1742 zu Leipzig Thologie, wo er durch literariſche Arbeiten und durch Privatunterricht ſeinen Unterhalt erwarb. Gemeinſchaftlich mit Ebert, Johann Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopſtock, Rabener und andern jungen Männern, die ſich damals das Verdienſt erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Literatur zu wirken, arbeitete er an der Herausgabe der ſogenannten bremiſchen

Beiträge, ſo wie an der Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge. 1745 wurde er Magiſter und hielt Vorleſungen, 1748 Prediger zu Kröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 Hofprediger zu Kopenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Profeſſor der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier ſehr geehrt und geliebt, und man gab ihm ſogar den ehrwürdigen Beinamen: „der Eyegode," der ganz Gute. Die bekannte däniſche Revolution, durch die Graf Struenſee und die Königin Caroline Mathilde fielen, hatte auch für Cramer viele Kränkungen in ihrem Gefolge und bewog ihn, 1771 einen Ruf zur Superintendentur nach Lübeck anzunehmen; 1774 ward er jedoch wieder nach Kiel, als Prokanzler und erſter Profeſſor der Theologie berufen und zehn Jahr ſpäter zum Kanzler und Curator derſelben ernannt. Er ſtarb 1788 im 66ſten Jahre ſeines Lebens, mit dem Ruhm eines kenntnißreichen Gelehrten, talentvollen, vortrefflichen Dichters, fruchtbaren Schriftſtellers, eines der erſten Kanzelredner, eines Mannes, von der gemeinnützigſten Thätigkeit und dem edelſten Charakter.

Cramer (Carl Friedr.), Sohn von Joh. Andr., wurde 1752 zu Quedlinburg geboren. Er ſtudirte zu Göttingen und war ein Mitglied jenes Bundes geiſtreicher Jünglinge, eines Bürger, Voß u. ſ. w., deſſen wir in unſerm Artikel über den Erſtern gedacht haben. Schon 1775 ward er in Kiel als Profeſſor angeſtellt. Er lebte hier in vielfacher, ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit bis 1794, wo er wegen ſeiner großen Anhänglichkeit an die franzöſiſche Revolution entlaſſen ward. Er ging nach Paris und ließ ſich daſelbſt 1796 als Buchhändler und Buchdrucker nieder, verlor aber in dieſen Geſchäften ſein ganzes Vermögen, mußte ſich ſelbſt eine Zeit lang von dort entfernen, und ſtarb nicht lange nach ſeiner Zurückkunft, 1807, im 56ſten Jahre ſeines Alters. Er war ein Mann von vielen Talenten und Kenntniſſen, aber ſein Hang zum Sonderbaren verdarb alles wieder. Sein vortreffliches Herz hätte von einem kältern Verſtande geleitet werden ſollen. Die franzöſiſche Revolution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies mit vielen andern wackern Männern gemein, welche jedoch die Ausſöhnung mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; Cramer ging darüber zu Grunde. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Eifer für Klopſtock veranlaßte ihn zu mehrern bändereichen Werken. Das Anziehendſte darunter ſind die Briefe von Tellow an Eliſen. Er überſetzte viel aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen in's Deutſche, und während ſeines Aufenthalts in Paris auch Mehreres aus dem deutſchen in's franzöſiſche, welchem ſeine Freunde Mercier, Boinvilliers und Andre die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde beſonders über ſeinen pariſer Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel Aufſchlüſſe geben, da ſein Haus dort der Vereinigungspunkt vieler ausgezeichneten Perſonen war, und er überhaupt in vielfachen und bedeutenden Berührungen ſtand. Im Journale Frankreich finden ſich anziehende Bruchſtücke daraus.

Cramer (Wilh.), geb. zu Mannheim, Kammermuſikus und Violinſpieler in der königlichen Kapelle, auch Director des Opernorcheſters zu London; einer der berühmteſten Virtuoſen auf der Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und im ſeelenvollen Vortrage einem Franz Benda gleichgeſetzt werden darf. 1787 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten händelſchen Gedächtnißfeier das Concert, welches aus 800 Ton-

Künſtlern beſtand. Er ſtarb zu London 1799 im 56ſten Jahre ſeines Alters, mit Hinterlaſſung mehrerer Söhne, unter ihnen beſonders der ältre, Joh. Baptiſt Cramer, Schüler von Clementi, als einer der geſchickteſten Klavierſpieler ſich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber nach dem Orte, wo er 1472 im Bisthume Bamberg geboren wurde, Kranach. Er war Bürgermeiſter zu Wittenberg und Hofmaler der beiden Kurfürſten, Friedrichs des Weiſen und Johann Friedrichs, den er in ſeine Gefangenſchaft begleitete, und mit deſſen Gemahlin er, nach der Gefangenſchaft ſeines Gönners auf der lochauer Haide, ſich nach Weimar begab, wo er 1553, ein Jahr vor ſeinem unglücklichen Fürſten, ſtarb. An der Schloßkirche daſelbſt liegt er begraben. Das ſeltſame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inſchrift um des Künſtlers Haut-Relief-Geſtalt: pictor celerrimus (der geſchwindeſte Maler) ſtatt celeberrimus (der berühmteſte) ſetzte, dürfte doch zum Theil nicht unpaſſend ſein; denn, wenn man die vielen, ihm zugeſchriebnen Gemälde bedenkt, ſo muß man erſtaunen über die Fertigkeit des Malers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln ſein, welche Gemälde ihn ſelbſt, und welche ſeinen Sohn, der auch Lucas Kranach hieß, auch Bürgermeiſter zu Wittenberg und ein würdiger Schüler ſeines Vaters war, zum Urheber haben. Erſtaunt man aber über die Menge dieſer Gemälde, ſo findet man bald noch mehr Urſache, den Werth und Gehalt derſelben zu bewundern. Es iſt eine Leichtigkeit und Kunſtmeiſterſchaft in ihnen, der Deutſchen würdig. Zwar ſind ſeine Compoſitionen ſelten oder nie poetiſch, es mangelt ihnen nicht an Sonderbarkeiten (z. B. auf dem Altarblatte der weimarſchen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Chriſtus das Blut im Bogen auf den untenſtehenden Künſtler ſtrömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Koſtume u. dergl., muß man der frommen Treuherzigkeit zu gute halten; aber wer wird das nicht, wenn er dieſe Richtigkeit der Zeichnung, dieſe Wahrheit des Ausdrucks, dieſe Naturtreue, dieſe Kunſt des Pinſels, dieſes lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit ſieht, das nach Jahrhunderten noch ſeine erſte Friſchheit bewahrt? Mit einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter, tüchtiger Meiſter. Seine Bildniſſe, unter denen die von ſeinen Freunden Luther und Melanchthon beſonders ſchätzenswerth ſind, ſind in den Galerien Deutſchlands zerſtreut; unter ſeinen größern Gemälden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, erſteres vorzüglich, und mehrere Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzſchnitte gefertigt, die aber ſeinen Gemälden nicht gleich kommen und ſelbſt von Andern ſchon vor ſeiner Zeit übertroffen worden. Die Beſchreibung ſeiner wittenberger Gemälde findet man von dem Gen. Sup. Nitzſche ſeiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimariſche Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunſtkenner und Künſtler Meyer reſtaurirt. Vergl. Heller's Verſuch über das Leben und die Werke Lucas Kranachs. Bamberg 1821.

Crapelet, Vater und Sohn, zwei der ausgezeichnetſten pariſer Buchdrucker neuerer Zeit. Der Vater, Charles, welcher zu Bourmont am 13. Nov. 1762 geboren war, 1789 ſeine Officin errichtete und am 19. Oct. 1809 ſtarb, könnte man den franzöſiſchen Baskerville nennen. Wie dieſer ſuchte er mit Eleganz die möglichſte Einfachheit zu verbinden, und die Buchdruckerkunſt von den fremdartigen Verzierungen zu

befreien, mit denen beſonders die franzöſiſchen Officinen ſo ſehr überladen waren, und von welchen ſich ſelbſt der verdiente Didot nicht ganz loszureißen vermochte; aber er übertraf ſein Vorbild durch gefälligere Form der Typen und durch größeres Ebenmaß des Drucks. Seine Drucke ſind eben ſo correct als ſauber, und eben durch ihre Einfachheit ſchön. Auch hat er mehrere gelungene Pergamentdrucke geliefert, und ſeine Kunſtfertigkeit ſogar durch einen Golddruck bewährt (dreizehn Exemplare von Audebert oiseaux dorés. Par. 1802, f. 2 Bde). Das väterliche Geſchäft hat A. G. Crapelet mit eben ſo viel Thätigkeit als Geſchmack noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet. Denſelben Grundſätzen huldigend, wie ſein Vater, iſt es ihm doch gelungen, dieſen an Eleganz noch zu übertreffen. Sein Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rouſſeau und Voltaire (beide 1819) ſind rühmliche Denkmale ſeines Geſchmacks, und die Großvelinpapiere dieſer Ausgaben ſind als wahre Prachtdrucke zu betrachten. Auch ſteht ſeine Officin im In- und Auslande in dem verdienten Anſehen. Die Worte, de l'imprimerie de Crapelet, gereichen jeder Ausgabe zur allgemein gültigen Empfehlung, der geſchmackvolle und ſchwer zu befriedigende Renouard läßt ſeinen ganzen Verlag bei ihm drucken, und die Officin iſt ſo beſchäftigt, daß bereits im Jahre 1818 zwei und zwanzig Preſſen in vollem Gange waren. Auch iſt Herr Crapelet als Schriftſteller aufgetreten. Eine zweimalige Reiſe nach England gab ihm Veranlaſſung zu den ohne ſeinen Namen erſchienenen Souvenirs de Londres en 1814 et 1816 (Par. 1817, 8.), welche ſich durch unbefangene und feine Beobachtung und gefällige Darſtellung empfehlen. Vier Jahre darauf ſahe er ſich durch die wenn auch rühmliche doch nicht ganz diſcrete Erwähnung ſeiner Perſon und Officin in Dibdin's bibliographical, antiquarian and picturesque tour genöthigt, eine Ueberſetzung desjenigen Briefes dieſer Reiſe, welcher von den pariſer Buchdruckern und Buchhändlern handelt, mit berichtigenden Noten herauszugeben (Par. 1821, gr. 8.), welche gelegentlich ſehr ſchätzbare Erörterungen über dieſe Gegenſtände erhalten. A — s.

Craſſus. Ein Name, den viele Römer führten. Hier ſind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Craſſus, der im Jahre Roms 958 Conſul war, für den größten Redner ſeiner Zeit galt und ſich ſchon als Jüngling durch ſeine Beredtſamkeit berühmt machte. Er beſaß eben ſo viel Witz, als Geiſtesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtſchaffner Mann. 2) M. Licin. Craſſus, mit dem Beinamen Dives, der Reiche, den er, wie mehrere ſeines Geſchlechts, wegen ſeiner ungeheuren Reichthümer führte. Dieſe waren ſo groß, daß er einſt dem Volke ein Feſt gab, wobei er es auf ſeine Koſten an 10,000 Tiſchen bewirthete, und überdies noch ſo viel Getreide austheilte, daß jede Familie 3 Monat davon leben konnte. Im J. Roms 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Conſul, und 688 Cenſor. Als einen der angeſehenſten und einflußreichſten Männer, der auch höchſt ehrgeizig war, ſuchte ihn Cäſar mit Pompejus zugleich für ſich zu gewinnen, indem er eine Art von Triumvirat mit Beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habſucht und Ehrgeiz unternahm, ward er nebſt vielen ſeiner Begleiter getödtet.

Craven (Lady Eliſabeth), nachher Markgräfin von Anſpach, iſt die jüngſte Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. 1767 vermählte ſie ſich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem ſie ſieben Kinder hatte. Indeß mußte ſie nach einer vierzehnjährigen Verbindung eine ſo üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die

Vermittlung der beiderſeitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, beſuchte Frankreich und begab ſich nach Anſpach, wo der Markgraf Chriſtian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, ſeinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. 1787 beſuchte ſie Rußland, die Krimm und Konſtantinopel, wo der franzöſiſche Geſandte, Graf Choiſeul-Gouffier ſie aufnahm. Auf ſeine Veranlaſſung ſtieg ſie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer beſucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Liſſabon geſtorben war, vermählte ſich der Markgraf mit ihr, überließ ſeine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen, und ging mit ſeiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammerſmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem 17. Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damals in den Zeitſchriften erſchien. Ihre Reiſe durch die Krimm nach Konſtantinopel, in einer Reihe von Briefen, erſchien zuerſt 1789 (engliſch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erſchien 1814. Außerdem hat ſie verſchiedne Gedichte, Theaterſtücke und Romane geſchrieben.

Crébillon (Proſper-Jolyot de), war zu Dijon am 15. Febr. 1674 geb. Schon die Jeſuiten ſeiner Vaterſtadt, bei denen er ſeine erſten Jahre hinbrachte, bemerkten Talent an ihm, aber auch ſtörriſche Leichtfertigkeit. Zum Anwald beſtimmt, ſollte er bei einem Procurator in Paris Prieur, den Rechtsgang kennen lernen; aber beide waren erklärte Freunde des Theaters, ſo daß des jüngern Studien bei dieſer Liebhaberei nicht gediehen. Da außerdem der Procurator bemerkte, daß Créb. durch ſeine Leidenſchaftlichkeit zum Anwald verdorben ſei, in ſeinem Urtheile über dramatiſche Werke aber Einſicht in die Regeln und Ueberlegung verrieth: ſo drängte er den jungen Mann, der ſich bisher nur in kleinen Liedern und einzelnen Verſen verſucht hatte, ſich dem Drama zu widmen. Créb. gab nach; aber das erſte Stück, das er vollendet hatte, Brutus Söhne, ward von den Schauſpielern verworfen. Créb. verbrannte die Handſchrift und wollte mit Dramen nichts mehr zu ſchaffen haben; doch Prieur erneuerte ſeine Auffoderungen und Idomeneus kam wirklich zu Stande und 1705 auf die Bühne. Einigen Stellen zu Gunſten ertrug man die übrigen Mängel, und die Leichtigkeit, mit der Créb. binnen 5 Tagen den letzten Act, der bei der erſten Aufführung mißfallen hatte, ganz umſchuf, erregte Aufmerkſamkeit für das Talent des jungen Dichters, die ſeit dem Erſcheinen ſeiner Atreus 1707, in lebhaften Beifall überging. Prieur hatte noch die Genugthuung gehabt, Zeuge des Erfolgs dieſer Vorſtellung zu ſein. Obgleich krank, hatte er ſich in eine Loge tragen laſſen und mit einer Umarmung ſagte er zu dem jungen Tragiker: ich ſterbe zufrieden: ich habe ſie zum Dichter gemacht, und ich hinterlaſſe in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört. Was die Franzoſen an Créb. zu beſitzen glauben, verdanken ſie den uneigennützigen Anmahnungen dieſes vorſichtigen Mannes. Aber ein wunderlicher Gefallen an unnatürlichen Wüthereien, zu denen in der Rhodogune der Ton angegeben war, nun weit von Créb. im Atreus überboten, wurde der Grund, daß er ſich in dieſer Manier vollends verlor. Mit jenem Engländer werden unbefangne Hörer wünſchen, daß dieſer blutgefüllte Kelch vorübergehe. 1709 erſchien Elektre, eben ſo declamatoriſch breit und eben ſo verwirrt gehalten, wie ſeine frühern Werke; doch ſagte es dem Geſchmacke eines Volks zu, das an ſolchen blutbenetzten Liebes-

handeln kein Aergerniß nahm. Für Créb. Meiſterſtück gilt Rhadamiſte (1711), wenigſtens hat La Harpe es als ſolches anpreiſen wollen. Man erzählt ſich, daß der ſterbende Boileau, dem Leverrier die erſten Scenen dieſes Trauerſpiels vorlas, ſeinem Freunde zugerufen habe: „Mein Gott, wollen Sie mich früher todt machen! Das iſt ein Schriftſteller, gegen den die Boyer und Pradon wahre Sonnen ſind. Mir wird es leichter vom Leben zu ſcheiden, da unſer Jahrhundert nur an albernem Zeuge reicher wird." Dieſes Urtheil des berühmten Kritikers iſt vielfältig erklärt worden, um es gegen Boileau ſelbſt und und gegen Crébillon zu brauchen. Jetzt möchten die meiſten mit Boileau übereinſtimmend fühlen. Binnen 8 Tagen erlebte Rhadamiſte zwei Auflagen und Paris und Verſailles wetteiferten in Bewundrung. Man hatte Créb. eingeredet, daß ihm das Schreckliche gerathe, daher wußte er im Grauſenhaften nicht genug zu thun. Xerxes (1714) überbot das Bisherige, verſchwand aber bald von der Bühne. Semiramis (1717), die in den Sohn verliebte Mutter, die auch nach der Erkennung nicht von ihrer Leidenſchaft geheilt wird, wurde lebhaft getadelt. Erſt 9 Jahre ſpäter erſchien ſein Pyrrhus (1726), und fand gegen die Erwartung des Verf., der diesmal die Gräßlichkeiten geſpart hatte, Theilnahme. Kummer, Noth im Hauſe und Dürftigkeit ſchienen von nun an die Kraft ſeines Geiſtes zu lähmen. Sein kleines Erbe war für mitübernommne Schulden und Gerichtskoſten darauf gegangen; eine Frau, die er liebte, die Tochter eines pariſer Apothekers, war ihm früh geſtorben, kurz nach dem Tode ſeines Vaters. In der Verlaſſenheit, in der er ſich fühlte, wieß er mit genialer Unbiegſamkeit alle Hülfe zurück, die ihm von mehrern Seiten angeboten wurde. Erſt als Frau von Pompadour Voltaire zu demüthigen wünſchte, dachte man an Crébillon. Der König geſtand ihm neben der Stelle eines Cenſors beim Polizeigericht, eine jährliche Penſion von 1000 Fr. und eine Stelle bei der Bibliothek zu. So den Sorgen entnommen, endete er ſeinen Catilina, der im J. 1749 auf königliche Koſten mit allem Prunke des damaligen Hoftheaters aufgeführt ward. Ueberprieſen durch die Partei, die Voltaire herabſetzen mochte, iſt dies Stück ſpäter von La Harpe unter ſeinen Werth herabgeſetzt worden. Um die Manen Cicero's zu ſühnen, die durch ſeinen Catilina nach dem allgemeinen Gefühl beleidigt worden waren, ſchrieb er, 76 Jahre alt, ſein Triumvirat, das er in ſeinem 81ſten Jahre auf die Bühne brachte. Die Ehrerbietung gegen den Greis erhielt das Stück, welches die Achtung gegen den Dichter verminderte. Seinen Cromwell ließ er auf höhere Weiſung unvollendet. Soviel über ſeine dramatiſchen Leiſtungen, deren Werth ein deutſcher Kunſtrichter ſtreng, aber nicht ungerecht, ziemlich tief herabſetzt. Nur die Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit konnte ihn ſo hoch ſtellen, als ihn ſogar einige neuere franz. Kunſtrichter hinaufgerückt haben. Denn im Allgemeinen bemerkt man nirgends ein Beſtreben zur Erhebung der tragiſchen Kunſt, ſondern nur ein Folgen in dem, von Corneille eingebahnten Wege in einigen Stellen mit glücklicher Nachahmung. Vielleicht hätten glücklichere äußere Verhältniſſe ſeinem Streben eine edlere Richtung gegeben; aber verlaſſen, oder vernachläſſigt, wie er glaubte, von den Menſchen ſuchte er im Umgange mit Hunden und Katzen, die er auf den Straßen zuſammenlas (und die kränkſten waren ihm oft die liebſten) eine Entſchädigung und in einem regelloſen, gegen die beſſere Sitte anſtoßendem Leben, eine Art Genuß. Seit dem Jahre 1731 war er Mitglied der Akademie. Die Bosheit, welche jene ſonderbare Liebe zu den Thieren, mit denen er ſich rings umgab, ſchon eigen deu-

tere, behauptete auch lange Zeit, daß ein Bruder Créb., ein Kartheuſer, eigentlicher Verf. ſeiner Stücke ſei. Einſt als man ihn in großer Geſellſchaft fragte, welches ſeiner Stücke er für ſein beſtes halte, antwortete er, auf ſeinen Sohn zeigend: dies halte er für ſein ſchlechteſtes. — Wahrſcheinlich weils der Kartheuſer nicht gemacht hat, rief der junge Créb. empfindlich. Man kann aus dieſer Anecdote beurtheilen, in welchen Verhältniſſen beide mit einander lebten. An den Folgen einer vernachläſſigten Roſe am Fuße ſtarb Créb. am 17. Juni 1762 in einem Alter von 88 Jahren. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche S. Gervais errichten, das aber dann erſt vollendet wurde, als man dies Monument nach dem Muſeum der franz. Denkmäler (aux petits Augustins) verſetzte. Ueber ein feierliches Todtenamt, welches die franz. Schauſpieler ihm zu Ehren in der Laterankirche begehen ließen, hat Voltaire fortwährend ſein verkleinernder Nebenbuhler, boshaft geſpottet. Großmüthiger war Créb. verfahren, der Voltaire mit Selbſtgefühl, aber mit Anerkennung wegen ſeines Oreſtes ſchrieb und mit Wahrheit von ſich ſagen konnte:

Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume.

Außer der prächtigen Ausgabe, die Ludwig XV. nach der gelungnen Aufführung des Catilina von Crébillon's Werken zu Gunſten des Verf. veranſtalten ließ, (Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, 1750, 2 Bde in 4.) gibt es noch mehrere andre, auch eine von Didot dem ältern, 1812. 3 Bde. 8., denen allen aber ſechs Verſe im Catilina fehlen, die, als deutſam gegen die Marquiſe von Pompadour, bei der Darſtellung weggelaſſen worden waren.

Crébillon (Claude=Proſper=Jolyot de), des vorigen Sohn, zu Paris 1707 geboren, gehört zu den Schriftſtellern, die in einer ſittenloſen Zeit ihr Glück machen. Durch die Darſtellung des, nur mit koiſchen Schleiern verhüllten Nackten und durch Spitzfindigkeiten, mit denen er den leichtfertigſten Sitten das Wort redet, hat Crébillon dazu beigetragen, eine Verdorbenheit allgemeiner zu verbreiten, die in den höhern Klaſſen der pariſer Geſellſchaft zu ſeiner Zeit wohl zu Hauſe war, die man aber doch nicht durch ganz Frankreich verbreitet annehmen darf. Späterhin hat ſich, beſonders durch die Revolution und die Begebenheiten, welche ihr folgten, der Sinn der Franzoſen ſo geändert, daß Darſtellungen ſolcher Lüderlichkeiten, wie man bei ihm findet, jetzt mißbilligt werden. Man kommt überein, ſelbſt ſeinem, oft geprieſnen Style Dunkelheit und Unverſtändlichkeit Schuld zu geben, und ſeiner ſyſtematiſchen Verderbtheit den Reiz abzuſprechen, der den Cynismus ſcheinbar entſchuldigt und erträglich macht. Hätte er Gluth und Begeiſterung: man würde dem Rauſche der Sinne und dem Andrange einer zu angeſpannten Einbildungskraft vielleicht Manches zu Gute halten, was bei einer innern Verdorbenheit, die ſich hinter die Trugſchlüſſe einer argliſtigen Dialektik verbirgt, widerlich erſcheint. Bei alle dem ſollen ſeine Sitten mit denen, welche er ſchilderte, im Widerſpruche geſtanden haben. Man rühmt ſeine Heiterkeit, ſeinen geraden Sinn und ſein unbeſcholtnes Weſen. In dem Kreiſe der Dominicaux (einer Sonntagsgeſellſchaft) war er beliebt und der Caveau, wo Piron, Gallet, Collé zuſammenkamen und Lieder dichteten und ſcherzten, beſtand durch ſeine Geſelligkeit in Ehren. Mit ſeinem Vater habe er in ziemlich gutem Verhältniſſe gelebt. Von ſeinen Werken, die jetzt ziemlich vergeſſen waren, ſind die vorzüglichern: Lettres de la marquise*** au comte de*** 1732. 2 Bde 12.; das minder ſchlüpfrigſte:

Tanzaï et Neadarne, 1732, 2 Bde 12., voll jetzt unverſtändlicher Anſpielungen. Les égaremens du coeur et de l'esprit, à la Haye 1736, 3 Bde, vielleicht das gelungenſte, doch unvollendet. Zu den üppigſten Darſtellungen gehört: le Sopha, 1745, 2 Bde, ein Buch, das er nur darum eine moraliſche Erzählung genannt haben kann, weil es gegen alle Grundſätze der Moral anſtößt. Er wollte mehr, als Petron, ſein. In demſelben verdorbnen Sinne ſind die meiſten ſeiner andern Schriften gearbeitet: Les amours de Zeonikisul, 1746. Les heureux orphelins, 1754. La nuit et le moment. 1753. Ah, quel conte, 1764. Le hasard du coin du feu, 1763. Lettres de la duchesse de***, 1768. Lettres Atheniennes, 1771. — Noch zweifelt man, ob die, ihm oft zugeſchriebnen Briefe der Marquiſe von Pompadour wirklich von ihm herſtammen. In der Ausgabe ſeiner Werke (1779, 7 Bde 12.) ſind ſie nicht mit begriffen. Crébillon hatte nie ein öffentliches Amt bekleidet, bis auf eine kleine Cenſorſtelle. Er ſtarb zu Paris am 12. Apr. 1777.

Credere, del Credere ſtehen, heißt in Handlungsgeſchäften für etwas gut ſagen, Bürgſchaft leiſten; findet gemeiniglich Statt von Seiten der Banquiers, Commiſſionäre, oder Mäkler beim Verkauf von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt iſt, wohl aber jener, wo alsdann nach den Umſtänden von ½ bis zu 5 p. C. del Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeſchäften findet ſich dieſes del Credere ſtehen Statt, z. B. bei Aſſecuranzbeſorgungen u. ſ. w. — Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, vermöge deſſen ein Kaufmann dem andern auf Zeit Waaren gibt, d. h. gegen das Verſprechen, daß ihm die Zahlung nach einer feſtgeſetzten Zeit geleiſtet werden ſoll. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Kapital und Zeit ſind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine ſein Kapital gewiſſermaßen vermehrt. Credit und Debet, ſ. Buchhalterei. Creditbriefe ſind Beglaubigungsbriefe in Handlungsſachen, vermöge welcher der Ausſteller dem Inhaber für eine gewiſſe baare Summe Credit verſchafft. Reiſende pflegen, wenn ſie das nöthige Geld nicht baar oder in Wechſeln mit ſich nehmen wollen, ſich dergleichen Creditbriefe geben zu laſſen. Offene Creditbriefe heißen ſie, wenn ſie auf keine beſtimmte Summe lauten, ſondern einen ungemeſſnen Credit geben. — Creditiv iſt das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof beſtimmten Miniſter zu ſeiner Beglaubigung mitgegeben wird. Es enthält in allgemeinen Ausdrücken die Urſache der Abſendung, das Anſuchen, dem Geſandten Glauben beizumeſſen, nebſt der Beſtimmung des Charakters (eines Ambaſſadeurs, Envoyé oder Reſidenten), den man ihm beilegt.

Creditſyſtem heißt jede Einrichtung, welche von einer Gemeinheit, oder einer Geſellſchaft mehrer Gemeinheiten, oder von dem Landesregenten nach gewiſſen, beſtimmten und öffentlich angezeigten Grundſätzen gemacht wird, dem verfallnen Credit aufzuhelfen und ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat daſſelbe aus den Handlungsgeſchäften entlehnt, und dem Credite der Handlung dabei eine größre Ausdehnung gegeben, indem man den Perſonal- und Realcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Meinung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, daß ſie dieſelbe erfüllen wolle und könne, und beſteht in der Ueberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen beſitzt, als ſie ſchuldig iſt, daß ſie jederzeit ihr Vermögen ganz oder zum Theil in ſolche Güter ver-

wandeln könne, die ſie zu bezahlen verſprochen hat, und daß ihr moraliſcher Charakter, ihr eigner Nutzen und die Geſetze ſie zur Leiſtung der übernommnen Geſammt-Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchſte Grad dieſer Sicherheit beſteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekſcheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben iſt, ſich im Falle der Nichtbezahlung davon bezahlt zu machen. Beſteht nun eine ſolche Gemeinheit aus dem, mit Landgütern in einem Staat angeſeſſnen Adel: ſo nennt man die ganze Einrichtung ein Creditſyſtem des Adels, dergleichen in Schleſien ſeit 1770 unter dem Namen: ſchleſiſche Landſchafts-Creditbank, und in der Kur- und Neumark ſeit 1777 unter der Benennung: kur- und neumärkiſches ritterſchaftliches Creditwerk, unter königlicher Beſtätigung Statt finden, die erſte Idee dazu gab ein, nur kürzlich zu Berlin verſtorbner Kaufmann in einem Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuſer, welchen er 1767 Friedrich II. übergab, und welcher nachher in das heutige Creditſyſtem umgewandelt wurde, wodurch viele Gutsbeſitzer in Schleſien und in den Marken vom Verderben gerettet worden ſind. Wer nun auf ſein Gut Geld borgen will, muß daſſelbe vorher durch Abgeordnete der Landſchaft abſchätzen laſſen, und dann erſt werden geſtempelte Pfandbriefe in Schleſien bis auf die Hälfte, in den Marken aber bis auf $\frac{1}{12}$ des geſchätzten Gutswerths auf Pergament ausgefertigt, weswegen man ſie auch lederne Briefe nennt. Die Gläubiger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Beſitzer der Grundſtücke nichts zu thun, ſondern ihr Schuldner iſt und bleibt die geſammte Landſchaft, welche von allen Gutsbeſitzern, die Geld von ihr haben, die Zinſen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn ſie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter in Beſchlag nehmen läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß: ſo hat die Landſchaft vermöge der, darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursproceß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines beſondern Gläubigers oder Schuldners, ſondern nur auf die abgeſchätzten Güter ausgeſtellt, deren Beſitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andre als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer beſondern Ceſſion oder ſonſt etwas bedarf, ſondern die bloße Vorzeigung iſt hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefs oder des dazu gehörigen Zinscoupons als den Eigenthümer deſſelben zu legitimiren. Die Umſetzung der Pfandbriefe geſchieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelſt baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andre gehen, und anſtatt der Geldzahlungen dienen können, ohne einer Ceſſion zu bedürfen: ſo ſind ſie doch kein eigentliches Papiergeld, weil ſie den Inhabern Zinſen bringen, welche das Papiergeld nicht abwirft.

Creek's, ein Hauptſtamm von nordamerikaniſchen Urbewohnern im weſtlichen Georgien und im Miſſiſippigebiet von Nordamerika. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor dieſem in Norden bis zum 34° n. B., und vom Mobile-Strom bis an das atlantiſche Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieſer Ländereien an ſich gebracht, ſo daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt

worden ſind. Die Bundesgenoſſenſchaft der Creek's war ehemals von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren ſie 25,000 Köpfe ſtark, zählten 5000 ſtreitbare Männer, und bewohnten 55 ſtadtähnliche Flekken, die Dörfer ungerechnet. Das Land iſt Gemeingut. Jeder wechſelt ſeinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbewohnte Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterſcheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die Abbacu's) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kuſahatſchi und des Alahama-Stroms; die untern Creek's (die Kauitalgas) haben die Gewäſſer des Dſchattahu-Sees und des Flint-Stroms bis zu beider Vereinigung in Beſitz; die Seminolen endlich wohnen und ſtreifen von Appadſchicola bis an die Grenzen von Oſt-Florida. — Alle dieſe Indianer treiben eine Art von Ackerbau, ſoweit dieſer nämlich ohne landwirthſchaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meiſten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg, oder gehen müßig, ſo daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Nur einige, namentlich vom Stamme der Cheaws am Flint-Strome haben ſich eine Anzahl Neger-Sklaven angeſchafft und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, ſondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdne Töpfe und Tiegel, Körbe, geräuchert Leder, ſchwarzmarmorne Tabackspfeifen, hölzerne Löffel u. dergl. ſind ihre Manufaktur-Artikel. Der Hauptgegenſtand ihres Handels mit ihren civiliſirten Nachbarn beſteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters. — Creek, eine Gattung kleiner Flüße und Seebuchten in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Ihr Kennzeichen iſt, daß ſie ſich ſtark ſchlängeln.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikſtadt in der preußiſchen Provinz Cleve-Berg. Sie iſt im holländiſchen Geſchmack gebaut und enthält etwa 13,000 Einw. darunter 700 Mennoniten. Die Fabriken von Crefeld ſind in ganz Europa bekannt. Hauptfabriken ſind die für Stück-Sammet und Sammet-Band, (ſeit etwa 200 Jahren entſtanden). Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht und ſelbſt die Lyoner und Genueſer beziehen ihn von hier. Dieſer Stück-Sammet wird faſt ausſchließlich in der Stadt gewebt; dagegen geſchieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreiſe von 4 bis 5 Stunden. Dies beſchäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken beſtehen in ſeidnen Stoffen, ſeidnen Tüchern (beſonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten oſtindiſchen Tücher in Menge nachgemacht), ſeidnen Bändern (beſonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähſeide, Savettgarn, Flanelle, wollnen Strümpfen, ſogenannten mechanic-Pantalons, groben, ſchleſiſchen Tüchern, Biber, Say oder Kirſay, Boy, Sarſchen, baumwollnen Mancheſter, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgerbereien, Zuckerraffinerien, Kornbrantwein-Brennereien, Biereſſig, Seifenſiedereien und verſchiednen andern von geringrer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberſchlage nach kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate, mit Inbegriff der Sammete, auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in ſämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben. Auch nach Amerika hatte ſich in den neuern Zeiten ein großer Abſatz gezeigt.

Cremnitz, die erſte und vornehmſte ungariſche Bergſtadt, in der barſcher Geſpannſchaft in Niederungarn, liegt in einem, mit Bergen

umgebnen Thale und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunſthandlungen genannt. Von ihr haben die kremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieſer Ducaten ſind die Buchſtaben K. B. (Kermecz Banya, kremnitzer Bergwerke), zwiſchen welchen das Bild des Regenten im Ornate ſteht. Viel Gold und Silber aus den ungariſchen Bergwerken wird in Wien gemünzt. Die Stadt hat 10,000 Einw.

Cremona, befeſtigte Hauptſtadt der Delegation gl. N. im Herzogthum Mailand, mit nahe an 25,000 Einw. (27° 41′ 51″ Länge, 45° 7′ 43″ Br.), zwiſchen den Flüſſen Adda und Oglio am Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt. Cremona hat ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, die Straßen ſind breit und regelmäßig, aber die Häuſer nicht ſonderlich gebaut. Ein kleiner Kanal, der zum Theil unter den Häuſern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Kapellen, und es gab hier noch vor wenig Jahren 43 Klöſter. Die Domkirche iſt eine ungeheure Steinmaſſe mit einer Vorderſeite von ſchönem weißen und rothen cremoneſer Marmor; das Innere iſt mit guten Fresco-Gemälden geziert, und in der Taufhalle befindet ſich ein Waſſerbecken von ausgezeichneter Größe, aus einem einzigen Block veroneſer Marmor. Der Glockenthurm iſt ein ſonderbares Werk der Baukunſt; er beſteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen ſich ein Kreuz erhebt. Von ſeinem Gipfel in einer Höhe von 372 Fuß überſieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tauſendfachen Biegungen die weiten Ebnen der Lombardei durchſtrömt. Die Seidenmanufakturen von Cremona ſind beträchtlich, und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die beſten in der Welt. Eine römiſche Kolonie gründete Cremona im J. 291 vor Chr. Geb. Mehrere hundert Jahre beſaßen es die Venetianer. Die Kaiſerlichen unter Prinz Eugen nahmen hier 1702 durch Ueberfall den franz. Marſchall v. Villeroi gefangen mit dem Generalſtaabe; die Tapferkeit der Beſatzung zwang aber doch den Prinzen Eugen, die Feſtung mit Wegführung vieler Gefangnen zu räumen.

Cremor tartari, Weinſteinrahm. Wenn der rohe Weinſtein, ſo wie er aus Weinfäſſern ausgeſchlagen worden, mit ſchicklichen Zuſätzen verſotten wird, ſondern ſich die Unreinigkeiten davon ab und der, auf dieſe Art gereinigte Weinſtein ſteigt in dem Keſſel in Geſtalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeſchöpft getrocknet wird und Cremor tartari heißt; er iſt von mancherlei ärztlichem Gebrauch, beſonders als kühlendes Mittel.

Creolen, (ſpan. Criollos) heißen diejenigen, welche von ſpaniſchen oder andern europäiſchen Eltern in Amerika in geſetzmäßigen Ehen erzeugt worden. 1776 wurden ſie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im geiſtlichen, Civil- und Militärſtande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verſchloſſen war; doch werden ſie noch immer den, aus Europa kommenden Spaniern nachgeſetzt. Auf den andern weſtindiſchen Inſeln genießen ſie jetzt alle Vorrechte der Europäer. Sie ſind von bräunlicher Geſichtsfarbe und rothe Wangen, bei ihnen eine Seltenheit, eine Wirkung der auf den Antillen herrſchenden Luft. Eine ſehr vortheilhafte Schilderung der Kreolen gibt Raynal im 4ten Th. ſ. Geſchichte beider Indien.

Crescendo (wachſend, ſteigend), bezeichnet in der Tonkunſt die allmälige Verſtärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunſtſprache zu reden, den allmäligen Uebergang vom Piano zum Forte und Fortiſſimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundnes muſikaliſches Inſtrument, das

wie ein Clavier geſpielt wird, und, eben ſo wie dieſes, mit Drahtſeiten bezogen iſt. Der Körper aber geht pyramidiſch in die Höhe und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom ſanfteſten und ſchwächſten Tone bis zur höchſten Stärke.

Creſcentiis (Petrus de), der Herſteller der Agronomie in Europa und ſonach einer der verdienteſten Männer ſeiner Zeit, war im J. 1230 zu Bologna geboren. Unterrichtet in allen Kenntniſſen, welche man damals zu Bologna erlangen konnte, beſtimmte er ſich anfangs, als Sachwalter und Beiſitzer der Podeſta, der Rechtspraxis, bis ihn die Unruhen in ſeiner Vaterſtadt zwangen, ſeine Heimath und mit ihr alle bisherigen Beſchäftigungen aufzugeben. Er durchreiſte Italien und ſammelte gemeinnützige Beobachtungen. Endlich nach 30jähriger Abweſenheit durfte er nach ſeiner, wieder beruhigten Vaterſtadt zurückkehren. Als 70jährigen Greis machte man ihn zum Senator der Stadt. Seine vielfältigen Erfahrungen über den Landbau brachte er nun auf einem Gütchen in S. Nicolas bei Bologna, in Anwendung, auf deſſen Pflege er den Reſt ſeines Lebens verwandte. Was er darüber gedacht hatte, iſt uns noch erhalten in ſeiner Abhandlung über den Landbau (Ruralium commodorum l. XII.), die er auf den Wunſch Carl II. aufſetzte. Berichtigt durch die Verbeſſerungen der Gelehrten von Bologna, denen P. Creſcenzi ſeine Arbeit vorgelegt hatte, iſt ſie ein merkwürdiges Denkmal für die Geſchichte jener Zeit, über die ſie ſich weit erhebt, und für die Bildung des menſchlichen Geiſtes überhaupt. Apoſtolo Zeno hat erwieſen, daß dieſe 12 Bücher, in deren Anordnung er dem Columella vorzugsweiſe gefolgt zu ſein ſcheint, urſprünglich lateiniſch geſchrieben waren. Eine ſehr frühe italieniſche Ueberſetzung (Il libro della agricultura di Pt. Crescentio Flor. 1487. f.), die noch wegen der Reinheit ihrer Sprache hochgeſchätzt wird, hat die Meinung veranlaßt, daß Creſcenzi ſeiner Mutterſprache ſich bedient hätte. Creſcenzi kannte die Alten und hatte ſie benutzt, ohne ſie deshalb auszuſchreiben. Seine Grundſätze ſind einfach und verſtändig, auf bewährte Erfahrungen geſtützt und frei von manchen Vorurtheilen, die noch Jahrhunderte lang nachher im übrigen Europa in großem Anſehn ſtanden. Alle dieſe Vorzüge wurden ſchon ſehr früh anerkannt. Kaum erſchienen, ward ſein Buch durch Europa verbreitet. Man überſetzte es in's Italieniſche, in mehrere andre europäiſche Sprachen, namentlich für Carl V. von Frankreich in einer prächtigen Handſchrift (1373), die noch vorhanden iſt, und kaum war die Buchdruckerkunſt erfunden, ſo wurde es auch vervielfältigt. Die älteſte bekannte, aber ſehr ſeltne Ausgabe erſchien zu Augsburg 1471 in Folio. Jene früheſte italieniſche Ueberſetzung, für deren Verf. Lorenzo Benvenuti von S. Geminiano von Mehrern gehalten wird, gehört noch zu den Sprachtexten, und findet ſich hier auf's neue abgedruckt, Mailand 1805. 8. in der Sammlung der Classici italiani. Eine genauere, aber nicht ſo geſchätzte Ueberſetzung beſorgte Sanſovino. — Genaueres über Creſcenzi und ſein Werk verdankt man dem Prof. Filippo Ru, zu Bologna.

Creſcenzi (D. Juan Baptiſta), Marquis de la Torre zu Rom gegen das Ende des 16. Jahrh. geb., zeigte ſchon als Knabe viel Anlage zu den bildenden Künſten. Unter Pomerancio bildete er ſich förmlich für die Malerei, und zog durch einige Jugendarbeiten die Aufmerkſamkeit des Papſtes Paul V. auf ſich, der ihm den Ausbau der pauliniſchen Kapelle übertrug. Kardinal Zapata nahm ihn 1617 mit nach Spanien, wo er die Gunſt Philipp III. zu erlangen wußte. Ei-

nige Blumenſtücke ſeiner Arbeit verſchafften ihm den Auftrag, jenes Begräbnißpantheon im Eſcurial auszuführen, das durch ſeine Pracht und die Schönheit der einzelnen Theile zu den merkwürdigſten Denkmälern Europa's gehört. Eine genauere Darſtellung mit Kupfern findet man in Santo's Geſchichte des Eſcurial, der auch Kupfer beigegeben ſind. Die Bronzen daran ſind von römiſchen Künſtlern ausgeführt. Philipp IV. bezeugte Creſcenzi ſeine Zufriedenheit für die Geſchicklichkeit, die er bei dieſem Baue und einigen gleichzeitigen bewieſen hatte, durch die Erhebung zum Granden von Caſtilien, mit dem Titel eines Marquis della Torre, und durch andre Auszeichnungen, die ſich raſch folgten. Sein Haus ſtand bis zu ſeinem Tode im J. 1660 den Künſtlern offen, die dort reiche Schätze für alle Zweige der Kunſtübung fanden.

Creſcimbeni (Giovanni Maria) als Literator und Dichter gleich wichtig, war zu Macerata in der Mark Ancona, am 9. Octbr. 1663 geboren. Von Kindheit an zeigte er Neigung für die Dichtkunſt; beſonders prägten ſich Arioſt's Verſe ihm wie von ſelbſt ein, durch eine Ausgabe des raſenden Roland mit Kupfern, zu denen er die entſprechenden Stellen aufſuchte. In Macerata machte er im Jeſuitercollegium ſeine Studien, ſchrieb ſchon im 13. Jahre eine Tragödie (Darius), war im 15. ſchon Mitglied einer Akademie und im 16. Doctor der Rechte. Sein Vater ſchickte ihn 1681 nach Rom, um ſich dort unter der Leitung eines Oheims in den Rechtskenntniſſen zu vervollkommnen; aber lebhafter betrieb er noch die Dichtkunſt. Zufällig waren ihm (1687) einige Canzonen von Filicaja zugekommen, die ihm das Verſtändniße über den poetiſchen Sinn ſeiner Zeitgenoſſen eröffneten. Unzufrieden mit allem, was er früher verſucht, fühlte er ſich auf einmal getrieben, nur die großen Muſter der alten Zeit nachzuahmen, und bald drängte ihn ſeine innere Ueberzeugung, auch Andre zu dieſer Einfachheit und Natur zurückzuführen. Crescimbeni gehörte zu allen den drei Akademien, die damals in Rom beſtanden, von denen eine immer ſchlechtre Verſe, als die andre, lieferte. Aus ihnen wählte er ſich einige Gleichgeſtimmte, die er zu ſeinen Anſichten zu bekehren wußte. Ihre Vereinigung bildete eine neue Akademie, die mit etwas ſpielendem Witze, wegen des ländlichen Sinnes der Stifter, den Namen Arcadia annahm. Man gab ſich griechiſche Namen, verſammelte ſich nur in Gärten und an ländlichen Plätzen und übertrug die Leitung der Angelegenheiten, die mit förmlicher Gleichheit der Rechte und Anſprüche verhandelt werden ſollten, einem Cuſtode. Erſter Cuſtode war Creſcimbeni, der den Namen Alfeſibeo Cario annahm, und von Olympiaden zu Olympiaden hatte er die Freude, ſich in ſeiner Würde beſtätigt zu ſehen. In den Gärten des Kloſters S. Pietro in Montorio ward am 5. Oct. 1690 die erſte akademiſche Zuſammenkunft gefeiert. Bald reichte der Raum dieſes reizend gelegnen Gartens nicht hin, dieſen Liederkreis zu faſſen, da alle andern Akademien mit ihm vereinigt zu werden wünſchten, auswärtige als arkadiſche Kolonien angeſehen zu werden verlangten. Man mußte weitere Gärten ſuchen, und lange vereinigte man ſich in den Gärten Farneſe Creſcimbeni glücklich durch das Gelingen ſeines Plans und nur in ſeiner Ausführung lebend, war doch nicht der unthätigſte unter den Dichtern. 1698 erſchien ſeine Istoria della volgar poesia, ein Werk unſäglichen Sammlerfleißes, aber ohne Ordnung und Kritik zuſammengetragen. Nach kurzen Unterbrechungen durch Reiſen und Krankheiten gab er ſeinen: Trattato della bellezza della volgar poesia R. 1700. 4., der 3 Auflagen in kurzer Zeit erlebte, und wie

das frühere Werk, erſt durch die Commentari intorno alla storia della v. poes. R. 1702. 5 Bde in 4. erſt genießbar wurde. Clemens XI. Gnade ſetzte ihn in eine bequemere Lage; bisher hatte er ſehr beſchränkt aus eignen Mitteln beſtanden. Bei der Ruhe ſeines Kanonikats, die höchſtens durch die Streitigkeiten der Arkadier geſtört würde, denen er zuvorzukommen eilte, wuchs die Anzahl ſeiner Werke raſch heran. Von Noſtradamus Leben der provençaliſchen Dichter gab er eine bereicherte Ueberſetzung; vermehrte ſeine Commentari durch vier reich ausgeſtattete Bände; gab eine Geſchichte der Arcadia und die Leben der arkadiſchen Dichter. Faſt um dieſelbe Zeit erſchienen die beiden erſten Bände Verſe (rime) ſeiner lieben Arkadia, die Beifall fanden und wegen der Aendrung, die man bemerken konnte, auch verdienten. Durch geiſtliche Auszeichnungen vergalten die Päpſte Clemens XI. und Benedict XIII. die Freude, welche ihnen Creſcimbeni's Thätigkeit und ſeine Leiſtungen machten. Endlich erhielt auch die Arkadia durch ein Geſchenk König Johann V. von Portugal ein Grundeigenthum, das ſie der fernern Wanderungen überhob. Nachdem ſie faſt alle 7 Hügel durchzogen war, kehrte ſie zu dem zurück wo ſie ausging. Das noch ſtehende Theater ward auf dem Janiculus erbaut und am 9. Sept. 1726 die erſten olympiſchen Spiele an dieſer feierlichen Stelle zu Ehren des Königs von Portugal, wie billig, auf's herrlichſte begangen. Die Gedichte, die Creſcimbeni dabei vorlas, fanden lebhaften Beifall. Allmälig erlag aber ſein Körper den, öfter ſchon zurückgekehrten Anfällen eines Bruſtübels. Nachdem er noch, mit Erlaubniß des Ordensgenerals, durch Ablegung der Gelübde in die Geſellſchaft Jeſu eingetreten war, in deren Kleidung er zu ſterben begehrte, verſchied er am 8. März 1728. Noch bei ſeinem Leben hatte er ſich in der Kirche S. Maria Maggiore ein Denkmal errichten laſſen, das nur die einfachen Buchſtaben trug, I. M. C. P. ARC. e. Ioannes Marius Crescimbenius pastorum Arcadum custos. Dann neben ſeinem Wappen die arkadiſche Hirtenpfeife. Er war ſo ſanft, wohlwollend, entgegenkommend, beſcheiden, daß ſein Verluſt durch ganz Italien lebhaft empfunden wurde. Unter ſeinen ſehr zahlreichen Werken, zum Theil Gelegenheitsſchriften, lobpreiſende Lebensbeſchreibungen, dürften nur die ſchon genannten ihm einen rühmlichen Platz in der Literargeſchichte ſeines Vaterlandes für alle Zeiten ſichern. Vor ſeiner Istoria d'Arcadia ediz. di Roma 1712. 12. findet man ein Leben Creſcimbeni vom Canonicus Mancurti aus Imola, gedruckt zu Ver. 1730.

Creta, ſ. Candia.

Creticus, ſ. Rhythmus.

Creüſa, der Name mehrerer berühmten Frauen des griechiſchen Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter des Krechteus, welche an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor aus der Umarmung Apolls den Jon geboren hatte, mit ihrem dritten Gemahl aber den Achäus zeugte; ſodann die Tochter des Priamus und der Hekuba, und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Askan zeugte. Als bei dem Brande Troja's Aeneas mit den Götterbildern, ſeinem Vater, ihr und ſeinem Sohne flüchtete, war ſie plötzlich von ſeiner Seite verſchwunden. Er kehrte zurück und ſuchte ſie vergebens im Getümmel, bis ſie ihm in verklärter Geſtalt erſchien und verkündigte, daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß ſie Phrygien verlaſſe, ſie zu ſich genommen habe.

Creutz (Guſtav Philipp Graf von), eben ſo ausgezeichnet in der Literatur ſeines Vaterlandes als in ſeinen Geſchichtsbüchern, war in

Finnland 1726 geb. Zwar für's öffentliche Leben gebildet, fühlte er entſcheidende Neigung zur Dichtkunſt und entzog ſich daher oft den Freuden der großen Welt, um in ländlicher Zurückgezogenheit der gigantiſchen Natur ſeines Vaterlandes und ſeinen Lieblingsſchriftſtellern ſich ſchwärmeriſch hinzugeben. Damals ging eine lebhaftere Theilnahme an geiſtiger Unterhaltung zunächſt von Friedrich II. Schweſter, Luiſe Ulrike aus, die ſeit 1751 in Schweden regierte. Zu dem nähern Kreiſe ihres Umgangs, wo heimiſche Sprache und Dichtkunſt ſinnig geübt und gepflegt wurde, gehörte Gr. Creutz. Noch ehrt man ſeinen Atis og Camilla, Sth. 1761. 8., ein erotiſches Gedicht in 5 Geſängen, das jenen Vereinigungen ſein Entſtehen verdankte, als eine der lieblichſten Muſengaben in ſchwediſcher Sprache. Noch wird es als Muſter des zarten Ausdrucks, eben ſo wie ſein Brief an Daphne bewundert. Bald darauf ward Creutz vom König Adolph Friedrich zum ſchwediſchen Miniſter in Madrid ernannt. Mehrere Briefe an Marmontel über ſeinen dortigen Aufenthalt beweiſen, wie glücklich er beobachtete. Einige Jahre ſpäter vertauſchte er den Poſten in Madrid, mit dem gleichen in Paris, wo ſein Haus von nun an dem Talente gaſtlich offen ſtand. Namentlich ſchloß er ſich an Marmontel und Gretry enger an, deren Erfolge ihm, wie als wären es eigne, Freude machten. Noch wurde ihm während ſeines 20jährigen Aufenthalts zu Paris, die Freude mit dem ehrwürdigen Benjamin Franklin am 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwiſchen Schweden und der jungen Republik der Vereinigten Staaten, Namens ſeines Königs, abzuſchließen. Seine Verdienſte zu belohnen, berief ihn Guſtav nach Schweden zurück, ſtellte ihn an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, ernannte ihn zum Rector der Univerſität Upſala, und ſchmückte ihn mit dem Seraphinenorden. Aber ſein ſchwächlicher Körper erlag bald dem rauhen Klima ſeines Vaterlands. Lebhaft von ſeinem König und ſeinem Volke betrauert, ſtarb Creutz im J. 1785. Die vom König Guſtav erkaufte creutz'ſche Bücherſammlung befindet ſich noch im Schloſſe zu Haga. Unter dem Titel Vitterhets Arbeten of Creutz og Gyllenborg, ſind ſeine hinterlaſſnen Schriften mit denen ſeines Freundes Gyllenborg, Stockh. 1795. 8. herausgekommen. Bei einem Seraphinenkapitel am 28. April 1786 las König Guſtav ſelbſt des ehrenwerthen Mannes Lobrede.

Creuz (Friedrich Carl Caſimir Freiherr von), ein jetzt faſt ganz vergeſſner deutſcher Dichter im Lehrfache, war zu Homburg vor der Höhe 1724 geb. Er zeigte ſchon ſo früh ſo großes Talent und ſo große Brauchbarkeit für öffentliche Geſchäfte, daß er, noch nicht 22 Jahr alt, als Hofrath in der Regierung von Homburg mit Sitz und Stimme angeſtellt ward. Zwiſchen den Familien von Homburg und Darmſtadt beſtanden damals ſehr lebhafte Streitigkeiten. Die Leitung der homburgiſchen Anſprüche ward Creuz übertragen, der nach manchen Proben ſeiner Anhänglichkeit für die dieſſeitige Sache (denn ein ganzes Jahr lang mußte er auf einer darmſtädter Veſte ſeinen Eifer büßen) und nach vielfältigen Anerkennungen ſeiner Treue, ſie endlich zu vermitteln und durch eine Verheirathung völlig auszugleichen wußte. Während dieſer Zeit hatte er Reiſen nach Berlin und Wien machen müſſen, wo ihm überall die verdiente Aufnahme wurde. Die Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin namentlich ernannte ihn 1751 zu ihrem Mitgliede und der Kaiſer ehrte ſeine Kenntniſſe durch den Titel eines Reichshofraths. Den Anſtrengungen ſeines Berufs, denn ihm war die oberſte Leitung des homburger Landes übergeben, und ſeinen ſchriftſtelleriſchen Nachtwa-

chen erlag ſein Körper ſchon am 6. Sept. 1779. So wenig ſeine dichteriſchen Erzeugniſſe auch jetzt gekannt ſind, ſo ſind ſie es doch, die ſeinem Namen hier die Stelle verdienen. Zwar kommen mit Recht ſeine Oden und Lieder (2 Bde Frankf. a. M. 1769) den meiſten eben ſo ſententiös nüchtern vor, wie ſein Seneca (Frankf. 1754, 8.) Doch muß man nicht vergeſſen, daß er durch Gediegenheit und ernſte Würde der Gedanken, die ſich namentlich in ſeinen Gräbern, 6 Geſänge, zeigt, eine Periode der deutſchen Literatur mit herbeiführte, deren wir uns noch alle erfreun.

Creuzer (mit ganzem Namen: Georg Friedrich, in ſpätern Schriften bloß Friedrich), einer der geehrteſten Philologen und Alterthumsforſcher Deutſchlands iſt zu Marburg am 10. März 1771 geb. Auf den Frühverwaiſten wirkte ſehr wohlthätig ein gelehrter Oheim, der Landprediger Bang, der den Fleiß des Knaben vorzüglich auf Klaſſiſches hinwies. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Marburg und Jena lebte Creuzer eine Zeitlang in und bei Gießen mit dem ernſtlichen Durchforſchen der griechiſchen Geſchichtſchreiber beſchäftigt, nebenher durch Unterricht thätig. Jener Periode ſeines Lebens gehört ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit: Herodot und Thucydides. Verſuch einer nähern Würdigung ihrer hiſtoriſchen Grundſätze, Leipz. 1798. 8. (auch 1803), die eben ſo, wie ſeine Schrift: De Xenophonte hystorico 1799. 8. mit Beifall aufgenommen wurde. Ein kürzerer Aufenthalt zu Leipzig als Hauslehrer im J. 1798, wo er auch Beck's und Hermann's Vorträge nicht verſäumte, befeſtigte ihn in der Liebe zu den Alten. Nach Marburg zurückgekehrt, beſtimmte er ſich dem akademiſchen Leben, und Savigny bot alles auf, um ihn ganz für dieſen Beruf zu gewinnen, und ihn durch Uebertragung der Profeſſur der Eloquenz 1802 noch näher an Marburg zu binden. Auf's neue verſenkte ſich Creuzer in die griechiſchen Geſchichtſchreiber (die hiſtoriſche Kunſt der Griechen Lpz. 1803) und fand bei ihrem gründlichen Studium Erholung von den läſtigſten Amtsarbeiten, deren Nutzen ihm nicht einleuchten wollte. Dieſe ewigen Elogia u. ſ. w. verleideten ihm alle andern, ſonſt erwünſchten Verhältniſſe zu Marburg. Willig folgte er daher, als 1804 der Ruf als Lehrer der Philologie und alten Hiſtorie zur neugekräftigten Univerſität Heidelberg an ihn erging. Schon der Ort, wo neben der reizenden Natur ſo viele Erinnerungen auf den Empfänglichen einwirken, bewies ſeine aufregende Kraft an Creuzer und an den mit ihm dort verbundnen Gelehrten. Zur Herausgabe der Studien verband er ſich mit Daub (ſpäter von dem letztern allein beſorgt, 1803—1819. 6 Bde). Allein gab er ſeine, leider noch nicht fortgeſetzten: Historicor. grac. antiquissimor. fragmenta, 1805. 8. leitete durch ſeine Schrift: das akademiſchn Studium des Alterthums 1807 die Errichtung des noch unter ihm blühenden philologiſchen Seminars ein und nahm, obgleich nur für kurze Zeit, Antheil an den ſo kräftig auftretenden heidelberger Jahrbüchern. Außerdem wirkte er durch Wort und Beiſpiel auf einen großen Kreis ihn liebender Schüler. Die gewünſchten Vorleſungen über Mythologie und Archäologie führten Creuzer nun einem Gebiete grade zu, das er bei der bisherigen Richtung ſeiner Forſchungen ohnehin fortwährend berührt hatte. Als erſte Probe ſeiner Anſicht über den Zuſammenhang der Mythen der alten Welt kann ſein Dionysus s. Commentatt. academ. de rerum Bachicarum originn. Heidelb. 1808, gelten. Creuzer zufolge nämlich gibt es eine älteſte Maſſe griechiſcher Poeſie (denn Griechenland muß uns die ganze alte Welt aufſchließen) deren Inhalt aus dem Oriente entlehnt iſt. Homer, und beſonders Heſiodus,

ſtatt als Urheber und Schöpfer der Religion oder auch nur der Mythologie gelten zu können, ſetzen vielmehr eine ganze Welt von Poeſie, Philoſophie und Theologie voraus. Jener Maſſe älteſter griechiſcher Poeſie iſt aber auch das Symboliſche, ja ſelbſt das Magiſche und Allegoriſche ſchon beizulegen. Zwar hat dieſe, dem Oriente entlehnte Poeſie ſich den wechſelnden Formen der Zeiten angeſchmiegt, iſt aber ihrem Inhalte nach den Griechen nie ganz fremd geworden. Sie erhielt ſich in den Prieſterſchaften und Myſterien, wurde ſpäterhin von Hiſtorikern und Philoſophen unterſucht, kann aber von uns noch in ihren weſentlichen Lehren erkannt und dargeſtellt werden. Als älteſte Ueberlieferer dieſer alten Weisheit gelten ihm die Pelasger, wenn nicht ein herrſchender Prieſterſtamm, doch ein Stamm mit herrſchenden Prieſtern. Aber auf Griechenlands Boden gediehen nicht abgeſchloſſne Prieſtereinrichtungen. Die Hellenen vertrieben die Pelasger. Nach dem Erlöſchen der alten Geſchlechter wurde das Helleniſche immer mehr abgewandt vom Morgenländiſchen, wurde heller, aber inhaltleerer. Prieſtergeſchlechter hatten ſich kaſtenmäßig zuſammengezogen, und was von alter bedeutungsvoller Poeſie noch übrig war, fand ſich in die Myſterien zuſammengedrängt. Bei Homer und Heſiodus ſind deutliche Spuren, daß ſie ältre Begriffe und Ueberlieferungen ſelbſt ſchon mißverſtanden, doch bei beiden auch Beweiſe, daß ſie in der alten Theologie nicht unwiſſend waren. In einer höhern Offenbarung müſſen wir demnach den erſten Keim der höhern Lehren ſolcher Art finden, und das ſcheinbar Gelöſte zu dieſem Urzuſammenhange hinaufdeutend, müſſen wir bei ähnlichen Sinnbildern und Allegorien auf eine gleiche Uranſicht ſchließen. Die gelehrteſte Entwicklung gab Creuzer dieſen Sätzen in ſeiner: Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen, deren neue Ausgabe (Leipz. und Darmſtadt 1819. 21. 8. 5 Bde, nebſt einem Atlaſſe) den Widerſpruch noch lebhafter erregte, den die frühere, weniger durchgeführte ſchon erfahren hatte. Namentlich iſt G. Hermann in den Briefen über Homer und Heſiodus, vorzüglich über die Theogonie, Heidelb. 1818, dann in einem Briefe an Creuzer über das Weſen und die Behandlung der Mythologie, Lpz. 1819, ihm mit einer Klarheit und Conſequenz entgegengetreten, die ſeiner Anſicht viele Freunde gewonnen hat. Weniger möchte das J. H. Voß erreicht haben, der ſeinem Widerſpruche (Jen. L. Z. 1821. N. 81—87) durch gehäſſige Nebenzuflüſterungen glaubte Gewicht geben zu müſſen. Sicher hat die Ueberſicht der im Hauptwerke mit allem Prunke holländiſcher Gelehrſamkeit ausgeſtatteten Sätze durch einen, von Moſer beſorgten Auszug der Symbolik und Mythologie, Lpz. und Darmſt. 1822. 1 Bd. 8. für Viele an Faßlichkeit gewonnen. Nur durch eine kurze Pauſe wurde Creuzer's unermüdete Thätigkeit zu Heidelberg unterbrochen. Einem ehrenvollen Antrage der Prof. der Philologie zu Leyden war er auf Wyttenbach's und Meermann's Zureden in augenblicklicher Mißſtimmung gefolgt; aber noch ehe er die ihm beſtimmte Lehrkanzel beſtiegen hatte (durch die Rede: De civitate Athenarum omnis humanitatis parente; Lugd. Bat. 1809. 8. wollte er von ihr Beſitz nehmen) fühlte er die Einwirkung eines ihm feindlichen Klima's und kehrte noch im Oct. deſſelben Jahrs 1809 nach Heidelberg zurück, wo er, von treuen Freunden herzlich empfangen, raſch in den Kreis ſeiner vorigen Wirkſamkeit wieder eintrat. Seitdem erſchien von ihm eine Ausgabe von: Plotinus de pulcritudine, acced. Procli disp. de pulcritudine et unitate, Nicephori Nathanaelis antitheticus. Heidelb. 1814. 8. und nebſt mehrern andern Aufſätzen, eine Darſtellung ſeines

Lebens in den Zeitgenoſſen, gewiß das dankenswertheſte Geſchenk für die große Menge ſeiner Verehrer und Schüler. Creuzer führt den Titel: Geh. Hofrath.

Crevenna, Peter Anton, gewöhnlich Bolongaro Crevenna genannt, gehört zu den geachtetſten neuern Bibliographen Italiens. Er war zu Mailand geb. und verdankte einem Stiefvater, Jacob Philipp Bolongaro (deſſen Namen er annahm), ein beträchtliches Vermögen. Liebe zu den Wiſſenſchaften, beſonders literärgeſchichtliche Forſchungen, füllten die von einem großen Handelsgeſchäfte freien Stunden und wurden ihm Anlaß, ſich eine auserleſne Bücherſammlung anzuſchaffen, die er fleißig benutzte. Durch die gelehrten Nachrichten, die er über den Beſtand ſeiner Bibliothek bekannt machte, oder bekannt machen ließ, haben die Werke, die zu ihr gehörten, bei den Liebhabern Werth und dieſe Verzeichniſſe ſelbſt, bibliographiſche Autorität erlangt. Zuerſt erſchien ein Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crévenna. Amst. 1776 gr. 4. 6 Bde. Noch iſt unentſchieden, ob er von Crevenna oder von Ocheda herſtammt. Durch genaue Beſchreibungen von Incunabeln, durch Collationen ſeltner Bücher, und zum erſtenmale gedruckte Briefe mehrerer Gelehrten des 17. und 18. Jahrh. iſt dieſer Katalog ein für die Literärgeſchichte wichtiges Werk geworden. Doch reicht er nicht hin, um die Bedeutenheit der crevennaſchen Bibliothek kennen zu lernen. Man muß ihn dafür mit dem andern Catalogue des livres de la bibl. de M. Crévenna Amst. 1789. 6 Theile in 8. vergleichen, der wieder durch beigedruckte Preiſe, durch neue, ſehr gehaltreiche Noten, obgleich bei weitem nicht alle des frühern Verzeichniſſes aufgenommen ſind, eigenthümlichen von den Bibliothekaren anerkannten Werth hat. Dieſe Liebhaberei war nicht bloß ein müßiger Zeitvertreib. Schon die genannten beiden Werke würden dagegen zeugen; aber außerdem iſt bekannt, daß Crevenna eine Geſchichte des Urſprungs und der Fortſchritte der Buchdruckerkunſt beabſichtigte, zu der ſchon eine große Menge Facſimiles vorräthig lagen. Wahrſcheinlich hinderte eben die Menge der Kupferplatten (Crevenna ließ meiſt die ganze erſte und letzte Seite der ausgewählten Werke ſtechen) das Erſcheinen des Buchs. Man muß bedauern, daß nach ſeinem Tode keine Probe gegeben worden iſt. Ungeachtet ſeiner Liebe zu dieſen Studien hatte ſich Crevenna doch im J. 1790 vom größten Theile ſeiner Bibliothek durch Verſteigerung getrennt. (Was ihm nachgeblieben war, erfährt man durch den Catal. de la bibl. de feu M. Crévenna. Amst. 1793. 8.) Bald verließ er Holland, wo er bisher gelebt hatte, um ſein Vaterland wieder zu ſehen. Auf der Reiſe ſtarb er zu Rom am 8. Oct. 1792.

Crichton (James). Unter allen bekannt gewordnen frühreifen Menſchen iſt dieſer wohl der berühmteſte und merkwürdigſte. Kaum 20 Jahr alt, ſchrieb und ſprach er zehn verſchiedne Sprachen, und zeichnete ſich in allen körperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſchrieb damals: „Hier iſt ein junger Menſch angekommen, etwa 20 Jahre alt, dem ſelbſt die erſten Profeſſoren der Akademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wiſſenſchaften vollkommen ſei. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Inſtrumentalmuſik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Malen, noch Reiten hat man ſeines Gleichen geſehn. Er weiß mit beiden Händen zu fechten, daß Keiner ihm etwas anhaben kann. Seine Geiſtesgegenwart iſt unerſchütterlich; er diſputirte neulich vor einer Verſammlung von 3000 Zuhörern, und ſetzte durch die Richtigkeit, Gelehrſamkeit und Beſtimmt-

heit ſeiner Antworten alle in Erſtaunen. Er ſpricht lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, ſyriſch, arabiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch, engliſch, flamändiſch und ſlavoniſch, alle Sprachen gut. Wahrhaftig, man ſollte nicht glauben, daß ein Menſch, auch bei einem hundertjährigen Alter, ſelbſt wenn er weder äße noch ſchliefe, ſo viele Kenntniſſe in ſich vereinigen könne. Sein Daſein erfüllt alle mit paniſchem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Menſch wiſſen kann; man fürchtet, er ſei der Antichriſt." Crichton verließ die Hauptſtadt Frankreichs und ließ ſich endlich, nachdem er Rom, Venedig und Padua geſehen hatte, in Mantua nieder, wo er Führer des jungen Vincent von Gonzaga, Sohn des Herzogs, wurde. Während einer Karnavalsluſtbarkeit wurde er von einigen vermummten Perſonen mit Waffen angefallen: er entwaffnete ſie augenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er ſie hier entlarvte, zu ſeinem Befremden ſeinen eignen Zögling. Ehrerbietig gab er dieſem den Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den ſchon Eiferſucht zu der That bewogen hatte, konnte dieſe beſchämende Großmuth nicht ertragen, und ſtieß ihm den Degen durch die Bruſt. Crichton ſtammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war geboren 1551 in der Grafſchaft Perth in Schottland, und ſtarb 1583. Man nennt ihn als Verfaſſer mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Balbe), einer der größten Kriegshelden des 16. Jahrhunderts und Freund Heinrich IV. war aus einer angeſehenen piemonteſiſchen Familie, im J. 1541 zu Murs in der Provence geb. Als jüngerer Sohn gab man ihm von einer der Familie gehörigen Beſitzung den Namen Crillon, ein Name, den er durch Thaten und Tugenden bald ſo verherrlichte, daß die Häupter des Hauſes Balbe ihn zu dem Ihrigen machten. Der Soldat nannte unſern Crillon den Mann ohne Furcht (l'homme sans peur), Carl IX., Heinrich III. und die Königin Margarethe nannten ihn nur „le brave," Heinrich der Große gab ihm aber den Beinamen, „le Brave des braves." Dabei glich ſein Freimuth und ſeine edle Geſinnung ſeiner Tapferkeit, und er war durch Menſchlichkeit und Tugend nicht minder berühmt als durch ſeine Heldenthaten. Seine lange Laufbahn verherrlichte fünf Regierungen, Heinrichs II., Franzens II., Carls IX., Heinrichs III. und insbeſondere die Heinrichs IV. Wir können ihm darin nicht ins Einzelne folgen und beſchränken uns daher aufs Allgemeine. In ſeinem erſten Feldzuge (1557) trug er durch eine kühne und glänzende Waffenthat viel zur ſchnellen Eroberung von Calais bei. Crillon iſt der Erſte in der Sturmlücke; er trifft hier den Feſtungs-Commandanten, ergreift ihn und wirft ihn in den Graben. Die Engländer hatten eilf Monate zur Wegnahme des Platzes gebraucht; die Franzoſen erobern ihn in acht Tagen wieder. In der Folge zeichnete er ſich in den Schlachten von Dreux, von Jarnac und von Moncontour (1561, 1563, 1569) gegen die Hugenotten aus. Als Maltheſerritter that ſich der junge Held auf den Kreuzzügen gegen die Türken ſehr hervor. Selim II. hatte die Inſel Cypern von den Venetianern erobert. Der Schrecken vor den Waffen der Muſelmänner erfüllte ganz Europa, eine Coalition wurde gebildet, eine große Flotte verſammelt und die berühmte Seeſchlacht von Lepanto (1571) geliefert. Crillon hatte in dieſem furchtbaren Kampfe Wunder der Tapferkeit gethan, und die Wahl, die große Siegesnachricht dem Papſte und dem Könige von Frankreich zu überbringen, fiel daher auch auf ihn, ob er gleich verwundet war. Er ward vom Papſt (Pius V.) und vom Kö-

nig von Frankreich (Carl IX.) mit Gnaden und Ehren überhäuft. Die Mordſcenen der Bartholomeusnacht, deren Vorbereitungen man Crillon ſorgfältig verborgen hatte (1572), wurden von ihm laut gemißbilligt. Wir finden Crillon im nächſten Jahre bei der berühmten Belagerung von La Rochelle und in der Folge faſt bei allen andern Ereigniſſen, wo es Tapferkeit und Muth galt. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des Herzogs von Guiſe, die von den Ständen in Blois beſchloſſen war, anzutragen. Crillon lehnte den Antrag mit Entſetzen ab: „Ich kann die Ehre nicht mit einer Schandthat beflecken" iſt ſeine Antwort. Der König will ihm Gründe vortragen. „Sprechen Sie nicht aus, Sire, ruft ihm Crillon zu, und erlauben Sie, daß ich mich vom Hoflager entferne, um darüber errôthen zu können, daß mein König, für den ich tauſendmal mein Leben zu opfern bereit bin, mir das Opfer meiner Ehre und meines Ruhms hat zumuthen wollen." Unter Heinrich IV. focht Crillon für denſelben gegen die Liguiſten mit dem größten Heldenmuth. Bei dem Gefecht, das Heinrich bei Arquès in der Normandie gegen den Herzog von Mayenne lieferte, war Crillon nicht gegenwärtig. Bei dieſer Gelegenheit war es auch, daß Heinrich ihm das, berühmt gebliebene Billet ſchrieb: pends toi, brave Crillon, nous avons combattu à Arques et tu n'y étais pas. Adieu, brave Crillon, je vous aime à tort et à travers. Wir führen von ſeinen ſpätern Kriegsthaten nur noch einige an. Es gelingt Crillon ſich perſönlich in Quillebeuf zu werfen, das nur von einer kleinen Schaar tapferer Männer gegen die Armee des Marſchalls Villars vertheidigt wird. Villars fodert die Stadt auf's neue auf, und ſtellt Crillon vor, daß es ihm unmöglich ſei, einen faſt offnen Platz, ohne Munition, ohne hinreichende Beſatzung gegen ſeine Armee zu halten, Crillons heldenmüthige Antwort war: Crillon est dedans, et Villars est dehors. Villars hierüber aufgebracht, befiehlt Sturm zu laufen, aber Crillon ſchlägt den Angriff zurück und die Belagerung wird aufgehoben. Von dieſem denkwürdigen Tage her datirt ſich die kühne Antwort: „daß ein Platz von Crillon vertheidigt, ſich nur durch Abkommen übergebe." Der junge Herzog von Guiſe, der ſich mit Crillon in Marſeille befand, vor deſſen Hafen eine ſpaniſche Flotte kreuzte, erlaubte ſich hier einen Scherz mit ihm, der aber Gelegenheit wurde, Crillon's Heldenſinn in ſeiner ganzen Größe zu zeigen. Guiſe dringt mit einigen ſeiner jungen Freunde um Mitternacht in Crillon's Schlafgemach. Sie wecken ihn haſtig auf und rufen aus, es ſei alles verloren; die Spanier hätten ſich des Hafens und aller wichtigen Punkte der Stadt ſelbſt bemeiſtert; es ſei keine Rettung möglich. Nun ſchlägt der junge Herzog Crillon vor, ſich mit ihm zu retten. Crillon weiſt dieſen Antrag mit Unwillen ab: es iſt beſſer, ruft er aus, mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als den Verluſt dieſes Platzes zu überleben. Er bewaffnet ſich, ſtürzt die Treppe hinunter, bis ihn endlich das Lachen des jungen Herzogs belehrt, daß nur Scherz mit ihm getrieben worden. Crillon dreht ſich ernſthaft um, faßt den Herzog bei der Bruſt und ſagt: „Junger Menſch, verſuche es nie, damit zu ſpielen, das Herz eines braven Mannes auf die Probe ſetzen zu wollen. Bei Gott, hätteſt du mich ſchwach gefunden, ich ſtieße dir jetzt dieſen Dolch in's Herz!" Als endlich der Friede mit Savoyen die Kriege geendigt, welche Europa erſchüttert hatten, zog ſich Crillon nach Avignon zurück und ſtarb daſelbſt 1616 im 75. Jahre. Die Geſchichte zeigt uns dieſen großen Helden glän-

zend im Gefecht, weiſe im Rathe, ein Sklave ſeines Worts und jeder Pflicht; er wankte in ſeiner Treue an Heinrich III. nicht, auch als die Krone für ihn verloren ſchien; er war Heinrich IV. treu, als noch alles erſt zu erobern war. Aber Crillon hatte auch viele Eigenheiten. In ſeinem Freimuth trieb er es bis zur Rohheit. Seine eigene Empfindlichkeit aber hatte keine Grenzen, und nur ein verletzendes Wort brachte ihn außer ſich. Im Fluchen und Schwören ſuchte er ſeine Meiſter und in den letzten Tagen ſeines Lebens beſiegelte er das Verſprechen, nicht mehr zu ſchwören, mit ſeinem Lieblingsſchwur. Neben Bayard iſt Crillon der großartigſte Charakter dieſer Art, den man in der franz. Geſchichte findet.

Crillon = Mahon (Louis, Herzog von), aus der Familie des Vorſtehenden, war 1718 geb. Er widmete ſich früh dem Dienſt der Waffen, und machte 1733 in Italien unter dem Marſchall von Villars ſeinen erſten Feldzug. Bald zog er durch ſeinen Muth und ſeine Beſonnenheit die Aufmerkſamkeit ſeiner Obern auf ſich. In dem Feldzug von 1742 unter dem Herzog von Harcourt warf er ſich mit 150 Baiern und 200 Franzoſen in Landan an der Iſer und hielt die feindliche 10,000 Mann ſtarke Vorhut einen ganzen Tag auf. In den Unterhandlungen die Uebergabe betreffend, ſagte der junge Krieger: „Ich führe einen großen Namen, deſſen Ehre ich erhalten und vermehren muß.“ Der feindliche Befehlshaber antwortete ihm auf einen Ausdruck ſeines großen Ahnherrn anſpielend: „pends toi, brave Crillon, tu seras pris.“ An dem großen Siege bei Fontenoi (1745) hatte Crillon Antheil und in der Nacht, die der Schlacht folgte, eroberte er mit einem kleinen Detaſchement noch einen Artilleriepark von 50 Kanonen. Auch an dem für die franzöſiſchen Waffen im ganzen ſo wenig ehrenvollen ſiebenjährigen Kriege nahm Crillon Theil und erwarb ſich, wo er einzeln focht, viel Ruhm. Er befehligte z. B. in Weißenfels, als Friedrich der Große mit ſeinem Heere auf dem Zuge nach Rosbach davor eintraf. „Ich wurde hier, erzählt Friedrich ſelbſt in ſeinen Memoiren, mit meiner ganzen Armee von 17 Compagnien franz. Grenadiere aufgehalten, die ein Abkömmling des großen Crillon befehligte.“ Bekanntlich war gegen Ende des ſiebenjährigen Kriegs von einer Landung in England die Rede. Crillon wurde dabei eine Hauptrolle zugedacht, und er erhielt zu dem Ende in den drei Provinzen Picardie, Artois und Boulonnais den Oberbefehl. Es blieb aber, wie 50 Jahr ſpäter unter Napoleon, bei bloßen Drohungen. Nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges bewogen Mißverhältniſſe mit dem franz. Miniſterium Crillon, die franz. Dienſte mit den ſpaniſchen zu vertauſchen. Es war eben der Krieg mit Portugal ausgebrochen, und Crillon kam noch zeitig genug bei der ſpan. Armee an, um der Uebergabe von Almeida beiwohnen zu können. In dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege bemächtigte ſich Crillon (1782) auf eine höchſt ausgezeichnete Weiſe der Inſel Minorca, erhielt dafür die Würde und den Titel eines Herzogs von Mahon, ward zum Grand von Spanien und zum General = Capitän aller ſpaniſchen Armeen ernannt. Die Belagerung von Gibraltar wurde jetzt unternommen und auch hier erhielt Crillon den Oberbefehl. Wir verweiſen deshalb auf den Art. Gibraltar. Nach dem Frieden von Verſailles erhielt Crillon das Gouvernement der Königreiche Valentia und Murcia, und ſtarb in Madrid im J. 1796, ohne an den letzten Feldzügen gegen Frankreich Theil genommen zu haben.

Criminalrecht, peinliches Recht, Strafrechtswiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft von den Pflichten des Staats bei Uebertretung der Strafgeſetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, ſo müſſen Rechtsverletzungen nicht allein durch phyſiſchen, ſondern auch durch pſychologiſchen Zwang abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, ſondern er muß a) durch Bekanntmachung des Strafgeſetzes beſtimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, deſſen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Geſetzgebers dazu geeignet iſt, den Trieb zur Begehung jener That in allen dem Strafgeſetze unterworfenen Perſonen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgeſetzes jener Androhung, die ſonſt für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verſchaffen. Zweck und Rechtsgrund der Strafe iſt nicht das Zuvorkommen künftiger Rechtsverletzungen von Seiten des zu beſtrafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der unternommenen Rechtsverletzung (jus talionis), nicht Wiederherſtellung der rechtlichen Ordnung in der Geſellſchaft, nicht unmittelbare Abſchreckung von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes des Verbrechers, obgleich viele Geſetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieſer Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. Gereinigte Anſichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München, ſ. deſſen Reviſion d. Grundſätze u. Grundbegriffe d. poſitiven peinl. Rechts und ſ. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner den Schriften von Klein, Kleinſchrod, Grolmann, Zacharia, Tafinger; und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswiſſenſchaft. Doch hat man ein ſogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philoſophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und ſeiner Ausübung, aufgeſtellt. Die deutſchen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutſchland geltende (deſſen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgeſetze ſind) und das beſondere, in einzelnen deutſchen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. **Quiſtorp's** Grundſ. d. deutſchen peinl. Rechts, herausgeg. v. Klein. **Stübel's** Syſtem des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Kurſachſen geltenden Geſetze. **Tittmann's** Handb. des gemeinen deutſchen peinl. Rechts.) Unter den Kriminalgeſetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die (durch Roſt aller Barbarei und unverhältnißmäßige Härte der Strafen entſtellte, daher neuerlich in England ſelbſt ſtrenger Prüfung unterworfene) engliſche, 2) die toscaniſche unter Leopold, 3) die neuere preußiſche, 4) die öſterreichiſche ſeit Maria Thereſia, 5) die neuere franzöſiſche. (Ueber außereuropäiſche Criminal-Geſetzgebungen vgl. **Michaeli's** moſaiſches Recht. Geſetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamb. 1778. **Feuerbach's** Criminal-Jurisprudenz des Korans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Uebung des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Huſter, Paſtoret; durch Schriften, akademiſche Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entſcheidung wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide ſegnet die Menſchheit, ſei es auch, daß beide oft die Grenzen der richterlichen Gewalt ſelbſt überſchritten und überſchreiten lehrten. Hier kann nur der Ort ſein zu einigen Andeutungen über die Gegenſtände der Criminal-Rechtswiſſenſchaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt: in Cri-

minal=, Civil= und Polizei=Verbrechen (nach Verſchiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Geſetze, welche übertreten worden ſind); in Staats= und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlaſſung; in gemeine und beſondere (Verbrechen einer beſondern Klaſſe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Geſetze wegen einer beſondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die ſonſt feſtgeſetzte Strafe vorſchreiben), in ſchwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemiſchte; in ſolche, welche in die Sinne fallende Merkmale zurücklaſſen und welche dergleichen nicht zurücklaſſen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorſätzliche und unvorſätzliche (delicta dolosa, colpusa) u. ſ. w. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß dieſe Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Geſetzgebungen ſind. In dieſer Abhängigkeit von den poſitiven Geſetzgebungen ſteht beſonders auch die Claſſification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutſchen Rechte folgende Claſſification aufgeſtellt: I. determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moraliſchen Perſönlichkeit des Staats ſelbſt, oder an dem Regenten, als ſolchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majeſtät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufſehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserſchleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als: α) rechtswidrige Selbſthülfe (welche von Privatrache und Nothwehr zu unterſcheiden iſt) ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; β) Befreiung eines Gefangenen, von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen ſelbſt, dritter Perſonen; γ) Verletzung der Urphede, des eidlichen Verſprechens, ſich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweiſungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B) Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen urſprüngliche Rechte des Menſchen und Bürgers, b) Verletzungen des Rechts auf das Leben, α) Todtſchlag und einfacher Mord; beſonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, β) geſetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Eltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Perſonen hohen Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); b) Verletzung der Integrität der menſchlichen Kräfte, α) einfache Körper=Verletzung, β) qualificirte Körper=Verletzungen, Vergiftung; c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Dispoſition an ſeinem Körper, namentlich: Menſchenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung; d) Verletzung des Rechts auf Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung, Pasquill und Schmähſchrift, bb) durch den Gegenſtand der Verletzung, beſonders Blasphemie, 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, α) durch bloße Beſchädigung, β) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebſtähle, αα) zum dritten Male begangener Diebſtahl, ββ) gefährlicher Diebſtahl, durch Einbruch, Einſteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat), als:

Kirchenraub (Sacrilegium), Peculat im engern Sinne, Crimen residui; cc) geſetzlich ausgezeichnet, nicht qualificirte Diebſtähle, αα) Entwendung aus einer Erbſchaft von Seiten eines Miterben, ββ) Familien-Diebſtahl (furtum domesticum), γγ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; dd) Entwendung durch Verletzung der Perſönlichkeit, Raub; b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandſtiftung, β) verurſachte Ueberſchwemmung; c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderausſetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) ſträfliche Unfruchtbarmachung, B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, 2) Verbrechen durch Täuſchung eines Andern, a) Fälſchung und Betrug, b) qualificirte Fälſchung, als: Meineid, Grenzverrückung, Prävarication, d. h. Begünſtigung der Gegenpartei in einem Rechtsſtreite; Verläumdung, Concuſſion, Erpreſſung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine determinirte Polizei-Vergehen, A. Vergehen gegen die Geſetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit ſolchen Handlungen, aus denen man auf die Ernſtlichkeit der Drohung ſchließen kann; B. Verbrechen gegen Geſetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines geſetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeſchäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenſtände des Lebens-Unterhalts), Hazardſpiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Geſetze der Sitten-Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Geſetze der Sitten-Polizei, theils Geſetze der Bevölkerungs-Polizei, übertreten werden, 1) Fleiſchesverbrechen, beſonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Inceſt, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleiſchesverbrechen, Kuppelei; IV. Beſondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Beſtechung, 2) Unterſchlagung öffentlicher Gelder, Malverſation; B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten-Aufruhr; 2) individuell-gefährliche: Inſubordination, Verlaſſung des Poſtens, Treuloſigkeit an der Fahne, Deſertion, Verkaufen der Waffen u. ſ. w. Die Strafen ſind zu allen Zeiten und in allen Ländern ſehr verſchieden geweſen. Rohheit, Grauſamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannichfaltigſten, die Menſchheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäiſche Bildung fremd iſt, ja ſelbſt in vielen Ländern Europens noch jetzt vollſtrecken ſieht. Die in Deutſchland ehedem übligen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen claſſificirt Feuerbach alſo: I. unbenannte, z. B. Verluſt gewiſſer Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechaniſche oder phyſiſche, 1) Todes-Strafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwert oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsſtätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einem Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. ſ. w.; 2) verſtümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abſchneiden der Finger oder der Zunge, Ausſtechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als: Staupbeſen, Stockſchläge oder Ruthenzüchtigungen; 4) Freiheits-

ſtrafen, a) Verweiſung und Verſchickung, oder Anweiſung der örtlichen Grenzen, welche der Beſtrafte nicht überſchreiten darf; b) Freiheitsſtrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißſtrafe, Zuchthausſtrafe, öffentliche Arbeiten; B. pſychologiſche Strafen, 1) Ehrenſtrafen, a) bloß beſchämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; b) beſchimpfende, als: Halseiſen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adelichen Wappens, Anſchlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. ſ. w.; 2) Vermögensſtrafen: Geldſtrafen, Einziehung des ganzen Vermögens oder eines Theils deſſelben. Soll die Strafe, welche das Geſetz für ein Verbrechen beſtimmt hat, zuerkannt werden: ſo muß das Daſein oder der Thatbeſtand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden ſein. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus poſitiven Geſetzen herzuleitende Milderungsgründe laſſen aber in vielen Fällen nicht die geſetzlich beſtimmte, ſondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beſchäftigt ſich mit der gerichtlichen Erörterung und Entſcheidung aller, nach Strafgeſetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber ſchränkt man den Begriff derſelben in Deutſchland auf die eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entſtehuug der Patrimonial-Gerichte in Deutſchland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben und ſpäterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalprozeß (peinliches Verfahren) iſt ebenfalls doppelt, im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Straffachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen. Er iſt, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accuſatoriſch oder inquiſitoriſch (Anklage- und Unterſuchungsprozeß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquiſition, d. h. einer mit beſtimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortſetzung des Unterſuchungsprozeſſes. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechen verdächtig gewordene daſſelbe weder geſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann: ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geſtändniſſe ſollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls des V. zwei bis drei Tage nachher wiederholt und genehmigt werden. Bei dieſer ſogenannten Urgicht ſoll zwar kein Peiniger erſcheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) iſt, leider, noch nicht in allen deutſchen Ländern aufgehoben. In Sachſen ſind es bald 40 Jahr, daß Friedrich Auguſt ſie für immer verbannte. Die Vertheidigung (Defenſion), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner prozeſſualiſcher Handlungen, z. B. der Special-Inquiſition, der Tortur, wo dieſe noch Statt findet, zum Endzwecke hat, iſt keinem Angeſchuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt und darf, beſonders in wichtigen Criminalfällen, von dem Angeſchuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurtheils, wenn er nicht gänzlich freigeſprochen worden, noch einmal, und nach

der Verfaſſung verſchiedener Länder, auch wol zum dritten Male gefodert werden. Außer dem Geſuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verſchiedenheit der Landesverfaſſungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutſchen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Geſuch um Richtigkeitserklärung und andere zuläſſige Rechtsmittel aufgehalten werden. Ob bei einem juridiſch unvollſtändigen Beweiſe eines angeſchuldigten Verbrechens der Angeſchuldigte a) mit einer; von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zuläſſig, oder ob c) er gänzlich losgeſprochen ſei? — dieſe für die Menſchheit ſo wichtige, und neuerlich vielſeitig erörterte Frage hat im J. 1800 Veranlaſſung zu Aufſtellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinſchrod's u. Konopack's Archiv d. Crim. Rechts III. u. IV. Bd.) Die erſte Meinung (a) iſt in der Paxis angenommen, obſchon ſolche weder aus allgemeinen Rechtsgrundſätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem üblichen römiſchen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

Crimm, ſ. Taurien.

Criſis (Kriſis) in der Medizin (vom griechiſchen κρινειν, entſcheiden) nennt man ſo den Wendepunkt, aus welchem die Krankheit in Geneſung oder Verſchlimmerung übergeht. Am deutlichſten ſtellt ſich dieſer Wendepunkt in hitzigen Krankheiten und bei kraftvollen Kranken dar, zumal wo der Verlauf nicht durch heftige oder zweckwidrige Mittel geſtört wird. Der Wendepunkt, kündigt ſich durch vorhergehende heftige und ungewöhnliche Zufälle an. Die Krankheit ſcheint ſich zu verſchlimmern, und der innere Angriff auf die Organiſation erreicht den höchſten Grad. Bei der Wendung zum Guten laſſen nach der Kriſe die erſchütternden Zufälle nach mit einer ſichtbaren Ausleerung, Schweiß, Urin, Stuhlgang, Eiterabgang oder Blutung. Im andern Falle war die Erſchütterung der Organe vielleicht zu heftig, die Ausleerung geſchah zum Nachtheil edler Organe oder die Naturkräfte langen nicht zu eine heilſame Entſcheidung zu bewirken, die Krankheit geht entweder in langſame Entſcheidung (Kriſis), oder in eine andere Krankheit (Metaſtaſe) über. Bei regelmäßigen Fiebern pflegt die Wendung an beſtimmten Tagen einzutreten, die man kritiſche Tage (der ſiebenten, vierzehnten und ein und zwanzigſten) nennt, jedoch etwas vor oder rückwärts nach dem Klima oder der Natur des Kranken. Der ſchlechte Ausgang beſtimmt ſich gemeiniglich etwas vorwärts, der gute häufiger rückwärts. Die Halbſieben oder halb gevierte Zahl bringt unvollkommene kritiſche Vorzeichen. Nach einer heilſamen Kriſe fühlt ſich der Kranke erleichtert und die gefährlichen Zufälle müſſen verſchwinden.

Criterium (Merkmal oder Unterſcheidungszeichen). Kriterium der Wahrheit, iſt das Kennzeichen, welches beweiſt, daß unſre Anſichten mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens übereinſtimmen. Es betrifft folglich nur die Form, da für den Gegenſtand (Stoff) ſich keine allgemeinen Kennzeichen auffinden laſſen.

Croatien, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Königreich, welches mit Ungarn verbunden iſt (einen Theil ausgenommen, der unter dem Namen des carlſtädter Kreiſes zu dem neu geſchaffenen öſterreichiſchen Königreich Illyrien geſchlagen iſt). Es wird von der Drau, Sau, Kulpa und Unna bewäſſert, und wird von Ungarn, Sla-

vonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark begränzt. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Q. M. und 750,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutſchen und Ungarn vermiſcht. Die Croaten, ein ſlaviſcher Volksſtamm, bekennen ſich zur katholiſchen Religion und ſind als gute Krieger bekannt. In Rückſicht der wiſſenſchaftlichen Ausbildung und des Gewerbfleißes ſtehen ſie noch auf einer niedrigen Stufe; ja es fehlt zum Theil noch an den nothwendigen Handwerkern. Croatien zerfällt in Provinzialcroatien, welches aus den drei mit Ungarn verbundenen Geſpannſchaften Warasdin, Kreutz und Agram beſteht und eine Civilverfaſſung hat — und in Militärcroatien, welches die nämliche Verfaſſung wie die übrigen Militärgränzen Oeſterreichs hat, und in das carlſtädter und warasdiner Generalat und die Banatgränze eingetheilt iſt. Croatiens nördlicher Theil (Provinzialcroatien) iſt mehr hügelig und gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain ſich hineinziehen. Der ſüdliche Theil hingegen (Militärcroatien) hat an der bosniſchen und dalmatiſchen Grenze hohe Gebirge, die ſich bis zu 5400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Pliſſiviczagebirge und das Sriner Gebirge. Sie erſtrecken ſich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken ſind. Das Klima iſt geſunder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getreide, Mais, Obſt (beſonders Pflaumen), Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fiſche, Bienen, Eiſen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptſtadt des Königreiches iſt Agram.

Cromford auch **Crumford**, ein Ort in Derbyſhire in England, wo der berühmte **Arkwright** (ſ. dieſen Art.) zuerſt ſeine Baumwollenſpinnerei angelegt hat. Durch dieſe und einige ſpäter angelegte Spinnereien iſt Cromford ſehr nahrhaft geworden. Nach dem Muſter dieſes Ortes gründete in dem gewerbfleißigen Herzogthume Berg, nicht weit von Düſſeldorf, ein thätiger und unternehmender Mann, Brögelmann, eine große Baumwollenſpinnerei an, und nannte dieſe Anlage ebenfalls Cromford. Er erhielt von dem damaligen Kurfürſten, Carl Theodor, ein ausſchließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Verſuchen, auf die er ſein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den engliſchen, ſehr nahe kamen. Die Verſchiedenheit des Waſſers und feuchten Luft, die das Anſchließen der Fäden befördert, auch die Wohlfeilheit und Güte des Brennmaterials zu den Dampfmaſchinen ſcheint den engliſchen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Die brögelmann'ſche Fabrik beſchäftigt lange gegen 400 Menſchen, und mehr von hier aus, als von England, ſind ſpäterhin in der Schweiz, Sachſen und in andern Ländern die vielſeitig angelegten Baumwollenſpinnereien ausgegangen. Aus den bemerkten Urſachen gedeihen ſie auch bei uns in nebelreichen Gegenden enger Thäler beſſer als anderswo.

Cromwell (Oliver, Protector der Republik England, Schottland und Irland), eine der gewaltigſten dämoniſchen Naturen, welche je dem Abgrunde einer Revolution entſtiegen; ein Staatsmann und Feldherr, der, das Evangelium in der einen, das Schwert in der andern Hand, den Aufruhr aller Elemente des religiös-politiſchen Fanatismus erregte und überwältigte, dann mit ſchlauer, kühner Herrſcherluſt Großes vollbrachte, noch Größeres vorbereitete, und von der Mitwelt angeſtaunt, gefürchtet und verläſtert, erſt von der Nachwelt

gewürdigt, in den Hallen der Geſchichte jetzt vor uns ſteht, als ein Rieſenbild der Menſchenkraft, die durch Großthaten mit Verbrechen gepaart, den Sieg der Klugheit und den Nachruhm kalter Bewunderung erkämpfte, nicht den Sternenkranz der Unſterblichkeit. Oliver Cromwell geb. zu Huntingdon den 25. April 1599, ſtammte aus einem adeligen Geſchlechte, das durch Richard Williams, der von ſeiner Mutter Bruder, dem bekannten Staatsſecretär Heinrichs VIII., Thomas Cromwell, den Namen Cromwell annahm, und durch William ap Yeran bis zu den Baronen des elften Jahrhunderts hinaufſtieg. Sein Vater, Robert Cromwell, wurde als Beſitzer des Fleckens Huntingdon Parlamentsglied; zugleich unternahm er, um ſeine zahlreiche Familie zu erhalten, ein großes Brauereigeſchäft. Oliver Cromwell wurde ſtreng und ſorgfältig erzogen. Schon früh beſchäftigte ſeine Einbildungskraft die Ahnung einer großen Zukunft. Als Kind hatte ihn ein großer Affe aus der Wiege genommen, und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, auf das Dach geſtiegen. Späterhin wurde der kleine, wilde Waghals von einem Pfarrer aus dem Waſſer gezogen. Die ungewöhnlich ſtrenge Behandlung in der lateiniſchen Schule verleidete dem fähigen und ehrgeizigen Knaben allen geregelten Fleiß; dagegen ſpielte er mit großem Feuer in einem alten Luſtſpiele die Rolle des Tactus, der Krone und Purpurmantel findet; auch erinnerte ſich Cromwell aus ſeiner Jugend der traumartigen Erſcheinung eines Rieſenweibes, die vor ſein Bett gekommen ſei und ihm geſagt habe, daß er der größte Mann des Königreiches werden würde. Vom ſiebzehnten Jahre an ſtudirte er zu Cambridge mit großem Eifer, doch ſoll er athletiſche Uebungen bis zur Raufluſt getrieben haben. Nach einem Jahre ſchickte ihn ſeine Mutter in eine londoner Bildungsanſtalt für Rechtsgelehrte, er brachte aber ſeine Zeit meiſtens in lüderlicher Geſellſchaft zu. Dieſes wüſte, wilde Leben ſetzte er auf ſeinem väterlichen Erbgute fort, und überwarf ſich dabei mit ſeinen Oheimen. Denn in ſeiner Natur lag eine gewiſſe Unruhe, die ihm heftige Erſchütterungen zum Bedürfniß machte. Endlich hatte er die Kraft, den Fehlern und Thorheiten ſeiner Jugend zu entſagen, als er ſich, 21 Jahr alt, mit Eliſabeth, der Tochter des Sir James Bourchier, vermählte; einer Frau, welche ſtets tadellos gelebt hat. Auf ſeine Sinnesänderung wirkte insbeſondere noch der nähere Umgang mit einer religiöſen Sekte ein, die ſpäterhin unter dem Namen der Puritaner und Independenten politiſche Furchtbarkeit erhielt. Zugleich ſtudirte er die beſten militäriſchen Werke, und theologiſche Schriften, von dem dunkeln Vorgefühl einer großen Beſtimmung geleitet. Im Jahre 1625 trat er für den Flecken Huntingdon in König Carls erſtes Parlament. Hier bemerkte er mit Unwillen die Mißbräuche in der Staatsverwaltung; auch zogen ihn zwei ausgezeichnete Männer, der berühmte Hampden und St. John, die ſeine Verwandten waren, auf die Seite der Oppoſition. Beide haßten die herrſchende Kirche, und ihre puritaniſche Denkart ging auf Cromwell über, deſſen Gemüth ſchon früh zur Schwärmerei ſich hinneigte. Er glaubte nämlich oft, dem Tode nahe zu ſein und rief dann zur ungewöhnlichen Stunde die Aerzte herbei, welche ihn für einen milzſüchtigen Viſionär erklärten. Von ſeinen großen Talenten hatte man keine Ahnung; nur Hampden's ſcharfer Blick erkannte ſie ſchon damals. In dem Parlamente des J. 1628 eiferte Cromwell ſtark gegen die vermeintlichen Prediger des Papismus, fand aber wenig Glauben. Darauf zog er ſich auf eine Meierei zurück, erſtattete das in frühern Jahren im Spiele gewonnene Sündengeld, und

widmete ſich ſeit 1635, zu Ely, wo er Grundſtücke geerbt hatte, ganz der Landwirthſchaft. Indeß verhinderte er daſelbſt das Austrocknen der Sümpfe, wodurch er ſich bei dem Landvolke, welches die Fiſcherei hatte, ſo beliebt machte, daß man ihn den Herrn der Sümpfe nannte. In der Folge beförderte er deſto eifriger die geſetzlich angeordnete Austrocknung derſelben. Schon näherte ſich der Sturm, welcher die Ruhe und den Wohlſtand Englands erſchütterte. Der an ſich gerechte und gute König wollte ohne Parlament regieren; doch würde ſelbſt die Willkür, mit welcher er Steuern ausſchrieb, die ihm das Volk in der verfaſſungsmäßigen Art ohne Schwierigkeit bewilligt hätte, einen Aufſtand erregt haben, wenn nicht religiöſe Ideen und Sektenhaß die Gemüther entflammt und das Volk in den politiſchen Kampf mit fortgeriſſen hätten. Die Freunde der in der That ſchon aufgehobenen Verfaſſung ahneten dieſen Ausbruch ſo wenig, daß ſie mit ihren Familien nach Neu-England auswandern wollten; unter ihnen hatten ſich Hampden, Pym, Haslerigge, Cromwell und andre Männer, die nachher in der Revolution ſo furchtbar hervortraten, bereits eingeſchifft, als die Regierung ihnen die Auswanderung verbot, weil der König befürchtete, ſie möchten durch ihren ſtörrigen Geiſt die ohnehin ſchon mit der engliſchen Kirche entzweite Kolonie noch mehr aufwiegeln. So arbeitete Carl ſelbſt der Gunſt des Schickſals entgegen! Cromwell kehrte nach Ely zurück, wo er ein frommes, achtbares Leben führte. Er ſchrieb damals im Tone des Pietiſten an ſeinen Freund St. John, daß er „für ſeinen Gott handeln und dulden wolle.“ Auch hielt er bei ſich Zuſammenkünfte von Sektirern, die er ſelbſt durch Predigten und Gebete erbaute. Endlich nöthigten die ſchottiſchen Händel den König, ein Parlament zu verſammeln. Hier ſprachen Cromwell, den die Stadt Cambridge gewählt hatte, und Andre ſo laut ihre Unzufriedenheit mit der kirchlichen und bürgerlichen Einrichtung des Landes aus, daß der König das Parlament aufhob; allein ſchon nach ſechs Monaten, im Nov. 1640, mußte er ein neues berufen. In dieſem ſogenannten langen Parlamente (vom Nov. 1640 bis 1653 April) machte ſich Cromwell faſt nur durch ſeine bäuriſche und nachläſſige Kleidung, und durch den Zorneifer ſeiner Rede, welcher oft in Grobheit ausartete, bemerkbar. „Aber dieſer Tölpel“ verſicherte Hampden, „der ſo ungeſchickt ſpricht, wird der größte Mann in England ſein, wenn es mit dem Könige zum Bruche kommt.“ An der Beſchwerdeſchrift des Parlaments gegen den König, welche man die Staatsremonſtration nannte, die mit einer geringen Mehrheit durchging und den Bürgerkrieg herbeiführte, nahm Cromwell thätigen Antheil. Denn er war aus Ueberzeugung Puritaner, und ging, ohne damals ſchon zu den Parteihäuptern zu gehören, mit kühner Entſchloſſenheit gerade auf das Ziel los; doch fand ſeine Schlauheit bald auch die krummen Wege. Beim Ausbruche des Krieges im J. 1642 zum Capitän, dann zum Oberſten ernannt, warb er in ſeiner Heimath eine Reiterſchaar von erprobten Puritanern, die Alles wagten für ihren Glauben an die Sache Gottes. Schon die Art, wie der 43 Jahr alte Cromwell ihnen ſeinen Geiſt einflößte, wie er ſie in den Waffen übte und an die ſtrengſte, zugleich ascetiſche, Mannszucht gewöhnte, bewies jenen Scharfblick, mit dem er in der Folge drei Königreiche beherrſchte. Seine erſte Waffenthat war die Beſetzung von Cambridge, wo er mit puritaniſchem Eifer, zur Beſtreitung der Kriegskoſten, im Namen Gottes alles Silbergeſchirr für das Parlament in Beſchlag nahm; hierauf zerſtreute er die Anhänger des Königs und bemächtigte ſich ihrer Vor-

räthe. Dadurch erleichterte er die ſchnellere Bildung des parlamentariſchen Heers, während er die des königlichen erſchwerte. Dabei hielt er ſtreng auf die pünktlichſte Ordnung; nur die herrſchende Kirche behandelte er mit puritaniſcher Wildheit. Durch den Entſatz von Gainsborough gründete er ſeinen Waffenruhm. Seitdem wetteiferte er an Muth und Tapferkeit, an ſchneller Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes mit den geübteſten Kriegern und mit den erfahrenſten Feldherrn. Bei Marſton-Moor d. 2. Juli 1644 entſchied die von ihm gebildete Reiterei, unter Fairfax und ſeiner Anführung den Sieg. Nun ſtieg auch ſein politiſcher Einfluß. Zugleich Puritaner und Republikaner, dachte er wie Ireton und Hampden; er ſprach ſich aber kühner und beſtimmter aus; dadurch wurde er von ſelbſt das Haupt der zu Allem entſchloſſenen Partei. Bei aller wirklichen und ſcheinbaren Aufrichtigkeit, fing er ſchon jetzt an, die geheime Rolle zu ſpielen, für welche ſein Scharfblick und ſeine Menſchenkenntniß bald das klügſte Verfahren erkannte. Er diente ſtets, wie Hobbes bemerkt, der ſtärkſten Partei ſo gut er konnte, und trieb mit ihr die Sache ſo weit ſie wollte. Als er einſt aber vor dem Parlamente den Grafen von Mancheſter der Feigheit beſchuldigte, weil er nach der Schlacht bei Newbury (1643) der Reiterei nicht erlaubt hatte, den Feind auf dem Rückzuge anzugreifen, aus Furcht, daß ſie Alle, wenn ſie geſchlagen würden, als Rebellen und Verräther behandelt werden könnten: ſo warf ihm der Graf öffentlich vor, wie er daran denke, durch die ſogenannten ehrlichen Leute an die Spitze eines Heeres zu kommen, das ſowol dem Könige als dem Parlamente Geſetze vorſchreiben könnte. Zum Glück für den Generallieutenant Cromwell, wußte der Einfluß der Independenten, wie man ſeine Partei nannte, die Unterſuchung dieſer Sache zu verhindern; doch hielten ihn ſeitdem die engliſchen Presbyterianer für einen gefährlichen Menſchen, und der Oberfeldherr Eſſex ſuchte ihn mit Hülfe der Schotten, die ihn haßten, weil er ſie verächtlich behandelte, zu ſtürzen. Da ergriff Cromwell, gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden, eine Maßregel, die das Meiſterſtück ſeiner heuchleriſchen Politik war. An einem Fasttage ließ er alle Prediger in London über die Nothwendigkeit predigen, daß das Parlament ſich nur dadurch von dem Vorwurfe des Eigennutzes befreien könne, wenn die Mitglieder deſſelben ihre einträglichen Civil- und Militärſtellen niederlegten, und es Gott überließen, andre Werkzeuge zur Ausführung der guten Sache zu erwählen, wenn die bisherigen dazu nicht würdig ſein ſollten. Darauf wurde dem Parlament die ſogenannte Self-denying Ordinance vorgelegt, nach welcher Sir Harry Vane, Cromwell u. A. m. ihre Entlaſſung anboten; denn „das Heer bedürfe einer ſtrengern Zucht, und vor Allem chriſtlicher Heerführer.“ Der Vorſchlag ging durch; Eſſex wurde verabſchiedet, und der eifrige, aber willenloſe Sir Thomas Fairfax kam an ſeine Stelle. So ſpielte Cromwell ſeit 1644, ſeine Rolle hinter Vane und Fairfax, indem er Männer von den verſchiedenſten Charakteren und Parteien für einen Plan zu gewinnen wußte, den jeder für ſich allein verworfen haben würde. Da ſich der ehrliche, aber einfältige Fairfax zum Heerführer nicht geeignet fühlte: ſo erlangte er als Ausnahme von jenem Beſchluſſe, daß Cromwell, der den Blick des Feldherrn mit raſcher Thatkraft vereinigte, unter ihm wieder angeſtellt wurde und den Oberbefehl über die Reiterei erhielt. Nun bildete Cromwell das ganze Heer wie früher einen Theil deſſelben; auch war er es, der eben dadurch den Alles entſcheidenden Sieg bei Naseby (d. 14. Jun. 1645) erfocht, wo der König ſein ganzes Fuß-

volk nebſt dem Geſchütze verlor. Cromwell erbeutete Carls I. Briefwechſel mit der Königin, woraus das Parlament alle diejenigen Stellen durch den Druck bekannt machte, welche dem König und der Königin in der öffentlichen Meinung ſchaden mußten. Nach jenem Siege und nach der Eroberung von Briſtol, ſchrieb Cromwell an das Parlament in jenem myſtiſch=frömmelnden Tone, der ſeine Gedanken verhüllte: „Glaube und Gebet haben geſiegt; die tapfern Männer, welche mit geſtritten, bitten das Parlament und Alle, die des Segens des Himmes ſich erfreuen, daß man nur Gott den Herrn preiſen, ihrer aber vergeſſen möge.“ Dieſer Geiſt wurde jetzt in dem Heere, das die Offiziere und vorzüglich Cromwell durch Predigten erbauten, bis zum Fanatismus geſteigert, zugleich ward aber auch die Mannszucht ſo befeſtigt, daß Schwören, Trunk, Plünderung und andre Ausſchweifungen faſt gar nicht vorfielen. Dadurch gelang es dem General Cromwell die letzten Anſtrengungen der königlichen Partei, welche er mit fanatiſcher Erbitterung verfolgte, gänzlich zu vernichten. Carl I. ſuchte endlich Schutz bei dem ſchottiſchen Heere. Dieſes verkaufte aber ſeinen König (d. 5. Mai 1646) für rückſtändigen Sold an das Parlament, wobei Cromwell einer von den Commiſſarien war. Gegen die Erwartung der Nation wurde Carl von den Häuptern der Kriegspartei und der Independenten als Gefangner behandelt, und jene Frömmler trieben ihre Härte ſo weit, daß ſie dem unglücklichen Monarchen ſogar den Troſt entzogen, einen ſeiner Kapläne bei ſich zu haben. Das Parlament ſah ſich jetzt im Beſitz der höchſten Gewalt; es theilte Belohnungen aus, und Cromwell wurde mit einem Einkommen von 2500 Pf. St., aus den Gütern des Marquis von Worceſter, zum Baron ernannt, Als aber das Parlament die von Cromwell durch den religiös=politiſchen Geiſt der Independenten fanatiſirte Armee entlaſſen wollte, ernannte ſie aus Cromwell's Creaturen und aus den wildeſten Schwärmern einen Rath von Offiziern, und eine Verſammlung von Corporalen und Sergeanten, genannt Agitators, welche dem Parlament die trotzige Erklärung übergaben, daß ſie nicht eher die Waffen niederlegen wollten, als bis die Freiheit der Nation befeſtigt ſei. Einige Soldaten betrugen ſich dabei ſo kühn, daß das Parlament ſie verhaften ließ, worin Cromwell nicht nur das Haus unterſtützte, ſondern auch mit Thränen im Auge über den Trotz der Truppen ſich beklagte, unter welchen man ſogar einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht habe. Einige Mitglieder jedoch erkannten in ihm den geheimen Urheber jener Schritte und ſchlugen daher ſeine Verhaftung vor; allein an dem nämlichen Tage begab ſich Cromwell zur Armee, um, wie er an das Unterhaus ſchrieb, die getäuſchten Soldaten wieder zur Ordnung zurückzuführen; zugleich bat er, daß Fairfax und andre Offiziere ihm hierin beiſtehen möchten. An demſelben Tage (d. 3. Jun. 1647) hatte einer von den Agitators, ein gewiſſer Soice, den König von Holmby mit Gewalt entführt und der Armee in die Hände geliefert. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dies auf Cromwell's Anſtiften geſchehen ſei; denn er ſoll damals die Abſicht gehabt haben, den König wiederherzuſtellen. Als er aber die fanatiſche Stimmung des Heers in der Nähe ſah, überzeugte er ſich, daß er ohne Lebensgefahr einen ſolchen Schritt nicht wagen könne. Auch war er im Oberbefehl nur der Zweite, und auf den Beiſtand der einflußreichſten Männer, die wie St. John und Vane ihm an Schlauheit, oder wie Ludlow, Haslerigge und viele Andre an Kühnheit gleichkamen, durfte er gar nicht rechnen. Denn ſie waren ſämmtlich eifrige Republikaner und feſt entſchloſſen, mit dem Könige

das Königthum zu vernichten. Cromwell ſoll ſelbſt ſeinen Schwiegerſohn, den talentvollen Ireton, ſeiner politiſchen Grundſätze wegen gefürchtet haben; er mußte alſo die einmal übernommne Rolle fortſpielen, und um ſich in der Gunſt des Heeres zu erhalten, Geſinnungen, welche er nicht mehr hatte, fortwährend erheucheln. Perſönlich achtete er den König als einen rechtſchaffnen und gewiſſenhaften Mann; er ſoll ſogar deſſen Flucht von Hamptoncourt begünſtigt und gewünſcht haben, daß er aus dem Königreiche entkommen möchte; auch ſprach er nie ohne Thränen von der erſten Zuſammenkunft des Königs mit ſeinen Kinder: „es ſei für ihn der rührendſte Anblick geweſen, den er je gehabt.“ Cromwell, der im Privatleben mild und edel geſinnt war, ſchloß ſich endlich, der Gewalt der Umſtände nachgebend, ganz an die Männer des ſogenannten Gemeinwohls an, und vertheidigte in ihrer Verſammlung bei der Berathung über die künftige Regierungsform, nur ſchwach die Monarchie, welche jene Zeloten ein Uebel und eine Sünde nannten, weil ſie Gott als ihren Herrn und König anſahen. Cromwell hatte jetzt die Denkart ſeiner Leute kennen lernen, und mit jenem plumpen Leichtſinn, der ein Hauptzug in ſeinem Charakter war, hob er die Sitzung auf, indem er dem Ludlow ein Kiſſen an den Kopf warf und dann die Treppe hinabeilte, wo ihm ein andres nachgeworfen wurde. Am folgenden Tage ſagte er zu Ludlow, daß er den Vorſchlag der Abſchaffung des Königthums ebenfalls wünſchenswerth fände; nur halte er ihn nicht für ausführbar. Bald darauf lernte Cromwell die Macht ſeiner Partei ganz kennen. Denn als ihn Major Huntington im Hauſe der Lords anklagte, daß er nebſt Ireton die Armee gegen das Parlament aufreize, und eine militäriſche Regierung unter dem Namen des Königs beabſichtigte, überwog der Einfluß der Independenten den der Presbyterianer, und da man eben den Aufſtand der Walliſer und Schotten zu bekämpfen hatte: ſo wagte man nicht, den unentbehrlichen General ſchuldig zu finden, oder abzuſetzen. Hierauf unterwarf Cromwell durch raſchen Ueberfall Wallis, und weil Fairfax aus presbyterianiſcher Bedenklichkeit den Heerbefehl gegen die Schotten ablehnte: ſo übernahm er ihn um ſo lieber, da er den ſchlechten Zuſtand des ſchottiſchen Heers genau kannte, und die Schotten von vielen Jahren her haßte. Mit einer weit geringern Macht ſchlug er das ſchottiſche Heer bei Preſton, worauf ihn Edinburg als Befreier aufnahm. Nun folgte das Trauerſpiel von der Verurtheilung des Königs (ſ. d. Art. Carl I. enthauptet d. 29. Jan. 1649), wozu Cromwell auf Ireton's Rath ſich entſchoß, und wobei er mit rohem Leichtſinn eine Hauptrolle übernahm, da er nicht Muth noch Kraft in ſich fühlte, um das Verbrechen zu hindern. Seine Gefühlloſigkeit ging ſo weit, daß er nicht nur der Hinrichtung aus einen für ihn beſondern ausgeſchmückten Fenſter zuſah, ſondern auch den Leichnam des Königs im Sarge ſich zeigen ließ. Die Republik wurde errichtet, und Cromwell ſtimmte, um einen Beweis von ſeiner republikaniſchen Tugend zu geben, für den Tod des Lord Capel, weil, wie er ſagte, die Freundſchaft, welche er für dieſen treuen Anhänger des Königs fühle, der Pflicht für das Gemeinwohl nachſtehen müſſe. Dennoch lag Grauſamkeit nicht in Cromwell's Natur! Aus kluger Berechnung ſeiner eignen Lage vergoß er Blut. Denn er fürchtete mehr noch die Partei ſeiner alten Freunde, der Levellers, der Gleichmacher, als die Royaliſten. Endlich gelang es ihm, durch ſtrenge Maßregeln jene Fanatiker zu unterdrücken, worauf er, zum Erſtaunen ſeiner Feinde, die nichts mehr als ſeine Abweſenheit wünſchten, das Heer nach Irland führte. Der Sieg ſollte ihn noch

höher ſtellen in der Gunſt des Volks. Stürmend nahm er Drog'heda (im Spt. 1649), wo er Alles niederhauen ließ. „Dieſe Strenge, ſagte er, wird uns mit Gottes Gnade viel Blutvergießen erſparen.“ Ohne Widerſtand öffneten die meiſten Städte ihre Thore, und auf die Furcht vor ſeinem Namen vertrauend, drang Cromwell, ungeachtet ſein Heer durch Seuchen ſehr geſchwächt war, mit verwegner Keckheit tief in das Land ein, wo Schrecken, Feigheit und Verrath ihm überall entgegen kamen. Binnen ſechs Monaten waren die Anhänger des Königthums in Irland gänzlich unterdrückt. Nun übergab er den Oberbefehl an Ireton, und unternahm nach dem Willen des Parlaments, auf dringendes Zureden ſeiner Freunde, einen ähnlichen Vertilgungszug gegen Schottland, wo Karl Stuart, nachmals Karl II, als König anerkannt worden war. Anfangs hatte Cromwell verlangt, Fairfax möchte den Heerbefehl führen, allein dieſer Feldherr nahm ihn nicht an, weil er mit Beſchämung fühlte, welch eine Null er geworden war. Ehe Cromwell in's Feld ging, unterhielt er ſich mit Ludlow über die künftige Staatsform Englands. „Der Herr wolle, daß ſein Volk nach den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit regiert werde; ſo verkündigte es der 110te Pſalm.“ Hierauf erklärte er ſeinem Freunde eine Stunde lang dieſen Pſalm, und trug ihm dann den Befehl über die Reiterei an. — Bei dem Einrücken in Schottland erließ Cromwell einen Aufruf an „Alle heilig Geſinnte und Mitgenoſſen des Glaubens der von Gott Erwählten in Schottland.“ So lautete der revolutionäre militäriſche Styl jener Zeit! Doch Cromwell's Verachtung der Schotten wurde ihm gefährlich. Von ſeiner Rückzugslinie abgeſchnitten und ohne Lebensmittel, würde er bei Dunbar ſich haben ergeben müſſen, wenn die Schotten eine Schlacht vermieden hätten. Als Cromwell ſie vorrücken ſah, rief er aus: „der Herr hat ſie mir in die Hand gegeben!“ — Der Sieg bei Dunbar d. 3. Spt. 1650 befreite den glücklichen Feldherrn von ſeinen Feinden, den Presbyterianern. Er zog in Edinburg ein. Demüthiger als je, dankte Cromwell, als er bald darauf von einer gefährlichen Krankheit geneſen war, dem Lord-Präſidenten des Staatsraths von England für die „ſo unverdiente Theilnahme“ an ſeiner Geſundheit: „In der That, Mylord, Euer Dienſt bedarf meiner nicht; ich, ein armes Geſchöpf, war ein vertrocknetes Gebein, und bin noch immer ein unnützer Knecht meines Herrn. Ich erwartete den Tod; doch der Herr hat es anders gewollt. Aber in Wahrheit, Mylord, ich wünſche nicht zu leben, außer, wenn der Herr die Gnade verleiht, mein Herz zu erproben, in frömmerer Treu und Dankbarkeit und in größerm Nutzen und Eifer für das Land, dem ich diene.“ — Unterdeſſen hatte König Carl neue Kräfte geſammelt; aber Cromwell ſchnitt ihn durch geſchickte Märſche bei Sterling von ſeinen Unterſtützungspunkten ab, doch, wieder ſein Erwarten, drang der Fürſt in England ein, ſo daß ſelbſt London in Furcht gerieth. Man that Alles, um Cromwell's Heer zu verſtärken, und dieſer handelte als Feldherr eben ſo thätig als entſchloſſen, während im Lager des Königs Schwäche und Zwietracht die Streitkräfte lähmten. Carl wurde bei Worceſter d. 3. Sept. 1651 gänzlich geſchlagen. Dieſer Sieg, den Cromwell die Krone der Gnade Gottes nannte, gab den Männern des Gemeinwohls die volle Gewalt über drei Königreiche. Doch hatte Cromwell ſchon jetzt auf die oberſte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entſcheidenden Einfluß. Er bewirkte es, daß die faſt gänzlich getrennten Continentalverhältniſſe wieder angeknüpft und im Ganzen dem Handelsintereſſe untergeordnet wurden.

Man gab nach ſeiner Idee die Navigationsacte 1651, welche England's Seemacht gründete. Zu gleicher Zeit faßte der von der Stadt London als Befreier des Vaterlands gefeierte Feldherr den Gedanken, die Herrſchaft ganz an ſich zu reißen. Denn der einzige Mann, den er ſcheute, Ireton war geſtorben. Als nun einige Parlamentsglieder und die vornehmſten Officiere ſich mit ihm über die neue Regierungsform beriethen, empfahl er die Aufſtellung einer Art von monarchiſcher Gewalt, ſchwieg aber, als einige Rechtsgelehrte in der Verſammlung den jungen Herzog von Glouceſter zum König auszurufen vorſchlugen. Indeß wurde das lange Parlament, das ſeine Macht behaupten wollte, dem Volke immer verhaßter, weil es die Holländer zum Kriege herausforderte, und die Gefangenen von Worceſter theils im Gefängniſſe umkommen, theils in die Kolonie, als Sklaven verkaufen ließ. Noch tiefern Eindruck auf das Volk machte ein furchtbares Gewitter am Tage der Hinrichtung eines londoner Geiſtlichen, Namens Love. Nun brach Cromwell ſein Stillſchweigen. Er klagte gegen ſeine Freunde über die Herrſchſucht, die Gottloſigkeit und Ungerechtigkeit des Parlaments. Durch ihren Beiſtand ermuntert, wagte er endlich den entſcheidenden Schritt, und jagte daſſelbe den 20. April 1653 „zur Ehre Gottes" mit 300 Soldaten auseinander. Als Lord-General berief er jetzt einen Kriegsrath, worin Lambert einen höchſten Rath von zehn bis zwölf Perſonen einzuſetzen vorſchlug, Harriſon aber für einen Rath von 70 Männern ſtimmte, weil der jüdiſche Sanhedrin ſo viele Mitglieder gezählt habe. Zuletzt beriefen die Officiere des Kriegsraths, nach ihrer Wahl, aus den drei Königreichen ein Parlament von 128 Perſonen, welches man nach dem Lederhändler Gottlob Barebone, der darin die Hauptrolle ſpielte, das Praiſe-God Barebone's Parlament nannte. Cromwell eröffnete daſſelbe mit einer Rede, worin er ſagte, durch die Gnade Gottes ſei der Tag gekommen, an dem die Heiligen anfangen werden, auf der Erde zu regieren. Nach 15 Monaten ſollte ein andres jährliches Parlament an deſſen Stelle treten; allein ſchon nach fünf Monaten bewog Cromwell jene zur Regierung ganz unfähige Verſammlung, die Sorge für das Gemeinewohl in ſeine Hände zu legen. Nunmehr trat der Rath der Officiere (12. Dec. 1653) wieder in den Beſitz der höchſten Gewalt, und erklärte, daß Oliver Cromwell, als Lord-Protector, die Regierung allein führen, jedoch einen Rath von 21 Männern zum Beiſtand haben ſollte. Der neue Protector benahm ſich mit Würde und Feſtigkeit. Er und General Lambert entwarfen ſogleich eine Conſtitution, oder das ſogenannte Regierungsinſtrument, nach welchem der Protector mit dem Rechte des Krieges und Friedens bekleidet, das Parlament dreijährig einmal berufen ſollte, es aber vor fünf Monaten nicht auflöſen durfte; Geſetzvorſchläge, die es ihm vorlege, ſollten, wenn er ſie nicht binnen zwanzig Tagen beſtätigte, ohne ſeine Zuſtimmung als Geſetze gelten; doch könne er, mit Zuſtimmung ſeines geheimen Raths, Geſetze geben, die in der Zwiſchenzeit verbindliche Kraft hätten. Unmittelbar nach ſeinem Tode ſollte der Rath einen andern Protector erwählen; aber kein Protector nach ihm ſollte das Heer befehligen. Cromwell ſchloß ſogleich einen vortheilhaften Frieden mit Portugal, und wandte die Kraft des Staats auf die Erweiterung der Seemacht und des Handels. Frankreich und Spanien ſuchten die Freundſchaft des glücklichen Uſurpators, der ſich endlich mit Mazarin verband, um Englands Kolonialmacht zu erheben. Um Schottland ganz zu unterwerfen, befahl er dem General Monk jeden Ort, der Widerſtand leiſte, zu plündern

und die Beſatzung niederzuhauen, was Monk mit ſolcher Strenge vollzog, daß der Schrecken den blindeſten Gehorſam zur Folge hatte. Der Adel fürchtete, der Prieſterſtand haßte den Protector, aber das Volk, dem er gerecht und freundlich ſich bewies, liebte ihn, denn es wurde von ihm weniger gedrückt, als es bisher unter ſeinen Grundherren der Fall geweſen war. Mit noch größerer Strenge behandelte der Protector Irland. Seine Begnadigungsacte war in der That ein verzweifeltes Mittel gegen ein verzweifeltes Uebel. Die noch übrigen Bewohner der von Feuer, Schwert und Peſt verwüſteten Inſel mußten bei Todesſtrafe in einen unfruchtbaren Landſtrich der Grafſchaft Connaught ziehen, der unter ſie vertheilt wurde; das Grundeigenthum der übrigen Inſel erhielten die Eroberer. Harrington rieth ſogar, ganz Irland den Juden in Erbpacht zu geben. So groß war der Haß wegen des, von den Irländern an den Proteſtanten im Oct. 1641 verübten Blutbades! Indeß führte Cromwell daſelbſt, wie in Schottland eine gerechtere Verwaltung ein, welche nach einigen Geſchlechtsfolgen den Zuſtand der Inſel ſehr verbeſſert haben würde. Doch in England ſelbſt war die Lage des überall gefürchteten Protectors nichts weniger, als geſichert. Ein Mitglied des Parlaments erklärte laut: es ſei ihm unerträglich, nach dem Sturze der Tyrannei eines Einzigen, die Freiheiten der Nation von einem Andern gefeſſelt zu ſehen, deſſen Recht kein andres Maß habe, als die Länge ſeines Schwertes; und Cromwell fand ſo viel Widerſpruch, daß er nach den erſten fünf Monaten das Parlament aufhob. Uebrigens war ſeine Staatsverwaltung, den Umſtänden gemäß, muſterhaft. Er unterhielt hinreichende Verpflegungsmagazine; der Sold der Armee war ſtets einen Monat voraus geſichert; das Staatseinkommen wurde, ohne neue Auflagen, ſtreng und ſparſam verwaltet. Zu Richtern ernannte er die redlichſten und aufgeklärteſten Männer, ohne Rückſicht auf ihre frühern politiſchen Meinungen. Als man ihm vorſtellte, daß Hale, den er zum Oberrichter des erſten Gerichtshofes ernannt hatte, einer der erklärteſten Feinde der Revolution geweſen ſei, antwortete er: „Ich weiß es, aber er iſt ein allgemein geachteter Mann, und ich will in ihm eine Scheidewand aufrichten zwiſchen meiner Rache und meinen Feinden!“ Nie verſuchte der Protector, in den Gang der Rechtspflege einzugreifen. In Religionsſachen befolgte er den Grundſatz der Duldung. Jeder konnte ſeinem Gewiſſen folgen. Auch im Uebrigen hätte Cromwell gern nach ſeinem richtigen Blicke gerecht und milde regiert, Wiſſenſchaften und Künſte befördert und Balſam in die Wunden der Nation geträuft; aber wie er die Gewalt erworben, ſo mußte er ſie auch, wider ſeinen beſſern Willen, durch eine, oft tyranniſche Strenge behaupten. In gleicher Furcht vor den Royaliſten, wie vor den Levellers, konnte er ſich nicht einmal auf die Offiziere der Armee verlaſſen; er traute ſelbſt den Soldaten nicht, und würde zu ſeiner Leibwache ein Regiment Schweizer in Dienſte genommen haben, wenn er nicht beſorgt hätte, ſich dadurch verhaßt zu machen und ſeine Furcht zu verrathen. Mit Hülfe der Fanatiker hielt er die Royaliſten in Zaum, und dieſe dienten ihm als Gegengewicht gegen jene, daher er den, mehrmals im Kriegsrathe gemachten Vorſchlag, alle Royaliſten zu ermorden, eben ſowol aus Klugheit, als aus Abſcheu verwarf. Doch mußten ſie ein Zehntel von dem Betrage ihres Vermögens abgeben und wurden ſtets wie Feinde angeſehen; auch ſollte bei ihnen der gewöhnliche Rechtsgang nicht Statt finden. Um dieſe Auflage einzutreiben und die Verdächtigen zu richten, vielleicht auch, um die Einheit des Heers auf-

zulöſen, theilte der Protector England in zwölf Cantons, und ſtellte jeden unter die unumſchränkte Gewalt eines Major-Generals, von deſſen Beſchlüſſen man nur an den Protector appelliren konnte; doch hob er dieſes verhaßte Paſcha-Regiment bei Zeiten wieder auf. Dagegen erhob er die brittiſche Seemacht. Der berühmte Admiral Blake und andre brittiſche Seehelden machten der holländiſchen Marine unter Ruyter, Tromp u. A. den Sieg ſtreitig. In dem Frieden mit Holland (15. Apr. 1654) behielt England die Ehre der Flagge, und dem engliſchen Kolonialhandel gab die Schiffahrtsacte einen neuen Schwung. Der mit Spanien von 1655 bis 1658 glücklich geführte Krieg, in welchem Jamaika und Dünkirchen erobert wurden, machte das neue Parlament, aus welchem Cromwell alle Republikaner bei der Wahl ſorgfältig ausgeſchloſſen hatte, ſo nachgebend, daß es ihm zuletzt den Königstitel antrug. Allein Einzelne, darunter Lambert, der zweite Befehlshaber des Heers, welcher nach Cromwell Protector zu werden hoffte, und die Mehrzahl der Offiziere widerſprachen ſo beſtimmt, daß Cromwell, aus Furcht, Cäſar's Schickſal zu haben, die Annahme verweigerte. Auch ſein Schwager Desborough und ſein Schwiegerſohn Fleetwood widerriethen es ihm; ſelbſt ſein älteſter Sohn, Richard, war im Herzen Royaliſt. Dafür gab ihm nun das Parlament (1657) durch eine Acte, genannt: demüthige Bittſchrift und Vorſchlag, den Titel Hoheit und das Recht, ſeinen Nachfolger zu ernennen, und er wurde ein zweites Mal mit den Zeichen ſeiner Würde, dem Sammetmantel von Purpurfarbe, als Sinnbild der Gerechtigkeit und Gnade, der Bibel, dem Stabe und dem Schwerte, von dem Sprecher feierlich beliehen. Von allen Seiten erhielt Cromwell Beweiſe der höchſten Verehrung; doch benebelte der Weihrauch der Bewunderung nicht ſeinen Verſtand: er ſah die Dinge ruhig, klar und ſorgenvoll an, wie ſie waren. Shakſpeare ſelbſt hat keine dramatiſchere Lage dargeſtellt, als die, in welcher Cromwell ſich befand; aber, darin unähnlich dem verſteckten und verzweifelnden Macbeth, ſein Geiſt erweiterte ſich mit ſeinem Glücke. Er gab die Grundſätze, von denen er ausgegangen war, als unhaltbar auf. Gern hätte er auch das verſchuldete Uebel wieder gut gemacht; aber die Männer, welche er bisher als Werkzeuge gebraucht hatte, waren ihm entgegen, und das Blut des Königs ließ ſich nicht verſöhnen. Seine, vom Glücke keineswegs aufgeblähte Gemahlin rieth ihm, den verbannten König unter gewiſſen Bedingungen wieder auf den Thron zu ſetzen; allein er gab ihr und Andern, die daſſelbe riethen, zur Antwort: „Nie kann mir Carl Stuart den Tod ſeines Vaters vergeben, und könnte er es, ſo iſt er der Krone nicht werth.“ Cromwell, der Herr von drei Königreichen, der mächtigſte Fürſt in Europa, der größte Mann in einem Zeitalter, dem es an großen Männern nicht fehlte, und würdiger, als irgend Einer, ſo hoch zu ſtehn, hätte er auf rechtem Wege ſich erhoben, war in den letzten Jahren ſeines Lebens ſehr unglücklich. Nach dem Wunſche ſeines Herzens würde er verfaſſungsmäßig und freiſinnig regiert haben; aber die Selbſterhaltung nöthigte ihn, ſtreng und argwöhniſch zu handeln. Weil er Uſurpator war, wurde er Despot. Er regierte zuletzt ohne Parlament, da keins ihm gefügig ſich zeigte, und die Frömmler, die ihn einſt geprieſen, nannten ihn jetzt einen ſchändlichen Tyrannen. Ihre Verſchwörungen gegen ſein Leben hielten ihn in fortwährender Furcht. Er ging nie ohne Wache aus; man wußte nicht, wohin er fahren wollte; er kehrte gewöhnlich auf einem andern Wege zurück; er trug unter ſeiner Kleidung einen Panzer, und ſchlief ſelten zwei

Nächte nach einander in demſelben Zimmer. Auf ſeinem Sterbelager hat er, nach Ludlow's Erzählung, Beſorgniſſe geäußert, daß man ſein Andenken beſchimpfen und ſeine Aſche mit Füßen treten werde. Einen fanatiſchen Prediger fragte er, ob es wahr ſei, daß die Auserwählten nie mehr fallen könnten? Und als jener dies betheuerte, verſetzte er: So bin ich errettet; denn ich bin überzeugt, daß ich mich einſt im Zuſtande der Gnade befunden habe. Die ſtarken, geiſtigen Mittel, welche man ihm gab, brachten in dem, durch das dreitägige Fieber geſchwächten Körper eine Art Wahnſinn hervor. Er verſicherte ſeinen Aerzten, was die Schwärmer in ſeiner Umgebung ihm eingeredet hatten, daß er nicht ſterben würde, was ſie auch von ſeiner Krankheit denken möchten; denn Gott ſei mächtiger als die Natur, und Gott habe ihm ſeine Wiederherſtellung verſprochen. Seine letzten Worte ſchienen die eines Vermittlers zu ſein, der für das Volk zu Gott betete. Cromwell ſtarb den 3. Sept. 1658, in einem Alter von 59 Jahren, und wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben. Um ihn legten die meiſten Höfe von Europa Trauer an, ſelbſt der von Verſailles. War Cromwell als Feldherr groß, ſo war er noch größer als Regent. In der Mitte ſeiner Familie und einiger Freunde lebte er ohne Prunk und Stolz, einfach und zurückgezogen, wie ein Privatmann. Dabei war er nüchtern, mäßig, unermüdet arbeitſam und genau in ſeinen Geſchäften. Sein Aeußeres flößte weder Liebe, noch Vertrauen ein. Seine Geſtalt hatte weder Adel, noch Anmuth, ſeine Sprache und Sitten waren ungebildet und gemein, ſeine Stimme ohne Wohllaut; in öffentlichen Reden drückte er ſich kräftig und mit Feuer aus, aber unzuſammenhängend und geſchmacklos. Dagegen beſaß er außerordentliche Scharfſichtigkeit und Menſchenkenntniß; niemand wußte ſo, wie er, die Menſchen zu gewinnen und für ſeine Abſichten zu brauchen. Die kühnſten Plane entwarf er eben ſo ſchnell, als er ſie raſch und unerſchrocken ausführte; kein Hinderniß ſchreckte ihn zurück, und um Hülfsmittel war er nie verlegen. Auf ſeinen Münzen ſtand ſein Wahlſpruch: Pax quaeritur bello. Verſchloſſen und kalt, aber erfüllt von großen Planen, erharrte er geduldig die Gunſt des Augenblicks und wußte ſie zu benutzen. Den feinſten Machiavellismus und die Klugheit des Argwohns verband er mit der Maske der Frömmigkeit und Tugend; doch war er ein eben ſo aufrichtiger, als toleranter Calviniſt. Da ſeine Politik oft mit ſeiner Geſinnung im Widerſpruche war, ſo zeigte er ſich bald grauſam, bald gemäßigt, ſelbſt gegen ſeine erklärten Feinde. In dem Umgange mit Andern erlaubte er ſich oft muthwillige und gemeine Scherze, die mit der Strenge und Härte ſeines Charakters ſo wenig übereinſtimmten, als das Galimathias und der plumpe Ton ſeines Geſprächs mit dem hohen Sinn, der in einigen ſeiner Reden weht, und mit der Kraft ſeiner Rede, durch die er nicht bloß über den unwiſſenden und fanatiſchen Soldatenhaufen, ſondern auch über die Parlamentsverſammlung herrſchte. Seine Politik war die des Eigennutzes und der Klugheit; ſeine Größe war aus Ungerechtigkeit und Verbrechen entſprungen; darum fiel die Macht ſeines Hauſes mit ſeinem Tode in das vorige Nichts zurück. Er hatte ſeinen älteſten Sohn, Richard, zu ſeinem Nachfolger ernannt; aber das Werkzeug ſeiner Größe, der fanatiſch-religiöſe Republikanismus des Heers und der Offiziere, Fleetwood an der Spitze, zerſtörte Cromwell's Werk. Der ſanfte, mit allen Tugenden des Privatmanns begabte Richard wurde von den aufrühreriſch geſinnten Offizieren genöthigt, das Parlament aufzulöſen, und im Gefühl ſeiner

Schwäche, legte er ſelbſt, wenig Tage nachher, den 22. April 1659, ſeine Protectorwürde nieder. Auch ſein Bruder Heinrich, der Muth, Tapferkeit und Milde vereinigte, gab ſeine Statthalterſchaft in Irland, wo er ſeit 1654 die Ruhe glücklich behauptete, den Handel emporgehoben und durch eine gerechte Verwaltung die Liebe des Volks ſich erworben hatte, an das Heer zurück: und ſtarb als Privatmann in England. Richard lebte ſehr eingeſchränkt, da ſeine Güter durch die Begräbnißkoſten des Vaters verſchuldet waren. Nach der Wiederherſtellung Carls II. hielt er ſich auf dem feſten Lande auf, und kehrte erſt im J. 1680 nach England zurück, wo er unter dem Namen Clark, zu Chesnut in der Grafſchaft Hertford, als ein Weiſer, in ruhiger Verborgenheit, von Wenigen gekannt, das ſtille Glück der Häuslichkeit genoß. Er ſtarb 1712, in einem Alter von 86 Jahren. Des Vaters Leichnam wurde auf Carls II. Befehl im J. 1661, gehängt und unter dem Galgen begraben. Ueber Oliv. Cromwell's Leben vgl. man vorzüglich die Geſchichtswerke von Clarendon und Hume, die Memoiren von Ludlow, die von Whitelocke, und die von Noble; ferner die Schriften über Cromwell's Leben von Banks, von Jendy Dugour (Par. 1795) und das treffliche Werk von Villemain (Hist. de Cromwell. Paris. 2 T. 1819); außerdem noch die Sammlungen von Cromwell's Briefen und Staatsſchriften, welche Th. Carbe 1736, und Nikol's, 1743, zu London herausgegeben haben; das neueſte Werk: Memoirs of the Protector, Oliver Cromwell, and of his Sons, Richard and Henry, hat ein Nachkomme der Familie, Oliver Cromwell, London 1820, 4. herausgegeben. Es enthält Originalbriefe und andre Familien-Papiere. Vergl. Quart. Rev. July 1821. K.

Cronborg, ein feſtes däniſches Schloß auf Seeland, nördlich der Stadt Helſingör. Helſingborg in Schonen gegenüber. Friedrich II. erbaute daſſelbe 1574 auf einem Roſt von eichnen Pfählen. Es bildet einen Viereck, 232 Fuß lang und 214 Fuß breit, hat in jeder Ecke einen Thurm und für die Beſatzung gewölbte Kaſematten. Im J. 1801 bewies am 28. März das Seegeln der engl. Flotte durch den Sund ohne bedeutende Beſchädigung, daß es den Sund nicht zu ſperren vermochte. Man braucht hier eine Zahl Verbrecher zu den Bauten und Herſtellungen. Nahe dabei iſt eine landesherrliche Gewehrfabrik und etwas weiter entfernt das Luſtſchloß Marienluſt mit dem ſogenannten Handelsgarten.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde 1731 zu Anſpach geboren. Sein Vater war General-Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes. Er genoß einer ſehr ſorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache Fortſchritte, und ſo las er, noch in ſeinen Schuljahren, die beſten römiſchen Klaſſiker und die vorzüglichſten neuern Schriftſteller. 1749 ging er nach Halle und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert ſeinen Geſchmack und ſein Herz noch mehr ausbildete, der eben ſo ſehr ſein Freund, als ſein Lehrer war. Auch mit Rabener, Käſtner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundſchaftlichſten Verbindung. Gottſched konnte er nicht achten, vielmehr richtete er mehrere ſatyriſche Angriffe gegen ihn und ſeine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaich's poetiſche Krönung und eine Sammlung von Grabſchriften in Knittelverſen auf die meiſten Gottſchedianer. Die damals in Leipzig ſpielende Schauſpielergeſellſchaft lenkte ſeine Neigung auf die theatraliſche Dichtkunſt. Schon in Anſpach hatte er ein kleines Luſtſpiel, den Mißvergnügten,

geſchrieben; jetzt folgte der Mißtrauiſche, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke ſind höchſt unvollkommne, jugendliche Verſuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu ſeinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. 1751 beſuchte er Braunſchweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in ſein Vaterland zurück. Hier ſchrieb er ein größeres Gedicht: Einſamkeiten, in ſechs Geſängen. Nachdem er zum markgräflich anſpach'ſchen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Juſtizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reiſe durch Italien und Frankreich. Er bildete ſich hier eben ſo ſehr zum Weltmanne aus, als er beſonders ſeine Anſichten über Theater und Schauſpiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung ſeiner Reiſen ſich den öffentlichen Geſchäften widmen mußte, ſo blieb er dabei doch den Muſen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenſchrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. 1757 ſetzte Nicolai einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus, in der Abſicht, unſerm Vaterlande gute tragiſche Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weiße's Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, ſeinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er ſendete das Stück ein und erhielt den Preis, ſtarb aber, ehe er die Nachricht ſeines Triumphs erhielt, an den Blattern, 1758, im 26. Jahre ſeines Alters. Auch für die didaktiſche und moraliſche Poeſie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegk's Tode beförderte Uz (1771, 2 Bde) die hinterlaſſnen Werke deſſelben zum Druck.

Cronſtadt (Kronſtadt). Stadt und Feſtung an der Mündung der Newa, welche Peter I. 1710 auf der Inſel Retuſari erbaute. Sie hat jetzt, außer 10,000 Matroſen, die ſich dort wenigſtens immer befinden, 30,000 Einwohner. Ein Fort, Kronſtot genannt, auf zwei Inſeln, verſchließt die Einfarth der Newa, die 2000 Schritte Breite hat, völlig, ſeitdem man die nördliche Mündung der Newa, zur Austiefung der ſüdlichern, durch verſenkte Schiffe geſperrt hat. Unter den drei Häfen iſt der Kriegshafen, 25 Fuß tief, der ſicherſte, aber die beiden andern ſind tiefer, wenn gleich nicht ſo ſicher vor allen Winden. Weil die Newa nicht gleiche Tiefe, als hier bis St. Petersburg behält: ſo nehmen hier große, ausſegelnde Schiffe den letzten Theil ihrer Ladung ein und entladen ſich beim Einlaufen eines Theils in ſogenannter Lichter. Der Hafen dient alſo zugleich der kaiſerlichen Marine und der Hauptſeehandelsſtadt des Reichs. Alle Gebäude, die ein großer Kriegshafen bedarf, ſind hier. Merkwürdig iſt der Kanal, welcher ſich 358 Faden in's Meer erſtreckt, auch im ganzen 1050 Faden Länge hat, bei einer Breite von 100 Faden in der Oberfläche, und mit großen Quadern ausgeſetzt iſt. Er hat 24 Fuß Tiefe.

Cröſus, der letzte König von Lydien, lebte im 6 Jahrh. vor Chr. Geb. Er war perſönlich tapfer und vergrößerte ſein, ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Aſien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldſande des Fluſſes Paktolus gezogen haben ſoll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher beſeſſen hatte, und der Ausdruck: „Reichthümer des Cröſus,“ bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Beſitz dieſer Güter, ergab er ſich einer ausſchweifenden Prachtliebe, hielt ſich für den Beglücktesten aller Sterblichen, und empfand es, der Sage nach, einſt ſehr übel, daß der attiſche Weiſe, Solon, der an ſeinen Hof kam, trotz dieſer ungeheuern Schätze, gegen ihn behauptete, man könne den Menſchen erſt jenſeit des Grabes glücklich preiſen. Bald aber

erkannte er die Wahrheit dieſes Ausſpruchs; denn er hielt ſich nicht nur ſelbſt für höchſt elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltſame Todesarten verlor, ſondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Beſten der Babylonier bekriegt hatte, geſchlagen, in der eroberten Hauptſtadt Sardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll ſchmerzlicher Rückerinnerung an Solon's wahre Rede dreimal aus: „O Solon!“ Cyrus, der den Sinn dieſes Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, ſchenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen ſeinen Feldzügen mit, behandelte ihn ſehr gut, bemächtigte ſich aber ſeines Reichs und ſeiner Schätze. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt; noch unter Kambyſes, Cyrus Nachfolger, lebte er und entging hier ſeiner Hinrichtung, die ſchon anbefohlen war, nur durch die Liſt einiger Hofbedienten. Obſchon Einige den ganzen Vorfall mit Solon leugnen, Andre aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen: ſo bleibt doch Crösus ein lehrreiches Beiſpiel des Glückswechſels und der Grundloſigkeit des menſchlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er ſank von der höchſten Stufe irdiſcher Hoheit plötzlich herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem ſchimpflichen Martertode.

Croup, aus dem Engliſchen the Croup (die Erſtickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, iſt eine katarrhaliſche Luftröhrenentzündung. Dieſe Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, am meiſten bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nordoſt=, nach vorausgegangnen Weſt= und Südweſtwinden, und in niedrig liegenden, feuchten Gegenden, an Seeküſten, Flüſſen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich, wie ein gewöhnlicher Katarrh, mit ziemlich ſtarkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die ſich einſtellende und immer wachſende Aengſtlichkeit der Kranken beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken ſelbſt gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über Schmerz vorn am Halſe, in der Gegend des Kehlkopfs; das Athmen wird in kurzer Zeit ſo gehindert, daß Erſtickungszufälle eintreten. Der Huſten klingt heiſer, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in den Anfällen von Huſten ſchläfrig, ſucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung ſeiner Erſtickungsangſt. In dieſem Zuſtande bildet ſich die Krankheit gemeiniglich ſchon in den drei erſten Tagen aus. Das Kind wird immer ſchwächer, das Athmen immer beſchwerlicher, kürzer und röchelnder; endlich ſtirbt es, zuweilen erſt am fünften, ſiebenten, meiſtens aber ſchon am dritten oder vierten Tage, bei vollem Bewußtſein, oft, nachdem es kurz vorher noch geſprochen, getrunken oder geſpielt hatte. Die Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopf und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Veräſtelungen derſelben in die Lungen, und beſteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieſer Theile, wobei ſich ſchnell vom Ueberfluſſe der in hohem Grade gerinnbaren lymphatiſchen Flüſſigkeit des Blutes ein Ausſchwitzen von Schleim in der Luftröhre einſtellt, wodurch dieſe angefüllt und oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche ſich bis in die Vertheilung der Luftröhrenäſte fortſetzt. Oft werden daher mit dem Huſten lange, ſelbſt zuweilen röhrenförmige Schleimſtücke ausgeworfen. Durch dieſe Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmoſphäriſchen Luft in das Innere der Lungen und die belebende Verbindung des Blutes mit Sauerſtoff verhindert; daher die ſchnell zunehmende Schwäche und der baldige Tod durch ein, oft

plötzliches Erſticken des Kranken. Schon in den erſten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem iſt ſelten noch Rettung zu hoffen. Die Krankheit iſt ohne Zweifel nicht neu, ſondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer unterſucht und von andern Krankheiten deutlicher unterſchieden worden. Schon 1749 hat Ghiſi in Cremona eine Epidemie derſelben beobachtet und beſchrieben. Im Anfange der ſechziger Jahre haben ſchwediſche Aerzte, beſonders Roſenſtein, viele Fälle dieſer Krankheit bekannt gemacht. Home in Schottland gab 1765 eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Weſen derſelben zuerſt vieles Licht verbreitete. Michaelis ſammelte in einer umfaſſenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin, in ſeinen Beiträgen zur A. K. (1789) und im hufeland'ſchen Journal der praktiſchen Heilkunde, gab zuerſt mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Krankheit an; ſpäter die Aerzte Hellwag und Voß in Eutin, unter deren Behandlung die Tödlichkeit der Krankheit faſt verſchwand. Wichmann (1794) erwarb ſich das Verdienſt einer genauern diagnoſtiſchen Unterſcheidung der häutigen Bräune von andern Krankheiten, beſonders von der, ihr am ähnlichſten millar'ſchen Engbrüſtigkeit. Der Kaiſer Napoleon, veranlaßt durch den, an dieſer Krankheit erfolgten Tod ſeines Neffen, des Prinzen von Holland, ſetzte 1807 auf die beſte Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über dieſen Gegenſtand waren eingeſchickt worden, erkannte die, zur Unterſuchung niedergeſetzte Commiſſion von zwölf Mitgliedern in Paris 1311 zwei als die vorzüglichſten, deren Verfaſſer Jurine in Genf, und der verſtorbene Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde.

Crown=glaß, Kronglas, ſehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer in Verbindung mit dem Flintglaſe bei Verfertigung dioptriſcher Inſtrumente anwenden. Durch dieſe Verbindung nämlich wird die, bei gewöhnlichen Fernröhren ſo unangenehm ſtörende Farbenzerſtreuung aufgehoben. (S. Achromatiſch und Dollond).

Crozat (Joſeph Anton, Marquis du Châtel), gehört zu den großmüthigſten Kunſtfreunden des vorigen Jahrhunderts. Sein, als Finanzier in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. bekannt gewordener Vater hinterließ ihm ein ſo beträchtliches Vermögen, daß er ſich ſeiner Liebe für die Künſte ganz hingeben und ſeine Stelle als Parlamentsrath zu Toulouſe (wo er 1696 geboren war) gegen die eines königlichen Vorleſers vertauſchen konnte. Sein ganzes Leben gehört den Kunſtſchätzen, die er vereinigt hatte, und den Künſtlern, die ſie zu benutzen wünſchten. Von der Menge der Gemälde (ein Katalog über die Gemälde erſchien 1755, 8.) und Handzeichnungen, die er beſaß, kann man ſich eine Vorſtellung durch das Cabinet de Croza, Paris 1729. fol. machen, von dem aber nur der erſte Theil (140 Kupfer) ganz vollendet iſt. Als er bei der Fortſetzung Schwierigkeiten fand, gab er 40 Kupfer ohne Text, als zweite Hälfte des erſten Bandes, obgleich weit mehrere vollendet da lagen, die ſpäter durch Mariette (1792. 2 Bde in Fol.) und weiterhin durch Basan in's Publikum kamen. Einen bedeutenden Theil dieſer Gemäldeſammlung machten die Handzeichnungen aus, mehr, als 19,000 Stück, auf die er über 450,000 Livres verwandt hatte. Während der 60 Jahre, die er dran ſammelte, wurde in ganz Europa kein Kabinet verkauft, das nicht Theilweiſe in das ſeine überging. Crozat war für die Bereicherung deſſelben 1714 ſelbſt in Italien geweſen, und

jährlich kam Corn. Vermeulen von Antwerpen nach Paris, um ihm zuzuführen, was die Niederlande hergegeben hatten. Einige bedeutende Sammlungen machte man ihm freiwillig zum Geſchenke. Eben ſo bedeutend in ihrer Art war ſeine Sammlung von Antiken, Sculpturen, beſonders geſchnittner Steine. Sie beliefen ſich auf etwa 1400. Durch eine allgemeine Beſchreibung, die Mariette davon gegeben hat, als ſie in den Beſitz des Herzogs von Orleans gekommen waren (1742), war dieſer Schatz, der ſich gegenwärtig bekanntlich zu Petersburg befindet, von jeher bei den europäiſchen Gelehrten in Anſehn. Nach Crozat's Tode, der 1740 erfolgte, kamen ſeine Sammlungen als ein Vermächtniß an ſeinen Bruder, den Marquis du Châtel. Die **Description sommaire des Collections de M. Crozat, avec des réflexions sur la manière de dessiner des principaux maîtres Par. 1741**, die Mariette gegeben hat, iſt das Einzige, was uns über dieſes prächtige Muſeum jetzt noch Nachricht gibt, in deſſen reichen Sälen einſt Kunſtfreunde und Künſtler regelmäßig zuſammenkommend, ſtets neuen Stoff zu neuen Werken und neuen Anſichten fanden.

Cruſade, eine portugieſiſche Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen ſind (nach denen auch in Wechſelzahlungen gerechnet wird), und etwas über 16 Groſchen betragen, die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees), ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca (Academia della), ſ. Akademie.

Cruſius (Chriſtian Aug.), ein tiefdenkender und ſcharfſinniger, aber zugleich ſchwerfälliger und zum Myſticismus geneigter Philoſoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einfluſſes, den ſeine Vorträge und Schriften einſt hatten, wol erwähnt zu werden verdient. Er war 1715 zu Leuna bei Merſeburg geboren, ſtudirte in Leipzig, fing bald an, theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſetzte dieſelben bis 1775 fort, wo er als Kanonikus zu Meßen, erſter Profeſſor der Theologie und Senior der theologiſchen Facultät zu Leipzig ſtarb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philoſophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wiſſenſchaft zu erheben, ſondern auch ſie mit dem orthodoxen theologiſchen Syſtem in Verbindung zu bringen. Da er mit dieſem Plane das wolf'ſche Syſtem unverträglich fand, ſuchte er es durch ein eignes zu ſtürzen, deſſen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, ſo daß er das Anſehn deſſelben überlebte. Außer mehrern theologiſchen Schriften, die jetzt vergeſſen ſind, ſchrieb er deutſche Lehrbücher über alle, von ihm angenommenen Hauptteile der Philoſophie. In ſeiner Lebensweiſe zeichnete er ſich durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſeltne Frömmigkeit aus.

Cruzada (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien ein anſehnlicher Zweig der königl. Einkünfte. Papſt Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Caſtilien 1457 durch dieſe Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem Könige eine gewiſſe Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieſelben entrichten würden, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da ſie eigentlich nur auf fünf Jahre ſich erſtreckte: ſo ließen die Könige ſie von Zeit zu Zeit erneuern und auch auf andre Freiheiten (wegen der Faſtenſpeiſen ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch ſeit 1753 nicht mehr nachgeſucht ward. So wurden jährlich dergleichen ſchon gedruckte Bullen durch Geiſtliche und Mönche verkauft, welche ohne dieſelben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift ſich, welchen anſehnlichen Ertrag dieſe geiſtliche Steuer

abgeworfen haben muß; man berechnete ſie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Feſtungen in Afrika.

Crypto, heimlich, geheim. Man gebraucht dies Wort für Perſonen, deren öffentliche Grundſätze mit ihrer geheimen im Widerſpruch ſtehen. — Kryptographie, die Geheimſchreibekunſt. — Kryptogamie, die geheime Ehe. — Kryptogamiſch, in der Botanik, heißt die noch unbekannte Fortpflanzungsart einiger Pflanzen.

Cryſtall od. Kryſtall. 1) Ueberhaupt ein feſter Körper, der ſich in eine gewiſſe regelmäßige Geſtalt nach und nach gebildet hat, oder ein ſolcher Theil eines Körpers. In dieſer weiteſten Bedeutung bilden ſich die meiſten feſten Körper in gewiſſe regelmäßige Geſtalten, oder ſetzen ſich in Kryſtalle an, wie man beſonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüſſige Körper, ſowol Metalle, als auch Waſſer, und beſonders aufgelöſte Salze, nach und nach erkalten und in einen feſten Zuſtand übergehen, wobei ſich nach Verſchiedenheit der Körper und nach beſtimmten Naturgeſetzen die Theile in gewiſſen, mehr oder weniger regelmäßigen Geſtalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verſchieden ſind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Geſtalten und verſchiedner Anzahl der Seitenflächen u. ſ. w. vorſtellen. 2) In engerer Bedeutung, gewiſſe Körper, die ſich in ſolche regelmäßige Geſtalt gebildet haben. So werden vorzugsweiſe völlig reine und durchſichtige Kieſel, die ſich gewöhnlich in ſechsſeitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen auslaufen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und ſich unter gleichen Winkeln brechen, Kryſtalle genannt, oder Bergkryſtall, weil ſie in den Klüften der Gebirge entſtehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchſichtige heißen Quarzkryſtalle. Man findet die Kryſtalle entweder einzeln am Muttergeſtein angewachſen, oder gehäuft, in welchem Falle ſie Kryſtalldruſen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß ſie aus einem urſprünglich flüſſigen Zuſtande in einem feſten übergegangen ſind, indem man zuweilen fremde Körper darin eingeſchloſſen gefunden hat. Die farbigen Kryſtalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußſpathe, von welchem ſie ſich aber beſonders dadurch unterſcheiden, daß ſie am Stahle Feuer geben, Kryſtallflüſſe genannt. Man gebraucht ſie häufig ſtatt der echten Edelſteine, und gibt ihnen nach Verſchiedenheit ihrer Farbe verſchiedne Namen: der weingelbe Kryſtall (Citrin), der rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyſt). Die klaren, durchſichtigen Kryſtalle laſſen ſich auch färben, indem man ſie bis zum Glühen erhitzt und in der, vorher zubereiteten, flüſſigen Farbe wieder abkühlt. In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchſichtiger Kalkſpath, der Doppelſpath, (weil er die Gegenſtände, die ſich darauf ſpiegeln, doppelt zeigt), isländiſcher Kryſtall. Von der Aehnlichkeit mit Kryſtall, oder auch, weil man Quarze und ſchlechte Bergkryſtalle dazu nimt, wird auch das feinſte und reinſte Glas Kryſtall, beſſer aber Kryſtallglas genannt. Kryſtallinſe (Lens crystallina), ſ. Auge.

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreiſe zwiſchen dem 55. und 56° W. L. Sie iſt 150 Meilen lang und 30—35 Meilen breit, und hat an den Küſten eine Menge Baien und Buchten, von denen verſchiedne gute Häfen abgeben. Von Oſten nach Weſten läuft eine bedeutende Bergkette durch ſie hin, in welcher man ſonſt Gold und Kupfer gewann. Die

Küſten ſind größtentheils flach und zur Regenzeit den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, da von den Gebirgen an 150 Flüſſe herabkommen, worunter jedoch keiner ſchiffbar iſt. Der von Natur vortreffliche Boden, der für einen der beſten in Amerika gehalten wird, iſt von den Spaniern nur zum Theil angebaut und das Klima iſt heiß, aber nicht ungeſund. Die ganze Bevölkerung dieſer, mit den dazu gehörigen kleinern Inſeln, 2310 Q. M. großen Inſel beſteht aus 300,000 Einw. (unter denen 250,000 Sklaven ſind) Spaniern, Kreolen, Meſtizen, Mülatten und Negern, die ſich hauptſächlich mit dem Plantagenbau und Handel beſchäftigen; Gewerbfleiß iſt faſt ganz unbekannt und beſchränkt ſich auf die unentbehrlichſten Handwerke. Columbus, der die Inſel gleich nach ſeiner erſten Reiſe (1491) entdeckte, nannte ſie Johanna. Erſt 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grauſamkeit, die blinder Religionseifer und unerſättliche Habſucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung ward aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenſeuche, theils endlich dadurch, daß man ſie in den Goldgruben mit übermäßiger Anſtrengung arbeiten ließ. Cuba ward eine menſchenleere Wüſte. Als man aber ihre Wichtigkeit für die, aus Mexiko nach Europa ſegelnden Schiffe einſehen lernte, ſuchte man ſie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte ſie mit ſpaniſchen Koloniſten und baute mehrere Städte und Ortſchaften. Unter dieſen iſt die wichtigſte Havannah mit 30,000 Einw., war der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Inſel, der Mittelpunkt des ſpaniſchen Handels in Amerika und das Bollwerk des ſpaniſchen Amerika's, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem gegen 1000 Schiffe ganz ſicher liegen können, in einer übrigens ſehr ungeſunden Gegend, obgleich ſich dieſes Ungemach eines ſolchen Handelsplatzes, der jetzt auch ein Freihafen geworden iſt, mit einiger Anſtrengung der reichen Kolonie leicht hätte heben laſſen. Cuba bildet mit beiden Florida's die Generalcapitänerie Havannah. Die Erzeugniſſe ſind: Zucker (jährlich eine Million Centner), Tabak, Baumwolle, Kaffee, Mais, Maniok, Weinſtöcke, Kokospalmen, Bananen, Kaſſia, Kakao, Saſſaparille, treffliche Waldungen mit Mahagonyholz und andern koſtbaren Holzarten, viel Honig, Wachs, Seide, europäiſche zahme Hausthiere, Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fiſche, Gold, Silber, Kupfer, Mineralwaſſer, Salzquellen. Der Handel iſt ſehr wichtig, beſonders führt man aus: Tabak, Zucker, Wachs, Baumwolle, Ochſenhäute. Ueberhaupt iſt Cuba die Niederlage von allen Waaren aus Mexiko und den übrigen Provinzen des mexikaniſchen Meerbuſens, von europäiſchen nach jenen Ländern geführten Waaren und von allem gemünzten Gold und Silber aus Mexiko. Auch pflegen die ſpaniſchen und amerikaniſchen Schiffe bei ihrer Hin- und Herreiſe hier anzuhalten.

Cubus oder Würfel iſt ein von ſechs gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der daher zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich iſt. Er gehört daher zu den regulären Körpern, und zwar iſt er der einzige reguläre, welcher von ſechs Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man ſich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und dieſe Fläche ſelbſt wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andre (Grundlinie).

Weil nun dieſe Seiten alle einander gleich ſind, ſo wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit ſich ſelbſt erhalten. Iſt z. B. eine Seite gleich 10, ſo iſt der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit ſich ſelbſt entſteht, die Cubikzahl dieſer Zahl, und dieſe Zahl ſelbſt wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen, zur Einheit angenommnen Würfel, durch deſſen Ganzes oder auch Bruchtheile ſie dieſen Inhalt ausdrücken lehrt. Man denke ſich den fraglichen Körper aus materiellen Punkten zuſammengeſetzt, ſo iſt die Frage nach ſeinem Inhalte die: wie viel einfüßige und einzöllige ꝛc. Cuben ſolcher materiellen Punkte enthält er?

Cueva (Juan de la), gehörte als einer der Umwandler der dramatiſchen Poeſie in Spanien, noch zu den hochgeehrten Namen. Von ſeinem Leben iſt ſehr wenig bekannt; man weiß bloß, daß er in Sevilla um die Mitte des 16. Jahrh. geboren war. Eine große Leichtigkeit in der Verskunſt, worin Ovid ſein Muſter war, beſtimmte ihn, ſich der dramatiſchen Dichtkunſt zuzuwenden, wo eben Torres Naharro ſich glücklich dem Verſuche einiger gelehrten Theaterfreunde widerſetzt hatte, dem Volke das griechiſche und römiſche Drama aufzudringen. Vereinigt in ſeinem Streben mit Naharro, Lope de Rueda und Chriſtoph de Caſtillejo, befeſtigte er die alte Eintheilung in comedias divinas y humanas, indem er den einzelnen Stücken durch größere Mannichfaltigkeit der auftretenden Perſonen, durch vollendetere Verſe und durch die Eintheilung in drei Jornadas ein ächtnationales Intereſſe gab. Seine, in Spanien jetzt ſehr ſeltnen Werke findet man im Parnaso español. T. 8. p. XVI. Das Früheſte, was von ihm erſchienen war, ſind: Poesias liricas. Sevilla 1582. 8., einerlei Inhalts mit dem Coro febeo de romances historiales, Sev. 1588. 8. Sein Heldengedicht: La conquista de la Betica, ib. 1603. 8. (auch in Fernandez Sammlung Th. 14. und 15.) in zwanzig Geſängen, entſchuldigt durch Schönheiten der Ausführung die Mängel des Plans. Die Comedias (y tragedias) ibid. 1588. 8., vier Trauerſpiele, fanden zu ihrer Zeit Beifall in dem dichtungsreichen Sevilla, beleidigten aber damals durch die Einmiſchung allegoriſcher Perſonen in die Handlung. Im Parnaso español findet man auch eine ars poetica von Cueva in Terzet's geſchrieben, die darum beſonders merkwürdig iſt, weil ſie uns über altſpaniſche Dramatik manche willkommne Aufſchlüſſe gibt. Cueva ſtarb im Anfange des 17. Jahrh.

Cujas (Jaques, bekannter unter dem lateiniſchen Namen Cujacius), war der Sohn eines Gerbers zu Toulouſe mit Namen Cujaus, dem er 1520 geboren wurde. Seinen eigenmächtig verkürzten Namen änderte er ſpäter in de Cujas um. Durch Fleiß und Talent kam er dem Unterricht ſeines Lehrers der Rechtswiſſenſchaften Arnoul Ferrier ſo entgegen, daß er vom erſten Augenblicke ſeines Auftretens an allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Schon 1547, bei ſeinem erſten Vortrage über die Inſtitutionen vor den Kindern des Präſ. Dufaur, bewunderte man ſeine Klarheit. Doch mußte er 1554 ſich zu Toulouſe einem mittelmäßigen Menſchen, Forcadel, vorgezogen ſehen, als ein Lehrſtuhl der Rechte offen ward. Die Capitularen dieſer Stadt haben dieſe Schmach ſpäter von ſich abzuwehren geſucht; doch bleibt ihnen immer der Vorwurf, durch abſichtliche Verzögerung der öffentlichen Bewerbung Cujas von ſich entfernt zu haben. Schon hatte ihn die Schule von Cahors

unterdeſſen in ihre Mitte berufen und von allen ſeinen Schülern gefolgt, war Cujas dahin abgegangen (1554). Aber nur ein Jahr blieb er dort; denn Margaretha von Valois, die durch Michael von Hopital's Wahl zu ihrem Kanzler einen Beweis ihres Scharfblicks gegeben hatte, ließ auch Cujas Talent nicht unbeachtet, als ſie Bourges, den Hauptort ihres Leibgedinges, zur erſten Rechtsſchule jener Zeit zu erheben, entſchloſſen war. Auf Hopital's Auffoderung ging Cujas dahin ab, und lehrte dort mit kurzer Unterbrechung, zu der ihn die Eiferſucht ſeines Collegen Duaren zwang, bis 1567, wo er nach Valence ſich begab, auch dort den Glanz einer Schule erhebend, der ſein Name hinreichte, um ſie allbeſucht zu machen. Damals zerrütteten Frankreich die unglücklichſten Parteien; auch Cujas ſah ſich gezwungen, ihnen zu weichen. Er war 1575 nach Bourges zurückgekehrt, ging der Beſorgniſſe wegen nach Paris, wo er aber nur blieb, um Rechtsvorträge zu halten; eine Begünſtigung, die nur ihm ausdrücklich zugeſtanden ward, da die Rechtsſchule zu Paris erſt ſeit Ludwig XIV. beſteht, und wandte ſich dann wieder nach Bourges (1577), das er, obgleich die glänzendſten Vorſchläge ihn nach Bologna lockten, doch nicht verließ. Cujas verdankte ſeinen Ruf zunächſt dem Zurückgehen auf die Quellen des römiſchen Rechts in ihrem ganzen Umfange und der klaſſiſchen Art ihrer Benutzung. Indem er die römiſchen Geſetzbücher durch Zuziehung von Handſchriften, von denen er ſelbſt an 500 beſaß, an unzähligen Stellen berichtigte, den ganzen Reichthum einer gründlichen Gelehrſamkeit aufbot, um das Dunkle zu erklären und an ſeinen Platz zu ſtellen, ward er der Stifter der ſogenannten humaniſtiſchen Jurisprudenz, die ſeine geiſtreichen Vorträge, freigeſprochne, aber ſcharfaufgefaßte Deductionen der einzelnen Sätze in jenen Zeiten doppelt anziehend machen mußte. Außerdem vermehrte die Bewundrung ſeiner Schüler gegen ihn die Theilnahme, die der große Lehrer ihren perſönlichen Schickſalen bewies, und eine Klugheit, die ſich eben ſo fern von theologiſchen Zänkereien hielt (nihil hoc ad edictum praetoris, war ſein Spruchwort), als durch treue Anhänglichkeit an der Sache Heinrichs IV. Vertrauen einflößen mußte. Der Schmerz über die Lage Frankreichs ſoll ſeinen Tod beſchleunigt haben, der zu Bourges am 4. Oct. 1590 erfolgte. Die ungeheure Menge ſeiner Zuhörer, denn aus allen Ländern Europa's eilte man herbei, ihn zu hören, wich darin von ſeinem hochgeehrten Willen ab, daß man ihn ſehr feierlich beſtattete und durch Inſchriften, nach damaliger Sitte, den Schmerz über ſeinen Verluſt ausſprach. Cujas war kurz, unterſetzt und kräftig, von feiner, aber durchgreifender Stimme. Er hatte, wie Alexander der Große, die Eigenheit, über die er oft ſcherzte, daß ſein Schweiß gut räche. Seine zahlreichen Werke hatte er alle, mit dem Bauche auf der Erde liegend, geſchrieben. Nur zu ſehr ging ein Wunſch ſeines Teſtaments in Erfüllung. Er hatte befohlen, daß ſeine Bücher vereinzelt würden, um nicht durch Mißbrauch ſeiner Randnoten ſeinem Andenken ein Makel zu ſein, doch daß ſie durchaus nicht an Jeſuiten verkauft werden ſollten; und die Buchhändler von Lyon erſtanden ſeine Handſchriften, um ſie als Maculatur zu gebrauchen. Die bei ſeinem Leben von ihm ſelbſt beſorgte Ausgabe ſeiner Werke, bei Nivelle, 1577, iſt gut und genau, aber unvollſtändig; eben ſo enthält auch die, von Colombet beſorgte Ausgabe, Paris 1617 und 1634, nicht alle ſeine Schriften. Eine vollſtändige Ausgabe beſorgte Fabrot, Paris 1658, Fol. 10 Bde, die durch Merillii variantes, Roberti obss. und ein weitläufiges Regiſter vermehrt, zu Neap., Ven. et Mutinae 1758—1783. in 11 Fo-

liobänden nachgedruckt wurde. Sehr brauchbar für die Benutzung dieſer großen Reihe von Bänden iſt das Promptuarium operum Jac. Cujacii, auctore Dom. Albunensi. Neap. 1763. 2 Folianten. Seine Animadversiones et Obss., ein Schatz von gelehrten Winken und Ausführungen, ſind zu Halle 1737. 4. durch J. C. Uhl wieder aufgelegt worden. Cujas war zweimal verheirathet geweſen. Die Kinder, die aus beiden Ehen ihm nachblieben, haben durch Sittenloſigkeit eine Art von Berühmtheit zu erlangen geſucht. Sein Sohn Jac. Cujas ſtarb ſehr früh an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen. Weiter noch trieb es ſeine Tochter, die Frucht ſeiner zweiten Ehe. Zwar ſchon im 15. Jahre verheirathet, weil man ihr ein frühes Bedürfniß abmerkte, griff ſie doch dieſem Zeitpunkte zuvor. Ihren erſten Mann ärgerte ſie zu Tode; den zweiten hatte ſie zwar 15 Jahre, doch war das Verhältniß das ungebundenſte, das ſich denken läßt. Auf's neue Witwe, ſetzte ſie ihre frühere Weiſe fort, aber nach verſchwendetem großem Vermögen, ſo dürftig, daß ſie von den Wohlthaten der Freunde ihres Vaters leben mußte.

Cullen (William), einer der berühmteſten Aerzte des 18. Jahrh., Profeſſor der praktiſchen Medizin in Edinburgh, war 1712 in einem Dorfe der Grafſchaft Mark in Schottland geboren, lernte in Glasgow die Apothekerkunſt und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie, übte ſodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunter's, der ihn begünſtigte, promovirte 1740, und ward 1746 Profeſſor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburgh, erhielt 1766 den Lehrſtuhl der Medicin und ſtarb daſelbſt 1790. Er hat dieſer Univerſität den hohen Ruf, welchen ſie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein ſcharfſinniger Beobachter der Natur und machte ſich um die ganze Medizin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerſt von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgeſtellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und ſein Treatise of the mat. med., Edinburgh, 1782. 2 Vol. 4. (zweimal verdeutſcht) iſt ein klaſſiſches Werk. — Von ſeinen First lines of the practic of physic erſchien 1785 die 5te Auflage in 4 Bänden. (Auch dies Werk iſt mehrmals in's Franzöſiſche und Deutſche überſetzt). Synopsis nosologiae methodicae, Edinb. 1772. 2 Vol. haben Fiſcher und Frank für Deutſchland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnützig gemacht. Von ſeinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei ſcheinbar Ertrunknen anzuwenden hat, um ſie in's Leben zurückzurufen. Unter ſeinen Schülern ſind viele der berühmteſten Aerzte Englands.

Culm, Schlacht bei, den 30. Aug. 1813. Vandamme's Niederlage bei Kulm (einem böhmiſchen Dorfe im leutmeritzer Kreiſe, 3 St. von Töplitz) rettete nicht bloß Töplitz und Prag, ſondern ſicherte auch die Fortdauer des großen Bündniſſes mit Oeſterreich gegen Napoleon, und brach, nebſt den gleichzeitigen Siegen der Verbündeten, unter dem Kronprinzen von Schweden bei Großbeeren (d. 23. Aug.) und unter Blücher an der Katzbach (d. 26. Aug.) (ſ. d. Art.), zuerſt die Angriffsmacht Napoleon's. Sie verdient daher eine beſondre Darſtellung. Die Hauptarmee der Verbündeten unter dem Fürſten Schwarzenberg war aus Böhmen über Peterswalda, Seyda, Marienberg und Annaberg nach Sachſen vorgerückt, um die Verbindungslinien des Feindes auf dem linken Elbufer zu durchſchneiden. Sie hatte ſich aber rechts ab nach Dresden gewandt, wo St. Cyr den Mittelpunkt von Napo=

leon's Stellung an der Elbe mit 30,000 Mann zu behaupten nicht im Stande war. Allein Napoleon war auf die erſte Kunde von jenem Vorrücken des böhmiſchen Heers in Eilmärſchen aus Schleſien herangezogen und hatte, den Schlachtplan bei Dresden und die gänzliche Niederlage des Feindes ſchon in Stolpen berechnend, von hier am 25. Abends den General Vandamme mit der erſten Heerabtheilung, 32 Bat. und 5000 Pferde, 30,000 Mann ſtark, entſandt, der am 27. über die, ſchon früher geſchlagne Schiffbrücke bei Königſtein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsſtraße derſelben über Pirna nach Peterswalda abſchnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht am 27. in Böhmen gegen Töplitz vordrang, wo er dem, über das Erzgebirge hinab zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite fallen ſollte. Unterdeſſen war der Angriff der Verbündeten auf Dresden (ſ. d. Art.) am 26. mißlungen, und in der Schlacht bei Dresden am 27. hatte ſich Napoleon durch das Umgehen und die Niederlage des linken feindlichen Flügels der Straße nach Freiberg bemächtigt. Dadurch ward Schwarzenberg genöthigt, ſchon am 27. Nachmittags ſich auf dem einzigen, ihm noch übrigen Rückwege, über Dippoldiswalda nach Altenberg und dann auf Seiten- und Feldwegen über den Kamm des Erzgebirges in ſeine feſte Stellung bei Töplitz im Egerthale zurückzuziehen. Doch gab er dem Grafen Barclay auf dem Schlachtfelde vor Dresden den Befehl, ſeinen Marſch ſo einzurichten, daß er den Heerhaufen unter Oſtermann-Tolſtoy, welcher ſich vor Vandamme von Pirna zurückziehen mußte, aufnehmen und mit ihm die Engpäſſe von Peterswalda erreichen könnte. Allein Barclay ließ dem General Oſtermann ſagen, er möge ſich, im Fall ihm Vandamme den Rückzug nach Peterswalda ſchon abgeſchnitten hätte, über Maxen an die Hauptarmee anſchließen. Doch Oſtermann ſah ein, daß dadurch dem Feinde das ganze Egerthal offen gelaſſen würde. Er wagte es alſo, den Befehlen Barclay's nicht zu gehorchen, und dieſer Entſchluß rettete das Heer. Mit dem Bajonett erſtürmte er den Paß nach Böhmen und erreichte am 28. Peterswalda. Aber voll Ungeſtüm und den Marſchallsſtab im Auge, ſtürzte Vandamme ihm nach und über die Höhe von Nollendorf in den Keſſel hinab, wo er die kleine Schaar von 8000 Ruſſen bis Kulm zurückdrückte. Hier erfuhr Oſtermann durch den König von Preußen, der ſchon in Töplitz angekommen war, die gefahrvolle Lage des, mit Gepäck und Geſchütz im hohen Erzgebirge verwickelten Heers, bei welchem ſich der Kaiſer Alexander befand. Sofort beſchloſſen am 29. die Feldherren (Oſtermann, Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und Großfürſt Conſtantin), mit ihrem Leben eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit ihres Monarchen abhing. Heldenmüthig vertheidigten an dieſem Tage die Ruſſen jeden Schritt des Bodens. Gegen Mittag rief der König von Preußen das öſterreichiſche Regiment Erzherzog Johann Dragoner, unter dem Oberſten Sück, herbei, das ſogleich in die Linie der Ruſſen eintrat. Der Kampf war mörderiſch. Viertauſend Garden lagen auf dem Schlachtfelde; dem tapfern Oſtermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete er und ſein Nachfolger im Oberbefehl, Miloradowitſch, die Stellung bei Arbiſau. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei Kulm, wo er die Ankunft des Kaiſers oder Mortier's am nächſten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napoleon zwar am 28. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber, keinen Unfall ahnend, (man ſagt, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit) mit der alten Garde

nach Dresden zurückgekehrt, wohin er ſpäter auch Mortier mit der jungen Garde von Pirna abrief. Unterdeſſen aber hatte ſich die Heerabtheilung unter Kleiſt, auf den Vorſchlag des Generals Grollmann, Chefs des Generalſtabs, von Glashütte, Breitenau und Fürſtenwalda aus, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil dieſe Wege über Graupen nach Töplitz hinab vom Heerzuge ſchon angefüllt waren, ſeitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalda gewendet, um über Nollendorf in den Rücken von Vandamme zu marſchiren. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, ſo war Kleiſt verloren und Vandamme ſiegte. Dagegen hatte Schwarzenberg, der gegen 6 Uhr Abends von Altenberg her in der Ebene von Kulm angekommen war, die Ruſſen bei Arbiſau verſtärken laſſen und die Stellung des Feindes erkannt. Zugleich zog er in der Nacht die öſterreichiſchen Diviſionen Colloredo und Bianchi von Dux näher an das Schlachtfeld. Unterrichtet von Kleiſt's Seitenmarſche nach Nollendorf, ließ er auch ihn einladen, zur Beihülfe an der Schlacht, die er am nächſten Tage zu liefern entſchloſſen war. Nach ſeiner Anordnung ſolle Vandamme auf ſeinem linken Flügel umgangen, dadurch aber zwiſchen Kulm und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Barclay, dem die Leitung des Heers an dem ruhmvollen Tage des 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, griff den Feind mit Anbruch des Tages an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erſtürmten. Noch ſtand die Schlacht und Vandamme behauptete die Rückzugsſtraße nach Peterswalda, als um 11 Uhr Kleiſt von Nollendorf (daher ſein Name: Graf Kleiſt von Nollendorf), wo Vandamme nur franzöſiſche Heerhaufen erwartete, herab in des Feindes Rücken ſtürmte. Jetzt ſah ſich Vandamme in dem Keſſel vor Kulm eingeſchloſſen. Vergebens wollte er ſich nach Nollendorf durchſchlagen. Die franzöſiſche Reiterei warf ſich auf die Preußen, und das Fußvolk folgte in geſchloſſnen Vierecken. Aber es gelang nur den Generalen Dumonceau, Philippon und Corbineau, ſich durch die preußiſchen Bataillone des linken Flügels einen Weg zu bahnen und der Gefangenſchaft zu entrinnen; denn die öſterreichiſchen Dragoner, Erzherzog Johann, hatten die franzöſiſchen Vierecke geſprengt. Wenige entrannen, und der bei Kulm noch fechtende Theil des franzöſiſchen Heers war völlig umzingelt. So mußte Vandamme ſich nebſt drei Generalen, darunter der General Haxo vom Genie, und 10,000 Mann, gefangen ergeben. Die Franzoſen verloren 5000 Todte und das ganze Geſchütz von 81 Feldſtücken. An dieſem Tage war das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge nach Töplitz hinabgezogen, wo es ſich wieder zum Vorrücken nach Sachſen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen neuen ernſtlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Töplitz; er begnügte ſich, die Gebirgspäſſe zu behaupten. Aber die Verbündeten fühlten ſich durch ihren dreifachen Sieg zu dem feſteſten Vertrauen auf den Erfolg des großen Kriegsplanes erhoben, und am 1. Sept. feierte der König von Preußen mit ſeinem ganzen Heere den Sieg durch einen Gottesdienſt auf freiem Felde bei Kulm. Ein beſondres Todtenfeld in Töplitz umſchließt die Gebeine der an, ihren Wunden geſtorbnen Krieger; und bei Arbiſau erinnert ein, von Eiſen gegoſſenes, pyramidaliſches Kreuz, das der König von Preußen hat aufrichten laſſen, an den Sieg bei Kulm in Böhmens Termopylen! K.

Culmination bedeutet in der Aſtronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil ſie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchſten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht

haben. Ein Stern culminirt, d. i. er geht durch die Mittagslinie, hat ſeinen höchſten Standpunkt am Himmel erreicht.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1) die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm ſchlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2) aber auch den Zuſtand, in welchem dieſe Kräfte ſchon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet ſind. Daher ſpricht man eben ſowol von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menſchen oder Volks. Rouſſeau in ſeiner Schrift: Sur l'inégalité parmi les hommes, betrachtet den Culturſtand der Menſchen als die Hauptquelle des phyſiſchen und moraliſchen Elends, wodurch die Menſchen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Verhältniſſe ſo geſteigert werden, daß ihre Neigungen und Wünſche keine Grenzen mehr anerkennen. Er meint daher, die cultivirten Menſchen ſollten in den urſprünglichen Zuſtand natürlicher Rohheit zurücktreten, um ſich von jenem Elende zu befreien und ihre Beſtimmung zu erreichen; worunter er nichts anders, als ſinnliches Wohlſein oder die Behaglichkeit eines, aus leicht befriedigten Bedürfniſſen hervorgehenden Zuſtands verſteht. S. Beſtimmung des Menſchen und Bildung.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteſte griechiſche Kolonie in Italien, die von den aſiatiſchen Kumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener verſetzte die kumäiſche Sibylle hieher, obgleich ſie eigentlich in Aſien einheimiſch war.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georg II. von England, geb. 1721, geſt. am 30. Oct. 1765. Im J. 1743 wohnte er ſchon der Schlacht bei Dettingen bei, und ward hier an der Seite ſeines Vaters verwundet, der aus dem Muthe ſeines Prinzen die ſchönſten Hoffnungen ſchöpfte, die jedoch keineswegs ſo glänzend erfüllt wurden. Bei Fontenoi unterlag er der Kriegskunde des Marſchalls von Sachſen, wogegen er durch die Dämpfung des Aufſtandes in Schottland, welchen die Landung des unglücklichen Carl Eduard Stuard (1745) zum Ausbruche gebracht hatte, deſto mehr Ruhm erwarb, den er jedoch weniger einem ausgezeichneten Feldherrntalente, als der Planloſigkeit und Uneinigkeit, womit ſeine tapfern Gegner den Krieg führten, verdankte. Als Carl Eduard, nur noch 2 Tagemärſche von London entfernt von Carlisle aus (Januar 1746) ſeinen Rückzug nach Schottland angetreten hatte, wurde er (Apr. 1746) bei Culloden gänzlich geſchlagen. Politiſche und religiöſe Schwärmerei vereinigten ſich hier zum grauſamſten Kampfe. Der Herzog ſchändete ſeinen Nachruhm durch den grauſamſten Mißbrauch des Siegs, den er wenigſtens zuließ, wodurch ſich die Engländer um ſo mehr entehrten, da die Anhänger des Prätendenten auf ihrem Zuge durch das ſchottiſche Niederland und nach England die edelſte Schonung und Menſchlichkeit bewieſen hatten. Alles, was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht umgekommen war, wurde ermordet; man ſchändete die Frauen und Töchter der Erſchlagnen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man niederriß, zerſchmettert; mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüſte gemacht und weder Vieh, noch Baum verſchont. Cumberland war bei Laffeld (1747) weniger glücklich.

Cumberland, (Richard), der Sohn des nachmaligen Biſchofs von Kilmore, war 1732 zu Cambridge geboren. Die Anhänglichkeit ſeines Vaters für die Sache des Hauſes Hannover verſchaffte Cumberland die Stelle eines Privatſecretärs bei Lord Halifax, die mit dem

Sturze dieſes Miniſters zu Ende ging. Die Muße, die ihm dadurch wurde, benutzte Cumberland zu literäriſchen Arbeiten und Verbindungen, die ſeinen Namen nicht eben berühmt gemacht haben würden. Doch mit dem Wiederauftreten des Lord Halifax trat auch Cumberland wieder in's öffentliche Leben ein, folgte ſeinem Gönner nach Dublin, wo er die angetragne Würde eines Baronets ausſchlug. Nach ſeiner Rückkehr nach England erhielt er eine einträgliche Stelle in der Kammer des Handels und der Kolonien, und konnte nun ganz unabhängig ſich ſeinem Hange für dramatiſche Dichtkunſt hingeben, der ſich bei ihm ſchon als 12jährigen Knaben gezeigt hatte. 1765 erſchien ſein Sommermährchen (Summers-tale), ein Stück, das vielen Beifall fand, aber durch die 1769 erſchienenen Brüder und den Weſtindier, die mit rauſchendem Jubel aufgenommen wurden, in Vergeſſenheit gebracht iſt. Die beiden letztern gelten für die vorzüglichſten engliſchen Luſtſpiele im edlern Style, ſo von Kunſtrichtern bezeichnet, die freilich Shakſpeare ſehr unartig finden. Die Aufmunterung, die ſeine Stücke erhielten, hatte Einfluß auf Cumberland's Fruchtbarkeit; ſo entſtand ſein Liebhaber nach der Mode, ein Luſtſpiel; ſeine Tragödien: die Schlacht von Haſtings und ſeine Karmeliterin, die für das beſte ſeiner tragiſchen Werke gilt. Weniger wollten ſeine Romane gefallen (Arundel, 2 Bde; Johann von Lancaſter; Heinrich) beſonders durch die Entſchuldigung der ehelichen Untreue, die er hier zu übernehmen ſchien. 1780 ward ihm ein Auftrag an den ſpaniſchen Hof gegeben, den er zur Zufriedenheit ſeiner Regierung erfüllte. Die Anekdoten von berühmten ſpaniſchen Malern waren eine literäriſche Scherbe, die er von dieſer Reiſe heim brachte. Da nach ſeiner Rückkehr die Handelskammer aufgelöſt ward, ſo zog er ſich nach Turnbridge zurück, wo er in glänzenden, geſelligen Verhältniſſen lebte. Aber der Genius ſchien von ihm gewichen. Außer den Denkſchriften über ſich ſelbſt, 2 Bde 4., fanden alle ſeine ſpätern Schriften wenig Beifall. Häusliche Mißverhältniſſe, ſelbſt Mangel, obgleich eine ſeiner Töchter an Lord Bentinck verheirathet war, verkümmerten den Abend ſeines Lebens; namentlich fühlte er ſehr lebhaft den Tod eines ſeiner Enkel, der an den Folgen einer Züchtigung geſtorben war, die er als Mid-Shipman eines Schiffs erdulden mußte. Er ſtarb zu Turnbridge den 7. Mai 1811. Sein Observer, a collection of moral, literary and familiar essays, letzte Ausg. Lond. 1810, 8. 3 Bde, iſt ſelbſt den Philologen wichtig, weil Cumberland, ein Enkel Richard Bentley's, manche der dort niedergelegten Nachrichten über griech. Luſtſpiel und griech. Literatur dieſen Papieren entnommen haben mochte.

Cunersdorf, Schlacht bei, 12. Aug. 1759 zwiſchen den Preußen, Ruſſen und Oeſterreichern, iſt eine der denkwürdigſten des ſiebenjährigen Kriegs. Frankreich, Oeſterreich, Rußland, Schweden und Polen hatten ſich mit einander auf's neue gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen verbunden, der keinen Verbündeten, als England, und nur die entfernte Ausſicht hatte, daß Rußland und Oeſterreich durch die Pforte bekriegt, und ſo ihre Kräfte zu ſeinem Vortheile getrennt werden würden. Die Vorſicht rieth ihm, bis zum günſtigen Augenblick vertheidigungsweiſe zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach Böhmen, Franken, Thüringen, Meklenburg und Pommern geſchahen von kleinen Heerhaufen und mit vielem Glücke. Friedrich ſelbſt beobachtete mit ſeinem Falkenblicke die Bewegungen der Oeſterreicher und Ruſſen, unter Laudon und Soltikow, deren Vereinigung er freilich zu hindern ſuchen mußte. Er ſchickte daher den Ruſſen, die

von Polen aus die preußiſchen Staaten bedrohten, den General Dohna entgegen; doch vergebens ſuchte dieſer ſie zur Schlacht zu bringen. Da gab Friedrich dem General Wedel den Oberbefehl über jenes Corps mit der gemeſſenſten Anweiſung, die Vereinigung zu hindern, oder den Ruſſen eine Schlacht zu liefern. Bei Lai an der Oder ſtieß Wedel auf Soltikow; am 23. Juli kämpften Beide mit einander, doch Wedel ward geſchlagen; Laudon vereinigte ſich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang über die Oder ſtreitig machte: ſo ſtellte ſich dieſes, 80,000 Mann ſtarke Heer an dem Fluſſe in ein feſtes Lager, während der Feldmarſchall Daun, von Landshut aus, ebenfalls ſich ihnen zu nähern ſuchte. Dieſem ſandte Friedrich den Prinzen Heinrich mit einem Beobachtungsheer von 40,000 Mann entgegen und eilte ſelbſt zur Vertheidigung ſeiner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit dem wedel'ſchen Corps vereinigte, um das vereinigte Heer anzugreifen. So rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt ſo ſtarken Feinde entgegen, welcher die Anhöhen zwiſchen Frankfurt und Cunersdorf beſetzt hatte. Das verſchanzte Lager deſſelben war von einer furchtbaren Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte ſich an die Oder, der linke an Sümpfe und Buſchhölzer; ein Angriff von vorn ward durch tiefe Gründe faſt unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager waren durch dichte Verhaue verſchloſſen, eine Sternſchanze vertheidigte den rechten Flügel. Der König beſchloß, ſeine Feinde zu umgehen und auf mehrern Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen Schwierigkeiten, die der ungünſtige Boden ihm entgegenſtellte, kam er vor dem linken ruſſiſchen Flügel an, eroberte mit ſeinen Grenadieren, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Ruſſen aus allen ihren Verſchanzungen und trieb ſie, nachdem er ihrer ſämmtlichen Artillerie ſich bemächtigt hatte, bis in den Ort Cunersdorf, auf deſſen Gottesacker ſie ſich wieder feſtſetzten. Während dieſer Ereigniſſe war es 6 Uhr Abends geworden und Friedrich, um ſeinen Sieg zu verfolgen, rückte auf den rechten Flügel der Ruſſen vor. Doch der ſehr durchſchnittne Boden erſchwerte das Zuſammenziehen der Truppen, und Laudon's plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte ſie völlig. Seidlitz kam unter die feindlichen Batterien und ſeine tapfern Reiter mußten dem Kartätſchenfeuer weichen. Die Oeſterreicher, die ſich in eine große ruſſiſche Batterie auf dem Judenkirchhofe bei Cunersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer, während zugleich ihre Cavallerie auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den beſtürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weniger zeichnete ſich Laudon's Infanterie aus, als die Preußen den ſogenannten Spitzberg erſtürmen wollten. Der Uebermacht widerſtand weder Friedrichs Geiſt, noch ſeiner Preußen Muth und Kraft. Neue Cavallerieangriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen Würtemberg, der Generale Puttkammer, Hülſen und Finken wurden abgeſchlagen, Puttkammer getödtet, Hülſen und Fink verwundet, ſelbſt des Königs Uniform von mehrern Kugeln durchbohrt. Da fiel, zur Vollendung des Ganzen, Laudon mit friſcher Cavallerie vom rechten Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein; Alles ergriff die Flucht; der Letzten einer war der König, den nur eines Offiziers, des Rittmeiſters von Prittwitz, Tapferkeit und Geiſtesgegenwart aus den Händen der Koſacken rettete. In der Finſterniß der Nacht entkam der Reſt ſeines Heers. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, faſt alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Mann ſah er nach dieſer ſchrecklichen Schlacht unter ſeinen Fahnen. Der heldenmüthige Dichter Kleiſt hatte in dieſem

furchtbaren Kampfe ſeine Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieſer Sieg von den Verbündeten erkauft worden; 24,000 Todte und Verwundete zählten auch ſie. Der geſchlagne König ſchlief in der Nacht, müde vom Kampf, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer halb zerſtörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederlage war inzwiſchen die Folge des Starrſinns, womit er ſeine Plane zu verfolgen pflegte; denn ſchon nach dem Mißlingen des erſten Angriffs von Seidlitz riethen ihm ſeine erfahrenſten Generale, das Heer ruhen zu laſſen, den ſchon vorauszuſehenden Rückzug der Ruſſen und den folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch nur einen Augenblick dauerte des Helden Verlegenheit und bald ſtand er wieder mit einem ſchlagfertigen, neugebildeten Heere im Angeſicht des noch triumphirenden Feindes.

Cunigunde, bekannt unter dem Namen: die heilige, war des Grafen Siegfried von Luxemburg Tochter und vermählt mit dem Herzoge Heinrich von Baiern. Als dieſer nach Otto's III. Tode von der Mehrzahl der deutſchen Stände, der dann die Völker folgten, im J. 1002 zu Mainz zum König der Deutſchen erwählt ward, theilte ſie am 6. Juni mit ihrem Gemahle die Ehren der Krönung. Trotz der Empörungen und Unruhen, von denen Deutſchland gährte, eine Folge des Widerſpruchs, den Heinrich's II Wahl gefunden hatte, beſchloß er, doch nach Italien zu ziehen, um dort ſein Anſehn gegen die welſchen Kronprätendenten zu befeſtigen. Seinem Erſcheinen größere Würde zu geben, ließ er ſich 1004 zu Pavia krönen, hielt es aber von politiſchem Einfluß, ſich bei einem ſpätern Römerzuge 1014 durch Benedikt VIII. in der Hauptſtadt der Welt den Kaiſerſchmuck anlegen zu laſſen. Kunigunde ward damals auf's neue gekrönt. Einer Sage zufolge ſollen beide Gatten ein Gelübde ewiger Enthaltſamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaiſers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt ſich über die Unfruchtbarkeit ſeiner Gemahlin beſchwert haben ſoll. Späterhin wagte ſich der Leumund ſogar an den Ruf der gottesfürchtigen, aber noch mehr die Kirchendiener ehrenden Kaiſerin, und den Begriffen der Zeit gemäß, unterwarf ſie ſich einem Gottesurtheile, indem ſie barfuß über glühende Pflugſcharen wegſchritt. Das glückliche Beſtehen dieſer Feuerprobe ſoll den beſchämten Kaiſer von der Unſchuld ſeiner Gemahlin ſo feſt überzeugt haben, daß er nie wieder zweifelte. (M. ſ. über dieſe jungfräuliche Ehe: Schurzfleisch de innocentia Cunigundis Viteb. 1700. 4. und Gundling von der heil. Kunigunde und derſelben vermeinten Keuſchheit, in ſeinen: Otiis III. 151.) Sicher iſt, daß Heinrich's II. Ehe kinderlos blieb. Als der Tod den Kaiſer von einer Regierung abrief, der er ſich niemals ganz gewachſen fühlte, und die er nur auf den Wunſch der, von ihm ſo ſehr begünſtigten Geiſtlichen wieder übernahm, zog ſich Kunigunde in das, von ihr geſtiftete Kloſter Kaffungen bei Kaſſel zurück und nahm endlich am Jahrestage ihres Witwenſtandes (am 13. Juli 1025) aus den Händen des Biſchofs von Paderborn den Nonnenſchleier. Funfzehn Jahre lang lebte ſie nun, der Welt vergeſſend, frommen Werken, wie jene Zeit ſie foderte, bis zu ihrem Tode am 3. März 1040. An der Seite ihres Gemahls iſt ſie zu Bamberg beigeſetzt und mit ihm theilt ſie die Ehren der Seligſprechung. Heinrich war 1152 durch Eugen III. kanoniſirt worden; Kunigunden ſetzte Innocenz III. im J. 1200 unter die Heiligen. Nach Heinrich, als letztem Kaiſer aus dem ſächſiſchen Regentenſtamme, iſt ein, 1736 geſtifteter ſächſiſcher Orden für Kriegerverdienſt genannt worden, der 1768 erneuert wurde.

Cupido wird häufig mit Amor bei den Römern, Eros bei den Griechen für gleichbedeutend genommen, iſt es aber eigentlich nicht, ſondern verhält ſich zu dieſem, wie das Verlangen (Pathos bei den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). Da aber alle Wirkungen der Liebe und alle Arten der Liebe, die reinſte und beſtändigſte, wie die flüchtigſte, ſinnliche, dem Eros oder Amor zugeſchrieben werden: ſo war Cupido auch leicht mit ihm zu verwechſeln. Auf ihn dürfte vornehmlich paſſen, was Properz von dem Grunde ſagt, den der Künſtler gehabt, der zuerſt den Amor als Knaben gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verſtand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köſtlichſte ſei.

Curaçao, Curaſſao, kleine Inſel, oder vielmehr Felſenmaſſe, innerhalb der antilliſchen Inſeln, nur wenige Meilen von der ſpaniſchen Küſte Venezuela entfernt. Sie enthält etwas über 8 Q.M. 1527 wurde ſie von den Spaniern beſetzt, aber 1634 eroberten ſie die Holländer und behielten ſie durch den weſtphäliſchen Frieden. Sie iſt eigentlich bloß ein kahler, an den meiſten Orten kaum mit 8 Zoll hoher Erde bedeckter Fels, der aber durch den großen Fleiß der Holländer fruchtbar gemacht iſt und vieles Salz, Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Caſſave, Feigen, Kakao, Kokosnüſſe, Citronen, Pomeranzen und die meiſten europäiſchen Küchengewächſe hervorbringt; auch hat man Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Schildkröten, Fiſche. An Waſſer leidet die Inſel Mangel. Vorzüglich wichtig aber iſt ſie den Holländern wegen des Schleichhandels mit dem ſpaniſchen Amerika. An der Süd-Oſtſeite liegt der ſichre und bequeme Hafen St. Barbara, deſſen Eingang aber beſchwerlich iſt. An demſelben befindet ſich die einzige Stadt der Inſel, Wilhelmſtadt. Sie iſt nicht groß, aber gut gebaut und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amſterdam beſchützt den Eingang des Hafens. Außer dieſer Stadt enthält die ganze Inſel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menſchenzahl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negerſklaven und einige eingeborne Indier. In der Stadt ſind aber noch außerdem eine Menge fremder Kaufleute. Unter dem Gouverneur ſtehen noch die benachbarten kleinen Inſeln: Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des J. 1804 machten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Inſel Curaçao; aber 1807 wurde ſie von ihnen erobert. In Folge des, nach dem pariſer Frieden zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande geſchloßnen Vertrage iſt Curaçao dieſem wieder zugefallen.

Curatel, ſ. Vormundſchaft.

Curchill, ſ. Marlborough.

Cureten, ſ. Korybanten.

Curiatier, ſ. Horatier.

Curie, 1) der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. 2) Bei geiſtlichen Stiftern die Wohnung eines Kanonikus. Curialien ſind die, in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. Curialſtyl, ſ. d. Art. Ceremoniel und Kanzlei. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilungen des Volks, welche Romulus einführte und welche bis auf Servius Tullius beſtanden. Jede Curie hatte ein eignes Gebäude zu ihrem Verſammlungsorte, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere Bedeutung des Worts abgeleitet iſt. Auf dem deutſchen Reichstage hatten die, in vier Bänke oder Reihen abgetheilten Reichsgrafen und die in

zwei Bänke abgetheilten Reichsprälaten eben ſo viele Geſammt- oder Curialſtimmen im Fürſtenrathe. Die übrigen Mitglieder des Fürſtenraths hatten Virilſtimmen (ſ. d. Art.) In den neuern ſtändiſchen Verfaſſungen der deutſchen Bundesſtaaten kann man die getrennten Kammern der Landſtände (gewöhnlich zwei) ebenfalls Curien nennen, wie es z. B. in dem Schreiben des damaligen Prinzen-Regenten vom 5. Juni 1819, die allgemeine Ständeverſammlung des Königreichs Hannover betreffend, geſchehen iſt. Jede Kammer hat dann eine Geſammtſtimme, die aus der Mehrheit der Virilſtimme ihrer Mitglieder entſteht. Ueber die Geſammtſtimmen auf dem Bundestage, und über die vorgeſchlagne Einführung der mediatiſirten Fürſten nach Curien bei dem Bundestage ſ. d. Art. Virilſtimmen, deutſche Bundesverſammlung und Mediatiſirte. Ueber die römiſche Curie ſ. d. Art. K.

Curiſches Haff, ein Meerbuſen von Oſtpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die ſchmale, 15 Meilen lange, ſandige Halbinſel, curiſche Nehrung (Niederung) von der Oſtſee abſondert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Kanal, das Tief, verbunden iſt; 27⅝ Q. M. Flächeninhalt, 15 Meilen lang und bis 4½ Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius) ein vornehmer Römer, war dreimal Conſul und genoß zweimal die Ehre des Triumphs. Er beſiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier und ſchlug 272 Jahre v. Chr. Geb. den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen Tugenden waren noch größer, als ſeine kriegeriſchen Talente. Als nach dem ſamnitiſchen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Abſchließung des Friedens bei ihm erſchienen, fanden ſie ihn auf einem Landgute, wie er ſich eben in einem irdnen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldne Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu ſtimmen. Der edle Römer ſchlug ſie aus und ſprach: „Ich ziehe mein irdnes Geſchirr euern goldnen Gefäßen vor, wünſche nicht reich zu ſein und bin in meiner Armuth zufrieden, ſolchen befehlen zu können, die reich ſind.“

Curland, das Herzogthum dieſes Namen beſteht nicht mehr als unabhängiger Staat. Ein Theil deſſelben war Semgallen; jetzt iſt beides eine ruſſiſche Statthalterſchaft von 500 Q. M. u. 450,000 Einw. Kurland liegt an der Oſtſee, iſt ein ſehr flaches Land, hat daher viele Seen und wenig Höhen. Oeſtlich iſt die Düna der Grenzfluß. Eigenthümliche Küſtenflüße ſind: die Aa, Windau und Liebau. Moor iſt hier häufig und eben ſo Sand. Die Luft iſt rauh, aber geſund. Getreide, Flachs und Hanf werden viel ausgeſchifft, auch Leinſaat, das bloß ſeiner ſtarken, aber vorſichtigen Ausdörrung, damit es nicht unterwegs verdirbt, den Ruf verdankt, beſſern Flachs, als inländiſches Leinſaat im Auslande zu erzeugen. Die mäßige Bevölkerung Kurlands erhält ſolchem ſeine Wälder und reiche Jagden, der geringe Fall der Gewäſſer ſeinen Ueberfluß an Fiſchteichen; Bienen- und Rindviehzucht ſind blühend. Es gleicht Holſtein durchaus, nur daß der Himmel in Kurland rauher iſt. Folge der Lage iſt, daß es nur Torf und Eiſen an Mineralien beſitzt. Die Einwohner ſind Deutſche, Liven, Polen und Juden. Die herrſchende Sprache iſt hier die deutſche. Fabriken, außer Branteweinbrennereien, findet man wenige. In Liebau und Windau iſt der Haupthandel und die ehemalige herzogliche Reſidenz Mietau, Reſidenz des Statthalters. Hier, wie in Liefland, regierte einſt der deutſche Orden und ſchuf in beiden Landen das große Gutseigenthum mit dem höchſten Glanze der Gutshoheit der Leibei-

genſchaft. So lange die Ordensariſtokratie hier herrſchte, bewachte dieſe die Gutsariſtokratie ſo ſtrenge, daß der Bauer Eigenthum mit leichtem Dienſt beſaß, aber nicht Leibeigner war und nicht von der Familienſtelle abgetrieben werden konnte. Erſt nach dem Untergange der Ordenslandshoheit unter den Herzogen, beſchränkt durch die Gutshoheit und deren Repräſentanten, die Oberräthe, entſtand jenes Trübſal und das Legen der Bauernſtellen in den Rittergütern, um große Landwirthſchaften unter einer Direction zu bilden. In Lehnsverbindung mit Polen, wo der Bauer freilich noch unglücklicher war, bildete der kurländiſche Magnat ſein Verhältniß zu den Bauern ſeiner Gerichtsbarkeit immer polniſcher aus. Der letzte Heermeiſter, Gotthard Kettler, nahm es, um Schutz gegen das immer weiter vordringende Rußland zu erhalten 1561 unter Abtretung Lieflands, von Polen zu Lehn, und vererbte es bis in's 18. Jahrh. auf ſeine Nachkommen. 1710 vermählte ſich der ſechſte Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, mit der ruſſiſchen Prinzeſſin Anna; er ſtarb 1711, und ſeitdem übte Rußland den größten Einfluß auf die Wahl der kurländiſchen Regenten. Anna, Tochter des Bruders vom Kaiſer Peter, Czar Iwan, der vor ihm ſtarb, blieb unter Kaiſer Peter des Großen Schutz noch eine Zeitlang Regentin. Zwar trat ihres Gemahls Oheim, Ferdinand, die Regierung an, er lebte aber im Auslande und wagte dennoch, die Gutshoheit des kurländiſchen Adels zu verletzen. Nun ordnete der polniſche Oberlehnshof in Abweſenheit des kinderloſen Ferdinands, eine Landsverwaltung an, mit deren Verfahren und der Abſicht der nähern Vereinigung Kurland mit der Republik Polen, die Stände (Gutsherren) und die Oberräthe des Herzogthums unzufrieden waren. Gegen das Verbot der Regierung, hielten 1726 die Stände einen Landtag und beſtimmten, daß des Königs von Polen natürlicher Sohn (Moriz von Sachſen) ſammt ſeiner männlichen Nachkommenſchaft ihrem Herzoge Ferdinand auf dem Throne Kurlands folgen ſolle. Dieſe Wahl, in aller Rückſicht wider die Verfaſſung, blieb ohne Folgen. Als aber die herzogliche Wittwe Anna 1730 den ruſſiſchen Thron nach Peters II. Tode beſtieg, ließ ſie Kurland militäriſch beſetzen und erklärte dem polniſchen Hofe, daß ſie Kurland bei ſeinem Verfaſſungsrecht, als ein Lehn der Republik unter eignen Herzogen zu ſtehen, beſchützen wolle. Ferdinand ſtarb und ſie ließ nun 1737 ihren Günſtling und Oberkammerherrn, Grafen Ernſt Johann von Biron oder Biren, einen gebornen Kurländer (aus dem Bürgerſtande), der ſchon 1735 die Standesherrſchaft Wartenberg zum Fideicommiß für ſeine männlichen Erben gekauft hatte, zum Herzog wählen. 1740 ſtarb aber Anna, und ihre Thronfolgerin, Kaiſerin Eliſabeth, verwies den, in Rußland gehaßten Biron nach Sibirien. Die Stände von Kurland wählten nun 1741 einen Schwager der ruſſiſchen Großfürſtin-Regentin, Herzog Ludwig Ernſt von Braunſchweig, zum neuen Herzog und als dieſer Wahl der Oberlehnsherr ſeinen Beifall verſagte, den polniſch-ſächſiſchen Prinzen Carl, zu deſſen Vortheil die damalige ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth allen Anſprüchen auf Kurland entſagte. 1759 empfing nun dieſer Fürſt wirklich die Huldigung. Als aber Kaiſer Peter III. den vorgedachten, nach Siberien verwieſnen Herzog von Biron zurückgerufen hatte, ſetzte ihn 1763 die Kaiſerin Catharina II. wieder ein, und der Herzog Carl mußte wieder weichen. Polen erkannte nach der Reſtauration den Herzog Ernſt Johann abermals an und belehnte ihn von neuem mit Kurland; doch trat er 1769 ſeinem Sohne Peter die Regierung ab. Im Lande war keine Empörung, aber der Adel und der Bürgerſtand traten ſtets feindlich gegen

einander auf und beider Theile Ultra's ſuchten bald beim Hofe zu St. Petersburg, bald beim warſchauer Schutz. Ihrem Beiſpiel folgte ihr Herzog, nicht ſo ſehr um die unzufriednen Unterthanen unter ſich zu verſöhnen, als um ſeine Regentenrechte über beide feſter zu ſtellen. Als in Polen 1792 die Revolution ausbrach, war es ſehr nahe daran, daß die dortige Inſurrection, der freilich der König Stanislaus anfangs, obgleich unfreiwillig, beitrat, von einer Inſurrection in Kurland wider die Vorrechte des kurländiſchen Adels nachgeahmt ſein würde. In dieſer Lage der Dinge ſuchten Kurlands Gutsherren bei der Kaiſerin Catharina Schutz, und am 18. März 1795 beſchloß der kurländiſche Landtag, den aber bloß der Adel verfaſſungsmäßig bildete, Kurland unbedingt dem ruſſiſchen Scepter zu unterwerfen. Eine ſtändiſche Deputation zeigte dem Herzog, der in St. Petersburg weilte, dieſen Beſchluß an und foderte ihn zur Beiſtimmung auf; der Herzog hatte keine Söhne, wol aber fünf Prinzeſſinnen, und für ſolche in Schleſien bereits das Fürſtenthum Sagan unter königl. preußiſcher Hoheit und in Böhmen die Herrſchaft Nachod erworben. Er ſtimmte bei. Ueber ſeine Familie leſe man den Art. Curland, Anna Charlotte Dorothea, Herzogin, Bd. XI. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Fürſt Biron, Carl Friedrich Wilhelm, Bruderſohn des letzten Herzogs von Kurland, jetzt im Beſitz der Standesherrſchaft Wartenberg in Schleſien, als eines Mannserblehns, in Folge eines Prozeſſes, lebt und zwei Söhne hat, Namens Peter Calixt und Peter Guſtav. Sein Vater Guſtav entſagte gegen eine jährliche Rente von 36,000 Thlr. Albertus im J. 1809 für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf das Herzogthum Kurland. Im J. 1818 beſtätigte der Kaiſer Alexander die Urkunde des kurländiſchen Adels, welche den Bauernſtand in Kurland für frei erklärte und ſeine Verhältniſſe zu den dortigen Gutsherren ordnete.

Curſiv (Schrift), ſ. Antiqua.

Curſus, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich verſteht man darunter den zuſammenhängenden Vortrag einer Wiſſenſchaft von einem gewiſſen Punkte an bis zu einem andern hin, ſo daß er ein für ſich beſtehendes Ganze bildet; in dieſer Bedeutung ſagt man: ein Curſus über die Mathematik u. ſ. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler ſelbſt und ſagt daher: ein Schüler vom zweiten Curſus u. ſ. w.

Curtius (Marcus), ein edler römiſcher Jüngling, der ſich, der Sage nach, durch die heldenmüthige Art, wie er ſich freiwillig für das Wohl ſeines Vaterlands aufopferte, unſterblich gemacht hat. Im J. 392 hatte ſich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdiſche Kluft geöffnet, aus welcher ſchädliche Dünſte aufſtiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft ſich ſchließen werde, ſobald man das hineinwürfe, was die Herrlichkeit des römiſchen Volks in ſich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Köſtlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit; und da die Antwort verneinend war, legte er ſeine Rüſtung an, beſtieg ein koſtbar geſchmücktes Roß, weihte ſich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode und ſtürzte ſich in den Schlund, welcher ſich alsbald ſchloß.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfaſſer einer Geſchichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden erſten verloren gegangen ſind, war der Sohn eines Fechters, empfahl ſich aber durch ſeine Kenntniſſe dem Tiberus, ſo daß er unter dieſem die Prätur und unter Claudius das Conſulat und die Erlaubniß zu

einem Triumph, und endlich das Proconſulat von Afrika erhielt. Hier ſtarb er im J. 69 nach Chr. Geb. in hohem Alter. Wir würden ausdrücklichere Nachrichten über ihn haben, wenn die erſten Bücher ſeines Werks ſich erhalten hätten. Als Hiſtoriker gebührt dem Curtius kein beſondres Lob. Sein Styl iſt geſchmückt und die Erzählung mehr romanhaft, als zuverläſſig. Ergänzt haben ihn Chriſtoph Bruno, ein baieriſcher Mönch, kurz und trocken, Freinsheim ſehr weitläufig, und Chriſtoph Cellarius, zwiſchen Beiden das Mittel haltend. Die beſte Ausgabe iſt von Snakenburg (Leyden, 1724. 4.). Unter den neuern Ausgaben nennen wir die von Schmieder (Göttingen, 1814). Ueberſetzt hat ihn Oſtertag, mit Anmerkungen.

Cusco Cuzko, (71°, 4′ W. L. von Greenwich, 13°, 42′ S. B.), eine Stadt in Peru, die ehmalige Reſidenz der peruaniſchen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einw., mit ſchönen, ſteinernen Häuſern und vielen prächtigen, öffentlichen Gebäuden. Die Domkirche iſt groß, ſchön und ſehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andre Pfarrkirchen und mehrere, zum Theil ſehr reiche Klöſter. Unter den Denkmälern der alten peruaniſchen Herrlichkeit zeichnet ſich die große, zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewundrung erregen, daß die natürlichen, unbehauenen Steinmaſſen dergeſtalt in einander gepaßt und gefügt ſind, daß weder Mörtel noch ſonſt ein Körper nöthig iſt, um Zwiſchenräume auszufüllen, die nirgend zu finden ſind, indem das Ganze nur eine gediegne Maſſe zu bilden ſcheint. Cusco ward, der Sage nach, im J. J. 1045 vom erſten Inca, Manco-Capac, gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt ſteht, am Fuße mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewäſſert, war urſprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Feſtung und des Sonnentempels erregten das Erſtaunen der Spanier, als die Stadt 1553 von Franz Pizarro erobert ward. In der Mitte war ein großer, freier und ebner Platz, von dem vier Hauptſtraßen ausgingen. Alle Häuſer waren von Stein erbaut und die Gemächer in den Paläſten der Großen des Reichs ſchimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren, wie das oben erwähnte Schloß, von rohen Steinen mühſam und dauerhaft erbaut, und drei in, der Mauer angebrachte große Feſtungswerke hingen mit dem großen Schloſſe durch unterirdiſche Gänge zuſammen.

Cuſtine (A. P. Graf von) geb. zu Metz 1740, machte einen Theil des ſiebenjährigen Kriegs als Hauptmann mit. Durch die Gunſt des Herzogs von Choiſeul erhielt er 1762 ein Regiment Dragoner, das ſeinen Namen bekam. Als 1780 das Regiment Saintonge nach Amerika beſtimmt war, verglich Cuſtine ſich mit dem Chef deſſelben, führte dieſes Corps den Amerikanern zu Hülfe und ward bei ſeiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. 1789 erklärte er ſich, als Abgeordneter des Adels von Metz, von den erſten Sitzungen an für die Volkspartei. In der Folge ward er bei dem Heere angeſtellt und bemächtigte ſich im Monat Mai 1792 der Päſſe von Porentruy (Bruntrut). Im Juni erhielt er den Oberbefehl der, in Eil zuſammengerafften Armee am Unter-Rheine und eröffnete den Feldzug mit der Beſitznahme von Speier den 29. Sept. Da er wenig Widerſtand antraf, nahm er ferner Worms, bemächtigte ſich den 21. Oct. durch Capitulation der ſchlecht vertheidigten Feſtung Mainz und den 23. Frankfurt am Main, wo er ſchwere Brandſchatzungen erhob. Von dort ſah er ſich in Kurzem durch die Preußen vertrieben und genöthigt, ſich nach

Mainz zu werfen, das er befeſtigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzugs 1793 verließ er Mainz, welches die Verbündeten ſogleich belagerten, ward aus Worms vertieben und wandte ſich nach dem Elſaß zurück. Klagen fingen an, ſich von allen Seiten gegen ihm zu erheben, und er verlangte im April ſeine Entlaſſung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlands, das Heer nicht zu verlaſſen. Die Jacobiner warfen Verdacht auf ihn. Darüber beklagte er ſich bitter, und ward vom Convent zu Ende Mais in dem Oberbefehl der Nordarmee beſtätigt, zu der er ſich begab. Er hatte aber kaum Zeit, die Poſten zu beſuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Anſchuldigungen gegen ihn nicht ab, und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und dann im Palais Luxemburg verhaftet, verlangte Cuſtine ſeine Unterſuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, ſeinen Prozeß einzuleiten. Cuſtine vertheidigte ſich mit vieler Geiſtesgegenwart; allein ſein Tod war beſchloſſen und er ward den 27. Aug. verurtheilt.

Cuſtos (lat.) Hüter. Insbeſondre werden Aufſeher von Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienkabinetten Cuſtoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schluſſe einer Seite unten geſetzten Anfangsſylben der nächſtfolgenden Seite Cuſtoden. Jetzt werden ſie aber meiſtentheils, als der Symmetrie zuwider, weggelaſſen. Das deutſche Küſter ſtammt ebenfalls von Cuſtos (Kirchenhüter) ab.

Cüſtrin, Hauptſtadt und Feſtung in der Neumark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einfluſſe der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuſer mit 5000 Einw., ohne das Militär, iſt auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, ſonſt aber überall mit breiten Moräſten umgeben. Von der langen Vorſtadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei ½ Meilen lang über die Moräſte paſſiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Ruſſen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und ſchlug die Ruſſen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde dieſe, durch Natur und Kunſt ſtarke Feſtung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preußiſchen Commandanten, Oberſten von Ingersleben, wiewol derſelbe mit allem Erfoderlichen reichlich verſehen war, und dem noch kurz vorher perſönlich anweſenden Könige verſprochen hatte, ſich bis auf's äußerſte zu vertheidigen, den kaum davor erſchienenen franz. Truppen übergeben, welche ſie auch nach dem Frieden beſetzt hielten und erſt zu Anfang des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter iſt bei den Engländern ein kleines Seefahrzeug, etwas breiter, als eine Chaluppe, gebaut, auch beinahe eben ſo betakelt, doch mit einem höhern Maſt und einem gerade laufenden Boogſpriet, oder einem ſolchen, der gelegentlich auf's Verdeck gelegt werden kann, und mit mehrern und größern Segeln verſehen. Dieſe Fahrzeuge ſind beſonders ſchnelle Segler und gehen ſehr tief im Waſſer; daher auch ihr Name, von to cut, ſchneiden, durchſchneiden. Sie führen 6 — 8 Kanonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienſchiffe.

Cuvier (Georg Leopold Chriſtian Friedrich Dagobert, Baron von) wurde am 25. Auguſt 1769 zu Mümpelgard geboren, das, damals zu Würtemberg gehörig, vom Prinzen Friedrich als Statthalter ſeines

Bruders verwaltet ward. Frühgeweckte Anlagen und ein ernſter Sinn für geiſtige Unterhaltung erregten von Cuvier noch als Kind und Knabe ungewöhnliche Erwartungen. Sein Vater war Offizier im Regimente Waldner; da er ſich aber zu ſchwach für den Soldatenſtand fühlte, ſo beſchloß er, Landprediger zu werden, was für unbemittelte Proteſtanten im Mümpelgard'ſchen die meiſten Ausſichten eröffnete, wenigſtens eine ſorgenfreie Zukunft verſprach. Zur Erlangung der Stipendien, mit deren Hülfe er in Tübingen ſtudiren wollte, mußte er eine Prüfung beſtehen. In ihr ward er durch einen übelwollenden Examinator abgewieſen. Das Verfahren war jedoch ſo ungerecht, daß Prinz Friedrich ſelbſt es für Pflicht hielt, Cuvier durch eine Stelle in Carlsakademie zu Stuttgart für jene Kränkung zu entſchädigen. Begreiflich waren aber die Pläne für den geiſtlichen Stand dadurch beſeitigt. In Stuttgart lernte Cuvier zwar zunächſt die Rechtswiſſenſchaften, aber ſchon zogen ihn naturhiſtoriſche Studien, für die ihm eine höhere Weihe geworden war, vor allem andern an, und beſchäftigten namentlich die, ſeinem Privatfleiße überlaſſnen Freiſtunden. Cuvier verdankt dieſer Periode die genauere Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur, die man in ſeinen Werken bemerkt hat; einen Vorzug, den ihm ſo wenige ſeiner Landsleute ſtreitig machen können. Die beſchränkte Lage ſeiner Eltern, die als Staatspenſionäre ſich in jenen Zeiten doppelt verlegen fühlten, zwang ihn, auf der Stelle von ſeinen Kenntniſſen Vortheil zu ziehen. Einer ſeiner frühern Mitſchüler, Parrot, war Hauslehrer bei einem Grafen D'Hericy in der Normandie geworden und wünſchte jetzt, ſich weiter zu verſuchen. Er trug ſeine Stelle Cuvier an, der unbedenklich in ſie eintrat. Seine Verhältniſſe ließen ihm Muße und er benutzte dieſe, um ſich mit aller Kraft ſeines Genius den Naturwiſſenſchaften zuzuwenden, die eben auf dem ſichern Boden der Erfahrung ſich zu erheben anfingen. Cuvier's Scharfſinn bemerkte ſehr bald, daß im weiten Reiche der Naturwiſſenſchaften die Zoologie hinter den Fortſchritten zurückgeblieben war, zu denen Linné die Pflanzenkunde erhoben hatte und zu der eben durch vereinte Bemühungen deutſcher und franzöſiſcher Gelehrten die Mineralogie heranreifte. Zunächſt galt es genaue Beobachtung der einzelnen thieriſchen Organe, um ihren Zuſammenhang und ihre Einwirkung auf das animaliſche Leben feſter zu beſtimmen, dann Widerlegung der träumeriſchen Syſteme, die durch unſtatthafte Erklärungen und Annahmen eher geſtört, als gefördert hatten. Beiden Anſprüchen zu genügen, fühlte ſich Cuvier berufen. Unterſuchungen der Meergeſchöpfe, welche der nahe Ozean ihm verſchaffte, mußte ihm als Vorübung deſſen dienen, was er bezweckte. Eine natürliche Ordnung der zahlreichen Klaſſe von Geſchöpfen, welche Linné: vermes, genannt hat, waren ſeine erſte Arbeit und die Klarheit, mit der er darin ſeine neuen Beobachtungen und ſeine geiſtvollen Anſichten vortrug, verſchafften ihm die genauere Bekanntſchaft der Naturforſcher von Paris. Geoffroy Saint = Hilaire beſtimmte ihn, nach der Hauptſtadt zu kommen, öffnete ihm die Sammlungen für Naturgeſchichte, denen er vorſtand, verband ſich mit ihm zur Herausgabe mehrerer Werke über die Anordnung der Säugethiere und bewirkte, daß Cuvier bei der Centralſchule zu Paris angeſtellt ward (Mai 1795). Noch in demſelben Jahre nahm ihn das wiederhergeſtellte Inſtitut als Mitglied in ſeine erſte Klaſſe auf. Zunächſt für den Bedarf jener Centralſchulen gab Cuvier ſein: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux, 1798. 8., wodurch er den Ruf ſeines Namens

begründete. Er galt von nun an für einen der erſten Zoologen Europa's. Die Stelle als Prof. der vergleichenden Anatomie, die ihm zunächſt ertheilt wurde, um den veralteten Mertrud zu unterſtützen, gab ihm Gelegenheit, ſein darſtellendes Talent zu entwickeln. Man mußte eben ſo ſehr die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, als die Gabe bewundern, ſie glänzend und klar vor einem gemiſchten Kreiſe vorzutragen. Bald vereinigte er in den Hörſälen des Lyceum, wo er einige Jahre lang Vorträge über Naturgeſchichte hielt, Alles, was auf Geiſt und Bildung Anſpruch machte, eben ſo ſehr durch die Gewandtheit ſeiner gründlichen Auseinanderſetzungen, als durch die großen, alle Reiche der Natur umfaſſenden Ueberblicke. Dieſes Verdienſt als Lehrer, neben ſo vielen als Gelehrter, wurde durch die Stelle, die D'Aubenton beim College de France inne gehabt hatte, würdig belohnt (Jan. 1800) und durch den ſtürmendſten Beifall, den ſeine Vorträge in den überfüllteſten Sälen erregten. Nur Fourcroy konnte gleicher Anerkennung ſich rühmen. Solche Vielſeitigkeit war der Auszeichnung eines Fürſten ſicher, der in der Wahl ſeiner Beamten zunächſt nach Brauchbarkeit fragte. Cuvier war Napoleons Scharfblick nicht entgangen. In dem Departement des öffentlichen Unterrichts, in dem er nach und nach die bedeutendſten Würden bekleidete, wirkte er durch glückliche Abänderungen und raſches Bethätigen. Bekannt unter uns iſt beſonders der, Deutſchland ſo ehrende Bericht, den er 1811 erſtattete, als er von der Reiſe, als Oberaufſeher aller Lehranſtalten, aus Holland und Deutſchland zurückkam. Damals war Noël ſein Begleiter. 1813 ernannte ihn der Kaiſer zum Requetenmeiſter im Staatsrath und übertrug ihm wichtige Anordnungen in Mainz. Die zurückgekehrten Bourbone beſtätigten ihn bis auf die neuere Zeit in ſeinen frühern Würden, erhoben ihn zum wirklichen Staatsrath, anfangs für die Abtheilung der Geſetzgebung, ſpäter für die Verwaltung des Innern. Vielleicht waren dieſe öffentlichen Verhältniſſe Cuvier's nicht immer geeignet, um ihn, beſonders in der letzten Zeit, in der Meinung der Mehrzahl zu erheben. Die Nothwendigkeit, die ihm oblag, Maßregeln zu vertreten, welche von vielen Freiſinnigen laut gemißbilligt wurden, entfremdete den Staatsrathe Cuvier wol manchem Franzoſen, der in dem Gelehrten Cuvier einen Stolz ſeines Volks ſah. Die neueſten Maßregeln des Kanzlers der pariſer Univerſität, Abbé Frayſſinous, haben Cuvier beſtimmt, wie die öffentlichen Blätter erzählen, ſeine Entlaſſung von der Stelle eines Univerſitätsraths ſelbſt zu geben (Dec. 1822.). Neben dieſer ſtaatsbürgerlichen Thätigkeit gehört aber Cuvier's Zeit unausgeſetzt dem Studium der Naturwiſſenſchaften in ihrem weiteſten Umfange und der genaueſten Erforſchung eines Gebiets, deſſen Grenzen er ſelbſt durch ſo rühmliche Entdeckungen bis zu ungeahnten Fernen hinaus erweitert hat. Kaum begreift man, wie der, von allen Seiten angeregte Mann zu ſolchen Unternehmungen, als ihn beſchäftigen, ausreiche. Wir brauchen nur an ſein: Recherches sur les ossemens fossiles. 1811, 4 Vol. 4., N. A. 1822. zu erinnern, eine neue Schöpfung untergegangner Thiergeſchlechter, — an ſeine: Leçons d'anatomie comparée recueillies par M. M. Duméril et Duvernoy. 1805, 5 Bde 8.; an ſeine: Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux, 1807, 4., an die Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques, 1816, 4., um eben ſo viel Meiſterwerke der ſorgfältigſten Beobachtung und der geiſtreichſten Auffaſſung unſern Leſern in's Gedächtniß zu bringen. Als beſtändiger Secretär

der Akademie in der Klaſſe der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften liegt es außer dem Cuvier ob, die Lobreden auf die verſtorbnen Mitglieder des Inſtituts in den öffentlichen Sitzungen zu halten. Mehrere derſelben, die jetzt ſchon im Druck erſchienen ſind, gehören zu den geiſtreichſten Arbeiten der Art, welche Frankreich in neuerer Zeit aufzuweiſen hat. Sie haben ihm den Ruhm des beredteſten Franzoſen aus dieſem gelehrten Vereine jetzt auch im Auslande erworben. Wie billig, nahm ihn die franzöſiſche Akademie durch einſtimmig freie Wahl unter die Anzahl ihrer Vierzig auf. Faſt alle gelehrten Vereine Europa's wetteiferten, durch Ehrendiplome ihm ihre Verehrung zu beweiſen. Neben ſo vielen nützlichen Einrichtungen, die er durch ſeinen amtlichen Einfluß beförderte, verdankt Frankreich ihm ausſchließlich die Errichtung eines Kabinets für vergleichende Anatomie, das, als die reichſte oſteologiſche Sammlung Europa's, die Schätze aus allen Naturreichen im Pflanzengarten vermehrt hat.

Curhaven, ein Dorf im hamburgiſchen Amt Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung, mit einem bequemen und geräumigen Hafen, welcher neuerdings mit beträchtlichen Koſtenaufwand verbeſſert worden. Die Einwohner ſind theils Fiſcher, theils Lootſen, und müſſen, ihrer Verfaſſung gemäß, fortwährend ein Lootſenboot bei den äußerſten Tonnen (Fahrwaſſerzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beiſtand zu leiſten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14. Jahrh. das Amt Ritzebüttel mit Curhaven, um die Mündung der Elbe unter beſtändiger Aufſicht zu haben. Während des franzöſiſchen Revolutionskriegs, und bis zur franzöſiſchen Beſitznahme der Elb- und Weſermündungen, wechſelten von hier aus die Paketbote zwiſchen dem Feſtlande und England. Der Leuchtthurm von Curhaven iſt = 8°, 43′, 1″ öſtl. L. von Greenwich, 53°, 52′, 21″ nördl. Br. Seit 1816 iſt hier ein Seebad eingerichtet. Das Badehaus ſteht auf einer, zwiſchen dem Meere und der Elbe gelegnen, von den Wellen beſpülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es iſt ſehr geſchmackvoll und freundlich. Eine halbe Stunde vom Badehauſe iſt in der See trefflicher, ebner Grund, vollkommen zum Bade geſchickt, wo mittelſt Karren gebadet wird, die zwei Räder haben und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Kabinet zum Aus- und Ankleiden und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befeſtigtes Zelt wird heruntergeſchlagen, und nun badet man unter dieſem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offnen See ſcheuen, iſt hinter dem Badehauſe eine andre Badeanſtalt in einem kleinen Hauſe, das auf einem Damme zwiſchen zwei Landſeen erbaut iſt und im Winter wegen Eisgang und Wellenſchlag weggenommen wird. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See friſches Seewaſſer zugeführt, aus dem es durch eine Schleuſe in den zweiten gelangt. Mittelſt der angebrachten Rohren rinnt es dann in die Bäder im Hauſe und läuft auf der andern Seite ab.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernſten Zeiten hinaufſteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Urſprünglich war ſie eine Landesgöttin der Phrygier, und wie die Iſis, das Symbol des Mondes, und, was nahe damit verwandt iſt, der Fruchtbarkeit der Erde, weshalb ſie mit der Rhea in Eins verſchmolz, deren Dienſt in Kreta entſtanden war, und in welcher die perſonifizirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr

rein, ſondern in Geſchichte eingekleidet, welche Diodor alſo erzählt. Cybele war die Tochter des phrygiſche Königs Mäon und ſeiner Gemahlin Dindyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, ſetzte ſie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo ſie von Löwen und Panthern geſäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit ſie die Krankheiten der Thiere, ſo wie der Kinder heilte, trat mit dem Marſyas in vertraute Freundſchaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Atys (ſ. d.), einem, ebenfalls von ſeinem Vater ausgeſetzten Königsſohne, deſſen Entmannung und Tod ſie faſt in Verzweiflung ſetzte. Ihn wieder zu finden, durchirrte ſie mit zerſtreuten Haaren und unter dem Lärm der von ihr erfundnen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernſten Norden zu den Hyperboräern. Marſyas begleitete ſie, nach dem, für dieſen ſo unglücklichen Wettſtreit über Apollo ſelbſt, der ſie liebte. Während ihrer Abweſenheit entſtand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erſt endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies und das Bild des Atys, da man ſeinen unbeerdigt gebliebnen Leichnam nicht auffinden konnte, beſtattete. Zum Andenken an den Atys waren die Prieſter der Cybele Verſchnittne; ihr Gottesdienſt aber beſtand in einem tobenden Lärm mit Inſtrumenten und im Umherſchweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Kreta ſich mit dem, dort ſchon vorhandnen Dienſte der Rhea vermiſchte, ſo ward ſie auch mit der alten lateiniſchen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, ſo war ihre urſprüngliche Statue bloß ein, dunkler viereckigter Stein. Nachher wurde ſie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entſtandne Bildung der Menſchen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut iſt auch der Schleier um das Haupt, der ſich auf das Verborgne und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält ſie oft einen Stab als Sinnbild ihrer Herrſchaft, und in der linken eine phrygiſche Handpauke. Bisweilen ſtehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird ſich auch auf ihrem, von Löwen gezognen Wagen vorgeſtellt; oder ſie ſitzt auf einem Löwen und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten, oder ein Löwe liegt neben ihr (vergl. Atalanta); lauter Bilder ihrer Herrſchaft und der Cultivirung der rohen Menſchen durch ſie.

Cykliſche Dichter, ſ. Griechiſche Literatur.

Cykloide, Radlinie. Man ſtellte ſich einen Kreis vor, der, ohne zu gleiten, ſenkrecht auf einer geraden Linie fortgewälzt wird, bis der Punkt, der ſie zuerſt berührte, nach einer vollen Umwälzung dieſelbe wieder berührt; die von dieſem Punkt indeß beſchriebne, krumme Linie heißt Cykloide oder Radlinie, weil jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine ſolche Radlinie beſchreibt. Der Kreis heißt der erzeugende Kreis, die Linie, auf der er ſich fortwälzt, die Baſis der Cykloide. Ihre Länge iſt jedesmal der vierfachen Länge des Durchmeſſers des erzeugenden Kreiſes und ihr Inhalt dem dreifachen Inhalte dieſes Kreiſes gleich. Dieſe Linie iſt in der höhern Mechanik ſehr merkwürdig. Man denke ſich ein Pendel ſo an einem Faden angehängt, daß dieſer ſich beim Schwingen des Pendels zwiſchen zwei, in Form einer Cykloide gekrümmten Blechen abwechſelnd auf dieſe auf-

und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit, d. i. iſochroniſch vollendet, wie die kleinſten, und die Cykloide wird daher eine Iſochrone oder Tautochrone genannt. Ferner iſt die Cykloide auch eine Brachyſtochrone, d. h. eine ſolche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzeſten Zeit fällt. L.

Cyklopen kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Dieſe letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner), kräftige Rieſen, waren es, die in Vulkan's Werkſtatt dem Jupiter die Donnerkeile ſchmiedeten, wofür Apollo ſie erlegte. Ganz verſchieden von dieſen ſind die Söhne Neptuns, deren Einige ſieben, Andre gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet ſich vor allem Polyphem aus. Mit dieſem hängt zuſammen das Volk der Cyklopen, die in der Odyſſee (IX. 106 fg.) als nomadiſche Wilde geſchildert werden, ohne Ackerbau und bürgerliches Verein in Gebirgs-Grotten hauſend, nur Viehzucht treibend, ungeſchlachte Rieſen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrſcht. Nach Homer wohnten ſie an der weſtſeite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmeriſche Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden ſie in die metallreichen Riphäen verſetzt. Einäugige, bald Cyklopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und ſchmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (Voß's mythologiſche Briefe Bd. 2, Br. 16 — 18.) Hier entſtand Verwechſlung mit den andern Cyklopen. Ein Theil dieſer Cyklopen nämlich ſchmiedete Jupiters Donnerkeile, ein andrer kam abenteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmäler cyklopiſcher Kunſt nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirge der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geſchichte der Einäugigen kam Verwirrung. Einige verſetzten ſie mit gegen Norden, die Meiſten vermiſchten die Fabeln, und ließen die Cyklopen, als Schmiede Vulkan's, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem lipariſchen Feuerfelſen arbeiten. Die feuerſpeienden Berge waren ihre Eſſen, das Toben darin die Schläge ihrer Hämmer. Wie ſie zu Einäugigen geworden, da ihr Name ſie nur als rundäugige bezeichnet, iſt unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehrern Bildwerken mit zwei Augen dargeſtellt iſt. Bei griechiſchen Idyllendichtern finden wir Cyklopen mit einem naiv bäuriſchen Charakter dargeſtellt. dd.

Cyklus heißt, wörtlich überſetzt, der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derſelben Begebenheiten. Auf ſolchen Reihen oder Cyklen von Jahren beruht die ganze Zeitrechnung und insbeſondre der Kalender. Unſer gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demſelben Punkt der Ekliptik beſtimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verſchiednen Jahren derſelbe Jahrstag nicht auf denſelben Wochentag fallen, ſondern da z. B. das J. 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, ſo wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienſtag, ſondern mit einer Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, ſo würde offenbar von 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demſelben Wochentag anfangen, wie das 7. Jahr zuvor, oder wie man ſich auch aus-

drücken kann, es würden nach 7 Jahren die **Sonntagsbuchſtaben** (ſ. d. Art.) in derſelben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre, ſtatt des gemeinen, ein Schaltjahr einfällt: ſo kann jenes erſt nach 4×7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine ſolche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencyklus und dient dazu, den Wochentag des erſten Tages im Jahre zu finden. Dazu iſt bloß nöthig, zu wiſſen, mit welchem Wochentage ein beſtimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencyklus auf das 9. Jahr vor Chr. Geb. zu ſetzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man alſo, zu wiſſen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewiſſen Jahrs unſrer Zeitrechnung iſt, ſo hat man 9 zu der Jahrszahl zu addiren und alsdann zeigt der, bei Diviſion dieſer Summe durch 28 bleibende Reſt an, das wievielſte Jahr der Sonnenperiode das gegebne iſt, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag gibt, mit welchem es anfängt. Dieſe Rechnung gilt aber allgemein nur für den julianiſchen Kalender; im gregorianiſchen wird ſie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren dreimal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, ſondern ein Gemeinjahr iſt. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den erſten Tag des Jahrs angeben, ſondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianiſchen Kalenders) an bis 1700 für den 11., von 1700—1800 für den 12., im 19. Jahrh. für den 13. Tag des Jahrs u. ſ. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer iſt es daher, für den Anfang eines Jahrh. ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerſtage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebnen hin verfloſſnen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebnen Reſte den Wochentag für den erſten Tag des Jahrs im Täfelchen aufzuſuchen. Uebrigens iſt zur Beſtimmung der Feſte noch ein zweiter Cyklus nöthig, mit deſſen Hülfe das Oſterfeſt, wonach ſich alle beweglichen Feſte richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Oſtern von dem erſten Vollmonde ab, der nach dem Frühlingsäquinoctium einfällt, (ſ. **Kalender**.) Der Mondscykel nun iſt eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derſelben Ordnung von 19 Jahren wieder auf denſelben Monatstag fallen. Am 2. Jan. 1813 z. B. war Neumond, es wird derſelbe alſo 1832 wieder auf den 2. Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Aſtronomie lehrt, ungefähr 29½ Tag lang iſt, ſo kann man ſich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieſer Mondscykel allemal mit einem Jahre anfängt, deſſen erſter Neumond am 1. Jan. eintrit, und daß dieſes 1. Jahr vor Chriſti Geburt der Fall war. Dividirt man die, um 1 vermehrte Jahrszahl durch 19, ſo wird mithin der Reſt anzeigen, das wievielſte Jahr in der Mondperiode das gegebne iſt. Dieſe Zahl wird die goldne Zahl genannt, (ſ. den Art. **Kalender** und **Epakten**.) Außer dieſen beiden Cyklen, welche zur Berechnung des Kalenders unentbehrlich ſind, gibt es noch einige andre, mehr unter dem Namen von **Perioden** bekannt; man ſehe daher den Art.

L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogramms um eine ſeiner Seitenlinien, als deſſelben Axe, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt gleich dem Producte aus ſeiner Höhe in die Grundfläche.

Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer, in einem gleichſeitigen Cylinder beſchriebnen Kugel, d. h. einer Kugel, deren Durchmeſſer der Höhe oder dem Durchmeſſer der Grundfläche des Cylinders gleich iſt, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders ſelbſt ausmache. Dieſe Erfindung war für damalige Zeiten ſo wichtig, daß Archimedes das Andenken an dieſelbe durch ſeinen Grabſtein wollte erhalten wiſſen.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Inſtrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, zuſammengeſchlagen, einen hellen Ton von ſich gaben. Die meſſingnen Becken, deren man ſich heut zu Tage bei der ſogenannten Janitſcharenmuſik bedient, ſcheinen daher entſprungen zu ſein. Die Erfindung will man der Cybele zuſchreiben, bei deren Dienſte ſie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philoſophiſche Sekte, welche Antiſthenes, ein Schüler des Sokrates in der Kynoſarge zu Athen ſtiftete. Der Charakter dieſer Philoſophie blieb der Sokratiſchen am meiſten treu, beſonders darin, daß ſie die Moral zum vornehmſten oder vielmehr einzigen Gegenſtand machte und alle Speculationen verachtete. Dies übertrieben die Cyniker ſo, daß es in Kaſteiung des Körpers, und ſogar in Schmutz und Vernachläſſigung alles Anſtandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte ſich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenſtand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmteſten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinope, Menimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete ſich aus dieſer Philoſophie die würdigere ſtoiſche. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die Verachtung und Vernachläſſigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynoſura, eine Nymphe vom Berge Ida, welche den Jupiter erzogen hatte und nachher in das Geſtirn des kleinen Bären verſetzt wurde. Nach dieſem Stern richtete ſich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt iſt Cynoſur, im uneigentlichen Sinn, gleichbedeutend mit Leitſtern, Wegweiſer, Richtſchnur.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Inſel Delos, an deſſen Fuße ihm ein Tempel erbaut war; auch Diana, ſeine Schweſter, führt den Namen Cynthia von dieſem Berge, weil ſie hier geboren ſein ſoll.

Cypern, eine Inſel im mittelländiſchen Meere, zwiſchen Klein-Aſien und Syrien, im Alterthume ſehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Klima's. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichſten Erzeugniſſe und ſind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathuſie, Salamis, der Olymp mit einem reichen Venustempel, zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt, denn, der Sage zufolge, war es an Cyperns reizendem Ufer, wo ſie aus dem Schaume des Meers hervorging. Die älteſte Geſchichte der Inſel verliert ſich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amaſis ſie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptiſchen Herrſchaft unterwarf, hatten joniſche und phöniciſche Koloniſten mehrere kleine Königreiche daſelbſt, und ſie blieb bei Egypten, bis 58 vor Chr. die Römer ſie an ſich riſſen. Nach der Theilung des römiſchen Kaiſerthums blieb ſie dem öſtlichen Reiche unterworfen und wurde von eignen Statthaltern aus kaiſerlichem Geblüte regiert, von denen ſich Kommenus I. unabhängig machte, deſſen Haus auf dem Throne

blieb, bis Richard von England die Familie Luſignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Ausſterben der männlichen Linie der Luſignans kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derſelben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornaro, zur Gemahlin, und da er ſie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer dieſen Umſtand, Cypern an ſich zu reißen (1473). Sie blieben im ungeſtörten Beſitze bis 1571, wo Amurath III., trotz der tapferſten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate Famaguſta vertheidigte, die Inſel eroberte und mit dem türkiſchen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Q. M. 84,000 Einw., worunter 37,000 Chriſten, die übrigen aber Türken ſind. Des Hauptſtadt iſt Nicoſia, der Sitz des türkiſchen Befehlshabers, eines griechiſchen Erzbiſchofs und eines armeniſchen Biſchofs. Die cypriſchen Weine ſind roth, wenn ſie aus der Preſſe kommen, nach 5 bis 6 Jahren aber werden ſie bläſſer; nur eine Sorte, der Muscateller, hat in den erſten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach Jahren dick, wie Syrup. Sein Geſchmack iſt äußerſt ſüß. Sie ſind nicht zu jeder Jahrszeit gleich ſchmackhaft; der Frühling und Sommer ſind ihnen am vortheilhafteſten, große Kälte ſchadet ihnen und nimt ihnen Geſchmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher ſie einen ſtarken Pechgeruch haben, den ſie nur nach Jahren verlieren. Nach dem feſten Lande kommen ſie in Gebinden, müſſen aber nach einiger Zeit auf Flaſchen abgezogen werden, wenn ſie ſich halten ſollen.

Cypreſſe. Die Dichter haben dieſem Baume den Charakter ſtiller Trauer beigelegt und laſſen ihn oft die Gräber beſchatten. Seine immer grüne Farbe iſt ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Inſel Cypern in Griechenland, wo ihr erſter Tempel war. Cypripor, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker hießen die Anhänger der, von Ariſtipp (ſ. d.) aus Cyrene geſtifteten, philoſophiſchen Sekte, welche, nachdem ſie ungefähr hundert Jahre in- und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Ariſtipps Nachfolgern ſind, außer ſeiner Tochter Arete, die berühmteſten: Antipater, Anniceris, Theodorus, Hegeſius, Euphemerus, Bion, Boryſthenites u. ſ. w.

Cyrilliſche Buchſtaben, Charaktere, ſlaw. Cſuraliza, ſind eine Schriftart der ſlawiſchen Sprache, deren es drei gibt: 1. lateiniſche oder deutſche Buchſtaben, deren ſich Polen, Böhmen und Lauſitzer bedienen. 2. Cyrilliſche, nach dem Erfinder derſelben, Cyrillus alſo benannt. Sie ſind bei den Ruſſen gebräuchlich. 3. Aus dieſen cyrilliſchen Buchſtaben entſtand, vermuthlich durch ſchönſchreiberiſche Künſtelei, wieder ein beſonders Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben gebräuchlich iſt.

Cyrillus. Die Kirchengeſchichte nennt drei Heilige dieſes Namens. — Cyrillus von Jeruſalem, geboren daſelbſt gegen das J. 315, wurde 334 Diakonus und das Jahr darauf Prieſter. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 ward er Patriarch von Jeruſalem. Als eifriger Katholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianiſchen Biſchof von Cäſarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köſtliche Kirchenſtoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zwecke, die Armen während einer Hungersnoth zu unterſtützen. Ein, zu Cäſarea von Acacius verſammeltes

Concilium ſetzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenverſammlung von Seleucia im J. 359 ſtellte ihn wieder her und vertrieb ſeinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals ſeiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiſer Conſtantius ihn bei ſeinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er ſie zum drittenmale durch den Kaiſer Valens, nach deſſen Tode erſt er nach Jeruſalem zurückkehrte. Das Concilium von Konſtantinopel im J. 381 beſtätigte ihn. Er ſtarb 386. Wir haben von ihm 23 Katecheſen in einem einfachen und deutlichen Style, die als der älteſte und beſte Abriß der chriſtlichen Religion angeſehen werden. (Paris, 1720, Fol.) — Cyrillus von Alexandrien wurde bei ſeinem Oheime Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte ſodann fünf Jahre in den Klöſtern von Nitria, wo der Abt Serapion ihn unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffentlich auftrat, und durch die Anmuth ſeiner Geſtalt und ſeines Vortrags ſich ſo viel Anhänger erwarb, daß ihm nach ſeines Oheims Tode 412 die Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifer und Herrſchſucht begnügte er ſich nicht mit dem geiſtlichen Anſehn, ſondern übte auch die weltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhr Chriſtenblut gefloſſen war, zu beſtrafen, überfiel er ſie an der Spitze des aufgereizten Pöbels, zerſtörte ihre Häuſer und ihren Hausrath und trieb ſie aus der Stadt. Der Präfect von Egypten, welcher über eine ſo geſetzloſe Gewaltthätigkeit, die am wenigſten einem Biſchofe anſtand, Klage erhob, ward bald darauf ſelbſt auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, die ihn zu ſteinigen drohten. Einer dieſer Mönche, Namens Ammonius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode gegeißelt. Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Proceſſion in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumaſius und pries ihn als einen Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypatia, der gelehrten Tochter des Mathematikers Theon, welche durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philoſophie fand, des Cyrillus Eiferſucht erregt hatte, wurde durch ihn angeſtiftet. Auf dem berüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit ſeinem Oheime zur Verurtheilung des heil. Johannes Chryſoſtomus hingewirkt, und erſt nach einem hartnäckigen Widerſtande unterwarf er ſich in Hinſicht dieſes Prälaten dem Decrete der katho-tholiſchen Kirche. Noch heftiger waren ſeine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Neſtorius, der die menſchliche Natur Chriſti von der göttlichen Jeſu unterſchied, und Maria wol als die Mutter Chriſti anerkannte, ihr aber den Namen einer Mutter Gottes verſagte. Cyrillus ſprach laut und heftig gegen dieſe Irrthümer, und machte den Papſt Cöleſtin zum Richter, der ſie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathemata, welche nach der Meinung der Theologen ſelbſt nicht von aller Ketzerei frei ſind, und foderte Neſtorius gerichtlich auf, ſie anzunehmen. Auf dem Concilium zu Epheſus ſollte dieſer Streit beendigt werden. Beide Theile erſchienen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwiſchen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und obgleich Neſtorius ſich weigerte, Richter, die ſeine Feinde waren, anzuerkennen; obgleich 68 Biſchöfe auf ſeiner Seite waren, und eine Magiſtratsperſon im Namen des Kaiſers einen Aufſchub von vier Tagen foderte: ſo wurde dennoch Neſtorius an einem Tage verurtheilt, abgeſetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyrillus wurde beſchuldigt, daß er, um ſeine Abſicht zu er-

reichen, die Urkunden und Unterſchriften der Biſchöfe verfälſcht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an und hielt eine Synode von 50 Biſchöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beſchuldigten und, für ein, zum Verderben der Kirche gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und ſelbſt der Dom wurden ein Schauplatz der Wuth und mit Blut befleckt. Der Kaiſer Theodoſius ſandte Truppen nach Epheſus, um dieſes Concilium der kämpfenden Kirchenväter zu trennen. Aber dieſe Maßregel änderte nur den Schauplatz des Kriegs, der zwiſchen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahr fortwährte. Bald darauf wirkte Neſtorius, der nicht gemäßigter, als Cyrillus, war, einen Befehl vom Kaiſer aus, wodurch derſelbe wieder nach Epheſus zu einer Synode beſchieden wurde. Beide Theile erſchienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und ſogar eingekerkert, entkam aber ſeinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Beſtechung einen Aufſtand in Konſtantinopel, der den furchtſamen Kaiſer in Schrecken ſetzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, ſein Anathema zu mildern, und wider Willen eine zwiefache Natur in Chriſtus anzuerkennen. Da Neſtorius aber nicht von ſeiner Meinung abgehen wollte, ſo mußte er ſeinem Amte entſagen und ſich zunächſt in ein Kloſter zurückziehen. Später wurde er nach Thebais verwieſen und von ſeinen Feinden vielfach verfolgt; er ſtarb 339 oder 340. Cyrillus endigte ſein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche verſetzte ihn unter die Heiligen. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke, deren Styl weder Klarheit noch Genauigkeit hat, iſt von 1638 in Fol. Der heil. **Cyrillus**, aus Theſſalonich gebürtig, heißt eigentlich Conſtantin, und erwarb ſich zu Konſtantinopel, wo er ſtudirte, den Beinamen des Philoſophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung ſendete ihn der Kaiſer Michael III. zu den Jazaren, einem hunniſchen Völkerſtamme. Er bekehrte den Chan, auf deſſen Vorgang die ganze Nation ſich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bojaris 860. Gleichen Erfolg hatten ſie in Mähren und Böhmen; nach dem J. 882 gingen ſie nach Rom, wo ſie ſtarben. Beide Apoſtel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Ruſſen feiern das Feſt des heil Cyrillus den 14. Febr. Er erfand die nach ihm benannten Buchſtaben (ſ. **Cyrilliſche Buchſtaben**), und iſt wahrſcheinlich der Verfaſſer der Apologen, die ſeinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Kambyſes, eines vornehmen Perſers, und der Mandane, der Tochter des mediſchen Königs Aſtyages, war der Stifter der perſiſchen Monarchie (vergl. **Aſſyrien**). Als ſeine Mutter mit ihm ſchwanger ging, legten die Traumdeuter des Aſtyages einen ſeiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derſelbe Befehl gab, ihn ſogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog und ihn Cyrus nannte. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupte gewählt worden war, den Sohn eines der erſten Männer des Reichs ſchlagen laſſen. Der Vater beklagte ſich bei Aſtyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede ſetzte. Dieſer berief ſich aber auf ſein Recht und antwortete ſo dreiſt und klug, daß der König weiter nachforſchte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, ſchickte er den Cyrus freund-

lich zu ſeinen Eltern nach Perſien. Dieſer aber verſammelte ein mächtiges Heer von Perſern, und überwand ſeinen Großvater. Gleiches Schickſal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Kröſus und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Paläſtina, wohin er die Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittelaſien vom Helleſpont an bis Indien, unter ſeinen Scepter ſtand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Maſſageten, ein ſcythiſches Volk, nordöſtlich vom caſpiſchen Meere, jenſeits des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrſcht. In der erſten Schlacht ſiegte er durch Liſt, in der zweiten aber erlitt er eine vollſtändige Niederlage und kam ſelbſt (529 vor Chr., nach einer 29jährigen Regierung) um's Leben. Ihm folgte ſein Sohn Kambyſes. Die Erzählungen Xenophon's in der Cyropädie (Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik des Cyrus), daß er am Hofe des Aſtyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich deſſelben ererbt, und als wahrer Philoſoph regiert habe, auch ruhig auf dem Sterbebette geſtorben ſei, ſind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophon's Abſicht war, ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit, in dem Cyrus das Muſter eines Regenten darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe ſeinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anſchaulich zu machen, oder es liegen auch dabei verſchiedne Sagen, vielleicht von zwei verſchiednen Cyrus, zum Grunde. Ein andrer Cyrus war der jüngſte Sohn des Darius Nothus oder Ochus, der faſt 150 Jahr nach jenem lebte. Er bekam ſchon in ſeinem 16ten Jahre die oberſte Gewalt über alle Provinzen Klein-Aſiens. Seine Herrſchſucht entwickelte ſich früh, und als nach des Vaters Tode ſein ältrer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron beſtieg, ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ihn, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu laſſen, begnadigte ihn ſein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Klein-Aſien. Hier verſammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Mann griechiſcher Hülfsvölker ſtießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu ſtoßen. Dieſer, von ſeinen Abſichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegnen Heere entgegen. In den Ebnen Cunaxa, in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, beſonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geſchlagen und von Artaxerxes ſelbſt erlegt. (Vergl. Xenophon.)

Cythera, jetzt Cerigo, eine der vornehmſten Inſeln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienſtes der Venus Urania, deren vornehmſter Tempel in der Hauptſtadt Cythera ſtand, und der älteſte von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt Cythera iſt jetzt verödet und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieſer den Namen Cytherea. Bei der griechiſchen Inſurrection des J. 1821 waren ihre Einwohner faſt die Erſten, welche wider die Türken aufſtanden.

Czartoryski (Adam, Fürſt), geb. 1731, aus dem alten Geſchlecht der Jagellonen, Staroſt von Podolien, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchall. So deutlich ihn ſeine hohe Geburt, ſein unermeßlicher Reichthum, ſein ausgezeichneter Verſtand und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe zu einem bedeutenden Einfluſſe in den ſtürmiſchen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes berufen zu haben ſchienen, ſo hielt ihn doch das Geſchick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glücks ſpielt, immer in untergeordneten Verhältniſſen. Nach Auguſts III.

Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme ſeiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg geſandt, um dieſe Unterhandlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polniſche Krone von Catharina II. für ſich ſelbſt; ſeitdem befand ſich die mächtige Czartoryskiſche Familie, nebſt ihrem ganzen Anhange, im Mißverſtändniſſe mit dem neuen Könige. Obſchon der Fürſt Czartoryski nach der erſten Theilung Polens, wegen ſeiner weitläuftigen Beſitzungen in Galizien, in öſterreichiſche Dienſte getreten war, ſo wendete er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 alles an, die Unabhängigkeit und Wiederherſtellung einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkſtelligen zu helfen. Er war während dieſes Zeitpunkts außerordentlicher polniſcher Geſandter in Dresden, um den Kurfürſten von Sachſen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er ſich nach Wien und ſuchte um die Vermittlung und den Schutz des Kaiſers gegen die Abſichten Rußlands an. Da ſeine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowiza beigetreten war, zog ſich der Fürſt Czartoryski auf ſeine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derſelben war er genöthigt, ſeine beiden Söhne an Catharina II. zu ſchicken. Seitdem gewann der Großfürſt Alexander, jetziger Kaiſer, den jungen Adam Czartoryski (geb. 1770), älteſten Sohn des Vorhergehenden, beſonders lieb. Paul I. hielt ihn in einer Art von Verbannung als Geſandten am ſardiniſchen Hof; Alexander, treu ſeiner frühern Neigung, eilte, ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er begleitete den Kaiſer auf ſeinen Reiſen in Deutſchland 1805. In demſelben Jahre hatte der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Vater zum Feldmarſchall ernannt. Am 11. April d. J. hatte er mit England ein Bündniß abgeſchloſſen, dem ſpäter auch Oeſterreich beitrat, und zu den man auch Baiern ziehen wollte. Um dieſen Hof noch enger zu verbinden, ſollte eine ruſſiſche Großfürſtin mit dem Kurprinzen von Baiern vermählt werden; allein der Einfall der Oeſterreicher zerſtörte die Unterhandlungen und die Schlachten bei Ulm und Auſterlitz gaben dem Kriege einen unglücklichen Ausgang. Fürſt Czartoriski, der fürchtete, daß man dieſen Ausgang der Dinge ihm zur Laſt legen möchte, zog ſich zurück, und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Miniſterium. Im Feldzuge von 1807 begleitete er den Kaiſer, ohne an den Staatsgeſchäften unmittelbar Theil zu nehmen. In den letzten Feldzügen war er ebenfalls um den Kaiſer, und zeigte im Dienſte ſeines Vaterlands eben ſo viel Einſicht, als Eifer. 1812 war der alte Fürſt Czartoryski der erſte geweſen, der in der Eigenſchaft eines Marſchalls des polniſchen Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Als auf dem Congreſſe zu Wien das Schickſal Polens entſchieden werden ſollte, ward der Fürſt an die Spitze einer Geſandtſchaft geſtellt, die nach Wien ging und dem ruſſiſchen Kaiſer die Grundzüge zur Conſtitution vorlegte. Der Kaiſer zeichnete den würdigen Fürſten hier und nachher bei ſeiner Reiſe durch Polen huldvoll aus und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin iſt eben ſo berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetiſchen Geiſt, welchen ſie in der Correſpondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte ſich mit dem Oheim des Königs von Würtemberg, Herzog Ludwig, vermählt, ſich wieder von ihm

getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anſchauen der Künſte und den Studien. Von ihr erſchien zu Warſchau ein trefflicher polniſcher Roman: Malvina.

Czenſtochau (Czenſtochowa), ein befeſtigtes Kloſter in dem ehemaligen Polen, nahe an der Warta und der ſchleſiſchen Grenze. Die Mönche ſind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; ſie hielten in der, mit Geſchütz wohl verſehenen Feſtung eine eigne Beſatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beſchloſſen, dieſe Stelle durch einen Weltlichen zu beſetzen. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Kloſters geſchehen häufige Wallfahrten; durch die Geſchenke der Gläubigen hat ſich ein bedeutender Kirchenſchatz geſammelt, der aber wahrſcheinlich jetzt nicht mehr ganz vorhanden iſt; ſchon bei der preußiſchen Beſitznahme fand man ihn weniger beträchtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Neu-Czenſtochau mit 169, und eine Stunde davon Alt-Czenſtochau mit 233 Feuerſtellen. In dem letzten Kriege war Czenſtochau von den Franzoſen beſetzt, welche ſich in den erſten Monaten des Jahrs 1813 an die Ruſſen ergeben mußten.

Czernitſcheff (Graf), ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg.

Czerny (Georg), ſ. Servien.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

B.

Brabant . . . . Seite 1
Brach 2
Brachygraphie . . . . . —
Bracteaten . . . . —
Bradley (James) 3
Brago, ſ. Nordiſche Mythologie —
Braganza, ſ. Portugal . . —
Brahe, ſ. Tycho de Brahe . —
Brake, Brakdeich, Brackmann —
Brama . . . . —
Bramanen od. Braminen . . 4
Bramante von Urbino (Franceſco Lazzari) . . . . . —
Bramarbas 5
Brand (Enald), ſ. Struenſee —
Brand (medicin.) . . . . —
Brandaſſecuranz, ſ. Feuerverſicherung 6
Brandeln, ſ. Bomben . . . —
Brandenburg . . . . . . —
Brander 10
Brandes (J. C. — Charlotte Wilhelmine (Minna) Franciſca) . . . . —
Brandes (Ernſt) 11
Brandkugel . . . . —
Brandſilber 12
Brandung . . . . —
Brandwache . . . . . . —
Brand (Sebaſtian), genannt Titio . . . . —
Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von) . —
Branntwein 13
Braſilien 14
Bratſche 16
Brauen, Bierbrauen . . . —
Bräune (Angina . . . . —
Braunerz 17
Braunſchweig-Wolfenbüttel . —
Braunſchweig (Stadt) Seite 19
Braunſchweig (M. J. Leopold, Prinz von) 20
Braunſchweig (Ludwig Ernſt, Herzog von) 21
Braunſchweig (Ferdinand, Herzog von) . . . . —
Braunſchweig (C. W. Ferdinand, regierender Herz. von) 22
Braunſchweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von) . . . 25
Braunſtein 27
Brauwer (Hadrian) 28
Bravo 29
Bravourarie . . . . —
Brawe (Joachim Wilhelm von) —
Breccie . . . . —
Brecher . . . . —
Brechung der Lichtſtrahlen . —
Brechungswinkel, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen 31
Bredow (Gabr. Gottfried) . —
Breisgau . . . . —
Breite (geographiſche) . . . 32
Breitinger (Joh. Jac.) . . —
Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel) 33
Bremen 34
Brennbare Luft, ſ. Gasarten 35
Brennglas . . . . —
Brennſilber 36
Brennſpiegel . . . . . . —
Brennſtoff (Phlogiſton) . . 37
Brennus (Anführer der Senonen — der Gallier) . . —
Breſche (Breſche-Batterie, ſ. Batterie) 39
Breslau . . . . —
Breſt 40

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von) . . Seite 40
Bretzner (Chriſtoph) . . . 41
Breugel (Peter und ſ. 2 Söhne) —
Breve . . . . —
Brevier 42
Breyhan . . . . —
Briareus od. Aegeon, ſ. Centimanen . . . . —
Bridgewater, ſ. Canäle . . —
Brienne (Kardinal de Lomenie) ſ. Lomenie . . . . . . —
Brienne (Stadt — Schlacht bei) —
Brigade, Brigadier, Brigadegeneral 43
Brigantine, Brigg . . . . —
Brigg . . . . —
Brighella, ſ. Masken . . . —
Brighthelmſtone, Brighton . 44
Brillant, ſ. Diamant . . . —
Brillantiren . . . . . . —
Brille . . . . —
Briseïs, ſ. Achilles . . . . —
Briſſac, ſ. Coſſé . . . . —
Briſſot de Warville (Jean Pierre) . . . . —
Briſtol 45
Britannicus Cäſar 46
Britannien . . . . —
Brizard, ſ. Franzöſiſches Theater 47
Brocken, ſ. Blocksberg . . —
Brockes (Barthold Heinrich) . —
Brockmann (Franz Carl) . . —
Brody 48
Broglio (Franç. Mar. — Vict. Franç. — Claude Vict. — Charles Franç. — Victor) —
Bromius 49
Bronkhorſt (Peter — Johann — Johann van [Glasmaler]) . . . . —
Bronner (Franz Xaver) . . —
Bronze 50
Bronziren . . . . —
Broſchiren 51
Broſſes (Charles de) . . . —
Brot 52
Brot (im Abendmahle) ſ. Hoſtie . . . . —
Brotbaum 53
Broturtheil, ſ. Ordalien . . —
Brotverwandlung, ſ. Transſubſtantiation . . . . . —
Brougham (Henry) . Seite 53
Brouſſonet (Pierre-Marie-Auguſte) 54
Brown (John) 55
Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von) 57
Bruce (James — Michael, ſ. Lavalette) . . . . —
Bruch (medicin.) 59
Brücke 60
Brückenbrüder, ſ. Brüderſchaften 61
Brüder u. Schweſtern des freien Geiſtes . . . . —
Brüdergemeinde (evangeliſche) —
Brüderſchaften (religiöſe) . . 63
Brühl (Heinrich — Friedrich Aloyſius Graf von) . . . 70
Brühl (C. F. Moritz, Graf von) 72
Brumaire (der 18) 74
Brun (Charles Le) . . . —
Brun (Charles François Le) Herzog von Piacenza . . 75
Brunck (Richard Franz Philipp) —
Brunduſium (jetzt Brindiſi) . 76
Brune (G. M. A.) Reichsmarſchall . . . . —
Brunehold, Brunichild . . . 78
Brunelleschi (Filippo) . . . —
Brunet, ſ. Pariſer Theater . 79
Brünn . . . . —
Brunnen- und Badereien . 80
Bruno der Große 82
Bruno (der heilige) . . . —
Brüſſel 83
Bruſt 84
Bruſtwehr . . . . —
Brutal-Impfung 85
Brüten der Vögel, Brütöfen . —
Brutto 86
Brutus (Lucius Junius) . . 87
Brutus (Marcus Junius) . —
Brüyere (Jean de la) 89
Bruyn (Corneille le) . . . —
Bryant (James) . . . 90
Bubna (Graf von) . . . . —
Bucentaur . . . . —
Bucephalus 91
Buch . . . . —
Buchanan (Georg) . . . . —
Bucharei 92
Buchdruckerkunſt . . . . —
Büchercenſur 96

Bücherformat . . . Seite 98
Bücherkataloge 99
Büchernachdruck 100
Bücherprivilegium 101
Bücherverbot, ſ. Büchercenſur —
Buchhalterei, Buchſchuld . . —
Buchhandel, Buchhändler . 102
Büchſe 105
Buchſiren od. Bugſiren . . —
Buchſtaben, ſ. Schrift . . —
Buchſtabenrechnung, ſ. Algebra —
Bucht, ſ. Bai . . . . . —
Bückeburg, ſ. Lippe . . . —
Buckinck (Arnold) . . . . —
Buckingham (Georg Villiers, Herzog von) . . . . . —
Bückler (Joh.) genannt Schinderhannes 108
Bucoliſches Gedicht, ſ. Idylle 109
Buddäus (Guillaume) eigentl. Budé . . . . —
Budget . . . . —
Buenos Ayres 110
Buffon (G. L. L. Graf von) 111
Bouffone, Bouffon . . . 113
Bufoniten 114
Bukareſt . . . . —
Bukowina, ſ. Galizien und Oeſterreich . . . . . . —
Bulen, (Boolen) oder Buleyn (Anna) . . . . —
Bulgarei, ſ. Türkei . . . 115
Bulimie . . . . —
Bull (John) . . . . . . —
Bulls (irländiſche) . . . . —
Bulle 116
Bullion . . . . —
Bülow (Heinrich von) . . . 118
Bülow (Friedr. Wilhelm Graf) von Dennewitz 119
Bülow (Graf von) 120
Bund, ſ. Teſtament . . . —
Bund (deutſcher), ſ. Deutſchland und deutſcher Bund . 121
Bundſchuh . . . . —
Buol-Schauenſtein (Baron v.) —
Buonaparte (Familie) . . . —
Buonaparte (Joſeph) . . . 122
Buonaparte (Napoleon) . . 124
Buonaparte (Maria Françoiſe Joſephine). 146
Buonaparte (Lucian) Seite 147
Buonaparte (Louis) 149
Buonaparte (Jerome) . . . 150
Buonarotti, ſ. Angelo (Michel) 151
Burchiello (Domenico) . . . 152
Burdſcheit, ſ. Aachen . . . —
Bureau . . . . —
Bürger (Gottfr. Aug.) . . —
Bürger, ſ. Bürgerſtand . . 155
Bürgerliche Geſellſchaft, ſ. Staat —
Bürgerkrone . . . . . . —
Bürgerſchulen . . . . . —
Bürgerſtand, Bürgerliche, Bourgeoisie 157
Burgfriede 158
Burggraf . . . . —
Bürgſchaft (Caution) . . . —
Burgunder, burgundiſche Reiche, Burgund . . . . . —
Burgunder Wein 162
Burke (Edmond) . . . . —
Burleigh, ſ. Cecil 164
Burlesk . . . . —
Burmann (die Philologen) . 165
Burman (Gottlob Wilhelm) eigentl. Bormann . . . 166
Burnet (Gilbert) 167
Burney (Charles) — Franciska d'Arblay) 168
Burns (Robert) 169
Burſche . . . . —
Busbecq (Augier Ghislen von) 170
Büſch (Joh. Georg) . . . —
Büſching (Ant. Friedrich) . . 171
Buſchmänner 173
Buſembaum (Hermann) . . 174
Büſte . . . . —
Buſtrophedon 175
Bute (John Stuart, Graf von) —
Buttler (Samuel) 177
Burtorf (Johann I. d. Vater — Johann II. d. Sohn — Joh. Jacob — Johann III.) . 178
Byng (George) Lord-Viscount Torrington — John) . . 179
Byron (John) . . . . . —
Byron (George Gordon, Lord) 180
Byſſus 181
Byzantiner . . . . —
Byzantiniſche Schriftſteller . 186
Byzanz, Byzantium . . . 188

C.

C . . . . Seite 188
Cabale . . . . —
Cabanis (Pierre Jean George) —
Cabarrus (François, Graf von) 189
Cabbala, Cabbaliſten . . . 190
Cabinet 191
Cabinetsbefehle, ſ. Cabinet — in Beziehung auf England, ſ. Continental-Syſtem und Großbritannien . . . . —
Cabochon . . . . —
Cabotage, Cabotier, Cabotiren —
Cacaobaum, Cacaobohne, Cacaobutter . . . . . . —
Cachet (Lettres de) . . . . —
Cacherie 192
Cäcilie (die heilige) . . . . —
Cacodämon, ſ. Agathodämon —
Cacus . . . . —
Cada Moſto od. Ca da Moſto (Luigi da) . . . . —
Cadenz 193
Cadi 194
Cadiz od. Cadix . . . . . —
Cadmus aus Phönicien — von Milet 196
Caduceus . . . . —
Caffa 197
Caffarelli, ſ. Majorano . . —
Caffee . . . . —
Caffeehäuſer 198
Caffern . . . . —
Cagliari . . . . —
Caglioſtro (Graf) . . . . —
Cagots 200
Cahors-Weine . . . . . . —
Caille (Nicolas-Louis de la) 201
Caimakan 203
Cairo . . . . —
Calabrien, ſ. Neapel . . . —
Calais . . . . —
Calas (Jean) . . . . —
Calcedon od. Chalcedon, ſ. Achat — calcedoniſch . . 204
Calchas . . . . —
Calciniren . . . . —
Calcutta 205
Caldara (Polidoro) gen. Caravaggio 207
Calderon (Don Pedro) de la Barca Henao y Riano . . —
Caledonier 209
Calembour . . . . Seite 210
Calender . . . . —
Caliari (Paolo) gen. Paul Veroneſe 214
Caliber, Caliberſtab, Viſirſtab, Artilleriemaßſtab . . . . —
Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus) . . . 215
Calixtiner od. Utraquiſten . 216
Callico 217
Callimachus . . . . —
Callipygos, ſ. Venus . . . 218
Callot (Jacques) . . . . . —
Calmar 219
Calmoucks . . . . —
Calonne (Charles Alexandre de) —
Calottiſten 221
Calpe . . . . —
Calprenede (Gautier de Coſtes de la) . . . . —
Calpurnius (Titus Julius) . 222
Calquiren . . . . —
Calvarienberg 223
Calvart (Dionys) . . . . —
Calvin (Johann) . . . . —
Calydon 227
Camaldulenſer . . . . . . —
Camayeu, ſ. Grau in Grau —
Cambaceres (J. J. Regis de) Herzog von Parma . . . —
Cambrai od. Camerich . . . 228
Cambridge (Stadt) . . . 229
Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von) —
Cambyſes (Vater — Sohn des Cyrus) . . . . —
Camee 230
Camenen (Camönen) . . . —
Cämentation . . . . —
Camera clara — Camera lucida — Camera obſcura . . 231
Cameralwiſſenſchaften . . . —
Camerarius (Joachim I.) . . 234
Camerarius (Joachim II. — Johann Rudolph — Elias Rudolph — Elias — Rudolph Jacob — Alexander) 235
Camillus (Marcus Furius) . 236
Camiſarden, Cavalier . . . 238
Cammer, Cämmerei, Cammergericht, Reichskammergericht —
Cammermuſik, Cammerton . —
Camoens (Luis de) . . . 239
Campagna di Roma . . . 241

Campanien . . . . Seite 243
Campbell (Thomas) . . . . —
Campe (Joach. Heinr.) . . . —
Campecheholz 245
Camper (Peter) . . . . . . —
Campetti, ſ. Wünſchelruthe . 246
Campher . . . . —
Campidoglio, ſ. Capitol . . 247
Campiſtron . . . . —
Campo Formido . . . . . . —
Campomanes (D. Petro Rodriguez, Graf von) . . . —
Canaan, ſ. Paläſtina . . . 248
Canada, ſ. Amerika und Nordamerika . . . . —
Canal, Pas de Calais, ſ. Calais . . . . —
Canäle . . . . —
Canariſche Inſeln 250
Canaſter, ſ. Tabak 252
Candia . . . . —
Candidat . . . . —
Candirte Sachen, Candis . . 253
Canitz (Friedrich Rud. Ludwig Freiherr von) . . . . . —
Cannä (Schlacht bei) . . . —
Canneliren, Cannelirt, Canelirung 255
Cannibalen, Cannibaleninſeln, ſ. Caraiben . . . . . . —
Canning (George) . . . . —
Cano (Alonzo od. Alexis) . 256
Canon . . . . —
Canonen 258
Canonikus, ſ. Stift . . . 260
Canonik . . . . —
Canoniſche Bücher, ſ. Apokryphiſche Bücher und Canon —
Canoniſation . . . . —
Canoniſches oder Kirchenrecht —
Canoſſa 261
Canova (Ritter Antonio) . . —
Canſtein (Carl Hildebrand von) 265
Cantabile . . . . —
Cantate (Singſtück — Sonntag) —
Cantemir (Demetrius) . . . 266
Cantemir (Antiochus od. Conſtantin Demetr.) . . . . —
Canterbury (Anſelm Biſchof von) 267
Cantharidèn, ſ. Fliege . . . —
Can . . . . —
Canton 268
Canut I., König von Dänemark —
Canzone . . . . . Seite 270
Canzonetta . . . . —
Cap . . . . —
Capacität 272
Capellen (Kirchen) . . . . —
Capellen (Muſik-), Capellmeiſter 273
Capello (Bianca) . . . . . —
Caper 274
Capet, Capetinger, ſ. Frankreich 275
Capi Aga, Capigi . . . . . —
Capillargefäße, ſ. Haargefäße —
Capitän . . . . —
Capital, ſ. Kapital . . . . —
Capitälchen . . . . —
Capitel . . . . —
Capitolium . . . . —
Capitulation 276
Capo d'Iſtrias (Joh., Graf von) 277
Cappadocien . . . . —
Capri, Capreä . . . . . . —
Capriccio, Caprice 278
Caprification . . . . . . —
Capua . . . . —
Capuciner, ſ. Franziscaner . —
Caput-Mortuum . . . . . —
Caracalla (M. Aurel. Anton. Pius Baſſianus Britannicus) —
Caroccas od. Venezuela . . 280
Caraccioli (L. Antonio de — Vicekönig von Sicilien) . . 281
Caracten . . . . —
Caraibiſche Inſeln, ſ. auch Antillen . . . . —
Caraiten od. Caräer 282
Caravaggio (Michel Angelo Amerighi od. Morigi, gen. Michel Angelo di) . . . —
Caravaggio, ſ. Caldara . . —
Caravanen — Thee, ſ. Thee —
Caravanſerais . . . . . . —
Carbonari . . . . —
Carbunkel, Karfunkel, Rubin 283
Carcaſſe . . . . —
Cardano (Geronimo) . . . —
Carden, Weberdiſteln . . . 284
Cardinat (geiſtl. Würde — Getränk) 285
Cardinoïde . . . . —
Carga . . . . —
Carikatur (Zerrbild) . . . —
Carl der Große 288
Carl IV. (deutſcher Kaiſer) . 294

Carl V. (deutſch. Kaiſer) Seite 296
Carl VI. (deutſcher Kaiſer) . 301
Carl VII. (deutſcher Kaiſer) . 303
Carl der Kühne (Herzog von Burgund) . . . . —
Carl VII. (König von Frankreich), ſ. Frankreich u. Jeanne d'Arc 306
Carl IX. (König v. Frankreich) —
Carl I. (König von England) 308
Carl II. (König von England) 313
Carl XII. (König v. Schweden) 315
Carl XIII. (König v. Schweden) 320
Carl XIV. Johann (König v. Schweden) 321
Carl Emanuel I. (Herzog von Savoyen) 325
Carl Eduard, ſ. Eduard . . 326
Carl Eugen (Herzog v. Würtemberg) . . . . —
Carl IV. (König v. Spanien) 327
Carl (Theodor Anton Maria) Freiherr von Dalberg . . —
Carl Ludwig (Erzherzog von Oeſterreich) 329
Carli (Giovanni Rinaldo, Graf) 330
Carlos (Don) 331
Carlowitz 335
Carlsbad . . . . —
Carlsruhe 336
Carmagnole 337
Carmel, Carmeliter . . . . —
Carmer (Joh. Heinr. Caſemir, Graf von) 339
Carmin . . . . —
Carmontelle . . . . —
Carmoſiren od. Carmuſiren . —
Carnationen, ſ. Nacktes . . —
Carneades von Cyrene . . . 340
Carneval, Faſching, ſ. auch Faſtnacht . . . . —
Carnies, ſ. Säule . . . . . —
Carnot (Lazare Nicolas Margaretha) . . . . —
Caro (Annibale) 342
Carolina, ſ. Halsgerichtsordnung . . . . —
Caroline Amalie Eliſabeth — Charlotte Auguſte (Prinzeſſin von Wallis) . . . . . . —
Carolinger 346
Carotten . . . . —
Carouſſel . . . . —
Carpathen . . . . Seite 346
Carpzov (Benedikt I. — Benedikt II.) . . . . —
Carracci (Lodovico — Agoſtino — Annibal — Paolo) . . —
Carrey, ſ. God save the King 348
Carrier (Jean Baptiſte) . . —
Carro (Giovanni di) . . . 349
Carronaden od. Caronaden . 350
Carſtens (Asmus Jacob) . . —
Cartätſche 351
Cartell . . . . —
Carteſius, ſ. Descartes . . —
Carthagena — (Neu=) . . —
Carthago . . . . —
Carthäuſer 354
Carton 355
Cartouche (Louis Dominique) —
Cartouche 356
Caryatiden . . . . —
Caſa (Giovanni della) . . . —
Caſan . . . . —
Caſanova (Franz — Jacob — Johann) 357
Cäſar (Cajus Julius) . . . —
Caſas (Bartolomeo de las) 362
Caſes (Em. Aug. Dieudonné, Graf v. Las), ſ. Las Caſes —
Caſaubon (Iſaac de — Meric) —
Caſchemir 363
Caſematten 364
Caſimir III. (König v. Polen) —
Caſino 365
Caſiri (Michael) 366
Caſpiſches Meer . . . . . —
Caſſandra . . . . —
Caſſas 367
Caſſel (Heſſen=) od. Kurheſſen —
Caſſel (Stadt) 368
Caſſini (Giovanni Domenico — Jacques — Cäſar François — Jacques Dominique, Graf) 370
Caſſius Longinus (Cajus) . 372
Caſtagnetten . . . . —
Caſtalia . . . . —
Caſtannos (Don Francesco de) —
Caſten 373
Caſti (Giovanni Battiſta) . . 374
Caſtiglione (Baltaſarre) . . 375
Caſtilien 376
Caſtlereagh (Heinr. Robert Stewart, Lord Viscount Marquis Londonderry) . . . —

Caſtor und Pollux . Seite 377
Caſtrametation 378
Caſtration, Caſtraten, Caſtriren 379
Caſtrum Doloris . . . . —
Caſuar . . . . —
Caſuiſtik . . . . —
Cäſur . . . . —
Caſus 381
Catachreſe . . . . —
Catakomben . . . . —
Catakuſtik 382
Catafalk, ſ. Caſtrum Doloris —
Catalani (Angelica) . . . . —
Catalonien, ſ. auch Spanien 383
Cataraкt, ſ. Staar und Waſſerfall . . . . —
Catarrh, ſ. Schnupfen . . —
Cataſter . . . . —
Catechetik, Catechumenen . . 385
Categorien 386
Catel (Componiſt) 388
Catharina von Medici . . . —
Catharina I. (Kaiſerin v. Rußland) 390
Catharina II. (Kaiſerin v. Rußland 391
Catharina Paulowna . . . 395
Cathedrale . . . . —
Catheten . . . . —
Catholicismus . . . . . . —
Catholiſche Majeſtät . . . 400
Catilina (Lucius Sergius) . —
Catinat (Nicolas) 403
Cato d. Cenſor (Marcus Porcius) —
Cato von Utica (Marcus Porcius) 405
Catoptrik 408
Cats (Jacob) . . . . —
Cattaro . . . . —
Cattegat 409
Catten . . . . —
Catullus (Cajus Valerius) . —
Cattun 410
Caukaſus . . . . —
Cauſalität 413
Cauterium, Cauteriſiren . . 414
Caution, ſ. Bürgſchaft . . —
Cavalcanti (Gui) . . . . . —
Cavallerie, Cavallerie-Geſchütz —
Cavanilles (Antonio Joſeph) . 415
Cavata, Cavatina 416
Cavendiſh (Henry) . . . . —
Cayenne, ſ. Guiana . . . 417
Caylus (Graf) . . . . . . —
Cazes (de), ſ. Decazes Seite 418
Cazotte (Jaques) . . . . —
Cazwini (Zacharia Ben Mohammed) 419
Cecil (William) Baron v. Burleigh . . . . —
Cekrops 421
Cefalonien . . . . —
Celebes . . . . —
Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürſt von) 422
Cellarius (Chriſtoph) . . . —
Cellini (Benvenuto) . . . 423
Celſus (Aurelius Cornelius) . —
Celten 424
Cement, ſ. Cäment . . . . —
Cenci (Familie) . . . . . . —
Cenis (der Berg) 425
Cenotaphium . . . . —
Cenſor . . . . —
Cenſur, ſ. Büchercenſur . . —
Cenſus . . . . —
Centauren 426
Centgerichte . . . . —
Centiare . . . . —
Centimanen . . . . —
Centlivre (Suſanne) . . . 427
Centner . . . . —
Centralbewegung . . . . . —
Centralfeuer 428
Centralkräfte . . . . —
Centralverwaltung . . . . . —
Centrifugalkraft, ſ. Centralkräfte 429
Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte . . . . —
Centurie . . . . —
Cephalus . . . . —
Ceracchi (Joſeph) 430
Cerberus . . . . —
Cerealien . . . . —
Cerebralſyſtem . . . . . . —
Ceremoniel der europäiſchen Mächte . . . . —
Ceres 433
Cerinthus, ſ. Gnoſtiker und Tauſendjähriges Reich . . 434
Certe Partie . . . . —
Certioration . . . . —
Cerutti (Giuſeppe Antonio Joachimo) . . . . —
Cervantes Saavedra (Miguel de) 435

Ceſarotti (Melchior) Seite 437
Ceſſion 438
Ceto, ſ. Phorcus 439
Cette . . . . —
Ceuta . . . . —
Cevallos (Don Pedro) . . . 440
Ceylon od. Seilan 440
Chagrin, ſ. Schagrin . . . 441
Chalcedon, ſ. Achat . . . —
Chaldäa, Chaldäer . . . . —
Chaldäiſche Chriſten, ſ. Sekten, ſyriſche u. Thomaschriſten . 442
Chalif, ſ. Kalif . . . . . —
Chalkographie, ſ. Kupferſtecherkunſt . . . . —
Chaloupe . . . . —
Chamade . . . . —
Chamäleon . . . . —
Chambers (Ephraim) . . . —
Chambery 443
Chambre ardente . . . . . —
Chamfort (Sebaſtian-Roch-Nicolas) . . . . —
Chamouny 444
Champagne . . . . —
Champagne (Philipppe) . . 445
Champagner Weine . . . . —
Champignons 446
Champion . . . . —
Chamſin . . . . —
Chan oder Khan . . . . . —
Chandler (Richard) . . . . —
Chaos 447
Chapelle (eigentl. Claude-Emanuel Luillier) . . . . . —
Chappe d'Auteroche (Jean) . —
Chappe (Claude) 448
Chaptal (Jean Antoine Claude) Graf von Chanteloup, ꝛc. . —
Charade 449
Charaktere . . . . —
Charakter, Charakteriſtik . . 450
Chardin (Jean) 459
Charette de la Coutrie, ſ. Vendee . . . . —
Charfreitag . . . . —
Chargé d'Affaires, ſ. Geſandten . . . . —
Charitinnen, ſ. Grazien . . —
Charkow . . . . —
Charlatan . . . . —
Charlestown 460
Charlottenburg . . . . . —
Charon . . . . —
Chäronea . . . . Seite 460
Charoſt (Armand-Joſeph de Bethune, Duc de) . . . —
Charpentier (Joh. Fr. Wilh. von) 461
Charron (Pierre) . . . . . —
Charta magna . . . . . . —
Charte (la) 462
Charybdis . . . . —
Chaſſeki . . . . —
Chaſteler (Joſ. Gabr. Marquis von) . . . . —
Chatam (William Pitt, Graf von) 464
Chateaubriand (François Auguſte, Vicomte de) . . . 465
Chateauroux (Marie Anne, Ducheſſe de) 466
Châtelet 467
Chatillon (Congreß zu) . . —
Chatoulle 473
Chatterton (Thomas) . . . —
Chaucer (Geoffrey) . . . 475
Chaufepié (Jacques George de) 476
Chaulieu (Guillaume Amfrye de) . . . . —
Chaumont (Vertrag von) . . 477
Chauſſée (Pierre Claude-Nivelle de la) 478
Chauſſeen, Kunſtſtraßen . . . —
Chaux (la) de Fonds . . . 479
Chaveau Lagarde 480
Checks . . . . —
Chemie . . . . —
Chemnitz 484
Chenal 485
Chenier (Marie-Joſeph de) . —
Chenille 486
Cherbourg . . . . —
Cheribon, Cheribon-Kaffee . 487
Cherſon . . . . —
Cherſoneſus 488
Cherub, Cherubim, Seraphim —
Cherubini (Luigi) . . . . . —
Cherusker 489
Cheſter 490
Cheſterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von) . . —
Cheval (à) 491
Chevalier (Jean Baptiſte Le) . —
Chiabrera (Gabriel) 492
Chiari (Pietro) . . . . . . —
Chiaroſcuro, ſ. Grau in Grau und Helldunkel 493

Chiffre, Chiffriren . Seite 493
Chili, ſ. Südamerika . . . —
Chiliaſten, Chiliasmus, ſ. Tauſendjähriges Reich . . —
Chimära . . . . —
Chimboraſſo, ſ. Cordilleras . —
China . . . . —
Chinarinde 502
Chineſiſche Sprache, Schrift u. Literatur 503
Chio, ſ. Scios 504
Chiragra . . . . —
Chirographariſch . . . . . —
Chirologie, Chironomie . . —
Chiromantie . . . . —
Chiron 505
Chirurgie 506
Chladni (Ernſt Florenz Friedrich) 507
Choc 509
Chocolade . . . . —
Choczim . . . . —
Chodowiecki (Daniel Nicolas) —
Choiſeul (Etienne François de) 510
Choiſeul-Gouffier (M. A. G. L. Graf von) 512
Chor (Schauſpielk. u. Muſik — Chorherren, Chorbiſchof, Chorgericht 513
Choral 514
Choregraphie . . . . . . —
Choriambe, ſ. Rhythmus . . —
Chorographie . . . . . . —
Chouans . . . . —
Chriſam 515
Chriſt (Joſeph Anton) . . . —
Chriſtenthum . . . . —
Chriſtian II. (König v. Dänemark) 520
Chriſtian VII. (König v. Dänemark) 523
Chriſtian Friedrich v. Holſtein . 524
Chriſtiania 525
Chriſtine (Königin v. Schweden) 526
Chriſtoph (Herzog v. Würtemberg) 528
Chriſtoph (Sanct) 531
Chriſtoph, ſ. Hayti u. Heinrich —
Chriſtus, ſ. Jeſus . . . . . —
Chriſtusköpfe . . . . . . —
Chromatiſch 532
Chroniſch, Chroniſche Krankheiten . . . . —
Chronodiſtichon, Chronogram . 533
Chronologie . . . . Seite 533
Chronometer 534
Chryſalide, ſ. Schmetterlinge . —
Chryſeïs, ſ. Achilles . . . —
Chryſippus . . . . —
Chryſolith . . . . —
Chryſopras od. Chryſopas . 535
Chryſoſtomus (St. Johannes) —
Chur 537
Churchill (Charles) 538
Churfürſten 539
Chylus, Chylification . . . 542
Cibber (Colley — Theophilus — Suſanne Marie) . . . —
Ciborium 543
Cicero (Marcus Tullius) . . —
Cicerone . . . . —
Cicisbeo . . . . —
Cid (Don Rodrigo Diaz, Graf v. Vivar, genannt der) . . 549
Cider 551
Cigarro 552
Cignani (Carlo) . . . . . . —
Cilicien . . . . —
Cilicium (Gewand u. Gürtel) . 553
Cimabue (Giovanni) . . . —
Cimaroſa (Domenico) . . . —
Cimbern od. Cimmerier . . 554
Cimon 555
Cincinnatus (Lucius Quinctius) 557
Cinna (Luc. Cinna—Cornelius) —
Cino da Piſtoja 558
Cinque Ports, die Fünfhäfen . —
Ciprian (der Heilige) . . . 559
Cipriani (Giambattiſta) . . —
Cirkaſſien . . . . —
Circe 561
Circenſiſche Spiele . . . . —
Circumvallationslinie . . . 563
Circus . . . . —
Cirkel . . . . —
Cis 564
Cisalpiniſche Republik . . . —
Cisrhenaniſche Republik . . 565
Ciſterzienſer . . . . —
Citadelle 566
Citiren . . . . —
Citronen . . . . —
Ciudad Rodrigo 567
Civilliſte . . . . —
Civilrecht . . . . —
Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude) 572

Clarence (W. H. Prinz v. England, Herz. von) . Seite 574
Clarendon (Edward Hyde, Graf von) . . . . —
Clarinette 575
Clarke (Samuel) 576
Claſſe . . . . —
Claſſiſch, Claſſiker . . . . —
Claude Lorrain, ſ. Gelee (Claude) 579
Claudianus (Claudius) . . —
Claudius (Tiberius) Druſus Cäſar . . . . —
Claudius (Matthias) genannt Asmus 580
Clauſeln (im Juriſtiſchen und in der Muſik) 581
Claves, Claviatur, ſ. Clavis . —
Clavicylinder, ſ. Chladni . . —
Clavier, Clavichord . . . —
Clavier- oder Discantſchlüſſel, ſ. Schlüſſel 582
Clavijo y Flaxardo (Don Joſeph) . . . . —
Clavis (Muſik) . . . . . —
Clemence-Iſaure . . . . —
Clemens XIV. 584
Clement (Jacques) 585
Clementi (Muzio) . . . . —
Cleopatra 586
Clerfayt (Graf) 587
Cleve 588
Clienten . . . . —
Clifford (Georg) Graf v. Cumberland . . . . —
Clifford (George) Rechtsgelehrter 589
Clima . . . . —
Climakteriſch 591
Climax . . . . —
Clinik . . . . —
Clinton (Sir Henry) . . . 593
Clinton (Georg) . . . . —
Clio . . . . —
Clive (Robert) 594
Clodius (Chriſtian Auguſt — u. ſ. Sohn, Prof. zu Leipzig) 596
Clodwig, od. Clodowig . . 597
Clootz (Baron von) 598
Clotho, ſ. Mythologie [griechiſche] und Parzen . . . 599
Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore) . . —
Clubb . . . . Seite 600
Cluniacenſer, ſ. Benedictiner —
Clytämneſtra . . . . . . —
Cnidus, ſ. Gnidus 601
Coalition (chemiſch und diplomatiſch) . . . . —
Cobbett (William) 602
Cobenzl (Ludwig, Graf von) 603
Cobi . . . . —
Coblenz 604
Coburg (Fürſtenthum) . . . 605
Coburg (Friedr. Joſias, Herz. von Sachſen) . . . . . —
Cocagna 606
Cocceji (Heinrich — Samuel — Carl Ludwig Freiherr von) 607
Cochenille . . . . —
Cochin (Charles Nicolas I. — II.) . . . . —
Cochinchina 608
Cocon 610
Cocosbaum . . . . —
Cocytus 611
Code civil français oder Code Napoléon . . . —
Codex 614
Codicill . . . . —
Codrus . . . . —
Coefficienten . . . . . . —
Coehorn (Menno, Baron von) —
Coeur (Jacques) 615
Cognaten 616
Cohäſion . . . . —
Cohorte, ſ. Legion . . . . —
Coimbra . . . . —
Colardeau (Charles Pierre) . 617
Colberg . . . . —
Colbert (Jean Baptiſte) . . 618
Colchis 622
Cöleſtiner . . . . —
Cölibat . . . . —
Coligni (Gaspard de) . . . 623
Coliſeum 624
Collateralverwandte . . . —
Collator . . . . —
Collé (Charles) . . . . . —
Collectiv, Collectivglas . . 625
Collegialſyſteme, Collegialgewalt . . . . —
Collegianten, ſ. Rheinsburger —
Collegiatſtiftkirche . . . . —

Collegien, Colleges Seite 625
Collin (Schlacht bei) 627
Collin (Heinr. Joſeph Edler v.) 628
Collin d'Harleville (Jean François) 629
Colliſion 630
Cölln (Friedrich von) . . . —
Cöllniſche Mark 631
Colloredo (Fabricius — Rudolf — Franz — Franz Gundacar von Mansfeld — Hieronymus — Joſeph) . . . . —
Collot d'Herbois . . . . . —
Colman (George I. — II.) . 632
Cöln . . . . —
Colombo (Chriſtoforo) . . . 633
Colonien 638
Colonialwaaren 652
Colonna (Marc. Ant. — Ant.) 654
Colonna (Vittoria) . . . . —
Colonne 655
Coloratur . . . . —
Colorit, ſ. Farbengebung . . —
Coloß, coloſſaliſch . . . . —
Columbus, ſ. Colombo . . 656
Columella (Luc. Jun. Moder.) —
Coluren . . . . —
Combabus . . . . —
Combination, Combinationslehre . . . . —
Comenius (Johann Amos) . —
Comes palatinus 657
Comet 658
Comines (Philippe de) . . 659
Comitate, ſ. Geſpanſchaften . 660
Comitien . . . . —
Comma (Klanglehre — ſ. Interpunktionszeichen) . . . —
Commanderie, Commende, Commenthurei . . . . . . —
Commelin (Jerome — Johann — Caspar — Iſaak) . . —
Commerſon (Philibert) . . —
Commiſſionshandel . . . . —
Committee 663
Commodore, Commodore-Schiff —
Commodus Antonius (L. Aelius Aurelius) . . . . —
Communion, ſ. Abendmahl . 664
Como . . . . —
Comos 665
Compagnie . . . . —
Comparativ, ſ. Nomen adjectivum . . . . —
Comparſen, Comparſerie S. 665
Compaß 666
Competenz, Competenzrecht . 667
Compoſition . . . . —
Compreſſibilität, Compreſſionsmaſchine 668
Compromiß 669
Concav . . . . —
Concert, Concertirend . . . 670
Conceſſion . . . . —
Concetti . . . . —
Conchilien . . . . —
Concilium . . . . —
Conclave 673
Concomitanz, ſ. Abendmahl . —
Concordanz . . . . —
Concordat 674
Concordia 676
Concordien-Formel . . . . —
Concret . . . . —
Concubinat 677
Concurs, Concursmaſſe, Concursproceß . . . . . . —
Concuſſion . . . . —
Condamine (Charles Marie de la) . . . . —
Condé (Louis de Bourbon, Prinz von) 678
Condé (Louis Joſeph de Bourbon, Prinz von) 679
Condé (Louis Henri Joſeph, Herzog von Bourbon) . . 680
Condenſation . . . . . . —
Condillac (Etienne Bonnot de) 681
Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis von) 682
Confeſſion, Confiteor . . . 685
Confirmation . . . . . . —
Confucius 686
Congo 687
Congregationen 689
Congreß und Congreſſe . . —
Congreve (William) 706
Congreve (William) 707
Conjugation, Conjunction, Conjunctiv, ſ. Sprachlehre . . —
Conjunction in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte . . . . —
Connetable . . . . —
Cönobit, ſ. Anachoret, Klöſter und Mönchsweſen . . . —
Conradin von Schwaben . . 708

Conring (Herrmann — Eliſa Sophia — Maria Sophia) . . . . Seite 708
Conſalvi (Ercole) 709
Conſcription . . . . —
Conſecration 710
Conſens . . . . —
Conſervatorien . . . . . . —
Conſigniren 711
Consilium abeundi . . . 712
Conſiſtorium . . . . —
Consolato del mare, ſ. Handelsrecht 713
Conſole . . . . —
Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds . —
Conſonanten . . . . —
Conſtable, Conſtabler . . . —
Conſtant de Rebecque (Benjamin) 714
Conſtantia-Wein, ſ. Cap . 715
Conſtantin Paulowitſch . . —
Conſtantinopel . . . . . . —
Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) der Große 719
Conſtellation 721
Conſtitutionen 722
Conſul 736
Conſulta 738
Conſumtionsſteuern . . . . —
Contagium 740
Contarini (Familie) . . . —
Contat (Louiſe, Frau von Parny genannt) 742
Conté (Nicolaus Jacques) . —
Contemplation 743
Conti (Abt Antonio Schinelle) —
Continent . . . . —
Continentalſyſtem . . . . —
Contingent 749
Contour, ſ. Umriß 750
Contrabande, Contrebande . —
Contra-Proteſt 751
Contrapunkt . . . . —
Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten und Remonſtranten . —
Contraſt . . . . —
Contratône, ſ. Tabulatur . . 753
Contravallationslinie, ſ. Circumvallationslinie . . . —
Contre-Alt . . . . —
Contreſcarpe . . . . —
Contribution . . . . —
Controle 754
Controverſe . . . Seite 754
Contumax . . . . —
Contumaz . . . . —
Conty, ſ. Bourbon (Haus) . 757
Conus, ſ. Kegel . . . . . —
Convent, Conventicula . . . —
Conventionalſtrafe, ſ. Strafrecht . . . . —
Conventionsgeld, ſ. Münzfuß —
Convergenz . . . . —
Converſation . . . . —
Convex, Convexgläſer, ſ. Concav und Linſengläſer . . 760
Convictorium . . . . —
Convoy . . . . —
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten —
Convulſionen, ſ. Krampf . . —
Cook (James) . . . . . . —
Copal 763
Copeke . . . . —
Copenhagen . . . . —
Copernicus (Nicolaus) . . 765
Copie, Copiren 767
Copir-Maſchinen 768
Copten . . . . —
Copuliren, Copulation . . . —
Coran . . . . —
Corai (Adamantius) . . . 769
Corday d'Armans, (Marie Aline Charlotte) . . . . . . —
Cordeliers 771
Cordilleras, Andes . . . . . —
Cordon 773
Cordova . . . . —
Corea 774
Corelli (Arcangelo) . . . . —
Corfu 775
Corilla, ſ. Improviſatoren . —
Corinna . . . . —
Corinth . . . . —
Corinthen, ſ. Roſinen . . . 776
Corinthiſches Erz — Hauptſaal — Höfchen — Vorhaus — Säulenordnung, ſ. Säulenordnung . . . . —
Coriolan 777
Cork 778
Cornaro (Lodovico) . . . . —
Corneille (Peter) 779
Corneille (Thomas) . . . 782
Cornelia 783
Cornelis (Cornelius) . . . —
Cornelius Nepos . . . . . —
Cornelius (Peter) . . . . . —

Corniche, der Karnieß, ſ. Säule Seite 784
Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von) . . . . —
Coromandel 785
Coroner . . . . —
Corps . . . . —
Corpulenz 786
Corpus 787
Corpus catholicorum und evangelicorum . . . . —
Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand 788
Corpus juris 789
Correct, Correctheit . . . —
Correggio (Antonio Allegri, genannt Antonio da) . . . 791
Corregidor 793
Correſpondent (der hamburgiſche unparteiiſche) . . . —
Corſaren 794
Corſica . . . . —
Corſo 796
Cortes . . . . —
Cortez (Fernando) 797
Cortona (eigentl. Pietro Berettini) 798
Corunna 799
Cosmiſch, Cosmogenie, Cosmologie, Cosmopolit . . 800
Cosmo I. von Medici, ſ. Mediceer . . . . —
Coſſé (Charles de) Marſchall von Briſſac . . . . . . —
Coſter (Laurens) . . . . —
Coſtnitz, Koſtanz oder Konſtanz 801
Coſtume 802
Cothurn (Kothurn) 804
Cotin (Charles) . . . . . —
Cotopaxi . . . . —
Cottin (Sophie Riſtaud) . . 805
Cottus, ſ. Centimanen . . 806
Coucy (Renaud, Caſtellan von) —
Couliſſen 807
Coulomb (Charles Auguſtin de) 808
Coup 809
Coupon 810
Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe . . . . . . —
Cours . . . . —
Court de Gebelin (Antoine) . —
Couſtou (Nicolas — Guillaume I. — Guillaume II.) . —
Covenant, Covenanter . . . —
Cowley (Abraham) . Seite 812
Cowper (William) . . . . —
Coxe (William) 813
Coypel (Noël — Antoine — Noël Nicolas — Charles Antoine) 814
Coyſevox (Antoine) . . . . —
Cracau 815
Cramer (Johann Andreas) . —
Cramer (Carl Friedrich) . . 816
Cramer (Wilh. — Joh. Baptiſt) —
Cranach (Lucas) . . . . —
Crapelet (Charles — A. G.) 818
Craſſus (Luc. Licinius — M. Licinius) . . . . . . —
Craven (Lady Eliſabeth) . . —
Crebillon (Prosper-Jolyot de) 819
Crebillon (Claude-Prosper-Jolyot de) 821
Credere, del Credere — Credit — Creditiv 822
Creditſyſtem . . . . . . —
Creeks 823
Crefeld 824
Cremnitz, cremnitzer Dukaten . 825
Cremona . . . . . —
Cremor tartari . . . . —
Creolen . . . . . —
Crescendo . . . . . —
Creſcentiis (Petrus de) . . 826
Creſcenzi (D. Juan Baptiſta) —
Creſcimbeni (Giovanni Maria) 827
Creta 828
Creticus, ſ. Rhythmus . . —
Creüſa, Tochter des Krechteus — Tochter des Priamus . —
Creutz (Guſtav Philipp Graf v.) —
Creuz (Friedrich Carl Caſimir Freiherr von) 829
Creuzer (Friedrich) 830
Crevenna (Peter Anton) gewöhnl. Bolongaro Crevenna 832
Crichton (James) . . . —
Crillon (Louis de Balbe) . . 833
Crillon-Mahon (Louis, Herz. v.) 835
Criminalrecht 836
Crimm, ſ. Taurien . . . 840
Criſis . . . . —
Criterium . . . —
Croatien . . . —
Cromford auch Crumford . . 841
Cromwell (Oliver, Richard, Heinrich) . . . —
Cronberg 852

Cronegk (J. Fr. Freiherr von) Seite 852
Cronſtadt 853
Cröſus . . . . —
Croup 854
Crown = glaß, Kronglas . . 855
Crozat (Joſ. Anton, Marquis dû Chatel) . . . . —
Cruſade 856
Crusca (Academia della), ſ. Akademie . . . . —
Cruſius (Chriſtian Auguſt) . —
Cruzada (Kreuzbulle) . . . —
Crypto, Cryptographie, Cryptogamie, Cryptogamik . . 857
Cryſtall und Cryſtalle . . . —
Cuba . . . . —
Cubus 858
Cueva (Juan de la) . . . 859
Cujas (Jacques) gen. Cujacius, ſein Sohn Jacob und ſeine Tochter . . . . —
Cullen (William) 861
Culm (Schlacht bei) . . . —
Culmination 863
Cultur 864
Cumä . . . . —
Cumberland (Herzog von) . —
Cumberland (Richard) . . . —
Cunersdorf (Schlacht bei) . 865
Cunigunde (die heilige) . . 867
Cupido 868
Curaçao . . . . —
Curatel, ſ. Vormundſchaft . —
Curchill, ſ. Marlborough . . —
Cureten, ſ. Korybanten . . —
Curiatier, ſ. Horatier . . . —
Curie . . . . —
Curiſches Haff 869
Curius Dentatus (M. Annius) —
Curland . . . . —
Curſiv (Schrift), ſ. Antiqua Seite 871
Curſus . . . . —
Curtius (Markus) . . . . —
Curtius Rufus (Quintus) . —
Cusco oder Cuzko 872
Cuſtine (A. P. Graf von) . —
Cuſtos 873
Cüſtrin . . . . —
Cutter . . . . —
Cuvier (G. L. Chr. Fr. Dagobert, Baron von) . . . . —
Cuxhaven 876
Cybele . . . . —
Cykliſche Dichter, ſ. Griechiſche Literatur 877
Cykloide, Radlinie . . . . —
Cyklopen 878
Cyklus . . . . —
Cylinder 879
Cymbel, Cymbal 880
Cyniker, Cynismus . . . . —
Cynoſura . . . . —
Cynthius, Cynthia . . . . —
Cypern und cypriſche Weine . —
Cypreſſe 881
Cypris, Cypria, Cypripor . —
Cyrenaiker . . . . —
Cyrilliſche Buchſtaben . . . —
Cyrillus von Jeruſalem, von Alexandrien, aus Theſſalonich —
Cyrus, Sohn des Kambyſes — des Darius Nothus . . . 883
Cythera jetzt Cerigo . . . 884
Czartoryski (Adam Fürſt), deſſen Sohn gleiches Namens u. Gemahlin des Letztern . . —
Czenſtochau (Czenſtochowa) . 886
Czernitſcheff (Graf), ſ. ruſſiſch=deutſcher Krieg . . . . —
Czerny (Georg), ſ. Servien . —

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon)

Bd.: 2. Br - Cz. - 1824

Leipzig 1824

Enc. 256 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402011-9